F. A. Stocker

Vom Jura zum Schwarzwald



Germ. sp.
245n
Jura

Vom Jura zum Schwarzwald.

Geschichte, Sage, Land und Leute.

Herausgegeben
unter Mitwirkung einer Anzahl Schriftsteller und Volksfreunde
von

F. A. Stocker,
Redaktor der „Basler Nachrichten“.

II. Serie.

Aarau,
Druck und Verlag von H. R. Sauerländer & Co.

[1887]

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Vom Jura zum Schwarzwald.

Geschichte, Sage, Land und Leute.

Herausgegeben
unter Mitwirkung einer Anzahl Schriftsteller und Volksfreunde
von

F. A. Stocker,
Redaktor der „Basler Nachrichten".

II. Serie.
1. Abteilung.

Aarau,
Druck und Verlag von H. R. Sauerländer & Co.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Inhalt.

Seite

Inhalt.



Gleiches Unglük macht
Todfeinde wieder zu Brüdern.

Heinrich Zschokke

Brief a.d. Helv. Dir. 28 VI 1799.

Beiträge zur politischen Thätigkeit Heinrich Zschokke's
in den Revolutionsjahren 1798—1801.

Von J. Keller-Zschokke.

I. Zschokke's Eintritt in die Schweiz, Aufenthalt in Reichenau.
3. Sept. 1795—Ende Mai 1798.

Es war am 3. Sept. 1795, als Heinrich Zschokke zum ersten Mal bei Schaffhausen den Schweizerboden betrat, der ihm durch seltsame Fügung des Schicksals fortan zur zweiten Heimath werden sollte.

Er war damals ein junger Mann von 24 Jahren, hoch und kräftig gebaut. Schwarzbraune Haarlocken, dem zu jener Zeit noch in Mode stehenden Haarzopfe entgegen, fielen frei auf Hals und offene Krause herunter; über den tiefblauen freundlichen und zugleich durchgeistigten Augen wölbte sich eine Denkerstirne mit ungewöhnlich stark hervortretenden Stirnbeulen; schmale Lippen und ein auffallend starkes Kinn verriethen eine seltene Energie.

In seinem Vaterlande Preußen war er unmöglich geworden. Nach Absolvirung seiner Studien hatte er sich (24. März 1792) zu Frankfurt a./O. mit der akademischen Würde eines Dr. Philosophiæ und Magisters bonarum artium, sowie der licentia concionandi in preußischen Landen bekleidet, als Privatdozent habilitirt und rasch die Sympathien der Studentenschaft erworben. Als er dann aber im Herbst 1794 um eine Professur sich bewarb, war er, angeblich wegen allzu jugendlichen Alters, zur Geduld verwiesen worden.

Der dazumal allmächtige, aber reaktionäre Minister Wöllner hatte es dem jungen Gelehrten nicht vergessen können, daß er ihm zur Zeit

eines Besuches in Frankfurt, da die ganze akademische Welt dem Hochgestellten unterthänigst die Aufwartung machte, nicht ebenfalls seine Huldigungen darbringen wollte.

Zugleich mochten die freiheitlichen Ideen, die in dem jungen Zschokke gährten, ihm die Ungnade des Herrn Kultusministers zugezogen haben. Zschokke hatte nämlich vorausgehend in einer schwungvollen Hymne die Prinzipien der französischen Revolution verherrlicht und sonst in Flug- und Zeitschriften gegen überlebte Anschauungen und Zustände geeifert: Gründe genug, den jungen Brausekopf niederzuhalten.

Wer die Jugendgeschichte Zschokke's kennt, seine frühzeitige Verwaisung, die Mißhandlungen von Seiten hartherziger Anverwandten und Vormünder, seine ungerechten Zurücksetzungen in der Schule, seine kühnen Selbstbefreiungs-Versuche u. s. w., wird verstehen, wie in Zschokke ein unverwüstlicher Freiheitsdrang und ein tiefgewurzelter Haß gegen jede Knechtung des Geistes und Unterdrückung der Menschenrechte sich entwickeln mußte.

In seinen innersten Gefühlen durch die erfahrene Zurücksetzung verletzt, wandte er der ihm sonst lieb gewordenen akademischen Thätigkeit den Rücken. Umsonst suchten ihn dortige Freunde durch ehrenvolle Aufnahme in die Gesellschaft der Wissenschaften und Künste [1] ihrem Kreise zu

---

[1] Die Urkunde lautet:

Die unter der Regierung Friedrichs II. gestiftete und von Sr. jetztregierenden Königl. Majestät allerhöchst Selbst bestätigte Gesellschaft der Wissenschaften und Künste zu Frankfurt an der Oder, welche sich mit Männern von Genie, Gelehrsamkeit, Talenten und edelm gemeinnützigen Geiste näher zu verbinden wünschet, um den Anbau der Gelehrsamkeit und der ernsteren sowohl als der schönen Wissenschaften zu befördern, ernennet hiemit den Heinrich Johann Daniel Zschokke, Doktor der Weltweisheit, wegen Seiner in den schönen Wissenschaften * sich erworbenen Ruhmes und Verdienstes zu Ihrem Mitgliede. Sie läßt dem Herrn Dr. J. H. Zschokke an allen den Vorzügen und Vortheilen Theil nehmen, welche aus dieser literarischen Verbindung fließen können; hat aber auch die Hoffnung, daß Er für den Zweck und den Ruhm dieser Gesellschaft durch Seine gelehrten Beiträge thätigst sorgen werde.

Urkundlich unter dem Insiegel der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften und unter der Unterschrift Ihres Präses und Sekretärs

Frankfurt an der Oder, den 4. Mai 1795.

J. P. F. Dettmars,

Doktor der heiligen Schrift, der Gottesgelahrtheit ꝛc.

* Zschokke hatte schon folgende Schriften herausgegeben:

1790. Lohenstein als dramatischer Dichter, wahrscheinlich die erste Veröffentlichung Zschokke's.

erhalten. Als die Frühlingssonne sein Katheder beschien, packte er ein, um auf Reisen zu gehen, „bis er den Fehler allzujugendlichen Alters abgelegt haben würde".

Zschokke wollte zunächst „das heilige römische Reich von Norden nach Süden durchkreuzen, dann das Land seiner kindlichen Vorliebe, die Schweiz, schauen; dann das gährende Frankreich mit dem politischen Vulkan Paris, endlich die üppige Natur und Kunst Italiens und das alte Grab der Gräber, Roma." [2]

So stand er am 3. September 1795 am Rheinfall zu Schaffhausen und im Begriffe, dasjenige Land zu betreten, das er von Jugend auf als eine „Felsenburg der Freiheit" hochgehalten hatte. Als ihm dasselbe von seinen eisgekrönten Alpenzacken, im Abendgolde erglüht, den Erstlingsgruß entgegenbrachte, warf er sich, von innerem Bewegen überwältigt, zur Erde nieder und küßte sie „wie Vaterlandsboden".

Nicht nach einem vorgefaßten Reiseplan, sondern mehr der Laune des Zufalls und den Eingebungen des Augenblicks folgend, durchstreifte er die Gauen und Thäler des Schweizerlandes. In Zürich und Bern machte er längern Aufenthalt und fand in den dortigen Gelehrtenkreisen freundliche Aufnahme.

Gegen Ende des Winters 1795/96 begab sich Zschokke nach Paris, voll Ungeduld, die Verwandlungen eines großen Reiches unter dem Panier der Freiheit zu sehen. Aber von Ekel ergriffen, wandte er sich bald ab von dem Zerrbild der Freiheit, das Paris bot. „Egalité, liberté, las man an allen Orten; doch grinsten daneben die ausgestrichenen Worte „ou la mort", aus darüber gepinseltem Kienruß." Statt nach dem südlichen Frankreich zu gehen, wie sein erster Reiseplan gewesen, kehrte er zurück nach der Schweiz, [3] „dem Friedensreich der Alpen, wo der Mensch,

1791. Graf Monaldeschi, Trauerspiel.
Aphorismen über relative Schönheit.
Schwärmerei und Traum in Fragmenten, von Johann v. Magdeburg. I. Band.
1793. Die schwarzen Brüder, eine abenteuerliche Geschichte von M. I. R. („mir") 3 Bde.
Ideen zur psychologischen Aesthetik. Entstanden aus seinen Vorträgen.
1794. Abellino, der große Bandit, Roman von Ihdz. (Joh. Heinr. Dan. Zschokke.)

[2] Selbstschau.

[3] Im April 1796.

wenn auch roh und unbeholfen, doch wahr und einfach wohnt, umringt vom prachtvollen Gotteswerk der Natur."

Im Spätherbst 1796 durchwanderte er dann zu Fuß die Hochthäler Uri's und Graubünden's und kam nach Chur. Er beabsichtigte, dort sein Reisegepäck abzuwarten, das ihm von Bern aus nachgeschickt wurde und sodann über Mailand und Florenz nach der ewigen Roma zu ziehen. — Das Schicksal hat es anders gefügt.

In Chur besuchte er einen Landsmann, gebürtig aus einem Dorfe bei Magdeburg, den greisen, im Kanton Graubünden hochangesehenen Nesemann. Derselbe führte damals in dem Schlosse Reichenau das Direktorat über eine von Johann Baptist von Tscharner patronisirte Lehr- und Erziehungsanstalt.

Das Seminar zu Reichenau, welches übrigens Namen, Ort und Patronat mehrmals gewechselt hat, war damals die einzige höhere Unterrichtsanstalt für Graubünden und die angrenzenden Kantone. Es erfreute sich auch in weitern Kreisen eines guten Rufes. Männer wie Cäsar Laharpe, Bürgermeister Reinhard, Pictet, Lefort u. s. w. sind aus ihr hervorgegangen; in ihr hatte Louis Philipp, der nachmalige König der Franzosen, unter dem civilen Namen eines Monsieur Chabaut-Latour Verborgenheit und Schutz gefunden.

Nun aber war die Anstalt zurückgegangen. Politische Reibereien zwischen den Parteihäuptern Bünden's wirkten störend auf ihre Frequenz ein. Als Zschokke dieselbe kennen lernte, zählte sie bei fünf Lehrern nur noch fünfzehn Zöglinge. Sollte die Anstalt wieder gedeihen, mußte sie dem Einflusse der Familie Tscharner entzogen und unabhängig vom Faktionenwesen geleitet werden.

Hiefür schien Zschokke der richtige Mann zu sein. Durch seine literarischen Leistungen bestens empfohlen, hatte er den fernern Vortheil, daß er als Fremdling eine von allen Parteien unabhängige Stellung einnahm. Nach einigem Zögern willigte Zschokke ein. Er ließ Italien fahren und übernahm zunächst versuchsweise, dann vom 9. Dezember 1796 an pachtweise, die Leitung der Anstalt und die Verwaltung der zu ihr gehörenden Schloßgüter.

Es liegt nicht in der Aufgabe dieser Arbeit, hier spezieller auf die erzieherische Thätigkeit Zschokke's im Seminar Reichenau einzutreten. Wir wollen nur anführen, daß er mit der ihm eigenen Energie und Originalität die ganze Anstalt innert Kurzem umgewandelt und ihr das Zu-

trauen aller Parteien erworben hat, so daß sie nach Jahresfrist schon über 70 Schüler zählte.

Dagegen darf von uns nicht die Bearbeitung zweier bündnerischen Volks- und Schulbücher unerwähnt bleiben, weil sie später auf die persönliche Stellung des Verfassers zu den politischen Kämpfen des Landes nicht ohne Einfluß geblieben sind.

Die erste dieser Schriften, zunächst nur für seine Zöglinge bestimmt, war betitelt: „Historische Skizzen der ewigen drei Bünde im hohen Rhätien." Sie hatte die hohe Tendenz, wie er selbst im Vorworte angibt, „jene Einfalt der Sitten, jene Frömmigkeit des Sinnes, jene Treue und Gerechtigkeit, die unvertilgbare Liebe der Freiheit zu pflegen, durch welche der Freistaat der drei Bünde in den höchsten Alpen seine Jugend ehrwürdig gemacht hat." Mit patriotischer Zuschrift überreichte er dieses Werk dem Landtage der Republik Graubünden, welcher dasselbe nicht nur drucken ließ, sondern den Verfasser mit dem bündnerischen Bürgerrechte beschenkte, [4] einer Gabe, die damals weder erkäuflich noch erbittlich war. [5]

Das andere Schriftchen war betitelt: „Das neue und nützliche Schulbüchlein zum Gebrauche für die wißbegierige Jugend im Bündnerland, enthaltend: 1) einen kleinen Katechismus; 2) eine kurze Geschichte des Vaterlandes; 3) eine kleine Weltbeschreibung oder Nachricht von den allermerkwürdigsten Sachen in der Welt. Verfasset und herausgegeben von einem Freunde der guten und fleißigen Kinder des Bündnerlandes, auf Kosten wohlthätiger Bündner. Malans bei J. G. Berthold 1798." Die Absicht dieses in urchigem Volkstone gehaltenen Büchleins war, „für das unglaublich verwahrloste und verwilderte Volksschulwesen des Landes Besseres anzubahnen."

In der gleichen Absicht traf Zschokke im Seminarium Einrichtungen, daß Landschullehrer unentgeltlich gebildet werden könnten. Dieselben sollten einen Sommer in der Anstalt zubringen, um sich mit Sachkenntnissen zu bereichern und über die Methode des Unterrichtes und der Erziehung zu belehren. Im nächsten Jahre sollte der Anfang gemacht werden. Aber schon hörte man von Ferne das dumpfe Tosen eines Sturmes, der wetterschnell heraufgezogen kam und jählings die edelsten Pläne zernichtete.

---

[4] 23. März 1798.

[5] Schweiz. Republ. 30. April 1798.

II. Zschokke's politische Thätigkeit in und für Bünden.

Juli 1798 — 21. April 1799.

Es dürfte sich hier empfehlen, kurze Umschau zu halten über die damalige politische Lage der Schweiz sowohl als auch Graubünden's.

Im Jahre 1798 brach der alte ehrwürdige Bund der 13 Kantone auf eine seiner unwürdige Art zusammen. Wohl hatten ihre Gesandten am 25. Januar 1798 auf der Tagsatzung zu Aarau, vollzählig wie nie seit der Reformation, noch einmal den Bundesschwur gegenseitiger Treue pomphaft erneuert und waren dann mit ihren Weibeln, Reitern, Köchen und Perrüquiers geräuschvoll auseinander gegangen. Aber die alte Treue hielt nicht mehr.

Schon vorher, am 17. Januar, hatte die kleine Stadt Liestal, von Bonaparte die patriotische genannt, einen Freiheitsbaum aufgestellt, den ersten auf dem Boden der deutschen Schweiz. Baselstadt folgte am 20. Januar. Am 24. wurde die „lemanische Republik" ausgerufen, vier Tage nachher rückte Menard mit einem fränkischen Heer in die Waadt ein. Am 2. März öffneten Solothurn und Freiburg den Franzosen die Thore. Am 5. Mai fiel nach vergeblichem Ringen Bern, das stolze Bern, das seit seiner Gründung, 1191, noch nie einen Feind in seine Mauern einziehen sah. Die Regierungen fielen ruhmlos, unbeweint; nur das Volk hatte in den Kämpfen bei Neueneck und Grauholz eine Tapferkeit gezeigt, würdig der alten Väter.

Zusammenberufen durch Brune, tagten in Aarau seit dem 12. März, die Abgeordneten der Mehrzahl der schweizerischen Kantone, ihrer 80 Anfangs, 111 später. Ohne Diskussion hatten sie die von dem französischen Direktorium diktirte Verfassung der „Einen und untheilbaren Republik" angenommen und sich konstituirt.

Am 26. April richtete das Vollziehungsdirektorium an diejenigen Kantone, die sich noch fern gehalten hatten, eine erste Aufforderung, sich Helvetien anzuschließen.[6]

Diese Aufforderung erging auch an die Bündner. Aber erst am 14. Mai soll dieselbe in die Hände des Bundespräsidenten und landtäg-

---

[6] Tagebuch der helv. Reg. I, pag. 47 und 190.

lichen Ausschusses gelangt sein. Gleichen Tages noch wurde dem helvetischen Direktorium eine ausweichende Antwort gegeben.[7]

Alt fry Rhätien war ein zugewandter Ort zur alten dreizehnörtigen Eidgenossenschaft. Es durfte, wenn es seine eigene Sache betraf, die eidgenössische Tagsatzung beschicken und in Kriegszeiten Hilfe und Zuzug von derselben begehren; dagegen stand es auch zu Oesterreich und Frankreich in bindenden Beziehungen. Dieses Zwitterverhältniß brachte Bünden Unglück.

Bünden war laut Erbeinigung mit dem Hause Oesterreich vom Dez. 1518 pflichtig, jeden feindlichen Durchpaß zum Angriffe Tyrols und Vorarlbergs zu wehren, freie Werbung zur Vertheidigung jener beiden Länder zu gestatten und getreue Aufsicht und Nachbarschaft zu halten. Dagegen machte sich die österreichische Regierung anheischig, jedem der drei Bünde jährlich 200 Gulden auszubezahlen. Ebenso besaß Frankreich in Folge des ewigen Friedens 1516 das Recht der freien Werbung in den bündnerischen Thälern.[8] Sowohl Oesterreich wie Frankreich hatten ihre politischen Residenten im Lande; Oesterreich den Baron von Cronthal in Chur, Frankreich Guyot in einem Flügel des Schlosses Reichenau.

Graubünden selbst bildete damals ein Konglomerat von 26 kleinen, ziemlich selbstherrlichen Republiken, Hochgerichte genannt, mit besondern Verfassungen, Gesetzen und Gerichtsbarkeiten. Diese Hochgerichte hatten sich wiederum in drei unter sich gesönderte Bünde zusammengethan, von denen jeder sein eigenes Bundeshaupt und seine eigene Bundesversammlung besaß. Nach Außen bildeten die drei Bünde, durch lose Verträge zusammengehalten, eine Art von Gesammtstaat. Das Volk selbst lebte, unbekümmert um die Fortschritte des Jahrhunderts, hoch an seinen Bergabhängen in altväterlicher Genügsamkeit und Unwissenheit.

Es ist erklärlich, daß bei sothanen Verhältnissen dem Magnatenthum einzelner angesehener und reicher Familien im Lande gerufen wurde und das Faktionenwesen einen überaus günstigen Boden fand, auf welchem die Agenten Frankreichs und Oesterreichs in wüstem Intriguenspiel sich bekämpfen konnten.

So standen sich die österreichisch gesinnte Familie der Salis und die patriotisch oder französisch gesinnten Familien der Tscharner, Planta und Bavier in erbittertem Hasse gegenüber und ermüdeten nicht, einander die

---

[7] Gesetzl. Beschlüsse 204.

[8] Helv. Zeit. 290 und Z. historische Denkwürdigkeiten.

größten wie die kleinsten Staatssünden, Verfassungsverletzungen und Bestechungskünste aufzuspüren und zu enthüllen. Die Pacht der Zölle bildete unter Anderm einen stehenden Streitartikel.

Der Parteihader fand neue Nahrung, als am 22. und dann definitiv am 28. Oktober 1797 Bonaparte die bisherigen Unterthanenlande Veltlin, Chiavenna und Bormio von Bünden ablöste und mit der neu gegründeten cisalpinischen Republik verband. Nicht ohne Grund wurde der Verlust dieser schönen Gebiete und mit ihnen die Einbuße bedeutenden Privatbesitzes im Werthe von ungefähr 8 Mill. Gulden — wodurch viele bündnerische Familien total verarmten — der aristokratischen Faktion der Salis in die Schuhe geschoben, welche der Aufnahme dieser Gelände als vierten Bund in den Staatsverein abgeneigt war und geflissentlich die Beschickung der von Bonaparte zur Vermittlung angesetzten Konferenz verzögert hatte.

In diese Parteizerwürfnisse hinein war die Aufforderung der helvetischen Regierung gelangt, daß sich Graubünden der neugeschaffenen Republik anschließe. Die Klüftung der Parteien wurde dadurch je länger desto schroffer. Während die Patrioten der Vereinigung das Wort sprachen, erblickten die aristokratischen Geschlechter, schon tief genug gebeugt, in ihr den Untergang ihrer Hoffnungen und befürworteten den Anschluß an Oesterreich.

Zschokke, der sich bis dahin von der Politik fern gehalten hatte und nur seiner Anstalt lebte, sah sich gezwungen, auf Ende Mai 1798 dieselbe zu schließen, weil die Eltern ihre Söhne heimriefen. Gegen seinen Willen wurde er in die Bewegung hinein gerissen. Ihm schien der Anschluß an Helvetien für die republikanischen Institutionen und die Freiheit Bünden's eine größere Gewähr zu bieten als der Anschluß an Oesterreich; daher hielt er zur patriotischen Partei, zu welcher auch die damalige Regierung gehörte.

Am 23. Juni war die Aufforderung der helvetischen Regierung, unterstützt durch das französische Direktorium, an Graubünden erneuert worden. Vorher, am 2. Mai, hatten die Kämpfe bei Schindelegi, Rothenthurm und Morgarten stattgefunden und hatten die Franken sich in Schwyz, Glarus und Uri festgesetzt; von Osten her, als Antwort darauf, näherten sich die Oesterreicher den Grenzen. Die regierende Partei, zitternd, daß beim Wiederausbruch des Krieges zwischen Oesterreich und Frankreich Graubünden zum Kampfplatz beider Heere gemacht werden könnte, wollte

der Aufforderung entsprechen, unter der Bedingung, daß Bünden von französischen Truppen verschont und in seinem Eigenthum gesichert bleibe.

Zschokke rieth, diesen Vorschlag der Regierung durch eine populäre Flugschrift in allen Gemeinden des Landes zu verbreiten. Er selbst arbeitete unter Zustimmung der Regierung dieselbe aus, die dann in die verschiedenen Landessprachen übersetzt, in tausenden von Exemplaren ihren Weg durch alle Thäler Bündens bis in die letzte Hütte gefunden hat. Sie trug die bezeichnende Aufschrift: „Freie Bündner, verlaßt die braven Schweizer nicht! Ein nothwendiger und letzter Zuruf an die biederen und nachdenkenden Vaterlandsfreunde.“ In volksthümlicher, markiger Sprache führte sie aus, daß bei der drohenden Nähe der feindlichen Heere nur ein muthiger Entschluß Bünden retten könne — der Anschluß an die Schweiz. Bei der Umgestaltung aller bisherigen staatlichen Verhältnisse sei ohnehin für Bünden an eine Aufrechthaltung seiner Unabhängigkeit nicht mehr zu denken. Frankreich verlange diesen Anschluß; es wolle darin einen Beweis von Zutrauen und Freundschaft erkennen; es werde gerne bei den bezüglichen Verhandlungen vortheilhafte Bedingungen gestatten. Auch sei die Vereinigung mit der Schweiz das alleinige Mittel, das Kirchen- und Schulwesen zu verbessern, eine unparteiische Justizpflege herbeizuführen, den Handel und Gewerbsfleiß zu heben und einen Theil des Veltlin's nebst dem dort verlorenen Privatvermögen der Bündner zurückgewinnen.

Diese Schrift war in zwei Tagen vergriffen; sie rief eine gewaltige Aufregung im Volke hervor. Für und wider die Vereinigung ward in allen Gemeinden gestritten. In Chur wurde die Flugschrift von einer Bauernrotte öffentlich verbrannt; im Schamserthal wurde der Verfasser anathematisirt, während man denselben in Maienfeld, Malans und anderwärts hochpries.

Von Taverna erschien eine Gegenschrift: „Aufruf an alle Bündner.“ „Keine Vereinigung, hieß es da, mit der verwüsteten, unglücklichen Schweiz! Bleiben wir für uns. Wer will französische Räuberbrigaden in unsere friedlichen Thäler rufen, daß sie die Religion unserer Väter vernichten, unsere alten Freiheiten zertreten, unsere Hütten plündern, das Vieh fortführen, unsere Weiber und Töchter schänden, unsere Söhne auf fremde Schlachtfelder schleppen? Wer will Hochverrath? Niemand unter uns, als die französische Faktion im Lande!“

Am 29. Juli 1798 verwarf die große Mehrheit des Volkes die Vereinigung Bünden's mit der helvetischen Republik. Nun ungezügelte

Wuth gegen Alle, welche für das Gegentheil gesprochen oder gestimmt hatten. Die patriotische Partei war verloren. Der landtägliche Regierungsausschuß wurde gezwungen, sich aufzulösen und die öffentliche Verwaltung seinen aristokratischen Widersachern zu überlassen.

Die von Salis, im Besitze der Gewalt, waren maßlos im Gebrauche derselben. Privathaß und Parteirache beuteten den errungenen Sieg aus. Wer die Vereinigung mit der Schweiz empfohlen hatte, wurde verfolgt und geächtet. Hundert und hundert der sogenannten Patrioten retteten sich durch Flucht vor dem Grimm des aufgewiegelten Volkes, das nicht Leben und Eigenthum schonte. Selbst der Dichter Salis-Seewis, der nicht mit den Ansichten seiner Familie einig ging, mußte bei Nacht mit seiner Gattin über die Kunkelser Alpen flüchten. Bauern verfolgten ihn und sandten ihm Flintenschüsse nach.

Zschokke, welcher seine unfreiwilligen Anstaltsferien zu naturgeschichtlichen Studien benützte, hielt sich in Reichenau unter dem Schutze des französischen Gesandten sicher. Als trotzdem sein Leben mehrmals in größte Gefahr kam, entschloß er sich zur Flucht.

Zehn Tage nach der Abstimmung, den 9. August, schwamm er auf breitem Holzflosse, Chur vorüber, den Rhein hinab nach Ragaz, über den Weltlauf der Dinge sich seltsame Gedanken machend. In Ragaz fand er die emigrirten Freunde, die Tscharner, Meier, Joste, Rascher u. A. mehr.

Von den patriotisch gesinnten Gemeinden Malans und Maienfeld war die Anregung ausgegangen, die Minderheiten in den Gemeinden, die für Anschluß an die Schweiz gestimmt hatten, unter sich in Verbindung zu bringen und gegen den widerrechtlich erzwungenen Beschluß der Mehrheit sowohl beim französischen und helvetischen Direktorium, als auch beim landtäglichen Regierungausschusse in Chur feierlichst zu protestiren. Man beabsichtigte, der alten Verbindung mit Bünden, das in Auflösung begriffen sei, zu entsagen und sich der Schweiz einzuverleiben, hoffend, daß dann Oesterreich, wenn ihr Gebiet Schweizerboden geworden wäre, sich scheuen würde, in dasselbe einzubrechen und offenen Friedensbruch zu begehen. Man war so viel als sicher, daß wenn dieser Schritt Erfolg hätte, Davos, Klosters, Süs, Pontresina, Silvaplana, Peist, Flims, Andeer, Steinsberg, Fettan, Remüs, Schleins und St. Moriz dem gegebenen Beispiele folgen würden.

Als erster Abgeordneter an die helvetische Regierung in Aarau war bereits B. v. Tscharner bestimmt. Noch fehlte der zweite. Von den Vor-

geschlagenen wollte keiner sich allzuweit von den Grenzen der Heimath entfernen, in welcher er sein Haus und Vermögen, oft noch seine Familie einem unsichern Schicksale preisgegeben wußte.

Da kam Zschokke. Er hatte in Bünden nicht Familie, nicht Haus und Hof, wohl aber im Schweizerlande manchen einflußreichen Freund. Er willigte ein. Schon am folgenden Tage, den 10. August, brachen die beiden Abgeordneten auf. Als Legitimation trugen sie bei sich ein Schreiben von „Richter und Rath der ganzen Gemeinde Malans d. d. 31. Juli 1798," worin die Einverleibung in Helvetien und die Sicherheit für Eigenthum und Personen Derjenigen gefordert wurde, welche sich für Anschluß an die Schweiz erklärt hatten. Ueber den Rhein aber wurden Vertrauensmänner geschickt, welche die Vollmachten des Engadins und der übrigen helvetisch gesinnten Gemeinden nachbringen sollten. Ueberdies hatten sich 70 Familien aus den verschiedensten Theilen des Kantons der Vollmacht angeschlossen und nachträglich ihre Unterschriften eingesandt.

Die bündnerischen Abgeordneten, Tscharner und Zschokke, fanden in den helvetischen Behörden, mit denen sie zu unterhandeln hatten, ein buntes Gemisch. „Da sah man Männer, zusammengezogen aus allen Gegenden und Winkeln des Landes, die sich selbst gegenseitig Fremdlinge waren, die meist außer dem engen Bezirke ihrer Heimath die übrige Schweiz, ihre verschiedenen Bedürfnisse, Sitten und Verhältnisse nicht kannten, von der verschiedensten Ausbildung, Gelehrte und Unwissende, zuweilen kaum des Schreibens kundige Landleute, fast alle aber in der Regierungskunst unerfahrene Männer, die entweder die Revolution ihrer Kantone gemacht oder sich als Feinde derselben ausgezeichnet hatten, und ihren Sinn in die Staatsversammlung brachten, verschiedener Religion, zum Theil Eiferer für ihre Kirche, zum Theil als Freunde einer schrankenlosen Duldung glänzen wollten. Alle aber fühlten, daß eine neue Zeit angebrochen sei, die ein neues energisches Geschlecht verlange." [9]

Vierzehn Tage verstrichen in Aarau, für Tscharner und Zschokke ohne Erfolg. In Paris und daher auch in Aarau erklärte man, daß nichts Entscheidendes geschehen könne, bis der im Werk liegende Handels-, Offensiv- und Defensivtraktat mit Helvetien abgeschlossen sei. Des Fernern hatten die österreichischen Gesandten in Ragaz und Selz des Bestimmtesten er-

---

[9] Zschokke's Denkwürdigkeiten.

klärt, daß „der Wiener Hof in die Reunion nicht einwilligen würde, besonders wenn sie gewaltsam betrieben werden sollte."

Der erwähnte Traktat wurde zwar am 24. August abgeschlossen, dennoch trat Frankreich auf den Plan einer theilweisen Reunion nicht ein, obschon der französische Resident Guyot denselben empfahl und an Zschokke zu wiederholten Malen [10] geschrieben hatte, „er sei fest überzeugt, daß diese partielle Einverleibung, da der Krieg wahrscheinlich wieder ausbrechen werde, gleich vortheilhaft für die patriotischen Gemeinden wie für Helvetien und Frankreich sein werde." Aber Bonaparte war damals in Egypten; deshalb vermied es das französische Direktorium, den Krieg mit Oesterreich zu erneuern.

Unterdessen dauerte die Emigration in Bünden fort. Die Zerstreuung der Emigranten in Italien und der Schweiz, die Nothwendigkeit, sie alle und ihre Zufluchtsörter zu kennen, das Elend der im Lande Zurückgebliebenen wie der Vertriebenen legten den Gedanken nahe, einen Ausschuß zu bilden, an den sich alle Ausgewanderten anschließen, durch den sie ihre Wünsche den Deputationen in Aarau und Paris mittheilen könnten, und welcher endlich den Hilflosen Unterstützung verschaffen sollte. Um diesen Gedanken zur Ausführung zu bringen, übertrug Tscharner seine Funktionen dem Abgeordneten Zschokke und begab sich nach Ragaz, den 22. August.

So ward Zschokke Diplomat. Er bezeugte später selbst, daß auch ein Diplomat ein ehrlicher Mann bleiben könne, und daß das Geschäft eines politischen Agenten kaum schwieriger sei als das eines tüchtigen Jugendbildners.

Zschokke erhielt von allen Seiten die dringendsten Aufträge, im Falle nicht eine schnelle Reunion erfolgen könnte, das helvetische Bürger- und Niederlassungsrecht für die Emigranten zu erwirken. Nachdem am 25. August Heußi im Großen Rathe der helvetischen Republik den Antrag gestellt hatte, „daß die verfolgten Bündner Patrioten, wenn sie ihr Vaterland verlassen müßten, als helvetische Bürger angesehen und angenommen werden sollten," [11] übergab Zschokke am 26. August, im Namen der Patrioten von Malans und Maienfeld und des gesammten Rhätien's, dem Direktorium ein schriftliches Begehren, welches verlangte, daß „jeder um seiner Anhänglichkeit an Helvetien willen verfolgte Patriot, möge sich auch dereinst Rhätien's

[10] 20. Aug. und 17. Sept.

[11] Schweiz. Rep. 20. Sept. 1798.

Schicksal entwickeln wie es wolle, als helvetischer Bürger angesehen werden solle, wenn er es verlange." [12]

Am 28. August wurde diese Bittschrift mit Empfehlung von Seiten des Direktoriums vor dem Großen Rathe verlesen und mit Beifallgeklatsch aufgenommen. Lüssy forderte die Erklärung, „daß die Bündner Patrioten sich um die helvetische Freiheit verdient gemacht hätten," und Huber, daß man Bürger Zschokke, [13] „einem der Bündner Patrioten und Verfasser der Bittschrift, die Ehre der Sitzung gebe." Wieder mit allgemeiner Akklamation wurde dieser Antrag, sowie ein zweiter, daß Bürger Zschokke den Bruderkuß vom Präsidenten erhalten soll, angenommen. Es war eben eine Zeit großer leidenschaftlicher Aufregungen; die Sitzungen wurden häufig durch Ehrenmeldungen, Bruderküsse, Beifallrufen und Händeklatschen unterbrochen. So wurde Zschokke durch zwei Standesweibel von der Tribüne heruntergeholt und in die Versammlung geführt, wo er, nach patriotischer Ansprache, vom Präsidenten, dem General v. Graffenried, unter lautem Zuruf und Händeklatsch den Bruderkuß erhielt. [14]

Der Beschluß des Großen Rathes wurde vom Senate den 29. August ebenfalls mit allgemeinem Beifallzuruf angenommen; die denselben begleitende Bittschrift Zschokke's auf Muret's Antrag in's Protokoll eingerückt und ihr Verfasser, der sich aber nicht im Saale befand, auf Zäslin's Antrag zur Ehre der Sitzung eingeladen. [15] So kamen die Bündner Patrioten in's helvetische Bürgerrecht. [16]

Am 3. Oktober übergab Zschokke dem Direktorium eine zweite Bittschrift, „daß die rhätischen Helvetier wünschen, das helvetische Direktorium möchte seine Freundschaft von den oligarchischen Machthabern Bünden's zurückziehen und dieselben den Verlust dieser Freundschaft wohl fühlen lassen; sie wären überzeugt, daß Bünden's Volk ohne Waffengewalt von

---

[12] Helv. Arch. 900.

[13] Am 25. und 28. April 1798 hatten die gesetzgebenden Räthe dekretirt, „daß das Wort „Herr" bei allen Autoritäten abgeschafft bleiben, jedoch statt diesem der Gleichheit widerstrebenden Ausdrucke überall das schöne simple Wort „Bürger" gebraucht werden solle" (Tageblatt der Gesetze und Dekrete I, 28).

[14] Schweiz. Rep. 22. Sept.

[15] Schweiz. Rep. 25. Sept.

[16] Tagblatt der Gesetze und Dekrete I, 357, und Neueste Chronik für die Schweiz Nr. 9, pag. 66.

seinem Irrthum und Unabhängigkeitstraum zurückkehren werde, sobald Helvetien und Cisalpinien einverstanden seien und mit einander die Kommunikationen mit Bünden für eine Zeit lang aufheben oder erschweren wollten.[17]

Als Zschokke und die Häupter der patriotischen Partei die Entdeckung machten, daß die Regierung Bünden's mit Oesterreich über eine Besetzung des Landes konspirire, reichte Zschokke, den 13. Oktober, dem Vollziehungsdirektorium der einen und untheilbaren französischen Republik eine Zuschrift ein, worin die Einverleibung der patriotischen Gemeinden, besonders von Malans und Maienfeld in die helvetische Republik ausdrücklich anbegehrt wurde. Man hoffte, daß dieser Schritt, „so bedeutungslos er an sich scheine, doch in kurzer Zeit Rhätien's Gebiet retten und nothwendig ganz Bünden an Helvetien ziehen würde.“[18] Den Patrioten bangte vor der Habsburger Ländergier. Eher Anschluß an Frankreich, als Venedig's Schicksal! Doch Frankreich antwortete nicht; es vermied mit kluger Sorgfalt jeden Anlaß, welcher die angehobenen Friedensunterhandlungen mit Oesterreich hätte stören können.[19]

Am 19. Oktober rückte der österreichische General Auffenberg mit zehn Bataillonen über den Luziensteig vor und besetzte Graubünden und dessen Päſſe nach Italien und der Schweiz. Die Soldaten wurden meistens den helvetisch gesinnten Gemeinden und Haushaltungen auferlegt. In das Gut und Schloß Reichenau kamen 400 Mann; Zschokke's Zimmer wurde mit Gewalt aufgesprengt und seine zurückgelassenen Schriften und übrige Effekten konfiszirt.

Unter dem Schreckensregiment eines obersten und allmächtigen Kriegsrathes, der in Chur eingesetzt worden war, mußten die Patrioten schaarenweise ihre Heimath verlassen, oft sehr eilfertig und ohne Hilfsmittel. Da ihr Vermögen konfiszirt, der Briefwechsel mit denselben und Geldsendungen verboten worden waren, litten Viele bald bittere Noth.

Zschokke, welcher seit der Besitznahme Bünden's durch Oesterreich nicht mehr als Abgeordneter von Malans u. s. w. wirken durfte, vertrat nun die bündnerischen Emigranten bei den helvetischen Behörden als „Agent“. Als solcher ersuchte er den 22. Oktober das helvetische Direktorium, den

[17] Helv. Arch. 901.
[18] Schweiz. Rep. I, 787.
[19] Helv. Genius I b, pag. 40.

Vertriebenen von Staatswegen eine Unterstützung zukommen zu lassen. Infolge dessen beschloß der Große Rath am 23. Okt. und der Senat am 24. Oktober, „es seien die wegen ihrer Anhänglichkeit an die helvetische Republik verfolgten und zu entfliehen gezwungenen Bündner Patrioten laut Gesetz vom 29. August unter den besondern und unmittelbaren Schutz der helvetischen Regierung zu nehmen,[20] als Schweizerbürger anzusehen und nach Bedürfniß zu unterstützen; es seien ferner diejenigen, welche geflüchtete Bündner Patrioten beschimpfen und beeinträchtigen, zur Verantwortung zu ziehen und als Ruhestörer zu bestrafen; endlich sei das Direktorium eingeladen, sich für die Freilassung der für die Sache der Freiheit und wegen ihrer Anhänglichkeit an die helvetische Republik in schwerer Gefangenschaft liegenden Bündner kräftig zu verwenden." [21]

Desgleichen Tages war eine Deputation der Bündner Emigranten, Rittmeister Martin Bavier von Chur, Hans Gaudenz Salis-Seewis und Ambrosius Planta von Malans in Luzern[22] angelangt, um mit Zschokke sich zu berathen, wie ihren dürftigen Parteigenossen Hilfe geleistet werden könnte. Ihnen blieb nichts übrig, als den Behörden den Dank auszusprechen. Dichter Salis sollte der Sprecher sein, aber im entscheidenden Momente entfiel ihm der Muth und Zschokke mußte für ihn in den Riß treten. Dieser hielt dann vor dem Großen Rathe den 24. Oktober eine von hohem Patriotismus getragene Dankrede, welche die Versammlung zu stürmischen Beifallsbezeugungen fortriß. Unter Thränen der Rührung antwortete ihm der Präsident, Dr. Suter von Zofingen, der gelehrte Verfasser der Flora helvetica.[23] Des folgenden Tages, den 25. Oktober,[24] erhielten die Bündner den Vortritt vor dem Senate. Zschokke sprach wieder mit gleichem Erfolge. Hier antwortete ihm Paul Usteri, einer der Einsichtsvollsten im Rathe, und beantragte für die anwesenden Bündner die Ehre der Sitzung und den Bruderkuß durch den Präsidenten; Bay ver-

[20] Tagblatt der Gesetze und Dekrete II, 30.

[21] Schweiz. Rep. 804, 26. Oct. und Tagblatt der Gesetze und Dekrete II, 46.

[22] Die helv. Behörden hatten den 24. Sept. Aarau verlassen und waren nach Luzern, der von Anfang an bestimmten Hauptstadt des neuen helvetischen Reiches gezogen. Z. mit ihnen. Am 4. Okt. war dort die erste Sitzung mit großer Feierlichkeit eröffnet worden.

[23] Schweiz. Rep. I, 818.

[24] Schweiz. Rep. I, 819.

langte den Druck der Rede und erhielt Zustimmung durch allgemeinen Zuruf.[25]

Zschokke entfaltete nun eine große Thätigkeit, seinen rhätischen Landleuten zu helfen. Die Einen bekamen Anstellung in der Verwaltung, Andere sollten die weitläufigen, unangebauten Güter des Klosters Einsiedeln in Pacht nehmen, wozu Zschokke mit Bürger Finsler, dem Finanzminister, in Unterhandlung trat; wieder Andere erhielten direkte Unterstützung. Auch mit eigenen Mitteln half Zschokke. Er litt selbst oft bittern Mangel, verkaufte seine handschriftlichen Werke, seine dramatischen Entwürfe und Uebersetzungen, Romane, die ansonst nie zum Drucke gekommen wären, nahm Vorschüsse auf Werke, die er noch liefern wollte, um die Noth dürftiger Freunde zu lindern.

Zschokke's warme Verwendung für die bündnerischen Landeskinder wurde in Bünden selbst schlecht vergolten. Schon am 23. November schrieb Baron von Cronthal an den rhätischen Kriegsrath:[26]

„Hochwohlgeborne, mächtige Herren! Ich bin überzeugt, daß Eure Weisheiten es sich selbst angelegen sein lassen, die Ehrsamen Gemeinden auf jene unverschämten und lügenhaften Ausdrücke in Zschokke's öffentlichen Schriften[27] aufmerksam zu machen. Da aber in diesen Schriften auch solche Ausdrücke vorkommen, welche den Gesinnungen gerade zuwider sind, von welchen mein allerhöchster Hof diesem löbl. Freistaate eben jetzt so ausgezeichnete Beweise darbietet, und da es für diesen Freistaat eine Schande ist, daß ein solcher Mann von selbem das Bürgerrecht gleichsam zur Belohnung seiner Verdienste erhalten hat, so schmeichle ich mir, daß die Ehrsamen Gemeinden sich gegen diese Ausdrücke des Zschokke auf eine solche Weise äußern werden, die sowohl in als außer dem Lande genugsam beweisen werden, in welchem Grade sie einen solchen Mann und seine lügenhaften Schreiben verabscheuen und mißbilligen. Welches hiemit Eure Weisheiten freundschaftlichst zu erkennen zu geben nicht unterlassen wollte, mit Wiederholung jener unbegrenzten Hochachtung, mit welchen ich stets sein werde

Eurer Weisheiten Dienstbereitwilligst ergebenster

Freiherr von Cronthal."

[25] Schweiz. Rep. 820, 29. Oktober.

[26] Schweiz. Rep. II, 294.

[27] Die Rede vom 26. Oktober.

Daraufhin ersuchte der Kriegsrath „die herrschenden Räthe und Gemeinden, alle und jede ihre Staats- und Gerichtsangehörigen beim Eide aufzufordern, sich bestimmt zu erklären, ob der eint oder andere dem bemeldeten Zschokke einige Vollmacht oder Auftrag ertheilt habe oder nicht.“ [28]

Ein derartiges Geständniß wäre aber als Staatsverbrechen erklärt worden; wurden doch in jener gewaltthätigen Zeit die nicht genügend österreichisch gesinnten Gemeinden, wie Davos, mit Sperrung von Korn und Salz bedroht. [29]

Deßhalb leugneten die Gemeinden Malans und Maienfeld und eine Reihe Personen, [30] Aufträge gegeben zu haben und erklärten, „fürohin mit Bünden zu halten.“ Nur Stadtammann Anton Tanner, der zu Chur in Haft saß, hatte den Muth, einzugestehen, daß er Zschokke den Auftrag ertheilt habe, für ihn das helvetische Bürgerrecht zu erwerben. [31]

Der Kriegsrath machte die verschiedenen Aussagen bekannt, sein Zweck war, Zschokke der öffentlichen Verachtung Preis zu geben und ihn bei den Regierungen Helvetien's und Frankreich's als Betrüger darzustellen.

Zschokke fühlte die Pflicht, namentlich die geheimen, in Bünden zurückgebliebenen Patrioten durch Schweigen zu schonen und ihrer Sicherheit seinen guten Namen zu opfern — so leicht es für ihn gewesen wäre, an Hand der Unterschriften sich öffentlich zu rechtfertigen. [32]

---

[28] Schweiz. Rep. II, 295.

[29] Helv. Zeit. 145.

[30] Schweiz. Rep. II, 296.

[31] Schweiz. Rep. II, 296.

[32] Er schrieb hierüber Folgendes an den Bürger Präsidenten, den 10. Dez. 1798 (Helv. Arch. 901.) „. . . . demzufolge ist ein Inquisitionsschreiben durch Bünden ergangen, daß Jedermann bei seinem Eide aussagen solle, ob er mir Aufträge und Vollmachten, für die Vereinigung mit Helvetien zu arbeiten, gegeben habe. Wahrscheinlich wird es überall ungeachtet meiner Subskriptionslisten geleugnet werden — denn schwer ist es, die Wahrheit unter drohenden Bajonetten auszusprechen. Auch ist es mein Entschluß, mich lieber öffentlich vom ganzen Bündnerland einen strafwürdigen Bürger nennen und meinen Namen dem Galgen anheften zu lassen (wie es in Chur schon geschehen sein soll), als daß ich zur Rechtfertigung meiner Handlungen einen einzigen Menschen in Bünden unglücklich mache &c.“

So wurde Zschokke geächtet und des Bürgerrechts verlustig erklärt. Die Urkunde hierüber, Rathsprotokoll vom 3. Dezember 1798 [33], lautet:

1) Dem Dr. H. Zschokke soll sein ehemals erschlichenes und verlangtes Bürgerrecht wiederum abgenommen und er dessen unwürdig, so wie auch alle seine Schriften für infam und Jedermann nachtheilig erklärt sein.
2) Werden auf seinen Kopf 100 Dukaten geboten, wer ihn todt oder lebendig einliefern würde, und wenn er über kurz oder lang sollte zu bekommen sein, soll ihm der Prozeß nach Rechtsform gemacht, und er nach Verdienen abgestraft werden.
3) Sein Bildniß nebst seinem Namen soll an den Galgen angeheftet werden. —

Nichts desto weniger blieb Zschokke unermüdlich, zu Gunsten der rhätischen Emigranten zu wirken.

Am 26. November belegte der Kriegsrath das Vermögen der Ausgewanderten mit dem Sequester. Dies veranlaßte Zschokke, den 9. Dezember im Namen der Patrioten von Bünden das helvetische Direktorium um Verwendung und Fürsprache beim französischen Direktorium zu bitten, dafür, „daß bei einem allfälligen Frieden den Patrioten ihr völliges Eigenthum wieder zugesichert werde.“ [34] Am 12. Dezember sodann verlangte Zschokke in einem Berichte über die allgemeinen Verhältnisse in Bünden vom Direktorium, „daß Helvetien Vergeltungsrecht übe, auf die Bündner Güter in Helvetien Sequester lege und auch Anweisung gebe, wie die Effekten derselben im Umfange der Republik zum Unterhalt der geflohenen Patrioten benützt werden könnten.“ [35] Am 12. Januar 1799 verwendete sich Zschokke neuerdings beim Direktorium, „daß jeder Bündner Patriot in der helvetischen Legion angestellt werden könne und nicht länger in derselben zu bleiben verpflichtet sei, als bis Bünden wieder zu Helvetien zurückgekehrt sei.“ [36] Als der bündnerische Kriegsrath später alle geflohenen Bündner vor sein Tribunal laden ließ — um einen Vorwand zu haben, sich ihrer Güter zu bemächtigen, — wünschte Zschokke, 3. Februar 1799, vom Direktorium, „daß allen Zeitungsschreibern verboten werde, Citationen

[33] Helvet. Zeit. 145.
[34] Helvet. Arch. 901.
[35] Helvet. Arch. 901.
[36] Helvet. Arch. 900.

ausländischer Regierungen ohne Erlaubniß der Statthalter in ihre Blätter aufzunehmen, und daß man die Vorladungen des bündner Kriegsrathes unterdrücke."[37] Die Regierung entsprach dem Gesuche und ein diesbezüglicher Beschluß wurde allen Regierungsstatthaltern mitgetheilt.

Nach einem Berichte, den Zschokke am 26. Februar 1799 an das Direktorium abgehen ließ, war der Zustand der Emigranten und ihrer in Bünden zurückgelassenen Familien sehr bedenklich. „Auch ich, Bürger Direktoren," schrieb er in demselben,[38] „fange an, den Muth zu verlieren. Vielen Patrioten, vielen ernsteren Männern ergeht es nicht besser. Unwissende Schreier und Junker werden zuletzt auf dem Felde Sieger bleiben. Dies ist bei mir keine bloße Phrase. Ich bin davon so fest überzeugt, daß ich mich schon jetzt nach einer Gegend wünsche, um fern von Luzern in der Stille aber ohne Verdruß und Gram zu leben ꝛc."

Es scheint, daß Zschokke damals an einem endlichen Sieg der Revolution in Helvetien verzweifelte.

Mittlerweile war der zweite Koalitionskrieg wider Frankreich ausgebrochen: Massena hatte, noch vor der förmlichen Kriegserklärung, den 6. und 7. März Bünden wieder erobert und in Chur eine patriotische Regierung eingesetzt. Doch wurde die Reunion Bünden's mit Helvetien verzögert. Deswegen ersuchte Zschokke den Bürger Präsidenten dringend, den 6. April, „daß sofort zur Reunion mit Bünden geschritten werde und daß das Direktorium einen katholischen und einen reformirten Kommissär dorthin sende. Wegen Erschöpfung des Landes sollte es auf zwei Jahre durch das Direktorium von den direkten Abgaben und Contributionen befreit und die noch vorhandenen Kassen dem Lande selbst gewidmet werden."[39]

Am 21. April 1799 wurde wirklich zwischen den Bürgern Schwaller, Mitglied des Senates, und Herzog von Effingen, Mitglied des Großen Rathes, Namens des Vollziehungsdirektoriums einerseits, und Sprecher und Otto, Namens der provisorischen Regierung in Bünden anderseits, die Reunion dauernd vollzogen.[40]

Auch Zschokke ward für die von Seiten der österreichisch gesinnten Regierung erfahrene Unbill volle Genugthuung zu Theil. Er wurde wieder

---

[37] Helvet. Arch. 900.

[38] Helvet. Arch. 900.

[39] Helvet. Arch. 902.

[40] Gesetz vom 24. April 1799, Tageblatt der Gesetze und Dekrete II, 506 und 549.

in das bündnerische Staatsbürgerrecht eingesetzt und die gegen ihn ergangenen Verleugnungen und Verleumdungen wurden öffentlich zurückgenommen. So lesen wir in dem Schreiben des Jb. Tanner, Namens der Munizipalität Maienfeld an den Bürger Zschokke, den 19. März 1799:[41] „... Deshalb ward auch heute die Munizipalität und die ganze Gemeinde versammelt, von ersterer der letztern das Unrecht, das man Ihnen angethan hatte, angezeigt und zugleich angefragt, ob sie nun auch nicht ebenso bereit sei, dasselbige so viel in ihren Kräften steht, zu verbessern. Und ein einhelliges Ja! war die Antwort und ein herzlicher Dank für Alles, was Sie für uns thaten, — den ich Ihnen in ihrem Namen entrichten soll, der Auftrag, den man mir gab. Alles und Jedes, was ist gegen Sie vorgenommen worden, ward nicht nur als Ihnen unschädlich, sondern als in jeder Rücksicht unbillig, ungerecht und boshaft und das einhellig anerkannt. — Leicht hätte die Liebe für Sie noch andere Auftritte erwecken können, wenn man nicht aus Erwägung, daß jede Art von Rache theils mit Ihren eigenen menschenfreundlichen Grundsätzen streitet, anderntheils es auch uns zu keiner Ehre gereicht, wenn wir in die Fußstapfen unserer gewesenen Gegner treten — alle und jede Vorwürfe, sowie jede andere Unordnung geflissentlich unterdrückt hätte. Ich bitte deshalb und darf es auch von Ihnen hoffen, daß Sie alles Vergangene vergessen — daß Sie die Verführung auf der einen, sowie den Zwang auf der andern Seite bedenken, und einen wie den andern vergeben werden." ....

Den 5. April bekam Zschokke ein weiteres Schreiben von der provisorischen Regierung Bünden's selbst:[42] „Die provisorische Regierung Bünden's, eingedenk der großen Verdienste H. Zschokke's um das Vaterland; eingedenk der thätigsten Unterstützung und Hilfe, die er denen zum Auswandern gezwungenen Bündnerpatrioten hat widerfahren lassen; auch bewußt seiner eifrigsten Verwendung für das Volk Bünden's und der Unterhaltung der freundschaftsvollen Gesinnungen des helvetischen Direktoriums, bei allen denen Verfolgungen und schmählichen Behandlungen, welche die entlassene Landesregierung durch ihre schiefen und falschen Vorstellungen bei den Gemeinden erzwungen hat;

erkennt und dekretirt:

„daß Alles dasjenige, was gegen gedachten Bürger H. Zschokke und in öffent-

[41] Schweiz. Rep. III, 266 und helvet. Zeit. 302.

[42] Schweiz. Rep. III, 388.

lichen oder auf solche Weise, und an wen es sonst geschehen sein mag, verkündet hat, annullirt und aufgehoben sein solle; daß der Bürger H. Zschokke den Dank der gesammten bündnerischen Nation sich erworben und in sein verdienstlich erlangtes Bürgerrecht wieder eingesetzt sein solle, welches nicht nur ihm in einem Schreiben angezeigt, sondern durch öffentliche Zeitungen dem gesammten Bündnervolk wissenhaft gemacht werden soll" ꝛc.

Endlich erwähnen wir noch des Schreibens der provisorischen Munizipalität der Gemeinde Malans, 16. April 1799:[43] „... die Ihnen übertragene rechtskräftige Vollmacht haben Sie noch in Händen und diese erkennen wir als gültig, während wir durch diese feierliche Erklärung der Wahrheit huldigen und anmit Ihrer Ehre und Autencität ein vollkommenes Genüge zu leisten hoffen. — Begnehmigen Sie, Bürger, zu gleicher Zeit gütigst, den zwar schwachen aber aufrichtigen Ausdruck unseres glühendsten und immerwährenden Dankes. Wir erkennen auf das Gerührteste, Ihre rastlosen Bemühungen zur Verbesserung des Schicksals der Gemeinde Malans, sowohl vor der unglücklichen Revolution im letzten Oktober, als was Sie nachher bei den Behörden Helvetiens und Frankreichs zur Erledigung oder doch zur möglichsten Erleichterung unserer theuersten Mitbürger und zur Empfehlung unserer sämmtlichen Gemeinden thaten; dieser vielgütigen Verwendung ist es größtentheils zu verdanken, daß unser Vaterland von dem Joch in- und ausländischer Tyrannei befreit und sich selbst wieder zurückgegeben wurde." u. s. w.

III. Zschokke als Chef des Büreau's für Nationalkultur.
2. Nov. 1798 — 14. Mai 1799.

Mit der Einsetzung einer provisorischen Regierung in Bünden und der Rückkehr gesetzlicher Zustände daselbst konnte die Mission Zschokke's beim helvetischen Direktorium als erloschen angesehen werden. Vorher schon aber hatte sich für Zschokke eine andere und seinen Neigungen besser zusagende Wirksamkeit aufgethan.

Die Helvetik schuf ein eigenes Ministerium „für die Wissenschaften und

[43] Schweiz. Rep. III, 435.

schönen Künste",[44] dessen Seele der geniale Minister Stapfer, Bürger von Brugg war. Ein wahres Juwel in der neuen Staatseinrichtung, konnte es aber in jenen stürmischen Tagen nicht zum vollen Rechte gelangen. Stapfer mochte anfänglich selbst nicht über dessen Aufgabe ganz klar sein.

Mit der Zeit wurden in diesem Departemente fünf Abtheilungen eingerichtet, die erste für den Kultus, die zweite für die Schulen, die dritte für Literatur, Kunst, gelehrte Korrespondenzen, Volksblätter und Fortschritte des Gemeingeistes, die vierte für Architektur und Gebäude der Republik, die fünfte für das Archiv.[45]

Die dritte Abtheilung besonders wechselte mannigfach Namen und Zweck. Der Senat stellte am 19. Oktober 1798 eine Kommission auf, welche die Errichtung eines „öffentlichen Büreau's" berathen sollte. Am 30. Oktober dann überreichte Stapfer dem Direktorium einen Bericht über die Einrichtung dieses Büreau's. Er umfaßt 19 Paragraphen,[46] dem wir einige Stellen, welche sich auf Zschokke's neue Thätigkeit beziehen, entheben:

„§ 1. Der Minister der Künste und Wissenschaften errichtet in seinem Departemente ein besonderes Büreau, welches er Büreau der Nationalkultur nennt. Die Organisation und einstweilige Verwaltung desselben überträgt er dem Bürger Zschokke."

„§ 2. Die Bestimmung dieses Büreau's ist diese: es soll die allgemeinen und besondern Bedürfnisse und Mittel der Bildung, Aufklärung und Veredlung unserer Nation, welche durch die vorhandenen Anstalten noch nicht befriedigt und veranstaltet sind, erforschen und ihre Benutzung vorbereiten ꝛc."

„§ 5. Eine solche Uebersicht über den Zustand der Künste und Wissenschaften der Nachbarvölker und unseres Volkes erfordert einen hinlänglich literarischen Apparat, welchen sich zu verschaffen der Bürger Zschokke autorisirt wird ꝛc."

„§ 14. Behufs Wechselwirkung des Ministers und dem Büreau der Nationalkultur soll in der Wohnung des Ministers ein Archiv angelegt werden. Da aber dieses noch muß verschoben werden, so wird Bürger

[44] Gesetzliche Beschlüsse der Räthe und des Direktoriums, 8. Mai 1798, pag. 66 und 29. Juni 1798, pag. 568.

[45] Helvet. Arch. 507 und Schweiz. Rep. III, 52.

[46] Helvet. Arch. 507.

Zschokke einstweilen seine Wohnzimmer dazu einrichten. Die Kosten für Beschaffung der Pulte, Schränke ɾc. trägt die Regierung."

„§ 15. Einsichtsvolle und gebildete Patrioten sollen konzentrirt werden und unter Mitwirkung des Ministers soll das Büreau trachten, in der Hauptstadt eine literarische Gesellschaft zu errichten. Da Bürger Zschokke schon den Entwurf zu einer solchen Gesellschaft gemacht hat, so wird er in der Einladung dazu sagen, daß jener Entwurf den vollsten Beifall des Ministers der Künste und Wissenschaften habe, daß er zur Ausführung desselben kräftigst mitwirken werde und vorläufig den Bürger Zschokke als Organ seiner Bestimmung hierüber betrachte. Der Minister wird es sich zur Freude und zur Pflicht machen, unter die Zahl edler Mitbürger als aktives Glied jener Gesellschaft sich anzuschreiben ɾc. ɾc."

Am 2. November erhielt Zschokke die Ernennungsakte als Chef des Büreau's der Nationalkultur. Am Schlusse derselben hatte Stapfer geschrieben: „Sie können zum Voraus überzeugt sein und ich verspreche es Ihnen bestimmt, daß ich Ihnen eine freie, unabhängige Wirksamkeit sichere und Sie zu keinen Arbeiten auffordern werde, die eines Mannes von so vorzüglichen Geisteskräften unwürdig wären. Wenn Sie unter dieser Bedingung und mit einem noch zu bestimmenden Titel, mir das edle Geschäft, ein biederes und bildsames Volk zum Gefühl und Genuß wahren Menschenrechtes emporzuheben, erleichtern wollen, so werden Sie, mit einem meiner lebhaftesten Wünsche, die feurigsten Ihres eigenen Herzens zugleich befriedigen." [47] Des folgenden Tages, den 3. November, zeigte Zschokke dem Minister die Annahme der Wahl an und bittet, „noch ferner im Namen der unglücklichen Patrioten von Bünden vor dem Direktorium das Wort führen zu dürfen." [48]

Ueber die Durchführung des aufgestellten Programms scheinen später zwischen Stapfer und Zschokke noch häufige mündliche Besprechungen stattgefunden zu haben, wenn wir ein Schreiben, das im Helv. Arch. 1497 liegt, aber kein Datum trägt, richtig deuten: . . . „Alles, was zur Ausführung der vorhandenen Gesetze gehört, alle Anfragen und Berichte über das gesammte Kirchen- und Schulwesen der Republik, kommen an die Bürger Fischer und Zschokke (Fischer für das katholische, Zschokke für das protestantische Schul- und Kirchenwesen). Was zur Berichtigung in ge-

[47] Selbstschau.

[48] Helvet. Arch. 901.

lehrten und Kunstsachen gehört, kommt auch Bürger Zschokke zu. Nachmittags 4 Uhr haben die Bürger Fischer und Zschokke ihre Zusammenkunft; beim Minister der Künste und Wissenschaften, je Dienstag, Donnerstag und Sonnabend, Abends 7 Uhr 2c."

Zschokke begann seine Thätigkeit mit der Gründung einer literarischen Gesellschaft in Luzern. Am 22. Dezember 1798 traten gegen 50 Männer aus allen Ständen und Kreisen der damaligen Bundeshauptstadt zusammen, Mitglieder der Regierung, Gelehrte, Künstler, Handwerker, Geistliche. Zschokke eröffnete die Verhandlungen; er sprach „mit Kraft und Enthusiasmus von dem Zweck und der Bestimmung der Gesellschaft" und forderte das älteste Mitglied, den Deputirten Rüce, auf, den Vorsitz vorläufig zu führen." [49]

Die Gesellschaft wählte Senator Paul Usteri zum Präsidenten; für die drei Landessprachen ernannte sie späterhin drei korrespondirende Sekretäre, die ständig blieben, während die Präsidenten monatlich abwechseln mußten. [50] Zschokke wurde deutscher korrespondirender Sekretär. Sein Statutenentwurf wurde in drei Sitzungen berathen und mit einigen Abänderungen angenommen. [51]

Diese „literarische Societät", „welche Beförderung des vaterländischen Gemeingeistes und des wahren Patriotismus im Gegensatz des Kantonsgeistes, des oligarischen Föderalismus und der Anarchie, sowie die Aufklärung des helvetischen Volks über seine wichtigsten Angelegenheiten, hauptsächlich aber Aufmunterung der Wissenschaften, des Kunstfleißes und nützlicher Gewerbe aller Art im Vaterlande" [52] als Hauptzweck ausgesprochen hatte, wirkte sehr viel Gutes. In den Bereich ihrer Debatten und Untersuchungen zog sie eine Menge zeitgemäßer Fragen, zum Theil selbständig, zum Theil in Verbindung mit ähnlichen Gesellschaften, die sich in Basel, Zürich, Winterthur 2c. gebildet hatten. Escher berichtete z. B. über die Einführung der Telegraphie (Signalsystem) in der Schweiz, Rädle über den Taubstummenunterricht [53], von Flüe über das Austrocknungsprojekt des Lungernsees; über die Erfindung, aus Burgunderrüben Zucker zu machen;

---

[49] Schweiz. Rep. II, 358.

[50] Schweiz. Rep. II, 354.

[51] Schweiz. Rep. II, 335, 454, 580 und Helv. Zeit. 5 und 9.

[52] Helv. Zeit. 5.

[53] Helv. Arch. 749.

über die Pocken und die künftige Ausrottung des Pockenelendes in der Schweiz ꝛc. ꝛc. [54]

Zschokke selbst war ein sehr thätiges und geschätztes Mitglied dieser Societät und wurde in eine Reihe von Spezialkommissionen gewählt. Er lieferte eine sehr interessante Arbeit über die damals häufig besprochene Frage der Nationalfeste. Er schlug folgende sechs Nationalfeste vor: [55]

I. Im Februar: Fest der Helden der vaterländischen Vorzeit; Bewaffnung der jungen Bürger.

II. Im April: Stiftungsfest der Republik; Eidleistung der jungen Bürger.

III. Im Juni: Fest der Dankbarkeit des helvetischen Volkes gegen seine Wohlthäter; Fest der Bürgertugenden.

IV. Im August: Fest der Nationalehre und Nationaltreue, den Bundesgenossen und allen Republiken gewidmet.

V. Im Oktober: Die Urversammlungen; Fest der Volkssouveränität.

VI. Im Dezember: Fest der Wissenschaften und Künste, der Jugend und der Schulen.

In Folge einer Abhandlung über die Waisenversorgungsanstalten [56] und über die Versorgung der Waisen der für das Vaterland Gefallenen wurde eine ständige Kommission aufgestellt, deren Mitglieder Zschokke, Senator Usteri und der Stadtpfarrer Thaddäus Müller waren. Sie erließ einen warmen Aufruf „an die tugendhaften und wohlthätigen Familien aller Kantone". [57] Daneben sind noch weitere, jetzt noch lesenswerthe Arbeiten von Zschokke erhalten: „Ueber die Volkslieder"; [58] „die Liebe zum Vaterland"; [59] „Versuch einer bestimmten und deutlichen Darstellung der unveräußerlichen Menschen- und Staatsbürgerrechte, als Grundlage der helvetischen Konstitution"; [60] „Eingang zur Geschichte der Revolution in den Waldstätten aus Urkunden", von welcher Bürger Wäber, aus den Waldstätten gebürtig, erklärte, daß, wenn der Verfasser 10 Jahre lang in den

[54] Schweiz. Rep. II und III, an verschiedenen Orten und Helv. Arch. 1749.

[55] Schweiz. Rep. II, 623 und Helv. Zeit. 158.

[56] Schweiz. Rep. III, 562.

[57] 8. Mai 1799, Schweiz. Rep. III, 577.

[58] Schweiz. Rep. II, 781.

[59] 7. Februar 1799, in extenso in der Helv. Zeitung 24, 32 und 37.

[60] Im Schweiz. Rep. erschienen.

Waldstätten gelebt hätte, er kein bestimmteres, treueres Bild von dem Volke daselbst geliefert haben würde; [61] „über die politischen Strafmittel", [62] worin Zschokke statt der damals üblichen Deportationen und Internirungen in den Distrikt das Verpflanzen von Patrioten in unpatriotische Gegenden und umgekehrt empfahl; „über die Arbeitsgesellschaften" [63] ꝛc. ꝛc.

Ferner erließ Zschokke im Auftrage der Societät einen Appell an den schweizerischen Patriotismus zu Gunsten der helvetischen Legion und solcher, die sich im Dienste für das Vaterland ausgezeichnet hatten. In diesem schönen Werke sah er sich von allen Seiten und oft in rührender Weise unterstützt. [64]

Zschokke's Thätigkeit ward noch in anderer Weise in Anspruch genommen.

Die helvetische Regierung hatte von jeher der Tagespresse ihre volle Aufmerksamkeit geschenkt. Sie abonnirte grundsätzlich auf jede Zeitung, die in der Schweiz erschien. Gutgesinnte Blätter, d. h. solche, welche der neuen Ordnung der Dinge zugethan waren, sowie literarische Erzeugnisse zur Förderung der Volksbildung erhielten überdies besondere Privilegien, auch Geldunterstützungen.

Schon am 20. Juli 1798 hatte der Große Rath das Direktorium eingeladen, „ohne Verzug die Herausgabe eines unterrichtenden, allgemein verständlichen Volksblattes unter seiner Autorität zu veranlassen und dieses auf Unkosten der Nation in allen Gemeinden von Helvetien zu verbreiten". [65]

Es entstund das „Helvetische Volksblatt". Dieses Volksblatt versprach auf seiner ersten Seite, „die unschätzbaren Vortheile der Staatsveränderung und die Zeitbegebenheiten im Lichte einer bessern Zukunft, ebenso die Verhandlungen der obersten Gewalten mit ihren Gründen und Absichten auf eine allen Volksklassen faßliche, aber doch für den Gebildeteren interessante Weise darzustellen, sowie die der Wirksamkeit der Regierung und der Gesetze schädlichen Irrthümer zu widerlegen."

Die fähigsten und achtungswürdigsten Bürger wurden zum Mitarbeiten eingeladen. Heß, Hottinger, Lavater, Füßli, Ulrich, Bronner, Schult-

[61] Helv. Zeit. 269.

[62] 26. August 1799, Neues Helv. Tagblatt 295, gedruckt auf Beschluß der Societät, Journal von und für Helvetien 53.

[63] 5. Sept. 1799, Neue Helv. Zeitung 384.

[64] Helv. Zeitung 222 führt mehrere Beispiele an.

[65] Tagblatt der Gesetze und Dekrete I 245, II 52, 54.

heß u. A. hatte Beiträge versprochen.[66] Auch Zschokke war, da er sich noch in Bünden aufhielt, darum angefragt. Er schrieb an Stapfer,[67] daß er das Blatt unterstützen, sowie daß er Pfarrer Bavier in Chur, Salis-Seewis, den Gesandten Sprecher in Paris und den Präsidenten Tscharner zur Theilnahme veranlassen werde.

Heinrich Pestalozzi war Redaktor mit fixer Besoldung und Herausgeber dieses Volksblattes. Am 19. August wurde der Vertrag abgeschlossen zwischen ihm und Stapfer im Namen des Direktoriums.[68]

Aber das Volksblatt wurde wenig gelesen. Es galt und war das Organ einer Regierung, welche von Ochs und Laharpe mehr und mehr beherrscht wurde. Zudem warf man dem Blatte „Unbestimmtheit, Trockenheit und Mangel an Popularität vor.“[69]

So geschah es denn, daß das „Helvetische Volksblatt“ den 28. Hornung 1799 definitiv abgeschafft wurde, „weil es den guten Absichten der Gesetzgeber und der Regierung nicht entspreche und die Herausgabe der Republik zu große Kosten verursache.“[70]

Allein die Regierung konnte eines ihr zu Diensten stehenden Preßorganes nicht entbehren. Wiederholt hatten sich die Räthe mit der Sache befaßt. Am 8. November 1798 wurde von einer Spezialkommission folgender Rathschlag zum Ersatz des mißbeliebig gewordenen Volksblattes eingebracht und nachher beschlossen:[71]

„In Erwägung, daß es äußerst wichtig ist, daß die Gesetzvorschläge und die Meinungen der gesetzgebenden Räthe dem Publikum richtig, unentstellt und in ihrer wahren Gestalt vorgelegt werden,

In Erwägung, daß es für das Wohl des Vaterlandes höchst wichtig ist, den Verleumdern den Mund zu stopfen, welche sich bemühen, das Volk durch hinterlistige und falsche Nachrichten zu vergiften und hingegen

---

[66] Helv. Arch. 1474.

[67] Reichenau, 6. August 1798, Helv. Arch. 1474.

[68] Der 9. Artikel dieses Vertrages setzte Folgendes fest: „Alle Wochen erscheinen 2 Nummern in gr. 8°, jede von mindestens einem Bogen. Für jeden Bogen bekommt er (Pestalozzi) 2 Schweizerfranken; für jedes Hundert, um welches sich die Zahl der Abonnenten vermehrt, erhält er einen Schweizerfranken &c. (Helv. Arch. 1474).

[69] Helv. Arch. 1474; wir unserseits finden dieses Urtheil ungerecht.

[70] Tagblatt der Gesetze und Dekrete II, 390.

[71] Schweiz. Rep. II, 150.

den Gemeingeist durch Bekanntschaft mit den öffentlichen Angelegenheiten zu beleben, hat der Große Rath beschlossen:

1) Es soll vom 1. Januar 1799 an täglich, den Sonntag ausgenommen, unter öffentlicher Aufsicht, ein Blatt unter dem Titel: „Allgemeines helvetisches Tagblatt" in deutscher Sprache erscheinen;
2) Dieses Blatt soll alle in beiden Räthen abgestattete Rapporte, die Verhandlungen derselben, die Botschaften und Proklamationen des Direktoriums, die wichtigsten Schreiben der Minister und Berichte oder Proklamationen der Statthalter enthalten;
3) Diesem Blatte sollen ferner die wichtigsten in- und ausländischen Neuigkeiten sowie auch gemeinnützige Aufsätze eingerückt werden.
4) Dieses Blatt soll auf Kosten des Staates herausgegeben werden 2c. 2c."

Zschokke wurde zum Redaktor dieses Blattes ausersehen. Er sollte zugleich die Kosten des Druckes übernehmen und die Herausgabe des Blattes besorgen. Dafür wurden ihm jährlich hundert Louisd'or zugesichert, welche er aus der Kasse der geheimen Ausgaben des Ministeriums der Künste und Wissenschaften beziehen sollte. [72]

Zschokke unterzog sich dem Ansuchen, verlangte aber, „daß das Vollziehungsdirektorium ihn bei dem heiligen Rechte der Preßfreiheit schütze, welches ihr die Konstitution gewähre. In eben dem Augenblicke, wo ihm ein Censor gesetzt würde, lege er die Feder nieder und höre auf, für Helvetien zu schreiben." [73]

Aber schon am 10. Januar beklagte sich Zschokke beim Minister Stapfer, [74] „daß die Helvetische Zeitung statt der gehofften 2000 nur 200 Abonnenten zähle, daß ihm das Vollziehungsdirektorium absolut alle wichtigen Beschlüsse, die Minister nicht nur ihre Zirkulare, sondern allerlei andere Berichte und Anzeigen, Resultate ihrer Nachforschungen und Erfahrungen mittheilen, und daß an alle Statthalter und Unterstatthalter der Befehl gegeben werde, besondere Ergebnisse in ihren Gegenden ungesäumt an ihn zu senden."

Mit Anfang April legte Zschokke die Redaktion der helvetischen Zeitung nieder. Es scheint, daß er finanzielle Einbuße gemacht hat, denn am

[72] Helv. Arch. 1474.
[73] Brief an Stapfer, 21. Dez. 1798, Helv. Arch. 1474.
[74] Helv. Arch. 1474.

19. April verlangte das Direktorium, „der bisherige Herausgeber des helvetischen Blattes solle Rechnung einreichen über dessen Verluste, damit ihm dieselben ersetzt werden könnten."

Das Blatt hatte unter der Redaktion Zschokke's bedeutsame Artikel gebracht, z. B. „die Geschichte der Familie Salis"; die „Wiedereroberung Bünden's durch Massena"; „über die Rechtsame des Kaisers von Oesterreich und Bünden als Herr von Rhäzüns und Bundesgenoß" rc. In Nr. 78, 1. April 1799, der letzten Nr. des Blattes, wurde den Abonnenten mitgetheilt, „daß die helvetische Zeitung verschiedener Umständen wegen nicht weiter fortgesetzt werden könne. Die Abonnenten werden für den Betrag ihres noch laufenden Abonnements den „Schweizerischen Republikaner" erhalten. Die Herausgeber und Verleger dieses letztern seien beschäftigt, durch einige Aenderungen in der Einrichtung ihres Blattes demselben diejenigen Eigenthümlichkeiten zu geben, welche die vortheilhafte Seite der helv. Zeitung ausmachten rc."

Mehr entsprach dem Geist des Volkes ein anderes Blatt, das Zschokke aus eigener Initiative seit Anfang November 1798 herausgegeben. Dasselbe erschien anfänglich jeden Dienstag, später in größern Zwischenräumen und führte den Titel: „Der aufrichtige und wohlerfahrene Schweizerbote". Die erste Nr. hatte die Aufschrift: „Der aufrichtige und wohlerfahrene Schweizerbote, welcher nach seiner Art einfältiglich erzählt, was sich im lieben Vaterlande zugetragen, und was außerdem die klugen Leute und die Narren in der Welt thun. [75]

[75] Der „Schweizerbote" führte sich bei seinen Lesern folgendermaßen ein:

„Mit Erlaubniß, man fällt einander nicht mit der Thür in's Haus. — Zuvörderst reich ich Euch die Hand zum freundschaftlichen Gruße, liebe Landsleute, und meld Euch, daß ich selbst das Allerneuste bin, was ich mitbringe. — Gelt, da schaut ihr mich an, und möchtet mir gern in's Auge sehen und fragen: Was bist Du für einer? Bist Du ein Oligarch? Nein, ich bin kein ausgedrückter Schwamm, den da dürstet. — Bist Du ein Patriot nach der Mode? Nein, denn ich weiß, daß meine leeren Taschen nicht das Vaterland sind. — Bist Du ein Aristokrat? Behüte mich Gott, die Todten sollen erst am jüngsten Tag auferstehen. — Bist Du ein Freund der alten Ordnung? Nein, ich liebe keine verrostete Flinte, die, wenn man schießen will, nicht losgeht. — Bist Du ein Liebhaber der neuen Ordnung? Neue Schuhe drücken zwar Anfangs, doch sind sie besser als die zerrissenen, und das Gute ist besser als das Neue; drum lieb ich die gute Ordnung. — Was bist Du also, Schweizerbote? Ich bin der aufrichtige und wohlerfahrene Schweizerbote, der alle Wochen zu Euch kommen will, so lang und breit, wie er heute kommt, doch nie mit leerer Hand.

Dieses Blatt war gemeinverständlich und satyrisch geschrieben; immer aber blieb es gerecht gegen Alle. In der Art eines „Kalendermannes" erzählte es dem Volke die Tagesneuigkeiten und Weltbegebnisse aller Art. Zur Belehrung und Weckung des Volkes brachte es allerlei Historien und Schwänke. Hier einige Beispiele: „Kurzer und getreuer Bericht von den neuesten Begebenheiten im Bündnerlande"; „sonderbares Gespräch im Reiche der Todten zwischen Wilhelm Tell und einem Bauern aus dem Kanton Bern"; „Bürger oder Herr, was klingt besser"? „Briefe des Peter Storchschnabel"; „Briefwechsel zwischen dem türkischen Kaiser und dem wohlerfahrenen Schweizerboten";[76] „Briefe des Junkers Wackelkopf", „des Meisters Batzenzähler"; „eine sehr erbauliche Biographie des Paters Paul Styger" rc.

Das Volk stak damals in tiefster Unwissenheit, selbst über die Ereignisse des Tages und die Revolution; es las außer dem Kalender[77] und geistlichen Büchern sozusagen nichts. Es kann daher nicht befremden,

---

Allwöchentlich will ich Euch etwas Neues erzählen, von dem, was in der Welt vorgeht und von dem, was darin vorgehen sollte, wenn die Leute nicht zuweilen Narren wären und nicht lieber die Mütze am Fuß und den Schuh am Kopfe trügen. Auch will ich Euch meine ehrliche Meinung rein von der Leber hinweg sagen, von demjenigen, was in unserem Schweizerlande vorfällt, und warum es gerade so und nicht anders kömmt, und wie es besser oder schlechter sein könnte. Das wird oft kurios sein. Auch mancherlei wahrhafte und nützliche Geschichten sollt Ihr von mir hören, und zur größern Anmuth derselben will ich dann und wann ein schönes und zierliches Bild hinzulegen (was aber unterblieb), wo Ihr dann Alles mit leibhaftigen Augen schauen könnt, wie es zugegangen ist. Auch schöne geistliche und leibliche Reime sollt Ihr dann und wann lesen; und will's Euch gar nicht wehren, wenn Ihr sie lieber singen wollt. — Auch bitt' ich Dich, lieber Landsmann, wenn Dich der Schuh wo drückt, und Du Belehrung haben willst, an mich zu schreiben und zu fragen. — Ich habe auch schon an den türkischen Kaiser geschrieben, und an den Czar von Rußland, ein Dito an den großen Mogul und andern Potentaten, damit sie mir zuweilen melden, was Neues bei ihnen passirt, um es aus erster Hand zu haben, sintemalen sie weit von uns wohnen. Das wird sehr erbaulich sein für unsere unzufriedenen Junker, die nicht mehr Potentaten sind. — Da nun unser christliches Jahr 52 Wochen hat, und da alle Wochen vom „Schweizerboten" ein Blatt herauskömmt und jedes Blatt weniger als einen Schilling kostet, so bezahlst Du in einem ganzen Jahre für den „Schweizerboten" nicht mehr als einen Gulden oder 16 Batzen Botenlohn, damit er sich die Schuhe flicken lassen kann."

[76] Bäbler hat in seinem Lebensbilde über Heinrich Zschokke einige solcher Briefe gebracht. „Vom Jura zum Schwarzwald", Aarau 1884.

[77] In Glarus und Appenzell war bis in diese Zeit noch der julianische in Gebrauch.

daß Zschokke's „Schweizerbote", der in so ausgezeichneter Weise den urchigen Volkston zu treffen wußte, bald seinen Weg fand in alle Thäler und Dörfer des Schweizerlandes und das gelesenste und einflußreichste Blatt wurde. Ein pseudonymer „Ernst Ehrlich" aus dem Baselbiet schreibt darüber an den „Bürger Schweizerboten" sehr bezeichnend:[78] „Man traut Euch mehr wegen Euerm Zwilchrocke, als den Verfassern des Volksblattes in den Tressenkleidern .... Um der Aufklärung willen hat die Regierung das helvetische Volksblatt herausgegeben. Und darinnen stehen viele und nützliche Dinge und die guten Patrioten hören es gerne, aber die andern wollen nichts davon wissen. Unser Bürger Pfarrer liest es alle Sonntage vor, aber er hat fast keine Zuhörer, denn es heißt bei den Meisten: Hm, man merkt es wohl, warum sie das Volksblatt ablesen lassen, mit Speck fängt man die Mäuse. Hieraus seht ihr nun wohl, Bürger Schweizerbot! daß das Volksblatt die Leute nicht klüger macht, es macht sie nur mißtrauisch ꝛc."

Ebenso wenig darf man sich verwundern, daß die Gegner der Volksbildung und der neuen Ordnung der Dinge mit leidenschaftlicher Erbitterung über den „Schweizerboten" und dessen Verfasser herfielen, vor ihm warnten als „dem Wolfe im Schafspelze", und ihn in gegnerischen Blättern heruntermachten. Unter den letztern that sich besonders hervor der in Chur erscheinende und dem „Schweizerboten" in Form und Ton nachahmende „alte, redliche, offenherzige Alpenboth aus denen Ewigen drei Bünden".

Gleichzeitig neben dem „Helvetischen Tagblatt" und dem „Schweizerboten" gab Zschokke in Verbindung mit einigen Freunden noch den „Helvetischen Genius" heraus. Von demselben sind zwei Bände im Hornung und Mai 1799 erschienen; der Schluß fehlt. Diese Zeitschrift enthielt wissenschaftliche und philosophisch gehaltene Aufsätze, z. B. „Historische Uebersicht der helvetischen Revolution"; „Ideen zur Verbesserung des öffentlichen Unterrichtes in der helvetischen Republik";[79] „Zur Aufklärung der Geschichte des Bernerkrieges gegen Frankreich"; „Politische Briefe von unsern Zeiten" (sehr

[78] Schweizerbote, 13. Januar 1799.

[79] In folgenden Kapiteln: Von der Einheit der Erziehung; von dem Unterrichte der Kinder in den ersten Jahren; von den kleinen Kantonsschulen (Bezirks- und Sekundarschulen); von den großen Kantonsschulen; von den Nationalschulen für Künste, für Kriegswissenschaft, für Medizin, für Politiker und für Theologie.

bemerkenswerth); „über die Einführung der englischen Spinnmaschinen in Helvetien" ꝛc. ꝛc.

Ueber diese drei Zeitschriften schreibt Zschokke in einem Berichte an seinen Minister und Vorgesetzten Stapfer:[80]

1) Mein helvetischer Genius ist für das gebildete und ausländische Publikum geschrieben; er wird eine ganz verschiedene Sprache von andern meiner Blätter führen.

2) Mein Schweizerbote wird jetzt so stark vom Landmann gelesen, daß er in Zeit von fünf Wochen 3000 Abonnenten erhalten hat und in den nächsten Wochen vielleicht noch einmal so viel zählt. Daß ich darin selbst hin und wieder in den Alltagston des Volkes gegen meine Regierung einstimmte, hat mir das Zutrauen des Volkes erworben und ich werde in den Augen desselben desto wahrhafter, wenn ich für einen Tadel der Regierung derselben auch zehnmal Lob ertheile.

3) Meine helvetische Zeitung wird blos historisch und nimmt die Partei der Regierung in jedem Fall. Aber eine todte Maschine, ein alltäglicher Zeitungsschreiber werde ich nie werden, weil ich mich nicht selbst entwürdigen kann ꝛc. ꝛc."

Diese Wirksamkeit Zschokke's, in seiner Eigenschaft als Chef des Büreau's für Nationalkultur, nahm ein schnelles Ende. Der Krieg zwischen Oesterreich und Frankreich war wieder ausgebrochen. Nach den Siegen bei Feldkirch und Stockach[81] waren die österreichischen Kriegshaufen in die Schweiz vorgedrungen; Empörungen und Aufstände erfolgten in verschiedenen Kantonen. Unter solchen Umständen war für literarische Thätigkeit keine Zeit mehr; Stapfer konnte die Aktion seines Büreau's für Nationalkultur einstellen. Dem Generalberichte Stapfer's an das Direktorium den 30. April 1799[82] entnehmen wir, was direkt auf Zschokke sich bezieht:

„Je crois parfaitement superflu de dire quelque chose à sa louange, puisqu'il est suffisamment connu et apprécié par le Directoire. Ses travaux pour mon ministère se sont jusqu'ici bornés à la rédaction du Schweizerbote et à l'institution des sociétés litéraires dans quelques chefs lieux de Cantons. La stagnation de tout ce qui a rapport aux arts et aux sciences, en consé-

[80] Helv. Arch. 507.

[81] 22. und 25. März 1799.

[82] Helv. Arch. 507.

queure de la guerre, a beaucoup réduit ses occupations et diminué son utilité pour mon bureau. Je pourrai même sans inconvéniens retroucher ce secrétaire si je ne croiais pas que les émolumens qui reviennent de cette place au dit Zschokke peuvent être considéré comme un secours accordé par la République à un patriote qui l'a bien servie et comme agent des grisons et comme écrivain populaire." (Fortsetzung folgt)

Die Aebtissin von Säckingen.

Historischer Roman von Hans Blum. *

Erstes Kapitel.

An der Heidenmauer.

Auf der Höhe des Eggbergs über Säckingen lag ein heißer Junitag des Jahres 1523. In zitternden Dämpfen wallte die letzte Feuchtigkeit der Erde und Gräser dem glühenden Himmelsgestirn entgegen. Mit mattem Flügelschlag umkreisten röthlich schimmernde große Perlmutterfalter die Blumenkelche und Dolden der Höhe, um sich dann mit aus=

* Der Verfasser, Dr. Hans Blum, ist unsern Lesern nicht unbekannt; wir haben früher ein Bruchstück aus seinem Roman „Bernhard von Weimar" zum Abdruck gebracht; wir bringen auch heute wieder ein solches, um auf den in unserer Gegend im Zeitalter der Reformation sich abspielenden kulturhistorischen und mit voller Lokalkenntniß geschriebenen Roman aufmerksam zu machen. Derselbe erscheint als Feuilleton in der „Neuen Mülhauser Zeitung" und wird ohne Zweifel später auch in Buchform herausgegeben werden.

Hans Blum ist der älteste Sohn Robert Blum's, des am 9. November 1848 in Wien erschossenen Hauptführers der sächsischen Demokratie; er wurde am 8. Juni 1841 zu Leipzig geboren, erhielt theils dort, theils in dem Institute des spätern Aarauer Professors Georg Gladbach zu Wabern bei Bern und auf dem Gymnasium zu Bern seine Erziehung, studirte dann von 1860—1864 in Leipzig und Bern die Rechte. Bald trat er thätig in die politische und religiöse Bewegung Deutschlands

gerecktem Fühler ruhigem Genuß zu überlassen. Träge schwirrten Hummeln, Bienen und Käfer; ihr brummender Flug klang zur Stunde wie ärgerliche Klage über die Beschwerden des Insekten-Daseins zur Mittagszeit in heißer Brachmonatssonne. Selbst die unermüdliche Grille setzte ihre Konzertflügel nur in Pausen, zögernd und mit halbem Ton in Bewegung. Die Vöglein schwiegen und bargen sich im dichten Gäst der wenigen Tannen, welche diese kahle Höhe krönten.

Kein Lebender hatte diese Riesenbäume jung gesehen. Sie waren schon da, als die Aeltesten des Landes zum ersten Male in jungen Tagen diese Höhe erstiegen. Damals schon hatten die jungen Menschlein an den schlanken Baumriesen empor geschaut bis zur blauen Himmelswölbung, gelagert im Schatten der breiten Aeste, und mit Verwunderung wahrgenommen, wie das gewaltige Wurzelnetz dieser Tannen das uralte Mauerwerk umklammerte, aus dem einst in unvordenklicher Zeit ein Samenkorn das junge Bäumchen emporgetrieben hatte. Nun hatten manche der zähen Grundwurzeln den Mutterboden des gastlichen Gemäuers aus den Fugen gesprengt und in Trümmern zu Boden gestürzt. Die meisten Wurzeln aber waren über und neben dem Gemäuer, es mit tausend Armen umspannend und umschlingend, mit grünem Moos- und Rasenteppich es überlagernd, der nährenden Erde zugestrebt. Nur an einzelnen Stellen blickte das hochragende, wunderbar gleichmäßig behauene und gefügte Mauerwerk mit seinen grau-weißen Kalksteinen noch hindurch.

Im Schatten dieser Tannen, am Fuße dieses Gemäuers, hatten sich zur Stunde zwei junge Klosterfrauen der Fürstabtei Säckingen, des Stiftes vom heiligen Fridolin, auf moosigen Steinen gelagert, die einst auch fest und hart in jene Mauer gefügt waren, welche die Ruhenden noch immer um mehr als Manneshöhe überragte.

Die beiden Domfrauen trugen Klostertracht des Stiftes: Wiler,* Kutte und Schapper.** Die Sonnengluth hatte auch sie in den Schatten

---

und gehörte von 1867 bis 1870 dem norddeutschem Reichstage an. Seit 1869 war er theils als Rechtsanwalt, theils als Redaktor der „Grenzboten" thätig. Von ihm sind eine Anzahl Romane erschienen, unter denen für uns Schweizer der schon genannte „Bernhard von Weimar" und „Hallwyl und Bubenberg" ein hervorragendes Interesse haben, ebenso sein Lieferungswerk „Der neue Pitaval" mit einer ausführlichen Darstellung des Stabioprozesses. Der Herausgeber.

* Schleier (engl. „wheal").

** Nonnengewand und Ueberkleid.

getrieben. Denn wenig Schutz gegen die sengenden Strahlen bot ihnen der aufgenommene Schleier und das die jungen zarten Gesichter handbreit überragende steifgestärkte leinene Kopftuch, das unter dem schwarzen Mützchen von der Farbe und dem Stoffe des Ueberkleides hervorschaute.

Beide überließen sich mit freudigem Behagen der herrlichen Kühle des Schattens, mit ihren Tüchlein die erhitzten Wangen fächelnd.

„Fein kühl ist es hier, gelt, Magdalin?“ sagte die Aeltere mit zärtlichem Ton zu der Jüngeren.

„Und schön!“ rief Magdalena zurück, indem sie das dunkle Auge über die reizvolle Landschaft schweifen ließ.

Vom Schloßberg zu Laufenburg an bis zum Rebhorn von Grenzach, das Basel verdeckte, wand sich der grüne Rheinstrom zu den Füßen der Beschauerinnen. Rheinfeldens feste Thürme grüßten aus der Ferne herüber; von beiden Rheinufern die Kirchlein von Brennet und Schwörstadt, von Murg, Stein, Mumpf und Hornussen. Wie das Städtlein eines Kinderspielzeugkastens lag Säckingen, zu den Füßen der Klosterfrauen ausgebreitet, mit seinen Ringmauern, Thürmen, Gräben und Brücken, mit dem Gotteshaus Sankt Fridolins, dem doppelthürmigen Münster, den zahlreichen bequemen Häusern rings um den Münster, in denen die adligen Klosterfrauen wohnten, dem Schlößlein des großen Stiftmeiers Johann Jakob von Schönau, das hart am Rheinbord emporstieg, der Pfarrkirche zu St. Peter und den bescheidenen Häusern der Säckinger Bürgerschaft. Alles das schien lächerlich klein und niedrig aus dieser Höhe.

Das junge Wesen, daß die Tracht entsagender Weltflucht trug, lächelte harmlos über die winzigen Häuslein und Kirchlein da unten, wie ein Kind über seinem Spielzeug. Dann fesselte das vielgewundene Stromband sein Auge.

Noch bestand die Insel Fridolini, auf welcher der irische Gottesmann einst das erste Kirchlein, die ersten Wohnstätten Sacconiums angelegt. Und in mächtigem Bogen zog der grüne Strom weiter durch dunkle Tannenwälder und lichte Matten, bis er vor der Johanniterordens-Kommende Beuggen, die der Ryburger Wald verdeckte, zum zweiten Male plötzlich seinen Lauf gen Abend wand. Zahlreiche Fischwaagen oder Lachsfänge waren in den Strom hineingebaut, damit das Stift Fridolini niemals Mangel leide an leckerer Fastenspeise. Hinter dem jenseitigen Rheinbord erhoben sich steil und ernst die dunkeln Höhen des Fricktհales; zuvörderst die jähe Mumpfer Fluh. Zur Rechten schauten über die sanfter

abfallenden Fricktbalerberge die blauen Ketten des Jura herüber, die Schlösser Schauenburg und Wartenberg auf einigen der vordersten Gipfel tragend. Und dem Hotzenwald, aus dem der Eggberg selbst hervorragte, konnte der Blick folgen fast bis Schloß Bärenfels über Wehr, bis zu den darüber sich erhebenden Gipfeln des Wiesenthales und dann längs der Rheinebene bis zu den blauschwarzen Höhen des Murg- und Albthales.

Da traf Magdalena's Auge noch etwas, das ihm beim Verweilen in dem entzückenden Thalland bis dahin entgangen war: aus weiter, weiter Ferne flimmerte im Süden ein weißer Kranz herüber, dunstumwoben in der zitternden Schwüle des Sommermittags, doch mit zackigen, trotzigen, blaugrauen Gipfeln und strahlenden weißen Flächen als fester, stetig beharrender Körper erkennbar, nicht als wandelndes Wolkenbild. „Schau, Regilinde, schau dort!“ rief Magdalena, nach Süden deutend.

„Die Alpen, Kind,“ sagte die ältere Nonne gelassen. „Mit zackigem Haupt und weitem Schneefeld siehst Du dort einen Bergriesen ragen: es ist der Glärnisch im Lande Glarus, das unser Herr Fridolinus bekehrte und seinem Gotteshaus Säckingen pflichtig machte. Zu Fuß der Schwyzer Berge zur Rechten liegt die Gnadenstätte Mariä zu den Einsiedeln und dicht unter dem Gipfel des hohen Säntis dort zur Linken hat Bruder Ekkehard einst sein Wildkirchli bezogen. Derselbe Alpengipfel schaute vor vierzig Jahren in die Kinderstube Meister Zwingli's —“

„Des Ketzers von Zürich?“ fragte Magdalena erregt.

„Des Leutpriesters vom Großmünster,“ versetzte Regilinde lächelnd. „Was an seiner Ketzerei ist, später einmal, Magdalin. Für Deine achtzehn Sommer dünkt mich solches mit Vergunst unzeitig, lieb Bäslein.“ Und als die Geliebkoste im Vollgefühl ihrer achtzehn Lenze die Lippen aufwarf und murrte: „Du bist selbst erst Zweiundzwanzig!“ fügte Regilinde hinzu: „Aber Lieb' und Leid will ich allerwegen mit Dir tragen, denn Du stehest verwaist in der Welt und gehörst zu mir.“

Sie hatte Magdalin umhalst und ihr einen Kuß auf die rosige Wange gedrückt. Aber als schäme sie sich fast ihrer Zärtlichkeit und ihres überwallenden Gefühls, oder als fürchte sie, die Base möge am Ende schon jetzt etwas über den Ketzer Zwingli zu wissen begehren, sprang sie plötzlich auf, ergriff einen Deckelkob, der abseits im dichtesten Tannenschatten auf einer Mauerbrüstung stand und rief:

„Wir vergessen den Imbiß und hungern doch, gelt, Magdalin?“

Die junge Base hing mit dem dunklen, sinnenden Auge noch an dem

Felsenhaupt des hohen Säntis, das einst in Meister Zwingli's Kinderstube geschaut hatte. Mit erneutem Unmuth schien sie wahrzunehmen, daß die bewegliche Regilinde das Gespräch auf das tägliche Brod bringe, und kurz antwortete sie:

„Meinethalben, essen wir, Regil, mein Hunger ist nicht groß."

Regilinde packte aus: Brod, Salz, harte Eier, Geflügel, Landkäs, Backwerk kamen zum Vorschein; ein bauchiges Fläschlein Schliengener, vom besten Weingut des Klosters, hatte der günstige Bruder Kellermeister nicht vergessen. Ein großer Blechnapf, in dem Eier und Backwerk verwahrt worden waren, konnte zum Wasserschöpfen dienen. Auch zwei silberne Becherlein stiegen glänzend aus dem Korbe.

Von unten zur Rechten, wo der Bergwald anhub, rauschte es. Regilinde horchte in dieser Richtung. Dann ergriff sie den Blechtopf und das Fläschlein Schliengener und lief über die sonnige Halde niederwärts. Sie erinnerte sich bei dem Rauschen, daß dort aus dem dunkeln Erdenschoß kalt der wilde Bergbach entsprang, der erheblich tiefer, doch immer noch hoch über Säckingen den schwarzblauen, tannenumrauschten Bergsee bildet. An der Quelle schöpfte sie das köstlich kühle Wasser in das Blechgefäß, trank, kühlte sich Schläfe und Puls und versenkte während dessen auch die Weinflasche an einem seichteren Theile der Quelle bis zum Halse in die eiskalte Fluth.

In wenig Minuten war Regilinde wieder bei der Base. Dankend empfing diese den Labetrank, in dem das Fläschlein, nach Füllung der Becher mit Wasser und etwas Wein, weiter gekühlt wurde. Dann ward der vorhandene Hunger gestillt. Magdalin war in der That schnell gesättigt. Regilinde aber speiste mit großem Behagen und nachhaltig. Gleichwohl räumten beide Klosterfrauen nicht mit der Hälfte des reichen Vorrathes auf. Freilich sollte dieser auch auf den ganzen Tag für beide zureichen, da sie nicht vor Abend im Kloster zurück sein konnten; denn sie hatten Botschaften der Aebtissin an die Lehnsmänner der Dinghöfe des Stiftes auf der Egg und im Dorfe Harpolingen im Murgthal zu überbringen; sie sollten den Stand der Saaten und Gebäude, Hof, Vieh, Schiff und Geschirr dort einsehen und prüfen. Diese Arbeit war nun erst halb gethan und sollte, nach der von selbst gebotenen längeren Rast in der glühenden Mittagsonne, am Nachmittag gegen Harpolingen fortgesetzt werden.

Regilinde war eben im Begriffe, Speise und Trank wieder zusammenzunehmen und zu verwahren, als von hinter der Mauer her Manns-

schritte der Ruhestätte der Klosterfrauen sich nahten. Und ehe diese die Schleier herablassen konnten, kam ein hoher Mann in schwarzem breitem, „zerhauenem" (das heißt geschlitztem und mit anders nüancirten Puffen von anderem Stoff verziertem) Hut und Sammtrock, das Schwert an der Linken, hinter der Mauer hervor und trat, höflich grüßend, den Nonnen näher.

Der unbekannte Ritter mochte an vierzig Jahre zählen; vielleicht war er auch jünger. Aber tiefster Ernst, Leid, Gram und Erschöpfung lag auf seinen Zügen und alterte ihn über die Jahre. Schon mischten sich graue Fäden in seinen dunkeln, kräftigen Schnurrbart, in sein lockiges Haupthaar. Tief umwölkt war ihm die Stirn; seine Augen funkelten gleich dunkeln, glühenden Kohlen in den tiefen Höhlen. Schmerzlich zuckte der feine Mund, und körperliches oder geistiges Leid oder beide vereint drängten ihm manchen halblauten Seufzer auf die Lippen.

Gleichwohl war der Gesammteindruck seines Wesens durchaus zutrauenerweckend, herzgewinnend. Offener Freimuth, stolze Wahrhaftigkeit lag in seinen leidvollen Zügen. Und wenn sein verschlissenes Gewand, die einfache Waffe, die Abwesenheit alles Reisegepäcks, der dichte Staub an seinem Schuhwerk verriethen, daß der Wanderer arm sei und einen weiten Weg zu Fuß statt zu Roß zurückgelegt haben müsse, so bezeugte doch sein Benehmen noch deutlicher als der goldene Sporn den Adel seiner Geburt, seine Vornehmheit.

Er lehnte sich erschöpft an die ragende Mauer, ehe er den letzten Raum durchschritt, der ihn von den Klosterfrauen trennte, und sagte mit weicher, klangvoller Stimme: „Mögen die edlen Jungfrauen einem kranken, todtmüden und wegesunkundigen Wanderer kurze Rast an ihrer Seite gönnen."

Die Domfrauen hatten grüßend sich erhoben. Auch wenn die Satzungen des Stiftes zum heiligen Fridolin strenger gewesen wären, als sie in der That waren, hätte keine Menschensatzung das gute mitleidige Herz der Nonnen hindern können, der Bitte des Ermatteten zu entsprechen. Hatte ja Gott den Schatten dieser Tannen aller Kreatur gespendet.

Beide riefen daher bereitwillig und ohne Scheu: „Rastet hier, Herr Ritter, nach Belieben."

Regilinde wies auf einen schattigen Moossitz. Sie und Magdalin nahmen ihre vorigen Plätze wieder ein, nachdem der Fahrende sich seufzend niedergelassen hatte. Sie saßen ihm dicht zur Seite.

„O, Ihr besitzet Wasser!“ rief der Erschöpfte, indem sein funkelndes Auge den Inhalt des Blechgefäßes gewahrte. „Gönnet mir einen Trunk.“

„Gern,“ erwiderte Regilinde, ihm das Gefäß reichend, aus dem er gierig trank. „Doch hier ist etwas Besseres.“ Dabei kredenzte sie ihm einen vollen Silberbecher Weines.

„Gottes Lohn Eurer Barmherzigkeit!“ rief er mit bebender Stimme, den Becher an die zitternden Lippen führend.

Doch ohne zu trinken, setzte er wieder ab. Schmerzlich zuckte es in den leidvollen Zügen. Eine schwere Thräne stürzte ihm aus der Wimper. Heftiger innerer Kampf mußte ihn bewegen. Dann aber leuchtete es wie heller Sonnenschein aus seinem dunklen Auge, seinen ernsten Zügen, und fest, wenn auch in sichtlicher Bewegung, sprach er:

„Ich nahm schon zu viel von Euch in dem Wasser. Vergebet, wenn ich verdurstet es trank, ohne Euch zu sagen, daß Ihr Euch schwer vergeht an der Mächtigen Gebot, wenn Ihr mich tränket. Ihr kennet den uralten Spruch unseres Rechtes, der dem Manne Frieden und Dasein nimmt in deutschen Landen, den Spruch, in dem das Reich die Acht ergehen läßt: So weit der Adler flieget und der Wind streicht, die Erde grünt und die Woge rollt, soll dem Friedlosen versagt sein Alles, was deutsches Land erzeugt: Korn und Frucht, Wasser und Wein, Luft und Herberge. Hier ist Euer Becher, Jungfrau, unberührt. Ein Geächteter ruht an Eurer Seite und will Euch nicht in Unfriede und Verschuldung setzen, indem Ihr nunmehr wissentlich gegen das Gebot der Mächtigsten frevelt.“

Die Jungfrauen hatten sich bei diesen schweren Worten beide abermals erhoben. Keineswegs erstaunt beobachtete der Ritter, daß sie erbleichten, daß ein Zittern durch ihre Glieder ging, während die tiefen dunklen Augen der Jüngeren und die sonst so lustigen blauen der Aelteren forschend und bang auf dem Antlitz des Ritters ruhten.

Regilinde hielt den Silberbecher in der Hand, den der Geächtete ihr zurückgegeben, und ließ in ihrer Erregung Tropfen um Tropfen über den Rand fließen. Magdalin hatte die Rechte an's Herz gelegt und blickte fest und scharf in des Ritters freies Auge und Antlitz, aus dem jetzt nach dem schweren Bekenntnisse immer klarer die heitere Sonne reiner Wahrhaftigkeit leuchtete.

Aber statt die ältere Klosterschwester schleunig aus dem Luftkreis des Verfehmten zu ziehen, wie der Ritter erwartet hatte, trat die junge Domfrau dicht vor ihn und fragte fest:

„Wegen welcher That traf Euch die Acht? Klebt Blutschuld an Eurer Hand?"

„Keine," versetzte er, die Locken heftig in den Nacken schüttelnd. „Nie hat dieser Arm gegen Mann, Weib oder Kind, gegen Fürsten, Pfaffen, Edle, Bürger oder Bauern des Reiches mit der That den Frieden gebrochen. Meine Schuld ist unbegrenzte Liebe zur Wahrheit, die kein Sterblicher erträgt, am wenigsten Mächtige. Ich sagte, was ich dachte, und that was ich sagte, kühn, rücksichtslos, aber im besten Wohlmeinen für unser Volk. Das ist alles."

Er schwieg, tief Athem holend, das freie glänzende Auge auf Magdalin geheftet.

„Der Becher ist Euer," sagte sie fest, der Base das silberne Trinkgeschirr abnehmend und ihm darreichend. „Und dieser Korb bietet Euch nach langer Fahrt einen kleinen Imbiß und mehr Wein. Weiter als der Adler fliegt, der Wind streicht, die Erde grünt und die Woge rollt, reicht die Liebe unseres Gottes und Erlösers, der um der Wahrheit willen am Kreuze starb. Wir kennen kein Gebot, das uns nöthigt, unsere Barmherzigkeit dem leidenden, landfahrenden Bekenner der Wahrheit zu versagen."

„Woher nimmst Du Deine Worte?" flüsterte Regilinde erstaunt an ihrer Seite.

„Wie nennt Ihr Euch, edle Jungfrau?" fragte sprühenden Auges der Geächtete.

„Magdalena von Hausen," sagte sie schüchtern. „Jedenfalls ein Name ohne Klang in Euren Ohren."

„von Hausen?" erwiderte er sinnend. „Seid Ihr etwa dem edlen Musiker und Kanonikus Vitus Sixtus von Hausen zu Speier verwandt?"

„Er ist mein Bruder. Kennt Ihr ihn?" fragte sie freudig, indem sie sich neben den Flüchtling setzte.

„Ja" — er stockte.

Die Frage, die er fürchtete, mußte nun kommen. — Und sie kam, aus Regilindens Munde.

„Ich bin Regilinde von Freyberg, sammt meiner Base von Hausen Schwester des Gotteshauses Säckingen. — Dürften wir nach Eurer Edeln Namen fragen?"

Des Ritters glänzendes Auge senkte sich.

„Es geht nicht an," preßte er hervor. Nicht aus Mißtrauen gegen

Euer Schweigen, liebes Jungfräulein. Denn ich habe der Frauen und Nonnen Mund oftmals besser verschlossen gefunden, als den der Männer." Dabei zuckte zum erstenmale ein Strahl fröhlicher Schalkheit, vielleicht die Erinnerung an süße Liebesgeheimnisse seiner Jugendtage, über sein Antlitz. Doch gleich faßte ihn der Ernst wieder und er schloß: „Ich behalte mein Geheimniß vielmehr nur um Euretwillen. Ihr könnet dann, wenn gefragt, mit gutem Gewissen versichern, daß Ihr den Namen des friedlosen Empfängers Eurer Gutthat nicht kanntet. Denn Macht geht jetzt vor Recht im heiligen römischen Reich und auch Nönnlein läßt der kaiserliche Fiskal foltern, wenn er meint, daß sie die Wahrheit hehlen."

„Ihr redet anders von Deutschland, als unser Hutten!" warf Regilinde vorwurfsvoll ein. „O, Jahrhundert!" rief er, „die Studien blühen, die Geister erwachen — es ist eine Lust zu leben!"

„Armer Hutten! Ja, so schrieb er einst — kaum ein Jahzehnt mag es her sein — o, ich kannte ihn gar wohl in jenen Tagen grüner Hoffnung, auch später!" rief der Geächtete schmerzlich. „Kaum vor drei Jahren zur Königswahl des jungen Blutes Karoli ließ er noch den Ruf ausgehen: „Tag und Nacht will ich Dir dienen ohne Lohn; manchen stolzen Helden will ich Dir aufwecken, Du sollst der Hauptmann sein, Anfänger und Vollender, es fehlt allein an Deinem Gebot. Aber an diesem Gebot fehlt es noch heut. Ritter Ulrich irret gleich mir friedlos und geächtet vom Reiche! Lassen wir das fallen, edle Jungfrau! Es füllet mir Herz und Mund mit Bitterniß." Dabei entstürzten ihm abermals schwere Thränen.

„Esset und trinket!" bat Magdalin mild.

Der Ritter bedurfte keiner weiteren Aufforderung. Er mußte lange gefastet haben, bei langem Marsch mit dem siechen Körper. Denn gar eifrig und glücklich aß und trank er von dem Dargebotenen.

„Ich fürchte, es bleibt Euch wenig," sagte er dann plötzlich, den Korb absetzend.

„Kümmert Euch dessen nicht," bat Regilinde. „Wir finden genug in des Stiftes Dinghof bei Harpolingen."

„Harpolingen?" fragte der Ritter lebhaft. „Steht dort nicht ein Schloß?"

„Nahe dabei."

„Dort dachte ich die Nacht zu bleiben! Kennt Ihr den Weg?"

„Wir werden Euch führen."

„Das geht nicht an, Schwester. Wenn uns Jemand begegnete!“

„Niemand begegnet uns. Der dichteste Urwald des ganzen Gebirges geleitet uns dorthin und hebt wenige Schritte jenseits dieser Höhe an. Ihr fändet den Pfad nicht ohne Führer.“

„Wohlan, so führt mich, Jungfrau!“ Und abermals stillte er Hunger und Durst. Dann reichte er Regilinde mit innigen Dankesworten den leichten Korb und ließ zum erstenmale den Blick über die reizende Landschaft gleiten, von den fernen Alpen bis zu den letzten Höhenzügen bei Basel, und verweilte dann freudig auf dem Städtlein Säckingen zu seinen Füßen.

„Das also ist Fridolini Gründung! Wie friedlich und freundlich liegt sie im Thal, an dem getheilten grünen Strom! Wisset Ihr Einiges zu erzählen von den Fahrten des Gottesmannes, von den Anfängen dieser Gemeinde, Schwester Magdalena?“

„Es wird Euch klingen wie ein frommes Märlein, Ihr werdet nicht die Hälfte glauben.“

„Ich hege ein kindlich Gemüth, Jungfrau, gönnet mir die Legende.“

„Wohlan denn, so erzähle ich Euch, was uns überliefert ist von Mund zu Mund, nicht aus Büchern. Aber dicht hinter uns ragt ein steinernes Denkmal tausendjähriger Vorzeit, das schon zu Fridolins Tagen gebrochen und verfallen war. Das Volk nennt es die Heidenmauer. Dieser Wall bildete in den ersten Jahrhunderten nach der Geburt unseres Herrn die Grenzscheide zwischen der römischen Provinz Rauracien und dem Gau der wilden Alemannen. Reich und blühend war Rauracien. Dem linken Rheinufer entlang führte die römische Heer- und Handelsstraße von Basilea über Augusta Rauracorum nach dem reichen Vindonissa jenseits des Bözberges. Aus Italien, Rhätien und Helvetien zogen die Händler und Legionen auf dieser Straße Gallien zu. In Augusta Rauracorum — deren Trümmer jener ferne Wald deckt und deren Fuß in jenes breitere, nun im Sonnengolde glitzernde Rheinbecken tauchte — stund ein prächtiger Göttertempel auf Säulen weißen Marmors, und ein Theater, das zwölftausend Zuschauer zu fassen vermochte.“

„Ihr redet wie ein Buch, Schwester.“

„Mein gelehrter Bruder zu Speier erzählte es mir.“

„Doch der Reichthum des schönen Landes machte dessen Bewohner unlustig zum Krieg, die harten Alemannen aber um so gieriger und kampfbereiter. Und sie brachen herein gegen die Heidenmauer, brachen diese,

brachen die römischen Burgen und Städte und setzten sich fest in Rauracien. Dann kamen die Hunnen und wütheten rheinauf, rheinab mit Feuer und Schwert; Augusta Rauracorum und Vindonissa fanden ihr Aschengrab. Spurlos verschwanden Göttertempel, Marmorsäulen und Theater, selbst von der Heidenmauer über uns blieb nur ein Stücklein, das dem Dorfe Egg später die Bausteine lieferte und sie wäre wohl längst ganz verschwunden, wenn nicht diese Tannen sie in ihren Wurzelarmen behütet hätten."

Andächtig blickte der Ritter, der das müde Haupt rücklings an das Gemäuer gelehnt hatte, aufwärts und dann wieder in das gesegnete Thalland.

„Und nach den Hunnen kamen die Franken und schlugen die Alemannen bei Zülpich, und machten ihr Land zwischen Rhein und Donau botmäßig. Aber dem Christengott, den König Chlodwig angenommen, huldigten die Ueberwundenen nicht. Sie hielten fest am alten Wodan."

„Da hob sich zu Beginn des sechsten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung von der grünen Insel Erin, die über Engelland im Nordmeer liegt, ein eifriger Glaubensstreiter, unser Fridolinus, erfüllt von heiligen Gesichten, in denen Gott ihn zum Verkünder seines Wortes in fernen Heidenlanden berufen hatte, achtete nicht der Thränen und Bestürzung der Seinen, segelte hinüber nach Gallien. Er war wohlgelehrt, frisch und kräftig, etwa vierundzwanzigjährig, als er auszog. Er predigte das Evangelium des Herrn zuerst in Gallien und kam im Jahr 507 an den Hof des Königs Chlodowig nach Orleans."

„Da that der Gottesmann das erste Wunder. Der König wollte ihm während der Mahlzeit ein mit Gold und köstlichen Steinen geziertes Kristallgeschirr zu eigen geben. Aber es entfiel des Königs Händen und zerbrach. Der Mundschenk reichte Fridolin die zerbrochenen Stücke, um ihm die Kunst und Kostbarkeit des zersprungenen Geräthes zu zeigen, und siehe da, als Fridolin's Hand die Scherben berührte, fügte sich Alles wieder fest zusammen."

„Ihr wisset, Jungfrau, Kinder sind unbequeme Hörer von Märlein. So gestattet auch mir den Einwand, daß dieses Wunder allen christlichen Köchinnen und Mundschenken oftmals noth thäte, da ihnen Fridolins Verehrung vielleicht zur Gnade seiner scherbenkittenden Wunderkraft verhülfe," sagte lachend der Ritter.

„Ich dachte wohl, daß Ihr der Wunderlegenden spotten würdet, deren

es noch viele gibt, und werde mich hüten, Euch deren noch mehr vorzutragen," erwiderte die junge Nonne, gleichfalls lächelnd. „Denn sie erfordern noch stärkeren Glauben als dieses erste Wunder und der scheint Eure Sache nicht zu sein."

Der Ritter nickte schalkhaft.

„Das aber ist sicher überliefert, daß Fridolinus mit großen Gnaden- und Freibriefen des Frankenkönigs durch Lothringen, Burgund, den Jura, Glarus und Rhätien zog, überall Gottes Wort predigte, Klöster und Kirchen gründete und endlich um 522, also gerade vor tausend Jahren, hier am Rhein anlangte, wo er in der Mitte des Stromes eine wüste Insel gewahrte, die ihm ein Engel im Traum gezeigt haben soll als das Ziel seines Lebens. Jedenfalls hat der Gottesmann sich dieser Insel gegen den ganzen feindlichen mißtrauischen Trotz der alemannischen Uferbewohner bemächtigt und sie behauptet, obwohl ihm die Heiden fürerst die rohe Rindenhütte niederbrannten und ihn mit grausamen Lästerungen und Schlägen vom Eiland vertrieben."

„Das glaube ich buchstäblich!" lachte der Ritter.

„Es ward dem klugen Gottesmann nicht schwer, die harten Männer und Weiber des Ufers zu Freunden und Christen zu machen, denn er lehrte sie kundig den Salmfang, den Frauen allerlei häusliche Künste, fügte feste behagliche Wohnstätten, heilte Krankheit und Noth und vergalt Feindschaft und Mißtrauen mit gütiger Liebe. So entstand das Stift Säckingen, der Anfang der Stadt, und zu siebenzig Jahren brachte der Heilige seine Tage."

„Trefflich, Schwesterl, trefflich, habet Dank. Aber nun scheint der Aufbruch geboten. Schauet, dort im Nordwesten zieht sich ein böses Wetter über dem Wiesenthal zusammen."

„Ihr habt recht," sagte Regilinde, eilig den Korb aufhebend; „wir müssen eilen, um Harpolingen noch leidlich trocken zu gewinnen."

Die kleine Gesellschaft brach auf.

Auf der Höhe über der Heidenmauer blieb der Ritter stehen und blickte schmerzlich auf die letzten Trümmer des Denkmals römischer Weltherrschaft.

„O Deutschland! Armes Vaterland!" murmelte er traurig, während die Nonnen weiterschritten. „Hätte doch Rom für immer hier seine Marksteine gelassen, wäre ihm doch alle Kraft gebrochen worden von den dickköpfigen Alemannen! Aber sein Heidenthum herrscht heute besser als je

im deutschen Lande — und nur von der lichten Schweiz her grüßt mich armen Flüchtling die Hoffnung der Freiheit!“

Ferner Donner und Wetterleuchten über der hohen Möhr begleiteten seine Worte.

Zweites Kapitel.

Auf bösen Pfaden.

Schwester Regilinde hatte ortskundig geweissagt. Wenige hundert Schritte jenseits der Egghöhe umfing den Ritter und seine Begleiterinnen dichtes Waldesdunkel, das immer schwärzer und nächtiger wurde. Gleichwohl war die lastende Schwüle des heißen Junitages und mancher seiner Vorgänger auch hier bis auf den Grund des Waldes gedrungen. Dürr und vertrocknet zeigte sich selbst der schmale, kaum erkennbare Waldpfad, auf dem Regilinde die Base und den Ritter bald genau in östlicher, bald in südöstlicher Richtung gen Harpolingen führte.

Die Enge des Pfades gebot, daß jeder der Drei einzeln ging, und zwar oftmals in weiterem Abstand. Denn nicht selten überspannten riesige Wurzeln den Waldweg oder verlor sich dieser scheinbar vollständig an felsigen Vorlagerungen, die erklommen oder durch vorsichtigen Abstieg überüberwunden werden mußten. Unter solchen Verhältnissen konnte kein lebhaftes Gespräch gedeihen. Dem Ritter verbot solches aber auch das geringe Maß seiner Kräfte. Er vermochte nur mühsam Schritt zu halten mit der jugendlichen Frische seiner Begleiterinnen. Regilinde bemerkte das bei öfterem Rückblick wohl und mäßigte deßhalb die anfängliche Eile.

Doch gestattete anderseits das drohende Wetter keine Säumniß. Regilinde war in diesen Bergen aufgewachsen und kannte genau deren Wetterschrecken, die Anzeichen plötzlich hereinbrechender Naturgewalt. Der Base und dem müden Ritter zuliebe hatte sie zuvor die Hoffnung ausgesprochen, man könne bei eiligem Schritt Harpolingen noch leidlich trocken erreichen. Aber sie glaubte mit nichten selbst an diese Zusicherung. Das Dunkel des Waldes ringsum war zu unheimlich geworden. Kein Sonnenstrahl stahl sich mehr durch das Dickicht der Zweige. Angstvoll und kreischend flohen wenige Waldvögel dem Nest zu. Das brummende, zirpende, summende Gewimmel der Insektenwelt war verstummt. Ueber der Nacht des Waldes schien sich eine zweite Nacht von schwarzen Gewitterwolken gelagert zu haben, unsichtbar dem Auge durch das undurchdringliche Dach der Tannen-

zweige, aber deutlich erkennbar durch die schwarze Verfinsterung des Pfades, peinlicher noch durch den schweren Druck der Gewitterschwüle auf Schläfen, Puls und Glieder.

Jetzt war vollends nicht mehr daran zu zweifeln, denn der erste Donner rollte über den Häuptern der Wanderer, ein ächter Donner dieser schwarzen Berge, hart, furchtbar, weithin dröhnend und von fernen Gebirgszügen widerhallend. Man war nun etwa eine Stunde Wegs gewandert.

„Das Gewitter ist da," rief Magdalin ernst, als habe auch sie dessen früheres Kommen vorausgesehen. „Ist unser Weg noch lang?"

„Wir sind bald am Ziel," tröstete Regilinde ausweichend. „Eilet!" Das letzte Wort galt vornehmlich dem Ritter, der mit immer kürzeren, mühsameren Schritten den rauhen Waldpfad durchmaß.

Ein jäher Blitz, dem fast unmittelbar ein krachender Donnerschlag folgte, gab dem Mahnruf Nachdruck. Prasselnder schwerer Regen traf das Nadeldach des Waldes. Furchtbarer Sturmwind schüttelte die Bäume und schleuderte die ersten Regengüsse auf die Häupter der Wanderer. Die Dunkelheit hatte so zugenommen, daß die drei Waldgänger kaum einen Schritt Weges vor sich zu erkennen vermochten und näher aneinander rückten, um sich nicht zu verlieren.

So wurde, unter stets heftigerem Toben der Elemente, noch eine beträchtliche Strecke zurückgelegt. Unablässig drang nun Regen und Hagel durch das Tannendach, den Wanderern bis auf die Haut fühlbar. Plötzlich aber stockte Regilinde, suchte rechts, links und vorwärts die Spuren des Pfades und brach dann trostlos in die Worte aus: „Wir sind letz gegangen. Ich habe mich verirrt."

In diesem Augenblick fuhr ein betäubender Gewitterschlag, Blitz und Donner zu gleicher Zeit, nieder, und grellrother Feuerschein, der durch das nächtliche Dickicht drang, zeigte, daß der zündende Strahl in der Nähe eine der mächtigen Tannen des Waldes gefällt habe.

Zugleich aber enthüllte die plötzliche Helle eine seltsame Gestalt.

Ein mächtiger Felskegel sperrte den wilden Irrpfad der Wanderer. Und dort droben saß unter einer ungeheuern Tanne des Forstes, scheinbar zusammen gewachsen mit dem Felsboden, ein riesiger Hotze, als solcher erkennbar beim Feuerschein des brennenden Baumes an der rothen Weste und den blinkenden Metallknöpfen, dem breiten Hut.

„Wo geht der Weg nach Schloß Harpolingen?" frug Regilinde flehend hinauf.

„Wir sind verirrt. Weise uns den Weg; wir werden Dich lohnen!" rief Magdalena.

Der Riese rührte sich nicht, als sei er taub, wirklich zu Stein geworden.

Da rief der Ritter in den wirbelnden Sturmwind, unter dem hundertjährige Tannen krachten und mannsdicke Aeste niederstürzten, mit aller Macht seiner Stimme: „Was liegt Dir an?"

Und sofort tönte es von oben zurück: „Was Dir anliegt, liegt auch mir an." Ja, sofort hob sich der Riese vom Boden und stand nach wenigen elastischen Sprüngen aus seiner Höhe an der Seite des Ritters. Er faßte dessen Rechte zum Druck und fragte: „Willst auch Du zum Harpolinger Schloß?"

„Ja, Bruder."

„Du scheinst übel zuweg."

„Ich schleppe mich kaum weiter."

Ohne ein Wort zu verlieren, lud der Riese den Ritter auf den Rücken und fragte dann seine Bürde leise mit finsterem Augenblitz: „Was ist's mit den Fridolinsfrauen — sind sie Dir lieb oder leid?"

„Sie retteten mich vor'm Verschmachten, führten mich durch den Wald und hielten bei mir aus, wiewohl sie ohne mich längst am Ziel sein konnten."

Der Riese ließ einen gellenden Pfiff ertönen, der schaurig das Geheul des Sturmes begleitete. Und wie aus der Erde gewachsen, erschien oben auf dem Felskegel die Gestalt eines zweiten Mannes, genau so gekleidet wie der Riese selbst.

„Decken!" rief dieser hinauf. „Zwei Mann".

Die Worte waren kaum gesprochen, als zwei Männer mit Decken die Felsenwand hinabstiegen und auf einen Wink des Riesen die beiden Klosterfrauen mit übergebreiteten Decken vor Nässe schützten und sie den steilen Felspfad abwärts führten, den der Riese mit seiner edlen Traglast schweigend und sicher voranschritt.

Regilinde war dieser kaum sichtbare Felsenpfad ganz unbekannt. Doch mußte er zweifellos in der Richtung des Schlosses führen, nur bei weitem rauher und gefahrvoller als der ihr bekannte Waldpfad, der viel weiter zur Rechten auf dem Rücken des Gebirges sich hinziehen mußte, während dieser an fast senkrecht absteigenden Felswänden, deren dunkle Tiefe der

dichte Tannenwald noch düsterer machte, jäh abwärts führte. Dabei brauste und dröhnte das furchtbare Hochgewitter mit unverminderter Heftigkeit fort, Alles in grausige Nacht hüllend. Kaum die Züge ihrer Begleiter vermochte Regilinde zeitweise deutlich zu sehen, und was sie davon gewahrte, flößte wenig Vertrauen ein. Aus fast schwarzen Gesichtern hob sich kühn geschwungen die Nase, blitzten dunkle Augen unheimlich unter finsteren, buschigen Brauen. Mit düsterer Entschlossenheit waren die schmalen, schweigenden Lippen aufeinander gepreßt.

Auf die Frage: „Seid Ihr Kohlenbrenner!“ erhielt Regilinde keine Antwort. Vielleicht hatte der heulende Sturm, das wilde Krachen des Donners die Frage verweht. Aber der gleichzeitig niederfahrende grelle Blitz verrieth ihr, daß ein höhnisches Lächeln die Mundwinkel ihres Führers umspielte. Er mußte also die Frage vernommen haben, wollte aber nicht antworten. Bald nachher hörte sie Magdalin hinter sich an deren Führer eine ähnliche Frage richten, die gleichfalls ohne Antwort blieb. Die Männer wollten also offenbar absichtlich über ihr Dasein und Treiben einen Schleier legen. Nur Ahnungen über das Wesen der Geheimnißvollen waren gegeben. Und diese erhöhten die Schrecknisse dieser Stunde.

Seit Jahrzehnten gährte es in der deutschen Bauernschaft, auch unter den Leuten des Hotzenwaldes. Der „Bundschuh“ hatte sich im Elsaß mit gewaffneter Hand vieler Tausende erhoben und war in Blut und Brand erstickt worden. Aber mit nichten war die Flamme des Aufruhrs, des unversöhnlichen Hasses zertretener Menschen gänzlich erloschen. Tausende wurden täglich zu Boden gedrückt durch Zehnten, Zinse und Gülten, Frohnten, Herren- und Kirchendienst, durch willkürliche Plackereien Seitens der Fürsten und Herren, Stifter, Klöster und Pfaffen. Alle Lebensfreude, der bescheidenste Lebensgenuß ward ihnen verkümmert. Das Bewußtsein ungeheurer, unüberwindlicher Unbill, vollkommener Rechtlosigkeit, immer neuer unerschwinglicher Forderungen trieb sie von Haus, Hof und Herd, in die Wälder, in die Berge, in den Kriegsdienst, zu Abenteuern oder finsteren Thaten, zur Verzweiflung, zu geheimen Bünden, die den Tag der allgemeinen Vergeltung und Rache, eine neue Ordnung aller Verhältnisse vorbereiteten.

Von diesen Dingen hatte Regilinde die Herren und Pfaffen ängstlich flüstern hören, die am Tische der Fürstäbtissin von Säckingen oft zu Gaste saßen.

„Das wilde heimliche Feuer brenne unter der Asche des Bundschuhs

weiter," hatten sie gesagt, „und plötzlich werde es emporschlagen lichterloh wie die Flammen aus dem Schooße des Berges Vesuvius, der einst zwei blühende Römerstädte verschüttet habe. Und dann werde die Zeit der Noth und des Grauens anbrechen, vor allem für die Klöster und Stifter, denn diese hasse und neide der gemeine Mann mit Ungrund am meisten. Schon sei man geheimen Zeichen, Abreden und Bünden der ruchlosen Verschwörer auf der Spur. Der vertriebene Herzog Ulrich von Würtemberg werbe auf Hohentwiel offenkundig Rotten auffässiger Bauern."

Regilinde hatte das nicht geglaubt, mindestens für arg übertrieben gehalten. Jetzt glaubte sie in deren Gewalt zu sein. Und war nicht der Geächtete mit ihnen im Bunde? Hatte er nicht ein Wort gesprochen, das den starken Führer dieser Gesellen plötzlich an seine Seite führte, dessen unbeugsame Nacken und Rücken ihm dienstbarer machte als den eines Knechtes? Waren die beiden Führer der Domfrauen nicht urplötzlich, wie aus der Erde gewachsen, zur Stelle gewesen auf das Gebot ihres Häuptlings? Das Alles war höchst beängstigend, unheilverkündend. Die Gesellschaft dieser Männer, auch des Ritters, so bald als möglich zu meiden, war Regilinde fest entschlossen.

Vorerst aber bedurfte sie und Magdalin der wuchtigen Arme dieser wegkundigen Führer mehr als je, denn zu den Schrecknissen des Pfades und Gewitters gesellte sich ein neues. Plötzlich nämlich hörte der Tannenwuchs zur Linken auf und in der Tiefe des schwarzen Abgrundes brauste mit gelblich-schmutzigen Schaumwogen ein zum Strom angeschwollener Waldbach, Felsblöcke und gebrochene Tannen wie Bälle und leichte Stäbchen mit sich reißend, schaurig brüllend, zischend und donnernd gegen die Felsenwände seines Bettes, so daß selbst dieses harte Urgestein zu beben schien.

Regilinde hemmte ihren Schritt, um Magdalin an der grausigen Schlucht Muth zuzusprechen. Aber fest und getrost sah sie die junge Base am Arm ihres Führers den schwindelnden Pfad einherschreiten. Deßhalb setzte sie schweigend den Abstieg fort.

So mochten sie eine Viertelstunde fortgeschritten sein, als plötzlich der Riese vor ihnen seine Bürde niederließ und einige unverständliche Worte mit dem Ritter wechselte, welche eine höchst wunderbare Wirkung übten. Denn der Riese entblößte trotz des strömenden Regens plötzlich das Haupt und küßte dem Geächteten inbrünstig die feine Hand, ehe dieser es hindern konnte.

Als Regilinde zur Stelle kam, wo dieser Vorgang sich zutrug, erkannte

sie, daß der von ihr verlorene Waldpfad hier einmündete, und schloß daraus, daß man sich gegenüber der dem Hotzenwald zugekehrten Zugbrücke des Schlosses Harpolingen befinden müsse. In der That ragte jenseits der wilden Schlucht, die ein donnernder, gewaltiger Wasserfall anfüllte, ein kurzer, dicker Brückenthurm aus den Tannen, während dichte Wetterwolken die Umrisse der auf einem weiter zurückliegenden Felsplateau aufragenden Gebäude des Schlosses und dessen gewaltigen viereckigen Hauptthurm noch fast ganz verhüllten.

Ihrem zuvor gefaßten Entschluß folgend, war Regilinde willens, hier den Abschied von ihren Begleitern zu nehmen, und allein mit Magdalin den steilen, aber gefahrlosen, ihr wohlbekannten Pfad zum Dorfe Harpolingen niederzusteigen.

Sie dankte dem Riesen und dessen Genossen lebhaft für die treue Fürsorge, und versuchte vergeblich, ihnen eine große Silbermünze als Lohn aufzudrängen. Die Männer hatten die Arme auf dem Rücken gekreuzt und schüttelten unwillig das Haupt.

„Wir bitten die Jungfrauen nur um einen Lohn," sagte der Riese finster. „Zu schweigen über die Begegnung mit uns. Es wird Euch und uns frommen."

„Gern," sprach Magdalin sogleich, den Finsteren nach einander die Hand reichend. Zögernd that Regilinde ein Gleiches. Dann trat sie zum Ritter, der sich auf einem Felsen niedergelassen hatte und sagte: „Lebet wohl, Gott leite und schütze Euch weiter."

„Wohin ziehet Ihr?" fragte er erstaunt.

„Zum Dorfe Harpolingen."

Bei diesen Worten stieg der Riese auf einen Felsen über dem nach dem Dorfe führenden Pfad, bog das Unterholz aus einander und sagte ruhig: „Das geht nicht an, Jungfrau, der Bach hat die Brücke zum Dorf abgerissen."

Schnell klomm Regilinde an die Seite des Riesen. Ein trauriges Bild der Zerstörung bot sich ihrem Auge. Die Brücke nach Dorf Harpolingen war hinweggespült. Nur zerrissenes Balkenwerk gab noch Kenntniß von der Stelle, wo sie bisher gestanden. Ueber die wenigen Matten und Fruchthalden, die in dem engen waldigen Felsenthal Platz hatten, wälzte sich der ungeheure mißfarbene Strom des Baches. Unbarmherzig hatte der Hagel Saat und Frucht niedergeschlagen, hatte der Sturmwind Bäume geknickt und Dächer abgedeckt.



Dr. **Karl Schröter**, Stadtpfarrer in Rheinfelden.
(† den 27. Dezember 1886.)

„Nein, es geht nicht,“ sagte sie seufzend, an Magdalins Seite zurückkehrend. „Wir müssen durch das Schloß und dort bitten, daß man uns jenseits des Schlosses zur Murgbrücke niedersteigen lasse. Dann bleiben wir im Dinghof des Stiftes zu Murg über Nacht oder kehren, wenn das böse Wetter abzieht, noch heute nach Säckingen zurück.

Der Riese, der Alles zu hören schien, ohne irgend eine Antwort zu geben, ließ bei diesen Worten abermals sein eigenthümliches gellendes Pfeifen vernehmen, dem alsbald ein langgezogener Hörnerton vom Brückenthurm jenseits der Schlucht antwortete.

Als die Domfrauen ihre Blicke von dem Thurm wieder auf ihre Umgebung richteten, waren die drei Wäldler verschwunden, und nicht einmal der Laut eines Schrittes verrieth die Richtung des Weges, den sie eingeschlagen hatten.

Karl Schröter.

Ein Lebensbild.

Von F. A. Stocker.

(Mit Portrait.)

Es war am Nachmittag des ersten Maisonntags 1846, als ich, ein junges Bürschchen, den Schulsack der Gemeindeschule auf dem Rücken, und von meinem lieben leider früh verstorbenen Vetter W. begleitet, auf der Züricher-Basler Landstraße dem Städtchen Rheinfelden zuwanderte, um daselbst auf einige Jahre die Bezirksschule zu beziehen, die damals sich eines sehr guten Rufes erfreute. Ich weiß nicht wie es kam, vom ersten Ansehen heimelte mich das Städtchen an; es war nicht schön zu nennen, dieses alte Rheinfelden, die Häuser waren meist alt und grau, viele zerfallen, die Stadtmauern zerrissen, zerlöchert und theilweise ohne Zinnen. Epheu rankte an dem hinfälligen Gemäuer herauf, von oben herab verflocht sich Ginster und allerlei Gesträuch mit seinen Ranken. Da und dort erblickte man noch Mauerlöcher, die von den Kugeln der Schweden herrühren sollen, welche Rheinfelden im dreißigjährigen Kriege mehrmals belagerten.

An mancher Lucke klebet
Vergoßnes Schwedenblut.

Die Romantik dieses Krieges, von dem ich damals schon einige dunkle Kenntnisse hatte, trug dazu bei, mir das Städtchen lieb und werth zu machen und ist es mir auch geblieben bis auf den heutigen Tag.

Ich war bald heimisch geworden, namentlich nachdem ich mich im Herbst in der Nähe des Rathhauses, das mir mit seinem röthlichen Anstrich und mit seinen Wappen der Waldstädte besonders gefiel, einquartirt hatte. Würdige, kenntnißreiche Lehrer standen der Schule vor, die dazumal noch in der alten Oesterreicher Kaserne an der Storchengasse eingerichtet war. Im Frühling 1849 hieß es, wir würden einen neuen Lehrer bekommen. Die ganze Schülerschaft war gespannt auf den neuen „Professor", so nannte man in der Bezirksschule die Lehrer derselben. Eines schönen Morgens trat er in die Schule und begann ohne weiteres nach einigen Ermahnungen an uns zu Fleiß und Aufmerksamkeit den Unterricht; wir hatten gerade Lateinstunde. Da brachte er gleichzeitig ein neues Lehrmittel mit, den „Kühner",* über den wir sehr froh waren, denn bisher hatten wir nur die schlechte Grammatik eines Jesuiten gehabt. „Den Jesuiten wollen wir nicht mehr!" sagte der junge Lehrer und mit Freuden schafften die Schüler das Kühner'sche Lehrbuch an.

Der neue Lehrer war ein mittelgroßer, eher kleiner Mann, beweglich und von raschem Temperament. Seine Stimme war stark, jedes Wort scharf accentuirt; das Gesicht ausdrucksvoll für seine Jugend (er zählte erst 23 Jahre), fast zu markirt, es verrieth Strenge, Sarkasmus bei vielem Wohlwollen und freundlichem Humor. In der That übte er eine ziemlich scharfe Disziplin, aber man war damit nicht unzufrieden, denn seine Lehrmethode in den alten Sprachen, Geschichte und Geographie leuchtete Jedem ein und war nach jeder Seite hin anregend. Leider hatte ich nur ein halbes Jahr das Vergnügen seinen Unterricht zu genießen, indem ich im Herbst 1849 die Schule verließ, um an die Kantonsschule überzugehen. Aber trotzdem haben Lehrer und Schüler einander nie aus den Augen verloren und sind in treuer Freundschaft während beinahe 40 Jahren zu einander gestanden.

Der junge Lehrer hieß Karl Schröter; er war der älteste Sohn

* Schulgrammatik der lateinischen Sprache von Dr. Raphael Kühner, Hannover, Hahn'sche Buchhandlung.

des Amtsstatthalters Fridolin Schröter und der Frau Viktoria Hodel von Rheinfelden, die ihm eine sorgfältige Erziehung angedeihen ließen. Im Kreise seiner Familie verlebte er mit vier Geschwistern (einem jüngern Bruder und drei Schwestern) eine glückliche Jugendzeit, welche er dazu benutzte, sich in den trefflichen Stadtschulen eine tüchtige Bildung anzueignen. Karl's Bruder, Emanuel Theodor, geb. den 23. Mai 1829, wollte Mediziner werden, unterdrückte aber seinen Herzenswunsch, wurde später Stickereifabrikant in Lichtensteig, wo er sich verheirathete, Ehrenbürger, Mitglied des Gemeinderathes und Stadtammann wurde und im Jahre 1877 starb. Die drei Schwestern sind alle verheirathet, die älteste ist seit 30 Jahren Wittwe des verstorbenen Gerichtssubstituten Friedrich Hauser von Leuggern, sie besorgte seit ihrer Wittwenschaft unserm Freunde in treuer Schwesterliebe das Hauswesen. Der zweiten Schwester, der Herausgeberin der „Stunden am Arbeitstische", Frau Nannette Kalenbach-Schröter, verdanke ich mehrere Mittheilungen zu diesem Lebensbilde.

Das Schröter'sche Haus lag gegenüber dem Rathhause an der Marktgasse, von meiner Wohnung nur durch ein Gäßchen getrennt, das den ominösen Namen „das Schelmengäßli" trug. Ich hatte also, ohne persönlich mit der Familie in Beziehung zu treten, genügend Gelegenheit, dieselbe kennen zu lernen. Der Vater war ein alter, würdiger Herr, gravitätisch einherschreitend, mit der richtigen Amtsmiene, ein wohlwollender und sehr geachteter Mann, die Mutter eine kleine, freundliche Frau, die man nur selten außerhalb des Hauses sah. Karl war ihr Liebling und ihr Stolz.

Karl Fridolin Schröter wurde den 28. Januar 1826 geboren; im fünften Jahre frequentirte er (1831) die Gemeindeschule und 1837 die erst wenige Jahre vorher gegründete Bezirksschule. Von 1841 bis 1845 besuchte er die Kantonsschule in Aarau, die damals schon einen ausgezeichneten Ruf hatte. Dort legte er bei seiner ausgesprochenen natürlichen Begabung unter bewährten Lehrern den Grund zu einer tüchtigen philologischen Bildung und gehörte zu denjenigen Schülern, die unter Anleitung des gelehrten Schriftstellers und Bibliothekars Franz Xaver Bronner die Schätze der Kantonsbibliothek reichlich dazu benützten, sich ein in diesem Alter seltenes allgemeines Wissen zu erwerben.

Innige und andauernde Freundschaft wurde da mit Jünglingen geschlossen, die später in der Geschichte unseres engern und weitern Vater-

landes einen bedeutenden Namen sich erworben, wie Bundesrath Dr. Emil Welti, Schriftsteller Jakob Frey und Andere mehr.

Man hatte von dem feurigen und beredten Jüngling allgemein erwartet, daß er die Rechtswissenschaften studiren werde. Um so mehr überraschte er nach glänzend bestandener Maturitätsprüfung die Seinigen mit der Erklärung, daß er sich dem Studium der Theologie widmen wolle. Schon damals trat die freisinnige Richtung, die das ganze Leben unseres Freundes auszeichnet, lebhaft in den Vordergrund, indem er diese Erklärung mit den Worten schloß: „Ich will ein Priester sein, kein Römling, sondern ein deutscher, ein schweizerischer freisinniger Katholik!"

Weil damals die schweizerischen theologischen Lehranstalten von den Jesuiten besetzt oder beeinflußt waren, so brachte der junge Theologe zwei Jahre auf der Universität zu Freiburg i. B. und ein Jahr auf der Hochschule zu Tübingen zu. Dort waren Hirscher, Hug, Staudenmeier und andere ruhmreiche Vertreter der damals kräftig emporblühenden katholisch-theologischen Wissenschaft seine Lehrer. Er besuchte aber nach dem Grundsatze: Prüfet Alles und das Beste behaltet! auch die Vorlesungen an der protestantischen Fakultät, namentlich des hochberühmten Tübinger Professors Dr. Bauer.

Im Spätjahr 1848 kehrte Schröter zurück und bestand wiederum mit glänzendem Erfolge ein doppeltes Staatsexamen, einerseits als Theologe, anderseits als Bezirkslehrer für alte Sprachen und Geschichte. Der würdige Bischof Salzmann gestattete ihm, daß er, als er sich zur Vorbereitung auf die Priesterweihe an den damaligen Stiftspropst Vögelin wandte, im Uebrigen sogleich die ihm übertragene Stelle als Lehrer an der Bezirksschule antrat.

Hier ist es, wo ich ihm bereits in seiner ersten Lehrstunde begegnete. Bald sollte seine Wirksamkeit eine Erweiterung erfahren. Im Herbste 1849 war er ordinirt und als Religionslehrer an die Bezirks- und Gemeindeschule gewählt worden. Man war nicht lange im Zweifel über seine Befähigung und Disziplin. Schon nach kurzer Zeit wurde er zum Rektor der Bezirksschule ernannt, nachdem er vorher zum Kaplan am Chorherren-Stifte zu St. Martin gewählt worden war. Die Rektorats- und Lehrstelle behielt er bis zum Jahre 1855. Gegen das Ende dieses Jahres wurde er zum Pfarrer und damit auch zum Chorherrn am St. Martinsstift gewählt und an Epiphania den 6. Januar 1856 feierlich installirt.

Von diesem Momente an beginnt eine allseitige und ausgebreitete Thätigkeit auf den verschiedensten Gebieten in Staat, Schule, Kirche und

Gemeinnützigkeit. Die Aemter und Aufträge häuften sich mit den Jahren der Art, daß er sie nicht mehr zu bewältigen vermochte.

Unermüdlich war er auf dem Gebiete der Schule und der Erziehung bis zu seinem Tode. Im Jahre 1858 wurde er zum Inspektor der Kantonsschule gewählt, an der er selbst vier Jahre als Schüler zugebracht hatte und deren Bedürfnisse und Leistungen er somit genau zu beurtheilen verstand. Im Jahre 1860 kam er in die Aufsichtskommission der Pestalozzi-Stiftung in Olsberg, die ihm besonders am Herzen lag und deren Präsident er von 1868 bis zu seinem Ende war. Wie manchen Gang machte er von Rheinfelden aus durch den Olsberger Wald, um seine geliebte Anstalt zu besuchen, um sich von dem Gang und Gedeihen derselben, von dem Befinden der Zöglinge, die ja der Aufmunterung und eines freundlichen zutraulichen Wortes in ihrer Verlassenheit so sehr bedürftig waren, zu erkundigen. Nicht immer kam er mit zufriedener Miene von seinen Besuchen zurück, war aber dies der Fall, so strahlte er vor Freuden: er hatte einen guten Tag gehabt, die Anstalt marschirt, es war Alles in Ordnung.

Schröter war allezeit für gute Lehrmittel besorgt; ohne alles gut zu heißen, was die neuere Pädagogik mit sich brachte und empfahl, wog er prüfend zwischen Altem und Neuem ab. Die Idee eines Lehrbuchs, das zugleich den geistigen Blick des Kindes nach allen Richtungen stufenweise erweiterte, worin jedes Stück zum vorhergehenden und folgenden in einem innern Zusammenhange steht, war für ihn ein Ideal, dem er eifrig nachstrebte. Manchmal aber mußte er auch den Erfahrungssatz als richtig anerkennen, das Bessere ist des Guten Feind und so begnügte er sich dann mit einem Lehrmittel, wenn es leicht faßlich, praktisch verständig war und der Altersstufe, für die es bestimmt schien, wirklich entsprach.

War irgendwo die Stelle eines Kommissionsmitgliedes mit einem Schulmann zu besetzen, so dachte man zunächst an Schröter. Wer war würdiger, eifriger, kenntnißreicher, diese zu bekleiden? So wurde er 1862 Mitglied des Bezirksschulrathes von Rheinfelden, 1863 Miglied des kantonalen Erziehungsrathes, 1866 Mitglied der Bezirksschulpflege. Als Präsident der Gemeindeschulpflege wirkte er Jahrzehnte lang bis zu seinem Tode ohne Unterbruch und die Lehrerschaft fand bei ihm jederzeit ein offenes Ohr und Mithilfe für deren Bedürfnisse und Anforderungen.

Für die Schule arbeitete er überhaupt unabläßig und es ist dies jeweilen auch von seinen politischen und kirchlichen Gegnern anerkannt

worden. In der Schule kannte er keine Konfession der Kinder; alle seiner Obsorge anvertrauten Kinder genossen von seiner Seite die gleiche Aufmerksamkeit ohne Unterschied und hauptsächlich ist es ihm zu verdanken, daß seit Jahren alle Schulkinder ohne Rücksicht auf die Konfession wie Einer Familie angehörend, um den Weihnachtsbaum versammelt waren, und daß unter ihnen die Bedürftigen ohne Ausnahme mit Kleidungsstücken u. dgl. bedacht wurden, mochten sie nun der christkatholischen, der römischen, der protestantischen Gemeinde oder einer israelitischen Familie angehören. Für jedes Kind hatte er eine freundliche Bemerkung, einen ermunternden Zuruf, eine ernste Lehre, ein gutes Wort zu seiner Zeit. Kinder sind für derartige Aeußerungen sehr empfänglich und dankbar und erinnern sich Zeit ihres Leben an einen solchen Moment.

Das wußte Schröter und deßhalb war es sein stetes Bestreben, der Jugend Freude zu bereiten, ihnen Festlichkeiten und Ausflüge zu veranstalten, um sie dann durch einige frohe Stunden zu regerer Thätigkeit anzuspornen; er war überhaupt ein richtiger Pädagog und was er anfaßte, gerieth unter seinen Händen und erreichte seinen Zweck. Um die Mittel zu solchen Zielen aufzubringen, benützte er wiederum die Jugend selbst, indem er sie zu dramatischen Aufführungen anleitete, womit er immer wieder bildend auf die Geschmacks- und Geistesrichtung der Kinder einwirkte und sie rohern Vergnügen entzog. So brachte er im Jahre 1855 mit seinen Schulkindern im Theater das „Schulfest" von Julius Otto zur Aufführung, so im Februar 1858 „'s Mareili us em Isethal" und „Arnold von Winkelried". Im gleichen Winter veranstaltete er auf dem zugefrornen Rheine ein Jugendfest; das Jahr darauf wurde zu Gunsten des Rütliankaufs von den Mädchen „die Kraft der Mutterliebe" gespielt, von den Knaben „der Eidschwur im Rütli"; im Februar 1862 die „Schlacht bei Sempach". Im Februar 1864 veranstaltete er einen großen Kinder-Maskenzug „Des Winters Flucht und des Frühlings Einzug"; 1865 kamen die beiden Kinderschauspiele zur Aufführung: „Auf dem Hühnerhofe und im Walde" und die Wiederholung des „Mareili us em Isethal" von 1858; 1868 und 1878 „Sneewittchen und die Zwerge", 1870 „Der Binsenmichel", 1877 „Ein Pagenstreich" und „Auf dem Hühnerhofe"; 1882 „Der Frühling" von Hoffmann v. Fallersleben, komponirt von dem verstorbenen Rheinfelder Musikdirektor Fr. Reiser. Mit dieser Aufführung wurde ein Jugendfest verbunden. Die letzte Aufführung, die Schröter leitete, war das „Pfingstfest" von Julius Otto. Nachher fand zur

Gedenkfeier der Schlacht bei Sempach ein Jugendfest statt. Durch diese dramatischen Darstellungen wurden, wie gesagt, meistentheils die Mittel zusammen gebracht, um mit den Schulen größere Ausflüge z. B. an den Rheinfall bei Schaffhausen, an den Vierwaldstättersee u. s. w. zu ermöglichen und zu bestreiten.

Wie seit Jahren gewohnt, wollte Schröter nach den Anstrengungen der Pfingstsynode von 1886 sich in der Gebirgsluft der Alpen im Bade Gurnigel Erholung suchen. Des genannten Jugendfestes wegen verschob er aber sein Vorhaben um einige Wochen. An diesem Tage mußte ja der Pfarrer inmitten seiner lieben Jugend stehen, Theil nehmen an ihrer Freude und dem Feste durch eine Ansprache an die Jugend, an die Gemeinde, an die Mitbürger die rechte Weihe geben. Das that er auch. Es war seine Abschiedsrede. Bereits hatte ihn, ohne daß er es selber wußte oder zugeben wollte, eine gefährliche Krankheit erfaßt, die ihm kaum noch gestattete, die Reise in's Gebirge anzutreten. Schwer krank war er von Rheinfelden geschieden, schwer krank und zum Tode ermattet, kehrte er nach Monaten von Clarens, wo er den Herbst verbracht hatte, wieder nach Rheinfelden zurück. Weder die Kunst und Wissenschaft der Aerzte noch die liebevolle und unermüdliche Pflege treuer Schwestern vermochten ihm die verlorne Gesundheit wieder zu geben. Am zweiten Tage nach Weihnachten, den 27. Dezember 1886 erlag er seinen Leiden.

* * *

Ich bin der chronologischen Schilderung von Schröters Leben vorausgeeilt, veranlaßt durch das Jugendfest, das in gewissem Sinne den Ausgangspunkt seiner Krankheit bot. Ich könnte in langer Auseinandersetzung der Arbeiten gedenken, die er in den erwähnten Schulbehörden geleistet, ich könnte an Worte und Urtheile erinnern, die unser Aller Freund Augustin Keller über Schröter's Thätigkeit im Schulfach fallen ließ, der ihm in warmer Freundschaft zugethan, die höchste Anerkennung zollte, das Alles würde den Schulmann, den Erzieher, den Jugendfreund nicht charakterisiren. Es wären werthvolle Dokumente in ein Archiv; deutlicher ging seine Leistungskraft, sein Wissen und seine pädagogische Begabung nirgends hervor, als wenn man Gelegenheit hatte, ihn in Mitte seiner Kinder zu sehen. Die Liebe zu den Kindern und zu den Blumen begleitete ihn bis zu seinem letzten Athemzuge. Nie sah man ihn verjüngter und so recht

von Herzen froh, als wenn er sich in Mitte einer recht großen Kinderschaar bewegen konnte und deßhalb wollte er sich auch nie dazu verstehen, trotz der großen anderweitigen Arbeitslast sein Amt als Präsident der Gemeindeschulpflege niederzulegen. Er lebte sich so in die immer wieder heranwachsenden Generationen hinein, daß er sie wie zu seiner Familie gehörend betrachtete und Freud und Leid mit ihnen empfand. Jedes Kind nannte er mit Namen, kannte sein Geburtsjahr, oft den Tag der Geburt, hatte er sie doch beinahe alle selbst getauft. Er kannte den Namen der Eltern und Großeltern, ihre Lebensschicksale und Familienverhältnisse. Hatte er doch die Väter, Mütter dieser Kinder in den Grundsätzen der Religion unterrichtet und sie mit weisem Zuspruch, gutem Rath, und einem kleinen Geschenk, einem Buch, einem Bild, aus seinen Händen entlassen, als sie den ersten Schritt in's Leben thaten. Ging er von Hause weg in die Stadt, so steckte er immer von seinem feinen Obst im Garten einige schöne Exemplare in seine Taschen, um sie den unterwegs ihm begegnenden Kindern zu vertheilen und zu schenken. Interessant war es zu sehen, wie er die Kinder zu den dramatischen Aufführungen anleitete. Er war Direktor, Regisseur, Souffleur, alles in einer Person. Er wählte die Stücke, sorgte dafür, daß sie der jugendlichen Fassungskraft angemessen waren, daß sie nichts enthielten, was verletzen konnte; er besorgte die Leseproben, hielt auf reine Aussprache, gute Betonung, fehlerfreies Memoriren, frisches Auftreten und lebendiges natürliches Spiel; es war eine Freude ihm zuzusehen, wie er sich bei den jungen Darstellern bewegte, denen er nachhalf, die er ermunterte, wo das Lampenfieber eintrat, die er belohnte, wenn sie ihre Sache gut gemacht hatten.

Für die Jugend war er überhaupt außerordentlich freigebig und er scheute keine Ausgaben, um ihr irgend eine Freude zu bereiten. Ein großer Theil der vorhandenen Werke in der Jugendbibliothek sind von ihm geschenkt oder aus eigenen Mitteln angeschafft worden.

Er war der ächte Jugendlehrer, wie er im Buch steht. Das bewies auch sein Jugendgottesdienst, das bewiesen seine Predigten, die er für die Fassungskraft der jungen Welt zweckmäßig und zu dauerndem Bleiben einzurichten wußte. Das wissen am besten die Schüler, die seine Predigten als Sonntagsaufgabe nachzuschreiben hatten. Da war keine Unklarheit im Ausdruck, kein falsches Bild, kein Satz, der nicht an das Verständniß des Hörers hinanreichte.

* *
*

Wie der Beruf des Lehrers und Jugendbildners unserm Freunde Schröter ein heiliger und hoher war, so erfaßte er auch mit freudigster Begeisterung die Aufgabe des Seelsorgers.

Eine wahre Herzensfreude machte ihm der Jugendgottesdienst, den er besorgte, als er noch Kaplan war. Als der Stadtpfarrer Villiger gegen Ende 1855 wegzog, wurde Schröter dessen Nachfolger und an Epiphania des folgenden Jahres fand seine feierliche Installation statt. Von diesem Moment an war er auf den Boden gestellt, den er nie verlassen hat und dem er beinahe volle 31 Jahre bis zu seinem Tode treu geblieben ist. Ueber seine pfarramtliche Thätigkeit will ich die Leichenrede des Bischofs, Hrn. Dr. Ed. Herzog, und die Aufzeichnungen eines andern Freundes sprechen lassen, die diese Thätigkeit besser zu würdigen verstehen als ein Laie.

Schröter konnte sich von seiner Pfarrei nicht trennen. Es war ihm nicht eine Last, sondern eine Herzenssache, in frühern Jahren und selbst bis vor kurzer Zeit, Sonntag für Sonntag die Kanzel zu besteigen, um aus dem reichen Schatze seines Geistes und Gemüthes der Gemeinde sorgfältig vorbereitet, Altes und Neues anzubieten. Unabläßig war er darauf bedacht, die gottesdienstliche Feier so zu gestalten, daß sie zu religiöser Hebung und Erwärmung diente. Als Freund des Gesanges hielt er darauf, daß auch der liturgische Theil des Gottesdienstes immer schön gefeiert wurde. Die Kirchen sind selten, in denen man, wenigstens an den Festtagen, einen so schönen Gottesdienst fand, wie zu Rheinfelden in der Martinskirche. Und wie ließ er sich angelegen sein, nie für mehr als einen Tag von Rheinfelden wegzugehen, ohne nochmals seine Kranken besucht und getröstet zu haben.

Schröter hatte ein weiches Gemüth, das ihn unwiderstehlich in theilnehmender Liebe zu den Leidenden, Armen und Kranken hinzog und das alle, die ihn kannten, in Liebe und Dank mit ihm verband. Mit besonderer Liebe, Sorgfalt und Gründlichkeit widmete er sich dem Religionsunterrichte in Kirche und Schule; er war überhaupt den Kleinen herzlich zugethan. Kaum von Clarens zurückgekehrt und sich etwas besser fühlend, trug er sich schon wieder mit dem Vorhaben, von Neujahr an wenigstens den Vorbereitungsunterricht für die Erstkommunikanten zu übernehmen.

Eine besondere Zierde im kirchlichen Leben Rheinfeldens ist die Toleranz. Wie ein Herz und eine Seele lebten seit Jahrzehnten die Angehörigen der verschiedenen Bekenntnisse beisammen und diese Eintracht konnte selbst

durch die Kirchenwirren der letzten Jahre nur unerheblich gestört werden. Solch harmonischer Einklang ist nicht zum geringsten das Werk Schröter's, der während seiner mehr als 30jährigen pfarramtlichen Wirksamkeit stetsfort diese Toleranz in der Schule gelehrt, in der Kirche gepredigt und im Leben geübt hat. Es gibt wohl kein ehrenderes Zeugniß für die tolerante Gesinnung, den loyalen Charakter und die persönliche Liebenswürdigkeit des Dahingeschiedenen, als die herzlichen Worte des Dankes und der Anerkennung, die der Geistliche der reformirten Gemeinde ihm, dem katholischen Kollegen, am Grabe widmete.

Darum hat denn auch seine Vaterstadt mit seltener Einmüthigkeit und Treue zu ihrem Pfarrer gehalten. Sie wußte zum Voraus, daß ihr Pfarrer in allen kirchlichen Fragen mit klarer Erkenntniß, mit gewissenhafter Pietät, mit Besonnenheit und Milde verfahren werde.

Daß ein Mann von der Gesinnung, dem Wissen und der geistigen Tüchtigkeit Schröter's sich auch in den kirchlichen Wirren der Gegenwart bald zurecht gefunden hatte, ist nicht auffällig. Schröter war lange vorher schon Christkatholik oder Altkatholik, ehe der Name bestand. Dazu bestimmte ihn sein eigener Bildungsgang, die im Frickthal fortlebende Wessenbergische Tradition und geistliche Praxis. Unser Freund konnte seinen geistlichen Amtsbrüdern aus andern Gegenden fast regelmäßig, wenn von christkatholischen Bestrebungen die Rede war, entgegnen: „Das ist für mich und meine Gemeinde nichts mehr wesentlich Neues; das habe ich von jeher gekannt und geübt.“

Als die christkatholische Bewegung im Frickthal um sich griff, am 9. Dezember 1872 Obermumpf, am 15. Möhlin und Hellikon, am 18. Laufenburg, am 22. Mumpf-Wallbach und Allschwyl und am 2. November Rheinfelden sich gegen die Lehre der päpstlichen Unfehlbarkeit erklärten, wurde Schröter der Berather und Führer dieser Gemeinden und bei der Bischofswahl stimmten ihm alle Frickthaler und Basler Abgeordnete für diese Würde, zum Zeichen, wie sehr sie ihm in Liebe und Verehrung zugethan waren. Für sich selbst suchte er nichts. Er gehörte zu den selbstlosen Naturen, die, wenn sie auch Alles gethan haben, doch sich selber kein Verdienst zuschreiben und es beinahe schmerzlich empfinden, wenn man ihnen die verdiente Anerkennung zollt. Wie ungern verstand er sich dazu, daß ihm seine Pfarrgemeinde an Epiphania 1881 zur Feier seiner 25jährigen pfarramtlichen Wirksamkeit ein Fest bereitete und wie hatte er einige Jahre vorher sich dagegen verwahrt, daß ihm von der

christkatholischen Kirche das Ehrenamt eines bischöflichen Vikars übertragen wurde, auf das keiner so gut Anspruch hatte, wie er.

Eine große Freude bereitete es ihm, daß 1876 die Bischofsweihe durch Bischof Dr. J. Hubert Reinkens in seiner Kirche vorgenommen und zehn Jahre nachher bei der Pfingstsynode in Rheinfelden das Erinnerungsfest an dieselbe gefeiert worden war. Diese beiden Tage gestalteten sich zu wahren Festtagen in seinem Leben.

Von Anfang an war Schröter ein eifriges Mitglied der obersten christkatholischen schweizerischen Landesbehörde, des Synodalrathes, in der letzten Zeit auch dessen Vicepräsident. Nie fehlte er an einer Synode und wenn es seine Gesundheit erlaubte, wohnte er jeweilen fleißig den Synodalrathssitzungen bei, wo sein verständiger, auf Erfahrungen beruhender Rath stets ein williges Ohr fand. Mit Rücksicht auf seine Verdienste um die katholische Sache ernannte ihn die theologische Fakultät der Hochschule Bern am 15. November 1884 bei Anlaß ihres 50jährigen Jubiläums zum Doctor theologiae honoris causa.

Als die neue aargauische Verfassung 1885 in's Leben trat und die Organisation einer christkatholischen Kantonal-Synode forderte, war es wiederum Schröter, an den die Aufgabe herantrat, der ganzen Institution Form und Inhalt, Körper und Geist zu verleihen und er that es mit dem unverdrossenen Eifer, der ihm alle Zeit eigen war. Aus der ganzen Organisation leuchten seine Ideen, seine die Zukunft in's Auge fassenden Erfahrungen heraus. Stets war für ihn die Frage maßgebend, kann diese oder jede Einrichtung für den Christkatholizismus nutzbar oder schädlich sein. Jedesmal, wenn er nach Basel kam und mich auf meinem Redaktionsbüreau aufsuchte, brachte er eine Frage zur Erörterung, die von seiner steten Sorge für das Gedeihen unserer Kirche zeugte.

Schon vor der Verfassungsänderung im Kanton Aargau gehörte er zwei kantonalen Kirchenbehörden an; seit 1861 der Konkursprüfungs-Kommission für katholische Geistliche und seit 1864 der Staatsprüfungs-Kommission.

„Unser Freund, so schreibt mir einer seiner Amtsbrüder, war bei allen Dingen, die ihn in seinen mannigfaltigen Stellungen beschäftigten, außerordentlich sorgfältig und gewissenhaft, von einer seltenen Objektivität und stets zur mildesten Auffassung geneigt. Wenn ihn eine wichtige Frage beschäftigte, so unterließ er nie, auch Anderer Meinung darüber zu vernehmen; so hat er mich persönlich oft um mein Urtheil befragt. Die Funk-

tionen der täglichen Pastoration gab er nie aus den Händen, so lange er nicht durch Abwesenheit gezwungen war, damit ließ er seinen jeweiligen Helfern allerdings wenig zu thun übrig. Oft hatte er auch Grund zu sagen: „Ich kann das Dem und Dem nicht überlassen, ich mach's lieber selber." Viele mochten darin ein fast eifersüchtiges Wesen in Ausübung der pfarramtlichen Thätigkeit erblicken; es lag aber ganz in seinem Naturell, Das selbst zu thun und keinem Andern zu überlassen, was er selbst thun konnte.

Große Stücke hielt er auf den Takt, mit dem der Geistliche auftreten soll und er konnte sich auf lange hinaus ärgern, wenn er sah, wie jüngere Geistliche in ihrem Benehmen es an jenem Feingefühl fehlen ließen, das die Würde des Amtes verlangte. Wo grobe Verstöße vorkamen, da war er den betreffenden Persönlichkeiten gegenüber ein geschiedener Mann."

Schröter zählte zu den wissenschaftlich tüchtigsten Geistlichen der Schweiz und stand mit vielen hervorragenden Männern weltlichen und geistlichen Standes in Verkehr. Nicht manches Pfarrhaus besitzt eine so reichhaltige, gewählte und vom Besitzer so vollständig beherrschte Bibliothek wie dasjenige zu Rheinfelden. Da waren viele Seltenheiten zu finden und zu sehen und nichts machte ihm mehr Vergnügen, als wenn er Einem eine schätzbare literarische oder historische Rarität zeigen konnte. „Dies habe ich da aufgegabelt, Jenes dort," pflegte er dann zu sagen. Alle seine Bücher enthielten auf irgend einem Zeddel eine handschriftliche Notiz, ein Citat, einen Hinweis, eine Erinnerung. In seiner großen Bücherei bekundete er einen Ortssinn, der jedem Bibliothekar Ehre gemacht hätte. Auf die alten „Schmöcker" legte er einen besondern Werth. Sein Arbeitszimmer war eine wahre Gelehrtenstube, alle Tische und Konsolen waren mit Büchern und Zeitschriften bedeckt, das Neueste an literarischen Erscheinungen lag immer bei ihm auf, dabei herrschte aber kein kalter, frostiger Gelehrtenstaub in den Räumen, die ohnedies mit guten Bildern ausgeschmückt waren, sondern es lag ein warmer behaglicher Hauch im Lokal, wie er so vielen Pfarrhäusern eigen ist. Muß man einerseits bedauern, daß er durch seine pfarramtlichen Geschäfte und durch seine Stellung als Jugenderzieher überhaupt, von einer ausgiebigen literarischen Thätigkeit abgelenkt wurde, so darf man anderseits wieder beruhigend anerkennen, er hat als Geistlicher und Seelsorger mit rührender Hingebung, mit Aufopferung seiner Gesundheit, mit wahrhaft evangelischem Eifer seine Stel-

lung ausgefüllt und ist der Gemeinde während eines Dritteljahrhunderts ein treuer Freund und Berather gewesen und in diesem Sinne wollen wir seiner als ein Musterbild eines Seelenhirten gedenken allezeit!

(Schluß folgt.)

Das Rathhaus zu Basel.*

(Mit Abbildungen.)

Die Geschichte des Basler Rathhauses hängt naturgemäß auf's Engste mit der Geschichte des Basler Rathes zusammen.

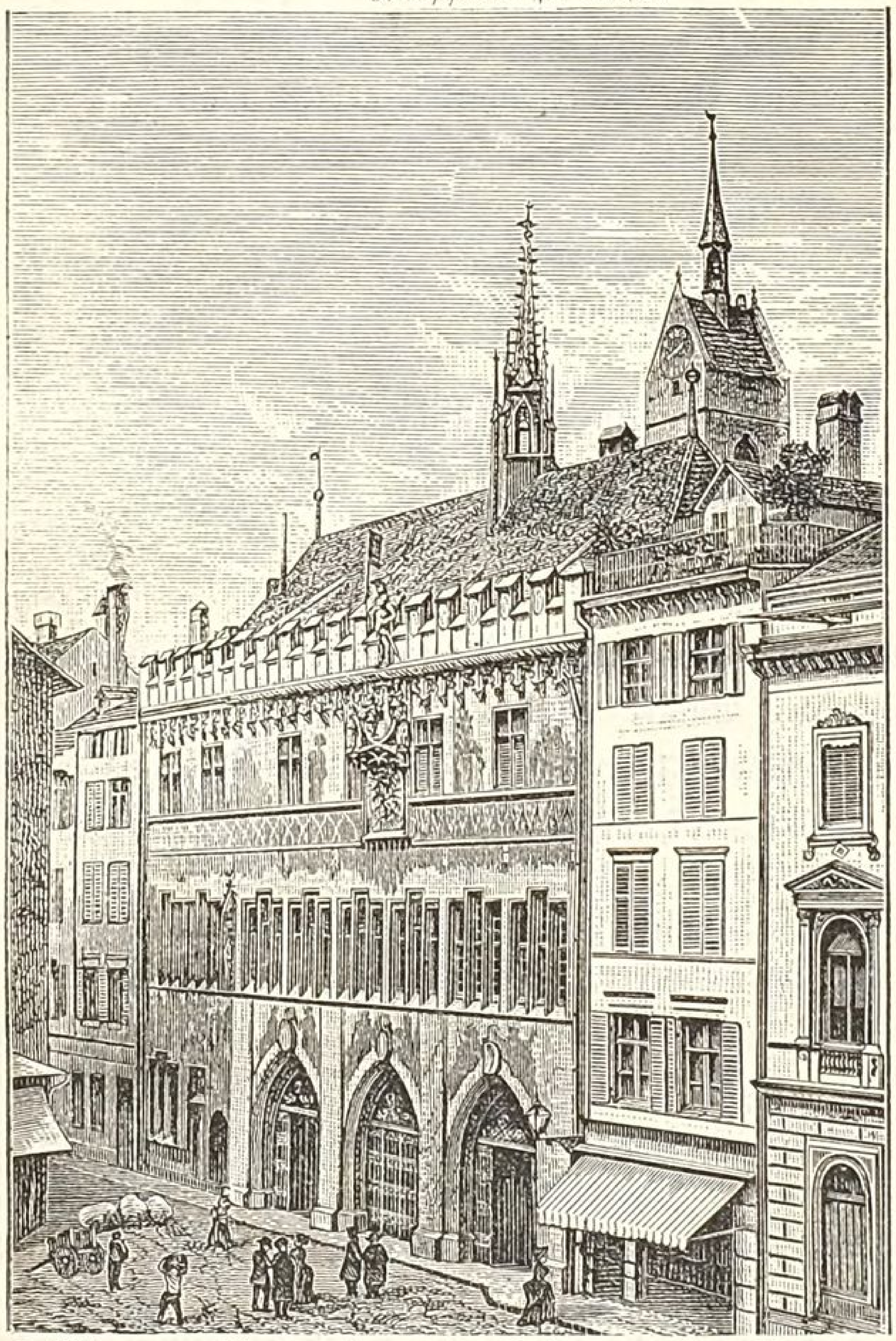
Noch im 12. Jahrhundert war der Bischof von Basel der oberste und einzige Herr der Stadt. Er führte Regiment und Verwaltung mit Hilfe seiner Räthe und Beamten, die Gerichtsbarkeit wurde in seinem Namen von dem Vogt und Schultheiß ausgeübt, denen Gerichtsbeisitzer, die „Urtheilsfinder", zur Seite standen. Diese Beisitzer wurden unter den Angesehenern der Dienstleute und Bürger ausgewählt; nach ihrem Befund und Rath fällte der Vogt die Strafurtheile, entschied er die civilrechtlichen Streitigkeiten. Obschon das Vogtsgericht unter bischöflicher Oberhoheit stand, war es doch nicht eine selbständige Schöpfung des bischöflichen Regiments, vielmehr war es nichts anderes, als das alte Vogtding der Freien der karolingischen Zeit.

Aus diesem Vogtgericht nun hat sich allmälig der Basler Rath herausgebildet, der also nicht aus Verhältnissen der Hörigkeit, des Hofrechtes herausgewachsen ist, sondern seine tiefsten Wurzeln in uralter Freiheit hat.

Die Entwicklung des Rathes aus dem Vogtsgericht beginnt mit dem Anfang des 13. Jahrhunderts und ist mit dem Ende desselben nahezu abgeschlossen. Sie geschieht in der Weise, daß die Beisitzer allmälig ihre Be-

* Aus den Mittheilungen der historischen und antiquarischen Gesellschaft zu Basel. Neue Folge III. Geschichte und Beschreibung des Rathhauses zu Basel von Dr. Albert Burckhardt und Dr. Rudolf Wackernagel. Mit 22 Tafeln und Abbildungen. gr. Q. 66 S. Basel 1866, C. Detloff.

Rathhaus zu Basel.



fugnisse ausdehnen, ein Stück nach dem andern von der Verwaltung der Stadt an sich ziehen. Schon um die Mitte des Jahrhunderts ist das Kollegium des Vogtes eine selbstständige Verwaltungsbehörde, wenn es auch vor der Hand seine richterlichen Befugnisse beibehält, es heißt nicht mehr Gericht, sondern Rath, seine Mitglieder heißen Rathsherren. Das augenfällige Merkmal dieser Umgestaltung ist die Schaffung einer neuen, rein städtischen Beamtung, der Stelle des Bürgermeisters, der als Dritter neben Vogt und Schultheiß an die Spitze des Raths tritt. Im Jahr 1253 wurde Heinrich Steinlin als erster Bürgermeister der Stadt Basel gewählt. Gegen das Ende des Jahrhunderts hat der Bürgermeister den Vogt ganz aus dem Rathe verdrängt, der Schultheiß zieht die civile Gerichtsbarkeit des Vogtes an sich und schließlich behält der Rath nur noch den Urtheilspruch am Blutgerichte als letzten Rest seines ursprünglichen Wesens. Die alte richterliche Behörde ist eine Regierungs- und Verwaltungsbehörde geworden.

Um diese Zeit wird auch in den Urkunden ein Haus des Rathes erwähnt. Noch heißt es Haus des Gerichtes, neben diesem Namen kommen aber bald auch die Namen Gemeindehaus und Rathhaus auf, welche bis

in's 16. Jahrhundert als anscheinend gleichwerthig neben dem Namen Richthaus gebraucht werden.

Das älteste Basler Rathhaus stand auf dem Fischmarkt in dem Hause zum Schlauch (heute Fischmarkt Nr. 9). Aus dieser Lage ist zu schließen, daß der Fischmarkt in jenen Zeiten der Mittelpunkt des städtischen Lebens war. Dort lagen auch die dichtesten Wohnstätten, dort befanden sich Salzhaus und Fronwage, Wechsellaube und Kaufhaus und die ältesten Gastherbergen; in der Nähe, auf dem St. Petershügel waren die Edlen und Burgensen, aus denen der Rath gebildet wurde, angesessen. Ueber die Gestalt dieses ältesten Basler Rathhauses ist nichts überliefert worden.

Gegen das Ende des Jahrhunderts wurde das Rathhaus auf den Kornmarkt verlegt; die Stadt hatte sich mittlerweile dem Birsig nach aufwärts vergrößert, so daß nun der Kornmarkt der Mittelpunkt des städtischen Lebens war. Das neue Rathhaus stand an der Stelle, wo heute der „Vogt'sche Glasladen" (Marktplatz 18) sich befindet. Von dieser Zeit an ist der Kornmarkt nicht nur der städtische Marktplatz, sondern er ist auch das Forum der Stadt, gleichsam der erweiterte Hof des Rathhauses. Hier wurden die Kriminalurtheile vollzogen, in früherer Zeit auch die Hinrichtungen, hier standen das Halseisen, die Schmachsäule, die Trille, hier wurden die Ausstellungen, Auspeitschungen und andere leichte Exekutionen vorgenommen.

Im Jahr 1354 finden wir das Rathhaus auf der andern Seite der Straße, im Hause zum Angen am Fuße des St. Martinshügels, wo es heute noch steht. Das Erdbeben am St. Lukastage 1356 zerstörte indessen bald das neue Heim des Rathes. Aus der Thatsache, daß die Stadt damals ihre sämmtlichen ältern Archivalien verlor, darf geschlossen werden, daß neben dem Erdbeben auch die Feuersbrunst das Haus vertilgte, welches also keine feuersichern, gewölbten Räume gehabt haben kann, sondern wohl nach Art eines einfachen Bürgerhauses gebaut war.

Drei Jahre nach dem Erdbeben begann der Rath den Bau eines neuen vergrößerten Hauses. Er kaufte das westlich neben dem Haus zum Angen liegende Haus „zu Waldenburg", ein einheitliches Gebäude wurde errichtet, welches die Breite beider Hofstätten einnahm und vom Marktplatz bis an den Bergabhang reichte. Dieses Rathhaus, das wahrscheinlich in einzelnen Theilen heute noch steht, erlebte die blutige Fastnacht, die Schlacht

bei St. Jakob, die Gründung der Universität, die Burgunderkriege und den Eintritt Basel's in den Schweizerbund.

Der Grundriß dieses Gebäudes des 14. Jahrhunderts war im Großen und Ganzen dem heutigen gleich. Es standen zwei Häuser hinter einander, das eine derselben vorn am Markt, durch einen Hof von diesem getrennt das zweite. Hinter letzterem war auf einer Terrasse des Berges ein zweites kleines Höflein geebnet. Auf der Höhe des Hügels lag der Hof der Püliante von Eptingen. Von der Beschaffenheit des Vorderhauses am Marktplatz weiß man nur, daß es auf freistehenden Pfeilern ruhte und daß die Halle des Hauses wie heute sich gegen den Markt in drei Thoren öffnete. An den Pfeilern wurden die Bekanntmachungen des Rathes angeschlagen. Im Hofe des Rathhauses standen Krambuden und Verkaufsbänke, hier wurden an den Messen die Glückshäfen aufgestellt, hier vernahm das Volk von der großen Treppe herab die „Rufe" des Rathes. Der Hof war ein befriedeter Ort, ein „sonderlich gefreieter Platz", wo Keiner dem Andern „zorneclichen" oder „vientlichen" begegnen sollte bei Strafe des Stadtfriedens. Im Rathhaushof wurde das Blutgericht abgehalten. Im Vorderhaus des Gebäudes befand sich die vordere Rathsstube; die wichtigsten Räume des Gebäudes, die Gerichtsstube und die große Rathsstube lagen im Hinterhaus. Erstere befand sich im Erdgeschoß, Letztere im ersten Stock. Die große Rathsstube nahm die ganze Tiefe des Gebäudes ein; sowohl gegen den vordern Hof als gegen das hintere Höflein schauten Fenster, deren Oeffnungen anfänglich mit weißem Tuch und erst später mit Glas ausgefüllt waren.

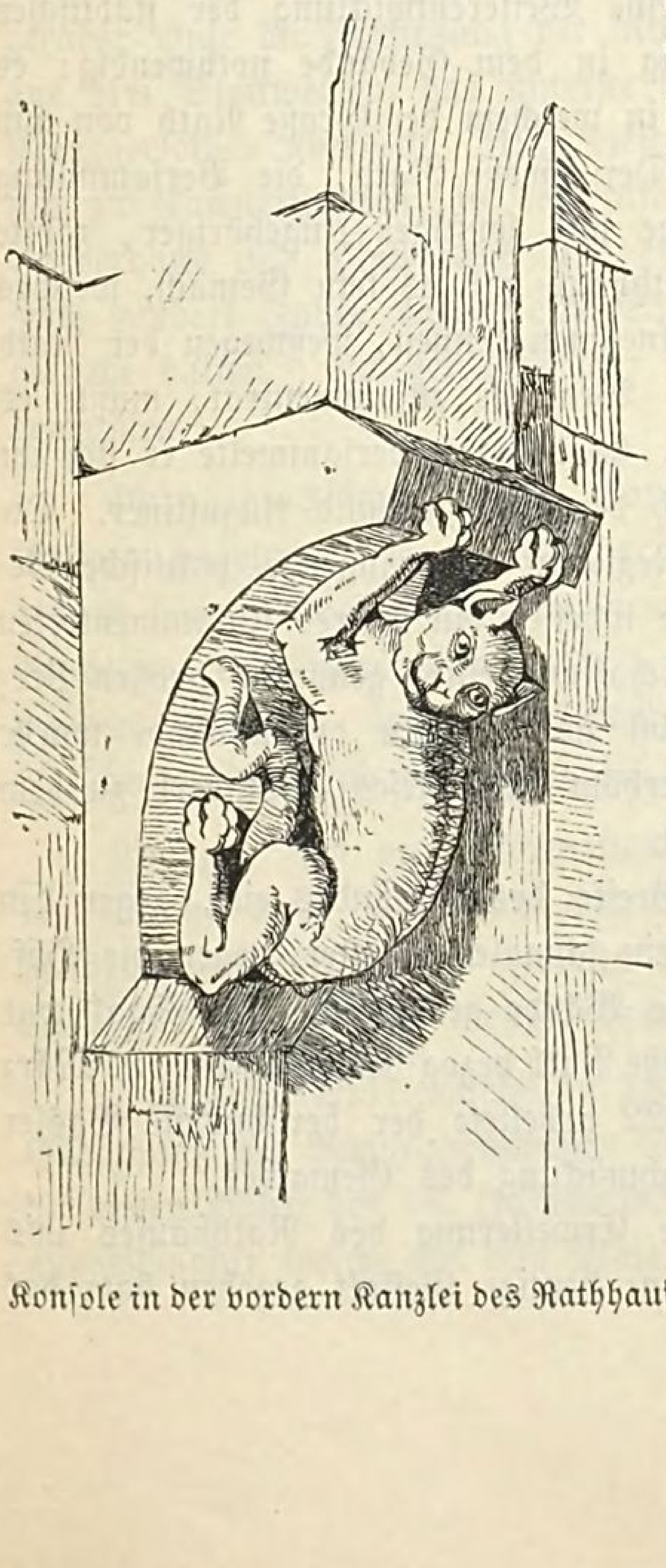
Im Laufe des 15. Jahrhunderts machte die sich ausdehnende Verwaltung Neubauten nöthig. Für den alten Rath wurde ein besonderes Sitzungszimmer errichtet, es ist derjenige Raum, der heute als Vorzimmer des Großen Rathes dient. Für das Archiv, welches bis dahin in Almarien und Trögen aufbewahrt worden war, wurde 1462 ein Archivgewölbe im kleinen Höflein errichtet. Dieser Raum genügte jedoch bald nicht mehr für die Fülle von Urkunden, Büchern und Papieren, welche aus den sich mehrenden Geschäften erwuchs, auch erwies sich die zersplitterte Aufbewahrung der Akten im Rathhaus und im Salzthurm als eine unleidliche Sache. Eine durchgreifende Ordnung und Repertorisirung des ganzen Rathsarchivs wurde beschlossen. Im Jahr 1482 wurden drei gewölbte Kammern erstellt, die eine hart an der Wand der Rathsstube, von den

beiden andern die eine über diesem Gewölbe, die zweite über dem im Jahr 1462 gebauten.

Neben diesen bis jetzt erwähnten Räumen enthielt der Rathhausbau noch zahlreiche andere, deren Lage und Beschaffenheit jedoch nicht bestimmt nachweisbar ist. So weiß man nicht, wo die Kanzlei untergebracht war, wo die ständigen Behörden der Dreierherren, der Siebner, des Ladenamtes sich versammelten, wo die Kapelle des Rathhauses, wo das Sprachhaus lag, wo der Rathsknecht wohnte u. s. w.

Im Jahr 1501 trat Basel in den Bund der Eidgenossen ein. „Nach den Stürmen und Gefahren einer wechselvollen Zeit, in welcher Basel's Macht zwar zu ihrer höchsten Entfaltung war gesteigert worden, hatte es doch die Nothwendigkeit erkannt, zu dauernder Beschirmung seiner Freiheit sich an treuen Verbündeten einen festen Rückhalt zu suchen. Diesen hatte es nun gefunden und fühlte sich durch den Bund neu gestärkt und auf immer gesichert. . . Das stolze Gefühl dieser Zugehörigkeit zur Eidgenossenschaft, das Bewußtsein eigener Macht und Bedeutung fanden ihren Ausdruck in dem Bau eines neuen vorderen Rathhauses. Was den Rath vor Allem zum Neubau bewog, war das Gefühl gleichsam einer politischen Verpflichtung gegenüber seiner Bürgerschaft, den Eidgenossen und den Auswärtigen. Und so beschloß er denn, das Vorderhaus niederzureißen und an dessen Stelle ein Gebäude aufzuführen, so schön und stattlich, wie seine Mittel es nur erlaubten."

Der Bau wurde 1504 mit der Niederlegung des alten Vorderhauses begonnen. Im Dezember des genannten Jahres begannen die Stein-



Konsole in der vordern Kanzlei des Rathhauses.

lieferungen, welche bis in's Jahr 1514 fortdauerten. Es wurde nicht ununterbrochen und nicht mit großem Personal gebaut, hat doch allein das Legen der Fundamente bis zur Aufrichtung des Daches vier Jahre gedauert. Im Frühjahr 1505 begannen die eigentlichen Bauarbeiten, Ende 1508 ist das Haus bis zur Dachhöhe aufgeführt, auch die Stube im ersten Stock ausgebaut; 1509 wird der Dachstuhl aufgerichtet. Von da an schreitet die Arbeit noch langsamer vorwärts; 1511 wird der „Helm", das Glockenthürmlein aufgerichtet, das Dach mit farbigen Ziegeln gedeckt, die letzten Arbeiten werden erst 1513 vollendet. An der Ausschmückung der Façaden wurde drei Jahre lang gearbeitet. — Wahrscheinlich wurde im Anschluß an diesen Bau auch damals schon die Gallerie erstellt, welche das Vorderhaus mit dem Hinterhaus verbindet; das Hinterhaus dagegen ist aller Vermuthung nach nicht verändert worden.

Wenige Jahre später machte eine Weiterentwicklung der städtischen Verfassung eine fernere Veränderung in dem Gebäude nothwendig: es mußte ein Raum geschaffen werden, in welchem der Große Rath von nun an seine Sitzungen halten konnte. Der Große Rath, die Versammlung aller alten und neuen Zunftvorstände und sonstiger Zugehöriger, zählte mehr als 200 Mitglieder. Im Rathhaus gab es kein Gemach, welches eine so große Versammlung hätte aufnehmen können, weßwegen der Rath nur selten zusammenberufen wurde. Wenn er zusammentrat, mußte es außerhalb des Rathhauses geschehen. Gewöhnlich versammelte er sich im Refektorium eines Klosters, namentlich der Prediger und Augustiner. Die zu einem ausschließlich zünftischen Regiment hindrängende politische Bewegung des 16. Jahrhunderts machte indessen ein öfteres Zusammentreten des Großen Rathes und damit die Schaffung eines genügend großen Versammlungsraumes im Rathhaus selbst nöthig. Zu diesem Ende wurde das Hinterhaus um ein Stockwerk erhöht und dieses Stockwerk zu dem Saal des Großen Rathes ausgebaut.

Dieser Saal nahm die ganze Breite des Gebäudes ein, gegen den vordern Hof waren vier breite und ein schmales Fenster, gegen die Höflein je ein schmales Fenster durch die Wände gebrochen. Der Saal war bedeutend niederer als heute. Der Große Rath bezog denselben am 12. März 1521, aber noch bis zum Herbst 1522 arbeitete der berühmteste Basler Künstler Hans Holbein an der Ausschmückung des Gemaches.

Im Februar 1527 wurde eine Erweiterung des Rathhauses in's Werk gesetzt, welche dem Gebäude seine heutige Gestalt gegeben hat; das

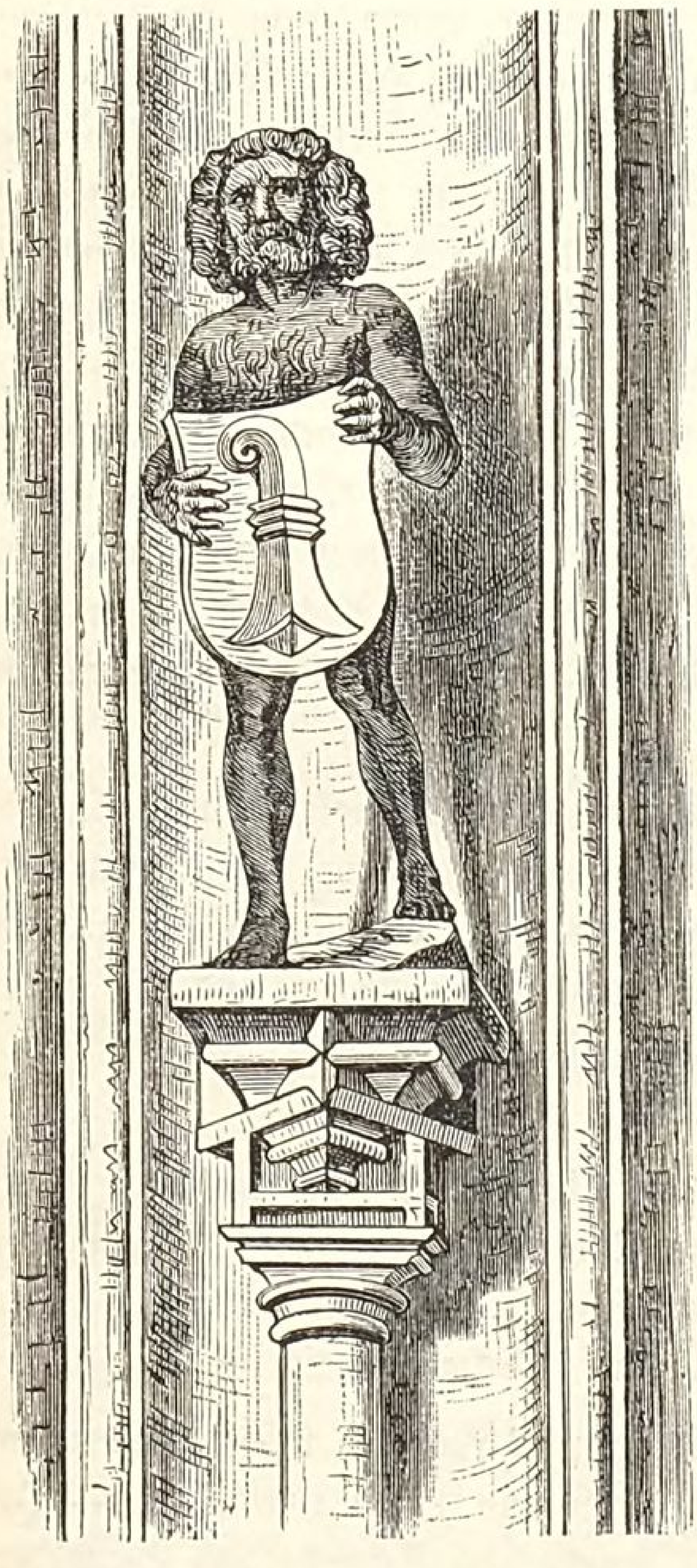
Haus Windeck, das auf der nördlichen Seite unmittelbar an das Rathhaus angrenzte, wurde angekauft. Zunächst beließ man das Haus in seinem alten Zustand, mit der Zeit stellte sich aber auch hier die Nothwendigkeit eines Neubaues heraus. Im Jahr 1534 wurde zunächst das Hinterhaus des angekauften Gebäudes abgebrochen und neu aufgeführt. Zwei Jahre später war dieser Bau unter Dach gebracht; er bestand aus drei gleich großen, mit je zwei Kreuzgewölben überspannten, über einander ruhenden Gelassen. Das obere Gewölbe wurde für das Archiv eingerichtet. Hier wurde auch der Schatz an Geld und edlem Geschirr aufbewahrt, in das mittlere zog die Kanzlei ein, das untere wurde dem Stadtgerichte als Nebenraum zugewiesen. Auch in dem vordern Hause Windeck mußten mit der Zeit bauliche Verbesserungen vorgenommen werden, bis sich auch hier der Rath zu einem Neubau entschloß, der im Jahr 1607 vollendet wurde. Gegen die Straße bildete die Façade dieses neuen Hauses in fast gerader Linie die Fortsetzung der alten Rathhausfront. Der Bau bestand aus drei Stockwerken, das unterste und mittlere desselben war mit je fünf Kreuzgewölben überdeckt. Auch dieses neue Gebäude diente fast ausschließlich zu Kanzleizwecken, so daß also ein ganzer Flügel des Rathhauses, Vorderhaus und Hinterhaus, für die Kanzlei verwendet wurde, während noch hundert Jahre vorher eine Stube und wenige Archivkammern ausgereicht hatten. So gewaltig war die Verwaltung seit der Reformation gewachsen.

Mit dem Abschluß dieser Bauten hatte das Basler Rathhaus die Gestalt gewonnen, welche es zwei Jahrhunderte lang beibehalten hat; erst in den Zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts sind wieder größere Aenderungen vorgenommen worden. Jedoch wurden im 17. und 18. Jahrhundert zahlreiche einzelne Arbeiten ausgeführt, von denen die wichtigsten hier im Zusammenhang aufgezählt werden mögen.

Bis zur Zeit der Reformation war die Façade des Rathhauses mit der Statue einer Madonna auf dem Uhrgehäuse geschmückt. Nach der Reformation wurden der heiligen Jungfrau Schwert und Wagschalen in die Hand gegeben und dieselbe damit zur Justitia umgeschaffen.

Im Jahr 1537 wurde an der Marktplatzfront die Messingtafel zum Gedächtniß der Birsig-Hochwasser von 1529 und 1530 angebracht. — In der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts wurde das Gebäude mit Gemälden ausgeschmückt, welche von dem Maler Hans Dyg herrühren. Dieser Meister

wurde 1519 beauftragt, das alte Rathhaus inwendig zu malen, er schmückte die Hofseite des Hinterhauses mit Malereien, welche bis zu Anfang dieses Jahrhunderts noch vorhanden waren, heute aber gänzlich verschwunden sind. — In den Jahren 1608 und 1609 übermalte Hans Bock das Rathhaus „inwendig und auswendig“; seine Gemälde haben aber im Laufe der Zeit so mannigfache Veränderungen erlitten, daß der Antheil des Künstlers an den heute noch vorhandenen Bildern nicht mehr durchweg festzustellen ist. Mit einiger Sicherheit können auf Hans Bock zurückgeführt werden: Im Hofe: Der Pannerträger am Hinterhaus, Moses und Aron zwischen Hinterhaus und Kanzleiflügel, der entdeckte Betrug unter dem Kanzleifenster, die Religion zwischen den Kanzleifenstern; ein König auf seinem Throne, die Planeten mit der Sonne als Apollo und dem Mond als Diana, die Victorien über dem Thorbogen der Halle.



Der Wappenträger im Saale des Regierungsrathes.

Nicht alle der hier genannten sind heute noch zu sehen.

Nach Vollendung der Bemalung der beiden Façaden des Vorderhauses und der Hofseiten und Kanzleien, Hinterhaus, begann Bock die Arbeit an seinen Historien; er malte das jüngste Gericht, die Historie der Susanna, die Parteilichkeit auf dem Gange und im Vorgemach, den Herodes und den Josaphat in der Halle, das Urtheil Salomonis an der Hofmauer unter der Gallerie. Wie viel an diesen Bildern eigenes Schaffen Bock's, wie viel dabei Auffrischen oder Bearbeiten eines schon vorhandenen Bildes war, läßt sich nicht mehr bestimmen.

Im Laufe des 18. Jahrhunderts wurden diese Bilder zu zweien Malen renovirt; auch in den Zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts wurde eine Renovation vorgenommen.

Der Bau von 1608 und die daran sich knüpfende innere Ausschmückung des Rathhauses gab Anlaß, auf größere Ordnung und Abstellung verschiedener Mißstände im Hofe des Hauses bedacht zu sein. Um die Gemälde zu schonen, wurden die Harzpfannen an der Rathsstege durch eine Laterne ersetzt. Um „allerley Gesindlin, als Tauner, Landstreicher, welsche Maurer Handwerksgesellen, Lieder- und andere Krämer, welche mit Ops und Anderem viel Unrath verursachten, und die Buben, so sich Spielens und allerley Muthwillens anmaßen," vom Rathhause fern halten zu können, versah man die drei Bogen gegen den Markt mit eisernen Gitterthoren. Die in der Vorhalle beiderseits stehenden Kramhäuslein wurden beseitigt, in der Meinung, daß „an deren Statt denkwürdige Historien gemalt werden könnten." Die denkwürdigen Historien wurden auch wirklich sogleich nachher an diese Wände gemalt: Bock's Bilder, Josaphat und Herodes.



Prophet, hölzernes Bild im Großrathssaale.

Doch drangen die Verkäufer und ihre Buden mit der Zeit wieder in den Rathhaushof ein, der überhaupt in frühern Jahrhunderten selten so still und todt war, wie heute. An den Pfeilern waren Bekanntmachungen aller Art angeschlagen, von der Treppe herunter wurden die Erlasse des Raths den Bürgern und Einwohnern mitgetheilt, in der Vorhalle gaben die Amtsleute Red und Antwort, an den Tagen des Kleinen und Großen Rathes rasselte die Herrenkutsche in den Hof, bis an

den Fuß der Treppe, warteten hier alle Zunft-Stubenknechte, und in der Standesfarbe die Ueberreuter den Räthen ab. Die damalige Regierungsweise, die an die Stelle der heutigen Schriftlichkeit das lebendige Wort und den persönlichen Verkehr setzte, veranlaßte Tag für Tag einen niemals ruhenden Menschenverkehr.

Auch das Stadtgericht, welches täglich Sitzung hielt, zog viele Leute in das Rathhaus. Das Gericht hatte seine Stube immer noch im Erdgeschoß des Hauptgebäudes, in dem Raum, in welchem heute die Ohmgeldschreiberei untergebracht ist. An der Fensterwand und der nördlichen Seitenwand standen die Bänke der Richter, bei den Fenstern die Sitze des Vogt und Schultheiß und der Rittersitz, gegenüber den Bänken die Schranken für Amtsleute und Publikum. Ein weiteres Gewölbe unter der hintern Kanzlei, welches durch eine Thüre mit der Richterstube in Verbindung stand, diente als Berathungszimmer für die Richter, als „Denkstube" oder „Dankstube".

Die große Rathhaustreppe lag früher an anderer Stelle als heute, sie nahm ihren Anfang neben der in der Mitte des Erdgeschosses befindlichen Thüre der Gerichtsstube. Am Fuße der Treppe stand das Steinbild des Munatius Plancus, dem Roland der norddeutschen Städte vergleichbar. Oben an der Treppe führte links eine Thüre in's Hinterhaus, in den Gang zur Rathsstube und zu dem Höflein, rechts ein niederes „Gätterlein" in die gemalte Gallerie. Neben der im Jahr 1581 hier errichteten steinernen Wendeltreppe führte die Thüre in die vordere Rathsstube.



Prophet, Bild im Großrathssaal.

Die vordere Rathsstube, auch „neue Rathsstube" genannt, war noch im 16. Jahrhundert das Sitzungszimmer für Bürgermeister und Rath. Mit der Zeit jedoch verlegte der Rath sein Sitzungszimmer in die Stube des Hinterhauses, wo er weniger vom Getöse des Marktes gestört wurde. Von da an hieß die vordere Stube die alte Rathsstube; der Weinschreiber und der Registrator arbeiteten darin, Daniel Bruckner's gelehrte Arbeiten sind in diesem Raume entstanden.

Das Sitzungszimmer des Kleinen Rathes lag im Hinterhaus noch an der gleichen Stelle wie vor Jahrhunderten schon; zwei breite Fenster schauten gegen den vorderen Hof, zwei kleinere gegen das Höflein. Neben der Eingangsthüre des Zimmers auf der Südseite stand rechts vor dem Ofen der Stuhl des obersten Knechtes, links die Sitze der 15 neuen Zunftmeister. Vor den vordern Fenstern und diesen gegenüber quer durch die Stube gestellt, waren die Bänke der 15 neuen Rathsherren. In der nordwestlichen Ecke saßen hinter dem Rathstische der neue Bürgermeister, der Stadtschreiber und der Rathsschreiber. In der hinteren Hälfte der Stube, welche von der vordern durch eine inmitten stehende Säule und Schranken geschieden war, saßen auf vier Bänken die 30 Rathsherren und Meister des alten Rathes. An den Wänden der Rathsstube, die mancherlei Schmuck zierte, prangte lange Jahre hindurch Holbein's „Passion".

Der Saal des Großen Rathes befand sich, wie bereits erwähnt, im zweiten Stockwerk des Gebäudes. In der nordwestlichen Ecke des Saales stand auch hier der Rathstisch, an demselben saßen auf der einen Seite die vier Häupter und der Stadtschreiber, auf der anderen der Rathsschreiber und die Schultheißen der beiden Städte Basel. An den Wänden entlang standen die Bänke der sechszig Herren Klein-Räthe, ebenfalls an den Wänden und quer im Saale diejenigen der hundertachtzig Sechser.— Ein Ueberblick über diese zahlreiche Versammlung war gar nicht möglich; das präsidirende Ehrenhaupt saß in einer Ecke des niederen und ungenügend erleuchteten Saales. Die Akustik war schlecht, wie die häufigen Klagen, daß die Vorträge der Herren Häupter nicht verstanden worden seien, beweisen.

An den Wänden befanden sich die Malereien Hans Holbein's. Sie waren schon 1579 in einem schlechten Zustande, „vom Wetter wüst geschändet", und man besorgte, daß sie mit der Zeit gänzlich von den Wänden abfallen würden. Hans Bock kopirte daher im Auftrage des Rathes sämmtliche Bilder in gleicher Größe, mit Oelfarbe auf Leinwand,

welche nun vor die Wände gespannt wurde und so das Werk Holbein's zwar verbarg, aber einen Ersatz desselben darbot, der für längere Zeit dauerhaft zu sein versprach. Im 18. Jahrhundert waren auch diese Tapeten Bock's entweder verblichen oder beseitigt. Bei Anlaß einer Renovation im Jahr 1737 wird berichtet, daß von den alten Gemälden das Meiste nicht einmal mehr zu erkennen sei, und das wenige Uebrige nicht wohl reparirt werden könne. Die Wände des Saales wurden nun mit grünem Tuch ausgeschlagen. Im Jahr 1817 erst wurden diese Tapeten entfernt und die erkennbaren Reste der Malereien Holbein's von Hieronymus Heß kopirt. Bei den bald darauf folgenden größeren Umgestaltungen des Saales ist auch das letzte Uebriggebliebene zu Grunde gegangen.



Der Rathsbote am Eingang des Hinterhauses.

Die Staatsumwälzung von 1798 und die nachfolgenden Reorganisationen der Behörden führten zu vielen Aenderungen in der Benutzung der Räume des Gebäudes, von denen nur eine hier aufgeführt werden möge: Die der gemeinsamen Benutzung des Rathhauses durch die Kantons- und die Stadtbehörden. In der Dotationsurkunde von 1803 wurde der erste Stock des Vorderhauses dem Stadtrath, den Kollegien der Stadt und der Stadtkanzlei eingeräumt. Diese Verwendung dauerte bis 1855, in welchem Jahr der Stadtrath das freigewordene Posthaus bei der Brodlaube bezog.

Im Jahr 1824 begann eine Restauration des Rathhauses, welche das Gebäude, das bis auf diese Zeit noch die mittelalterliche

Form beibehalten hatte, wesentlich umgestaltete. Die Restauration dauerte bis 1828 und wurde durch Deputat Friedrich Huber geleitet. Die hauptsächlichsten Umänderungen sind: Ueber der ehemaligen Stube des alten Rathes wurde ein Zimmer (das heutige Arbeitszimmer des Staatsarchivar) erbaut, durch den Eptingerhof wurde ein Ein- und Ausgang hergestellt. Der Dachstuhl des Hauptgebäudes wurde durch einen neuen ersetzt, der Großrathsaal bedeutend erhöht und mit neuen spitzbogigen Fenstern, einer neuen Thürverkleidung und Bemalung der Wände ausgestattet. Die große Steintreppe im vorderen Hof wurde vom Mittelbau weg, vor die Wand unterhalb der Gallerie verlegt, endlich die Façaden neu angestrichen, an der Stelle der Wandgemälde Bock's zum Theil neue Darstellungen gesetzt und die Gemälde in der Halle, im Gang und im Vorzimmer durch die Maler Hieronymus Heß, Johann Senn und Friedrich Meyer renovirt.

Ueber die damalige Restauration gibt die Schrift folgendes Urtheil ab: „Es ist nicht zu leugnen, daß diese Restauration des Rathhauses dasselbe in manchem Betracht brauchbarer gemacht, die vorhandenen Verhältnisse in guter Weise ausgenutzt hat. Als den hauptsächlichsten Gewinn derselben betrachtete man freilich damals den erneuerten Großrathssaal, gerade diejenige Arbeit, welche uns heute das Unerfreulichste des damals Geleisteten zu sein scheint. Man rühmte den „Glanz, die Würde, Zierlichkeit und geschmackvolle Struktur" des neuen Saales, während die Verbesserungen doch nur in den rein praktischen Vortheilen, bequemeren Zuganges, angemessener Vertheilung der Sitze, größerer Helle bestand."

Von den wichtigsten der seit 1828 vorgenommenen Arbeiten nennen wir noch: 1837 Einrichtung eines Arbeitszimmers für den Staatsschreiber, 1852 Einführung der Gasbeleuchtung, 1854 Ausbesserung der Wandgemälde in Hof, Gallerie und Vorzimmer und Erstellung eines weitern Stockwerkes über dem geheimen Gewölbe für die vereinigten Klosterarchive. 1856 veranlaßt der Wegzug der Stadtbehörden die Herrichtung der von ihnen benutzten Zimmer im Vorderhaus, welche nun vom Baukollegium bezogen werden. Das Erdgeschoß des Mittelhauses, worin sich die Staatskassaverwaltung befindet, wird in Stand gestellt. 1877 wird die Centralheizung eingeführt. 1881 Herrichtung des vorderen Saales, nunmehr Sitzungszimmer des Regierungsrathes. 1885 Restauration der Wandgemälde in Halle, Gang und Vorzimmer, durch Maler Hermersdorf aus Trier.

A. Bütler.

In der Wohnung der Zwerge.

Eine fricktalische Sage.

Von **Fr. Bachmann.**

I.

Des Rheines Wogen rauschen durch Felsgestrüpp und Tann,
Und längs des Ufers schreitet Ruppert, der Bauersmann.
Ein stämmiger Rauracher von altem Korn und Schrot,
Ein Beil trägt er, der Keiler und Wölfe Schwerenoth.

Rupperto steigt gemächlich den moos'gen Pfad hinan;
Er will sich Reisig sammeln und dürres Holz im Tann.
Schon glitzert durch die Zweige der Sonne junger Strahl;
Der Morgen hat gelichtet der Nebel Grau im Thal.

Da öffnet sich vor Ruppert ein düst'rer Felsengrund,
Dicht überwölbt mit Zweigen; da thut kein Strahl sich kund.
Beineben sieht er ragen baufälliges Gestein,
Und eine Oeffnung ladet in das Gewölb' ihn ein.

Wohl kennt er manche Sage von seiner Ahne Mund:
Viel goldnes Gut verberge der Höhle dunkler Schlund,
Und wie ein Völklein hause hierunten klein und drall,
Das reiche Schätze hüte von köstlichem Metall.

Er denkt an seinen Mangel, an Das, was er verlor'
Und nie scholl eine Sage so lockend an sein Ohr.
Wie wär' es, wenn ich träte in dieser Höhle Schlund
Und meinen Jammer thäte den Heinzelmännchen kund?

Gedacht, gethan! Er lenket den Schritt mit festem Muth
In's Inn're, bald umnachtet ihn schwarzer Schatten Fluth.
Doch muthig zieht er weiter und weiter stets hinein,
Daß Felsen wiederhallen in dumpfen Melodei'n.

Er läßt sich nicht erschrecken vor all den Schatten dicht;
Er denkt durchkämpfter Sorgen und weicht zurücke nicht.
Er tastet an den Wänden und zieht der Höhle nach,
Und steigt dann sacht hinunter in düst'res Felsgemach.

Doch halt da! eine Pforte von Stahl uralt und groß;
Hier ist es nicht geheuer, doch denkt er an sein Loos.
Er nimmt sein Beil und führet drei Schläge mit Gewalt,
Daß in den dunkeln Hallen der gelle Laut erschallt.

Und horch! da trippelt's leise inwendig nach dem Thor,
Und auf thut sich die Pforte; ein Zwerglein tritt hervor.
Rupperto steht bedächtig, fast ist verstummt sein Mund;
Ihm aber thut das Zwerglein mit trauter Miene kund:

„Willkomm, du wackrer Ferge! wir kennen deine Last,
Wir wissen um dein Sorgen, willkomm! sei unser Gast!"
Ruppert zieht mit dem Zwerge in den gewölbten Saal,
Und hinter beiden schließt sich das Thor von blankem Stahl.

Durch dunkle Labyrinthe, durch Felsenhallen geht
Dem Zwerglein nach Rupperto; er spricht ein leis Gebet.
Wohl hört er längs den Hallen gelinde Töne zieh'n,
Dann wundersam verklingen wie Saitenmelodie'n.

Ihm wird so wohl zu Muthe, vergessen ist die Noth;
Er denkt der Freudenkunde, die ihm das Zwerglein bot,
Und schreitet immer weiter mit dem vertrauten Zwerg,
Bis endlich Beide stehen vor einem Marmorberg.

Ein zweites Thor erschließt sich dem Ruppert vor dem Berg,
Und in das helle Innere führt ihn der kleine Zwerg.
Rupperto voll Bestürzung wirft seinen Blick umher; —
Bald wird's ihm wohl im Busen, bald wird's ihm wieder schwer.

Es strahlt in hohem Saale ringsum an heller Wand
Von Perlen und Rubinen, Topasen und Demant.
Und mitten drin erhebt sich taghell ein goldner Thron,
Und auf dem Throne sitzet ein König mit goldner Kron'.

Es schimmert an des Königs Gewand ein bunt Geflicht
Von Amethyst und Sardis, das strahlt wie Sternenlicht.
Es stehet um den König der Garde kleines Heer
Mit silberklaren Schilden, mit Panzer, Helm und Speer.

Die kleine Garde schildert, der König lächelnd spricht:
„Wie kommt in meine Wohnung von Oben dieser Wicht?"
Ihm giebt zurück Rupperto: „„Der Mangel, der so schwer
Mich schon seit Jahren drückte, verlockte mich hieher.""

Mit Lächeln spricht der König: „Du bist ein wackrer Mann!
Doch ein Besuch von Oben straft hier sich mit dem Bann.
Zur Strafe hundert Jahre sollst du verbleiben hier,
Sollst sein ein treuer Diener in allen Dingen mir."

Da hört er längs den Hallen gelinde Töne zieh'n,
Dann wunderbar verklingen wie Saitenmelodie'n.
Und alle Zwerge ringsum die jubelten darein:
Glück auf dem neuen Diener! der wird uns Retter sein!

II.

„Horch! was erschallet draußen der Kriegsdromete Ton?
Auf! rüstet meine Leute!" so sprach der Fürst vom Thron. —
„Bringt meinem neuen Diener Helm, Panzer, Schild und Speer,
Daß er sich rüst' und führe zum Kampf mein ganzes Heer!"

Und sieh! sechs Zwerge schleppen in Eile froh daher,
Wie Silber klar und glänzend, Schild, Panzer, Helm und Speer.
Es rüstet sich Rupperto, er nimmt den Speer zur Hand,
Und alle Zwerge rüsten sich im Pygmäenland.

Schon steht auf düsterm Blachfeld der Zwerge ganzes Heer
Mit kleinen, blanken Schildern, mit Panzer, Helm und Speer.
Inmitten steht Rupperto, ein hünenhaftes Bild,
Sein Schwert verbreitet Bangen, wo es zu mähen gilt.

Jedoch dem Ruppert wird es so ganz geheuer nicht.
Mit wem hab' ich zu kämpfen? mit höllischem Gezücht?
Mit Riesen oder Zwergen, mit Arimaspen gar?
Wär' ich am grünen Rheine, und kraute dort im Haar!

Da, gegenüber ferne bricht aus Gezelten vor
Der Feind, das blitzt und flittert durch düstern Nebelflor.
Er stellt sich wohl in Ordnung; das wogt wie rege Fluth
Des See's, wenn er am Morgen in Nebelwolken ruht.

Jetzt stoßen sie zusammen, ein wundersam Gemeng,
Fünf Hände hoch vom Boden, in flitterndem Gepräng.
Hei, wie die kleinen Säbel von Silber klirren hell!
Hei, wie die Speerlein flittern, daß Blitze fahren grell!

Doch Alle überraget ein Goliath im Heer,
Rupperto, seine Rüstung wirft hellen Schein umher.
Hei, wie sein scharfer Degen die Wichtlein niedermäht!
Ei! schmunzelt er: wie trefflich durch Kohl mein Messer geht!

Die Ueberreste fliehen; das Weite sucht, was nah.
Allein steht noch Rupperto mit seinem Heere da.
Das stimmet an des Sieges Gesang mit frohem Ton,
Daß weit die Kunde schallet bis zu des Königs Thron.

Da plündern sie das Lager der überwundnen Schaar,
Und kehren heim und bringen dem König Beute dar.
Gold, Silber, Waffen breiten sie fröhlich vor ihm aus,
Und halten Siegesfeier bei Wein und Tafelschmaus.

III.

Hell sprudelt in den Bechern des Weines perlend Gold,
Und Silbersaiten schallen in Klängen wunderhold.
Es läßt die Schaalen kreisen der Fürst, der drallste Wicht,
Und wendet sich zu Ruppert mit traurigem Gesicht.

„Wohl hast du mir getreulich gedient, selbst in Gefahr,
Wohl hast du überwunden der Feinde trotz'ge Schaar.
Doch wisse, hundert Jahre sind jetzt geflossen hin.
Nun spute dich, zurücke zur obern Welt zu zieh'n."

„Nimm noch zum Dank entgegen, was deines Armes Streich
Den Feinden abgerungen, und du bist krösusreich.
Du wirst nicht mehr in Thränen genießen Kummerbrod,
Und nimmer wird sich setzen an deinen Tisch die Noth."

Rupperto packt die Schätze in einen Sack hinein,
Und wendet sich vom Lande der Nacht zum Sonnenschein.
Wohl rufen ihm die Zwerge die letzten Grüße nach,
Mit denen er die Schaaren der Feindesmacht zerbrach.

Die Axt auf seiner Schulter, mit einem Sack daran,
So kommt er vor die Pforte, die einst sich aufgethan.
Er öffnet sie und wandert mit einem Grubenlicht
Durch jenen Gang zum Tage mit staunendem Gesicht.

Schon steht er vor der Höhle; ihm klingt es wie ein Traum.
O wie er da erstaunte! Er traut den Augen kaum.
Zwar wälzet seine Fluthen der Rhein noch stolz und klar,
Doch Alles ist jetzt Blüthe, was vormals Wüste war.

Und über der Gebirge purpurbeglänzten Höh'n
Stieg auf die Morgensonne, sie lacht ihm doppelt schön.
Rupperto staunet trunken nach dem willkommnen Licht,
Und aus in helle Thränen sein schauend Auge bricht.

Er wirft den Sack zur Erde und legt sich in das Gras.
Sein Fuß mag nicht mehr wandeln; er wird so leichenblaß.
Da kommt ein armer Wandrer vom grünen Wald daher,
Der sieht den Ruppert liegen, sieht seine Bürde schwer.

„Was ist dir wohl von Nöthen? o sage mir es an,
So du hast Hilfe nöthig, so ich dich retten kann."
Ihm thut Rupperto staunend noch sein Erlebniß kund,
Und reicht ihm seine Schätze, — dann schließt er Aug' und Mund.

Karl Schröter.

Ein Lebensbild.

Von **F. A. Stocker.**

(Schluß.)

Schon der Beginn seiner Laufbahn in Rheinfelden wurde Schröter schwer gemacht durch zwei ehrenvolle Anträge, die von Außen kamen und die seine historischen Wissenschaften sofort zur Anerkennung brachten: die Berufung an's großherzoglich badische Landesarchiv nach Karlsruhe und an eine ähnliche Stelle in Bamberg. Aber Schröter ließ sich nicht verlocken, hier fand er ein schönes und ausgiebiges Arbeitsfeld, hier wollte er bleiben und wirken.

Die erste seiner Publikationen auf historischem Gebiet fällt in's Jahr 1856. In den Schlußberichten über die Schulen, die im Auftrage der Bezirks- und Gemeindeschulpflege herausgegeben wurden, legte er eine Anzahl Monographien nieder, die heute noch ihr ungetheiltes Interesse haben. Im Berichte von 1856/57 beabsichtigte er, den Anfang zu liefern zu einer „Darstellung des hiesigen Schulwesens bis zur Gründung der Bezirksschule"; er begann mit der Geschichte der Schulen in Rheinfelden und führte sie fort bis zu den Reformen der Kaiserin Maria Theresia und des Kaisers Josef II.

Dieser erste Schulbericht wurde nicht nur von den Behörden, sondern auch öffentlich warm verdankt; um so mehr Aergerniß erregte er bei den Feinden der Toleranz in und um Rheinfelden. Es heißt nämlich in dem Berichte auf Seite 21:

„Als darum im Jahre 1521 der Franziskaner-Mönch Johannes Eberlin von Günzburg, ein Anhänger und Verbreiter der Lehre Martin Luther's, nach Basel kam, beriefen ihn die Bürger von Rheinfelden, damit er ihnen die evangelische Lehre vortrage. An jedem Sonn- und Festtage predigte er zwei Mal in der Kirche und täglich hielt er zu Hause eine

Lehrstunde, worin er die hl. Schrift erklärte. Durch seine Beredsamkeit und seinen frommen Lebenswandel gewann er die Achtung und Liebe aller Einwohner, allein die Drohungen und Maßregeln der Regierung und des Bischofs vermochten, daß er die Stadt verlassen mußte. Wie die Schule, welche Eberlin in Rheinfelden einrichtete, beschaffen war, wissen wir nicht, da durch den Brand des Rathhauses im Jahre 1530 auch alle auf die Reformation bezüglichen Urkunden verloren gingen." Dagegen hat der Reformationsprediger seine Ansichten über das Schulwesen in einer Flugschrift niedergelegt, aus welcher Schröter im Schulprogramm einige Sätze mittheilt.

Diese von ihm in Bezug auf Eberlin angeführte Stelle wurde nun von zweifacher Seite angestritten, einmal von den Ultramontanen und persönlichen Gegnern Schröter's, sodann von dem protestantischen Theologen Dr. Bernhard Riggenbach in Basel in seinem Werke „Johann Eberlin von Günzburg, der Reiseprediger". Riggenbach behauptet nämlich, die aus Eberlin mitgetheilte Stelle stehe zu Rheinfelden in durchaus keiner Beziehung. Eberlin habe daselbst keine Schule gegründet. Ich will auf diese Kontroverse nicht eintreten. Schröter wird wohl gewußt haben, was er schrieb. Dagegen muß ich einige Worte über seine Gegner diesseits und jenseits des Rheins sagen.

Sie fanden hier eine Gelegenheit, den Verhaßten nicht nur beim Bischof von Basel, sondern auch beim Erzbischof Hermann von Vikari in Freiburg, der ihn wegen seines Liberalismus längst auf dem Kerbholz hatte, zu verklagen. Die Anklage blieb nicht ohne Erfolg. Schröter war vielfach von den Umwohnern des badischen Rhein-Gebiets zu geistlichen Funktionen berufen worden und war jeweilen gerne dem Rufe gefolgt. Da erschien plötzlich aus dem erzbischöflichen Palast zu Freiburg das Interdikt, das Schröter jede seelsorgliche Handlung in Baden untersagte.

Unser Freund konnte sich um so leichter über das Interdikt trösten, als ihm im eigenen Lande genug Arbeit zu verrichten blieb; die Nachbarn in Baden aber schmerzte der erzbischöfliche Erlaß tief, denn nun hatte das freisinnige Element Niemand mehr, an den es sich in religiösen Dingen wenden konnte.

Kehren wir zu unserer Schulgeschichte zurück. Das erste Schulprogramm ging in seiner Geschichte des Schulwesens bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts; in dem darauf folgenden Programm erschien die „Schulordnung vom Jahr 1760", und 1859 ergänzte Schröter die Schulgeschichte durch „die Bestrebungen für Errichtung einer höhern Lehranstalt

in Rheinfelden", in einer Rede, die er bei der Zusammenkunft ehemaliger Lehrer und Schüler der Bezirksschule Rheinfelden den 3. Februar 1859 hielt. Der Verfasser dieses Lebensbildes gedenkt noch mit Vergnügen jenes an Erinnerungen reichen Jubiläumstages bei Anlaß des fünfundzwanzigjährigen Bestandes der Bezirksschule. Noch im Frühling 1886 lieferte Schröter als Ergänzung zu dieser Schulgeschichte im letzten Programm, das er besorgte, eine Zusammenstellung der Stiftungen und Stipendien für die Schule.

Alle diese Arbeiten sind voll interessanter Details über das Schulwesen der Stadt. Niemand wohl hätte sie mit größerer Liebe und Interessenahme geschrieben als Schröter, dem die Schule sein zweites Ich war.

Die übrigen Schulberichte enthalten, sofern sie nicht biographische Mittheilungen über verstorbene Rheinfelder bringen, Monographien über städtische Einrichtungen, die mit dem öffentlichen Leben in irgend welcher Beziehung stehen. Im Schulprogramm von 1858/59 veröffentlichte er eine „Geschichte der Schützengesellschaft Rheinfelden in den ersten zwei Jahrhunderten ihres Bestehens, 1460—1650." Diese Arbeit wurde dann beim vierhundertjährigen Jubiläum der Gesellschaft in der von Schröter und mir 1860 herausgegebenen Festschrift abgedruckt und erweitert. Die Schrift ist eine Urkunde der Wehrhaftigkeit dieses kleinen Gemeinwesens und die Erinnerung an eine kräftige, selbstbewußte Zeit. Das Werklein ist um so bemerkenswerther, als es in die ältesten Zeiten des schweizerischen Schützenwesens hineinleuchtet, indem Rheinfelden wie Thun zu denjenigen Städten im Schweizerlande gehört, wo das Schießwesen schon sehr frühzeitig entwickelt war.

Das Schulprogramm von 1859/60 brachte das merkwürdige Lebensbild eines Rheinfelder Kapuziners, des P. Ignatius Eggs, der in der bescheidenen Kutte einen wahrhaft frommen Sinn, einen edlen Charakter und ein aufrichtiges und reges Streben für Wissenschaft barg. P. Ignatius machte im Spätjahr 1656 eine Reise nach Palästina, welche 16 Monate dauerte und von ihm in einem Werke ziemlich weitläufig beschrieben wurde. In einem Nachtrag zu der Biographie des Paters gab Schröter noch eine kurze Darstellung der sowohl in wissenschaftlicher Beziehung als auch im öffentlichen Staatsleben hervorragenden Familie Eggs.

Im Schlußbericht von 1860/61 finden wir eine von biographischen Notizen begleitete Darstellung der 30 „Pröpste des Kollegiatstiftes S. Martin zu Rheinfelden", beginnend mit dem ersten Propst Graf Ru-

dolf von Habsburg-Laufenburg (1270—1274) bis zu Propst Franz Anton Fröwis (1786—1862).

Diesem Bilde von Prälaten folgt 1863 ein „kurzer Ueberblick der Geschichte der Stadt Rheinfelden". Die Darstellung machte keinen Anspruch auf streng wissenschaftlichen Werth, sie war für die Jugend bestimmt und demgemäß gehalten, immerhin war sie das erste zusammenhängende Bild über die Schicksale der achthundertjährigen Rhein- und Waldstadt, obwohl Schröter's Vater bereits anläßlich der Vereinigung des Stadtarchiv's eine „Chronik der Stadt Rheinfelden bis 1562" und eine „Geschichte der Stadt bis 1803" handschriftlich in's Archiv niedergelegt hatte. Aus diesen beiden Dokumenten entnahm Schröter die „Zusammenstellung der Kriegslasten, welche die Stadt in den Jahren 1632 bis 1650 erlitten." Die Zahlen sprechen deutlich von der Noth und dem Elend, welches der dreißigjährige Krieg über das vielgeprüfte Gemeinwesen hereingebracht hatte.

Aus jener Zeit der Drangsale stammt auch das „Schwedenlied", das die 21 Wochen dauernde Belagerung Rheinfelden's vom 27. März bis 18. September 1634 behandelt und im Schulprogramm von 1880/81 nach der ältern Lesart abgedruckt ist. Das zweite, ebenfalls im gleichen Programm veröffentlichte Lied betrifft die Belagerung Rheinfelden's durch den französischen Marschall Crequi vom 9. bis 20. Juli 1678, das Treffen auf dem rechten Rheinufer und die Zerstörung Säckingen's. Beide Lieder tragen das Gepräge ihrer Zeit und man muß Schröter Dank wissen, daß er sie der Vergessenheit entrissen hat.

Den Schluß der Schulprogramme aus Schröter's Hand machte die Statistik der „Stiftungen für Schulen und Bildungszwecke in Rheinfelden", beginnend mit der Stiftung des Edeln Hans Heinrich von Landeckh in Freiburg (1572) und abschließend mit dem Bezirksschulfond vom 16. Oktober 1830.

Im Jahre 1855 begann Schröter eine Publikation, der ich gerne ein längeres Leben gewünscht hätte: die „Mittheilungen zur Geschichte des Frickthals", in Monatsblättern als Beilage zur „Frickthaler Zeitung" gedruckt. Sie erreichte nur ein Alter von fünf Monaten und ging nach der fünften Nummer ein. Immerhin enthielt sie einige werthvolle Arbeiten: „Der Versuch der Stadt Bern, das Frickthal und die vier Waldstädte zu gewinnen (1728—1740"); „die Einführung der Zunftverfassung in Rheinfelden (1331); „die Besetzung der vier Waldstätte

durch den Rheingrafen Otto Ludwig (1633); „Geschichtliches über das Dorf Möhlin" (unvollendet).

Auch einige historisch-statistische Arbeiten von Schröter sind gedruckt worden, u. A. ein alter Häuserbeschrieb von Rheinfelden, aus den Dreißiger Jahren, aus dem u. A. zu entnehmen ist, daß Schröter's Familie in der obern Marktgasse im Hause zum „Otter" gewohnt hat. Jedes Haus besaß seinen besondern Namen, wie das vor der Nummerirung der Häuser in den deutschen Städten allgemein üblich war.

Nicht geringe Thätigkeit entwickelte unser Freund in der Historischen Gesellschaft des Kantons Aargau, die am 3. November 1859 in Brugg gegründet wurde. Schröter trat bei diesem Anlasse mit Professor Rochholz in das Redaktionskomite der Gesellschaftszeitschrift „Argovia" ein, in dem er Jahre lang verblieb. In der heute noch bestehenden Zeitschrift ward ihm namentlich die Behandlung der kirchenhistorischen Fragen zu Theil. Wie man solche löst, zeigte er in der Abhandlung in der „Argovia" 1862/63: „Die Pfarrei Staufberg-Lenzburg und das Kapitel Lenzburg vor der Reformation." Mit dieser Arbeit wurde der Beweis geführt, wie viel derartiges kirchenhistorisches Material in den Pfarrarchiven liegt, das einmal an's Licht geführt, ausdrücklich darthut, wie enge Beides, die kirchliche und die politische Entwicklung eines Gemeindewesens, mit einander verbunden ist. Die Arbeit stützt sich lediglich auf das Staatsarchiv und kann, wie es im Vorwort der „Argovia" jenes Bandes heißt, um so weniger als eine vollständige betrachtet werden, als dem Herausgeber hiefür weder das Stadtarchiv von Lenzburg, noch dasjenige des Kapitels Lenzburg-Brugg zu Gebote stand, noch auch die erbetene kollegialische Unterstützung hiebei gewährt worden ist. Im Auftrage der Historischen Gesellschaft untersuchte Schröter dann auch die Archive der Klöster Hermetschwyl und Gnadenthal; das Resultat dieser Arbeit ist mir indessen nicht bekannt.

Die Leidensgeschichte der Stadt Rheinfelden behandelte Schröter in drei, meist in der Historischen Gesellschaft gehaltenen Vorträgen; im Jahre 1865, als die Gesellschaft in Rheinfelden tagte, schilderte er „die Kriegsschicksale und die Belagerungen der Stadt während des dreißigjährigen Krieges", unter Vorlegung eines neu aufgefundenen Planes der ehemaligen Festung; sodann „die Schicksale Rheinfelden's als österreichische Grenzstadt am Schlusse des 17. und am Anfange des 18. Jahrhunderts";

endlich die Leidensgeschichte der Stadt während des großen französisch-habsburgischen Krieges, namentlich des ersten Erbfolgekrieges (1714 bis 1748).

Schröter war dann auch längere Zeit Vizepräsident des Vorstandes der Gesellschaft und überhaupt eine tüchtige Stütze derselben. Daß er nicht noch produktiver gewesen und namentlich sich an größere Arbeiten gewagt hat, das hat seine Ursache nicht im Mangel an Wissen und Können, sondern an der Möglichkeit des Vollbringens. Er hätte vier oder sechs Hände haben sollen zum Schreiben; er wollte nämlich Alles selbst machen und war nicht dazu zu bewegen, irgend Jemandem eine Arbeit zu übertragen. Mittlerweile kam das Alter heran, nagte die Krankheit an ihm, verließ ihn die Lust und Kraft, auf diesem Boden so thätig zu sein, wie ehedem und so blieb manches liegen, was zu den Zukunfts-Arbeiten gehörte. So hat er dem Schreiber dieses für die vorliegende Zeitschrift mehrere Arbeiten zu liefern zugesagt. Wie gerne hätte er sie gebracht, allein die Zeit, die Kraft und die Gesundheit reichten nicht aus und es muß eine andere Hand die verlornen Fäden seines Programms wieder aufnehmen.

Außer der Aargauischen Historischen Gesellschaft war unser Freund Mitglied der Allg. schweiz. Geschichtsforschenden Gesellschaft und korrespondirendes Mitglied der Historischen und Antiquarischen Gesellschaft zu Basel.

Schon lange gehörte es zu Schröter's Lieblingsprojekten, ein historisches Kabinet in Rheinfelden zu gründen; zu diesem sammelte er Alterthümer aus dem Frickthal und der Nachbarschaft desselben zusammen, um so nach und nach eine Darstellung des Kulturlebens seiner Heimath aus allen Jahrhunderten zu bieten. Gegen den Anfang des Jahres 1881 war die Sammlung soweit gediehen, daß Schröter sie der Historischen Gesellschaft des Aargau's, welche am 22. August in Rheinfelden tagte, als Zeugniß seiner rastlosen Sammlerthätigkeit vorlegen konnte. In der That war die in einem Saale des Schulhauses aufgestellte Kollektion sehr sehenswerth. Hauptsächlich zeigte sich die Zeit des Mittelalters glücklich vertreten; daneben lagen auch zahlreiche Zeugen aus der Zeit der Römer vom benachbarten Kaiseraugst (Augusta Rauracorum), sehr werthvolle Handschriften und Urkunden; alles mit vielen und persönlichen Opfern herbeigeschafft.

Der Verewigte trug sich in den letzten Jahren noch mit dem Gedanken, die werthvollen Bausteine, die er in mühsamer Forschung, Jahr

für Jahr aus den Ruinen und dem Staube der Vergangenheit hervorgesucht und aufgehäuft hat, zu einem monumentalen Bau zu verbinden. Es sollte ihm nicht vergönnt sein und so liegt, wie ein Freund und Mitforscher an seinem Grabe sagte, sein Werk unvollendet da, gleich einer Säule, die mitten entzwei gebrochen.

Was aber in keine Sammlung niedergelegt werden kann, was in keine Schrift niedergeschrieben wurde, das waren die merkwürdigen Detailkenntnisse Schröter's über die Geschichte seines Landes, über dessen Urkunden, Bücher und Traditionen; das ist nun Alles verloren, unwiederbringlich und schon deßhalb ist es zu bedauern, daß Schröter nicht mehr geschrieben hat. Seine Mitbürger aber haben kein Recht, ihm deßhalb zu zürnen, er gab seine ganze Kraft in den Dienst des Landes und dafür wollen wir ihm dankbar sein durch das Wort, indem wir seine Hingebung ehren, und in der That, indem wir suchen, ihm nachzufolgen.

* * *

Der Pfarrer, Schulmann und Historiker war aber auch der Mittelpunkt des geselligen Lebens seiner kleinen Stadt; um ihn gruppirte sich Alles, was Freude an edler und fröhlicher Geselligkeit empfand. Als seine Gesundheit noch ungeschwächt und deßhalb auch seine Gemüthsstimmung eine heiterere und gleichmäßigere war, da konnte man keinen angenehmern und beredtern Gesellschafter finden als den Pfarrer Schröter. Wer sich noch der fröhlichen Abende in der Lesegesellschaft „Frohsinn“ zum Salmen erinnert, in der Schröter wohl der beliebteste Gast und Mitbegründer war, der gedenkt auch wohl des Spruches von Göthe:

Ich liebe mir den heitern Mann
Am meisten unter meinen Gästen;
Wer sich nicht selbst zum Besten haben kann,
Der ist gewiß nicht von den Besten.

Mochten auch griesgrämige Burger oder gewisse Dunkelmänner an Schröter's Ader zur Geselligkeit ein Aergerniß nehmen, er kümmerte sich nicht darum und dachte mit Schiller:

Laßt sie geh'n, 's sind Tiefenbacher,
Gevatter Schneider und Handschuhmacher.

Mit solchen Leuten hatte er mehrfach zu thun; aber er ließ sich nicht einschüchtern, ging offen und gerade seinen Weg, und that, was er für recht erachtete. Als zu Anfang der Fünfziger Jahre, also kurz nach

Schröter's Heimkehr von den Studien, das Liebhabertheater im Kapuzinerkloster zu Rheinfelden aus Finanznoth hätte verkauft werden sollen, stellte sich Schröter an die Spitze einer Anzahl von Männern, welche wie er gesinnt, nicht zugeben mochten, daß ein Institut, das von den hervorragendsten Bürgern der Stadt gegründet worden war und an dem sie selbst mitgewirkt hatten, verloren gehen und seinem Zwecke entfremdet werden sollte. Es lag ihm daran, der Jugend eine Bildungsstätte zu erhalten, die immer einen guten Ruf gehabt hatte und von jeher in der Achtung der Bevölkerung gestanden war. Es gelang ihm, eine Aktiengesellschaft zu gründen und die genügende Anzahl Aktien zusammen zu bringen, um das Theater der Gemeinde zu erhalten. Mit noch vier andern gleichgesinnten Männern übernahm Schröter die Leitung des reorganisirten Theaterinstituts. Ihm fiel als Aufgabe hauptsächlich die Wahl der Stücke zu und wie wir es beim Kindertheater gesehen haben, wurde er auch zugleich Vortragsmeister, für welche Aufgabe er ein besonderes Geschick besaß.

Doch ging es nicht lange und schwarze und graue Kutten denunzirten unsern Freund wegen seiner dramaturgischen Thätigkeit beim Bischof von Basel, Karl Arnold. Dieser ließ sofort beim damaligen Generalprovikar des Bisthums, dem Propst Josef Anton Vögelin in Rheinfelden die Anfrage stellen, ob es wahr sei, daß der zum Stadtpfarrer vorgeschlagene Kaplan Schröter in der That ein Theater leite? Der würdige Propst antwortete der Wahrheit gemäß mit „Ja" und fügte dann noch bei, er selbst sei Aktionär bei dem Unternehmen. Damit waren die Gegner ab- und zur Ruhe verwiesen und die Sache war erledigt. Das Theaterspielen hat der Pfarrwahl keinen Eintrag gethan.

Wie für die dramatische Kunst, so besaß unser Freund auch ein ausgesprochenes Talent für die Darstellung historischer Festzüge. Berechtigten seine historischen Kenntnisse für derartige Aufgaben, so war es noch mehr sein praktischer Sinn, sein organisatorisches Geschick, sowie seine Kostümkunde, was ihn hiezu befähigte.

Der erste Festzug, dessen Plan bei Anlaß der Zusammenkunft der aargauischen historischen Gesellschaft in Rheinfelden auf die Anregung des Hrn. Prof. E. L. Rochholz entstanden war, fand schon am 11. Februar 1866 statt und zwar in Gegenwart einer großen Volksmenge. Er machte einen durchaus würdigen, wirklich historischen Eindruck, fern von allem Fastnachtmäßigen. Es schien, als ob diese darstellenden Figuren in ihren

Kostümen aufgewachsen wären. Mit Schröter's besonderm Geschick und Verständniß waren die einzelnen Physiognomien für die betreffenden Rollen ausgewählt; so war z. B. der Schultheiß von 1415 ganz vorzüglich gelungen. Die Frauen von Rheinfelden erhöhten den Glanz des Festes durch ihre zahlreiche Theilnahme; mehrere erschienen zu Pferd. Die Darstellerin der Herzogin von Zähringen, in reichem Kostüm auf stolzem Pferd, zeigte sich in der That einer Herzogin würdig. Reizende hübsche Erscheinungen waren auch einige jüngere Damen in Pagenkleidung. Die alterthümliche Physiognomie der Stadt bildete zum Ganzen einen passenden Rahmen.

Der Festzug entfaltete in acht Gruppen die Geschichte Rheinfelden's. Die erste Gruppe (vom Jahr 1146) repräsentirte die Zeit des Herzogs von Zähringen, des Gründers der Stadt; die zweite Gruppe die Zeit Rudolf's von Habsburg, welcher nach der Belagerung von Basel (1273) Rheinfelden besucht hatte; die dritte Gruppe, die Zeit des Aufblühens der Bürgerschaft von (1331). Die vierte und fünfte Gruppe (von 1445 und 1576) stellten das damalige freundschaftliche Verhältniß zu den verbündeten Eidgenossen dar. Das sechste Bild behandelte die Periode des dreißigjährigen Krieges, in welche (1634) die harte Belagerung der Stadt fällt. Das 18. Jahrhundert war vertreten (im siebenten Bilde) durch zwei Darstellungen aus dem Volksleben: eine Rheinfelder Schulstube und eine Jubel-Hochzeit von 1750. Endlich in der achten Gruppe wurde die Aufnahme Rheinfelden's in den Aargau und in die schweizerische Eidgenossenschaft dargestellt.

Ebenso festlich verlief das Volks- und Schützenfest in Rheinfelden am 7. Mai 1876. Die Eröffnung der neuen Schießstätte, die Abdankung der alten Schützenfahne vom Jahre 1460 und die Einweihung eines neuen Schützenpanners bildeten die Veranlassung zu dem Tage, an welchem wiederum Schröter einen Festzug veranstaltet hatte.

Der Zug umfaßte folgende Figuren und Gruppen: Voran ein berittener Pannerträger der Stadt, dann der Herold von 1576 zu Pferd, vier Trompeter im Kostüme der Zeit; die Gruppe der Adeligen und Mitglieder der Herrenstube, dann der Landvogt und Hauptmann der vier Waldstädte am Rhein, Sigmund von Rotberg; sein Statthalter, der Junker Hans Othmar von Schönau; der. Amtmann von Rheinfelden, Ludwig von Eggs; der Johanniter Komthur Schenk von Staufenburg in Rheinfelden; Leonhard von Stetten, Komthur der Deutsch-Herren zu Beuggen; die Truchsessen

Ulmann und Jakob von Rheinfelden; Propst und Dekan des S. Martinstiftes; der Markgraf Karl von Baden-Röteln; der Landvogt Hans Philipp Offenburg auf Farnsburg; endlich die Schultheiße und Bürgermeister der Waldstädte.

Den adeligen Herren folgten die bürgerlichen: die Zunftmeister mit ihren Pannern, die Festjungfrauen, die Trommler, die Pfeifer, die Bogenschützen, die Pritschenmeister, der Stadtweibel, der Magistrat und die Ehrengäste. Den Schluß der historischen Abtheilung bildeten die Lunten- und Hakenbüchsenschützen. Die zweite Abtheilung trug den Typus der Gegenwart. Das Ganze war ein farbenreiches Bild voll charakteristischer Treue, das dem Leiter alle Ehre machte.

Der letzte große historische Zug, den Schröter leitete, war der vom 15. Februar 1885. Ich habe darüber in zwei Artikeln ausführlich in den „Basler Nachrichten" referirt, zudem liegt das Fest unserer Erinnerung noch so nahe, daß ich mich darüber kurz fassen kann. Es nahmen 300 handelnde Personen daran Theil, 60 Pferde befanden sich im Zuge. Kostüme, Pferdegeschirre, Wagen u. s. w. waren historisch möglichst getreu.

Es handelte sich um die Darstellung des Einritts Kaiser Ferdinand's I. am 9. Januar 1563 in Rheinfelden. Schröter machte die Bevölkerung der Stadt vorher mit den historischen Thatsachen durch einen Artikel in der „Volksstimme" bekannt, worin er schrieb: „Kaiser Ferdinand ritt am besagten Tage, Nachmittags zwischen 3 und 4 Uhr ein; Schultheiß, Rath, Bürgerschaft, Geistlichkeit und Schüler, sowie der Adel gingen ihm bis auf das Weierfeld entgegen in ordentlicher Prozession. Unter einem neuen Traghimmel wurden S. Majestät die Schlüssel der Stadt übergeben. Bei dem Zuge zum Empfang waren auch die beiden Fähnlein von Möhlinbach und Rheinthal. S. Majestät war im Hause des Junkers Ludwig von Schönau (jetzt Wohnung des Hrn. Salinendirektors Güntert) über Nacht. Für sein Gefolge brauchte man 361 Betten, dann Stallungen für 600 Pferde (nach anderer Aufzeichnung für 833) und für 36 Maulthiere. Ueber den schönen Empfang erfreut, gestattete er der Bürgerschaft, sich eine Gnade zu erbitten. Diese, damals in der Blüthe des Wohlstandes sich befindend, erlaubte sich die bescheidene Bitte: S. Majestät wolle geruhen, ihren sieben Sternen im Wappen noch zwei beifügen zu dürfen. Der Kaiser entsprach der Bitte mit den Worten: „Behaltet euer gut Lob wie bishero."

Am andern Tag reiste er Morgens zwischen 11 und 12 Uhr von

hier weg; die Stadt schenkte ihm zwei große Fässer mit dem neuen Stadtwappen bemalt und mit dem besten Wein gefüllt und ließ ihm dieselben bis Konstanz nachführen. Diese Reise des Kaisers und der jeweilige Empfang ist von einem Zeitgenossen bezeichnet: Frankfurt empfing unbesinnlich, Mainz fürstlich, Oppenheim vermöglich, Speier tapferlich, Landau liederlich, Weißenburg gleichgültig, Hagenau demüthig, Straßburg prächtig, Schlettstatt bäuerisch, Kolmar freundlich, Breisach kriegerisch, Freiburg christlich, Basel herrlich, Rheinfelden zierlich, Waldshut einmüthig, Schaffhausen einfältiglich, Konstanz stattlich, Ueberlingen listiglich u. s. w.

Dieser Eintritt wurde durch folgende Figuren und Gruppen dargestellt: Eröffnungsmusik, der Herold der Stadt (Hr. Wüthrich zum Feldschlößchen), Geharnischte, der Landadel, die Ordensritter, die Chorherren mit dem Propst (Hr. Substitut Hollinger), die Nonnen von Olsberg, die Herrenstube, der Stadtschultheiß (Hr. Bezirksverwalter Courtin), Räthe, Schulmeister mit Kindern, der kaiserliche Herold, dann Ferdinand I., (Hr. Habich-Dietschy) mit Gefolge, bestehend in Ritter, Pagen, Knappen, das Geleite des Raths von Basel, Erzherzog Ferdinand (Hr. Hotelwirth J. V. Dietschy) mit der von Dichtern und Schriftstellern reichlich bedachten und gelobten Gemahlin, der Philippine Welser aus Augsburg, repräsentirt durch Fräulein O. Waldmeyer, diese Alle in Begleit von deutschen Herzogen, Markgrafen u. s. w., dann die Zunftgruppen mit Pannern, den kraftvollen Zunftmeistern u. s. w., die Hakenbüchsen- und Armbrustschützen, die Zünfte mit Abzeichen und Arbeitsprodukten, die Zunftstube selbst, Bachus mit den Küfern, Vulkanus mit den Gnomen, Vater Rhenus mit den Hauensteinern, den Rheingenossen und Salmträgern, das Rheinschiff mit Fischern und Flößern.

Die ganze Idee war sehr schön ausgedacht und prächtig durchgeführt, Schröter wirksam unterstützt durch die HH. Dr. med. Günther, Bezirksamtmann Baumer, Stadtammann Dedi, Zeichnungslehrer Kalenbach-Schröter, seinem Schwager u. a. m.

Die originellen und im Geiste der Zeit gehaltenen Anreden verfaßte Schröter selbst. Er war überhaupt unermüdlich thätig. Am Dreikönigstag war der Beschluß gefaßt worden, den Zug auszuführen, vier Wochen nachher fand er statt. In dieser Spanne Zeit liegt eine Unsumme von Arbeit und Kraftaufwand. Es war fast zu viel für den Mann, der schon lange krank war. Die in seinem Nachlaß vorgefundenen Notizen

und Akten liefern den Beweis, welche unendliche Mühe er sich jeweilen hat kosten lassen, um etwas Gediegenes und seines Namens Würdiges zu schaffen.

Eine letzte Arbeit in dieser Richtung war die Aufführung der sog. „Herrenstube im 16. Jahrhundert" bei einer festlichen Vereinigung in der „Gesellschaft zum Frohsinn" im Jahre 1884. Unser Freund hatte den Text dazu geschrieben und die Aufführung geleitet. Es war eines der köstlichsten Bilder, das je aus der Geschichte Rheinfelden's in dramatischer Form aufgetaucht ist.

Die „Herrenstube" aber bestand schon im 15. Jahrhundert im Hause zur „Sonne", dem jetzigen Wohnhause der Familie Habich-Dietschy und war die Trinkstube der vornehmen Bürger und der fremden hohen Gäste. Zum Andenken an diese Zeit und Stube hat der jetzige Besitzer, auf Anregung Schröter's hin, diesen gemüthlichen Winkel in die nebenanliegende Bierbrauerei zum „Salmen" verlegt und unter der Anleitung Schröter's in altdeutscher Weise, im Sinne jener Zeit herrichten lassen und „Salmenstübli" getauft. Unser Freund legte auch eine Chronik daselbst an und versah sie mit einer zweckentsprechenden Einleitung. Jeder Gast, der Rheinfelden besucht, wird auch dem „Salmenstübli" eine Viertelstunde, und wenn es sich mit der Gesellschaft gut trifft, eine Stunde widmen, denn der Stoff, der da verzapft wird, ist kräftig und lobenswerth.

* * *

Schröter war ein guter Sohn seiner Vaterstadt, seines Heimathkantons, seines Vaterlandes und was ihm für die öffentliche Wohlfahrt von Bedeutung erschien, das war auch ein Gegenstand seiner prüfenden Beobachtung, seiner Sorge, seiner uneigennützigen und opferwilligen Arbeit.

Darum fanden wir ihn nicht nur auf dem Gebiete der Schule und Erziehung unermüdlich thätig, sondern auch in dem verwandten gemeinnützigen Gebiete des Armenwesens. Es war etwas völlig Selbstverständliches in Rheinfelden, daß Pfarrer Schröter stets dabei war, wenn es galt, irgend etwas zu thun, was zur Förderung des öffentlichen Wohlstandes, zur Linderung der Noth, zur Unterstützung kunstsinniger Bestrebungen, zur Befestigung der Ehre und des guten Namens seiner Vaterstadt dienen konnte.

Mit Recht konnte daher an seinem Grabe ein Freund und Mitarbeiter auf dem Felde der Erziehung von ihm sagen: „Der ist der rechte Priester, dessen Wirksamkeit nicht nur die Kirche, sondern auch der Staat ehrt."

Und die hohe Regierung ehrte die vielseitige Wirksamkeit des Verewigten mit folgenden Worten ihres Beileidschreibens: „Sein Hinscheid wird nicht nur in seinem Heimathbezirk, sondern auch in weitern Kreisen des Kantons schmerzlich empfunden werden, denn er hat während einer langen Reihe von Jahren durch seine Einsicht, sein reiches Wissen und seine Thätigkeit in verschiedenen hervorragenden Stellungen, zu denen ihn das Vertrauen der Behörden berufen, vornehmlich im Gebiete des Erziehungswesens sich bleibende Verdienste um unsern Kanton erworben."

Ich kann dieses Kapitel nicht besser abschließen, als mit dieser offfziellen Anerkennung von Schröter's amtlichem Leben.

* * *

Zum Schlusse nur noch einige Worte über die Beziehungen unseres Freundes zu seiner Familie. Wie sehr ihn auch seine amtlichen Pflichten in Anspruch nahmen, so hörte er doch nie auf, ein guter Sohn seiner Eltern, ein treuer Bruder seinen Geschwistern, ein väterlicher Freund und Berather seiner jüngern Verwandten zu sein. „Ich möchte," schrieb er vor seinem Jubiläum, „an diesem Tag lieber still für mich darüber nachdenken, was mir Gott all' die Jahre hindurch gegeben und genommen hat," denn mit trauernder Liebe hing unser Freund zeitlebens an seinen verhältnißmäßig früh dahin geschiedenen Eltern und andern ebenso früh verstorbenen nahen Verwandten. Das wußten aber auch die lebenden Angehörigen; wem vergönnt war, als lieber Gast eintreten zu dürfen in das traute Pfarrhaus zu Rheinfelden und in den blumigen Pfarrgarten, der mußte es sofort empfinden, wie hier sinnige Liebe, gegenseitiges Verstehen, aufmerksame Fürsorge, schonende Rücksicht walteten, ohne daß man es einander sagte.

Und wie Viele hatten das Glück, gastliche Aufnahme in diesem Hause zu finden! Der Kreis von Bekannten und Freunden im In- und Auslande war ja ein ungemein großer.

Ach, an diesem Garten hing er mit ausnehmender Liebe. Johannes Scherr fand es unbegreiflich, daß es Frauen geben könne, welche keine Neigung für die Blumen, diese „zarten Kinder der Erde" hegen können, und in der That, giebt es wenige Frauen, denen die Pflege der Blumen fremd ist. Seltener jedoch findet man sie bei den Männern und es giebt wohl Wenige, welche wie der Verstorbene mit solcher Liebe an den Blumen hängen und ihnen eine solch' sorgfältige Pflege angedeihen lassen, wie Schröter das that. Der letzte Blick, den der Verstorbene noch nach Außen

warf, galt seinem lieben Garten, dessen Rosenpracht er im verflossenen Sommer leider nie sehen konnte und dessen letzte Rosen nach seinem Tode noch neben dem Arbeitstische standen.

Mit treuer Liebe hing der Verstorbene stets an seiner Familie; nach dem Tode der Eltern betrachtete er sich als Vater der Seinen und wie früher im elterlichen Hause bei Anlaß der verschiedenen Feste sich alle Familienglieder zu gemeinsamer Freude zusammen fanden, so mußte es nun auch seit mehr als zwanzig Jahren bei ihm im Pfarrhause geschehen. Und wie in der Vorahnung seines baldigen Scheidens aus dieser Welt rief er an seinem 60. Geburts- und Namenstage noch alle Angehörigen zu sich, um, wie er sich äußerte, noch einmal recht gemüthlich im Familienkreise den Tag zu verleben, da man nicht wisse, was das folgende Jahr bringen könne.

Vor 6 Jahren, am 6. Januar 1881, feierte er unter herzlicher Theilnahme der katholischen und protestantischen Bevölkerung, des Bischofs und seiner Kollegen das 25jährige Jubiläum seiner pfarramtlichen Wirksamkeit. An diesem Tage durfte man mit einem Redner sagen: „Rheinfelden vindizirt sich mit Grund das Recht, eine Burg zu sein für freies Denken und für Wahrheit in kirchlichen und religiösen Dingen. Was die Stadt in dieser Beziehung geworden ist, das hat sie Schröter zu verdanken."

Hier darf ich wohl die Charakteristik Schröter's anschließen, die einer seiner Freunde, ein hervorragender Forscher und Schriftsteller (Dr. Hans Blum, der ihn auch in seinem Roman „Bernhard von Weimar" verewigt hat) in einem Beileidsschreiben ausspricht: „Schröter war in mannigfacher Hinsicht der gute Geist von Rheinfelden — auch ganz abgesehen von seinem geistlichen Amte, das er so trefflich verwaltete. Wie vermochte er die Geselligkeit des fröhlichen Völkchens der Stadt zu veredeln und zu vertiefen! Wie sonnig und freudig glänzten seine Begrüßungsreden über den Festen der Rheinstadt seit einem Menschenalter und länger! Und wie hing er an der tausendjährigen Geschichte seines heimathlichen Gaues! Gelehrtere Forscher mag es vielleicht geben, als ihn, — obwohl auch dieser nur wenige — keinen aber, der mit herzlicherer Treue und freudigerer Andacht als er, den Geschicken seiner Heimath nachging in alten und neuen Zeiten, in guten und bösen Tagen, und nur ganz wenige, die der Quellen Sprache und Naturlaut so verständlich in unsere Sprache und Gefühle zu verwandeln verstanden.

Vielen der Jüngern wird es gehen, wie mir! Ich war von ihm

durch jene Spanne der Jahre geschieden, die den Menschen in verschiedene Sphären des Fühlens und Denkens versetzt. Ich war Jüngling, als er Mann war, und Mann, als er der Grenze der Mannesjahre, dem Alter nach, zueilte. In 99 unter 100 Fällen wird bei solcher Altersverschiedenheit niemals ein trauliches Verhältniß aufkommen. Anders bei ihm. Denn sein Herz blieb ewig jung, er war jung mit den Jungen — und auch ohne sie, für sich allein. So wurde unser Verhältniß mit jedem Jahr inniger, und es war mir schließlich zum Herzensbedürfniß geworden, wie meine alten Berge, Thürme und Wasserstrudel, auch sein liebes Antlitz alljährlich einige Wochen wiederzusehen."

Unser Freund hat vielleicht in den letzten Jahren auf Solche, die ihn nicht näher kannten, in Folge peinigender, gichtischer und rheumatischer Schmerzen bisweilen den Eindruck eines wenig mittheilsamen, ja schroffen Mannes gemacht; wer ihm aber näher stand, der mußte ihn als herzlichen, theilnehmenden Berather und treuen Freund verehren. So schroff er auch manchmal erscheinen mochte, scharf und schneidend sein und verletzen konnte, im Grunde des Herzens war er mild und versöhnlich. Namentlich besaß er neben vielen andern guten Eigenschaften den seltenen Vorzug, der ihm von früher Jugend an eigen war, daß er nie dulden konnte, wenn man über Abwesende, die sich nicht vertheidigen konnten, ungünstig urtheilte, selbst wenn er wußte, daß die Betreffenden seine Gegner waren.

Mochte es ihm auch oft schwer werden, gegenüber den vielen feindlichen Angriffen von rechts und links seinen Gleichmuth zu bewahren und der Leidenschaften Herr zu werden, er wußte sich zu beherrschen, wie er denn auch mit einer seltenen Energie gegen die immer heftiger hereinbrechenden körperlichen Leiden ankämpfte. Wer ihm näher gestanden, mußte sich billig verwundern, wie er im letzten Jahre seiner Wirksamkeit bei seinem gesundheitlichen Zustande das noch leisten konnte, was er geleistet hat.

Aber jeder Kampf wird schließlich zu Ende gekämpft. „Am zweiten Tage nach Weihnachten, den 27. Dezember 1886, in der Zeit, wo überall das Echo der fröhlichen Engelsbotschaft vernommen wurde: „Ich verkündige Euch eine große Freude, die Euch und allem Volke wiederfahren ist", hielt im Pfarrhaus zu Rheinfelden der Todesengel Einkehr, um die Seele unseres Freundes heimzuholen.

„Der Verewigte ist uns Allen viel zu früh entrissen worden. Wir dürfen gar nicht daran denken, was wir an unserm Freunde verloren

haben und wissen gar nicht, wie die Lücke, die er hinterläßt, soll ausgefüllt werden. Insofern stehen wir in rathloser Trauer an seinem Grabe. Allein wir wollen doch mit Dank gegen Gott bekennen, daß sein Loos ein glückliches genannt werden darf. Er hatte ein schönes und reiches Leben hinter sich. Mit hohen Gaben des Geistes und des Gemüthes ausgerüstet, durfte er in einflußreichen Stellungen für Alles wirken, was wir sterbliche Menschen wahr und gut und heilig, unvergänglich und ewig nennen. Gibt es ein beneidenswertheres Loos auf Erden? Er hat nicht ohne Erfolg gearbeitet, sondern die Saat, die er ausstreute, kräftig aufgehen sehen, hat volle innere Befriedigung und die Anerkennung der Dankbarkeit, die Liebe derer erworben, deren Urtheil und Freundschaft ihm werthvoll waren.

„Todt ist nur, wer vergessen ist!"

Ein langjähriger Mitarbeiter im Erziehungswesen, der gewesene Direktionssekretär J. J. Spühler, nunmehriger Herausgeber der „Aarg. Nachrichten", widmet Schröter folgendes Sonett:

Du stiegst hinab in's stille Reich der Schatten,
Wo Glaubensstreit und Kirchensatzung schweigen.
Wohl mag der Freunde Haupt sich trauernd neigen,
Wenn sie den Mann, der nie gewankt, bestatten. —

In roher Lohgluth nicht, auch nicht im matten,
Verblaßten Fahlschein schwanker Irrlichtreigen
Kamst Du, der Welt den Mannesmuth zu zeigen,
Den Kluge bald und leicht entäußert hatten.

Nun senken sie zur dunkeln Gruft Dich nieder —
Die Freunde und die Jünger all' mit Klagen,
Weih'n Thränen Dir und banger Trauer Lieder;

Doch ranken um den Marmor Rosenschosse;
Sie leuchten hell in späten fernsten Tagen:
„Hier ruht ein Mann, ein wackrer Eidgenosse."

* * *

Donnerstags den 30. Dezember, Nachmittags halb 4 Uhr, fand unter Anwesenheit einer sehr großen Theilnehmerzahl die Beerdigung statt. Der christkatholische Klerus des Aargau's und der Nachbarkantone hatte sich zahlreich eingefunden und Freunde des Verstorbenen waren von Zürich Luzern, Solothurn, Bern und Basel herbeigeeilt, um demselben die letzte Ehre zu erweisen.

Die Leiche, in der Kirche aufgebahrt, war von Palmen und Kränzen überdeckt, Kränze bedeckten auch alle Altäre um den Sarg herum. Die Feier begann und schloß mit Orgelspiel und Gesang. An der Bahre des verewigten Freundes und bischöflichen Vikars hielt Hr. Bischof Dr. Eduard Herzog die Leichenrede, der ich bereits einige Stellen entnommen habe.

Von der Kirche hinweg bewegte sich durch das Städtchen ein langer, langer Leichenzug nach dem Friedhofe, auf dem Schröter so manchem lieben Manne und Freunde erhebende Worte des Abschiedes gesprochen. Hier auf dem schneebedeckten Gottesfeld ergriff Angesichts des offenen Grabes Hr. Karl Lochbrunner von Laufenburg das Wort, um Namens der aargauischen Pastoralkonferenz Worte des Dankes auszusprechen für seine ständige und tapfere Unterstützung im Kampfe um Recht und Licht; dann legte er einen Ehrenkranz auf den Sarg des Freundes. Nun kam der protestantische Pfarrer, Hr. Dr. Kalthoff, um dem Verstorbenen zu danken für die stetige Mithülfe, die Schröter, der katholische Priester, der protestantischen Gemeinde Rheinfelden seit Jahren hatte angedeihen lassen. Hr. Rektor Edmund Häge aus Brugg, ein gebornes Rheinfelder Kind, dankte im Namen des Erziehungsrathes und des Staates für die vielen Verdienste des Dahingeschiedenen auf dem Gebiete der Jugenderziehung. Den Schluß der Grabreden machte Hr. Professor Jakob Hunziker aus Aarau, Präsident der aargauischen historischen Gesellschaft, indem er des reichen Schaffens und Waltens Schröter's auf historischem Boden gedachte und ebenfalls einen Kranz auf den Sarg des theuren Todten legte.

Ein Lied des Männerchors der Stadt schloß um 5 Uhr die würdige und erhebende Feier.

Rede des Herrn Pfarrer Karl Lochbrunner.

Geehrte Trauerversammlung! Von zwei Seiten, Namens der aargauischen christkatholischen Synode an Stelle des durch Krankheit verhinderten Präsidenten und Namens der Aargauischen christkatholischen Pastoralkonferenz, ist mir die schmerzliche Pflicht geworden, an dieser Stätte einige Worte zu sprechen.

Als ich vor 20 Jahren nach Rheinfelden kam, um die mir übertragene Stelle eines Bezirkslehrers und Kaplans anzutreten, sagte man mir, ich werde in Herrn Pfarrer Schröter einen gestrengen und launischen Herrn finden; und was habe ich gefunden? Einen treuen, wohlmeinenden

Bayerische Staatsbibliothek München

Freund, und das ist er mir geblieben bis zu seinem Tode. Und nicht mir allein war er das, sondern uns Allen, seinen Mitstreitern für Geistes- und Gewissensfreiheit. Und darum ist unser Schmerz um seinen Verlust so groß und tief. Doch nein, wir haben ihn nicht verloren, er lebt unter uns fort durch das dankbare und liebevolle Andenken, das wir ihm jederzeit bewahren werden; er lebt unter uns fort durch sein Beispiel und seinen Geist, welchem wir — ich glaube es hier im Namen seiner Kollegen geloben zu dürfen — treu bleiben und uns durch Nichts von dem Wege abbringen lassen wollen immerdar, den er uns vorgewandelt ist und den wir als den richtigen erkannt zu haben glauben.

Und so schlafe denn wohl, lieber Freund, in Deiner kühlen Gruft, ruhe aus von Deinen Beschwerden und Mühen des Erdenlebens; der Same alles Guten und Schönen, den Du in so viele Herzen gesäet, möge fröhlich gedeihen und zur lebendigen Frucht heranreifen zum Wohle Deiner hinterlassenen Gemeinde und eines weitern Vaterlandes. Dir aber wolle Gott, der Belohner alles Guten, einstens eine freudige Urständ gewähren! Ich habe gesprochen.

Rede des Herrn Pfarrer Dr. Kalthoff.

Verehrte Trauerversammlung! Gestatten Sie auch mir ein kurzes Wort des Nachrufes an unsern theuern entschlafenen Freund. — Ich spreche zuerst im Namen der hiesigen reformirten Kirchgemeinde. Als Glieder an Einem Leibe, da Christus das Haupt ist, fühlen wir's ja, daß wo Ein Glied leidet, sie alle leiden. Wie sollten wir da nicht mittrauern, wo unsere christkatholische Schwestergemeinde durch den Tod ihres treuen Seelsorgers bis in's innerste Herz getroffen ist! Aber unsere Trauer ist in diesem Falle mehr als der Ausdruck allgemein-christlicher Theilnahme. Wir selbst haben ja auch an dem Verstorbenen einen Freund und wohlwollenden Berather verloren. Die theologische Bildung des Verstorbenen war viel zu reich, als daß er die Grundgedanken des Ewig-Christlichen nicht auch da hätte erkennen sollen, wo sie ihm in einer von der eigenen abweichenden Form der historischen Entwicklung begegneten. Das christliche Herz des Verstorbenen war viel zu weit, als daß er bei aller Treue gegen das Bekenntniß der eigenen Kirche nicht ein liebendes Verständniß für die Leiden und Freuden anderer Konfessionen hätte haben sollen. Was wäre aus unserer kleinen reformirten Diaspora-Gemeinde geworden,

wenn ihr in den ersten Zeiten ihrer Bildung zumal allerlei Schwierigkeiten bereitet worden wären! Wenn diese unsere Gemeinde sich bisher einer normalen Entwicklung erfreut hat, wenn das kleine schwache Reis jetzt fröhlich gewachsen und erstarkt ist: wir verdanken es wahrlich nicht zum Geringsten dem treuen Entschlafenen, der unserer Bevölkerung stets ein kräftiges Vorbild ächt christlicher Weitherzigkeit gewesen ist. So oft ich auch zu dem Verstorbenen gekommen bin, um ihm von den Vorkommnissen in unserem Gemeindeleben zu erzählen, mir bei seiner Erfahrung Rath für schwierigere Fragen der pfarramtlichen Thätigkeit zu erholen: allemal konnte ich sicher sein, ein offenes Herz für meine Anliegen und einen ehrlichen, treuen Berather zu finden, und nicht nur einen Berather, sondern auch einen thätigen, unermüdlichen Helfer. Unvergeßlich sind mir die Stunden, in denen ich mit dem Entschlafenen jedesmal an den Anfängen der Schulsemester über die Vertheilung des Stoffes für den Religionsunterricht, den wir beide gemeinsam an der Bezirksschule ertheilten, verhandelten. Da bin ich nie von ihm gegangen, ohne neue Gesichtspunkte gewonnen zu haben, ohne von Neuem in dem Bewußtsein gestärkt zu sein: ja, es gibt ein Christenthum des Geistes, der That und des Lebens, welches hinüberreicht über die trennenden Schranken, welche die Geschichte aufgerichtet, und in dieses Christenthum unsere Jugend einzuführen, sie für dasselbe zu begeistern und zu erwärmen, das ist und bleibt die wesentliche Aufgabe des religiösen Schulunterrichts, auch die Grundlage, auf der sich dann das Leben der historisch gewordenen kirchlichen Gemeinschaft allein gesund entwickeln kann. Möchte dieser Geist des Verstorbenen stets in unserer Stadt und in unserer Bevölkerung lebendig bleiben! Möchten wir, was die Zukunft auch bringen mag, nie vergessen, daß einmal Pfarrer Dr. Schröter unter uns gelebt und gewirkt hat!

Im Namen der Gemeindeschulpflege, der der Verstorbene lange Jahre hindurch bis an sein Lebensende angehört hat, und deren Präsident er bis zuletzt gewesen ist, möchte ich noch ein Wort des Dankes für alle Hingabe und Aufopferung, mit der der Verstorbene unserm Schulwesen gedient hat, aussprechen. Wir können uns unsere Schulen ohne Schröter's Leitung kaum denken. Wohl nirgends werden wir ihn so entbehren wie in der Schule. Der Schule, der Jugend gehörte der beste Theil seiner Kraft und seiner reichen Begabung. Wer ihn gesehen hat bei unsern Jugendfesten in der ganzen Fröhlichkeit und Liebenswürdigkeit seines Wesens, Ernst und Scherz unter die Kinder austheilend, der hat ihn recht eigentlich in seinem

Element gesehen. Da war das Wesen unseres kinderlosen Kinderfreundes verklärt von einem Hauche Dessen, der gesprochen: Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn Solchen ist das Reich Gottes!

Ja, für Euch, meine lieben Kinder, die Ihr mit uns an diesem Grabe trauert, hat das Herz, das jetzt ruhet von seiner Arbeit, ganz besonders warm geschlagen! Eure Aufgabe wird deßhalb auch ganz besonders sein, dem Verstorbenen seine Liebe zu danken und zu gedenken. Wie Ihr das am schönsten thut, das wißt Ihr! In seinem letzten öffentlich gesprochenen Worte hat er Euch die hohen Ideale vorgehalten, nach denen Ihr streben sollt, um dereinst Eurer Vaterstadt, Eurem Vaterlande Ehre machen zu können, die Ideale, für die Held Winkelried sein Leben gelassen. Laßt aus Euern Reihen nie den Geist der Zucht und des Gehorsams, nie den Geist der Wahrhaftigkeit, der Treue, des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung weichen, dann seid Ihr die lebendigen und schönsten Denksteine, die dem Verstorbenen gesetzt werden können!

Uns Allen aber gebe Gott Kraft, daß wir jeder an seinem Theile in die große Lücke, die der Tod unseres Freundes in dem Leben unserer Stadt gerissen, eintreten mit jenem Geiste selbstloser Hingebung, darin unser Freund uns vorangeleuchtet. Das walte Gott! —

Rede des Herrn Rektor Edmund Häge.

Geehrte in Trauer Versammelte! Wir stehen am Grabe eines Mannes, der unerwartet früh aus seiner thätigen Laufbahn abgerufen wurde, in der er für Kirche und Staat eine lange segensreiche Wirksamkeit entwickelt hat. Namens der hohen Erziehungsdirektion bringen wir dem Dahingeschiedenen den wohlverdienten Dank für die Verdienste, die er in einer langen Reihe von Jahren als Mitglied des aargauischen Erziehungsrathes um den Kanton sowohl als um den Bezirk und die Heimathgemeinde im Erziehungswesen sich erworben hat. Was unseren Heimgegangenen in diese hervorragende Stellung gebracht hat, ist nicht nur seine wissenschaftliche Befähigung, nicht nur seine Arbeitslust, sondern auch die Milde, mit der er in vorkommenden persönlichen Fragen, mit lauterer Gerechtigkeit gepaart, für seine Anschauung eingestanden ist. Die Staatsbehörde anerkennt daher mit Recht und in vollem Maße diese hohen Verdienste. Wohl können wir von dem Geschiedenen sagen: der erst ist der rechte Priester, den nicht nur die Kirche, sondern auch der Staat ehrt.

Und nun, lieber Freund, bist Du ein stiller Mann geworden. Aus Deinem Munde fließen nicht mehr jene erhebenden begeisterten Worte, die Du zu jedem Thun und Nutzen an Jung und Alt gerichtet hast. Still schläfst Du den ewigen Schlaf des Verdienstes. Mögen Deine Lehren segensreich dein Andenken erhalten! Have anima pia!"

Rede des Herrn Professor J. Hunziker.

Verehrte Mittrauernde! Vielfachem Verdienst gebührt vielfacher Dank! Wenn wir den trefflichen Worten, die Sie so eben vernommen, noch ein letztes beizufügen wagen, so geschieht es im Gefühle der unerläßlichen Pflicht, welche die Verdienste des Verewigten als Geschichtsforscher, als Mitbegründer des kantonalen historischen Vereins, als langjähriges Mitglied im Vorstande desselben uns auferlegen. Nicht daß wir Ihnen Neues zu sagen hätten! Denn wer unter seinen Freunden hätte ihn nicht gekannt, den heiligen Eifer, mit dem er diesen Arbeiten oblag, den unermüdlichen Forschungstrieb, der sich selbst nie genug that, die unerschöpfliche Freigebigkeit, welche den reichen Schatz seines Wissens jedem Mitforschenden des In- und des Auslandes neidlos eröffnete? Wer erinnerte sich nicht des trefflichen Redners, des kunstsinnigen Festordners, der Begeisterung und Verständniß für die Vorzeit in weiten Kreisen um sich her verbreitete? Wem wäre nicht die Ueberzeugung geworden, daß seine ebenso fromme wie bescheidene Denkart all' diese Arbeiten im Dienste der Wissenschaft nur als eine weitere Gabe betrachtete, die er zu so viel andern Opfergaben auf den Altar des Vaterlandes niederlegte?

Und nun noch Eines! Göthe sagt irgendwo von sich: „Ich weiß nicht, ob es mir vergönnt sein wird, mein Lebenswerk zu vollenden, aber sollte es auch in der Mitte entzwei gebrochen werden, so wird das Bruchstück noch erkennen lassen, wie kühn der Entwurf gewesen." Dieses Göthe'sche Wort eignet unserm Freund. Schröter hat als Geschichtsforscher Bedeutendes geleistet, er hat noch Größeres geplant. Die reichen Materialien- und Urkundensammlungen, die er hinterlassen, was sind sie anderes als ebenso viele Bausteine, theils sorgfältig bearbeitete, theils noch unbehauene, die er zu seinem Lebenswerk zusammentrug, zur Gesammtgeschichte nämlich seiner Vaterstadt zunächst, dann seiner engern Heimath überhaupt, seines vielgeliebten Frickthals!

Nun ist er hingeschieden und das Lebenswerk steht vor uns als un-

vollendeter Torso, als in der Mitte entzwei gebrochene Ehrensäule auf dem Grabe des Vollendeten. Dieser Ehrensäule, der gebrochenen, weihen wir unsern Kranz, dem Freunde aber, dem entschlafenen, unsern letzten Gruß: macte virtute esto!

Beiträge zur politischen Thätigkeit Heinrich Zschokke's in den Revolutionsjahren 1798—1801.

Von J. Keller, Bezirkslehrer in Olten.

(Schluß.)

IV. Zschokke als Regierungskommissär in Stanz.
14. Mai 1799 — 1. Sept. 1799.

Diejenigen haben Wahrheit gesprochen, welche die Revolutionen nicht ein Werk des Volkes, sondern das Werk weniger Einzelner genannt haben.

Auch die schweizerische Revolution ist nicht aus dem Volk hervorgegangen. Die neue Verfassung war dem Lande auf den Spitzen fränkischer Bajonette aufgenöthigt worden. Sie entsprach nicht den Gewohnheiten und Bedürfnissen des Großtheils der Nation und zeigte zu sehr den gallischen Ursprungsstempel in allen in ihren Theilen: Freiheitsbäume, patriotische Ansprachen, theatralische Scenen in den Rathsälen, Nationalkokarde und Schärpen, Dinge, welche dem nüchternen Sinne der biedern Schweizer von jeher zuwider waren. Die Mehrheit des Volkes verfluchte vielmehr die neue Ordnung der Dinge, weil sie dieselbe als die Ursache des über das Land eingebrochenen Elendes ansah.

Die Einquartirungen, die Requisitionen für die fränkischen Heere und die Räubereien ihrer Kommissäre hatten überall drückende Finanznoth geschaffen: Einzelne Gegenden waren durch die Furie des Krieges schwer verwüstet worden. Dazu kamen noch die Umtriebe und Wühlereien der gegnerischen Partei. Welt- und Klostergeistlichkeit fürchtete den Verlust ihrer Einkünfte und ihres Einflusses. Städte und Zünfte betrauerten den Raub ihrer Rechte und Privilegien. Die verstoßenen Regenten sehnten

sich zurück nach ihren Rathssesseln, auf welchen jetzt nicht wenige Herrscherlinge, emporgetrieben durch die Revolution aus dem Staub in die Höhe, breit sich machten.

Im Lager bei Erzherzog Karl von Oesterreich war der rüstige Steiger, alt Schultheiß von Bern, das Haupt und die Seele der Mißvergnügten, und unermüdlich thätig. In allen Kantonen bildeten sich geheime Komites; das Land wimmelte von Emissären und Aufwieglern. Es bedurfte nur eines leichten Anstoßes, dasselbe in hellen Aufruhr zu versetzen. Er ließ nicht auf sich warten.

Oesterreich hatte furchtbar gerüstet; Rußland ihm gleich gethan. Die Unterdrückung der Schweiz, die Wegnahme Piemonts, die Besetzung Neapels und eigener Schmach viel, sollten an Frankreichs Uebermuth gerächt werden. Der erste Streich sollte zur Wiedereroberung der schweizerischen Bergfeste ausgeholt werden.

Der zweite Koalitionskrieg begann. Die verhaßten Franzosen waren anfänglich überall im Nachtheil; Napoleon durch die Vernichtung seiner Flotte in Egypten zurückgehalten, Jordan aus Deutschland und Scherrer aus Italien hinausgeworfen. Massena und Lecourbe mußten Graubünden wieder freigeben und sich nach Zürich resp. Uri zurückziehen. Die Oesterreicher und Russen näherten sich der Schweiz in starken Kolonnen.

Da brach der längst vorbereitete Aufstand auf der ganzen Linie los, am 26. April in Uri, 27. April im Oberland, 28. April in Schwyz und im Kanton Lugano, am 2. Mai bei Disentis und im Wallis.

Das schweizerische Vollziehungsdirektorium, nachdem es sich von den gesetzgebenden Räthen eine Art Militärdiktatur hatte geben lassen, ernannte für die unsichern Landestheile besondere spezielle Regierungskommissäre mit außerordentlichen Vollmachten. „Sie sollten durch weise und kraftvolle Vorkehrungen der helvetischen Verfassung gehörige Achtung verschaffen, den Muth der Patrioten unterstützen und den Uebelgesinnten jede Hoffnung auf Erfolg benehmen."

Als Regierungskommissär für den Distrikt Stanz wurde Zschokke ernannt, den 14. Mai 1799. Cäsar Laharpe, damals Diktator, rief ihm bei seinem Abschiede zu: „Fort nun mit Poesie und Sentimentalität, hier heißt's Ernst! Handeln Sie mit unerschütterlicher Festigkeit!"

Des folgenden Tages ging Zschokke nach Stanz. Wie fand er das Land verändert! Vor drei Jahren überall freundliche Hütten und stille,

zufriedene Inwohner, jetzt links und rechts am Wege Schutt und Asche, die Bäume verkohlt, die Menschen noch immer in dumpfer Verzweiflung.

Zwar hatte die helvetische Regierung und die kantonalen Behörden die Wiederherstellung des durch den Aufstand im September 1798 verödeten Unterwaldens besonders in's Auge gefaßt. Sie hatte eine Steuer zu Gunsten der Brandbeschädigten ausgeschrieben,[83] welche 89,477 Fr. eintrug; sie bewilligte unentgeltliche Abgabe von Bauholz aus den Nationalwaldungen,[84] sie hatte die Waisen der gefallenen Patrioten in ihre besondere Sorgfalt genommen;[85] sie versorgte 200 Waisen auswärts und circa 80 in ein Frauenkloster zu Stanz und hatte denselben Pestalozzi als Lehrer und Vater gegeben. Mit diesem Waisenhause hatte Rengger eine Arbeitsanstalt verbunden, in welcher die Arbeitslosen und Unterstützungsbedürftigen die Spinnerei erlernen sollten. Truttmann, der einsichtige Regierungs-Statthalter des Kantons Waldstätten, schaffte Material und Werkzeug für die Spinnerei an, richtete Fabriken ein und suchte den Ackerbau durch Einführung von landwirthschaftlichen Geräthen, z. B. des Pflugs, zu fördern.

Es war Alles umsonst. Dem Hirtenstab klebt einmal die Lust am Nichtsthun an. Das Volk, an Viehzucht gewöhnt, hungerte eher, als streng und anhaltend zu arbeiten. Volk und Land setzten mit unbeugsamem Starrsinn den nützlichsten Verordnungen stummen Widerstand entgegen.

Der Groll mehrte sich, als das Direktorium am 2. April in Unterwalden, wie in andern Landestheilen, aus den Mitgliedern der ehemaligen Obrigkeiten Geißeln für die öffentliche Ruhe ausheben und nach Basel und anderwärts bringen ließ; er erreichte seinen Höhepunkt, als nach der Niederwerfung der allgemeinen Bewegung die beiden Unterstatthalter von Stanz und Sarnen, Kaiser und Peter von der Flüe, neue Verhaftungen vornahmen. Wer irgend einer Verschwörung angehört oder mit Waffen erblickt worden war, wurde dingfest gemacht, deportirt oder internirt.

Zschokke sah bald, daß man in erster Linie das arme Land zu versöhnen suchen müsse.

Sein erstes Geschäft war, den Strafvollzug der Gerichte zu ver-

---

[83] Tagblatt der Gesetze und Dekrete I, 435 und Republikaner nach liberalen Grundsätzen pag. 35 und pag. 36.

[84] Tagblatt der Gesetze und Dekrete II, 150, 4. Dez. 1798.

[85] Tagblatt der Gesetze und Dekrete I, 435, 22. Sept. 1798.

schieben und die Akten über die zahlreichen Gefangenen in und außerhalb des Kantons selbst zu studiren.

30 Personen sollten, meist wegen Theilnahme am Aufstand, nach Rapperswyl abgeführt werden, allwo ein Kriegsgericht über Leben und Tod sprach. Zschokke verwendete sich für dieselben eindringlich beim Direktorium; dieses verwandelte auf Zschokke's Antrag die gesetzliche Todesstrafe in Kriegsdienst unter der helvetischen Legion[86] und gestattete den unter ihnen befindlichen Hausvätern die Rückkehr in die Heimath.

In den Gefängnissen des Landes lagen 119 andere Gefangene, welche bewaffnet und unbewaffnet den geheimen Zusammenkünften der Verschwornen beigewohnt hatten. Auch hier bewilligte das Direktorium, daß diese Strafwürdigen mit Geldbußen belegt und dann in Freiheit gesetzt würden.[87]

Ebenso schonend verfuhr Zschokke mit etwa 100 Männern, die zwar im Lande noch frei herumgingen, aber im Anklagezustand sich befanden, oder die in ihren Bezirken auf 2—6 Jahre internirt worden waren. Gegen diese letztere Strafe[88] machte Zschokke beim Direktorium die dringendsten Vorstellungen. „Diese Menschen, überall gefährlich, werden in ihrer Heimath am gefährlichsten und am wenigsten zu beobachten sein. Was der Obergerichtshof als Strafe diktirt, ist ihr Wunsch .... Ich bitte, Bürger Direktoren, die gesetzgebenden Räthe einzuladen, daß niemals Personen, welche wegen ihres Sinnes gegen die neue Verfassung gestraft werden, in ihrem Distrikt verbannt werden können. Ich würde Ihrer Weisheit ein Mißtrauen äußern, wenn ich mich unterstünde, noch Gründe dafür anzugeben." ...[89]

Dann erwirkte Zschokke von der helvetischen Oberbehörde,[90] daß die minderschuldigen Insurgenten nicht mehr den Militärgerichten, sondern den Distriktsgerichten übergeben, und daß die Untersuchungen so rasch wie möglich abgethan werden sollten.

Nach Basel waren 15 angesehene Bürger des Landes als Geißeln gebracht worden; andere nach Luzern, um nach dem Kanton Leman geführt zu werden. Zschokke war Zeuge von dem Elende und der zerrütteten

---

[86] Die meisten Aufrührer hatten den Aufstand als Erwerbsmittel betrachtet.

[87] Brief Zschokke's an das Direktorium, 27. Mai, Helv. Arch. 890.

[88] Siehe hierüber Journal von und für Helvetien, pag. 74.

[89] 21. Mai 1799, Helv. Arch. 890.

[90] Brief an das Direktorium, 3. Juli, Helv. Arch. 890.

Wirthschaft mehrerer Familien solcher Deportirten. Sie wurden einzeln, von Zeit zu Zeit, entlassen; er verwendete sich für dieselben in diversen Eingaben.[91] Zehn Wochen nach dem Eintritt Zschokke's in Stanz befanden sich sämmtliche Geißeln in Freiheit.

Allen Gefangenen und Deportirten wurde von Zschokke, nach vertraulichem, eindringlichem Gespräche mit Jedem, die Freiheit zurückgegeben; sie aber mußten das Versprechen ablegen, gehorsam und friedfertig zu leben. Zschokke selbst berichtet, daß sie alle ihres Gelübdes mit Dankbarkeit eingedenk blieben. Nur gegen diejenigen, deren Lebenswandel überhaupt rügenswerth war, wurde Strenge geübt.

Zschokke sah wohl ein, daß die zwei Kompagnien lemanische Besatzungstruppen zu schwach wären, um im Lande einem neuen Aufstande wirksam entgegen treten zu können. Nur die schärfste Polizei konnte die innere Ordnung sichern. Aber bei den Gebirgen, Wäldern und zerstreuten Häusern war die Beobachtung fremder und einheimischer Aufwiegler und Emissäre fast unmöglich. Am 18. Mai[92] schrieb deshalb Zschokke dem Direktorium: „... Die Menschen hier zu Lande können nur durch Eigennutz an die gute Sache gefesselt werden. Wir leben in solchen Zeiten, daß wir wenigstens für den Augenblick in Wahl der Mittel die Delikatesse nicht übertreiben dürfen, um nicht zu untergehen. ..." Demgemäß verordnete Zschokke, daß jeder Reisende im Lande mit Pässen versehen sein müsse, und daß jeder Bürger das Recht habe, Fremden die Pässe abzuverlangen und falls dieselben fehlten, den Betroffenen zu dem Unterstatthalter zu führen, wofür die Ueberbringer ein Trinkgeld erhielten. Auf ähnliche Weise wurde Jeder belohnt, der einen Ruhestörer, welcher das Volk zur Widersetzlichkeit gegen die Regierung oder zu verbotenen aufrührerischen Zusammenkünften zu verleiten suchte, einbrachte. So wurde der mindere Trieb des Menschen, Geld auf mühlose Art zu verdienen, ein nicht unwesentliches Mittel zur Pacifizirung des Landes.

Als die Oesterreicher von der Ostschweiz her immer mehr gegen die Centralschweiz vorrückten, bereitete sich die helvetische Regierung vor, Luzern zu verlassen.

---

[91] Am 27. Mai (Helv. Arch. 890), den 4. Juni (Helv. Arch. 891), 3. Juli, 11. Juli, 18. Juli (alle Helv. Arch. 891), für den Vikar Flüeler (Helv. Arch. 889) &c.

[92] Helv. Arch. 890.

Zschokke ermahnte sie zwar, „durch allarmirende Gerüchte sich nicht erschrecken und nicht zur Abreise von Luzern bewegen zu lassen. Das letzte würde ohne Zweifel das Signal zum allgemeinen Aufruhr der umliegenden Gemeinden werden, indem man den Sieg der Oesterreicher dann für entschieden hielte. Bis auf den äußersten Augenblick auszuharren, ist Pflicht für's Vaterland" rc.[93]

Indessen hatte Massena der helvetischen Regierung geschrieben, daß er sie nicht mehr in Luzern werde halten können. Daraufhin zog die Regierung mit ihren Büreaux zu Wagen und zu Pferd im langen Zuge nach Bern, den 31. Mai. Zschokke hatte derselben einen Brief nachgeschickt, geschrieben den 1. Juni, Morgens 5 Uhr,[94] in welchem er die mißliche Lage der Franken und die stetigen Fortschritte der Oesterreicher in Uri mittheilte und Vorschläge machte zur militärischen Besetzung des Brünig.

Des folgenden Tages beauftragte das Direktorium Zschokke, „als einem Manne, der mit den erforderlichen Talenten den thätigen Willen verbindet, sich zur Vertheidigung des Vaterlandes und der guten Sache herzugeben"[95], alle jene Maßregeln zu nehmen, welche die Umstände zur Vertheidigung der Distrikte Stanz, Sarnen und des Gebirges wider den Einbruch der Oesterreicher nothwendig machten.

Nach der Niederlage Massena's bei Zürich, 4. Juni, mußten die Franken auch Uri räumen. Erschöpft und ausgehungert, zogen sie 1100 Mann stark[96] nach Unterwalden sich zurück; des folgenden Tages kam Loison, der Befehlshaber dieser Truppen, selbst, und logirte sich in einen Theil der Amtswohnung Zschokke's ein.

Es war keine kleine Aufgabe für Zschokke, für die fränkischen Gäste Wohnung und Nahrung zu beschaffen. Er mußte Bürger Pestalozzi ersuchen, das Waisenhaus einstweilen zu suspendiren, weil es in ein Militärspital umgewandelt wurde. Die Waisenkinder, jedes mit einem Bündel, wurden zu Verwandten oder in ihre Gemeinden zurückgeschickt. Nur 20 Kinder blieben zurück — weil Niemand sie reklamirte.[97]

In Anerkennung der aufopfernden Thätigkeit Zschokke's sprach das

---

[93] Brief Zschokke's an das Direktorium, 28. Mai, Helv. Arch. 890.

[94] Helv. Arch. 890.

[95] Ebenda.

[96] Vide Brief Zschokke's an das Direktorium, 7. Juni, Helv. Arch. 891.

[97] Helv. Arch. 891.

Direktorium demselben schriftlich seinen Dank aus für seine Bemühungen und für seinen thätigen Eifer, „wodurch er auf den Dank des Vaterlandes den gerechtesten Anspruch habe." [98]

Die Zuchtlosigkeit der fränkischen Soldaten gab Zschokke viel Arbeit. Er schreibt über dieselben Folgendes an das Direktorium: [99] „... Als die fränkischen Truppen Uri verließen, stahlen sie Kühe, Käse, Heu, Kleider, Geld ꝛc. Die Schulden, die Loison machte, wurden nicht bezahlt, ja die Gläubiger wurden mit Stockschlägen und Gefängniß bedroht. Als die Kirschen und Kartoffeln reiften, begannen die Räubereien neuerdings. Güte, Ernst, Schmeicheleien und Drohungen müssen abwechselnd und unaufhörlich angewendet werden, um die Diebstähle zu vermindern. ... Gibt es denn kein Gesetz, keine Schranken für fränkische Befehlshaber, wodurch sie gezwungen wären, ihre Bundesgenossen mehr zu respektiren? Muß ihnen denn Alles mehr durch Kunst, Freundschaft und so weiter abgewonnen werden? Wenn es nicht anders sein kann, so will ich freilich fortfahren, meine bittere Rolle, die etwa mit einem Gesandtschaftsposten bei einem Tartarfürsten zu vergleichen ist, fortfahren zu spielen, um das Land so gut wie bisher vor größern Uebeln zu bewahren." ꝛc.

Loison war ein kenntnißreicher, aber durch das Kriegsleben verwilderter Mann. Mit der Zeit befreundete er sich mit Zschokke und mit Businger, dem edlen Pfarrherrn von Stanz. Wenn Businger Klavier spielte und Loison das Waldhorn blies zu dem, was Zschokke gedichtet, auch komponirt hatte, mochte wohl des Generals Gemüth weicher gestimmt und für die Bitten Zschokke's und Businger's, die in Allem sich vorher verständigt, zum Segen des Landes zugänglicher werden. Die Ausschweifungen und andere Uebelthaten der Soldaten hörten in der That bald auf, und Mannszucht herrschte im Lager der Franken.

Auch die lemanischen Besatzungstruppen behandelten anfänglich ihre helvetischen Landleute nicht immer in brüderlicher Weise. Zschokke beklagte sich über dieselben und deren Befehlshaber. Am 1. Juni begehrte er vom Direktorium die Absetzung des Kapitäns Detreytorrens, welcher unfähig, am 8. Juni diejenige des Muret-Grivat, der faul sei. [100] Am

---

[98] 9. Juni, Helv. Arch. 891.

[99] Ebenda.

[100] Helv. Arch. 891.

15. Juni [101] verlangte er die Ersetzung des Kantonsstatthalters von Matt, „der neuerdings geflohen sei, als er gehört habe, daß Zürich gefallen". Ueber den Unterstatthalter Kaiser in Stanz meldet Zschokke, daß derselbe, „weil verheirathet, nicht fliehen möchte, und deshalb, um bei den Altgesinnten gute Stimmung zu machen, öffentlich gegen die Mängel der Regierung rede; statt dieselben zu verschleiern, und das Volk bei etwaigen Exzessen der fränkischen Soldaten zu beruhigen, predige er gegen die Ausgelassenheiten auf offenem Marktplatze. . . . Der gleiche Kaiser habe eine lange Proskriptionsliste aufgestellt und dieselbe dem General Rubi übergeben, lasse die Gefangeuen wochenlang von Kerker zu Kerker schleppen, ohne sie richten zu lassen." 2c. 2c. [102]

Nicht uninteressant mag es sein, hier aus Briefen Zschokke's an das Direktorium zu vernehmen, in welchem Ansehen dasselbe damals beim Schweizervolk stund. Mit größtem Freimuth schreibt nämlich Zschokke den 15. Juni: [103] . . . . „Bürger Direktoren, mein Brief würde zur Iliade werden, wenn ich alle meine Erfahrungen und Wünsche hier anfügen wollte. Doch Pflicht ist es, Ihnen wenigstens zu sagen, daß man überall in der Schweiz, in allen Klassen des Volkes, bei allen Patrioten, wenig Hochachtung für die obersten Gewalten von Helvetien hat. Man hält sie des bösesten Schicksals würdig wegen der Unstätigkeit ihrer Grundsätze, der Wandelbarkeit ihrer Pläne, der Zaghaftigkeit vieler einzelner Glieder des gesetzgebenden Korps und Desorganisation der ganzen Staatsmaschine 2c." Den 18. Juni [104]: „. . . . Bürger Direktoren, erlauben Sie, daß ich Ihnen mit republikanischer Freimüthigkeit sage, daß ich, je länger ich den öffentlichen Gang der Dinge in Helvetien beobachte, es mir immer wahrscheinlicher wird, daß entweder Männer mit bösem Willen oder mit subalternen Fähigkeiten in den verschiedenen Departementen der Staatsverwaltung wirken — eins ist so übel als das andere 2c." —

In einem Momente der Kopflosigkeit hatte das Direktorium, um die aufgeregten Gemüther zu beschwichtigen, alle in der Festung von Aarburg

---

[101] Helv. Arch. 891.

[102] Briefe Zschokke's an das Direktorium, 28. Juni und 3. Juli, beide Helv. Arch. 891; ferner Schweizer Republikaner III, 30.

[103] Helv. Arch. 891.

[104] Ebenda.

Inhaftirten auf ein Mal freigegeben. Leider hatte sie keiner Behörde irgend welche Mittheilung von dieser Entlassung gemacht.

Von diesen Inhaftirten waren allein aus den kleinen Kantonen 225. Dieselben, meistens ohne Eigenthum, überschwemmten plötzlich den Kanton. Als Zschokke sich am 26. Juni über die unangenehmen Folgen dieser Freilassung beschwerte, schrieb ihm das Direktorium, 28. Juni: „Die nach dem Kanton Waldstätten ausgesandten Kommissäre rafften eine so große Anzahl Gefangener zusammen, ohne allen Unterschied zwischen mehr oder weniger Schuldigen, welche insgesammt in sehr scheußliche Gefängnisse eingekerkert wurden, daß das Direktorium sich verbunden glaubte, die Stimme der Menschlichkeit zu hören, um so mehr, da die Papiere über die ersten Verhöre derselben verloren gegangen." (Helv. Arch. 892.)

Zschokke, nicht ohne Mühe, erhielt vom Regierungskommissär Billeter in Aarburg[105] ein Verzeichniß der Losgelassenen, damit er ihre Bewegungen beobachten konnte. Durch verschiedene Maßregeln machte Zschokke diese Menschen unschädlich ohne zu neuen Einkerkerungen Zuflucht zu nehmen.

Als Mitte August die Militärbewegungen wieder anhuben, erließ Zschokke eine warme Proklamation an die Bürger des Kantons, besonders in den Distrikten Stanz und Sarnen, „bei allen Kriegsvorfällen sich ruhig in der Heimath zu verhalten.[106]

Um diese Zeit nämlich waren die Franzosen zur Offensive übergegangen. Am 14. verjagten sie die Oesterreicher aus Schwyz und Einsiedeln, vom 15. bis zum 17. aus Uri und besetzten den St. Gotthard.[107]

Loison hatte den 13. August ebenfalls sich aufgemacht, über Meiringen durch das Gadmen- und Maienthal in Uri einzufallen.

Zschokke begleitete ihn über den Brünig, um den Transport der Lebensmittel, der Munition und des Geschützes, welcher auf den Achseln starker gewandter Männer zu geschehen hatte, von Dorf zu Dorf zu besorgen und zu beschleunigen.

Mit Freuden gab das Volk diesem mühsamen Dienst sich hin, war es doch, so hoffte Jeder, die letzte Anstrengung am Ziele langer Leiden.

---

[105] Helv. Arch. 891.

[106] Schweiz. Republ. III, 22.

[107] Bericht hierüber, erstattet von Lecourbe zu Handen des helvetischen Direktoriums, Schweiz. Republ. III, 105.

In später Nacht und durchnäßt, langte der Heereszug bei den ersten Hütten des Gadmenthales an. Des andern Tages brach er weiter vor über das Gebirge nach Mayen, alle Schwierigkeiten überwindend, die lemanischen Scharfschützen voran. [108] Im Urnerland vereinigte sich Loison mit Lecourbe, der von Schwyz her gezogen kam. So ward das Ländchen Unterwalden von den fränkischen Truppen befreit.

Kaum nach Stanz zurückgekehrt, verlangte Zschokke, den 16. August, von der helvetischen Regierung die Kompetenz, „ohne Kosten für den Staat, ohne Anstoß des argwöhnischen Landmannes, eine Landmiliz von 50 Mann für jeden Distrikt zu errichten, welche zur Beschützung der innern Ruhe und Beförderung guter Polizei dienen sollte; dieser Plan sei so einfach und scheinlos, als er in der Ausführung wirksam sein werde." [109]

Die helvetische Oberbehörde bewilligte das Gesuch; Zschokke hob nun aus jeder Ortschaft 15—20 Mann aus. Täglich waren, in jeder Gemeinde, 4 Mann in Dienst, durch welche amtliche Befehle und Berichte befördert, auch Deserteure und Landstreicher von Posten zu Posten eskortirt wurden ꝛc. Der traurige Anblick, welchen die durch Unterwalden geführten kaiserlichen Kriegsgefangenen gewährt hatten, meist Ungarn, zerlumpt, schmierig und bettelhaft, hatte dem Volke mehr, als das wiederkehrende Schlachtenglück der Franzosen, die Lust genommen, mit Oesterreich zu halten. Ueberdies schmeichelte man sich im Stillen, daß man fremde Besatzung entbehren könne und Jeder war bestrebt, daß dem so bleibe.

Ende September überschwemmte Suwarow's Macht das Uriland und Loison wurde in das Mayenthal zurückgedrängt. Da bezog die Landmiliz vereint mit fränkischen Soldaten ihre Grenzposten und verhüteten dadurch die gewöhnlichen Ausschweifungen und Ungezogenheiten des Militärs. Hierüber schreibt Zschokke an das Vollziehungsdirektorium, 4. Okt. [110] „. . . Ich muß noch eine Ehrenmeldung von dem vortrefflichen Betragen aller Bürger des Distrikts Stanz machen. Als von Uri neulich die fränkischen Truppen nach Unterwalden zurückgedrängt wurden, haben alle Gemeinden die Franken so liebreich empfangen, so ungezwungen und thätig unterstützt, daß die Franken gerührt waren und General Loison öffentlich

---

[108] Neues helvetisches Tagblatt 197.
[109] Helv. Arch. 891.
[110] Helv. Tagblatt II, 96.

in der Munizipalität von Stanz dafür dankte. Die Landwacht, weit entfernt, von den Franken entlassen zu werden, thut gerade jetzt die wesentlichsten Dienste" 2c.

So war der Geist des Volkes seit einem Jahre verändert, daß dieselben Menschen, welche noch vor 12 Monaten gegen die Franken mit unerhörter Wuth gefochten, jetzt an deren Seite ohne Zwang dienten, inzwischen die Russen siegreich an ihren Grenzen standen und täglichen Einfall drohten. Zschokke's Grundsatz, — im Gegensatz zu den Intentionen des Vollziehungsdirektoriums, welches durch ein summarisches Verfahren das Land zur Ruhe wollte gebracht haben —, das Volk als ein verführtes zu behandeln und dasselbe durch Milde, Wohlwollen und Ueberredung zur gesetzmäßigen Ordnung zurückzuführen und mit den neuen Verhältnissen zu befreunden, hatte glänzend sich bewährt; und dafür wird der Kanton Unterwalden dem damals allmächtigen Prokonsul ewig dankbar sein müssen.

V. Zschokke als Regierungskommissär des Kantons Waldstätten.

1. September 1799 bis Ende Februar 1800.

Mehr als Unterwalden hatte Schwyz von den Stürmen der Zeit zu leiden. Noch immer stolz auf frühere Siege und angesonnt vom Thatenglanz der Alten, glaubten die Hirten ihre Engpässe und ihre Tapferkeit unüberwindlich; sie widersetzten sich mit bewaffneter Hand der Auflösung ihrer uralten Landeseinrichtungen und der Einführung des Einheitsstaates. Ein windiger und häufig betrunkener Pfaff, Marianus Herzog von Einsiedeln, hatte das Volk, das leichtgläubig wie in allen Demokratien, berückt und irregeleitet.

An der Schindellegi, bei Rothenthurm und bei Morgarten ward 1798, am 2. und 3. Mai gefochten, siegreich aber vergeblich. Die Schwyzer wurden schließlich gezwungen, die helvetische Verfassung anzunehmen.

Seither waltete zwar Ruhe im Lande; aber die Ruhe war vergleichbar der unter der Asche glimmenden Kohle. Am 28. April 1799 brach auch in Schwyz der überall verbreitete Aufstand aus. Die französische Besatzung wurde überfallen und verjagt und ihrer viele meuchelmörderisch ermordet.

Schon am 2. Mai rückte General Soult heran, den Ueberfall seiner Landsleute zu rächen. Das Land Schwyz wurde zurückerobert, während

die Russen und Oesterreicher unthätig bei Zürich lagerten. Mit zügelloser Willkür hausten die Franzosen und schwer mußte das übelgeführte Volk seine That büßen. Am 8. Mai zog Soult weiter, Uri zu bezwingen.

Als Massena bei Zürich den 4. und 5. Juni geschlagen wurde und sich auf den Albis zurückziehen mußte, drangen die Oesterreicher wieder in den Kanton ein und rächten sich ihrerseits an den patriotisch gesinnten Gemeinden und Personen.

Den 14. August 1799 wurde Schwyz und Einsiedeln von den Franken zurückerobert. Neuerdings begannen die Plünderungen und Verfolgungen, diesmal gegenüber denjenigen, welche in irgend einer Weise den Zorn der Franken auf sich geladen hatten, sei es, daß sie mit den Oesterreichern freundlich gethan hatten, oder daß sie in ihren Gesinnungen nicht genügend patriotisch befunden worden waren. Darob entleerten sich die Dörfer; die halbe Bevölkerung floh in das Gebirge und in die Wälder; auf allen Straßen lungerte Kriegsvolk und allerlei Gesindel.

Das helvetische Direktorium hatte noch nichts gethan, um diesen Greueln Einhalt zu gebieten und dem wiedereroberten Kanton gesetzliche Ordnung zu geben.

Da Unterwalden hinreichend pazifizirt schien, begab sich Zschokke aus eigener Initiative am 27. August von Stanz nach Schwyz. Er hatte dem Direktorium in Bern brieflich von seinem Vorhaben Mittheilung gemacht: „Ich glaube damit nicht zu fehlen, sondern dem Vaterlande wie Ihnen eine Pflicht zu erfüllen."

In Schwyz angekommen, stellte er sich dem General Molitor in seiner Amtstracht vor: halb militärische Kleidung mit der dreifarbigen [111] seidenen Schärpe um den Leib. Molitor freute sich aufrichtig der endlichen Ankunft eines helvetischen Beamten, die ihm die Aussicht bot, daß dem Elend der Bevölkerung gesteuert werden würde.

Zschokke nahm seine Amtswohnung im Hause des ihm von früher her wohl befreundeten Alois Reding von Schwyz. Der „Bauerngeneral", wie ihn die Franken nannten, hatte mit seiner Familie fliehen müssen. Zschokke ließ sich eine Ehrenwache vor das Haus geben und sicherte dasselbe auf diese Weise vor Frevel und Einäscherung, wozu es nach Abzug der Franzosen bestimmt war.

---

[111] roth, grün, gelb.

Sodann durchreiste Zschokke das Land, ersetzte die geflohenen Beamten durch neue, verkündete im Namen der Regierung, obschon er damals deren Absichten noch nicht kannte, allgemeine Amnestie und Sicherheit und erwirkte auch von Molitor Einführung strengerer Mannszucht.

Das helvetische Direktorium genehmigte nachträglich die von Zschokke gethanen Schritte und ernannte ihn zum vollmächtigen Regierungskommissär des Kantons Waldstätten, den 1. September 1799.

Des folgenden Tages lud auch das Direktorium in einer „Proklamation an die flüchtigen Einwohner des Kantons Waldstätten" [112] die aus Uri, Schwyz und Einsiedeln Geflüchteten zur Rückkehr ein. Die Leute kamen allmälig aus ihren Verstecken hervor; auch Reding, dem Zschokke einen Sicherheits- und Geleitsschein ausgestellt hatte, kehrte in sein Land zurück. Um ihn vor der Franken Zorn zu sichern, machte ihn Zschokke zum Präsidenten des Schwyzer Erziehungsrathes.

Nachdem äußerlich die bürgerliche Ordnung hergestellt war, bemühte sich Zschokke, den Leuten Arbeit und Verdienst zu verschaffen. Geldgewinn ist der kräftigste Hebel zur Beruhigung der Völker.

Schon am Tage nach der Ankunft Zschokke's in Schwyz hatte der Unterstatthalter des Distrikts Einsiedeln ihm melden lassen, daß in dortiger Wallfahrtskirche der Altar und die Meinradkapelle von den Franzosen zerschlagen und das wunderthätige Madonnabild fortgeschleppt worden sei. [113] Zschokke verfügte sich dorthin. Es ergriff ihn ein wehmüthiges Gefühl, als er den verwüsteten Tempel betrat, nicht blos über den Vandalismus der fränkischen Soldaten, sondern eben so sehr über den Fanatismus, der den Regierenden noch übler ansteht als dem Haufen eines rohen Pöbels.

Er ordnete die Säuberung des Tempels an und befahl an die Stätte der verschwundenen Kapelle einstweilen einen Altar zu errichten. Dann ließ er aus einem geheimen Kasten der Sakristei eines der wunderthätigen Madonnabilder herholen, die dort in Reserve gehalten wurden, und zur Verehrung auf dem neu errichteten Altare aufstellen, damit die Wallfahrten ihren Fortgang nehmen könnten; (11. Sept. 1799). Zschokke erfuhr darüber nachher von Seiten des Direktoriums ernste Mißbilligung, aber er hatte mit der Wiederherstellung des Altars die Gemüther beruhigt und dem

[112] Neues helvetisches Tagblatt 397.
[113] Helv. Arch. 830.

Volke Zutrauen zu den neuen Behörden eingeflößt — und das genügte ihm. Bald begannen auch die Wallfahrten auf's Neue: Tausende fanden hier wieder ihren Trost und einer ganzen Landesgegend ward ihre Verdienstquelle zurückgegeben.

In anderer Weise noch suchte Zschokke dem armen Lande Verdienst zu geben. Er gab Anleitung und versprach staatliche Unterstützung zur Errichtung von Wollfabriken, zur Ausbeutung des Torfes im Thale von Einsiedeln und der Steinkohlenlager auf dem Roßberg.

Allein all' diese Mühe war fast umsonst. In diesen traurigen Zeiten fand man nicht einmal Arbeiter, da Männer und Jünglinge schaarenweise zu Requisitionsdiensten für die Heere gepreßt wurden.

Große Sorgfalt verwendete Zschokke auf die Schule, die bislang unglaublich verwahrlost und in den Kriegsläuften ganz eingegangen war. Er verordnete die Wiedereröffnung sämmtlicher Schulen auf den 1. November, womit er eine kirchliche Feier verband.[114] Den Schullehrern gab er eine von ihm selbst verfaßte Schulordnung[115] an die Hand, deren voller Titel also lautete: „Kurze, doch deutliche Anweisung für die Schullehrer auf dem Lande, wie sie ihre Jugend wohl unterrichten und die Anfangsschulen so einrichten können, daß dieselben zur Ehre Gottes, zum Nutzen des Vaterlandes und zur zeitlichen und ewigen Wohlfahrt der Kinder gereichen mögen. Zu Lieb und Nutz der Jugend und der Schulmeister, herausgegeben von H. Zschokke, dermaligen helvetischen Regierungskommissär." Diese sehr lesenswerthe Schrift spricht im ersten Theile von den Eigenschaften eines guten Lehrers, im zweiten Theil von der Schulordnung, dem Verhalten der Kinder in der Schule und auf der Straße, von den Schulgebeten; im dritten Theil von der Belohnung und Strafe (gute Kinder ganz armer Eltern sollten mit Kartoffeln, Geld und Hausgeräthen belohnt werden). Der vierte Theil enthält eine Bitte an die wohlhabenden Leute und Kinderfreunde zur Unterstützung armer Kinder; der fünfte Theil bildet das Schlußwort.

Im gleichen Briefe verlangte er vom Direktorium, zur Aufmunterung guter Schüler und zur Austheilung in den Schulen des Kantons Waldstätten, tausend Stück des Kalenders, verfaßt von den Herren Pfarrer

---

[114] Helv. Arch. 1497.

[115] Brief Zschokke's an das Direktorium, 24. Oktober, Helv. Arch. 577.

Fischer in Tegerfelden und Haßler, Staatsanwalt und Erziehungsrath im Aargau, sowie tausend Exemplare des Becker'schen Noth- und Hülfsbüchleins.

Wackere Männer in sämmtlichen Bezirken unterstützten das Gedeihen der Schule; nur die Geistlichkeit blieb lau und flau. Zschokke war eben ein reformirter Ketzer; deshalb von vornherein ein Gegenstand ihres Argwohns. Auf ihr Treiben hin wurden bald die ausgetheilten Hülfsbüchlein von Pater Becker wieder eingezogen, weil sie ketzerische Lehren enthalten sollten.

Zschokke sah sich in der Folge sogar veranlaßt, vom Direktorium die Aufhebung der beiden bischöflichen Kommissariate von Schwyz und Uri zu begehren, „da erwiesen sei, daß eben durch diese Verschiedenheit der Kommissariate theils der Kantonsgeist sehr begünstigt werde, theils das Unglück von Unterwalden nicht wenig gefördert worden sei." [116] Mittlerweile hatte er selbst den bischöflichen Kommissär von Uri in Altorf, wegen seiner politischen Gesinnung, ebenso den von Schwyz, Pfarrer Reding, weil er beim letzten Einzug der Franken geflohen war, in ihren Aemtern suspendirt — bis der Bischof von Konstanz entschieden habe. Sodann beauftragte er den bischöflichen Kommissarius von Luzern, Thaddäus Müller, in der Zwischenzeit die Kommissariatsgeschäfte in denjenigen Gemeinden, die sich an ihn wenden würden, zu übernehmen. Die Verfügungen Zschokke's wurden vom Bischof genehmigt und Müller die diesbezügliche bischöfliche Vollmacht ertheilt.

Gleichzeitig mußte Zschokke, wie in Schwyz, so auch im Kanton Uri auf Wiederherstellung der Ordnung bedacht sein. Dort standen wo möglich die Dinge noch schlimmer.

Im Sommer 1798 hatten sich die Franzosen in Uri festgesetzt und beobachteten die Vorgänge in Bünden. Am 5. April 1799 verbrannte der Pöbel den eigenen Hauptort Altorf und ließ sich tief beschämen durch die Franken, die in dieser Stunde der Noth beim Retten und Löschen thätig eingriffen, während er selbst müßig dem Brande zusah.

Am 26. April brach der bekannte Aufstand in Uri aus. Die Franzosen wurden bei Flüelen eingeschlossen, viele überfallen und niedergemetzelt.

Am 8. Mai eilte Soult herbei, nachdem er den Aufstand in Schwyz gedämpft hatte. Er schlug erst die Rebellen bei Wasen am 9. und trieb dann am 12. die letzten Urner, die sich oberhalb Hospenthal hinter Seiden-

---

[116] Brief Zschokke's an das Direktorium, 8. November, Helv. Arch. 563.

und Baumwollenballen und andern Kaufmannsgütern verschanzt hatten, in blutigem Kampfe auseinander. Dann zog er hinüber in das Livinenthal und vereinigte sich mit Lecourbe und Loison, die von Süden hervorrückten.

Nachdem aber Massena am 21. Mai die östliche Schweiz hatte räumen müssen, drangen die Oesterreicher von Graubünden her wieder vor. Unter dem Befehl von St. Julien trieben sie am 7. und 8. Juni die Franzosen unter Loison nach Unterwalden zurück und besetzten das Land Uri. Sie nannten sich dessen „Retter; aber ihr Andenken steht in diesem Lande nicht besser, als das der Franzosen".

In der zweiten Woche des Augustmonates ergriffen die Franzosen wieder die Offensive. Von Unterwalden her kam Loison (den 13. August), und von Schwyz her Lecourbe (den 14. August), verjagten die Oesterreicher und besetzten neuerdings das Urner Ländchen. Lecourbe hatte sein Quartier in Altorf aufgeschlagen und hielt daselbst seinen Hof und reiche Tafel. Die Franken verfuhren wie in Feindesland, roh und gewaltthätig. In dem holzarmen Userntḥale rissen sie sogar, um zu kochen und Wachtfeuer zu haben, Ställe und Scheunen nieder.[117]

Bevor Zschokke nach Uri abreiste, hatte er von Schwyz aus den 11. September an Lecourbe geschrieben, demselben den Zustand des armen Landes und die Zuchtlosigkeit der wüsten Soldaten geschildert und dringend bessere Mannszucht verlangt. Dieses Schreiben wurde vom Direktorium, welchem Zschokke eine Abschrift des Briefes zugestellt hatte, in den Tagesblättern zum großen Aerger des französischen Generals veröffentlicht.

Als dann später Zschokke mit Lecourbe persönlich zusammenkam, war der Empfang natürlich sehr kühl. Lecourbe leugnete hartnäckig, lärmte und fluchte. Je mehr er aber wüthete, um so sicherer und ruhiger wurde Zschokke, bis Lecourbe schließlich, besonnener geworden, auf die Vorstellungen Zschokke's einging. Das Resultat war, daß das Stehlen und Plündern verboten und Mannszucht streng gehandhabt wurde.

Zschokke setzte hierauf die verfassungsgemäßen Behörden in den Dörfern wieder ein und regelte ihre Berufspflichten. Die Geflohenen kehrten allmälig zurück und suchten unter Schutt und Trümmern ihr Eigenthum auf.

Da wurde am 25. und 26. September Rimskoi Korsakow durch Massena bei Zürich geschlagen. In der Zeit zweier Tage gingen dadurch

[117] Journal von und für Helvetien Nr. 8.

alle Vortheile, welche die Heere der Verbündeten seit März auf Schweizerboden errungen hatten, verloren. Korsakow mußte, bevor er sich mit dem aus Italien hereilenden Suwarow verbinden konnte, mit den Trümmern seines Heeres über den Rhein retten.

Von Italien her kam Suwarow Ryminski, Fürst Italinski über den Gotthard gezogen, ein sieggewohntes Heer mit sich führend. Am 24. September stand er auf dem Hospiz, am 25. in Andermatt. Die Krieger waren so erschöpft und ausgehungert, daß sie ein ungeheures Stück Seife, welches sich in der Vorrathskammer des einen Wirthshauses (in Andermatt) vorgefunden, verzehrten, und die auf den Böden hängenden getrockneten Thierfelle zerschnitten, kochten und aßen.

Unter beständigen Kämpfen mit den Franzosen unter Lecourbe und Loison und einer fremden Alpennatur, rückte Suwarow das Reußthal hinunter. Im Ursernthal verband er sich mit Rosenberg, der vom Oberalppaß und weiter unten mit Auffenberg, der vom Maderanerthal herunter gekommen. Ueberrascht betrachtete der Urner die langen, rothen und blauen Mäntel der schlitzäugigen Kosaken mit Lanzen, Pelzmützen und windschnellen Rößlein. Schritt für Schritt mußten die Franzosen weichen, die lange nicht an das Dasein einer russischen Armee glaubten konnten — Loison zog sich in's Maienthal, Lecourbe in starke Verschanzungen bei Seedorf zurück.

Am 26. September, Abends 6 Uhr, ritt Suwarow mit seitwärts aufgeschlitzten Hosen und Hemd, in der Hand die berüchtigte Knute, in die Straßen von Altorf ein. Er ließ den Pfarrer und den Präsidenten der Munizipalität rufen und begehrte von ersterem den Segen. Der Held blieb dabei zu Pferd, umarmte den Präsidenten und den Pfarrer, schwang seine Knute, und manifestirte in gebrochenem Deutsch, daß er der wahre Heiland, Erlöser, Befreier und Seligmacher der Schweiz sei. Er verlangte zu dem Ende, daß der Präsident und der Pfarrer das Volk in Masse aufbieten sollten, um Zürich zu befreien. [118]

Suwarow, der von Rekognoszirungen kein Freund war und sich um die Schweizer Geographie wenig bekümmert hatte, fand verwundert bei Flüelen den Weg durch den See und unwegsame Felsgebirge abgesperrt. Aber zurück konnte und wollte er nicht.

---

[118] Brief Zschokke's an den Regierungsstatthalter Rüttimann, 3. Oktober 1799, und Neues helv. Tagblatt II, 56.

Er nahm den Weg über den Kinzigpaß. Der Uebergang kostete ihn so viel als eine verlorne Schlacht. Nach 12 Stunden langte die Vorhut in Muotta an, Suwarow selbst am 28., der Rest der Armee mit dem Troß der Saumthiere am 30. Abends.

Hier aber stieß er auf Franzosen und vernahm den unglücklichen Ausgang der Schlacht bei Zürich. Nach einem blutigen Gefechte mit den Franzosen, welchem Zschokke, in der Nähe der Muottabrücke neben Massena stehend, beiwohnte, zieht sich Suwarow über den Pragel nach Glarus und den Panixerpaß nach Graubünden.

Der Uebergang begann Morgens den 5. Oktober; Abends den 10. Oktober nach fünf qualvollen Tagen langte das Heer, aufgelöst wie ein Bienenschwarm, dezimirt und gänzlich erschöpft, im Vorder-Rheinthal an. Am 12. schon stand Suwarow bei Lindau und Feldkirch, auf dem Rückmarsch nach Rußland. [119]

Wie ein gewaltiger Orkan waren diese Kriegszüge über Uri und Schwyz vorbeigerast und hatten das Land in eine Wüste verwandelt. Alles war geplündert, zerschlagen, verbrannt, geraubt. [120]

Die Noth im ganzen Lande war unsäglich groß und für Zschokke gab es der Arbeit fast mehr, als er zu bewältigen vermochte. Das waren böse Zeiten für den einst so tapfern und wehrfähigen, so gefürchteten Kanton Uri.

Zschokke ließ zunächst Heumagazine für die fränkische Armee anlegen, um den Aelplern das Wenige zu lassen, was ihnen geblieben war. Dann

---

[119] Schweiz. Rep. III, 217 ff. Ausführlicher Bericht des Generals Massena über die Operationen der Donauarmee vom 25. September bis 10. Oktober.

[120] Der „Schweizerbote" Nr. 36 brachte hierüber folgende Abschiedsrede an den General Suwarow: „Im vergangenen Jahre, mög' es Gott gnädig ansehen, da hatten wir in der Schweiz kleine Schüsseln und große Gäste — die Russen. Diese Herzenskinder unserer schweizerischen Herren- und Narrenwelt waren ebenfalls unter den Gästen und fraßen dabei ganz unverschämt. In Ursern und Altorf kennt man diese „Stock"helden. Sie hatten viele Prinzen und große Herren bei sich. Da diese nun aus vornehmer Art gewohnt sind, sich immer von Kammerdienern aus- und anziehen zu lassen, so wollten die russischen Soldaten unsern Bauern eine Ehre anthun und bei ihnen Kammerdienste verrichten. Sie zogen auch viele Bauern wirklich aus, aber nicht wieder an. Sie schlachteten, ohne um Erlaubniß zu bitten, ganze Heerden Kühe und Ochsen, und machten daraus ein Mittagsbrod, und um sich die Finger zu wärmen, brannten sie ganze Ställe ab rc."

veranlaßte er Massena und Hudin, daß sie einen Theil ihrer Kriegsvölker aus diesen Gegenden zurückzogen.

Am 12. Oktober dekretirte das helvetische Direktorium eine außerordentliche Steuer von 1‰ zur Unterstützung der vom Kriege beschädigten Gegenden; sie fiel jedoch sehr geringfügig aus.

Am 24. wurde in Zürich eine Hülfsgesellschaft gebildet und Zschokke erließ in den öffentlichen Blättern einen dringenden „Aufruf zum Erbarmen für die leidende Menschheit im Kanton Waldstätten.“ [121]

Dieser Aufruf fand weite Verbreitung und selbst im Ausland werkthätige Hülfe. In Solothurn gingen je zwei Frauen, eine „Patriotin“ und eine „Cidevante“ von Thür zu Thür um Liebesgaben zu sammeln. [122] Die Schweizerregimenter Jan und Reding in Spanien spendeten 7000 Fr., die Grafschaft Neuenburg über 11,000 Fr. Aus Italien und Deutschland flossen Gaben; im Ganzen 34,211 Fr. an Baarem, ungleich höhern Werthes an Lebensmitteln und Kleidern. [123] Nur in Frankreich, dessen Truppen und dessen Kommissäre all' das Elend gebracht hatten, blieb man gefühllos. Von dort kam kein Sou und französische Blätter begnügten sich, Zschokke's Aufruf als un beau morceau d'une noble et simple éloquence zu preisen.

Das Verzeichniß der empfangenen Gaben, sowie deren Vertheilung an die Gemeinden erschien im Drucke unter dem Titel: „Rechenschaft und Verzeichniß der freiwilligen Beiträge edler Schweizer und Schweizerinnen, zur Unterstützung der leidenden Menschheit im Kanton Waldstätten, erste Rechenschaft, 8. Dezember 1799, die zweite, 22. Januar 1800. [124] Die vierte und letzte (Seite 45—55), welche im Juni 1801 [125] erschien, begleitete Zschokke mit folgenden Schlußworten: „Verbessert Eure Schule und laßt Euch für diese kein Opfer zu schwer sein, denn nur eine weisere Nachkommenschaft kann auch eine glücklichere sein. Traget männlich Eure Leiden, wie Eure Väter sie trugen und seid liebevoll und wohlthätig wie sie waren. Aber haltet einiger und fester aneinander als sie; denn nur bürgerliche Zwietracht führte sie in die Irrgänge der Verzweiflung.“

---

[121] Helv. Tagblatt II, 122.

[122] Neues helv. Tagblatt II, 439.

[123] Neuer schweiz. Republ. Nr. 347.

[124] Helv. Arch. 583.

[125] Der neue schweiz. Republ., 3. Juni 1801.

Wie nach den Schreckenstagen von Nidwalden erboten sich auf die Verwendung Zschokke's und Rengger's eine Menge Familien in allen Theilen der Schweiz, arme Kinder aus den Waldstätten aufzunehmen. Der Kanton Solothurn für sich allein machte das Anerbieten, 1012 der beklagenswerthen Kleinen zu versorgen. Zschokke versandte deren über 1000, alle versehen mit Tauf- und Heimathscheinen, in die Kantone Luzern, Solothurn, Aargau und Bern. An einem einzigen Tage, den 23. November 1799, ließ er 120 solcher Kinder aus den Distrikten Schwyz, Ursern und Einsiedeln mit ihren Führern in Brunnen einschiffen. „Es war ein herzzerreißendes Schauspiel, als sich Vater und Mutter von ihren weinenden Lieblingen trennen und ihr Theuerstes, von übergroßer Noth gedrungen, fernen fremden Händen anvertrauen mußten." [126] Die Kinderschaaren zogen durch die Kantone Aargau nach Basel, Solothurn bis in die Waadt hinein; haufenweise stunden sie still auf den Marktplätzen und Straßen und warteten, bis erbarmende Einwohner da und dort eines an die Hand genommen und nach Hause geführt hatten. Die Uebrigen zogen weiter, bis Alle versorgt waren.

Zwar gab es bald Klagen und viele Wohlthäter wurden mit Undank belohnt. Die meisten Pfleglinge waren an den Bettel gewöhnt, faul, unreinlich, oft diebisch und lügenhaft, des Lesens und Schreibens unkundig: zu große Armuth ist fast immer das Grab für Jugend und Sitte. Manch Kind entlief seinen Pflegeeltern und gesellte sich zu dem Bettelvolke, das aus den Gebirgen niedergestiegen und schaarenweise in den ebenen Gebieten der Schweiz vom Bettel lebte. Zschokke erließ an alle obrigkeitlichen Autoritäten in den Kantonen, den 11. Dezember 1799, eine Mahnung und forderte sie auf, das herumstreifende Gesindel auf der Stelle, wo es gefunden wird, festzuhalten und von Ort zu Ort durch Weibel oder Wachten nach ihrer Heimath zurückführen zu lassen. [127]

Mit der Zeit kehrten Ruhe und Ordnung — Dank der unermüdlichen Thätigkeit Zschokke's — zurück in die durch die Greuel des Krieges zerrütteten Waldkantone. Anfangs des Jahres 1800, den 19. Januar, konnte Zschokke seinem Direktorium Folgendes melden: [128] „Seitdem die Re-

---

[126] Selbstschau.

[127] Neues helv. Tagblatt II, 484.

[128] Neues republ. Blatt 103.

volution begonnen, haben die kleinen Kantone niemals eine größere Ruhe genossen als jetzt. Die wiederhergestellte Sicherheit des Eigenthums und der Person, das strenge Handhaben der Gesetze, das Abschaffen der revolutionären Verfolgungen, entwickelt beim Volke eine Zufriedenheit, welche selbst von der nagenden Armuth nicht ganz zerstört werden kann. Vor allen Dingen freut mich die Reorganisation der Gemeindeschulen, die schon einige Jahre vor der Revolution äußerst vernachlässigt waren. Die Schulen blühen in den meisten Gemeinden von Uri, Schwyz, Nid- und Obwalden. Die Nonnenklöster von Schwyz und Altorf haben Töchterschulen eingerichtet etc."

Dagegen ward für eine Zeit lang das gute Einvernehmen zwischen Zschokke und Truttmann, Regierungsstatthalter für den Kanton Waldstätten gestört, und machte nach und nach einer gewissen Eifersucht von Seiten des Letztern Platz. Er verklagte Zschokke wegen mehrerer willkürlichen Handlungen, vorzüglich wegen eigenmächtiger Befreiung von Gefangenen.

Als der Justizminister hierauf den Auftrag gab, diese Gefangenen auf's Neue vor Gericht zu stellen, nahm Zschokke, der in dieser Verfügung einen Beweis von Mißtrauen erkennen mußte, auf Ende Februar 1800 seine Entlassung und trat aus dem Dienste der helvetischen Republik.

Das Direktorium ernannte zwar Zschokke, den 1. März 1800, zum Regierungskommissär nach dem Kanton Wallis, welches durch den Aufstand des Oberwallis und die Horden des grausamen Generals Xantrailles vielleicht noch härter mitgenommen worden war, als die Urkantone. Zschokke hatte noch speziell den Auftrag, Bonaparte auf seinem Zuge über den großen St. Bernhard zu begleiten.

Zschokke lehnte entschieden ab. Zwei Jahre lang war er in ununterbrochener Aufregung und Thätigkeit gestanden; der Zweck seiner Sendung war erfüllt; er durfte nun wohl sich zurückziehen.

Nachdem er den Abschluß sämmtlicher Geschäfte besorgt hatte, begab er sich zu seinem Freunde Reding nach Schwyz und lebte mit demselben auf der Gebirgshöhe ob Seewen mehrere Wochen in wohlverdienter Ruhe, dichtend und philosophirend, auch wohl in ernsten Gesprächen des Landes Wohl und Zukunft berathend.

VI. Zschokke als Regierungskommissär im Tessin.

26. Mai 1800 — 12. September 1800.

Wie durch ein Wunder war Napoleon aus dem Lande der Pharaonen zurückgekehrt. Sofort begannen die Rüstungen zur Wiedereroberung des verlornen Italiens. Im Mai 1800 zog er über den großen St. Bernhard und beauftragte gleichzeitig den General Moncey mit 20,000 Mann, die von Deutschland herkamen, über den Gotthard zu ziehen, die Oesterreicher im Rücken zu fassen.

Moncey war schon in Bern und traf die Vorbereitungen zu dem Zuge. Er wünschte dringend Zschokke, der die zu durchziehenden Länder am besten kannte, bei sich zu haben und schickte demselben Briefe und Adjutanten nach Schwyz mit der Bitte, sich mit ihm in Luzern zu besprechen.

Zschokke weigerte sich anfänglich, die neue und sehr schwierige Mission anzunehmen; doch konnte er den dringenden Bitten und Zusicherungen Moncey's schließlich nicht widerstehen. Er hoffte, seine Mitbürger schützen zu können vor den Ausschreitungen einer durch die vielen Kriege roh gewordenen Soldateska.

Am Tage vor seiner Abreise zur Armee, den 26. Mai, erhielt er zudem von dem Vollziehungsausschuß die Ernennung zum „Regierungskommissär in den italienischen Kantonen". „Er sollte," so hieß es in dem Begleitschreiben, „Moncey auf seinem Zuge über den Gotthard begleiten, sich mit den Behörden in den Gemeinden, durch welche das Heer seinen Weg nehmen mußte, in Verbindung setzen, drüben in Tessin als helvetischer Kommissär der Anarchie ein Ende machen, und begründete Klagen über Bedrückung anhören, ebenso über den Gang der Dinge während der österreichischen Besetzung und den Aufständen im Februar 1798 und April 1799 umständliche Kenntnisse verschaffen und der Regierung genauen Bericht abgeben."

Am 27. Mai begab sich Zschokke mit zwei Adjutanten zu dem fränkischen Heere. Ueber den Zug schrieb Zschokke den 6. Juni an den Vollziehungsausschuß: [128] „. . . Sie können leicht denken, wie es einer Armee, die konzentrirt durch das Gebirge zieht, ohne Lebensmittel, ohne Sold,

[128] Neuer schweizerischer Republikaner 128.

oft ganze Kompagnien ohne Schuhe, beim Bivouaquiren in einem Lande gefallen muß, welches sie den Oesterreichern abgenommen zu haben glaubten! — Zum Unglück auf dem Gotthard noch tiefer Schnee; man sank über die Knie ein; Lebensmittel lagen in Uri und konnten wegen Mangel an Pferden nicht so schnell nachgebracht werden. Die Soldaten nahmen, was sie fanden ꝛc. . . ."

Zschokke that sein Möglichstes, um die Bevölkerung des Landes vor den Soldaten zu schonen. Beim Marsche durch die Dörfer stellte er längs den Straßen Wachen auf; aber er konnte nicht hindern, daß die Soldaten an den Bergabhängen wild umherstreiften und mehrere Dörfer und die einzelnstehenden Hütten total ausplünderten. Moncey, der im Pfarrhause zu Airolo auf Zschokke wartete und jeden Augenblick gewärtig war, sich mit den Oesterreichern im Tessin schlagen zu müssen, bestürmte Zschokke, Alles aufzuwenden, die Munition und andere Kriegsbedürfnisse, die jenseits des Gotthards lagen, über den Bergpaß schaffen zu lassen.

Aber statt der 1500 Transportpferde, welche die helvetische Regierung für den Zug versprochen hatte, waren nur 212 vorhanden; auch die 50 Bergochsen, welche in den damaligen Zeiten die verschneiten Wege über den Gotthard täglich bergauf, bergab festtreten und gangbar zu machen hatten und deren Eigenthümer besondere Vorrechte genossen, waren schon früher zum größten Theil vom Kriegsvolk geraubt und geschlachtet worden.

Zschokke mußte für den Transport Menschenkräfte in Anspruch nehmen. 6000 Fr. wurden ihm aus der Salzkasse in Luzern zugestellt, welche er an die urnerischen Gemeinden auszahlen ließ, um Leute zu werben. In langen Zügen schleppten sich die Männer, Weiber, Kinder, mehrere Hundert an Zahl, mit Pulver, Blei und Brod beladen, über das Gebirg, dem Heere nach, nicht selten unbarmherzig angetrieben durch französische Offiziere.

Die persönlichen Anstrengungen waren für Zschokke nach seinem eigenen Geständnisse nahezu aufreibend. Bald hatte er beim Vortrab des Heeres zu sein, bald mehrere Stunden Weges zurück bei der Nachhut, da den Soldaten Hülfe zu bringen, dort die Bevölkerung zu schützen vor deren Ausschreitungen. Tage und Nächte verbrachte er unter Hader und Schreien, unter Bitten und Drohungen.

Nach zehn Tagen war der Durchzug vollendet. Am 28. Mai hatte die Vorhut des Heeres das Livinenthal erreicht; am 30. besetzten sie Bellinzona. Am 1. Juni wurden Locarno und Lugano genommen; die Oester-

reicher zogen sich überall zurück. Am 4. Juni ergossen sich die Schwärme fränkischer Krieger in die lombardische Tiefebene, — und am 14. Juni ward die entscheidende Schlacht bei Marengo geschlagen.

Zschokke hatte sich am 28. Mai durch eine Proklamation den italienischen Kantonen angekündigt. Dieselbe athmete Versöhnung, Freundschaft und Friede.[129]

Das tessinische Land befand sich im Zustande wilder Auflösung. Durch Faktionenkämpfe innerlich zerrissen, durch die in buntem Wechsel sich ablösenden Durchzüge fremder Truppen, Franzosen, Oesterreicher, Russen, dann wieder Oesterreicher und neuerdings Franzosen, ausgesogen und verwüstet, einem ungewissen Loose preisgegeben, durch den an seinen Grenzen wieder angefachten Krieg — war es jeder gesetzlichen Ordnung und Zucht entfremdet. Zschokke hatte am 19. August 1800[130] in einem eingehenden, acht Folioseiten umfassenden Berichte an das helvetische Direktorium die tief zerrütteten Verhältnisse geschildert, wie sie nach der Revolution über diese von Natur so reich gesegneten Thalgelände hereingebrochen waren.

Seitdem das Machtwort Napoleons in Ober-Italien die cisalpinische Republik geschaffen hatte,[131] gelangte das Tessin, dies- und jenseits des Monte Cenere, nicht mehr zur Ruhe. Es bildeten sich zwei Parteien, die einander immer heftiger bekämpften. Die eine hielt zum Schweizerhut, die andere zur cisalpinischen Kappe. Als Berthier das Volk anfragen ließ, ob es sich zur cisalpinischen Republik schlagen wolle, stimmte es für Verbleiben bei der Schweiz.

Mit südlicher Heftigkeit schürte nun die cisalpinische Partei, die sich die patriotische nannte, zum Aufstand. Am 14. und 15. Februar 1798, am gleichen Tage, da die Vogteien Lugano, Mendrisio, Locarno und Valmaggia von den zwölf Orten freigesprochen wurden, überfiel patriotisches Gesindel die Orte Lugano und Mendrisio. Es floß Blut und Greuelthaten wurden verübt, aber die Aufwiegler erreichten ihren Zweck nicht.

Am 4. April wurden Bellinzona und die Riviera von der Oberherrschaft von Uri, Schwyz und Nidwalden freigesprochen und am 12. April konstituirte sich die „eine und untheilbare helvetische" Republik. Da wurde das gesammte tessinische Volk neuerdings durch Brune von Mailand aus

---

[129] Neuer schweiz. Republ. 73.

[130] Helv. Arch. 1667.

[131] 9. Juli 1799.

angefragt, ob es cisalpinisch bleiben oder helvetisch werden wolle. „Wir bleiben Schweizer," war die Antwort der Mehrheit des Volkes. Der Anschluß geschah; es wurden die beiden Kantone Lugano und Bellinzona gebildet und Helvetien einverleibt.

Aber eine Reihe unkluger Verfügungen der neuen Regierungen und des helvetischen Direktoriums gaben den Parteien frischen Gährstoff. Als in den deutschen Kantonen der Aufstand ausbrach, kam es auch in den südtessinischen Thälern zu Aufständen, den 26. und 29. April 1799. Unterdessen hatten in Italien die Franken vor den Oesterreichern weichen müssen. Letztere zogen in den Tessin ein und geboten den bewaffneten Parteien Ruhe. Nun aber lösten sich die beiden Kantone auf; sie zerfielen nach und nach in acht selbstherrliche Kantönlein mit eben so vielen „Regenzen", welche das Vermögen ihrer politischen Gegner mit Sequester belegten und überdies unter einander wegen Zöllen und ähnlichen Dingen in endloser Zwietracht haderten.

So war's, als Zschokke kam.

Die Munizipalität von Lugano wies Zschokke eine Wohnung an bei dem Postmeister P. Rossi, der als einer der thätigsten Häuptlinge der österreichischen oder aristokratischen Partei galt. Dadurch und durch vorausgegangene Verleumdungen, welche nur zu schnell ihren Weg in die aufgeregten Gemüther fanden, gelangte Zschokke in den Ruf eines Anhängers der österreichischen Politik — was Zschokke's Thätigkeit und Einfluß nicht wenig schädigte.

Erst später entdeckte Zschokke die Rolle, welche Rossi bisher gespielt hatte und wußte sich seiner Nähe zu entziehen.[132]

Zschokke sah bald, daß bei dem durch Despotie und Klerus heruntergekommenen Volke einstweilen nur durch diktatorische Gewalt beherrscht und regiert werden könne. Wiederholt fordert er dieselbe von den helvetischen Behörden[133] oder seine Entlassung.[134]

---

[132] Brief Zschokke's an den Vollziehungsrath, 19. August 1800, Helv. Arch. 1667.

[133] 17. und 23. Juni 1800.

[134] Am 30. Juni schrieb er dem Vollziehungsrathe (Helv. Arch. 1667): „. . Wenn dem Vaterlande Unglück droht, fühl' ich Pflicht und Nothwendigkeit, auf der Stelle das Einstweilige zu verfügen. Ich kann unmöglich alle zusammen stürzenden Ereignisse der Zukunft vorhersehen und im Bedrängniß des Tages auf Verhaltungs-

Als weder das Eine noch das Andere kam, gab Zschokke sich selbst unbeschränkte Vollmacht und begnügte sich in Zukunft, seiner Oberbehörde von Zeit zu Zeit Bericht zu erstatten.

Zschokke ließ einstweilen die bestehenden Regenzen fortamten, machte sich aber zu ihrem gemeinsamen Mittelpunkte und ernannte zwei Verwaltungskommissionen, welche die Vorarbeiten zur Reorganisation der beiden Kantone Lugano und Bellinzona zu ordnen hatten. Die Verfügung erleichterte den Uebergang vom Chaos zur gesetzlichen Ordnung.

Dann ließ Zschokke die Geflüchteten zur Rückkehr einladen und hob den auf das Vermögen der geächteten Patrioten gelegten Sequester auf. [135]

Nicht wenig Mühe kostete es ferner, die öffentlichen Beamten der helvetischen Republik wieder auf ihre Posten zurückzubringen. Im Kanton Lugano waren nämlich die meisten, im Kanton Bellinzona alle Beamten der Republik ohne Besoldung geblieben, was um so empfindlicher war, da das Hauswesen derselben durch den Krieg überhaupt zerrüttet worden war.

Ebenso galt es, den Klerus, dessen Macht bei dem abergläubischen Volke eine ganz bedeutende war, für die Sache der Ruhe und neuen Ordnung zu gewinnen. Zu diesem Zwecke verfügte Zschokke vorläufig die Entrichtung der Zehnten pro 1800, „für die Jahre 1798 und 99 sollten sie dagegen so lange in den Händen desjenigen bleiben, der sie wirklich inne habe, sei es nun der Grundeigenthümer oder der Zehntbesitzer, bis ein Gesetz über die Zehnten für 1798 und 99 entschieden haben werde". Er schrieb hierüber, von Lauis aus den 23. Juni, dem Vollziehungsausschuß Folgendes: „ . . . Der Zehnten in den welschen Kantonen gereicht besonders zur Unterhaltung der Geistlichen, einiger milden Stiftungen und Partikularen. Da das Liquidationsbüreau mitten in seinen Arbeiten durch das Einrücken fremder Truppen aufgelöst wurde, so hat bis jetzt noch an keine Art der Entschädigung der Zehntbesitzer gedacht werden können. Die provisorischen Regierungen, in dem sie die Zahlungen des Zehnten wieder gestatteten, machten sich dadurch den Klerus und vermittelst desselben das Volk anhängig und ergeben. Viele Partikularen und

befehle von Bern warten, die eine Woche lang unterwegs bleiben können. Es wird Ihnen aber ein Kleines sein, einen tüchtigern Mann auf meinen Platz zu stellen dessen Geisteskraft leichter vermag, Umstände und Zufälle zu meistern ꝛc."

[135] Den 14. Juli 1800.

noch bei weitem mehr die Geistlichkeit, desgleichen Hospitäler sind mit dem Verlust der Zehnten ihres Unterhalts beraubt für ein Jahr. Ihre Lage ist um so härter, je theurer die gegenwärtigen Zeiten sind. Meines Wissens hat die Republik ihnen noch keine anderen Mittel des Unterhalts anweisen können. Gerechtigkeit scheint also: die einstweilige Erlaubniß zu Entrichtung des Zehnten zu gestatten — die Politik aber gebietet dieselbe" 2c. [136]

Der Vollziehungsausschuß fühlte das Gewicht dieser Gründe und suchte die gesetzgebende Behörde für Zschokke's Verfahren zu gewinnen. In der That bevollmächtigte der Große Rath den Vollziehungsausschuß, im Tessin für das laufende Jahr diejenigen Auflagen zu beziehen, welche er am zweckmäßigsten finden werde. Der Ausschuß bestätigte hierauf Zschokke's Anordnungen. Aber in einer geheimen Sitzung des Großen Rathes wurde Zschokke heftig angegriffen wegen „seiner bereits vor diesem Beschlusse erlassenen, auf die Zehnten und Bodenzinse bezüglichen Proklamation". Er ward angeklagt, als hätten die Schmeicheleien des Erzbischofs von Mailand und des Bischofs von Como ihn bewogen, die Gesetze der Republik zu Gunsten der Priester zu opfern. Die Angelegenheit wurde dem Vollziehungsausschuß überwiesen, welcher die Sache klugerweise hinauszog, bis sie im Laufe der Zeit in's Vergessen kam.

Der Klerus, der noch immer für seine Altäre, Prozessionen und Zehnten fürchtete und überhaupt — wie überall — antifränkisch gesinnt war, fuhr fort, auf der Kanzel und im Beichtstuhl für das Glück der Waffen seiner österreichischen Majestät zu wirken, zu einer Zeit, da deren Soldaten schon längst abgezogen waren. Zschokke wandte sich an den Bischof von Como, unter dessen Krummstab die tessinische Geistlichkeit stund, daß er, „statt des Flehens um Waffenglück der Oesterreicher Gebete um allgemeinen Frieden anordne". Nur mit Widerstreben ward Folge geleistet.

Am 11. August 1800 endlich konnte Zschokke die gesammte Obrigkeit des Kantons Bellinzona (Regierungsstatthalter, Verwaltungskammer, Gerichte, Erziehungsräthe, Munizipalitäten 2c.) und am 18. August diejenige des Kantons Lugano einsetzen: Freiheitsbäume, ohne welche es damals nicht ging, wurden mit Pomp aufgepflanzt und patriotische Ansprachen an das versammelte Publikum gerichtet.

Immerhin hielt Zschokke es noch geboten, das Volk im Zaum zu halten. Wir lesen nämlich in einer Proklamation, die er an die Be-

[136] Neuer schweiz. Republikaner 257.

wohner der Kantone Lugano und Bellinzona, den 24. August erließ, daß „ohne besondere schriftliche Erlaubniß des Unterstatthalters künftighin in keiner Gemeinde, unter was immer für einem Vorwande es auch sei, Gemeindeversammlungen gehalten werden dürfen, daß ferner der Unterstatthalter allen von ihm gestatteten Gemeindeversammlungen beiwohnen oder an seiner Stelle einen andern Bürger schriftlich beauftragen müsse" rc. [137]

Nachdem die Mitglieder der provisorischen Regierungen von ihren Stellen entfernt worden waren, ertönten von allen Seiten Racheforderungen gegen dieselben. Viele der Cisalpinischen forderten Entschädigung für Verluste, Andere Genugthuung für ausgestandene Kerkerhaft und Exil, Dritte Strafe gegen die Urheber des Aufruhrs vom April 1799 rc. rc.

Zschokke, wie viele von den gewesenen provisorischen Regierungen auch leidenschaftlich gegen Parteigegner gehandelt hatten; machte bekannt, „daß er den Schleier der Vergessenheit über alles Geschehene werfen werde, und daß die Mitglieder der provisorischen Regierungen während der österreichischen Besetzung und nachher, auf keine Weise anders als für Privatverbrechen verantwortlich gemacht würden". [138]

Zschokke machte zudem allen bereits angehobenen politischen Prozessen mit einem Schlage dadurch ein Ende, daß er die Akten, die zu mächtigen Stößen angewachsen waren, nach Lugano zur Durchsicht kommen ließ, dann

[137] Neuer schweiz. Republ. 484.

[138] Hierüber schrieb Zschokke, den 28. August, Folgendes an Bürger Meier, Justizminister (Helv. Arch. 1667): „... Ich habe das Amnestiegesetz (vom 26. November 1798) noch nicht publizieren lassen; denn statt die Parteien zu versöhnen, würde es nur dem unter der Asche glimmenden Feuer der Faktionen neuen Brennstoff geben, durch den Artikel, der eine Befugniß gibt, Entschädigungen für den in den Verfolgungen erlittenen Verlust zu fordern. Die meisten dieser Entschädigungsforderungen würden von den sogenannten cisalpinischen Patrioten gegen die ehemaligen provisorischen Regierungen gerichtet werden. Sobald diese gestattet wären, bliebe es außer Zweifel, daß auch die Gegenpartei Entschädigung für Alles das heischen würde, was sie und das Land durch die kriegerischen Invasionen der cisalpinischen Patrioten im Anfang der Revolution litten. Beide Parteien wären darum wieder in offener Fehde gegen einander rc. ... Bis jetzt habe ich die beiden Parteien gelähmt und besonders durch Aufstellung des einfachen Grundsatzes: die provisorischen Regierungen waren zu ihrer Zeit independent von der helvetischen Regierung, mithin auch nicht unterworfen den Gesetzen der helvetischen Republik. Eine Regierung kann aber nie über eine andere Regierung, so von ihr unabhängig war, richten über das, was sie während ihrer Unabhängigkeit that."

aber dieselben still und geräuschlos in zwei Kisten über den Gotthard nach Bern sandte, wo sie in einigen Bänden des Helv. Archivs jetzt noch zu finden sind.

Während Zschokke in dieser Weise sein Möglichstes zur Beruhigung der Gemüther und Herstellung gesetzmäßiger Ordnung that und sich weder durch Verleumdungen und Angriffe in öffentlichen Druckschriften noch durch Drohbriefe mit Gift und Dolch einschüchtern ließ, drohte dem Frieden von einer andern Seite neue Gefahr. Die unersättliche Geldgier der französischen Generale, vorab Massena's, gab hiezu Veranlassung.

Massena hatte nach Napoleons Rückkehr nach Paris den Oberbefehl über die italienische Armee übernommen und sein Hauptquartier nach Mailand verlegt. Von hier aus behandelte er die Tessiner in nichtswürdiger Weise. Schon früher hatte Napoleon, als Zschokke vier Tage nach der Schlacht bei Marengo bei ihm in Mailand vorsprach, die Rückgabe der Pferde und Fuhrwerke, die für den Zug über den Gotthard requirirt worden waren, sowohl, als auch die Entrichtung der Geldsummen, welche die französische Armee für Schlachtvieh und andern Lebensbedarf in Uri und Tessin schuldig geworden und deren Bezahlung nach Einzug in die lombardische Hauptstadt versprochen worden war, mit verächtlichem Hohn verweigert. Massena selbst begann seine vexatorischen Maßregeln mit der Beschränkung der Getreide- und Salzeinfuhr nach dem Kanton Tessin.

Der Kanton Tessin war bezüglich dieser Nahrungsmittel von Alters her auf die Lombardei angewiesen; er kam deßhalb bald in große Verlegenheit.

Am 4. Juli begab sich Zschokke zum General Oudinot, Chef des Generalstabes der italienischen Armee, um die Aufhebung oder wenigstens die Beschränkung jener Maßregeln zu erwirken. Er schilderte die traurige Lage des Landes und begehrte Anlegung kleiner Kornmagazine in Faido, Bellenz und Lugano für die französischen Garnisonen, die Bedürfnisse der täglich durchziehenden Soldaten, der Verwundeten und österreichischen Deserteure, die bis anhin auf Unkosten der unglücklichen Gemeinden ernährt werden mußten. Oudinot gab ausweichende Antwort.

Am 16. Juli machte Zschokke die gleiche Vorstellung bei Massena. Dieser versprach, bei Lecco ein Kornmagazin anzulegen. Allein dasselbe gab bald kein Getreide mehr ab. Da sandte Zschokke einen Boten zu Massena. Der Bote kam zurück und meldete unter dem Siegel größter Verschwiegenheit, daß „außergewöhnliche Kornausfuhr gestattet würde, wenn für jeden

Sack ein Neuthaler an das Büreau des Obergenerals (resp. in dessen Schelmentaschen) bezahlt würde."

Zschokke kam in die Lage, fast jede Woche, bald bei der Commissione governata della Cisalpina, bald direkt bei Massena um die Bewilligung zur Ausfuhr einiger hundert Säcke betteln gehen und Ausfuhrscheine lösen zu müssen. Später wurden die Abgaben noch mehr in die Höhe geschraubt, ja, die ohnmächtige helvetische Regierung mußte helvetische Kompagnien nach dem Tessin schicken, welche das Einbringen von Lebensmitteln aus der Lombardei verhüten mußten. Die Hungersnoth erreichte einen solchen Grad, daß man ärmere Leute in den Bergen Wurzeln suchen und krepirtes Vieh nächtlicherweise ausgraben sah, um sich Nahrung zu verschaffen.

Es lag ohne Zweifel die Absicht vor, das Tessinervolk zum Aufruhr zu reizen, um sodann denselben als Vorwand zu benutzen, die Grenzen Cisalpiniens bis an den St. Gotthard auszudehnen. Das empörte Landvolk hatte sich schon da und dort zu Gewaltthätigkeiten hinreißen lassen; nur die muthige Entschlossenheit Zschokke's vermochte die Rache des französischen Generals in Zügel zu legen. Er drohte, „das ganze Volk in Waffen zu rufen und diese Thäler zu einer neuen Vendée werden zu lassen. Verzweiflung verleihe auch schwachen Völkern nicht zu verachtende Stärke." Es wurden auch sofort alle Anordnungen zu einem förmlichen Guerillaskriege getroffen. [139]

Zschokke selbst eilte, um größere Gefahren zu verhüten, nach Bern den 7. September. Am 10. September kam er dort an und suchte die Vermittlung des Vollziehungsrathes nach, ebenso diejenige des dort weilenden französischen Gesandten Reinhard, mit dem er nahe befreundet war; dem Letztern reichte er überdies zu Handen des ersten Konsuls eine Denkschrift ein. [140]

Die verübten Greuel erregten überall tiefe Mißbilligung. General Matthieu Dumas ward nach Mailand gesandt, um die Unfugen und Gewaltthaten daselbst zu unterdrücken. Zschokke sollte ihn über die Alpen begleiten, als er vom helvetischen Vollziehungsrathe zu einer neuen Mission berufen wurde.

[139] Anfang September 1800.

[140] 12. September 1800.

VII. Zschokke als Regierungsstatthalter im Kanton Basel.
12. September 1800 — 11. November 1801.

An demselben Tage, da Zschokke mit General Matthieu Dumas nach Lugano und Mailand verreisen wollte, wurde er zum Regierungsstatthalter des damals noch geeinigten Kantons Basel ernannt.

Der bisherige, Joh. Jak. Schmid, war in den Vollziehungsrath gewählt worden, und Rhyner, Präsident des Distriktsgerichtes Basel, hatte die auf ihn gefallene Nachfolgeschaft den 30. August abgelehnt.

Der Brief des Vollziehungsrathes an Zschokke lautet: „Wenn die Regierung die vaterländische Verpflichtung lebhafter als jemals fühlt, an die Spitze der öffentlichen Angelegenheiten solche Männer zu stellen, die bei den nöthigen Geistes- und Willenskräften ihr besonderes Vertrauen besitzen, so glaubt sie auch mit desto größerm Recht erwarten zu können, daß solche Männer ihrem Rufe zu höhern Aemtern mit der ganzen Hingebung des ächten und entschlossenen Vaterlandsfreundes folgen werden.

„Durch Eure Arbeiten, Bürger, wie durch Eure mit erprobtem Patriotismus geleisteten Dienste habt Ihr Euch zur Klasse jener Männer erhoben und der Regierung das Recht zu diesen Erwartungen gegeben.

„Der Vollziehungsrath hat Euch demnach kraft beiliegenden Beschlusses zum Regierungsstatthalter des Kantons Basel ernannt und er findet dieser Ernennung nichts beizufügen, als die dringende Einladung, diesen Posten, der Eurer Talente und Arbeit so sehr bedarf, ohne Aufschub anzutreten.“ [141]

Zehn Tage später, den 22. September antwortete Zschokke also: „Nicht die stolze Anmaßung, als wär' ich Ihres Vertrauens unter allen Verhältnissen würdig, sondern Pflichtgefühl, Ihre Absichten zu ehren, bewog mich, die Stelle eines Regierungsstatthalters vom Kanton Basel anzunehmen, wiewohl ich lebhaft empfinde, wie viel ein Jeder verlieren muß, der es wagt, der Nachfolger meines Vorgängers zu sein.“ [142]

Die helvetische Tagsatzung hatte für die Regierungsstatthalter folgende

---

[141] Helv. Arch. 507.

[142] Ebenda 507. — Am gleichen Tage kündigte er sich in einer Proklamation dem Volke des Kantons Basel an: „ . . . wenn ich Dir künftig meine Tage, alle meine Sorgen allein widme, so will ich es nicht für eine Last halten, die mir auferlegt wird, sondern für eine Belohnung, daß ich bei Dir lebe ꝛc.“ (Neue schweiz. Rep. 562 und Helv. Arch. 1499)

Bestimmung in die neue Verfassung aufgenommen: „Der Regierungsstatthalter ist mit der eigentlichen Vollziehung und mit der allgemeinen höhern Polizei im Kanton beauftragt; er hat den Zutritt in die Verwaltungsbehörde des Kantons und hat die besondere Pflicht, über die Beobachtung der allgemeinen Gesetze und Verordnungen der Republik zu wachen".[143]

Zschokke wurde in Basel gastlich, aber kalt aufgenommen. Er war seit Jahrhunderten der erste Fremdling, welcher die oberste Landesstelle bekleidete bei einer Bürgerschaft, die von jeher der tüchtigen Männer so viele in eigener Mitte zählte.

Die Mißstimmung unter der ländlichen Bevölkerung des Kantons war hauptsächlich durch einen Beschluß der helvetischen Oberbehörden hervorgerufen worden. Der große Zehnten sollte nämlich für das laufende Jahr wieder eingetrieben werden. Die Aufregung war im Steigen; jeden Augenblick befürchtete man das Beschreiten ungesetzlichen Bodens.

Um den Gemeinden Anlaß zu geben, sich über ihre Beschwerden auszusprechen, veranstaltete Zschokke auf den 27. September zu Gelterkinden eine Versammlung von Abgeordneten (Centralmunizipalität). Er fand die Erhitzung der Gemüther größer, als er erwartet hatte und mußte alle Beredsamkeit aufbieten, um Gewaltthätigkeiten zu verhüten. Er versprach den Abgeordneten, bei der Regierung dahin zu arbeiten, daß die Last des Bodenzinses für dieses Jahr erleichtert und das Gesetz wegen Loskäuflichkeit der Zehnten gemildert werde.

Am 29. September schrieb Zschokke dem Vollziehungsrathe, daß die geschehene Aufforderung zur Entrichtung der Bodenzinse von 1798 und 1799 sowie auch die bekannt gewordenen Verhandlungen des gesetzgebenden Rathes in Betreff der Zehnten und Grundzinse, allgemeine Besorgnisse erregt und zu aufrührerischen Versammlungen Anlaß gegeben, daß sogar zahlreiche Gemeinden sich wechselseitig verbindlich gemacht hätten, es lieber auf das Aeußerste ankommen zu lassen, als in die Wiederherstellung dieser alten Lasten zu willigen."

Hierauf bekam Zschokke den Auftrag, „die gährenden Gemüther zu besänftigen, aber zugleich dem Volke zu erklären, daß man Widersetzlich-

[143] Schweizerische Zeitung Nr. 16, vide ferner Tageblatt der Gesetze und Dekrete III, 125.

keiten mit Gewalt begegnen werde". Zu diesem Zwecke stellte ihm der Vollziehungsrath neben der bereits in Basel liegenden Kompagnie noch zwei weitere Kompagnien Fußvolk und 70 Mann berittene Jäger zur Verfügung.

Die Truppen kamen am 3. Oktober in Sissach und Liestal an. Am 4. geschahen Gewaltthätigkeiten und der Aufstand brach in hellen Flammen aus. Die Sturmglocken tönten landauf, landab. 2000 bewaffnete Bauern zogen gen Liestal, wo Zschokke und Oberst Dolder mit den helvetischen Truppen lagen.

Noch in der Nacht des 4. auf den 5. ließ Zschokke eine Abordnung der Aufrührer vor sich kommen und ermahnte dieselbe, von ihrem gesetzlosen Gebahren abzustehen. Sie versprach Rückzug und entfernte sich.

Aber der genossene Wein gährte bereits in den Köpfen der Menge; die Haufen rückten vorwärts, ohne die Rückkehr der Abordnung abzuwarten.

Da ritt Zschokke in der gleichen Nacht, entschlossen, das Aeußerste zu wagen, um Blutvergießen zu hindern, in Begleitung des Obersten Dolder und vier berittenen Jägern, den erhitzten Bauern entgegen. Bei der Frenkenbrücke stieß er auf deren Vorhut. Es war Mitternacht und mondhell. Anfänglich hörte man Zschokke's Worte mit Ruhe. Indessen wälzten sich immer neue Haufen heran. Unordnung entstand und Flintenschüsse fielen, ob mit oder ohne Absicht, ist nie klar geworden. Zschokke und seine Schutzwacht legten sich nieder auf des Pferdes Rücken und ergriffen die Flucht; aber ebenso erschrocken stob auch der Landsturm auseinander.

Des folgenden Tages sandte Zschokke einen Eilboten nach Bern und begehrte schleunige Hilfe. General Monchoisi kam mit zwei Bataillonen und zwei Schwadronen.

Am 8. Oktober erließ Zschokke „an die übelgeführten Gemeinden des Distrikts Gelterkinden und an die Gemeinden des Distrikts Liestal, so den Aufrührern beigestanden sind," folgende Proklamation: [144] „Der Rebell ist von Gott und Menschen verlassen; aber ich kann Euch noch nicht verlassen. Ich will Euer Unglück vermindern, so lange es in meiner Gewalt steht. Darum höret meinen letzten Rath und führet ihn sogleich aus:

1) Sobald die fränkischen Truppen erscheinen, waget es nicht, den geringsten Widerstand zu leisten ....

---

[144] Neuer schweiz. Republ. 629.

2) Bewachet Eure Anführer, Eure Hauptlärmer, Eure Rathgeber und die in den Ausschüssen sitzen! Denn wenn die Noth angeht, werden sie Euch verlassen und Ihr Unschuldige müßt büßen, was sie verschuldet und angestiftet haben.

3) Jede Gemeinde lege sogleich ihre Waffen zusammen in die Hände der Munizipalität. Die Munizipalität soll mir ohne allen Verzug (bis zum 10. Oktober des Morgens) davon Nachricht geben, schriftlich oder durch Eilboten *c."

Die Proklamation that ihre Wirkung; die Waffen wurden eingeliefert, zuerst im Distrikt Gelterkinden.

Am 9. Oktober kam Monchoisi in Liestal an. Verschiedene Häupter des Aufstandes wurden verhaftet, die Güter der Geflohenen wie des Agenten Aenishäusli und Anderer mit Beschlag belegt. Auf den Antrag Zschokke's erhielten dagegen der Platzkommandant von Basel, ferner Frei, der Distriktsstatthalter von Gelterkinden, und Tenger, Agent in Sissach, ihrer Treue und geleisteten Dienste wegen, vorzügliches Lob.

Zschokke setzte in einer Verordnung vom 13. Oktober [145] den Zahlungstermin der rückständigen Bodenzinse bis zum 5. November fest; nur für die Unbemittelten gewährte er eine Ausnahme. —

Mit der Abtragung der Bodenlasten trat für den ganzen Kanton eine Periode der Ruhe ein. Einmal zwar wäre der Friede der guten Stadt Basel beinahe gestört worden. In der „Darstellung der öffentlichen Stimmung Basels", den 7. März 1801 [146] schreibt nämlich Zschokke an den Polizeiminister unter Anderm Folgendes: „. . . Die Städter verloren ihren Muth noch nicht. Die Aktion schien für sie günstiger als je. Einige Mitglieder der Munizipalität ließen am 18. Hornung in vorhergehender Nacht den sogenannten Lällenkönig (einen am Uhrwerk im Thor der Rheinbrücke gegen Kleinbasel gerichteten hölzernen Kopf, der nach dem Zug des Perpendikels die Augen verdreht und die Zunge ausstreckt und einzieht) wieder aufrichten. Ein Patriot hatte im Anfange der Revolution diesen Holzkopf, von dem man sagte, er spotte die Kleinbasler aus, hinwegnehmen lassen: dadurch bekam der Lällenkönig einen politischen Werth. Seine Erscheinung kurz nach Verminderung der Freiheitsbäume, mitten unter den Gerüchten vom Wieder-

[145] Neuer schweiz. Republ. 658.
[146] Helv. Arch. 1633.

kommen des Alten, am Tage der Friedensverkündung unter dem Donner der Kanonen, erregte Sensation. Das Volk versammelte sich haufenweis, den alten Freund zu begaffen. Man sagte öffentlich, jetzt hat der Patriotenspaß ein Ende, man bedrohte schon alle Gönner der Revolution, man erhitzte sich, ein Maler frischte die verblichenen Farben eines Baselstabes (Wappen der alten Regierung) an der Rheinbrücke wieder auf ꝛc. ꝛc."

Zschokke ließ den Maler einstecken, am folgenden Morgen mußte er, nüchtern geworden, sein Kunststück wieder auswischen. Auch den Lällenkönig ließ Zschokke beseitigen.

Um zu verhüten, daß die nahende Fastnacht nicht zu beleidigenden Scherzen mißbraucht werde, untersagte Zschokke in einem Schreiben an den Rathspräsidenten Buxtorf, alle politischen Anspielungen und ordnete auf diese Tage eine öffentliche Musterung an über die in Basel einquartirten Grenadiere und die baslerischen Chasseurs — um das Volk einigermaßen zu zerstreuen.

Viel Arbeit brachte dem Regierungsstatthalter das Gesindel, das damals, durch die vielen Kriege großgewachsen, in allen Ländern herumstrich, besonders in der Grenzstadt Basel. Am 6. Januar 1801 [147] sah er sich genöthigt, dem Lande und der Stadt eine scharfe Fremdenordnung aufzulegen: „. . . Eure und Eures Eigenthums Sicherheit kann nicht gehandhabt werden, so lange die Polizei nicht weiß, wer sich hier aufhält, besonders da eine Menge herumstreifender Betrüger, liederliches Weibsgesindel, Leute, die an keine Arbeit gewöhnt sind und doch gut leben wollen, bald unter diesem bald unter jenem Vorwand hieher kommen und bleiben. Es hat sich sogar ereignet, daß Verbrecher sich nach Basel flüchteten, um desto unbekannter zu bleiben. . . . . Seitdem im Innern Frankreichs auf alle Gauner, Landstreicher und berufslose Pflastertreter so strenge Jagd gemacht wird, zieht sich das brodlose Gesindel gegen Deutschland. Auch dort werden nun laut allen Zeitungen wegen ihrer Menge förmliche Treiben gegen die Vagabunden veranstaltet. Man kann mit Grund darauf zählen, daß dieselben neuerdings Basel überschwemmen ꝛc. . . ."

Im Februar und März ersuchte er mehrmals die Kantone Solothurn und Aargau, gemeinsam Betteljagden auszuführen; am 10. Juni [148]

---

[147] Helv. Arch. 1633.

[148] Ebenda 1633.

begehrte er dringend von den helvetischen Behörden, daß sie den früher gefaßten Beschluß einer allgemeinen Betteljagd zur Vollziehung bringe und trifft weitgehende Maßregeln, als am 22. Juni eine solche im nahen Breisgau stattfand.

Neben dem Gesindel gab es noch eine Menge reisender Engländer, die als politische Emissäre Unzufriedenheit aussäten, fränkische Emigranten und „ungeschworne" Priester [149], Kollektanten aus der ligurischen Republik, „welche unter falschen Papieren die Gutherzigkeit des Volkes ausbeuteten," [150] welche die Polizeibehörden bedeutend in Anspruch nahmen.

Veranlaßt durch verschiedene Mißbräuche der Presse, hatte der Vollziehungsausschuß am 12. Juni 1800 die Regierungsstatthalter besonders beauftragt, auf alle öffentlichen Blätter, Flugschriften und Libellen ein wachsames Auge zu haben; ferner wurde jeder Schriftsteller, Buchdrucker und Buchhändler aufgefordert, unentgeltlich dem Regierungsstatthalter seines Kantons ein Exemplar derjenigen öffentlichen Blätter, Zeit- und Flugschriften mitzutheilen, welche politische Gegenstände enthalten. [151]

Daß Zschokke eine ungeregelte Preßfreiheit für die damaligen Zeitläufte ebenfalls schädlich hielt, beweist ein Brief desselben [152] an den helvetischen Minister Meier, worin er unter Anderm schreibt: „... Das ist das wahre Mittel, die Gemüther des rohen unwissenden Haufens in Gährung zu setzen. Es wird Ihnen nicht unbekannt sein, wie großen Widerwillen das Finanzsystem allenthalben erregt hat, wie sehr man dafür sorgen muß, daß das Volk von der Güte der Sache belehrt und nicht einseitig aufgewiegelt werde 2c."

Ein Komite der Regenz der baslerischen Universität hatte eine Schrift herausgegeben unter dem Titel: „Urkunden, betreffend die Stiftung und die Freiheiten der Universität zu Basel 1801", ohne Anzeige des Druckortes und des Verfassers. [153]

---

[149] Helvetische Zeitung 6. Mai 1801.

[150] Helv. Arch. 1633, Brief Zschokke's an den helvetischen Polizeiminister Gruber, 7. November 1801.

[151] Tagblatt der Beschlüsse und Proklamationen der vollziehenden Gewalt II, pag. 407.

[152] 26. August, Helv. Arch. 1633.

[153] Ein Exemplar dieser Schrift, latein und deutsch geschrieben, 70 Seiten fassend, mit dem Motto „Omnes omnium charitates patria una complexa est" findet sich im Helv. Arch. 583, pag. 243. Die helvetische Zeitung, 18. März 1801, äußerte sich über dieselbe folgendermaßen: „Die Regenz der hohen Schule von Basel will ihre

In Folge dessen beauftragte der Vollziehungsrath den Regierungsstatthalter Zschokke, „obige Regenz zu einer außerordentlichen Sitzung zusammen zu berufen, derselben das höchste Mißfallen der Regierung zu bezeugen und sie ernstlich an ihre Pflichten zu erinnern.“ [154]

Auch Pfarrer Wick, Diakon zu St. Peter in Basel, wurde von Zschokke streng gemaßregelt und mußte ein Reuebekenntniß unterschreiben, weil er in seiner Predigt vom 26. Herbstmonat 1801 Aeußerungen über

---

Ohrenspitze höher strecken als die Gönner des Lällenkönigs und läßt ein Libell drucken. Wenn eine öffentliche Anstalt für Künste und Wissenschaften so tief wie unsere Universität gesunken, zur Satyre des menschlichen Verstandes geworden und zum Spotte veraltet und erschwächt ist: so muß jeder humane Freund der Wissenschaften ernstlich wünschen, daß dieselbe — ihrer Auflösung nahe — nie wieder zum Gegenstande der öffentlichen Aufmerksamkeit, zumal in unsern Tagen, erhoben werden möge, wo muthwilliger Hohn auch die Blöße des Alterthums nicht schont. Sehr schmerzhaft muß es demnach jedem Schweizer und besonders jedem Bürger von Basel sein, unsere Universität durch ein neues Denkmal ihres Lebens und Daseins aus ihrer wohlthätigen Vergessenheit entrissen zu sehen. — Es erschien nämlich vor einigen Tagen, ohne Anzeige des Druckortes und Verfassers eine Schrift unter dem Titel: Urkunden, betreffend die Stiftung und die Freiheiten der Universität zu Basel 1801, welche, wie man bestimmt weiß, von der Regenz der Universität herstammt, die über ihre Bekanntmachung eine besondere Deliberation gehalten und ungeachtet der Protestation einiger Mitglieder mit überlegener Stimmenmehrheit beschlossen hat, dieser Schrift die ausgebreitetste Publizität zu geben.

„Das Ganze ist nur ein Abdruck von Urkunden, die ehemaligen Rechtsame der Universität betreffend; und ihnen sind einige Bemerkungen beigefügt, welche beweisen, daß die Universität ihre ehemaligen Ansprüche auf Kultur des Geistes und Herzens längst verloren habe. Sie sind in schlechtem Deutsch geschriebene, mit Invektiven gewürzte, leidenschaftlich abgefaßte Diatriben gegen den Vollziehungsrath und scheinen entweder die alten Rechtsame wieder ertrotzen, oder aber, weil sich amplissima Regentia selbst nicht solche Wirkung von dem Libell versprechen kann, den Vollziehungsrath als eine, alle Rechte zertretende despotische Regierung diffamiren zu wollen. Schade, daß es allzukleinfügig und langweilig für's Publikum wäre, sonst gäben die viri venerandi, consultissimi, experientissimi et sapientissimi (olim) celeberrimi, eine schöne Aufmunterung, Wettsteins Schatten Ruhe zu schaffen, durch eine Geschichte des, aus dem 18. Jahrhundert in das 19. hinübersterbenden Pedantismi rauracensis, dessen letztes Tod verkündendes Symptom eine besondere Stelle in der pathologischen Nomenklatur verdiente, unter dem Titel: Furor academicus, zu deutsch: Hirnwuth ohne Hirn.“ Siehe ferner Helv. Arch. 583, pag. 223, Brief Zschokke's an den Vollziehungsrath den 11. März 1801.

[154] Tageblatt der Beschlüsse und Proklamationen der vollziehenden Gewalt, 4. April 1801 und Helv. Arch. 583, pag. 245.

die politischen Verhältnisse des Vaterlandes gethan hatte, „welche eine üble Wirkung auf die ungebildeten Volksmassen ausüben mußten". [155]

Im Uebrigen hatte Zschokke in Basel verhältnißmäßig ruhige Tage. Der Vollziehungsrath hatte ihm durch Beschluß vom 6. Oktober 1800 [156] zur Erleichterung einen Oberschreiber, zwei Schreiber zweiten Ranges, einen Kopisten und einen Weibel beigegeben. So fand Zschokke Zeit, die schon während seines Aufenthaltes bei A. Reding in Schwyz begonnene „Geschichte vom Kampf und Untergang der schweizerischen Berg- und Waldkantone, besonders des alten eidgenössischen Standes Schwyz" zu vollenden. [157] Des Fernern arbeitete Zschokke an den „Denkwürdigkeiten der helvetischen Staatsumwälzung". Es ist sehr befremdend, da doch im Ganzen Zschokke's Schriften für die neue Ordnung günstig gehalten waren, daß die Regierung Zschokke damals verweigerte, auf seine Kosten die ihm noch fehlenden Urkunden und Aktenstücke zur neuern Geschichte der ehemaligen kleinen Kantone abschreiben zu lassen, so daß sie sogar den Wunsch aussprach, „Zschokke möchte zu schicklicherer Zeit seine schriftstellerischen Werke erscheinen lassen." (Helv. Arch. 594, pag. 333 und 335 den 6. September 1801.

Während Zschokke seines Amtes waltete, hatte die helvetische Oberbehörde eine neue bedeutende Umänderung erfahren. Am 28. Oktober 1801 löste Dolder, der seit dem 9. Mai 1799 unter allen politischen Gestaltungen wie Korkholz immer obenauf schwamm, in Verbindung mit Savary, Jenner, Montenach und Verninac, dem französischen Gesandten, die helvetische Tagsatzung gewaltthätig auf, stellte die Verfassung vom 29. Mai (Entwurf von Malmaison) wieder vollständig her und wählte Reding als ersten Landammann der Schweiz.

Unmittelbar nach diesem Ereignisse hatte der provisorische Vollziehungsrath die bestimmtesten Befehle an alle Regierungsstatthalter gesandt, darüber zu wachen, daß keinerlei gegen die neue Regierungsverordnung gerichtete Schriften, fliegende Blätter, Zeitungsartikel ꝛc. erschienen. Zschokke kam nun wieder in den Fall, einen Basler zu rüffeln und zwar den Buchdrucker Flick jun. Zschokke schrieb demselben unterm 2. November [158]:

[155] Helv. Arch. 1633.

[156] Neuer schweiz. Republ. 615.

[157] Proben hievon erschienen im Neuen schweizerischen Republikaner Januar und Februar 1801.

[158] Der Republikaner nach liberalen Grundsätzen, 4. Stück.

„Da Sie, meinem ausdrücklichen Befehle zuwider, ohne meine spezielle Erlaubniß, Schriften, welche auf die neuesten politischen Ereignisse des Vaterlandes Bezug haben, drucken und zum Verkauf anbieten;

„Da es bei der gegenwärtigen Lage des Vaterlandes für die öffentliche Ruhe und Ordnung gefährlich ist, Schriften dieser Art [159] unter dem Volke zu verbreiten, bevor eine feste, konstitutionelle Regierung dasteht, wird Ihnen hiemit angedeutet:

1) Alle bei Ihnen liegenden, von Ihnen gedruckten oder Ihnen zugesandten Blätter gegen die Ereignisse vom 27. und 28. Oktober der Polizei ungesäumt auszuliefern, und kein Blatt davon weder zu verschenken noch zu verkaufen.
2) Bis auf meinen ausdrücklichen Widerruf, dem ersten von mir gegebenen Befehl zu gehorchen, widrigenfalls Ihre Pressen sämmtlich versiegelt und Sie dem Gerichte zur Bestrafung überantwortet werden rc."

Der provisorische Vollziehungsrath nahm in Rücksicht auf die bevorstehenden Wahlen in die Tagsatzung viele Veränderungen vor unter den obern Beamten in den Kantonen. Mehrere Regierungsstatthalter, so die in Zürich, Luzern, den Waldstätten, in Bellinzona, Bünden und Aarau wurden theils ersetzt, theils nahmen sie die Entlassung.

Auch Zschokke nahm freiwillig die Entlassung, den 11. November 1801, [160] wie sehr sein Freund Reding ihn beschwor, ihn in diesem kritischen Momente nicht im Stiche zu lassen. Aber Zschokke hatte zu abweichende Ansichten über die Gestaltung des öffentlichen Lebens. Sein Ideal für die Schweiz war eine kraftvolle Bundesregierung oder eine vollmächtige Tagsatzung, unter deren Gewalt die einzelnen Kantone selbstständig und eigenartig sich gestalten dürften, nicht aber eine Konföderation im Sinne Reding's.

Zschokke's Brief an seine Oberbehörde lautet: [161] „Seit ich die Ehre habe, dem Vaterlande in den mir anvertrauten Aemtern zu dienen, suchte ich mein ganzes Verdienst darin, fern vom Geist der Parteien, meinen

[159] Es waren Dolder's und Savary's Brief an Rüttimann, Regierungsstatthalter in Waldstätten, des Letztern Antwort, die Erklärung der Mehrheit der Tagsatzung und jene der von den Sitzungen ausgeschlossenen Glieder des gesetzgebenden Rathes.

[160] Schweiz. Zeitung Nr. 23.

[161] Helv. Arch. 507.

Mitbürgern die tausendfachen Leiden zu lindern, von denen sie damals gedrückt wurden. Ich erwog damals nicht die große Eingeschränktheit meiner Kräfte, sondern nur die Dringlichkeit heiliger Pflichten.

„Der Zeitpunkt allgemeiner Ordnung und Ruhe ist nahe. Erlauben Sie, daß ich mich jetzt wieder in meine Einsamkeit zurückziehe und gewähren Sie mir die dringende Bitte, meine Stelle als Regierungsstatthalter von Basel hiemit niederlegen zu dürfen.

„Mit heißen Wünschen für das Glück des Vaterlandes danke ich auch Ihnen für das mir geschenkte Zutrauen und die verschiedenen Beweise Ihrer Güte, durch die allein ich stark ward nützlich zu sein &c."

Zschokke erhielt die Entlassung in den schmeichelhaftesten Ausdrücken. Die vollziehende Gewalt bezeugte ihm „ihre gänzliche Zufriedenheit über die ausgezeichnete Weise, mit der er die Verrichtungen seiner Stelle erfüllt hätte, und versicherte ihn, daß es ihr stets zum besondern Vergnügen gereichen werde, ihm Beweise von ihrer Achtung und ihrem Zutrauen geben zu können."

So verließ Zschokke Basel und nahm zugleich für längere Zeit von einer politischen Amtsthätigkeit Abschied. Das schöne Korps der Basler Chasseurs [162] begleitete ihn bis an die Grenzen des Stadtbannes. Er zog nach Bern und im folgenden Frühling nach dem Schlosse Biberstein bei Aarau.

Umsonst suchte ihn später sein Freund Reding zu überreden, als schweizerischer Gesandter an den Friedensunterhandlungen in Amiens und wieder an der Tagsatzung zu Schwyz Theil zu nehmen. Ebenso hielt er sich fern von der Konsulta, die der Diktator an der Seine im Dezember 1802 nach Paris berufen, um zu der neuen Mediationsakte Ja und Amen zu nicken. „Man soll sich nicht zum Todtengräber seiner eigenen Ideen machen," sagte Zschokke.

Zwar kostete es ihn, wie er freimüthig selbst gestand, einige Anstrengung, „jenen Becher der politischen Ehre von der Lippe zu entfernen, aus welchem man so gerne trinkt, nachdem man ihn einmal gekostet." [163] Drei Jahre lang hatte er seinem neuen Vaterlande gedient, [164] und durch

[162] Es waren Bürgerssöhne aus den besten Familien Basel's.

[163] Selbstschau.

[164] Zur Zeit seiner Prokonsulate hatte er dem Staate unentgeltlich gedient. Auch in Basel bezog er nicht das gesetzliche Gehalt als Regierungsstatthalter. Er war

Edelmuth, Besonnenheit, Unerschrockenheit und Unermüdlichkeit allgemeine Hochachtung erworben. Tausende von Herzen aus den Ländern seiner politischen Thätigkeit schlugen ihm in dankbarer Verehrung entgegen. Ihm selbst blieb das Bewußtsein, „keine von allen Stellen, die er bekleidet, je begehrt, noch die Gewalt, die ihm in stürmischen Tagen anvertraut worden, selbst in den verlockendsten Umständen je mißbraucht zu haben.“

Benützte Schriften.

1) Der schweizerische Republikaner, 20. Februar 1798 — 17. November 1799, von Usteri und Escher.
   Neues helvetisches Tagblatt, 25. Juli 1799 — 16. April 1800.
   Neues republikanisches Blatt, 8. Januar 1800 — 12. März 1800.
   Neuer schweizerischer Republikaner, 21. Mai 1800 — 9. November 1801.
   Der Republikaner nach liberalen Grundsätzen, 10. November 1801 bis 27. Dezember 1801.
2) Tagebuch der helvetischen Republik, bei Orell, Füßli und Komp. in Zürich.
3) Gesetzliche Beschlüsse der gesetzgebenden Räthe und des Direktoriums 2. Mai 1798 — 20. September 1798.
4) Tageblatt der Gesetze und Dekrete der gesetzgebenden Räthe, 12. April 1798 bis 28. Oktober 1801.
5) Chronik für Helvetien. Zürich.
6) Neueste Chronik für die Schweiz. Zürich.
7) Der aufrichtige und wohlerfahrene Schweizerbote von Zschokke, erste Nr., November 1798 (ohne Datum), bis Nr. 51, den 14. November 1800 (letzte Nr.).
8) Helvetische Zeitung, redigirt von Zschokke, Luzern, 1. Januar 1799 — 1. April 1799.
9) Das helvetische Volksblatt 1799 (18 Nummern, redigirt von Pestalozzi) Luzern.
10) Tagblatt der Beschlüsse und Proklamationen der vollziehenden Gewalt, 3. Januar 1799 — 8. August 1800.
11) Tagblatt der allgemeinen Beschlüsse und Verordnungen der helvetischen Republik, 9. August 1800 — 19. November 1801.
12) Journal von und für Helvetien. Seit Juli 1799, herausgegeben von Meister und Hoffmann, Redaktionssekretäre des helvetischen Direktoriums.
13) Helvetische Zeitung, 4. März 1801 — 29. August 1801.
14) Schweizerische Zeitung, 29. August 1801 bis Ende desselben Jahres.
15) Die verschiedenen historischen Werke von Zschokke und dessen Selbstschau.
16) Diejenigen von Schuler, Tillier ꝛc.
17) Das helvetische Archiv im Bundespalast zu Bern.

---

selbst genöthigt, zeitweise seine Sekretäre aus eigenen Mitteln, die nicht bedeutend waren, zu besolden. Erst 1816, bei der Generalliquidation der Nationalschuld, wurde ihm der Rückstand von der Basler Statthalterschaft ausbezahlt.

Die „Kaiserlichen".

Anno 1813 und 1814.

Von Gottlieb Linder, Pfarrer.

Der ehrsame Küfermeister Hans Jakob Wirth in Bettingen, später in Riehen wohnhaft, hatte sein zünftiges Meisterstück gemacht, ein winzig kleines, musterhaft gearbeitetes Fäßlein, um das Mancher ihn beneidete und welches nur 5 Schoppen faßte; und so war er denn einer der zwei Küfermeister geworden, die zur Ausübung dieses sowohl unterirdischen als überirdischen Handwerkes in Riehen und Bettingen berechtigt waren; und wenn man ihn hörte, konnte Keiner so wie er den Wein „schönen" und verstand Keiner so gut, den verschiedenen Gebrechen des „wähnelenden" Schlipfers aufzuhelfen und dem letzten Restchen den frischen Glanz und die rechte Weiße sammt dem ursprünglichen „Gust" wieder zu geben; und namentlich war er ein weitbekannter Meister im „Brennen", d. h. im Bereiten des ächten Kirschwassers, namentlich des Aenis-Kirschwassers. Dabei war er immerzu ein fröhlicher Kumpan, und die große Schaar seiner Knaben und Mädchen, die bei oft schmaler Kost aufwuchsen gesund und stark wie die Bachweiden, machte ihm nicht allzuviele Sorgen. Man kann nicht sagen, daß er leichtsinnig gewesen sei, denn er ging seinem Handwerk fleißig nach, vom Wirthshausleben wußte man schon in den Jahren vor der bösen Zeit, da 7 Jahre lang „keine Trotte gieng", nichts und er hatte das auch nicht nöthig, denn er kam bei seinem Beruf schon zu manchem guten Gläschen. Wenn du ihn vollends gesehen hättest, wie er am Sonntag in seinem selbst gefärbten schwarzleinenen Rock mit den hohen Achselrändern und seinem breiten Cylinder würdig zur Kirche schritt, da lag auch nicht eine Falte von Leichtsinn auf seinem Gesicht. Aber sonst faßte er das Leben lieber von der leichtern Seite auf, die Hauptsorge um die Haushaltung überließ er seiner Frau, einer gebornen Zürichbieterin, und mit der Kindererziehung verfuhr er, wenn's ihm etwa ab und zu gar zu bunt wurde, ziemlich summarisch, sodaß die Kinder doch eine rechte „Forcht" vor ihm hatten. Neben der Mutter that die Noth der Zeit das Uebrige zur Erziehung. Die Mutter schlug sich durch, so

gut sie konnte, klagte auch etwa einer Nachbarin ihre Noth und fühlte sich dann wieder erleichtert; und so gings, so gut es konnte und mochte.

An einem seiner Kinder hatte der Küfer eine besondere Freude, und zwar an einem Mädchen; denn, so pflegte er zu sagen, es war „wie ein Bub". Er konnte es heißen gehen, wohin er wollte, es ging; er konnte es in der „chittigen" Nacht unter den Hohlziegel hinauf schicken oder am Gottesacker vorbei, es ging; und absonderlich gut kam ihm das „Gredi", weil es so „disig" war und den Kopf am rechten Ort hatte und den Leuten wußte „Bescheid zu geben". Hatte er dem Wirth in Kirchen versprochen, ihm für seine Weinnöthe eine absonderlich „angemachte" gute Weinschöne schon am andern Morgen expreß zu schicken, so machte sich das ‚Gredi' schon am Morgen um 4 Uhr auf und gieng, barfuß wie es war, aber nett herausgeputzt, im hellen Eifer mit der Flasche, die mit der geheimnißvollen Weinschöne gefüllt war, eines Laufs nach Kirchen und stand schon, ehe der Wirth dort recht die Augen ausrieb, ihm unter der Hausthüre und wußte dann noch besonders alles pünktlich auszurichten, wie man mit dem Inhalt der Flasche verfahren solle. Oder hatte ein Basler Herr, der zum Küfer in Riehen besondern „Fiduz" hatte, ein besonderes intimes Anliegen wegen seinem Flaschenwein und dessen Lagerung im Keller, so machte das ‚Gredi' die verständnißvolle Botin und lief 2 oder 3 Mal in einem Tag nach Basel, mit dem Basler Herren zu verabreden, daß der Vater gewiß auf die und die Zeit kommen werde; denn es wußte, daß die Basler Herren es gar gerne haben, wenn man ihnen Ehre anthut und wenn sie „auf Zeit" bedient werden. Mit der Schulversäumniß des ‚Gredi' wurde es dabei nicht genau genommen; es ging schon lange, bis Jemand darum sich bekümmerte und das Maß durfte schon ziemlich voll werden, bis es Ernst galt, und wenn zuletzt der Herr Pfarrer den Küfer vorlud und ernstlich ermahnte, wußte der Küfer in seiner redseligen und „nöthigen" Art immer wieder etwas vorzubringen, das seine Schuld in gar mildem Lichte erscheinen ließ.

So war's bis dahin leidlich gegangen. Aber auf einmal kam's ganz anders, und zwar unerwartet und so, daß es doch auch dem Küfer zu dick werden wollte, wie's da zuging. Die Buben kamen von der Gasse heimgesprungen und riefen: „sie kommen, sie kommen!" und kaum konnten Vater und Mutter fragen: „wer kommt? ihr Löli!", da kam auch das ‚Gredi' ganz außer Athem heimgerannt und rief: „Vater, es kommen ganze Schaaren, machet das Scheurenthor zu!" Das ‚Gredi' war wieder

in Riehen gewesen, und man hatte es noch nicht heim erwartet, aber es war gelaufen, wie aus einem Rohr, denn es waren ihm einige ganz seltsame Reiter nachgesprengt, und hätten es überritten und gefangen genommen, wenn es nicht das flinke und difige Gredi gewesen wäre, ihnen doch noch zu entrinnen. „Sie kommen, sie kommen," so hieß es nun von allen Seiten, und eben schritt der Weibel Schultheiß gravitätisch, aber doch mit merklicher Eile durch's Dorf hinauf und sagte Jedem, der es hören mochte, oder es auch lieber nicht gehört hätte: „Es gibt Einquartierung: die kaiserlichen Völker kommen, macht euch bereit!" „Die kaiserlichen Völker" — das war dem Küfer und seiner Frau etwas Neues, das hatten sie noch nie gehört; sie wußten aber, daß sie Beide in der ‚Geografi' nicht stark waren und statt sich die Köpfe darüber zu zerbrechen, dachten sie und der Mann sprach es auch aus: das wird sich schon zeigen; es wird nicht so gefährlich sein. Und es ging nicht lange, so hat es sich wirklich gezeigt, aber ein Bischen gefährlicher ist's doch geworden, als sie's gedacht hatten, und das ist einige Tage lang eine Zeit im Leben des Küferhansjakob gewesen, da er seine Nase nicht mehr so hoch gehalten hat, vielleicht die einzige Zeit, denn nachher hat er sie wieder gehoben und hat Wunderdinge zu erzählen gewußt von seiner Tapferkeit gegen die ‚Kaiserlichen' und von seiner Geschicklichkeit, das Russisch zu verstehen. Denn Russen waren's, das zeigte sich bald, und Kosaken und Kalmüken und allerlei fremdes Volk, beritten und zu Fuß, und man verstand kein Wort von dem, was sie sagten. Es waren auch Oesterreicher dabei, aber die redeten auch eine gar fremde Sprache. Und sie ließen Einem nicht einmal lange Zeit, sich zu besinnen; da waren sie, ehe man's dachte, voran die Obersten mit wunderlichem Behäng an den Uniformen, mit fürchterlichen Blicken, und hinter ihnen dicht und dichter, daß es Einem vor den Augen schwirrte, alle die „kaiserlichen Völker"; und da waren sie und füllten die Stuben, und die kleinen Kosakenrosse füllten die Ställe, oft auch die Stuben. Selbst die Kirche nahmen sie in Beschlag, so daß am Weihnachtsfeste des Jahres 1813 kein Gottesdienst konnte gehalten werden und die Konfirmanden statt am Weihnachtsfeste erst am kommenden Osterfeste konfirmirt werden konnten. Und da waren sie und rissen mit hundert Händen das Heu von der Bühne und warfen die Strohwellen in die Ställe; und da waren sie und stunden und lagen in den Stuben und Gängen der Bauernhäuser, daß die Bauernleute gar nicht mehr wußten, wo ihnen der Kopf stand und in ihrem eignen, bisher so friedlichen Heim fast keinen Tritt mehr thun konnten vor lauter

Kriegsvolk. Und keiner der Bauern konnte zum Andern springen und ihm sein Leid klagen oder um Rath fragen, denn Jeder hatte „alle Hände voll zu thun" und sich seines Lebens zu erwehren oder die Kinder und Weiber, besonders das „Weibsvolk" vor den „wilden Kerlen" in Sicherheit zu bringen, denn den „Weibsleuten" waren die Kerle gar „gfähr". So war's im ganzen Dorf; und was vor wenigen Stunden Niemand gedacht, was vor wenigen Minuten Niemand geglaubt, was die Kinder mit Jubel verkündet hatten, das war geschehen: sie waren da, ja sie waren da, die „Kaiserlichen".

Wer hat schon gesehen, wie in einer Backstube die „Muheimen" schaarenweise aus den Winkeln kommen und über Alles herziehen, wer hat schon Wanderratten auf ihrem Wege angetroffen, wer hat schon die egyptischen Plagen gelesen, wie die Frösche in alle Häuser kamen bis auf Pharao's Tisch, und die Läuse und alles Ungeziefer dazu? Wer hat schon im Propheten Joël die Schilderung der Heuschreckenschwärme gelesen? Der kann sich einen annähernden Begriff machen von dem, was es hieß: die „Kaiserlichen" sind da! Ja, und wenn sie nur wieder fort wären, oder Jemand es Einem schriftlich gäbe, daß sie bald wieder fort gingen! Aber sie waren eben da, sie waren da, wie man da ist, wenn man da bleiben will, sie richteten sich ein zum Ausfressen der Häuser, sie ließen sich's wohl werden, ihr Dasein bedeutete — und das sah man ihnen an —: bis das letzte Faß trocken geworden, bis der letzte Speck aus dem Kamin verschwunden ist, gehen wir nicht vom Platze weg. Ja, es hatte sogar den Anschein, ihr Dasein bedeute: Mit dem Wenigen sind wir Viele in wenigen Tagen fertig; und dann müßt ihr zusehen, wo ihr mehr hernehmt, uns zu geben, bis wir genug haben! Das waren schlimme Aussichten, und dem Küfer war beim Blick auf seinen Schnitztrog, sein kleines Schnapsfäßchen und seine halbe Speckseite im Kamin im Vergleich zu den vielen fremden Mäulern, die in seinem Hüttlein mahlten, jetzt schon bange; und sein eignes Herdlein mußte doch auch gelebt haben. Aber jetzt tröstete er sich noch damit: „sie werden schon aufhören und weiter gehen; wenn nichts mehr da ist, werden sie dahin gehen, wo etwas ist."

Was die Leute damals erlitten haben, davon gibt folgende Aufzeichnung des Bürgers David in Riehen schmerzlichen Aufschluß: „1814, Merz den 6., starb mein Stiefbruder Joh. David und seine zweite Frau Nahmens Elisabeth Frey von Bettigen, ihres Alters etliche 50 Jahr, Hrn. Wenk des Schmidts nach Tod hinterlassene Wittib an einem Tag am

Nervenfieber, welches dazumahlen stark grassieret und viele Menschen wegrafte, weil damals die Russen, Oesterreicher und von allen Nazionen hier einquartiert waren und diese Seuche mit sich brachten, auch wegen den Mißhandlungen, so sie gegen den Bürgeren ausgeübt haben."

Die Kirchenbücher in Riehen weisen folgende Thatsachen auf: Im April 1813 beginnt das Scharlachfieber und endet mit dem letzten Todesfall den 23. Juli 1813, nachdem ihm 14 Personen, darunter Pfarrer Rapp's Kind, erlegen waren.

Vom 3. Oktober 1813 bis 19. Juli 1814, der Zeit der Epidemie, starben in Riehen und Bettingen an Nervenfieber, theilweise mit Scharlach verbunden, nicht weniger als 60 Personen.

3. Januar 1814 auf dem Schänzli begraben ein österreichischer Füsilier, auf dem Durchmarsch gestorben; 8. Januar 1814 begraben auf dem Schänzli ein russischer Kosak, auf dem Durchmarsch gestorben.

27. Januar 1814 auf dem Schänzli begraben ein österreichischer Füsilier.

14. Februar 1814 ein österreichischer Füsilier, auf dem Durchmarsch allhier im Klösterlin verstorben.

20. Februar 1814 ein Ungar, evangel. Konfession, Joh. Burgosch.

Im Herbst 1815 kamen noch 4 Pocken-Todesfälle vor.

(Das „Schänzli" war ein vom öffentlichen Gottesacker abgesonderter erhöhter Ort, wo sonst nur Verbrecher und Selbstmörder begraben wurden.)

Ja, ja die Kaiserlichen! Die haben an manchem Orte die Leute überrascht! Denk nur, wie's dem Hansjörk Nägeli gegangen ist im obern Baselbiet; er war ein armes flinkes Bürschli, dem's an seinen nackten Füßen im strengsten Winter selten zu kalt machte. Da sagte eines Tages sein Meister zu ihm: Hansjörk, heut bringst du dem Löwenwirth in Waldenburg das Kirschwasser; 's ist mir recht, daß es an seinen Ort kommt und das Geld dafür in mein Haus; man kann nie wissen, was es gibt; ich will's lieber zur Zeit in Sicherheit bringen. Und der Hansjörk ging mit der schweren Hutte von dem Nebenhöflein den Waldweg hinauf gegen Waldenburg zu, und es war ihm so wohl dabei wie dem Vogel im Hanfsamen, besonders wenn er an des Löwenwirths guten „Neuen" dachte, von dem er jedesmal ein Schöpplein bekam, wenn er etwas bei ihm ausrichtete; und gerade heute hatte der Hansjörk so einen recht guten Appetit darnach. Und wie er so des Wegs dahergeht und an nichts Böses, freilich auch an nichts besonders Gutes denkt, sondern an seine Geißen zu

Hause und was wohl der Löwenwirth in Waldenburg für ein Gesicht machen werde, wenn er, der Hansjörk, mit Kirschwasser komme, — da kommt's ihm auf einmal gar seltsam vor; es rauscht so sonderbar, wie er's nie gehört; es ist nicht der Wind, es ist kein Waldbach; es rauscht so von tief unten herauf und wird mächtiger und mächtiger und rumpelt und klirrt ganz merkwürdig. Da denkt der Hans im Gehen: will doch mal schauen, was das ist, und wie er ein wenig vom Weg abgeht und durch die Lichtung in's Thal hinabschaut auf die tief unten sich hinziehende Straße — ja, da sperrt der Hansjörk Mund und Augen auf; so was hat er noch gar nie gesehen: alles „graglig" schwarz von Menschen auf der Straße, und wie er näher zusieht: lauter Militär, Kanonen, Reiter, Bagagewägen, Pulverwägen, Rasseln, Säbelklirren, dumpfer Marschschritt und durch alles hindurch ein Durcheinander von dumpfem fremdartigem Geplauder, ein Geschnatter, wie wenn hunderttausend Zugvögel mit einander schnatternd durch die Luft flögen; und immer dichter werden die Schaaren, — lauter fremdes Kriegsvolk und kein Ende. Und dem Hansjörk will scheinen, ein Mann da unten habe ihn im Walde erblickt und winke ihm mit dem Arm, herunterzukommen. Jetzt weiß der Hansjörk, was er zu thun hat; schnell zieht er sich in den Wald hinein und so eilig ihn seine Füße tragen, läuft er auf ungebahntem kürzestem Wege gen Waldenburg zu, damit die ‚Kerle' da unten ihn nicht erwischen, und daß der Löwenwirth sein Kirschwasser noch zur rechten Zeit erhält, um es in Sicherheit zu bringen. Und der Hansjörk hielt sich diesmal nicht lange bei seinem Schöpplein auf, nur so lange, bis er's ausgetrunken und bis er dem Löwenwirth erzählt hatte, was er unterwegs gesehen und wie das ‚Kriegsvolk' unterwegs sei und bald einrücken werde. Da ging der Löwenwirth und verbarg das Kirschwasser im Keller, verrammelte den Keller und gab dem Hansjörk sein Geld. Der aber eilte spornstreichs zu seinem Meister zurück, die Hand immer in der Tasche beim Geld; und als er heim kam, was fand er? — das ganze Nebenhöflein voll kaiserliches Volk und das ganze Dorf voll Kriegsvolk, und wo man hinblickte nichts als Kaiserliche und Kaiserliche, und von unten herauf auf der Landstraße kam's immer noch mehr und mehr, ärger als die Wanderratten. Der Löwenwirth von Waldenburg hat viele Wochen nachher, als das Feld wieder frei geworden war, dem Hansjörk und seinem Meister erzählt, wie's mit dem guten Kirschwasser und mit noch vielem Anderem und mit seinem Wein und mit seinen Schinken und mit allem Eßbaren und Trinkbaren

in seinem verrammelten Keller und in seinem Kamin und auf seinem Estrich und in seinen Kornböden ergangen sei: — ausgefressen, Alles ausgefressen von den Kaiserlichen; und froh sei er, daß es noch bei dem geblieben sei, daß es ihm nicht noch das Leben gekostet habe.

Wie's in Lampenberg, dem abgelegenen Bergdörflein, zugegangen, das erzählte später die Tochter Barbara Regenaß von dort ungefähr so: „Es kam ein Mann heim und sagte: es kommt alles ganz schwarz das Thal hinauf. Niemand wollte es ihm glauben; aber nicht lange ging's, so kam der Vortrab angeritten und wir bekamen in unserm kleinen Dorfe elfhundert Mann Einquartierung, darunter viele Reiter mit Pferden und Wagen. Jetzt gab's böse Zeit. Wir hatten vorher schon einzelne Franzosen als Einquartierung gehabt, aber dieselben waren nie lange geblieben, hatten sich aber frech benommen. Einer von ihnen hatte es auf die Schwägerin eines uns verwandten Hausbesitzers abgesehen und verlangte mit dem Schwert in der Hand absolut, daß man sie ihm herausgebe, da mußte man ihm doch den Meister zeigen, denn das konnte man sich nicht gefallen lassen. Aber jetzt, wo die Kaiserlichen kamen, gab's viel mehr Einquartierung. Man hatte uns sechs Mann zugewiesen, aber weil in der Eile übersehen worden war, daß wir zwei Häuser hatten und man dies inne wurde, standen bald vier weitere Mann da und begehrten Einlaß. Man mußte ihnen geben, was sie begehrten. Es waren meistens Deutsche, später kamen noch Kosaken, die waren ein gräuliches Volk und brachten Ungeziefer und Krankheiten mit. Sie sind aber nur einen Tag hier geblieben und sind dann wieder weiter gezogen. Es ist dann eine theure Zeit gekommen, und es ist von Obrigkeitswegen Brod vertheilt worden. Und wenn ich noch so alt werde, vergesse ich das nicht mehr!“

Man hörte bald auch durch Leute aus Kleinhüningen von allerlei dort erlebter Drangsalirung, und es gereichte den geplagten Bewohnern Riehens zum Trost, als sie vernahmen, daß es in Kleinhüningen noch ärger zugegangen sei. Man hatte wahres Bedauern, als einmal ein armes Kleinhüninger Mädchen Namens Mautz treuherzig erzählte: „Die Mutter hat unser Sächlein in ein Bündlein gebunden, die Kuh aus dem Stall genommen und zu mir gesagt: Komm' jetzt, wir müssen nach Basel. So sind wir denn traurig mit unserer Kuh hineingegangen in die Stadt, und wer uns gerade aufgenommen hat, da sind wir geblieben und sie haben uns um Gottes willen behalten, bis wir wieder heim durften. In Basel haben wir's gut gehabt, aber wir haben uns gar sehr heimgesehnt,

und als es ein wenig Luft gab, führten wir unsere liebe Kuh wieder hinaus und zogen wieder in unserm Häuschen ein; aber, du mein Gott, wie das aussah! Alles zerschlagen und zerstört; was nicht niet- und nagelfest war, war verschwunden, und Sonne und Regen schauten oben zum Dach herein auf die ganze Armuthei. Da gab's böse Zeit und wir haben schwarzen Hunger gelitten. Wegen des vielen Militärs und wegen der Belagerung von Hüningen, konnten wir während des Tages nicht mehr auf dem Felde arbeiten; da sind wir denn oft des Nachts auf einem Waidling hinübergefahren auf die Insel im Rhein und haben dort Erdäpfel „ausgemacht" im Dunkeln, und wenn wir heimgekommen sind, so sind oftmals in unsern Körben mehr Steine gewesen als Erdäpfel. Das Militär ist brutal gewesen und man hat „keinen Mux" machen dürfen; es wäre Einem sonst schlecht gegangen. Und als man glaubte, das Aergste sei endlich vorüber, da ging's erst noch einmal los, alles das Volk zog sich auf Kleinhüningen zusammen und mitten in dem „Trubel" ist Feuer aufgegangen in einem Haus, — „jetzt gang lösch;" man mußte es brennen lassen. Daran will ich denken meiner Lebtag." —

Nie hat es Einer gewagt, etwa den Kaiserlichen einen Streich zu spielen; und als einige Bürger frech genug waren, nächtlicher Weile aus dem kaiserlichen Lager gegen Basel hin Pulver zu entwenden und dasselbe an Hrn. Brun in Basel verkauften, wäre es ihnen an's Leben gegangen, wenn nicht Tschudin in Bettingen einen Fußfall vor dem Prinzen Johann für sie gethan hätte. Wehe auch dem, der etwa das Lachen nicht verbeißen konnte, wenn ein Kaiserlicher auf den faulen Aepfeln im Estrich ausgeglitscht war.

Aehnliches sollte dann der Küfer Wirth und seine Frau und mit ihnen sollten es alle Leute in Riehen und Bettingen auch bald erfahren, und es brauchte nicht einmal besonderes Verständniß dazu. Noch nie so leicht und schnell hat der Küferhansjakob etwas begriffen, als das: ausgefressen wird Alles! Er hat doch kein Wort Russisch verstanden, und die Kosaken — die waren die „schlimmsten Teufel" — redeten doch sonst auch nicht deutsch, aber was sie wollten, das konnten sie einem klar machen, daß man's deutlich verstehen mußte. Und das Alles ist geschehen mit drei einzigen Wörtlein, die dem Küfer und seiner Frau noch lange in den Ohren klangen; und wer Lust hat, diese Art Russisch zu lernen, der hat jetzt Gelegenheit; er soll nur aufpassen, und wenn er nicht gar zu dumm ist, so begreift er's und das Russische wird ihm so geläufig wie das Deutsche. Diese drei Wört-

lein müssen aber mit der nöthigen Kraft und mit gräßlichen Grimassen ausgesprochen werden, auch ist's gut, dabei auf den Boden zu stampfen, oder wenn man einen Gewehrkolben bei der Hand hat und ihn auf den Boden stößt dabei, oder eine Pistole, die man dem, der die Wörtlein nicht verstehen will, auf die Brust setzt. Dann hilft's; und ich weiß Solche, die haben's nicht so weit kommen lassen; die sind schon beim ersten Wörtlein so geschmeidig und gelenkig geworden und sind gesprungen und haben geholt, was man gewollt hat, wenn sie nur das Wörtlein gehört haben; und es ist keiner da gewesen, der dieser Weltsprache (Volapük nennt man's jetzt) widerstanden hätte.

Das erste Zauberwort der Kaiserlichen hieß — o Russisch, wie bist du so schön! —: „Schnaps!" — und kaum war es ausgesprochen, so sprang Kind und Kegel, Mann und Weib zum „Känsterli" und holte die „Guttere" mit dem guten ächten rechten, unverfälschten Kirschwasser und Aeniskirschwasser, um das wir Alkohol- und Fuselgegner aus dem Ende des 19. Jahrhunderts unsere Anfänger des gleichen Jahrhunderts beneiden. Was wir heute mit Wollust schlürfen würden, das trank man damals in ehrsamen Bürgerhäusern all' Stund, ohne etwas Besonderes daraus zu machen, unter dem Namen „Chirsiwasser", das tranken und soffen nun — und es waren oft noch ganze Fässer voll in den Kellern — die rohen Kosaken als „Schnaps" maßweise; und so sehr die Bauern betrübt darüber waren, es kam doch Keinem in den Sinn, etwa Wasser darunter zu mischen, zuerst waren sie zu ehrlich dazu, nachher, als die Noth ihnen eingab, das Kirschwasser mit Brunnwasser zu „strecken", war's zu spät, denn die „Teufel", die Kosaken, kannten nun die normale Güte des Kirschwassers schon und hätten jede Verwässerung gemerkt und übel geahndet. Wehe dem Bauer, der Wasser unter den „Schnaps" gemischt hätte; es hätte ihm Haus und Leben gekostet; aber es wäre nicht einmal möglich gewesen, eine solche Mischung irgendwo vorzunehmen, denn überall lagen und standen die Kaiserlichen herum und gingen den in den Keller Gehenden nach und holten sich zuletzt ihren Bedarf an Alkohol, und der war groß, selbst herauf in allen möglichen und unmöglichen Gefäßen. Das also war das erste russisch-deutsche Zauberwort: „Schnaps!"

Das zweite Wort lautete eben so barbarisch und drang mit unheimeligem Zischen zwischen den grinsenden Kosakenzähnen hervor, das hieß: „Schwarzfleisch!" „Schwarzfleisch?" was ist das? mag Mancher denken, und so dachte auch unser Küfer; aber er hat's bald begriffen:

ein Hieb mit dem flachen Säbel auf seinen Rücken und mit der Säbelspitze in's Kamin gezeigt, das war der beste Kommentar. Sie hätten's freilich auch kürzer und deutlicher sagen können, die „Teufel", wenn sie gesagt hätten: Speck; das hätte man doch auch verstanden; aber man muß sich eben nach des Landes Art und Sitte richten, und die „Teufel", nannten nun einmal das, was sie zum Schnaps bedurften, den Speck, den rauchgeschwärzten Schweinespeck, mit dem zutreffenden Namen „Schwarzfleisch", den sie — weiß Gott in welcher Gegend Norddeutschlands — zuerst den arglosen Bauern abgelauscht und den sie nun mit erschreckendem Erfolge geltend machten bis hinauf zu den Schweizeralpen. Der Name ist noch lange in den Ohren und in der Erinnerung geblieben, ein ungemüthlicher Klang; — das „Schwarzfleisch" selbst freilich ist rasend schnell verschwunden; noch nie wohl hat ein Artikel so schnellen Absatz gefunden, und zwar in allen seinen Spezialitäten, als da sind: Schinken, Speckseiten, Schüfeli, Hämmli, Kinnbäckli, Oehrli, Züngli, Ungschlächts und wie sie alle heißen die verschiedenen Arten des Begriffes: Schwarzfleisch. Und wäre der Küfer ein Philosoph gewesen wie nicht, so hätte er nach dem Abzug der Kaiserlichen unter seinem Kamin stehend, das Wort „Schwarzfleisch" im Ohr und die verschwundene Speckseite in Gedanken und in das leere Kamin starrend, citiren können: Wo die Begriffe fehlen, da stellt zur rechten Zeit ein Wort sich ein! Schade um den Schnaps und um das Schwarzfleisch!

Aber was sich zweitet, das drittet sich; und sogar der roheste Mensch hat noch seine gute Seite und einen Funken Ehrgefühl und ein Tröpflein Trost, das er dem Andern in den Wehmuthsbecher gießt; so auch der Kaiserliche. Sein drittes Machtwort, drohend und doch tröstlich ausgesprochen, lautete: „Alexander alles bezahl!" Diese Teufel hatten Charakter, sie vertrauten unbedingt ihrem Kaiser, dem „Väterchen" Alexander, daß er Alles, was sie da verzehrten, bis auf die letzte Kopeke bezahlen werde, und um so sorgloser zehrten sie darauf los, und es gab eine lange Rechnung. Nun aber, ob Alexander auch wirklich Alles bezahlt hat? Die Leute sagen, es sei allerdings an die Obern in Basel Geld aus Rußland gekommen zur Entschädigung für die geleistete Verpflegung und die Leute seien auch auf Grund ihrer Ansprüche entschädigt worden, doch nach einem sehr niedrigen Preisanschlag; und ein großer Theil der Summe sei vom Staat zu Handen genommen worden zur Bestreitung der Kosten für die Befestigungsarbeiten, die für das allgemeine Wohl und zum Schutze Aller

errichtet worden seien. Kurzum, die Kaiserlichen waren Gäste, wie man sie sich nicht mehr wünscht, wenn man sie einmal gehabt hat; aber wirklich unvergeßliche Gäste.

Die Kaiserlichen machten aber noch andere Anforderungen. Nicht davon zu reden, daß Ungeziefer und Seuchen in ihrem Gefolge waren und den Dörfern oft für längere Zeit ein böses Erbe hinterließen (im Oberdorf Riehen sollen zwei Franzosen im Duell erschossen und verscharrt worden sein), es wurden von ihnen auch Pferde und Wagen sammt Fuhrleuten requirirt, oft auf Nimmerwiedersehen. Der Weibel Schultheiß verlor auf solche Weise ein schönes Schimmelgespann sammt Wagen, und vom begleitenden Knecht hat er nichts mehr vernommen; er ist dafür mit einer kleinen Geldgabe „entschädigt" worden. Auch dem Küfer Wirth wurde auf solche Weise ein Sohn für längere Zeit entfremdet, und nur als einen Sterbenden erhielt er ihn wieder in sein Haus zurück. Als Knecht war nämlich dieser Sohn mit Wagen und Pferden zu Fahrdiensten für die Kaiserlichen beordert worden, und nachdem er mehrere Wochen abwesend geblieben, wurde zwar er selbst seines Dienstes entlassen, Wagen und Pferde aber wurden von den Kaiserlichen mitgenommen. Der Jüngling konnte sich durchschlagen und unter viel Entbehrungen kam er todtkrank in Basel an. Seine Angehörigen wurden von seiner Ankunft benachrichtigt, holten ihn nach Hause ab, und nach kurzer Zeit der Krankheit und der Pflege starb er im Kreise seiner Familie.

Besser ging es einem etwas einfältigen jungen Menschen in Riehen, Namens Schultheiß; diesen zwangen die Kaiserlichen beim Wegzug, mit ihnen zu gehen, indem sie ihm ohne Weiteres die große Trommel zum Tragen aufluden und er so mit der Armee willenlos weiter marschiren mußte in die weite unbekannte Welt hinaus. Nachdem man längere Zeit nichts mehr von ihm vernommen hatte und ihn schon verloren gab, kehrte er eines Tages zufrieden zurück, nachdem ihn die Kaiserlichen als unbrauchbar fortgejagt hatten.

Doch auch harmlosere friedlichere Erinnerungen knüpfen sich an den Durchmarsch der Kaiserlichen. In Bettingen und in Riehen ist es vorgekommen, daß „marode" Soldaten beim Weitermarsch der Armee zurückgelassen wurden oder auch gerne selbst zurückblieben und die Pflege der ihnen vertraut gewordenen Familien weiter genossen. Einmal der kriegerischen Umgebung entnommen und für erfahrene Liebe dankbar, suchten sie sich nun ihren Pflegern nützlich zu machen durch allerlei Dienstleistungen

des Friedens und der Häuslichkeit. So hat Einer, der wegen kranker Füße und übler Fußbekleidung zurückgeblieben war, die kleinen Kinder seines Quartiergebers noch Monate lang gehütet und gewartet und sich so zutraulich aufgeführt, daß er zuletzt wie ein Glied der Familie behandelt wurde, bis auch ihm die Zeit des Scheidens erschien. Es sollte mich sogar nicht Wunder nehmen, wenn da und dort in einem Dorfe ein solcher „Gebliebener" oder „Nachzügler" sich völlig niedergelassen und eingebürgert hätte, und jetzt seine Nachkommen als naturalisirte Schweizer leben und wirken, wie jeder Andere.

Aber nun, nachdem die Armee abgezogen, galt's für die Dorfbewohner, neue Vorräthe zu sammeln, und das, was die Kaiserlichen aufgezehrt hatten, zu ersetzen. Man hat aber seither niemals so wohlgefüllte Schnitztröge, solche Fässer voll Kirschwasser, solche große Vorräthe von „Lebwaare". von Garn und Reisten und — von Geld gesehen, wie vor der Zeit der Kaiserlichen; und was den Wein anbetrifft, so kamen nun erst jene sieben Jahre, in denen „keine Trotte ging" und in denen die Fässer vor Durst „verlechneten".

In unsers Küfers Wirth Haus war nun Schmalhans der Küchenmeister, und es ging recht kümmerlich her; doch war man für's Erste froh, die fremden „Pläger" losgeworden zu sein. Aber als man aufathmete, da mußte man doch auch zu essen haben; nun konnte man sich helfen mit Schmuggelarbeit oder mit Kartoffelsuchen, aber das hielt nicht lange vor. Da fand der Küfer auf einem längst nicht mehr betretenen Dachboden noch etwa einen Sack voll ausgebreiteter alter Gerste. Zwar hatten die Mäuse ihr schon sehr zugesetzt, aber es fand sich doch noch manches Körnlein. Das war eine Arbeit für die hungrigen Kinder! Und diese Gerste mußte nun für Alles dienen: für Mehl zur Suppe und zu „Knöpfli", für Brod und für Kaffee. Daher nahm das „disige" Gredi die große, — fast hätt' ich gesagt, vierschläfrige, denn so groß ist sie — Kaffeemühle hervor und mahlte darin die Gerste zu Pulver und mahlte und mahlte, und es ging wie bei der Wittwe zu Sarepta, von dem Wenigen wurden Alle satt, und das Gerstenrestlein wollte nicht aufhören, so „bschüßig" und nahrhaft war es. Und das Gerstlein hat ihnen über die theure Zeit hinweggeholfen. Darum haben sie auch die alte Kaffeemühle in Ehren gehalten; es ist eine feste, viereckige hölzerne Kaffeemühle mit gewaltigem „Tribel", wie ich meiner Lebtage noch keine gesehen habe und wohl außer eben dieser wohl keine mehr sehen werde. Das ist die Familienkaffeemühle des

Küfers Wirth in Riehen! Die hat ihnen über die theure Zeit hinweggeholfen; und wenn etwa 20 Jahre noch über sie hin in die Welt gelaufen sind — und sie hält es aus (nämlich die Kaffeemühle), so kann sie ihr hundertjähriges Jubiläum feiern; bis dorthin aber soll sie ihr Ehrenplätzchen haben unter den Erinnerungszeichen an eine schwere aber glücklich überstandene Zeit, an die Zeit des Durchzugs der „Kaiserlichen", das heißt der verbündeten Russen, Oesterreicher und Deutschen durch Riehen und Basel in den Jahren 1813 und 1814.

Die Pfahlbauten-Sammlung
im Bundespalast zu Bern.

Von **R. Forrer**, Hottingen-Zürich.

Die s. Z. von Hrn. Dr. V. Groß in Neuenstadt durch die Eidgenossenschaft angekaufte Pfahlbauten-Sammlung hat bekanntlich vorläufig ihren Sitz in einem obern kleinen Saale des Bundespalastes erhalten und ist daselbst von Hrn. E. v. Jenner in geschmackvoller und genau wissenschaftlicher Weise aufgestellt worden. Der durch Oberlicht erhellte Raum ist rechts und links mit an die Wand angelehnten Glaskästen und in der Mitte durch ein Glaspult mit Aufsatz belegt. Letzteres enthält neben verschiedenen Thierschädeln und dergl. die Knochenreste von mehr als 25 menschlichen Individuen, eine Summe von Resten des Pfahlbaumenschen, wie sie an keinem zweiten Orte so stark und gut vertreten ist. Die Schädel sind alle wohlausgebildet und Virchow, der sie untersucht, sagt von ihnen, daß sie mit Ehren neben die Schädel der Kulturvölker gestellt werden können und daß sie keine Spuren einer niedern Rasse an sich tragen, im Gegentheil, „daß dies Fleisch von unserm Fleisch, und Blut von unserem Blute war"! *

Der Mitteltisch zeigt uns eine Menge von Klingen, Messern, Lanzen und Schabern aus Feuerstein; daneben jene Spinnwirtel, wie man sie in

* Vgl. Rud. Virchow in seinem Vorworte zu dem Prachtwerke von Dr. Groß: Les Protohelvètes; Berlin, Asher und Paris, Bär 460.

den Pfahlbauten so häufig findet und die uns lebhaft an die fleißige Hausfrau des Mittelalters erinnern. Die Steinbeile, als das primitive Werkzeug des Pfahlmannes, sind in großer Reichhaltigkeit der Formen und des Materials vertreten, ebenso die Knochennadeln, Pfrieme, Pfeilspitzen &c. Das Hirschhorn lieferte daneben zu Schaufeln, Hacken, Harpunen, Amuleten und vielem Anderm das Material, und es ist dabei oft interessant, die Sparsamkeit sowie die Findigkeit zu erkennen, mit welcher der Pfahlbauer jenes auszunützen und zerbrochenes Geräthe zu neuem solchem umzuarbeiten wußte. Die Vitrinen rechts bergen die für die Blüthezeit der Steinkultur charakteristischen Steinhämmer, deren sorgfältige Arbeit, schöne Politur und regelmäßige Durchbohrung eines Jeden Bewunderung erregen; ebenso die prachtvollen Lanzen und Dolchklingen aus Feuerstein, wozu das Material allem Anschein nach aus Frankreich hergeholt worden ist. Endlich wollen wir die in allen Farben vertretenen Steinbeile aus Nephrit erwähnen; einem Gesteine, dessen Herkunft immer noch räthselhaft ist, wenn auch immerhin die Hypothese von einem prähistorischen Import aus Asien oder gar Australien als eine erledigte betrachtet werden darf. Die großen schweren Schleif- und Mahlsteine, sowie die thönernen Webstuhlgewichte (auch Gewebe liegen auf), wie man sie bei jeder Pfahlbauhütte in einigen Exemplaren vorgefunden hat, zeigen uns den Pfahlbauer als seinen eigenen Bäcker, eigenen Weber, Selbstverfertiger seiner Werkzeuge und Geräthe. Wie sehr sich aber schon in ältester Zeit die Eitelkeit, zum mindesten der Hang, sich zu schmücken, eingebürgert hatte, illustriren die zahlreichen, mehr oder weniger rohen Anhängsel aus Stein, Horn und Knochen; manche mögen aber auch als Trophäen und Amulete, wie die Bärenzähne, die durchbohrten Petrefakten und anderes Verwendung gefunden haben. —

Die erst in neuester Zeit für die Schweiz mit Sicherheit nachgewiesene Kupferepoche ist in unserer gemeineidgenössischen Sammlung durch eine Reihe prachtvoller Exemplare vertreten. Die in diesen Kulturabschnitt zu weisenden Kupferobjekte zeigen in ihren Formen oft frappante Aehnlichkeit mit den trojanischen Alterthümern Dr. Schliemann's, mit Kupferfunden aus Cypern, Griechenland und Oesterreich-Ungarn, so daß ein Zusammenhang mit denselben keineswegs ausgeschlossen ist!*

---

* Vgl. V. Groß. Protohelvètes und R. Forrer: Statistik der in der Schweiz ge-

Die Bronzeperiode, das „eherne Zeitalter" des Homer, wird uns durch die Sammlung des Bundespalastes in einer durchaus vollständigen Weise vor Augen geführt. Die zahlreichen Bronzebeile, Meißel, Pfrieme, Hämmer &c. zeigen uns den Pfahlbauer als Arbeiter, die Angeln ihn als Fischer, die Sicheln als Landmann und die Schwerter, Lanzen, Dolche, Messer, Pfeilspitzen &c. als Krieger und Weidmann. Haben wir schon zur Steinzeit eine reiche Auswahl an Schmuck und Ziergeräthen gefunden, so wiederholt sich dies hier in noch weit größerem Maße. Die Zahl der Haarnadeln ist wie der Reichthum ihrer Formen eine unermeßliche, und die prachtvollen Armspangen in Bronze bieten einen seltenen Anblick. Kaum kann man es fassen, daß diese manigfaltigen Sachen mit ebenso verschiedenen Formen wie Ornamenten hier im Lande selbst angefertigt worden sein sollen. Lange hat man auch auf eine ausländische Einfuhr geschlossen, allein gerade die zahlreichen Gußformen dieser Sammlung sind es, die als Hauptzeugen dafür eintraten, daß wir es hier mit inländischen Produkten zu thun haben. Die Schweiz besitzt in dieser Sammlung wohl eine der reichsten Zusammenstellungen vorgeschichtlicher Gußmodelle, und der wissenschaftliche Werth derselben ist für die Geschichte unserer Kultur ein unermeßlicher. Trefflich läßt sich an denselben die angewendete Technik beim Bronzegusse, gleichzeitig auch erkennen, daß damals bereits eine ganze Reihe verschiedener Methoden üblich waren. Neben den äußerst mannigfaltigen kleinern Schmuckgehängseln, nehmen die Kämmchen aus Bronze und Holz, besonders aber die Perlen aus Glas und Bernstein, sowie die Zierrate aus Gold ein besonderes Interesse in Anspruch. Letzteres dürfte unsern einheimischen Flüssen entstammen, während dagegen die Bernsteinperlen im Verein mit andern für den Norden typischen Sachen auf Verbindungen mit Norddeutschland hinweisen. Auch jene Glasperlen dürften vielleicht ausländischen Ursprunges sein, doch ist deren Provenienz bis heute noch nicht festgestellt. Auf einen regen Verkehr der Pfahlbauer unter einander scheinen die Einbaumkähne, das Pferderüstzeug, insbesonders die schönen bronzenen Pferdetrensen u. A. hinzudeuten.*

Der Keramik unserer Pfahlbauer ist ein besonderer Schrank auf der

---

fundenen Kupferobjekte, „Antiqua", Unterhaltungsblatt für Freunde der Alterthumskunde (Prähistorie), 1885.

* Hierüber vgl. besonders Ferd. Keller's Pfahlbautenberichte und V. Groß' Photohelvètes.

linken Seite des Zimmers gewidmet und das für die Metallgeräthe Gesagte gilt auch hier. Große Platten aus Thon sind mit eingravirten Verzierungen bedeckt und deren einzelne Felder nicht selten mit verschiedenen Farben bemalt. Dieselben Ornamente, bestehend in Linien- und Kreiskombinationen wiederholen sich auf den übrigen Thonvasen, Schalen, Urnen ꝛc. Manche der eingravirten Linienornamente sind mit einer weißen Masse, einige sogar mit Streifen reinen Zinnes ausgelegt — eine Zierweise, die man heute noch auf Madagaskar angewendet findet.

Mit dem Ende der Bronzekultur findet auch die Zeit der Pfahlbauten gleichsam ihren Abschluß. An die Stelle des glänzenden Erzes tritt dunkles Eisen — das noch heute die Welt beherrschende Metall. Es beginnt die Eisenzeit, und auch aus dieser enthält die schweizerische Sammlung noch eine nette Auswahl von Artefakten. Die Epoche, welche uns dieselben vorführen, ist die Zeit der Helvetier, jenes ursprünglich gallischen Völkerstammes, von dem uns Cäsar in seinem „gallischen Krieg" so Interessantes zu berichten weiß. Wo früher Bronze, Stein, Horn und Knochen herhalten mußten, da funktionirt nunmehr das Eisen, und dieses sehen wir ebenso zu Waffen und Werkzeugen, wie zu Schmuck und Hausgeräthen verwendet. Eisern war auch die Kraft dieser Leute, unter ihrem Hiebe bog sich das Schwert und spaltete sich der Schädel, das beweisen die bei La Tène gefundenen, von tiefen Schwerthieben durchfurchten Menschenschädel und Pferdegerippe.* Eisern mußte aber auch die Kraft und der Wille jener Leute sein, die, ohne jede Kenntniß des Eisens, jene Tausende von Pfählen in den Seegrund trieben, jene Urwälder lichteten und mit den einfachsten Werkzeugen uns eine Gasse, der Freiheit einen Hort schufen. Trefflich wissen diese Gedanken zu wecken die beiden pracht- und wirkungsvollen Gemälde von A. Bachelin, welche die Mittelwand des Sammelzimmers zieren und zwei Pfahlbauten, Pfahlbauer, Weib und Kind in regem Treiben und Schaffen darstellen, besser als alle Beschreibung den Beschauer in jene fernen Zeiten zurückversetzend und ihm zurufend: Gedenke Deiner Vorväter und ehre ihre Reste!

---

* Vgl. A. Vouga, Les Helvètes, à la Tène. V. Groß, La Tène. H. Messikommer, die gallische Niederlassung von La Tène ꝛc.

Kirchliche Zustände im Baselbiet
zu Ende des 17. Jahrhunderts.

Von —ch.

Nachstehende Aufzeichnungen sind dem Protokoll der General-Kapitel (Synodalversammlungen der HH. Geistlichen) entnommen, abgehalten von 1668 bis 1699 in den Kirchen zu Liestal, Sissach, Höllstein und Pratteln. Die Verhandlungen begannen, nach genau vorgeschriebenem Cermoniel über den Vorsitz, jeweilen Morgens 8 Uhr mit einer Predigt. Nach Beendigung derselben folgte die Einweihung der neu in's Predigtamt aufgenommenen Kandidaten und nachher wurde Umfrage gehalten, was ein Jeder über die ihm anvertraute Heerde zu klagen wisse. Da gab es nun der Wünsche und Klagen kein Ende:

Anno 1668 klagt Pfr. Lichtenhahn v. Reigoldswil: An Samstagen legen die Wirthe Wein ein, daher am Sonntag die Leute gar dumm und schläfrig in die Kirche kommen — Pfr. Strübin von Bubendorf: Das Kartenspiel nimmt immer mehr überhand; es gebe gar viele Verschwender. — Pfr. Bruckner von Rothenfluh: Der Wächter verzeige ihm die Leute nicht, welche während der Kirche im Dorf herumlungern. — Dekan Richard von Bennwyl: Die Hirten fahren auch an den Sonntagen aus; nur etwa an Festtagen lasse sich einer in der Kirche sehen. Die Lampenberger sind unstellig, weil sie ihre Kinder nach Bennwyl zur Schule schicken müssen. — Pfr. Schönauer von Sissach klagt über zu viel Wirthshäuser; es seien deren 7 in seinen sechs Gemeinden (Zunzgen zählte damals noch zur Pfarrei). — Pfr. Halter v. Gelterkinden: Die Ormalinger sind schlechte Christen, besuchen die Kinderlehren nur selten — Pfr. Gernler von Buus: Statt des Besuchs der Kinderlehren wird die Zeit mit Spielen, Tanzen und andern nichtsnutzigen Sachen zugebracht. — Dekan Grynäus in Munzach: Die Gäste bleiben über 9 Uhr im Wirthshaus, fluchen und schwören. — Leutpriester Brandmüller von Liestal: Wird an Sonntagen irgend ein Gewild verspürt, da gehen die Leute auf's Jagen und am Dienstag, wenn er seine Wochenpredigt halte, werde gekarrt und gefahren, obwohl er bei angehendem Tag schon mit dem Gottesdienst beginne. — Pfr. Bauhin von Muttenz: Die Kinder gehen am Sonntag mit dem Vieh z'Weid, versäumen den Gottesdienst und treiben allerhand Unheil. Wenn die Leute ein Aufrichtmähli, Sichellöse oder eine Metzgete vorhaben, so stellen sie es gewiß auf einen Samstag an, bringen die Nacht mit Essen, Trinken, Jöhlen zu und machen sich so für den folgenden Tag untüchtig zum Gottesdienst. Am Sonntag Nachts vor einer Hochzeit gehen die Knaben zum Hochzeiter, die Mädchen zur Braut, bleiben die Nacht beisammen und treiben allerlei „Ueppigkeit“. — Pfr. Mangold von Mönchenstein will, daß in den Haushaltungen Nachschau gehalten werde, ob jede mit einer Bibel, dem Testament oder Psalmbuch versehen sei. — Pfr. Burkhard von Riehen: Nicht blos bei Mannsbildern, sondern auch bei Weibsbildern nimmt die Trunkenheit so überhand, daß Weiber oft am hellen Tage ganz trunken in den Gassen herumzuzwirbeln sich nicht scheuen. — Pfr. Stöcklin von Oltingen: Die Bauern machen oft unnütze Weinkäufe, nur um des Saufens willen; folgenden Tags, wenn der

Rausch ausgeschlafen und der Käufer reukäufig geworden, gehe das Trinkgelage wieder von Neuem an; die Uerte müsse dann Jener bezahlen, der den Kauf aufgegeben. Gewöhnlich werde nach der Predigt Gemeinde gehalten; da zanken sich die Leute oft heftig herum. Er rügt den wüsten Brauch des nächtlichen Einsteigens bei jungen Leuten. — Der Pfarrer von Läufelfingen zählt oft nicht mehr als 2 oder 3 Verheirathete in den Kinderlehren.

An der Synodalversammlung von 1690 bringt der Pfarrer von Benken vor: Wenn man neue Scheunen beschlage, machen die Buben an den Oberten Seiler fest und reiten mit den Töchtern, was großes Aergerniß gibt und Uebel nach sich zieht. Frägt zugleich an, ob es seinen Zuhörern gestattet sei, um des Tanzes willen nach Flühen zu wandern, sonderlich an Sonntagen? — Pfr. Zwinger von Liestal: Während des Gottesdienstes laufen die Leute zum Thor hinaus; drum sollten die Thore geschlossen werden. Das Auffahrtsfest werde Nachmittags durch Schwelgereien, Tanzen und Jauchzen profanirt. — Der Pfarrer von Gelterkinden: Die Nebendörfler, namentlich die Rickenbacher besuchen die Kinderlehren gar schlechtlich: nun verlangen sie gar noch einen eigenen Schulmeister, da doch Rickenbach nur eine halbe Stunde von Gelterkinden entfernt sei. Der Gelterkinder Schulmeister sei in seinem Fache zwar tüchtig, leider aber übelhörig, könne die Kinder nicht „korrigiren". Bei den Leichenpredigten sei großer Mißbrauch eingeschlichen; bald müsse er jedem liederlichen Kerl eine Leichenpredigt halten, was doch sehr beschwerlich sei. — Der Pfarrer von Reigoldswyl klagt über einen Schuhmacher auf Gorisen, der nie zur Kirche gehe und gar entsetzlich fluche und schwöre. — Der Pfarrer von Waldenburg: Sein Schulmeister sei ein eigensinniger Kopf, lasse sich nicht viel sagen, doch werden die Kinder wohl informirt.—

An der Synodalversammlung zu Liestal (4. Juni 1696 wurde eine Raths-Erkenntniß verlesen gegen Zauberei und Hexerei und darin die Pfarrer ermahnt, strenge darauf zu vigiliren; sie sollen fleißig Kinderlehre halten und dahin arbeiten, daß die Wiedertäufer aus dem Lande geschafft werden. In gleicher Session brachte der Pfarrer von Sissach vor, wie schändlich der Sabbath und die Festtage durch Spielen, Werben, Fahren und Karren entheiligt werde. Er wünscht, daß seine Bannbrüder und Unterbeamten ehrlicher und bescheidener wären. — Der Pfarrer von Pratteln möchte wissen, ob Knechte und Mägde auch zur Kinderlehre sollen angehalten werden? Er rügt den Umstand, daß die Augster sechs Sonntage nacheinander nach Sissach zum Schießen beordert seien und dadurch vom Gottesdienst abgehalten werden. — Der Pfarrer von Buus lamentirt wegen schlechter Bestellung der Schule. — Der Pfarrer von Benken ahndet „der unbesonnenen Jugend unerlaubte Buhlereien", so das Einsteigen mittelst Leitern. — Dekan Frei von Sissach empfiehlt den geistlichen und weltlichen Herren mehr Harmonie; sie sollen, wie Moses und Aron, unter sich einig sein, was eben nicht geschehe. Sodann habe man den armen Leuten bei dieser theuren Zeit verwehrt, Kräuter ab den Matten zur Stillung des Hungers zu raufen; er klagt auch über Wucher, der mit Früchten getrieben werde. —

Solcher Klagelieder, wie sie hier aufgezählt sind, wären noch viele — doch genüge es an diesen. Und da sage man noch: „Es ist nicht mehr wie ehemals;" die jetzige Generation sei weniger religiös, weniger sittsam, nicht so enthaltsam, dafür aber genußsüchtiger, gottloser, als es unsere Vorfahren gewesen!

Die Stadt Laufenburg

zur Zeit des dreissigjährigen Krieges.

Von Fr. Wernli.

Das Stadtarchiv zu Laufenburg enthält gegen 200 Aktenstücke aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges, die beweisen, daß derselbe die Mauern auch dieser heute so friedlichen Waldstadt hart berührt hat. In den ersten 14 Jahren des Krieges allerdings sahen die Bewohner des Städtchens keinen Feind vor ihren Thoren, später aber litten sie schwer unter Freundes- und Feindesdruck und lange noch, nachdem der Friede zu Münster und Osnabrück geschlossen war, blieben tiefe Wunden zu heilen. Leider sind die Akten sehr lückenhaft und lassen uns gerade da im Stich, wo die Ereignisse am spannendsten sind. In die Lücke des orientirenden Materials treten dagegen nebst Biographien des Herzogs von Weimar und Ludwigs von Erlach die Darstellungen des Krieges von Chemnitz, die eidgenössischen Abschiede, das Theatrum Europaeum und andere Quellen mehr.

Die erste offizielle Kunde von dem ausgebrochenen Krieg kam nach Laufenburg Ende September 1619. Auf einem Ausschußtag in Ensisheim, wozu Abgeordnete der vier Waldstädte am Rhein von Statthalter, Regenten und Kammerräthen der vorderösterreichischen Regierung auf den 26. September geladen waren, wurde eröffnet, daß die aufrührerischen und widersetzlichen Böhmen sich hochsträflich vermessen haben, kurfürstliche Gnaden, Herrn Pfalzgrafen bei Rhein zu ihrem König in Böhmen zu erkiesen und auszukünden; es bleibe noch abzuwarten, was der Gewählte thun werde, indessen sei es nothwendig, daß die Besatzungen in Breisach und Ensisheim liegen bleiben, und zum Unterhalt derselben eine Kriegssteuer bezogen werde. Ferner solle man bedacht sein, anstatt der Hackenbüchsen eine größere Anzahl Musketen anzuschaffen und die Landfähnlein mit tauglichen Subjekten zu ergänzen.

Pfalzgraf Friedrich nahm die böhmische Krone an; welches Unheil daraus für das unglückliche Land entstand, ist bekannt und hier nicht der Ort, um davon zu erzählen.

Auf einem zweiten Landtag in Ensisheim, Montag den 29. Januar 1620, erschien nach beendigtem Gottesdienst Erzherzog Leopold von Oesterreich persönlich und ließ durch seinen Kanzler mündlich und schriftlich vortragen, die rebellischen Böhmen, Ungarn und theils die Oesterreicher selbst halten mit großer Kriegsmacht und Hilfe mächtiger Potentaten die kaiserlichen Erblande besetzt, weshalb allerorts in- und außerhalb des römischen Reiches Grenzen dem Kaiser Hilfe geleistet werden müsse. Es sei auch zu befürchten, der Feind, welcher auf allen Seiten drohe und rüste, möchte in die vordern Lande eindringen, zumal da dieselben nur mangelhaft bewehrt seien, und namentlich Breisach und Freiburg ungenügende Besatzung enthielten; daher werde zur: 1) Anwerbung von Kriegsvolk zu Roß und zu Fuß; 2) Beschaffung der Mittel zur Erhaltung desselben; 3) Ausbesserung der Befestigungswerke von Breisach; 4) Ergänzung der Munition, beantragt: Es sei eine allgemeine Kriegskontribution zu erheben. Allein dieses Verlangen stieß auf starken Widerstand, der Prälatenstand weigerte sich anfänglich entschieden, eine solche Steuer zu zahlen, und die weltlichen Stände fürchteten, es möchte aus dem Bezug der einmaligen Steuer das Recht abgeleitet werden, in Zukunft ähnliche Steuern erheben zu dürfen. Nach 14tägiger Berathung beschlossen endlich die Stände, eine Kontribution zu bewilligen und zwar 150,000 Gulden für den Kaiser, und 300,000 Gld. für Vertheidigungszwecke des vorderösterreichischen Gebiets. An diese Summe sollten 15,000 Gld. binnen 14 Tagen für die Besatzung in Breisach und Ensisheim bezahlt werden; 100,000 Gld. auf Lätare für den Kaiser und 35,000 Gld. zum Zweck der Landesdefension; 155,000 Gld. auf Pfingsten, 100,000 Gld. auf Michaelis; der Rest von 50,000 Gld. für den Kaiser auf den Tag Hilarii. Damit das Geld innerhalb der gesetzten Frist einbezahlt werden könne, wurde beschlossen, es bei den Eidgenossen zu leihen.

Leider hat sich bis jetzt im Gemeindearchiv Laufenburg nur ein Schatzungsrodel entdecken lassen, der von dem Beitrag der Stadt an obige Kontribution spricht; es ist das auf Lätare 1620 angelegte Steuerverzeichniß, welches speziell zu genanntem Zweck verfaßt ward. Nach demselben wurden zur Bezahlung der Steuerquoten, auf Lätare fällig, 324 ℔ 2 ß eingezogen, wovon 10 ℔ 10 ß Einzugskosten abzurechnen sind. Da die Zahl

der steuerpflichtigen Einzelpersonen und Familien 304 beträgt, so wäre der Betrag für dieselben durchschnittlich etwas mehr als 1 ℔; die höchst Besteuerten waren Peter Straubhaar's Erben mit 4 ℔ 15 ß.

Nach der Schlacht am Weißen Berg und der Aechtung des Pfalzgrafen Friedrich ward ein neuer Landtag auf den 8. Februar 1621 ausgeschrieben. Wiederum verlangte Leopold eine einmalige Kriegssteuer von 500,000 Gulden; er erinnerte an die Privilegien, die die Stände genössen, und die Gutthaten, so sie vom Haus Oesterreich erhielten, wollte auch einen Revers ausstellen, daß die Bewilligung der Summe durchaus nicht als Präjudiz aufgefaßt werden solle und wollte schließlich sich auch mit 400,000 Gld., zahlbar innert 2 Jahren in 4 Terminen begnügen. Allein die Abgeordneten der Städte erklärten, keine Vollmacht zur Gewährung des Begehrens zu haben, und so löste sich nach 14 Tagen die Versammlung auf, um sich auf Oculi in Freiburg wieder zu vereinigen, da die Städtegesandten eidlich versprochen, bis dahin ihre Vollmachten zu vervollständigen. Obschon ein Aktenstück über diesen Landtag dem Verfasser nicht vorliegt, so ist es doch sehr wahrscheinlich, daß dem Begehren der Regierung entsprochen wurde; wenigstens weisen „der Stadt Lauffenberg Seggelbücher", soweit sie vorhanden sind, stets die Notiz auf, „Schatzungsgeld nach Breisach oder Freiburg geliefert." Ja die Summen werden sogar immer größer: 1622: 333 ℔ 3 ß; 1623: eine Quote auf auf Martini 178 ℔ 14 ß 7 ϑ; 1624: 684 ℔ 17 ß; 1625: 715 ℔ 15 ß; 1632 dagegen nur 563 ℔ 11 ß 10 ϑ.

So sehr die Regierung die Steuerkraft ihrer Unterthanen auszunützen suchte, ebenso energisch sorgte sie dafür, daß kein minderwerthiges Geld in Kurs kam, und auswärtige Potentaten verhindert wurden, Geld aus dem Lande zu saugen. So ward männiglich bekannt gegeben, die bayerischen Thaler seien minder werth als die leopoldinischen, und als der Papst von dem ganzen Klerus Deutschlands die Abgabe des zehnten Pfennigs verlangte und mit der Kollekte den Bischof von Aichstädt beauftragte, der dann wiederum den Bischof von Konstanz als Einzüger der Abgabe in den vordern Landen bestellte, erließen „Röm. kaiserl. Majestät auch Fürstl. Durchlaucht Leopoldi, Erzherzogs zu Oesterreich Statthalter, Regenten und Räthe vorderösterreichischer Lande, Hans Christof von Stadion und Johann Melchior Kletzl von Altenach, den Befehl, solchen Einzug keineswegs zu gestatten, und, falls doch der Versuch gemacht würde, solches Anmaßen nach Ensisheim zu berichten."

Um Truppen und Garnisonen vor Wucher zu schützen, ward der Vorkauf von Lebensmitteln, Getreide und Schlachtvieh streng untersagt.

Da der Kriegsschauplatz nach Beendigung des böhmischen Aufstandes in die Pfalz und an den Oberrhein verlegt wurde, ward die Sache für die vier Waldstädte (Rheinfelden, Säckingen, Laufenburg und Waldshut) bereits bedenklicher. Mit aller Anstrengung wurde an der Befestigung Breisach's gearbeitet, auch Laufenburg that sein Möglichstes dabei, indem es Schanzarbeiter schickte und 1000 Schaufeln, 400 „Pickel", 200 Reuthauen, 200 „Saßlin", 100 Aexte und 100 Beile dorthin zu liefern hatte, an deren Herstellung die Schmiede Tag und Nacht arbeiteten; auch die drei andern Waldstädte erhielten den gleichen Auftrag und Laufenburg wurde verhalten, falls es denselben an Eisen gebrechen sollte, mit solchem auszuhelfen.

Die Nachricht von den Schlachten bei Wiesloch, Wimpfen und Höchst mahnte die Laufenburger, auf der Hut zu sein. Deshalb wurden die Ringmauern ausgebessert, die Doppelhacken und Geschütze reparirt und gereinigt, eilf Mann gossen im Zeughaus auf Rechnung der Stadt Kugeln. Ernster wurde die Lage noch, als die Regierung von Ensisheim meldete, daß das pfalzgräfliche und mansfeldische Kriegsvolk in vollen Haufen den Rhein heraufziehe, und gleichzeitig befahl, die Landfähnlein aufzubieten. Wer dazu gehörte, hatte sich zur Verfügung des Hauptmanns Dietz in Rheinfelden zu stellen und sich mit Geld auf vierzehn Tage zu versehen. Letzteres mußte nöthigenfalls den Ausgehobenen von der Stadt verschafft werden. Für den Fall, daß etliche von den auf Piket gestellten nicht im Besitz voller Bewaffnung wären, hatten die Bürger, die völlige Ausrüstung besaßen, auszuhelfen. Doch die Gefahr ging glücklich vorüber; die Erfolge Tilly's hielten den Feind von den obern Landestheilen ab.

Noch einmal aber hatte die Stadt Ursache zur Aufregung gegen Ende des Jahres 1624. Ein Handschreiben des Erzherzogs Leopold machte die Laufenburger aufmerksam, daß der Feind unversehens die Stadt überfallen könnte; die Bürgerschaft solle sich mit Pulver und Blei versehen und sich mindestens auf ein halbes Jahr verproviantiren. Oberstlieutenant Wernher Escher von Büningen sei beauftragt, die vier Waldstädte zu inspiziren, dessen Anordnungen man genau nachzukommen habe. Der Rath zu Laufenburg veranstaltete deshalb eine Musterung der waffenfähigen Mannschaft. Es ergab sich dabei, daß der Stadt Kontingent aus folgenden Wehrkräften bestand: 48 Doppelsöldner mit ganzer Rüstung und 16 Fuß langen

Spießen, 6 Doppelsöldner mit langen Schlachtschwertern, 10 Hellebardiere ohne Rüstungen, 112 Musketiere, 31 Hackenschützen, 2 „Zimmeräxte" und 2 Spielleute; im Nothfall konnten auch noch 26 ledige Bürgerssöhne bewaffnet werden. Ferner wurden die Landleute im Namen des Erzherzogs aufgefordert, alle ihre Vorräthe an Getreide und Lebensmitteln in die Stadt zur Aufbewahrung zu schaffen, damit selbige nicht etwa in feindliche Hände geriethen. Wiederum war die Gefahr nur eine vermeintliche; kein Feind erschien. Im Gegentheil entfernte sich das Theater des Krieges nach Norden, weil Christian von Dänemark nun in die Ereignisse eingriff. Aber auch hier waren die kaiserlichen und liguistischen Waffen siegreich; Tilly besiegte Christian bei Lutter am Barenberg, während schon vorher Mansfeld von Wallenstein an der Dessauerbrücke geschlagen worden war. Die Freude des Kaisers über diesen Sieg war groß und sein ganzes ihm treu gebliebenes Reich sollte daran Theil nehmen. Von Ensisheim kam die kaiserliche Verordnung: „Demnach der allmächtige Gott der Röm. kaiserl. Majestät unter dem Generalkommando Herzog Albrechts von Friedland eine fürtreffliche Viktori wider den Reichsächter Mansfeld, den 25. Monats Aprilis, gnädiglich verliehen, so wird, damit dem Allmächtigen wegen verliehenen Siegs gebührend Dank gesagt, die Viktori publizirt und um Kontinuirung der göttlichen Gnade und Beistand gebeten werde, anbefohlen, daß Sonntags den 17. Mai solenni modo durch öffentliche Prozession, Singung des hochberühmten Lobgesangs Te deum laudamus, und gegen Abend oder Morgen durch Losbrennen der groben Stücke dem Allmächtigen gebührende Danksagung entrichtet werde, sintemalen es zu der Ehre Gottes und auferbaulichen Erhaltung christlicher Religion gereichen thut."

Die Furcht drohender Kriegsgefahr war von den Gemüthern gewichen und fröhlicheres Leben herrschte wieder in der Stadt; dies läßt sich einer Notiz in der Stadtrechnung von 1626 entnehmen. Im Schützenhaus führte nämlich der Schulmeister mit seinen Schülern eine „Komedi" auf, über deren Inhalt wir leider nichts wissen. Wohl mag die Aufführung gefallen haben, denn der Rath spendete den Betheiligten einen Trunk auf Gemeindekosten. Die Rechnung belief sich auf 2 ℔ 10 ß.

Wallenstein's Name begegnet uns zum zweiten Mal in einem Aktenstück von 1627, worin die Regierung die Weisung ertheilt, daß den Werbern, welche im Auftrag des Friedländers Kompagnien in Sold nehmen, freier Durchpaß gewährt werde, falls sie allerwegen gute Kriegsdisziplin halten,

Niemand beschädigen noch bedrängen und Wirthe und Gastgeber ordentlich bezahlen.

Eine kleine Episode, die im Jahr 1627 spielt, soll hier nicht vergessen bleiben. Ein Bürger von Laufenburg, Jakob Kleinschmidt, ließ in Waldshut und bei Johann Baptist von Schönau, Hauptmann der vier Waldstädte am Rhein und Vogt der Herrschaft Laufenburg und Rheinfelden, verlauten, die vier Städte hätten die Absicht, gegen Oesterreich zu rebelliren; dasselbe behauptete auch Itel Jos von Reinach, Obervogt der Herrschaft Schwarzenberg und Kastel. Die Regierung in Ensisheim spricht darüber ihr großes Verwundern aus, da die Städte doch stets treu gewesen, und hofft, es werde dies auch in Zukunft geschehen. Was Wahres an der Behauptung war, läßt sich nicht erkennen, weil nur ein einziges Aktenstück vorhanden ist.

Durch die Siege seiner Truppen war der Kaiser auf den Höhepunkt seiner Macht gelangt, die derselbe denn auch gehörig auszubeuten unternahm; der Beweis liegt im Erlaß des sog. Restitutionsediktes, das ein Jahrhundert alte Einrichtungen aufheben sollte. Gegen dieses Uebergewicht des Kaisers zeigte sich jedoch baldige Opposition der Nachbarstaaten. Von Norden drohte Schweden, auch französischer Einfluß trat bereits zu Tage. Schon am 25. Mai 1629 erließ die vorderösterreichische Regierung das Mandat, man solle fleißig Obacht auf geheime Werber geben; es gingen nämlich solche überall an den Grenzen herum, die für Frankreich Soldaten anzuwerben suchten; würde man solcher habhaft, so sollte man sie sammt ihren Rekruten in sichern Gewahrsam bringen und alsbald hierüber einberichten. Schlecht gekleidete Franzosen durchstrichen auch als Spione das Land, sie trugen falsche Urkunden bei sich mit dem Inhalt, die Träger derselben hätten im Krieg Hab und Gut verloren und seien deshalb genöthigt, barmherzige Leute um Almosen anzuflehen. Auch auf diese gab man scharf Obacht, und wo ein verdächtiges Individuum erblickt ward, wurde es einem genauen Examen unterworfen.

Damit Laufenburg, weil nun nach mehrjähriger Ruhe doch auf's Neue unsichere Zeiten in Aussicht standen, nicht etwa von einem plötzlich vor den Thoren stehenden Feind überrascht würde, wobei leicht Verwirrung entstände und die Stadt eingenommen würde, so ward die alte „Stadtordnung bei Feindsgeschrei und Feuersgefahr" erneuert. Deren Inhalt ist folgender:

An der Spitze der gesammten Bewohnerschaft steht ein Hauptmann,

dessen Beigeordnete der ganze Rath und jeder, dessen er bedarf, bilden. Bei ihm steht auch der Pannerherr und ein Wachtmeister. Bei Allarm haben sich sämmtliche Schützen beim Zeughaus zu sammeln und dürfen sich ohne Befehl des Hauptmanns nicht von dort entfernen. Die Mannschaft wird nun folgermaßen vertheilt:

1) Am Zwinghof vor dem Marktthor ein Hauptmann mit 7 Zugeordneten. 2) Am Marktthor 4 Mann. 3) Auf der Pfalz ein Hauptmann, und als dessen Zugeordnete der Schulmeister, alle Priester nebst 2 Mann. 4) Ein Hauptmann auf der Brustwehr vom Storchennest bis an das Wasenthor innerhalb der Stadt mit 2 Beigeordneten. 5) Im Thurm und auf der äußern Brustwehr vom Schloß bis zum Wasenthor 5 Mann. 6) Auf dem äußern Wasenthurm oder „Rundellen" 6 Mann. 7) In dem Thürmlein vor dem Schwertlisthurm und der Brustwehr bis an das Wasenthor 5 Mann. 8) In dem untern Bollwerk an des Bürer's Thürlein die Brustwehr hinauf bis an den Schwertlisthurm und an den Rhein 5 Mann. 9) Auf der Brustwehr innerhalb der Stadt vom Wasenthor bis zu Wicker's Häuslein 5 Mann. 10) Auf dem Wasenthor halten 4 Mann Ausschau und 5 Mann im Schwertlisthurm. Jenseits des Rheins in Kl.-Laufenburg stehen im obern und untern Thurm und am Waldthor jeweilen 4 Mann.

Zur Bedienung des groben Geschützes in der Stadt werden verordnet: 1) zum Drachen 3 Mann; 2) zum Falkonen 2—3 Mann; 3) zur „Luexinen"* 3 Mann; 4) zu den zwei Falkoneten je 2 und 3 Mann und endlich zu den übrigen Stücken 4 Mann. Diese Geschütze werden durch alle Pferdebesitzer an ihre Standorte gebracht. Die bewaffneten Thorschließer dürfen ohne Erlaubniß des Rathes kein Thor mehr öffnen; alle übrigen Männer sammeln sich um das Banner auf dem Marktplatz und harren daselbst des Befehls des Kommandanten.

Im Juli 1630 landete Gustav Adolf bei Usedom mit seinem trefflich geschulten Heere, und ungefähr um die gleiche Zeit beraubte sich der Kaiser seines besten Heerführers, Wallenstein. Bald darauf wurde wieder ein Landtag nach Ensisheim ausgeschrieben, wo die alten Begehren nach Proviantlieferung in die Festung Breisach, nach Geld :c. gestellt wurden. Auch wurden große Werbungen im Namen des Kaisers unternommen, während

---

* Schau hinein.

andrerseits auch die Protestanten solche in der Eidgenossenschaft versuchten; der Rath von Laufenburg wurde eingeladen, sein Augenmerk auf letztere zu richten und bei Tag oder Nacht zu berichten, was der alte Markgraf von Durlach und sein Sohn in der Schweiz treiben, da das Gerücht ging, diese hätten bei 1000 Mann Soldtruppen geworben. Nach den Siegen des Schwedenkönigs, der in das Herz Deutschlands vorrückte, öffnete sich vor den Augen der vier Waldstädte am Rhein eine bange Zukunft. Bei Beginn des Jahres 1632 ward in Aussicht gestellt, daß wegen der je länger je mehr fürbrechenden Gefahren zur Defension dieser Lande etliches Kriegsvolk einrücken werde. Im Februar ergeht der Befehl, „des Vaterlandes hohe Nothdurft erfordere die Landfähnlein aufzumahnen, also sollen alle laufenburgischen zum rheinfeldischen Landfähnlein gehörigen Unterthanen, je der völlige dritte Mann wie von Alters her, alsbald nach Rheinfelden kommen, auf einen Tag acht oder zehn zu ihrer Unterhaltung mit Geld oder Proviant versehen, bis anderwärtiger Unterhalt verschafft werden mag.“ Kurz darauf verlangte die Regierung Schanzarbeiter und Zugpferde nach Breisach und beklagte sich bitter, da nur gebrechliche und untaugliche Leute zu dem Zweck hingesandt wurden. Die Situation ward recht ernsthaft; schon plünderten die Truppen des feindlichen Pfalzgrafen Christian von Birkenfeld in der mittleren Markgrafschaft, und der Herzog von Würtemberg traf Anstalten, seine Truppen mit demselben zu vereinigen. Im Mai drohten die Feinde auch von Osten her, woselbst Bregenz und Ravensburg von den Schweden eingenommen wurden. Im Juni rückten auch Habsburgs Erbfeinde, die Franzosen, in's Elsaß ein. Deshalb gelangte im Juli vom vorderösterreichischen Statthalter Schauenburg ein Schreiben an den Rath, des Inhalts: Weil sich streifende Schweden dem Schwarzwald nähern, Laufenburg aber mit wenigem Kriegsvolk sich wohl gegen derartige Streifereien halten könne, so werden im Einverständniß mit dem Generalkommandanten der vordern Lande, dem Grafen von Montecuculi, vom schauenburgischen Regiment Hans Michel von Breinigkofen mit 100 Musketieren als Besatzung in die Stadt gelegt; diese mit der Bürgerschaft und nöthigenfalls herbeigezogenes Landvolk werden die Wachen besetzen, auch wird die Erwartung ausgesprochen, daß die Soldateska gehörig verpflegt werde. Ein sogenannter Rationszedel gibt Aufschluß, was der Soldat an Verpflegung und Sold zu beanspruchen hatte. Die 14 hohen Offiziere des ersten Blatts, wozu Hauptmann, Lieutenant, Fähnrich, Feldwebel, Fourier, Feldschreiber, Feldscherer, die beiden Trommelschläger und

Pfeifer gehörten, erhielten täglich 60 ℔ Brod, 45 ℔ Fleisch, 50 Maß Wein, monatlich 200 Gulden. Die dazu gehörenden 18 Pferde (wobei die Bagagepferde mitgerechnet sind) erhalten jedes täglich 4 ℔ Hafer, 8 ℔ Heu und wöchentlich 3 Bund Stroh. Jeder Korporal bezieht täglich 3 ℔ Brod, 1½ ℔ Fleisch, 1½ Maß Wein und monatlich 4 Gulden. Der Gefreite hatte ½ ℔ Brod und 1 Gulden weniger. Der gemeinen Soldaten Ration und Sold betrug 2 ℔ Brod, 1 ℔ Fleisch, 1 Maß Wein und monatlich 2½ Gulden. Außerdem hatte der Quartiergeber Lagerstatt, Holz, Salz und Licht zu liefern, doch war der Soldat verpflichtet, sich mit des Hauswirths Feuer und Licht zu behelfen.

Kaum war die Besatzung in Laufenburg eingerückt, so war sie dem Rath schon verleidet. Am 19. Juli berichtete derselbe an die Regierung, die Schweden seien aus dem Hegau weg, die Besatzung möchte demnach abberufen werden; allein darauf ließ sich der Statthalter nicht ein; er schrieb: Mit Befremden vernehme er solches Begehren, nachdem er doch so inständig um Hilfe angegangen worden sei; erstens könnte der Feind leicht zurückkehren und zweitens gehe es nicht an, das Kriegsvolk alle Zeit, wenn es einem Jeden beliebt, hin und wieder marschiren zu lassen. Ja die Besatzung wurde noch vermehrt. Der General-Feldoberst und Landvogt Wilhelm, Markgraf von Baden, schickte weitere 50 Mann, die Laufenburg verpflegen mußte. Es half keine Reklamation. Im Gegentheil! Je länger je mehr wurden Truppen nach Laufenburg beordert, im richtigen Gefühl, der Schwede werde sich der Waldstädte zu bemächtigen suchen, um mit den reformirten Schweizern in unmittelbare Verbindung zu kommen. In der That bevollmächtigte der schwedische Statthalter und Kommandant des schwäbischen Kreises Georg Friedrich, Graf zu Hohenlohe, den Oberstlieutenant Forbes, 2000 Mann zu Roß und zu Fuß zu werben und bezeichnete demselben als Lauf- und Musterplätze und Quartiere die 4 Waldstädte am Rhein sammt den umliegenden Dörfern. Forbes kam denn auch nach Basel, wo er im „Storchen" abstieg, sich bei den Dreizehner Herren des Raths anmeldete und um Erlaubniß bat, für seinen König öffentliche Werbungen anzuordnen. Als ihm dies untersagt ward, zeigte er während der Mahlzeit zwei Patente, das eine an Rheinfelden und Säckingen, das andere an Laufenburg und Waldshut gerichtet, worin die vier Orte aufgefordert wurden, sich in schwedische Kontribution zu begeben und eben solche Besatzung aufzunehmen. Im Fall der Weigerung sollte er es mit Gewalt versuchen und mit den bei Schaffhausen und Hohentwiel

stehenden 3—4000 Dragonern die Städte zur Uebergabe zwingen. Forbes hatte verlauten lassen, er werde von Schaffhausen aus diese Briefe versenden, deshalb lauerte man ihm auf, um ihn auf dem Weg von Basel dahin gefangen zu nehmen. Es gelang dies höchst wahrscheinlich nicht, aber auch ein Angriff auf Laufenburg erfolgte nicht, viel weniger eine Uebergabe der Stadt; denn Anfangs Dezember 1632 rückten wieder andere kaiserliche Besatzungstruppen in die Stadt; es war eine halbe Kompagnie unter Hauptmann Honnecker.

Das Erschwerende bei den Einquartierungen lag hauptsächlich in dem Umstand, daß die Soldaten ihre Weiber mitbrachten, die mit ihren Kindern wohl oder übel auch unterhalten werden mußten, falls man vor ihren Diebshänden geschützt sein wollte. Die Spitalrechnung dieses und der folgenden Jahre weist öfter die Notiz auf: „Geschenk an arme Soldaten" und ferner „einer armen Soldatenfrau als Kindbetterin geschenkt 10 ß und 2 Maß Wein."

Unverwüstliche Treue und Anhänglichkeit an das Haus Oesterreich bewiesen im ganzen Krieg die Bauern des Schwarzwaldes trotz der schrecklichen Strafen, die, falls der Feind siegte, über sie verhängt zu werden pflegten. Die acht Einungen der alten Grafschaft Hauenstein schickten denn auch ihre Vorsteher, die Einungsmeister, nach Waldshut mit dem Auftrag, mit den vier Städten, namentlich Waldshut und Laufenburg ein Uebereinkommen zu treffen, wie man vereint dem Feind an den Pässen möglichst viel Resistenz und Widerstand leisten wolle. (Was für Beschlüsse gefaßt wurden, ist unbekannt.)

Hauptmann Honnecker mit seinen Untergebenen erhielt wohl sein Quartier und Lebensmittel, aber mit der Auszahlung des Soldes zögerte der Rath; deshalb beschwerte sich jener beim Rheinfelder Kommandanten, dem Freiherrn Johann von Montrichier. Dieser nahm sich seiner energisch an, so daß Honnecker alsbald bezahlt wurde. Kaum war dieser befriedigt, so ging der Befehl ein, Schanzzeug zu liefern; am 1. Juni 1633 wurde eine neue Extrasteuer im Betrag von 500,000 Gulden auferlegt, an die Laufenburg sein Betreffniß wie Anno 1621 zu zahlen hatte. In der Ankündigung war die versteckte Drohung enthalten, wenn nicht gutwillig gezahlt würde, so sei der Feldmarschall Hannibal von Schauenburg ausdrücklich ermächtigt, durch andere Mittel des Geldes habhaft zu werden. Auch das durchreisende Gefolge Schauenburg's wurde auf der Stadt Rechnung im Gasthaus „zum Pfauen" beherbergt und bewirthet. Die unter

Hauptmann Valentin Hofmann am 2. Juni einrückenden Soldaten verursachten dem Gemeindesefckel wiederum große Ausgaben. Es waren 315 Gemeine mit 28 Offizieren und Unteroffizieren. Die obgenannte Drohung schreckte die Bürgerschaft indessen nur wenig, hatte doch die Regierung nicht die Macht, ihr Geltung zu verschaffen und mußte sie darauf bedacht sein, nicht durch schroffes Benehmen die noch unter ihrer Botmäßigkeit stehenden Gebiete dem Feind in die Arme zu treiben. Sie zog daher gelindere Saiten auf und schrieb: „Damit das mit gutem Effekt geführte Heer in gutem Willen erhalten bleibe und noch verstärkt werden könne, sind die Steuern ausgeschrieben worden. Rheinfelden hat sich bereits anerboten, auf Unterpfänder hin 15,000 Gulden zu zahlen. Deshalb wird gehofft, Laufenburg werde nicht zurückbleiben und in 8 bis 14 Tagen die nämliche Summe liefern. Dafür sollen von den nächst angrenzenden Amtsherrschaften ein oder mehrere Dörfer mit Gefällen und Einkommen und der niedern Gerichtsbarkeit oder einige Höfe pfandweise überlassen werden. Auf solche Unterpfänder hin darf wohl erwartet werden, daß die Stadt ihr Vermögen wage und daß vorräthiges Silbergeschmeide eingeschmolzen würde. Für den ersten Augenblick genügen 4—5000 Gulden. Wird die Regierung im Stich gelassen, so geht die Armee auseinander, dann wird es dem Feind ein Leichtes sein, sich der Stadt zu bemächtigen und, ohne daß dieselbe Dank dafür erntet, wird die Einwohnerschaft viel größere Opfer bringen müssen." Laufenburg fand nicht mehr Zeit und hatte wohl auch nicht große Lust, das Geld aufzutreiben; denn jetzt nahte der Feind ernsthaft. Die Erzherzogin Wittwe Claudia wandte sich deswegen in einem eigenhändig unterzeichneten Brief an die Stadt und ermunterte sie zur Tapferkeit gegen den anrückenden Feind; sie schrieb von Insbruck aus: „. . . Ihr werdet euch in allen Occasionen, da gegen euch etwas feindliches tentirt werden wollte (so doch Gott gnädig verhüte), mit solch' standhaftem, einmüthigen und unerschrockenen Zusammenhalten dem Feind opponiren und Widerstand thun, daß nicht allein ihr Weib und Kind, Hab und Gut vor des Feindes verübter Tyrannei äußerstem Ruin und Unheil erhalten werdet, sondern daß auch euch wegen männlicher Tapferkeit ein unsterblicher Ruhm zu Theil werde. Es ist die tröstliche Hoffnung vorhanden, daß in Folge des in Schlesien glücklichen Prozesses die Sachen bald wieder in bessern Stand dirigirt werden."

Letztere Anspielung bezieht sich auf die Unterhandlungen zwischen Wallenstein und dem General Arnim und den von den Beiden geschlossenen

Waffenstillstand, von dem der Kaiser hoffte, er werde zu einem Separatfrieden zwischen ihm und Kursachsen führen, nach welchem er dann seine Truppen nach Südwestdeutschland schicken könnte, um daselbst den Fortschritten der Schweden ein Ziel zu setzen. Das Schreiben der Erzherzogin befand sich kaum in den Händen des Rathes, als Rheingraf Otto Ludwig vor den Mauern Laufenburgs erschien und die Stadt zur Uebergabe aufforderte. Zu gleicher Zeit belagerte er auch die drei andern Waldstädte. 16 Kompagnien kaiserlicher Reiter ritten vom Bodensee zum Entsatz herbei; Otto Ludwig aber konnte sie überfallen und vernichten. Deshalb ergaben sich drei Städte ohne sonderlichen Widerstand. Einzig Rheinfelden wehrte sich tapfer, mußte aber der Uebermacht erliegen. Mit Recht beklagte sich später Laufenburg bitter bei der Regierung über die Besatzung. Von dieser hatte man erwartet, daß man durch sie vor feindlichem Ueberfall geschirmt werde und hätte sie gern bis zum letzten Mann unterstützt. Allein die Offiziere akkordirten ohne des Rathes Vorwissen mit dem Feind und flohen mit ihren Soldaten unausgesetzt davon; ja, sie hießen sogar die Bürger fliehen, so daß die Stadt schutzlos preisgegeben war und mit starker Brandschatzung, Kontribution und Garnison belegt wurde. Manch Familienglück wurde zerstört, Häuser ruinirt und ausgeplündert und einige Bürger mußten ihr Hauswesen im Stich lassen, bis die Feinde wieder freiwillig abzogen. Bürger und Bauern aus den umliegenden Dörfern waren in's Gebiet der Eidgenossen geflohen, die deswegen eine Tagsatzung in Baden abhielten. Hieher begab sich als kaiserlicher Gesandter Bratislaus, Graf von Fürstenberg, der die Eidgenossen aufforderte, sich kraft der Erbeinigung den Schweden zu widersetzen. Als er abschlägige Antwort erhielt, so verlangte er, die Waldstädte mit Konstanz sollten doch wenigstens von ihnen in Sequester aufgenommen werden bis zum Austrag des Krieges. Dem aber stellte sich der schwedische Gesandte Graf Maximilian von Pappenheim entgegen, welcher der Meinung war, man solle diejenigen die Sache ausmachen lassen, welche sie angefangen. Das war denn auch der Tagherren Ansicht, doch beschloß man, eine Gesandtschaft an den Rheingrafen zu schicken, die für die vier Städte ein gutes Wort einlegen sollte. Dieser aber entschuldigte sich mit seiner Ordre und wies die Gesandten, deren Führer der Herzog von Rohan war, an den Reichskanzler Oxenstierna. Immerhin versprach er, den Städten leidliche Garnisonen und mildere Kontributionen aufzuerlegen.

Die die Stadt besetzenden Schweden verlangten nun natürlich eine

Brandschatzung. Um dieselbe zahlen zu können, mußte man Geld leihen. Martin Leu reiste zu dem Zweck nach Bern, wo er beim Rath 2000 Gulden erheben sollte. Letzterer machte aber anfänglich Schwierigkeiten und verlangte ein vollständiges Verzeichniß aller Unterpfänder, aus denen er die passendsten auszuwählen sich vorbehielt. Eilends schrieb Leu dies nach Hause mit dem Beifügen, einige frische Salmen zu senden, womit er die Herren günstig zu stimmen hoffe. Eine Abordnung des Rathes entnahm nun dem nach Bremgarten geflüchteten Archiv nachfolgende urkundliche Zinsverpflichtungen:

1) Der Gemeinde Döttingen (Hauptgut 600 fl. der Kaplanei Laurentii gehörend). 2) Des Kaspar Büchli zu Bözen (300 fl. St. Johann Pfarrkirche). 3) Des Grafen zu Pappenheim (1000 fl. der Kaplanei Sebastiani). 4) Der Gemeinde Zeiningen (1400 fl. Städtisches Gut). 5) Der Stadt Säckingen (1000 fl. Kaplanei Andreae). 6) Der Gemeinde Wegenstetten (420 fl. Pfarrkirche). 7) Der Gemeinde Eiken (600 fl., Stadt). 8) Des Hans und Wendelin Meyer zu Zeihen (300 fl. Pfarrkirche). 9) Des Heinrich Märki von Hornussen (100 fl. Pfarrkirche). 10) Des Jakob Schilling von Hornussen (300 fl. der Pfarrkirche). 11) Der Gemeinde Kaisten (600 fl. Stadt). 12) Des Kleinhans Schilling und seiner Konsorten zu Frick (300 fl. Stadt). 13) Des Hans Leubi zu Oberfrick (240 fl. den armen Leuten im Feld gehörend).* 14) Des Hans Schmid von Eiken (100 fl. Kaplanei Sebastiani). 15) Bereine und Bodenzinsrodel, wonach Naturalgaben in Korn, Hafer, Kernen, Roggen, Erbsen, Hühnern und Eiern bestehend, von Hottwyl, Thalheim, der Fähre zu Koblenz, Oberfrick, Wittnau und Wölflinswyl, theils an die Pfarrkirche theils an die Kaplaneien trium regum und Jakobi, theils an den Spital abgeliefert werden.

Thomas Stocker legte diese Urkunden dem Rathe zu Bern vor, welcher daraus Nummer 1, 5, 7, 8 und von 15 die Urbare Wölflinswyl und Wittnau betreffend, auswählte und darauf 2000 Gulden auslieh zum Zins von 10% jährlich.

Ein Heinrich Meiß von Zürich wurde vom Rheingrafen zum Oberkommissär und Kontributionseinzüger ernannt, an den Laufenburg Ende

---

* Es ist damit das Siechenhaus gemeint, das unterhalb der Stadt auf der linken Rheinseite stand.

August eine zweite Abschlagszahlung seiner Brandschatzung mit 390 Gld. machte. Wie hoch die Gesammtsumme war, läßt sich nach den vorliegenden Schriftstücken nicht feststellen. — Nach einer Notiz im „Schweiz. Geschichtsfreund" (Bd. 12, Akten zum dreißigjährigen Kriege, d. d. 20. August 1633) war beabsichtigt, Rheinfelden und Säckingen dem Markgrafen von Baden-Durlach, Laufenburg und Waldshut aber dem Herzog Eberhard von Würtemberg zu schenken. Doch hatte dieser Gedanke keine praktische Folge; schon waren nämlich kaiserliche Truppen auf dem Anmarsch, um die eroberten Gebiete wieder zurück zu gewinnen. Der Herzog von Feria war über die Alpen von Italien mit einem Heer von etwa 8000 Mann hergekommen und nach Oberschwaben marschirt. Ohne daß es aber dort zum Kampf mit Bernhard von Weimar gekommen war, wandte er sich in Verbindung mit dem General Altringer gegen die Waldstädte und überrumpelte dieselben. Bernhard kam zu spät, um den Feind abzuhalten. Am 3. Oktober 1633 befand sich Waldshut wieder in kaiserlicher Gewalt; am 4. Oktober ergab sich Laufenburg, ohne Widerstand und liederlich, wie Chemnitz sich ausdrückt. Die Besatzung brach nicht einmal die Brücke ab, um dem Feind den Uebergang über den Rhein zu wehren, und die Soldaten traten meist in kaiserlichen Sold. Auch Säckingen wurde durch Unachtsamkeit eines schwedischen Offiziers überrascht und schon am 5. stand die Armee vor Rheinfelden, das zur Uebergabe aufgefordert ward mit der Drohung, falls es sich weigere, so werde man des Kinds im Mutterleib nicht schonen. Oberstlieutenant Croneck wehrte sich jedoch tapfer, doch die Uebermacht war zu groß, die Stadt wurde im Sturm genommen, Croneck fiel und die Besatzung wurde niedergemacht. Dann zog das Heer auf der linken Rheinseite gegen Basel hinunter, wo es am 8. Oktober ankam. Den Weg bezeichneten überall Leichname, Pferdekadaver, todtes Vieh und Waffen. Selbstverständlich blieben kaiserliche Besatzungen in den Städten. Die Landbevölkerung des Frickthals litt auch schwer durch die eigenen kaiserlichen Truppen. Raubend und plündernd waren sie bis nach Bözen vorgedrungen, wo die Bewohner Hals über Kopf sich flüchteten. Eine Mühle auf neutralem Schweizergebiet in der Nähe Hornussen's wurde auch nicht verschont.

Die Laufenburger Besatzung bestand aus einer Kompagnie des Lichtenstein'schen Regiments unter Hauptmann Pfeifer, die der Stadt eine Ausgabe von 1134 Gulden verursachte. Im November wurde die Besatzung noch verstärkt; die Unkosten der Stadt wuchsen daher um so mehr, und

die Laufenburger konnten deshalb wohl kein fröhliches Neujahr feiern, zumal da keine Aussicht auf bessere Zeiten war.

Gegen Ende Januar 1634 erhielt die Stadt einen Besuch des Herzogs Karl von Lothringen, der mit 1200 Mann einen Proviantransport nach Breisach geleiten sollte; er mußte aber unverrichteter Dinge wieder zurück, da ihm bei Stockach der Weg verlegt wurde. Die 400 Mann Fußvolk, welche er bei seinem Ritt nach dem Bodensee in den Waldstädten gelassen, nahm er nun wieder mit sich, ebenso den Grafen von Lichtenstein, den Statthalter der vier Städte, der in dem Kampf bei Wattwyl gefangen wurde; daselbst ward Oberst Philippi, der Reiteranführer der Lothringer in Laufenburg erschossen, und um die Zeit starb auch Schauenburg, von dem die Stadt so manche Ordre bekommen hatte.

Wie oben schon erzählt wurde, erlaubten sich kaiserliche Soldaten Uebergriffe auf Schweizergebiet. Deshalb besetzten die Berner ihre Grenzen gegen das Frickthal. Sechs Berner Soldaten machten nun eines Tages einen Ausflug und kamen auf einen Berg ob Laufenburg. Daselbst aber wurden sie von Bauern und Soldaten angegriffen und erstere riefen: „Gebt Für uf die Ketzer, uf sie, uf sie!“ so daß die Schweizer fliehen mußten, einer verwundet und zwei gefangen wurden.

Der Herzog von Feria, der von Basel rheinabwärts marschirt war, hatte kein Glück bei seinen Unternehmungen, er zeigte sich in keiner Weise der Kriegslage gewachsen. Die Schweden und süddeutschen Protestanten machten denn auch wieder gewaltige Fortschritte; ein Platz nach dem andern kam wieder in ihre Gewalt, und Rheingraf Johann Philipp näherte sich von Neuem den Waldstädten. Laufenburg und Waldshut wurden ohne sonderlichen Widerstand wieder schwedisch. Rheinfelden jedoch vertheidigte sich tapfer. Aber alle Entsatztruppen wurden geschlagen, unter andern fiel auch Nikolas Honnecker, der ehemalige Hauptmann von Laufenburg's Besatzung in feindliche Hände. Die katholischen Schweizer schickten eine Gesandtschaft an den Rheingrafen, um ihn zu ersuchen, von der Belagerung abzustehen, sie wurde aber höhnisch zurückgewiesen, und Rheinfelden ergab sich am 19. August. So hatte das Land am Oberrhein wieder seinen Herrn gewechselt. Die kaiserlichen Truppen aus Italien waren zu spät gekommen, wandten sich deshalb gar nicht rheinabwärts, sondern marschirten gegen die Donau, wo es zu der für die schwedisch-protestantische Partei so verhängnißvollen Schlacht von Nördlingen kam. Alle Erfolge, die das Jahr 1634 gebracht, gingen auf einen Schlag

verloren. Die Waldstädte wurden von den rheingräflichen Besatzungen verlassen, die sich nach dem Elsaß zurückzogen.

Die einzige Stütze der Protestanten war jetzt das antihabsburgische Frankreich, dem sie sich in die Arme warfen, und hier ist der Zeitpunkt, wo letzteres an die Spitze des Kampfes gegen die spanisch-österreichische Monarchie tritt. Im Vertrag zu Worms wurde Elsaß, Breisach, Schlettstadt und andere Städte rheinaufwärts gegen Konstanz hin (worunter auch die Waldstädte zu verstehen sind) an die Franzosen abgetreten, um dieselben zur offenen Theilnahme am Kampf zu reizen und ihre Truppen erobernd in österreichisches Gebiet vorrücken zu lassen, was ja geschehen mußte, wenn Frankreich laut Vertrag die abgetretenen Gebiete wirklich besetzen wollte. Da es sich damit aber nicht beeilte, so hatten die Kaiserlichen vollauf Zeit, sich der offenen Waldstädte zu bemächtigen und bald hatte Laufenburg wieder kaiserliche Einquartierung; es waren zwar nur 40 Mann, deren Unterhalt aber der Stadt doch lästig fiel, so daß sie sich, wenn auch erfolglos beschwerte. Im Uebrigen verlief das Jahr 1634 ohne größern Kriegslärm. Aus den Jahren 1635—1638 sind auch keine wichtigen Ereignisse bekannt. An den Grenzen sammelten sich französische Truppen, vom Elsaß bis an den Bodensee hinauf; von Neuem ersuchte daher der kaiserliche Gesandte, wenn man dem Theatrum Europaeum glauben darf, die Eidgenossen, die Waldstädte mit zwei Regimentern zu besetzen. Die „Eidg. Abschiede" aber wissen nichts von diesem Gesuch. Wohl schwiegen dieses und das künftige Jahr 1636 die Kanonen, und war Laufenburg von feindlichem Ueberfall und Belagerung verschont, dafür aber blieb es wohl nicht unberührt von der großen Theurung und Hungersnoth, die in den beiden Jahren herrschte, und „die in Ewigkeit wohl nie vergessen wird." Vom Main den Rhein hinauf durch Schwaben bis in's Tyrol starben Tausende vor Hunger und an der Pestilenz. Nicht so sehr war der Mißwachs schuld als die Rohheit des Kriegsvolkes, das alles plünderte und, was nicht mitgenommen werden konnte, verwüstete und „in den Grund verdarb". Das Malter Korn stieg im Preis von 5 bis auf 20 Reichsthaler, im Elsaß wurden Leichen gegessen; vier Mädchen tödteten ein eilfjähriges Kind, um an dessen Fleisch ihren Hunger zu stillen. Große Strecken Landes wurden zur Wüstenei und ganze Ortschaften starben völlig aus. Und immer noch keine Aussicht auf Frieden!

Das Jahr 1637 begann mit der Besammlung der kaiserlichen Truppen im Breisgau, der Weimaraner und Franzosen im Elsaß. Bernhard

beabsichtigte auf das rechte Rheinufer hinüber zu setzen, die Waldstädte zu überrumpeln und damit die Verbindung mit dem Hohentwiel herzustellen, dessen Kommandant auf protestantischer Seite stand. Oberst Schawelitzki sollte mit Basel in Unterhandlung treten, um Durchpaß seiner Truppen über dessen Gebiet zu erhalten und bei Hüningen über den Rhein zu gehen, während Bernhard selbst weiter oben bei Rheinfelden sein Heer auf das rechte Ufer bringen wollte. Allein durch Graf Grancey, den französischen Statthalter von Mömpelgard, schlug der ganze Plan fehl. Aus niedriger Eifersucht gegen Bernhard wollte er zuerst sich Rheinfelden's bemächtigen und wandte sich zu dem Zweck an Basler Bürger. Durch aufgefangene Briefe kam der Anschlag zur Kenntniß des Feindes, der sich beeilte, die Besatzungen in den Waldstädten zu vermehren. Zunächst rückten 100 Mann Metternich'schen Kriegsvolkes unter einem Oberstwachtmeister ein, bald folgten 300 Mann Bambergischer Truppen von Rotweil her, die theils nach Rheinfelden, theils nach Säckingen, Waldshut und Laufenburg gelegt wurden. So waren nun in letzterer Stadt 214 Mann. Zur Unterhaltung der Mannschaft in den vier Orten wurde eine Steuer von 2915 Gulden ausgeschrieben, woran der Prälatenstand (St. Blasien, Beuggen, Stift Säckingen, Olsberg, Stift Rheinfelden) 738 Gulden, der Ritterstand (Truchseß von Rheinfelden, Grenzach-Bärenfels, Ruch von Wimadingen, Zell, Oeschgen, Wegenstetten &c.) 363 Gld., die Städte und die Landschaften (Waldshut 103, Rheinfelden 82, Laufenburg 130, Säckingen 57, Grafschaft Hauenstein 575, Herrschaft Laufenburg 235, Herrschaft Rheinfelden 575, Herrschaft Wehr 51) 1813 Gulden zahlten. Der Gouverneur von Breisach kam dieses Jahr auch in die Stadt, um die Befestigung und die Brücke zu inspiziren. Die Pallisaden am Marktthor wurden verbessert und in Olten 16 neue Feuereimer angekauft; Vorsichtsmaßregeln, die begründet waren, da man wohl wußte, Bernhard von Weimar werde von seinem Projekt nicht so leicht abgehen. Wie Laufenburg wurden auch Rheinfelden und Grenzach besser verschanzt, die Kosten hiefür wurden durch erneute Umlage gedeckt. Herzog Bernhard versuchte wirklich den Rhein von Neuem zu überschreiten; am 27. Juli leitete er persönlich den Uebergang bei Rheinau. Von Johann von Werth energisch angegriffen, konnte er sich doch auf dem rechten Ufer festsetzen. Allein Mangel an Lebensmitteln für seine Truppen zwang ihn, seine Stellung aufzugeben. Er führte sein Heer zurück und in das Bisthum Basel, wo es im Delsberger Thal sich von seinen Anstrengungen erholen sollte. Im Jahr 1637 hatte

Laufenburg nichts mehr von ihm zu fürchten, um so bälder aber im folgenden Jahr 1638. Schon am 18. Januar bei großer Kälte brach Herzog Bernhard aus seinem Winterquartier auf, da er hoffen durfte, in dieser Jahreszeit am ehesten den Feind zu überraschen. Zwischen Basel und Mönchenstein überschritt er die Birs und rückte eilig in's Frickthal vor. Rheinfelden wagte er nicht anzugreifen, sondern marschirte bis Stein, von wo aus er durch einen kühnen Handstreich sich Säckingen's bemächtigte, das unbegreiflicher Weise nur 48 Mann Besatzung hatte. Von hier aus wurde Beuggen genommen und besetzt; die Hauptarmee aber zog zu beiden Seiten des Rheins, Bernhard auf der linken, Oberst Schönbeck auf der rechten, gegen Laufenburg, wo der kaiserliche Kommandant Oberst Wickersheim völlig überrascht wurde. Bereits hatten die Weimarischen die Sturmleitern an die Mauern gestellt, als der Stadtkommandant herunterschrie, er wolle kapituliren. Generaladjutant von der Grün wurde deshalb auf einer Leiter in die Stadt gezogen, um den Vertrag einzuleiten und abzuschließen. Allein die erhitzten Soldaten drangen ihm nach und obwohl er sich ihnen mit bloßem Säbel entgegenstellte, konnte er doch nicht verhindern, daß die Kleinstadt geplündert wurde, deren Bewohner über die Brücke in die Großstadt flohen. Gegen Bezahlung von 3000 Gulden sollte die Stadt vor Raub, Schwert und Brand geschützt bleiben, die Besatzung mußte sich ergeben und nun öffneten sich die Thore vor Bernhard, der in Laufenburg Quartier nahm. Der Schaden, den die Stadt bei der Eroberung litt, wurde auf 18,000 Gulden geschätzt; es gingen nämlich verloren 800 Saum Wein à 7 Gulden; 600 Viernzel Korn à 5 Gld.; 200 Viernzel Hafer à 3 Gld.; 150 Stück Vieh à 20 Gld.; 40 Rosse à 40 Gld.; 300 Schweine à 6 Gld.; Salz für 500 Gld.; der Verlust an Kleidern, Betten, Geschirr und Möbeln betrug 3000 Gulden. Nichts verschmähten die Plünderer, einer eignete sich sogar die in's Kaufhaus gehörenden Gewichte und Fruchtmaße an.

Eine Abtheilung des Heeres nahm auch Waldshut, und von streifendem Kriegsvolk wurden die Ortschaften des Frickthals heimgesucht. Die ausgehungerten Soldaten hatten nun ein gutes Leben, über großen Feuern wurde gesotten und gebraten, von allen Seiten her trieben die Reiter Vieh herbei, das geschlachtet wurde, auch etliche Karren mit nach Rheinfelden und Breisach bestimmten Waaren und Waffen wurden willkommene Beute. Bis nach Leuggern und Hettenschwyl requirirten die Schweden und stießen einen Bauer von Leibstadt, der sich für seinen Besitz wehrte, nieder.

Laufenburg ward vom Herzog zum Vorrathsmagazin erkoren, von dem die Truppen in nächster Zeit ihren Unterhalt beziehen sollten. Dann aber beeilte sich Bernhard, Rheinfelden anzugreifen. Er ließ eine starke Besatzung zurück und rückte mit dem Gros der Armee vor die genannte Stadt, die er auf beiden Seiten des Rheinstroms zu belagern begann. Bei ihm befand sich der Berner Oberst Hans Ludwig von Erlach. Eine starke kaiserliche Armee unter Savelli, Sperreuter, Enkefort und Johann von Werth marschirte aber zum Entsatz heran und zwang wirklich Bernhard, sich zurückzuziehen. In der Nähe von Rheinfelden, zwischen Warmbach, Nollingen und Beuggen, fand das für ihn unglückliche Treffen statt, in dem er empfindliche Verluste erlitt. Einer seiner besten Generale, Rheingraf Joh. Philipp fiel, der Herzog von Rohan wurde schwer verwundet, Schawelitzki und Erlach wurden gefangen. In geordnetem Rückzug jedoch wandte sich Bernhard nach Laufenburg zurück, erstürmte unterwegs das „Rothe Haus", das von 300 Musketieren besetzt war, und vereinigte seine Truppen mit den von der andern Rheinseite her marschirenden, die am Kampf, durch den Strom gehindert, nicht hatten Theil nehmen können. Schon am folgenden Tag, am 20. Februar Nachmittags zwei Uhr, zog er von Neuem, diesmal nur auf dem rechten Flußufer gegen Rheinfelden, wo die kaiserlichen Generale in voller Sorglosigkeit waren. Savelli hatte bereits nach Breisach geschrieben und um Kanonen gebeten, damit er Laufenburg bombardiren und Bernhard den Weg über den Rhein weisen könne. Aber das Glück war in der zweiten Schlacht bei Rheinfelden den Weimarischen hold. Nach zwei Tagen ritt Herzog Bernhard an der Spitze seiner siegreichen Armee wieder in Laufenburg ein. Er brachte eine große Menge Gefangener, worunter vier Generale mit, die theils in Laufenburg behalten, theils nach Mömpelgard, Benfelden und dem Hohentwiel eskortirt wurden. Die kaiserlichen Generale waren fürchterlich erbost über ihre Gefangennahme, sie ließen ihren ohnmächtigen Grimm an den Baslern aus, die zuschauten, als die Besatzung von Breisach in der Nähe Basel's sie zu befreien suchte. Enkefort und Werth schimpften die Schweizer Kuhmäuler und Hundsfötter und machten allerlei unanständige Bewegungen. In Laufenburg wurde zwei Tage nach der Schlacht ein solennes Dank- und Lobfest abgehalten und sämmtliche Stücke zweimal losgebrannt. Savelli, der hier in Gewahrsam gehalten wurde, gelang es schon nach kurzer Zeit mit einem Kammerdiener zu entkommen. Die Personen, welche ihm zur Flucht verhalfen, zwei Priester, ein Bürger und eine Wäscherin, ebenso

das Wachtpersonal, ein Leutenant, ein Wachtmeister und zwei Gemeine vom Schönbeck'schen Regiment wurden deshalb am 31. März enthauptet.* Der Rath ersuchte daher „gestalten durch leidigen Fall die hiesige Pfarrei erlediget", die Aebtissin von Säckingen, welche das Kollaturrecht besaß, einen Laufenburger Bürger, Vitus Friedrich, damals Pfarrer in Oeschgen, an des Enthaupteten Stelle zu setzen.

Nach Bernhard's Sieg konnte sich Rheinfelden nicht mehr lange halten, sondern kapitulirte. So war das ganze Gebiet am Rhein von Basel bis zum Hohentwiel in seiner Gewalt und er konnte nun an die Hauptaufgabe, die Eroberung von Breisach, denken.

Die weimarische Besatzung in Laufenburg war der Stadt theuer zu stehen gekommen: von Mai bis und mit Oktober bezog der dort stationirte Kriegskommissär 1111 Reichsthaler Kontribution, außerdem ließen sich die Offiziere die Rheinsalmen wohl schmecken, die ihnen geschenkt wurden oder geschenkt werden mußten. Generalmajor Schawelitzki, Kommissär Kraft, Kommandant Sauerzapf, Obristmajor Cat, Kapitän Bätsch bezogen solche im Werth von 615 ℔ Gelds. Dem Herzog Bernhard selbst wurden 8 Centner „gute Maiensalmen" geschenkt, die einen Werth von 335 ℔ 4 ß 2 ϑ repräsentirten. Es kam auch vor, daß Quartiere für Offiziere fehlten, die nun auf Stadtkosten einlogirt wurden. Der damalige Wirth zum „Pfauen" bezog für einen Kapitän, den er vierzehn Tage beherbergte, 10 ℔. Aus der Kirche verschwanden im Lauf des Jahres Ornate, Paramente, Kelche im Werth von 2000 Gulden. Die stärkere Befestigung der Stadt, die Bernhard selber von Zeit zu Zeit inspizirte, kostete dieselbe eine Menge Tannen, Eichen und Föhren. Ueber 2000 Stück Fruchtbäume im Umkreis wurden umgehauen, um dem Feind jedwelche Deckung zu benehmen; durch die aufgeworfenen Schanzen wurden Kraut- und Baumgärten im Werth von 4000 Gulden zerstört. Weil ein Angriff befürchtet wurde, so ritt zu der bereits vorhandenen Besatzung noch ein Regiment Kavallerie unter Oberst Rosen mit einiger Infanterie in die Stadt ein.

Es war eine gewaltige Aufgabe für Bernhard, mit seiner geringen Truppenzahl den Feind von dem langgestreckten Gebiet, das er sich erobert

---

*) Vrgl. die „Ausführliche Erzählung, wie der Stadtpfarrer von Laufenburg, Andreas Wunderlin, von Zeiningen gebürtig, von den Schweden gemartert und unschuldig enthauptet wurde". Nach einer alten Handschrift abgedruckt in der „Rauracia", Beiträge zur Fricktalischen Landeskunde von F. A. Stocker. 1860. S. 62—64.

hatte, abzuhalten. Mit großer Freude wurde er deshalb erfüllt, als Baron d'Oissonville ihm nach Laufenburg die Botschaft brachte, ein französisches Heer in der Stärke von 4500 Mann rücke zu seiner Unterstützung heran. Mehrmals zog er dem feindlichen Heere, das sich an der Donau sammelte, entgegen, aber es wich fortwährend aus und er wußte nicht, auf welchem Punkte der Angriff drohe. Als Basis seiner Operationen bestimmte er außer Neuenburg und Breisach vor allen Dingen Rheinfelden und Laufenburg, wohin bald Truppen kamen und wieder gingen.

Die kaiserlichen Generäle, der entflohene Savelli und der Zauderer Götz spielten eine schlechte Rolle, sie wurden blutig geschlagen und sammelten die Reste ihres Heeres im Würtemberger Gebiet. Von da rückte nun Götz zu Ende des Jahres gegen den Rhein, man vermuthete, er wolle bei Koblenz über denselben setzen und gegen Laufenburg marschiren. Auf die Kunde hievon eilte Bernhard dahin und war kaum angelangt, als er die Götz'sche Armee (am 9. Nov.) vor der Stadt ankommen sah. Von dem beabsichtigten Rheinübergang war abgesehen worden, die Armee zeigte sich auf dem rechten Ufer. Bernhard erfuhr durch Gefangene, es sei Götzens Absicht, nach Breisach vorzudringen, er verließ daher alsbald die Stadt wieder, um zu seiner Armee zu gelangen. Allein Götz ließ mit einem Theil seiner Truppen Laufenburg belagern, um eine Rheinbrücke zu bekommen, während er selber langsam und gemächlich rheinabwärts zog.

Oberst Flersheim, der von Rheinfelden nach Laufenburg gekommen war, um im Verein mit dem Stadtkommandanten Sauerzapf die Vertheidigung zu leiten, ließ den Feind ruhig die Kleinstadt beschießen, in deren Mauern Bresche geschossen und deren Pallisaden in Brand gesteckt wurden. Höhnisch mag wohl Flersheim dem Kanoniren der Feinde zugehorcht haben, hatte er doch alle lebenden Wesen mit ihrer beweglichen Habe in die Großstadt gezogen und die Brücke abgebrochen. Wohl drangen die Kaiserlichen nun in die menschenleeren Straßen und Häuser, allein über den Strom konnten sie nicht; die ganze Kanonade und der Sturmangriff waren nutzlos gewesen, und in sorgloser Ruhe schaute man von Großlaufenburg ihrem Treiben zu. Nach drei Tagen zogen die Eroberer wieder nach Waldshut ab, dessen sie sich vorher schon bemächtigt hatten. An Bernhard aber schrieb ein humoristischer Berichterstatter, „daß Götz Lauffenburg attaquirt hat, vermuthlich sich alldort zu seinem selbst Schaden zu amüsiren". Götz, der sich, warum ist unklar, nach Waldshut mit seinem Heer zurück begeben, wurde daselbst von Graf Wolf von Mansfeld

empfangen, der ihm im Auftrag des Kaisers den Degen abforderte, ihn unter starker Bedeckung abführen ließ, und selbst den Oberbefehl übernahm. Gleichwohl wußte er selbst nichts Besseres zu thun, als das ausgehungerte und demoralisirte Heer nach Würtemberg und an den Bodensee zu führen; damit ward Waldshut wieder weimarisch. Herzog Bernhard erkundigte sich persönlich in Laufenburg nach dem Zustand der Stadt und ordnete eifrig die Wiederherstellung dessen an, was die Feinde verdorben. So ging das Jahr 1638 zu Ende; wohl mancher Laufenburger mag beim Beginn des neuen Jahres das Gleiche gedacht haben, was ein Chronikschreiber in folgenden Worten ausdrückt: „Der allmächtige Gott und Vater unser Aller wolle seiner bedrängten Christenheit und uns Allen ein gesund und wohlersprießliches fried- und freudenreiches Jahr bescheren, dem langwirigen, höchst verderblichen Kriegswesen dermalen einst steuern, die verbitterten und durch Mißverstand aneinander gerathenen Gemüther wiederum vereinigen, damit, auf so vieler Millionen christlicher Herzen beängstigtes Seufzen, Güte und Treue wieder einander begegnen, Gerechtigkeit und Friede sich küssen, daß Treue auf der Erde wachse und Gerechtigkeit vom Himmel schaue; daß Du, Herr, Gutes thuest, damit unser Land sein Gewächs gebe. Erfreue uns nun wieder, nachdem Du uns so lange plagtest; nachdem wir so lange Unglück litten, so wollen wir Dich rühmen und fröhlich sein unser Leben lang."

Wirklich brachte das Jahr 1639 etwas Ruhe; wenn auch weimarische Besatzung in der Stadt lag und 5600 ℔ Kontribution von Januar bis und mit Juli bezahlt werden mußten, so konnte es schließlich den Einwohnern gleichgültig sein, wem sie ihr Geld gaben, da sie ja bei kaiserlicher Besatzung ebenso viel leisten mußten. Auch war wohl der Patriotismus der Bürger nicht entflammt worden, nachdem dieselben so schlimme Erfahrungen mit der ersten kaiserlichen Schutzmannschaft gemacht hatten. Vor allen Dingen wurden die Mauern der Kleinstadt wieder hergestellt, die verbrannten Pallisaden ersetzt und die abgebrochene Brücke wieder gebaut. Ein neues Gefangenschaftslokal wurde aus dem kleinen Keller im Zollhaus eingerichtet, das den Namen „Schneckennest" erhielt. Die schlimmen Zeiten waren auch der gewaltigen Vermehrung der Wölfe günstig gewesen, die bis in die Nähe der Stadt sich wagten. Man suchte sich dieser Landplage dadurch zu erwehren, daß Schußgelder auf solche erlegte Bestien ausbezahlt wurden. Regelmäßig begleiteten zwei Soldaten die Holzarbeiter in die Hard, um Ausschau auf Feinde, namentlich aber auf Wölfe zu halten.

Mit der Besatzung fing man an auf freundlichem Fuß zu verkehren. Dem Kommandanten schenkte man eine theure silberne Flasche; öfter wurden Offiziere zu Familienfesten eingeladen, man veranstaltete Salmenessen und Trinkgelage mit ihnen, ja es scheinen auch Ehen zwischen Soldaten und Laufenburgerinnen geschlossen worden zu sein, wenigstens wurden Töchter der Stadt von Soldaten auf den Fall etwaigen Todes zu Erbinnen testamentarisch eingesetzt.

Nach dem Fall von Breisach entspannen sich langwierige Unterhandlungen zwischen der französischen Krone und Herzog Bernhard wegen des eroberten Gebietes. Frankreich hätte gar zu gern dasselbe für sich beansprucht, während der wirkliche Besitzer, wie leicht zu begreifen, es nicht preisgeben wollte. Die Verhandlungen spannen sich fort, bis Bernhard am 8. Juli 1639 starb. An seine Stelle trat der schon öfter genannte Berner Patrizier Hans Ludwig von Erlach, der bisherige Statthalter Breisach's. Er betrachtete sich als französischen Bevollmächtigten in dem eroberten Gebiet, wie es thatsächlich auch Bernhard gewesen, und verwandte sich bei dem König auch zu Gunsten des schwer heimgesuchten Landes. Erlach nahm die nämliche Stellung ein in Breisach, wie der österreichische Statthalter, daher standen auch die vier Waldstädte unter seinem Oberkommando und hatten ihm die Kommandanten in denselben unbedingt zu gehorchen. Er sprach der französischen Regierung den Wunsch aus, es möchte ihnen nebst andern Orten wenn auch nur das erste Jahr die Mittel zur Bebauung der Felder und Zwinger gegeben werden; von dem Zehnten könnten sich die Garnisonen erhalten und die Städte selbst würden sich wieder erholen. Von den kaiserlichen Truppen ging das Gerücht, sie wollten bei Dogern unterhalb Waldshut über den Rhein, da aber die Berner alle Schiffe anhielten, so blieb es bei der Absicht und die 2000 Reiter zogen wieder gegen Schaffhausen hin ab. Gegen Mitte des Monats Dezember beeidigte der Kommandant Laufenburg's, Major Sauerzapf, die Besatzung, die noch in der Stadt verbleiben sollte; mit seiner eigenen Kompagnie zog er ab zur Hauptarmee. An Sauerzapf's Stelle trat für die Jahre 1640—1642 Major Roland, der die kaiserliche Armee unter Don Frederigo Henriquez beobachten sollte, die an dem Bodensee lag und Miene machte, gegen die Waldstädte zu ziehen. Erlach kam denn auch wieder nach Laufenburg, ließ die Stadt mit frischen Bomben, Granaten und Kugeln versehen und schickte Oberstlieutenant Rosen gegen Henriquez, der es übrigens auf den Hohentwiel abgesehen hatte. Er

brachte bald eine schöne Zahl Gefangener zurück. Erlach mußte in wichtiger Angelegenheit nach Paris, sein Stellvertreter und bald auch sein Rival ward Baron d'Oisonville, unter dessen Oberkommando Laufenburg nunmehr blieb. Auch dieses Jahr belief sich die Kontribution auf 5800 ℔ und Laufenburg sah sich gezwungen, Geld zu erheben, und um seine Auslagen bestreiten zu können in Aarau 15½ Centner Kupfer vom Kirchthurm und der St. Antonikapelle zu veräußern, was 582 ℔ eintrug.*

Zum zweiten Mal in kurzer Zeit hatte die Stadt Unglück mit ihrem Pfarrherrn. Derselbe (Kaspar Schleuniger) gerieth in Verdacht, einen Soldaten zur Desertion verleitet zu haben und sollte deshalb in Breisach scharf examinirt werden. Auf Verwendung der Tagsatzung der dreizehnörtigen Eidgenossenschaft beim Gouverneur v. Erlach, versprach derselbe schonend mit dem Angeklagten zu verfahren, was geschah, denn der Pfarrer amtirte wenigstens in folgenden Jahren weiter. Als das Neujahr 1641 angebrochen war, wurde dasselbe von Soldaten und Constablern „angeschossen"; das erste Zeichen ruhigerer Zeit. Es erfolgten auch bedeutende Abzahlungen an die neu erbaute Brücke, „der Schnelliwag" (Salmenfischfang) wurde errichtet, bei der Schulvisitation Prämien an fleißige Kinder ausgetheilt und bei diesem Anlaß ein Trunk mit dem Schulmeister gehalten, der 8 ℔ kostete. Erst Mitte Dezember nahte wieder Kriegsjahr, da der General Gil de Haes bei Waldshut sich postirte, um jede Zufuhr aus den Waldstädten nach dem Hohentwiel abzuschneiden, der von General von Sparr blokirt wurde. Erlach kam deshalb bei grimmiger Kälte mit seinen Truppen zum Entsatz den Rhein hinauf, verjagte die Kaiserlichen und brachte Mitte Januar 1642 Gefangene mit zurück, die von Laufenburger Schiffleuten stromabwärts geführt wurden. Jetzt konnte sich auch die Stadt wieder ihres eigenen Geläutes freuen. Anno 1633 nämlich hatten die Soldaten die Glocken der Kirche als Beute beansprucht, drei Bürger, Melchior Bruder, Sebastian Döbeli und Martin Wucherer, hatten sie von den Soldaten um die Summe von 65 ℔ 12 ß 6 ϑ ausgelöst, welches Geld ihnen nunmehr zurückerstattet wurde und dafür die Glocken entgegen genommen wurden.

Die sechs letzten Jahre des Krieges 1643—1648 hatte Laufenburg weniger unmittelbar durch denselben zu leiden. Es beherbergte erlachische

* Mittheilung von Stadtammann W. Treyer am Schlusse des Textes.

und französische Truppen auf ihrem Durchmarsch und zahlte Jahr für Jahr seine 6000 ℔ Kontribution. Als die kaiserliche Armee bei Tuttlingen 1644 die Franzosen schlug, flüchtete sich die Rosen'sche Reiterei nach Laufenburg, was Anlaß zu dem Wortspiel gab, die Franzosen hätten vor dem kaiserlichen Hofgericht in Rotweil den Prozeß verloren und nach Laufenburg appellirt. Der französische Oberbefehlshaber Guebriant starb an den Folgen der in der Schlacht erhaltenen Wunden und Turenne übernahm das Oberkommando der deutsch-französischen Armee; auch er inspizirte die vier Waldstädte und wurde in Laufenburg mit Salmen regalirt. Der Erfolg der kaiserlichen Waffen ließ Turenne vermuthen, des feindlichen Generals Mercy erstes Beginnen werde sein, die Waldstädte zurück zu erobern; er ließ daher Laufenburg's Besatzung auf 500 Mann verstärken und das Schloß Hauenstein befestigen. Wirklich kam Mercy mit 16,000 Mann über Stühlingen nach Waldshut, wandte sich dann aber plötzlich gegen den Schwarzwald, um Freiburg zu belagern. Zwar gelang es ihm, die Stadt zu nehmen, aber er fiel bald darauf in dem Kampf bei Allerheim, wo auch ein alter Bekannter aus Laufenburg sein Leben verlor: Major Sauerzapf. Kommandant Laufenburg's war jetzt Oberstlieutenant Pollius, an dessen Stelle später Major Heber trat. Noch einmal zog die Garnison Laufenburg's unter letztgenanntem Major aus, aber nicht gegen den Feind, sondern sogar gegen Waffenbrüder. Zerwürfnisse zwischen Turenne und von Erlach waren die Ursache; doch kam es zu keinem Blutvergießen. Nach kurzer Zeit kam Heber zurück und brachte als Gefangenen den Kapitän La Motte mit, der sich über den General von Erlach unehrerbietig ausgesprochen haben sollte. Es geschah dies Ende des Jahres 1648, wo bereits der „lang desiderirte Friede im Reich, Gott gedankt, publizirt" war. In den Friedensverhandlungen zu Münster hatte schon im Jahr 1646 Frankreich nebst andern Gebieten auch die Waldstädte verlangt, die Gesandten waren diesem Begehren nicht einmal sehr abgeneigt, weil die Fürsten Deutschlands dadurch selber nichts verloren, sondern einzig das Haus Oesterreich. Der Kaiser aber drang auf die Erhaltung des rechtsrheinischen Gebietes und Erlach wurde deshalb von Frankreich um ein Gutachten ersucht, ob man um den Preis Breisach's die Waldstädte aufgeben solle. Erlach aber legte hohen Werth auf den Besitz derselben, weil dadurch der Uebergang über den Rhein gesichert wäre und Frankreich in nahe Verbindung mit der Eidgenossenschaft käme. Seine Ansicht drang nicht durch, im September 1646 erhielt Frankreich das

Elsaß nebst Breisach, die Waldstädte nicht. Sie kehrten nach dem Friedensschluß zu Münster wieder unter die österreichische Herrschaft zurück.

* * *

Wir sind am Schluß; es erübrigt nur noch einen Blick auf die wirthschaftlichen Verhältnisse Laufenburg's und seiner Umgebung zu werfen. Theilweise sind sie schon im Lauf der Arbeit angedeutet, deshalb mag hier eine kleine Zusammenstellung genügen. Ungeheuere Summen Geldes flossen aus Laufenburg in die Kassen der kaiserlichen, schwedischen und französischen Kriegskommissäre. Durch die Verschlechterung der Münzen und Minderwerthung derselben gingen erkleckliche Summen jährlich verloren. Die Erhaltung und Ausbesserung der Befestigungen erforderte außerordentliche Opfer. Um die Garnison bei gutem Willen zu erhalten, mußten die Einwohner viele Ausgaben machen. Bei der Einnahme der Stadt war manches Haus geplündert worden, Gewichtsteine, Glocken, Kirchenornate, eiserne Ofenfüße, alles, was Namen hatte, war den Soldaten genehm. Das umliegende Feld konnte nur mangelhaft bestellt werden und wurde theilweise durch die angelegten Schanzwerke vernichtet. Obstbäume wurden gefällt, um dem Feind jeden Sicherungspunkt zu entziehen. Mehrere Fehljahre zerstörten die Hoffnung auf Ertrag von dem, was angebaut war. Handel und Wandel stockte wegen der großen Unsicherheit der Straßen. Entliehenes Geld mußte zu hohen Prozenten verzinst werden. Daher wanderten mehrere Familien aus, um im Gebiet der Eidgenossenschaft Schutz vor dem Krieg zu finden; viele verarmten vollständig, so verlor die Familie Saalfeldt Hab und Gut, ihr Haus verbrannte, der Vater nannte nichts mehr sein eigen, die Töchter gingen in die Schweiz, um als Dienstmägde ihr tägliches Brod zu verdienen. Und diese Familie war begütert gewesen, der Sohn Georg war mit Baarschaft wohl versehen auf die Universität Bologna gegangen, um daselbst zu studiren; aber auch diese Stütze verlor der Vater, der Sohn starb in der Ferne, nachdem er die Universität als Erbin seiner „ansehnlichen Baarschaft" eingesetzt hatte, wohl ohne Ahnung von dem Unglück zu haben, das seine Angehörigen betroffen. Dies Beispiel von Verarmung ist nicht das einzige. Gar viele Namen verschwinden allmälig von den Steuerlisten, ihre Bürger starben, wanderten aus oder wurden so sehr aller Mittel entblößt, daß man keine Steuern mehr von ihnen verlangen konnte.

Laufenburg erlitt in dem langen Krieg große Einbuße an seinem Wohlstand, es brauchte manches Jahr, bis die Schuldenlast getilgt war und Wohlstand von Neuem einkehrte.

Hr. Stadtammann W. Treyer macht uns folgende Mittheilungen über die auf S. 184 erwähnte Veräußerung des Kupfers vom Kirchthurm.

Bei der Restauration des Kirchthurmdaches wurden am 9. Sept. 1886 der Stern, das Kreuz und die große Kugel heruntergenommen. In einer in dieser Kugel aufgefundenen 4 Zoll hohen und $2^1/_2$ Zoll breiten kupfernen Büchse befanden sich die drei nachstehenden Urkunden und ein $^5/_4$ Zoll langes hölzernes Kreuzlein. Das Papier, in dem dieses letztere eingewickelt war, enthielt folgende Notiz: „Fr. Justinianus Capucinus tunc temporis Superior loci 1656."

In einem andern Papierchen fand sich eine kleine Reliquie — auf der einen Seite mit einem rothen, auf der andern mit einem grünen Steinchen — vor, nebst einem Stückchen Weihrauch. Diese zwei letztern Gegenstände werden wohl den Kirchthurm vor Blitzstrahl haben hüten müssen; der Stadtrath von 1886 hat aber vorgezogen, Franklin's Erfindung des Blitzableiters zur Anwendung zu bringen.

Die drei Dokumente lauten:

I.

Im Jar Als man nach der Geburt Christy gezallt Tausend Funff Hundert neunzig und ein Jar Freittag vor dem Palmtag warde diser Thurn Angefangen zuo bauwen Und volgendts Im Drey und neunzigsten Jar zue endt bracht und waren damaln dises die Räthe allhie Herr Steffan Wetzel und Niclaus Mandacher beede Burgermaister, Jacob Syblin und Adam Meyer Seggelmaister Lorentz Veser Peter Strubhar Hans God Hans Fridlin Stockher Hans Regentzer Hans Wolff Haagen Heinrich Huober Heman Altenbach Lorentz Roller, Raphael Humel Jacob Fritschy Stattschreiber Hans Balthasser Seggler von Ensisheim. Und seindt über disen thurn Bauwmeister gewesen obgemelder Herr Wetzel Lorentz Roller und Heinrich Mandacher. Maurerwerckhmaister Martin Passare Zimerwerckmaister Hans Opper Statt Aman Caspar Simon. Kupferschmidt so den (Helm) beschlagen Hans Ruodolff Schwartz von Ober Baden Glockengießer so die Glocken darin goßen Moritz Schwartz von Lucern Moller Friderich Bachman Burger allhie zue Lauffenberg.

Und hatt damaln ein fierttel Kernen golten neun batzen Ein fierttel Haber sechs batzen Ein fierttel Roggen ein gulden und ein Maaß Wein fünfftshalben Plapar.

Und war diser Zeitt Vogt uff dem Schloß Juncker Hans Othmar von Schönaw Untervogt Friderich Kirchoffer.

Diser Knopff ist uffgesetzt worden uff Sambstag nach Corporis Christy obgemeldts Drei und neuntzigisten Jars.

II.

J. N. D. A. Anno 1606 den 5tag July ward dises Creutz und Knopff durch nachgeschribene beede Werkmeister wider auß: und abgehept Und dieweil befunden Das die alte Danne Helmstangen vom Wätter allerdings verfeult gewesen Dise Neuwe von Eychem Holtz gemacht. Auch die aufrecht Eißene Stangen im Creutz von Neuwem gsterckht und geschwaißt Und den 12 diß Monats mit Gotteshilff wider uffgericht worden. Beschehen under Herrn Adam Meyern Lorentz Rollern beed Burgermaistern Hemman Altenbach, Hans Fridlin Stockher beed Seggelmaistern Peter Straubhar Hans Wolff Hag Raphael Hummel Jacob Fritschy Heinrich Ruofelman Hans Rueber Hans Heinrich Wuorman Peter Ranckh Bartlin Vögelin Baschin Trautweiler Hans Christen und Jochim Altuatter alle der Räthen Caspar Simmen Statt Amman Ober- und Underuogt alß obgemelt. Peter Pettschon Zimmer- und Jerg Weber Maurer Werckhmaister Werny Stockher und Ruodolph Nüßlin Schlosser Hans Steffan Meyer Kupferschmidt alle burger allhie.

Christian Büeler von Rheinfelden Stattschreiber und Organist zuo Lauffenberg.

Zuo diser Zeit warde ein fiertel Kernen verkhauft p 10 batz. Ein Maaß Elsäßer p 13 Rappen Oberbirger p 11 Rappen 1 Pfundt Mast Fleisch p 1 ß st: ein Pfundt Salmen p 3 batz

Gott geb weiter Gnad.

III.

Anno 1656 den 15 July ward diser Thurn Nach dem man selbigen anno 1641 abheben und weihlen die Statt erlittenen Kriegs Trangsahlen halber totaliter eneruiert gewesen ohngeteckht gleichsam stehen lassen müessen widerumben erpauwen worden Under Herren Jacob Trautweylern und Herrn Thoman Stockhern beeden Burgermaisteren Herrn Johann Nettscheren H. Jacob Regetzeren beeden Seggelmaistern Michael Hummel Conrad Stoltz Hans Martin Vögtlin Anthony Müller Christen Khuon Johann Pettschon Hanns Brom Johann Nüßlin alle der Räthen Hans Georg Regentzer Stattamman Christen Khuen und Zacharias Pettschon beede Pauwmaisteren Fridlin Merigkhover von Rheinfelden Zimmerwerckhmaister Hans Heinrich Roller Kupferschmid und Burger allhier Sebastian Huett Schlosser Theophilus Blettinger Mahler.

Bartholomäus Stockher Not. Pub. Casa Stattschreiber

Damahlen Regierte der Durchleuchtigste Fürst und Herr Herr Ferdinand Carl Ertzhertzog zuo Österreich und ware Vogt allhier Herr Hanß Niclauß Freyherr von Grandmont seine Gemahlin Fraw Francißca Johanna von Grandmont geborne von Schönnaw zuo Schönnaw.

Zuo diser Zeit warde ein Viertel Kernen verkhauft à 8 Batzen ein Maaß Ellsäßer Wein pr 3 ß Stebler ein Maaß Landwein 2 ß 6 δ. ein Pfundt Mastfleisch per 1 ß 6 δ. ein Pfundt Sallmen à 2 ß 6 δ.

Zuo disem Thurn hat Frater Probus laicus ein Capuciner den Abriß gemacht.

(Die Begebenheiten von 1591 und 1606 sind auf einem Pergamentstreifen geschrieben.)

Hans Jakob vom Staal, der Jüngere.

1589—1657.

Von Dr. **Franz Fäh** in Basel.

Vorbemerkung. Nicht in erster Linie zum Zwecke der Publikation in dieser oder irgend einer andern vaterländischen Zeitschrift ist die nachstehende Arbeit ausgeführt worden. Ihr wesentlicher Inhalt war ursprünglich Gegenstand eines öffentlichen Vortrages. Unter diesem Gesichtspunkte möchte das Nachfolgende gelesen und eventuell auch beurtheilt werden. Daß der Anspruch auf erschöpfende Behandlung des Gegenstandes keineswegs erhoben werden will, mag aus dem Vorstehenden und ebenso leicht aus dem ganzen Gang der Darstellung zu ersehen sein. Auf die benutzten Quellen ist unmittelbar im Texte verwiesen.

Wer auf einer Wanderung durch das solothurnische Staatsarchiv den Inhalt der Rathsmanuale aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts sich näher besieht, wird, ausgehend von dieser vornehmsten und präzisesten Quelle, mit steigendem Interesse den Schicksalen und der reichen Arbeit eines Mannes nachgehen, der eine Reihe von Jahren in vaterstädtischen und in eidgenössischen Fragen eine hervorragende Stellung eingenommen hat. Der Mann, auf den das eben gesprochene Wort Beziehung hat, nennt sich Junker Hans Jakob vom Staal. Von ihm, dem berühmten Solothurner und wackern Eidgenossen, soll hier die Rede sein. Nun ließe sich ja billig fragen, wie es sich ereigne, daß an dieser Stelle über eine ferne, trübe Zeit und über einen Mann das Wort erhoben werden wolle, dessen Ruf und Namen heute für eine große Welt verschollen und vergessen in den staubbedeckten Laden der Archive ruhen. Antwort mag auf solchen Einwurf leicht zu geben sein: So fern ab liegt keine Zeit, und keine Zeit ist wohl so dunkel, daß sie nicht Bilder zeigte, die Herz und Blicke selbst einer späten und verwöhnten Gegenwart zu

fesseln würdig sind. Dem Jahrhundert, das unsern Mann erzogen, sind die Zeichen rauhen Wirrsals, voller Ohnmacht, gründlicher Zerfahrenheit in scharfen Zügen auf die Stirn geschrieben, und wer bei den großen Herren des Humanismus und der Reformation Einkehr hat gehalten, schleicht sich hernach mit bequemem Mitleid an den bösen Tagen vorüber, um sich zu sonnen in dem frischen Lichte jüngerer, erlauchter Zeiten. Und doch ist auch jene Nacht so trostlos öde nicht, daß sie nicht Sterne hätte, die freundlich helle leuchteten. Nützlich ist es, dies je und je ausdrücklich zu betonen und doppelt nützlich in einer Zeit, die zuweilen gern vergißt, daß ihr eigenes, großes Licht nicht aus sich selbst geworden, daß es sich entzündet nicht allein an jenen Flammen, die zu Zeiten hoch empor geschlagen, sondern an dem Lichte, das zu allen Zeiten, auch in dunkeln, stetig hat geleuchtet.

Die Väter des solothurnischen Junkers werden uns als Hausgenossen zu Straßburg um die Mitte des 13. Jahrhunderts zum ersten Mal genannt. Zwei Jahrhunderte später lassen sich Angehörige des angesehenen Geschlechts zu Wangen im Allgau nieder. Ein Hans vom Staal ist „dick und vilmahlen daselbsten Burgermeister gewesen". Der Neffe des Bürgermeisters — wiederum ein Hans vom Staal — wird 1451 Bürger und nach Ablauf zweier kurzer Jahre wolbestallter Stadtschreiber in Solothurn. Er ist der Stammvater der solothurnischen Linie des Geschlechts. Ihm rühmen seine Enkel nach, daß er ein gelehrter, doktormäßiger, kluger, weltweiser und verständiger Mann gewesen sei. Und wir haben in der That nicht Grund, dieses ehrende Urtheil einzuschränken. Es sei erinnert an des Stadtschreibers häufige Anwesenheit und geschätzte Mitwirkung auf den eidgenössischen Tagleistungen; vornehmlich aber sei hingewiesen auf sein freundschaftliches Verhältniß zu Bruder Klaus von Flüe und auf seinen hervorragenden Antheil an den Verhandlungen, die über die Aufnahme Solothurn's in den Bund der Eidgenossen sind gepflogen worden. Aber nicht nur nach außen hin hat Hans vom Staal glänzende Eigenschaften entfaltet, er hat es meisterlich verstanden, auch im Verein mit seiner Frau, Verena Ballaufin und im Kreise seiner 22 Kinder glückliche Tage zu führen.

Unter den Nachkommen des Stadtschreibers vom Staal nenne ich zunächst seinen Enkel Hans Jakob, geboren 1540 und „wol gern und sanftmüetiglich" gestorben als Greis von 75 Jahren. Er ist ein Mann, der durch gründliche Gelehrtenbildung, durch staatsmännisches Geschick und vornehmlich auch durch umfassende Sprachkenntnisse sich ausgezeichnet hat.

Eine Episode aus dem Jugendleben Staals, sein kriegerischer Exkurs nach Frankreich, ist Gegenstand einer historischen Darstellung geworden. An der Hand von Tagebuchfragmenten, den einzigen Relikten Staals in deutscher Sprache, hat der unlange verstorbene solothurnische Stadtbibliothekar Glutz-Hartmann eine sehr interessante Schrift geschrieben. Sie führt den Titel: „Der solothurnische Feldschreiber Hans Jakob vom Staal im Hugenottenkriege 1567" und ist als Neujahrsgabe des historischen Vereins von Solothurn im Jahre 1876 bei B. Schwendimann erschienen. Hier steht denn auch in einer Anmerkung zu lesen, daß zwei Bände lateinischer Briefe aus Staals Feder, die Jahre 1561—1614 umfassend, auf der solothurnischen und ferner 47 ebenfalls lateinische Briefe an den Schaffhauser Gelehrten Rüger auf der baslerischen Stadtbibliothek zu finden seien. Nicht unwerth mag es sein, noch anzufügen, daß der interessante Mann in seinem Testament verfügte, es seien seine Bücher als besonderes und ausschließliches Eigenthum der ersten Akademie zuzuweisen, die von den katholischen Ständen der Schweiz geschaffen werde. Präzeptoren und studirende Jünglinge sollen indessen die Bücher auf dem Bibliothekzimmer und nur gegen genügende Bürgschaft in ihren Wohnungen benützen. Auch ist vorsorglich und deutlich hervorgehoben, es sei darauf zu achten, daß die Rektoren der Akademie keine Bücher aus der Bibliothek entwenden.

Unter den Söhnen Staal's ist der bedeutendste ohne Zweifel der, der des Vaters Vornamen führt. Er ist es eben, von dem einläßlicher gesprochen werden will. Hans Jakob vom Staal, der Jüngere, geb. 1589, gest. 1657, war ein Mann von großen Tugenden. Gediegene Bildung, klares Urtheil, unbeugsame Energie hoben ihn an Bedeutung weit heraus über die große Mehrzahl seiner Zeitgenossen in Vaterstadt und Eidgenossenschaft. Als Mitglied des solothurnischen Rathes, auf kurze Jahre auch als Schultheiß, lieh er seiner Vaterstadt, zu Luzern, Baden und an andern Orten aber als gern gesehener Tagherr dem gemeineidgenössischen Wesen seine guten Dienste. Es sei im Anschlusse an das letztgesagte Wort hier vor der Hand nur darauf hingewiesen, daß Staal in dem unerquicklichen Streite, der zwischen Zürich und den fünf Orten wegen der Matrimonialgerichtsbarkeit und der Patronatsverhältnisse im Thurgau und im Rheinthal sich erhoben hatte, neben anderen bedeutenden Eidgenossen das Amt eines Schiedsrichters mit Vortrefflichkeit versah.

Und bei alledem hat der vielthätige Junker sich reichlich Zeit genommen, in stillen Stunden Stift und Feder mit unausgesetztem Fleiß zu

führen. Hiefür sind erstlich Zeugniß eine reiche Zahl von Akten, die, von seiner eigenen Hand geschrieben, späterhin dem solothurnischen Staatsarchiv sind zugewendet worden. Sie sind in einem stattlichen Sammelband zu finden, der seinem vornehmlichen Inhalte nach die Aufschrift: „Acta des Kluser Handels“ trägt, und geben in gründlicher Sachkenntniß und schätzenswerther Klarheit Aufschluß über solothurnische und eidgenössische Verhältnisse. Sodann aber führte Staal zu eigener Erbauung und vielleicht auch in dem Bewußtsein einer Pflicht gegenüber den zukünftigen Gliedern seines Hauses eine bereits von dem Vater angelegte Arbeit, die „Secreta domestica Staalorum“ weiter fort. Diese bis jetzt noch ungedruckte Familienchronik umfaßt zwei Bände. Das Original des ersten Bandes, von 1615—1635 reichend, ist Eigenthum des Freiherrn Heinrich von Andlau in Hugstetten bei Freiburg im Breisgau. Eine an 300 Folio-Seiten umfassende und mit den Wappen der Staal'schen Familie gezierte Kopie ist vor nicht eben langer Zeit für das solothurnische Archiv angefertigt worden. Der zweite Band des vorgenannten Werkes findet sich zur Stunde in der Hand einer solothurnischen Familie. Er umfaßt die Jahre 1635—1651 und ist, wie es scheint, bis heute nur Wenigen zugänglich gewesen. Mit großem Behagen wird sich indessen manch Einer daran erinnern, daß ihm gelegentlich einmal ein allerliebstes Büchlein zu Gesicht gekommen, das seinen Stoff aus eben jener Quelle schöpft. In einem frisch und frei geschriebenen Lebensbilde hat der wohlbekannte Novellendichter Alfred Hartmann mit poetischem Geschick und — soweit sich aus Analogie erkennen läßt — auch unter treuer Benutzung der vorhandenen Aufzeichnungen die Schicksale des Junkers in dem eben genannten Zeitraume zusammengefaßt.

Die „Secreta domestica“ — ich rede zunächst vom ersten Theil — enthalten, wie von einem dermaßen angelegten Werke anders nicht zu erwarten ist, erstlich zahlreiche Aufzeichnungen, die uns in den engen Kreis der Staal'schen Familie führen. Es sei nicht unterlassen, Weniges hierüber mitzutheilen, vornehmlich deßwegen nicht, weil zumal diese ausgesprochenen persönlichen Ausführungen, abgesehen von ihrem an sich interessanten Inhalte, für den Charakter der Staal'schen Darstellungsweise im Allgemeinen bezeichnend sind.

Nachdem der 25jährige Junker zu Anfang des Jahres 1615 aus fremdem Kriegsdienst „Gott hab Lob, frisch und gesund“ in seine Vaterstadt zurückgekehrt, finden wir ihn wenig später zum ersten, seinen Vater

aber zum letzten Mal in einer Sitzung des großen Rathes. Hierüber, sowie über die nachfolgende Krankheit seines Vaters und dessen Tod läßt sich Staal also vernehmen: „A. 1615, 3. Aprilis, bin ich zum erstenmal dem großen Rath, der Herr Vater selig aber zum letstenmal solchem beigewohnt; darauf hat er sich von Tag ze Tag je länger je mehr eines scharpfen Catarrhi und Hustens übel befunden, so ihme letstlich auf die Brust gefallen, solche verstopft und Diareiam causiert, dessen er sterben müessen. Ist also, nachdem er sich nur bei 14 Tagen übel befunden, jederzeit guter Vernunft und Sinnligkeit gewesen und in höchster Gedult die Krankheit überstanden, wohl getröstet und des zeitlichen Lebens benüegt, mit den heiligen Sakramenten des Altars und letzter Oelung zuvor verwahrt, den 14. Aprilis umb 9 Uhren znecht, sanftmüetigklichen in Gott entschlafen, mit aller der Seinigen höchstem Leid und der ganzen Stadt Mitleiden im 75½ Jar seines Alters, welches er erreicht ohne einiches Schräpfen oder Aderlassens ..... und ist am hochen Donstag in Begleitung der ganzen Burgerschaft fast loblich zur Erden bestättet worden. Gott verleiche seiner Seel ein fröhliche Auferstandtnuß."

Im Januar des folgenden Jahres unternimmt Staal einen Exkurs nach Italien: „... Als ich von Jugent auf ein sonderbaren Lust gehabt, Italiam zu besichtigen, und dieselbige Sprach etlichermaßen zu erlernen, da hab ich mich auf die Straß begeben sambt einem Diener, Hans Zyngg, ... Also miteinanderen glücklich bis nach Bologna gereiset, daselbsten in Erwartung milteren Wetters 6 Wuchen lang die Sprach gelernet,* von dannen nachwerts ... nach Rom gereiset, daselbsten ich am Palmtag von Ihro päpstl. Hlgk. Handen einen Palmzwig empfangen und also durch Hetriam über das florentinisch Gebirg widerumb nach Haus, allda ich glücklich und gesund den 26. Aprilis ankommen, als ich in Verbringung solcher Reis 4 Monat und bey 150 ℔ bar Gelt verzert. Gott wolle mir und den Meinigen solche Reis loblich und dienstlich sein lassen."

Im August des Jahres 1619 tritt Staal's Bruder Justus als Werber um Margaretha, die Tochter des Schultheißen Max Nußbaum von Delsberg auf. Nachdem er willfährige Antwort erhalten, wird die Braut am Sonnabend, den 24. August, durch den Junker Hans Jakob abgeholt:

---

* Spätere Notiz von 1616: „29 Januarÿ bin ich der Universitet zu Bologna immatriculirt und hiemit derselben Freiheit auch fächig geworden."

„... Auf Bartholomai ist Bruder Justus, der Hochzeiter, wohl mit 30 Pferden beleitet, nach Laufen, ich aber zur Abholung der Hochzeiterin selbs 5 nach Delsberg verreist, und noch selbigen Tags mit ihro und dero Fründschaft, bei 17 Pferden stark, gen Laufen kommen und zum Hochzeiter geschlagen, alldort zu Nacht gessen und darauf folgenden Tags, am Sonntag, den 25. eiusdem, sambtlich bei schönem Wetter, nach unser Frauen im Stein geruckt, allda in Angesicht derselbigen Kirchen die Ehe solemniter bestättet worden, darauf man wieder nach Laufen zum Imbißmahl, und noch selbigen Tags gen Delsberg zum Nachtmahl geruckt, und von dannen den 26. eiusdem nach eingenommner Morgensuppen und allerseits schwägerlicher Abletzung ein Jeder seinem Haus zugeeilet. Ist, Gott hab Lob, alles glücklich, fridsam und wohl abgangen, allein daß bei 250 ℔ darob sind verzert worden."

Vierzehn Tage nach dieser fröhlichen Fahrt begibt sich ein weiteres Familienereigniß: „... Aus sonderbaren Gnaden Gottes, nachdem ich bei 10 Jaren ohne Leiberben mit meiner Ehewürtin hausgehalten und mich keiner Jugent mehr versehen, da hat mich Gott mit einem volkommnen Kind und Meitelin heutigen Tags erfreuet; allein weil es umb etwas zu früe worden und blöd, da hab ichs folgenden Tags, am Samstag, nach der Vesper taufen und Catharinam nambsen lassen.... Das Kind aber, weil es gar zart und blöd, nachdem es sich nur 18 Tag auf disem Jammerthal gesaumt, ist den 16. Septembris seinem Stuol, dem Himmel zugeeilet, und also viler Trüebseligkeiten und Gefaren entrunnen und überhebt worden."

Den Sebastianstag des folgenden Jahres hat Staal als einen Unglückstag zu verzeichnen. Sein geliebtes Mütterlein wird durch den Schlag gerührt und überlebt den traurigen Zufall nur um wenig Tage: „.... Ipso die S. Sebastiani umb 4 Uhren nach gesungener Vesper, als die Frau Mutter ihrem Vetter, H. Schulth. Sury, das Wichwasser, wie brauchlich, geben wöllen, und eben selbigen Tags .... gebeichtet und kommunizirt gehabt und von Morgen umb 5 Uhren dannen bis zu Mittag in der Kirchen verharret, da ihro das Hirne gar verfroren und sie sonsten phlegmatischer Komplexion und flüßig gewesen, da ist dieselbig mit dem Schlag oder Apoplexia in der Kirchen vor dem Grab so stark troffen und berüert worden (pro dolor), daß sie einiche Wort oder Deutnuß mehr von sich geben können; haben sie also in das nechstgelegen H. Vetter Gubernator Walliers Haus getragen, der Hoffnung zu Gott, es würde

bald besser werden; also erst am Zinstag darnach gegen Bettenzeit haben wir sie in ihr Haus tragen können, daselbsten sie den 24. Januari, Morgens umb 1 Uhren nach Mitternacht, sanftmüetig in Gott entschlafen, ihres Alters im 48. Jar und in ihrer besten Zeit . . . ."

Im Jahre 1627 stirbt nach längerer und schwerer Krankheit Staal's erste Frau, Anna von Remontstein. Wenig später schließt der Witwer zum zweiten Mal die Ehe. Darüber schreibt er in etwas ausführlicher Begründung des ernsten Schrittes: „In nomine Sanctissime et indiuiduae Trinitatis. Demnach auf Ableiben hievorgemelter meiner lieben Ehegemahlin, Frau Anna von Remontstein seliger, ich des ehelichen Bands los worden und umb viler beweglicher Ursachen, sonderlich aber wegen zu meines Hauses Aeuffnung tragender, angeborner Affection ich mich widerumb zu vermählen entschlossen; und in 18 Jaren währenden meines Ehestands erlernen mögen, daß eines ehelichen Manns Ehr, Freud und Trost bestehe an einem tugendsamen Weib, dadurch alles Glück nachwerts hinzuschlagt. Einer solchen Parthei hab' ich allein nachgetrachtet und nachgeworben. Und war under anderen angetragnen ansehenlichen Partheien ich aus sonderbarer (vermuthlich göttlicher) Eingebung zu Jgfr. Helena Schenkin von Castel, Herrn Landhofmeisters zu Pruntrut Bruders Tochter ein Liebe und Affection gewunnen, sowohl wegen ihres uralten, hochadeligen Harkommens, als ihres gestandenen Alters, gottesfürchtigen, züchtigen Wandels und Hauslichkeit halber; als hab ich mein Affection gegen ihro allerdings gewendt, so weit, daß den 16. Novembris ich umb sie bei vorgedachtem dero Vetteren, Herrn Landhofmeistern, durch Schwagern Hendel anfanglich werben lassen, nachwerts personlich darumb angehalten, die mir darüber zugesagt, den 12. Januari 1628 vermächlet, und ist die Hochzeit den 8. Februari zu Balstall . . . glücklich und ehrbarlich gehalten worden. Gott, welcher die Menschen [mit] guten intenta beglückt, wölle diesere unsere Vermächlung zu seiner Ehr allein, zu unseres Nechsten Nutz und Trost aber gnädigst benedeien. Amen."

Dem soeben produzirten Berichte sei angefügt, daß heute noch ein Bretzeleisen existirt, das wahrscheinlich bei eben jenem feierlichen Anlasse den Vermählten als Hochzeitsgabe ist zugewendet worden. Es zeigt, wie sich aus einer auf dieser Form zubereiteten und mir freundlich zugestellten Bretzel unschwer erkennen läßt, in netter Ausführung auf der linken Seite das Schenk'sche, auf der rechten das Staal'sche Wappen. Das Original dieser kulturhistorisch interessanten Reliquie findet sich im Besitze eines der-

zeitigen, bernischen Regierungsrathes und ist vor wenigen Jahren in einem Emmenthaler Bauernhause aufgefunden worden.

Zu Ende des Jahres 1628 schenkt Frau Helene ihrem Gemahl ein munteres Söhnlein: „Den 10. Dezembris umb 7 Uhren Nachmittag, an einem Sonntag im Zeichen des Zwillings und allem Vollmond, ist meine liebe Ehefrau Helene Schenkin von Castel ihres ersten Kinds zwar glücklich, jedoch hart genug, eines jungen Sohns genäsen, den ich folgenden Tags durch Haubtmann Johann von Roll und Bas Elisabeth Schwallerin aus der Tauf heben und als ein Vorleufer des Christkindleins Joannem Bapistam nambsen lassen. Gott verleiche ihme sein Gnad, daß er nit allein ein Vorbott, sonders ein wahrer Nachfolger Christi Jesu im Werk erfunden werden möge."

Es wäre ein Irrthum, wollte aus der ersten Reihe der hier mitgetheilten Berichte geschlossen werden, daß die Schilderung der Familienbegebenheiten einen unmäßig großen Raum der „Secreta" beanspruche. Staal ist auch sehr wohl informirt über Vieles, was außerhalb der engen Wände seines Hauses sich vollzieht. So ist ihm keineswegs unbekannt, daß A. 1615, den 23. Nov., „die Infantin uß Hispania, ein überaus schön und tugendsames Fraulin, Ludovico XIII. zu Bordeaux zugefüert und vermächlet" worden. Auch Naturereignisse verzeichnet unser Mann gewissenhaft. Hiebei zeigt er allerdings, daß auch er, ein Kind seiner Zeit, nicht frei ist von Deuterei und Aberglauben. „A. 1615, 5. Septembris, ist der ansehenliche Flecken Plurs in Pündten, 2 Stund in der Nacht, von dem nechst dabei gelegnen Berg urplötzlichen überfallen und allenklichen bedeckt worden, und bei 2000 Personen sambt unsäglichem Gut da undergangen. Eben am Tag zuvor ist der Erzpriester von Sondrio .... schandtlich und unbillicherweis von dem Strafgericht zu Thusis vom Leben zum Tod mit der Tortur gepeinigt worden. Vindicta Dei certissima."

„A. 1618. Im Novembri und Decembri bei 4 und mehr Wuchen lang ist ein Komet und großer Schwanzstern am Himmel gesehen worden, dergleichen nie vil Guts und mehrtheils Übel, auch sträfliche Verhänknußen Gottes mitbracht. Was es nun gewesen ist, das gibt die böheimbsche Unruw heiter zu erkennen. Gott wölle sich seiner Heerd erbarmen."

Von den „böheimbschen" Unruhen ist gesprochen worden. Gewiß, und wie das böse Feuer, das dort in Böhmen sich entzündet, weiter gefressen und den ganzen Kontinent in Brand gesteckt, darüber weiß der Solothurner Vieles zu erzählen. Nun ist ja wohlverständlich und wohlverzeihlich, daß der Mann, der an die Besprechung von Ereignissen her-

antritt, die, wenn auch nicht unmittelbar vor seinen Augen, so doch unmittelbar in seiner Zeit sich entwickeln, nicht objektiv die Feder führt, sie objektiv nicht führen kann. So erkennen wir denn auch überall in Staal unschwer den katholischen Eidgenossen. Aber bemerkenswerth und für den historischen Werth seiner Darstellung geradezu entscheidend ist, daß Staal in der Angabe von Daten und thatsächlichen Verhältnissen sich nur ganz selten auf einer Unrichtigkeit ertappen läßt. Ueber den Ausbruch des dreißigjährigen Krieges und die zunächst folgenden Ereignisse enthalten die „Secreta“ Folgendes: „. . . Die Böheimben, sid jederzeit untreue, unrueige, viler Sekten, und mehrentheils dem Stuol zu Rom abholde Leut, beschwärend sich des Kaisers Ferdinandi Domination aus keinem andern Grund, als weil derselbig ein eifriger, katholischer Fürst; so besorgend sie, er wurde sein Religion befürderen und ihre Sekten undertrucken wöllen. Derowegen, gleich wie sie verschinnen Jars die Jesuiter des ganzen Lands verwisen, also wolltend sie den Kaiser oder das loblich Haus Oesterreich der Cron Böheim auch entsetzen, da doch noch bei Lebzeiten des vorigen Kaisers Mathiae die böheimbsche Ständ Ferdinando gehuldiget. Damit aber sie demselben desto bas Widerstand thun mögend, haben si den jungen Pfalzgrafen Fridericum, des Königs in Engelland Dochtermann, zu ihrem König erwählt und zu Prag sambt seiner Gemachel gekrönt, den 14. Novembris. Deswegen sie, die böheimbsche Ständ und der Kaiser mit Kriegsvolk gegen einanderen stark im Feld, darüber vil Scharmützels und Landverhergens bschicht; und damit das Kreuz desto größer im Land, so würd Bethlehem Gabor aus Sibenbürgen in Ungarn geladen. . . . . Der Kaiser mit Hilf Spania sterkt sich allerorten, die böheimbsche Ständ gleichfals auch, künftigen Früelings von neuen Dingen mit allem Ernst widereinanderen zu setzen. Päpstl. Hlgk., auch die Fürsten in Italia, dem Kaiser zu Dienst, haben bei 18,000 geworbner Soldaten in Bereitschaft, so gegen Ostern anzüchen sollend. Was solches Spil für ein End nemen wird, gibt die Zeit. Gott leite es zum besten.“

Die Schlacht am weißen Berge wird also geschildert: „A. 1620. Im October zücht Herzog Maximilian in Bayern, der catholischen Liga General Oberster, Kaiserl. Majestät zu Hilf, mit starker Macht in Böheim und bemächtiget sich der abgefallnen Ländern und Städten allgemach wider. Darauf erfolgt den 9. Novembris die große Schlacht vor Prag, in welcher Kais. Mt. obgesiget, der Caluinischen aber in vil 1000 erschlagen worden, im Wasser ersoffen; der Pfalzgraf [mit] seiner schönen Königin und ganzem

ihrem Anhang nimbt die Flucht gegen Schlesien auf Berlin zu, von dannen auf Holland; hiemit hat sein Reich und Macht ein End genommen, und hat [sich] des andern Tags die Stadt angenz ergeben, allda die Soldaten gute Beuten gemacht."

Dem bereits Mitgetheilten sei noch angefügt der Bericht über die Belagerung von La Rochelle und die endliche Einnahme dieser Festung und sodann über den Regensburger Fürstentag vom Jahre 1630. „Rochelle, ein Näst der Rebellen und Zuflucht allerärgsten und unruhigen Leuten in Frankreich, darauf sie sich verlassen, wie auch auf die englische Hilf und Schiff . . . . würd mit allem Ernst durch Ihro Mt. belägert mit fortificationem umbringet und dergestalten geenstiget, daß man nit anders hofft, als daß sie sich ehist werden ergeben müessen . . . . . Zu End dis Monats Octobris hat sich die ganz caluinische Stadt Rochelle, nachdem sie bei 15 Monaten hart belägert und mit einem Tich gegen dem Meer eingethan gewesen und alle Hilf oder Succurs zu Wasser und Land verspert worden und in 14,000 Personen vor Hunger und Armuot darinnen gestorben, endlichen Ihro Mt. sich ergeben müessen, die ihr Leben und Gut ihnen gefristet; darüber der Einritt beschechen, die Stadtmauer zerschleißt, die Kirchen sambt den Güeteren den Catholischen eingeraumbt, das alte Wesen abgeschaffen und ein neues Regiment nach Ihro Mt. Willen angeornet worden."

„Zu Regensburg ist ein Churfürsten oder Collegialtag gehalten worden, dabei Kais. Mt., die catholischen Churfürsten und andere Prinzen mehr sich in persona befunden. Sachsen und Brandenburg aber haben sich nit einstellen wöllen und hoch darfür gebetten. Auf welchen Collegialtag [sich] unser französische Ambassador Léon Brulard neben dem Capuciner Pater Josepho begeben, der Meinung, wegen italiänischen Geschäfts einen Friden zuerhandlen, so entlich auch erfolgt. So sind auf bemeltem Collegialtag allerhand gute Ratschläge gefasset worden wegen Reformierung und unbeschwerlicher Unterhaltung eines stetigen Kriegsvolks. . . . . Item wegen Fortsetzung Kais. ergangnen Edicti zu Widerbringung der geistlichen Güetern, darüber hin die Execution im ganzen Reich, sonderlich in Würtemberg fürgenommen, auch der von Walstein wegen verübter Unbeschaidenheit seines Generalats beiseits gesetzt worden."

Es ist ohne weiteres verständlich, daß der Mann, der das persönlich Nahe treuherzig erzählt und dem Fernen mit Aufmerksamkeit folgt, auch an dem nicht achtlos vorübergeht, was in seiner engeren und weiteren

Heimath, in seinem Vaterlande sich ereignet. In der That, nicht zu reden von spezifisch solothurnischen Begebenheiten, geschieht in gemeiner Eidgenossenschaft von den Jahren 1617, 1618 an kaum etwas Nennenswerthes, das in den „Secreta" nicht verzeichnet und besprochen würde. Und Eines sei hier wiederum gesagt, was in anderem Zusammenhange mit einem Wort bereits ist angedeutet worden: Staal erscheint von dem eben bezeichneten Zeitpunkte an zu oft wiederholten Malen als Gesandter auf katholischen und gemeineidgenössischen Tagleistungen. Und unter dem unmittelbaren Eindrucke dessen, was er dort gesehen und erlebt, schreibt er nach erfolgter Heimkunft die Berichte nieder. Daraus ergibt sich, daß die „Secreta domestica" als schätzenswerthe Quelle für die hier in Betracht fallenden Ereignisse und in mancherorts detaillirter Ausführung zumal als willkommene Ergänzung zu den eidgenössischen Abschieden aufzufassen sind. Es muß darauf verzichtet werden, etwa in übersichtlicher Darstellung und chronologischer Folge von diesen Ereignissen und von ihrer Würdigung durch unsern Chronisten zu sprechen. Verhältnißmäßig einläßlich soll indessen die Rede sein von dem solothurnisch-bernischen, wir dürfen ja wohl auch sagen, eidgenössischen Handel der Jahre 1632/33, nicht allein, weil diese weitaussehende Begebenheit an sich wissenswerth ist, sondern vielmehr, weil unser Mann an ihrer Entwickelung einen positiven Antheil hat. Es geschieht die nachfolgende Erörterung in unmittelbarer Anlehnung an eine historische Untersuchung, deren Resultate eine vor drei Jahren im Druck erschienene, kleine Schrift zusammenfaßt.

Es war im Herbst des Jahres 1632. Im nahen Elsaß herrschte böse Noth. Wildes Kriegsvolk trieb sich in hellen Haufen überall im Land herum. Da wandte sich die schwerbedrängte Stadt Mühlhausen — wie vorher mehr denn einmal schon geschehen — mit eindringlichem Gesuch um Hilfe an die evangelische Eidgenossenschaft, mit der sie in Bund und Freundschaft stand. Die vier Städte fanden sich bereit, nach bundesgenössischer Pflicht zu handeln. Ein Zusatz von 200 Mann, je 50 Mann auf eine Stadt, sollte am 17. Sept. (n. St.) zu gemeinsamem Weitermarsch in Basel sich zusammenfinden. Der Lieutenant Hans von Stein, der die bernische Truppe nach Basel und Mühlhausen führen sollte, hatte Befehl erhalten, von den Ämtern des obern Aargau aus die Route Klus-Balsthal-oberer Hauenstein-Basel einzuschlagen. Der Weg führte also zunächst von der Landvogtei Bipp aus nach der eine leichte halbe Stunde nordwestlich abgelegenen Klus hin. Mit dem wilden Dünnernbache zugleich

zwischen mächtige Felsmassen eingeklemmt, windet sich hier das schmale Sträßchen durch die in den südlichen Jura eingeschnittene, romantische Bergschlucht in nördlicher Richtung nach Balsthal hinaus. Am 16. Sept. (n. St.) langten die bernischen Zusätzer in der Klus an. Auf den Befehl des Vogts zu Falkenstein wurden sie hier durch solothurnische Unterthanen angehalten und gezwungen, sich zurückzuziehen. Nicht anders erging es ihnen am folgenden Morgen und bedeutend schlimmer noch, als sie drei Tage später, dem neuerdings eingeholten Befehle ihrer Obrigkeit gemäß, den Durchpaß zu erlangen suchten. Abermals ward ihnen durch den Falkensteiner der Weg verlegt, und abermals zogen sie sich friedlich nach der Berner Grenze hin zurück. Allein jetzt rückte, unglücklicherweise noch bevor sie diese erreicht hatten, der Nachbar des Falkensteiners, der bächburgische Vogt, mit seinem Volk heran. Die Berner wurden nach der Klus zurückgedrängt und hier wie die Schafe „an ein Truppen in ein Enge" zusammengetrieben und von allen Seiten eingekeilt: Vorn das Volk dessen von Falkenstein, rechts Felsen, links hart unter der Straße der durch Regengüsse angeschwollene Dünnernbach und im Rücken der bächburgische Landvogt. Dieser schrie den „Herrgotts Bernern und Kätzern" zu, ihre brennenden Lunten zu löschen. Nur Einer der Bernischen, ein Schlosser, wagte es, der Aufforderung zu trotzen. Er wurde niedergeschlagen. Und nun, da die wehrlosen Berner weder „Feuer noch Licht" mehr hatten, brannte der wilde Bächburger mit den Worten: „Druf, druf, es soll ihro kein Bein darvon kommen" seine Pistole auf den Haufen los. Im gleichen Momente ging auch auf falkensteinischer Seite ein Schuß. Damit war das Gemetzel eingeleitet. „So dick wie der Hagel" fielen jetzt auf bächburgischer Seite die Schüsse. Glücklicherweise gingen die meisten zu hoch, sonst wäre wohl keiner der Bernischen mehr lebend von der Stelle gekommen. Von bernischer Seite fiel nicht ein Schuß. Die Soldaten dachten überhaupt nur an ihre Rettung. Die Einen flüchteten sich, so gut es ihnen gelingen mochte, durch Stauden und Stöcke davon; die andern kollerten den kleinen Abhang hinunter in die Dünnern. Wer sich nicht an's andere Ufer durchzuarbeiten vermochte, wurde ohnmächtig bachabwärts getrieben und weiter unten bei dem „Stegli", woselbst sich eine Anzahl Solothurnischer aufgestellt hatte, mit barbarischer Wuth traktirt. Nur Wenige konnten sich mit Schwimmen unter dem Steg durch den Hellebarten- und Musquetenstreichen der Gegner entziehen. 9 Berner waren der Wuth der Solothurnischen zum Opfer gefallen, 28, darunter mehrere Ver-

wundete, wurden gefangen nach Balsthal abgeführt; die übrigen hatten sich glücklich gerettet.

In jener vorerwähnten Schrift ist der Nachweis geleistet worden, daß der solothurnischen Regierung eine Schuld an dem unglücklichen Vorfalle billigerweise nicht beigemessen werden könne. Dem blinden Eifer der Landleute und des bächburgischen Vogtes, und nicht weniger Bern's eigener Nachlässigkeit, war das Unglück zuzuschreiben.

Der Kluser Mord rief, wie anders nicht zu erwarten stand, überall die peinlichste Aufregung hervor. Solothurn ordnete unverweilt zwei Gesandte nach Bern ab, um durch sie Bedauern und Entschuldigung über das Vorgefallene anbringen zu lassen. Es war eine sehr ungemüthliche Mission, die die Beiden auszuführen unternommen hatten. Das erfahren wir, wenn wir es sonst nicht wüßten, sehr genau durch einen an dieser Gesandtschaft unmittelbar Betheiligten, eben durch unsern Junker Hans Jakob vom Staal. Nach seiner Rückkehr von Bern schreibt er in die „Secreta“: „Den 21. 7bris würd ich neben Junker Stocker nach Bern gesandt, um unsere g. H. und Obern daselbsten vor Rat zu excusieren, alle Verbesserung und Satisfaction, wo verfält, anzubieten; den 22. zwar Audienz gehabt, aber ohne Bescheid schimpflich wider fortgewisen worden, weil der gemeine Mann über dies Geschäft sehr accerbiert und nit ohne Ursach, dann die Unsrigen ihre Mannheit wol auf bessere Occasion hätten ersparen mögen und mit Eidgenossen nit dergestalt hausen sollen.“

„Ueber etlich wenig Tag thut Bern ein überaus scharpfes Schreiben an m. g. H. mit starken Verweisungen, begehrt Aberwandel der Worten, so schmachlich ausgossen worden, Restitution der verlornen Sachen, Abtrag Kostens und Schadens und Satisfaction der Entleibten Erben; der Handel würt auf die allbereit ausgeschribene Tagsatzung nach Baden geschlagen, der Hoffnung, die übrigen unpartheiischen Ort werden sich des Handels anmaßen, und güetlich oder rechtlich den Streit understehn zu accommodieren; Bern aber wills nit gestatten, begehren von uns justitiam und zu wissen, ob der Stand ein part sein, die verbrachte Clusische That verfächten wölle als ein general und nit particular Geschäft ....“ Gewiß, die Thatsache, daß Solothurn in einem Schreiben als „interessirte Partei“ sich dargegeben hatte, bot den bernischen Gesandten Anlaß, die solothurnischen auf der Tagsatzung vom Okt. 1632 darüber zu interpelliren, ob Solothurn den Handel als Privat- oder aber als Standessache aufgefaßt wissen wollte. Die Frage, in dieser Weise zugespitzt, war

in der That von Bedeutung für die Entwickelung der Angelegenheit. Erklärte Solothurn den Handel als Standessache, so war dadurch zugleich das Einverständniß mit den Vögten ausgesprochen. Bezeichnete es ihn als ein „Partikulargeschäft", so war damit jede Verantwortlichkeit für das Geschehene abgewiesen, die Vögte mußten von eben dieser solothurnischen Obrigkeit zur Rechenschaft gezogen werden. Beide Auffassungen fanden in Solothurn ihre energischen Vertreter. Schultheiß von Roll und Venner Brunner, die Väter der Vögte auf Bächburg und Falkenstein, und mit ihnen im Bunde die solothurnische Geistlichkeit, suchten aus nahe liegenden Gründen dahin zu wirken, daß der Handel als „Generalgeschäft" behandelt werde. Für die gegentheilige Auffassung aber traten alle unbefangenen Elemente in Rath und Burgerschaft ein. Und das Haupt dieser Partei war Staal. Mit seiner ganzen Kraft suchte er auf der Oktober-Tagsatzung und späterhin es durchzusetzen, daß nicht für die Sünden Einzelner der ganze Stand zu büßen habe. „Obwolen die interressierten particolars Personen und angeklagte Vögte desto bas zu supportieren, dero Eltern, Verwandte und sonderlich etliche Geistliche stark darauf getrungen und erzwingen wöllen, als sollts ein Standssach sein, so hab ich doch solches bei meinem Eid und Gewissen nit fünden, gestatten und zugeben können, daß die Unschuldigen der Schuldigen sich sollend zu entgelten haben .... hab mir zwar dadurch Ungunst und ein starken Auffatz gemacht. ...."

Der „Auffatz" war in der That stark genug, so stark, daß Staal bei der Gesandtenwahl für die November-Tagsatzung, auf welcher der Handel weiter besprochen werden sollte, übergangen wurde. Zum Aerger aller redlich Denkenden hatte ein Geistlicher die wenig würdige Aufgabe übernommen, am Allerheiligentag, also unmittelbar vor der Wahl, von der Stelle, von der dem Volke Gottes Wort geboten werden sollte, unverdeckte Angriffe gegen den „hofärtigen, aufgeblasenen Thomans Kopf" zu schleudern. „Deus parcat ipsi", bemerkt Staal an der Stelle, wo er in der „Secreta" über die „schandliche Schmachpredig" referirt. Zugleich findet sich in dem Eingangs erwähnten Aktenbande eine voluminöse „Widerleggung", in welcher Staal die persönlichen Angriffe des Predigers zurückweist und am Schlusse seinem Unmuth in den nachfolgenden Versen Luft macht:

„D'weiber und d'Capuciner wend
Allhie jetzt füeren s'Regiment,
Wann uns nit Gott zu Hilf kombt bhend
Zu b'sorgen ein großes Elend ...."

Das „Clusische Geschäft" nahm in seiner weiteren Entwickelung immer bedenklichere Dimensionen an. Hinter Solothurn standen die katholischen, hinter Bern die evangelischen Eidgenossen. Auf der Januar-Tagsatzung des Jahres 1633 waren die Gegensätze bereits so sehr scharf geworden, daß der Ausbruch bürgerlichen Krieges unvermeidlich schien: Der Intervention Rohan's und mehr noch dem Obsiegen des Gedankens, daß ein Waffengang Angesichts des an den Grenzen stehenden, fremden Kriegsvolkes anderes nichts als den Untergang des Vaterlands bedeuten könne, war es zu danken, daß im letzten Augenblick die drohende Gefahr sich wendete. Es ward ein Projekt der unbetheiligten Orte angenommen, demzufolge die Vögte verbannt und einige Unterthanen hingerichtet wurden. Damit hatte der böse Handel in der Hauptsache sein Ende gefunden.

Dem Junker vom Staal aber haben es seine Feinde lange nicht vergessen und verzeihen können, daß er zu ihrem Nachtheil des Standes Wohl mannhaft vertreten, und das Wort, das ihm gelegentlich von gegnerischer Seite nach Baden war geschrieben worden, daß durch seine Haltung „vielleicht etlichen zum großen Nachtheil ein lang empfintliches Memorial verbleiben möcht", war mehr als bloße Drohung. Manch' unerfreuliche Erfahrung hat unser Staal nach langen Jahren noch zu verzeichnen, die in ihren letzten Ursachen auf seine Stellung im „Clusischen Geschäft" zurückzuführen ist. Davon sei indessen hier nicht mehr die Rede; wohl aber mag es statthaft und geboten sein, an die bis jetzt gepflogene Besprechung unter anderem Gesichtspunkt einen kurzen Ausblick anzuschließen, der, wenn auch nur unvollkommen, darüber unterrichten soll, welche Pfade der solothurnische Junker auch fernerhin betreten und gewandelt hat. Der erste Theil der „Secreta" kann hiebei freilich nicht mehr in Betracht gezogen werden; er schließt — es ist bereits gesagt worden — mit dem Jahre 1635 ab. Und diesem Wort sei gleich ein zweites angefügt: damit schließt auch der Theil dieser Arbeit ab, der aus unmittelbarer Quelle hergeleitet ist. Die nachfolgenden Mittheilungen sind, wie aus dem frühern Zusammenhange zu ersehen ist, von einer Seite herbezogen, die, ohne die Pflicht der Wahrheit im Allgemeinen außer Acht zu lassen, von dem Rechte der poetischen Freiheit fröhlichen Gebrauch zu machen weiß.

Es sei zunächst erzählt von einem Familienfest, dem unser Junker beigewohnt. Viktor, ein Bruder Staal's, wird 1636 Vogt auf Falkenstein. Zu „etwelcher fastnachtlicher Erquickung" inszenirt er zu Lichtmeß des folgenden Jahres ein kleines Fest, wozu Freundschaft und Eigensame herzlich

eingeladen werden. So besteigt am Morgen des genannten Tages, da eben der aufgehenden Sonne erste radii die mit Schnee noch sattsam bedeckte Weide des Weißensteins röthlich tingiren, der Junker sein Bräunlein, den Schimmel, der sanfteren Schritt geht, seinem Gespons Helena überlassend. Mit den Eltern reitet der primogenitus Johann Baptistli, und vor dem Eichthor gesellen sich zu den Dreien weitere Glieder der Familie Staal. Nach langem Ritt durch die scharfe Winterluft wird Falkenstein erreicht, und trefflich schmeckt der Imbiß, den nach freundlichem Willkomm der Vogt den Gästen bietet. Viel Beachtung erfahren namentlich die fein gewürzten Keulen der schweren Wildsau, die auf der etliche Tage zuvor verübten Schweinsjagd ist erbeutet worden. Und bei den leckerhaften Speisen fehlt auch keineswegs der Wein; die aus zinnernen Kannen angefüllten Humpen werden fleißig zum Mund geführt. Noch erhält die ansehnliche Gesellschaft willkommenen Zuwachs. In zierlich bemalter und mit verschiedener Vergoldung ausgeschmückter Karosse, die vier Burgunder Gäule ziehen, kommt des fürstlichen Stifts zu Basel Domkustos, ein Freund und Gönner des Junkers Staal, herangefahren. Die Fraktura einer Kutschenachse hat zur Verspätung unliebsamen Anlaß gegeben. Dem Domkustos wird der Ehrenplatz an der Tafel angewiesen, und die Gasterei geht fröhlich weiter. Den ausgesuchten Nachtisch zieren neben anderen Leckereien Weinbeeren und levantische Feigen, die von Basel her bezogen worden. Die gesatzlichen Männer rücken allmälig näher zusammen, um in vertraulich gepflogenem Gespräch über die schweren Zeitläufte sich zu äußern. Die frohe Jugend aber pflegt des Tanzes, und vornehmlich eifrig bethätigt sich an dieser leichten Kunst des Junkers primogenitus. Der Vater hat an den saltationes des Sohnes, der Priester werden soll, nicht eben sonderliche Freude und der Domkustos, dem dies nicht entgangen, sagt ihm lächelnd: „Freundchen, Freundchen! hütet Euch wohl, ohne den Wirth zu rechnen. Mich will bedünken, Euer Erstgeborner passe um weniges besser zu einem Canonico, dann ich selber zu einem Schwedischen Lanzenknechte; das seh ich am guten Geschick, womit er sich im Kehraus zu drehen weiß." Ueber alle dem ist es spät geworden und hohe Zeit, Tanz und Gespräch zu enden; denn des Weines Schwere hat sich mehr denn einem Gaste mächtig auf Augenlied und Zunge gelagert. Der Weibsame hat die sorgliche Wirthin gute Lager bereitet; die Männer bleiben im Saal; einer nach dem andern sagt der Weinkanne Valet und legt sich, in den Mantel gehüllt, auf Strohmatte oder Bank. Des andern

Morgens labt sich männiglich an süßer Weinsuppe. Dann wird in Freundschaft und Herzlichkeit Abschied genommen. Der Junker für seinen Theil wendet sich mit Gespons und Söhnlein nach Solothurn, nachdem er noch zuvor auf seines hohen Gönners Kutsche in Erzeigung bester Sympathie einen Limmernkäse heimlich aufgeladen.

Der lauten Festesfreude auf dem Falkensteiner Schlosse folgten für unsern Staal nach unlanger Zeit eine Reihe unfroher Tage. Amt und Würde brachten mancherlei Enttäuschung; im Delsberger Thal, wo Staal's Güter lagen, hauste wildes Kriegsgesindel. Und mehr als Schmälerung an Ehr und Gut schmerzte der unerwartete Verlust der Gattin, die 15 Jahre treulich Lieb und Leid mit ihm getragen. Dem geprüften Manne schien es, es sei sein irdisch Theil dem Baume gleich, in dessen Gipfel das Wetter geschossen, dessen Aeste versenget, dessen Rinde zerspalten sei. Der gedrückten Stimmung zu entgehen, unternimmt der 54jährige Junker, keines langen Lebens mehr gewärtig, ein Jahr nach dem Tode seiner Frau eine Wallfahrt nach Einsiedeln. In ein bescheiden Gewand gekleidet, zu Fuß und den Stab in der Hand, tritt er am Allerseelentag des Jahres 1643 die Reise an. Ueber Beinwyl und den Paßwang wendet der Pilgrim seine Schritte nach Dorneck. Hier angekommen, unterläßt er nicht, Einkehr beim baslerischen Domkustos zu halten. Der hohe Herr führt ihn zur wohlbesetzten Tafel, und trotz der Erwägung, daß ein Wallfahrer, der Wurzeln speisen, Wasser trinken sollte, zum domherrlichen Tisch nur übel passe, läßt sich der müde Wanderer unschwer bereden, Edelwein und leckere Speise nach Bedürfniß zu genießen. Beim oft gefüllten Becher klagt er dem hohen Gönner all' sein Mißgeschick. Und dieser räth ihm freundlich, sich nochmals ein Gespons zu suchen, das seines Hauses warte und Melancholia ihm vertreibe. Nachdrücklich widersetzt der Pilgrim sich der Rede. Unter angemessener Danksagung entfernt er sich bald hernach und zieht seines Weges fürbas. Wenig Tage später treffen wir den Junker auf dem Boden der fürstlichen Abtei. Die wundersame Heilkraft des Ortes, der im Lauf der Zeiten aus unscheinbarer Siedlerhütte zu stattlichem Gotteshause sich gewandelt, bewährt sich auch an unserm Pilgrim. Nachdem er inbrünstig gebetet und an jeder der 14 weltberühmten Röhren sich gelabet, ist es ihm, als sei ein jeglich Leid von ihm genommen. Insbesondere fühlt er, es habe die heimgegangene Hausfrau seiner Trauer nicht mehr von nöthen, und fast will es ihm scheinen, es sei der Rath des baslerischen Domherrn so ganz verachtenswerth doch nicht gewesen.

Seinen Rückweg nimmt der also Getröstete über Schwyz, Brunnen und Luzern. Hier wird er in der Familie seines Freundes Balduin von Hertenstein mit großer Herzlichkeit empfangen und bewirthet. Gefallen findet der Gast vornehmlich an dem Hertenstein'schen Fräulein, Maria Franziska. Die Tochter nimmt gegen ihres Alters Gewohnheit an den ernsten Diskursen der Männer regen Antheil, und ihren Werth erhöht in Staal's Augen bedeutend noch der Umstand, daß sie deutscher Tracht treu geblieben, während sonst doch alles Weibsvolk längst französischer Mode Unterthan geworden. Auf fröhlich Wiedersehen wird geschieden; Staal nimmt den Wanderstecken neuerdings zur Hand, um seinem Haus und Völklein zuzueilen.

Des Heimgekehrten wartet neue Arbeit. Frisch greift er an; aber des Hertensteiners sittsam Töchterlein will ihm nicht mehr aus dem Sinn. Nach mancherlei Erwägung entschließt er sich, trotz seiner 55 Jahre als Werber aufzutreten. Der auf erste Kundschaft ausgesandte Schwager bringt die Botschaft heim, daß sowohl dem Fräulein als auch dero parentibus die Werbung nicht zuwider. So begibt sich Staal, nachdem er zuvor vorsorglich eine geringe Anzahl grauer Haare durch den Bartscherer hat entfernen lassen, selbst nach Luzern. Das Verlöbniß wird vollzogen und wenig später die Hochzeit, an der sich hochansehnliche Personen, darunter 40 vom Adel, betheiligen, splendidissime gefeiert. Als der Neuvermählte mit dem Gespons nach Pflicht und alter Sitte den Vortanz führt, will es ihm allerdings erscheinen, es seien seine Kniegelenke im Lauf der Jahre doch etwas steif geworden.

Der Eintritt der jungen Hausfrau in die Staal'sche Familie war für diese selbst von segensreichen Folgen. Vortrefflich ward des Hauses gewartet. Und zu dem Glück im Hause schlug erfreuliche Anerkennung, die Staal im Dienste des Staates sich errang. Vornehmlich ehrend und volle Satisfaktion für manch' eine Unbill, die er erlitten, war für ihn, daß er im Jahre 1650 neben anderen Eidgenossen als Gesandter nach Frankreich abgeordnet wurde. Aufgabe der Gesandtschaft war, am königlichen Hofe auszuwirken, daß rückständige Schulden an die Eidgenossenschaft entrichtet und die im französischen Solde stehenden Schweizer würdiger behandelt werden.

Nachdem Staal seine häuslichen Angelegenheiten geordnet und Lebens und Sterbens halber seine Dispositionen getroffen, tritt er am 20. Februar mit seinen Kollegen die Reise an. Ohne durch Straßenräuber oder Wassers-

gefahr, durch Anfall reißender Thiere oder durch Sturz der Wagen und Pferde auf schlechten Wegen und Stegen bedroht zu werden, langt die ansehnliche Gesellschaft nach 16 Tagen vor Paris an und wird unter großem Gepränge durch die Obersten und Hauptleute der schweizerischen Regimenter in die Stadt eingeführt. Aber erst nach wochenlangem Harren wird den Gesandten offizielle Audienz ertheilt. Am 9. Mai, Nachmittags 3 Uhr, werden sie in 12 prächtigen Hofkutschen in ihrem Quartiere abgeholt und nach dem Louvre geführt. Hier erwarten sie die königliche Majestät, die Königin Mutter, Monsieur d'Anjou und Mademoiselle d'Orleans. In deutscher Sprache begrüßt das Haupt der Ambassade, der zürcherische Seckelmeister Werdmüller, den König und überreicht sodann in wohlgesetzter Schrift das eidgenössische Gesuch. Und die junge Majestät reicht jedem Schweizer die königliche Hand. Dann werden die Gesandten mit vielen schönen Redensarten abgefertigt und wiederum in ihr Quartier zurückgefahren, allwo sie Tag um Tag, und lange vergeblich, auf eine Antwort warten. Die lange Zeit benutzt indessen der Junker Hans, in Gesellschaft des wohlgelahrten Herrn Hans Heinrich Holzhalben von Zürich die Merkwürdigkeiten der Stadt eifrig zu studiren. Mit den Beiden ziehen zwei Neffen Staal's, die dieser auf des Bruders Wunsch als Edelknaben mit sich nach Paris geführt. Die Gesellschaft wird überall, wo sie erscheint, aufmerksam gemustert. Vornehmlich ist die französische Weibsame sehr darauf erpicht, die ambassadeurs suisses sich aus der Nähe zu besehen. — Am 29. Mai werden die Gesandten endlich zu einer Ministerkonferenz geladen. Und vornehmlich dem klugen Vorgehen des Solothurners ist es zu danken, daß für die Eidgenossen doch wenigstens ein halbwegs günstiger Schluß erfolgt. Sodann begibt sich die Gesandtschaft, frankreichmüde, auf den Heimweg. Um die Mitte des Monats Juni trifft Staal zur großen Freude seiner Angehörigen und seiner Freunde zu Hause ein.

Ehrend war es für Staal gewesen, daß er zur vorerwähnten Mission berufen worden. Und weitere Anerkennung ward ihm noch vorbehalten. Am Johannistag des Jahres 1653 ward ihm durch die von ihm so treu geliebte Vaterstadt das Schultheißenamt gegeben. Nicht länger als die Pflicht gebot, litt es den so Geehrten an diesem frohen Tage in Zunft und Rathhaus; dann eilte er heim zur Frau Schultheißin und seinen Kindern.

Von dem Schultheißen vom Staal haben wir sozusagen keine Kunde. Seine eigenen Aufzeichnungen reichen in diese Jahre nicht mehr herein. Das aber wissen wir, daß unser Mann von dem Tage, da er zum ersten

Mal in die Chronik schrieb, bis zu dem Augenblicke, da er müde die Feder zur Seite legte, also ein weitgedehntes Leben lang, eifrig, unentwegt und unerschrocken in Wort und Werk für alles wirkte, was ihm recht und billig schien. So darf denn ja wohl auch angenommen werden, daß er die kurze Spanne Zeit, da er als Schultheiß noch zu walten hatte, gut gewaltet hat, soweit die Bürde seiner vielen Jahre es gestattete.

Der Junker Hans Jakob vom Staal hat im 17. Jahrhundert gelebt. Es war eine böse dunkle Zeit und lange Nacht. Aber ohne Sterne war sie nicht.

Quintilian.

Eine Rheinauer Klostergeschichte.

Von **Reinhold Günther** in Zürich.

Im Jahre des Herrn 1414 sind wir! Mild war der Frühling in's Land gekommen, goldig schien seine Sonne auf die Dächer und Thürme des Klosters Rheinau, hell erleuchtend die engen Zellen, in denen fleißig Brüder dem mühseligen Abschreiben der Klassiker des heidnischen Roms oblagen.

Im Zimmer des Abtes geht es lebhaft zu! Kunz, der Klosterschaffner, ist von Schaffhausen angelangt und Leodegar, der Vorsteher des Benediktinerkonventes, hat seine Nachrichten und Briefe entgegen genommen. Das Konzil in der mächtigen Reichsstadt am Rhein und Bodensee, es gibt viel zu erzählen und zu besprechen, was Wunder wenn wir die Versammelten, denn der Bruder Kellermeister und zwei gelehrte Väter sind anwesend, mit glänzendem Angesichte und lebhaften Bewegungen ihre Meinungen vertreten sehen.

Lächelnd hört Leodegar den Eifrigen zu, zwischen den vornehm-weißen, schlanken Fingern bewegt er ein nicht allzugroßes Pergamentblättchen, dessen Ueberschrift in klassischem Latein dem würdigen Vater Heil und ewigen Segen wünscht!

„Freunde, das Wichtigste für uns, die Bewunderer des Alten, fehlt

noch Euch mitzutheilen, von wem meint Ihr wohl, komme dieses Schreiben?" Schnell zieht der Frager das hochgehaltene Blatt an sich; denn der neugierige Pater Josephus, der Bibliothekar wollte mit langgerecktem Halse etwelche Auskunft aus den zierlichen Buchstaben erhaschen!

Allgemeines, fragendes Schweigen und Erstaunen!

Langsam Wort für Wort betonend, begann nun unter wiederholten lauten Ausrufen des Entzückens und der Bewunderung der Abt das erhaltene Briefchen zu lesen:

„Dem ehrwürdigsten Vater, Leodegar dem demüthigsten Diener des „Herrn, sendet Heil und ewigen Segen Poggio, der Florentiner, der „niedrigste Knecht der heiligen Kirche!

„Mein würdiger Vater! — Unseren Gruß zuvor und die Bitte um „Ertheilung Deines Segens. — Mit dem Heiligen Vater, dem Priester „der Christenheit Johannes, dem XXIII. dieses Namens aus unserem „Vaterlande, nach Uebersteigung des Schneegebirges in dieses rauhe Land „gekommen, verkünden uns alle Freunde der Wissenschaften Deinen Namen, „den wir Unwissende schon längst hätten kennen sollen. Doch besser spät „als nie! — So vernimm denn die Bitte Deines Knechtes und sicherlich „auch Schülers. — Laß ihn an dem Borne der Wissenschaften sich stärken, „öffne ihm die Bücherei Deines Klosters, damit er zurückgekehrt in die „sonnigen Gefilde Italiens, der Tochter des unsterblichen Roms, sich zu „brüsten vermöge mit den geistigen Kostbarkeiten, gesammelt im Lande „Germania. — Gewähre, o Vater die Bitte dem Wissensdurstigen, der „zagend Deiner Antwort harrt!

„Gegeben zu Konstanz am 15. Tage des Mai, im 1414. Jahre „der Fleischwerdung des Herrn." —

Darunter war zierlich ein Affe gezeichnet, der auf einer Kugel sitzend, eifrig in einer Pergamentrolle las. —

„Ein gottbegnadeter Mann," brachte enthusiastisch, doch mühsam, der Pater Josephus heraus, „das ist ein Latein, diese Wendungen, so schrieb man in Rom im augusteischen Zeitalter."

„Dagegen sind wir Stümper," meinte Lambert der Kellermeister und strich sich über den Bauch.

„Es ist der Sekretär des Papstes und deßhalb vermag ich die Bitte „ihm nicht zu versagen, wenn gleich ich gerne es thäte," sprach zögernd und nachdenklich der Abt.

„Wie, höre ich recht, Ihr wolltet den Sekretär des Papstes, die

Leuchte der Wissenschaft von unserer Pforte abweisen?" Schmollend sprach es Urs, der Solothurner, der schon manchen Codex mit zierlichen Initialen und Figuren versehen hatte.

„Es liegen schwerwiegende Gründe vor," erwiederte dagegen der Abt, sich erhebend, und seine Rede fortsetzend, schritt er mit auf dem Rücken gefalteten Händen weitausholenden Schrittes im Zimmer auf und ab. „Ihr wißt, vor zwölf Jahren besuchte ich meinen Jugendgespielen den Kanonikus und Lehrer des Kirchenrechtes Stephan ab Insula im welschen Lande, in Padua, der berühmten Universitätsstadt! — Unser Freund dort," er deutete auf die Epistel, mag damals etwa zweiundzwanzig Sommer gezählt haben und doch war er in gutem und bösem Sinne schon eine Berühmtheit Italiens. Der herzoglichen Bibliothek des kaiserlichen Statthalters Visconti hatte er unter der Maske eines armen Bachanten die unschätzbare Handschrift von vier Commödien des Plautus entwendet. Die päpstliche Kanzlei, der er angehörte, gab selbst sich dazu her, die Abschriften zu fertigen, schon ging die herrliche Schrift von Hand zu Hand und alle Welt freute sich des gelungenen Streiches, der dem schlauen Visconti gespielt wurde. Aber auch sonst vernahm ich mancherlei! — Die Weiberliebe — —"

Ein langgedehntes „Ach" tönte aus der Tiefe des Sessels, den Urs innehatte, „— — — blieb ihm nicht fremd," fuhr unbeirrt Leodegar fort, „und seine Facetien verbergen unter dem unscheinbaren Titel Dinge, die ein Kleriker nicht kennen oder gar wie hier mit Behagen erzählen dürfte. Ich will ihm den Zutritt zu unserer friedlichen Insel nicht verweigern, doch ahnt mir nichts Gutes!"

Und sorgenvoll blickte der alte Herr zum Fenster hinaus in die grünen, sich kräuselnden Wogen des Rheines! —

„Nun, der große Wolfhart, der Stifter unseres Klosters, der heilige Benedikt und meine Wachsamkeit, sollen schon die Bücherei vor den langen Fingern des Welschen bewahren," rief laut als Antwort Josephus.

„Wer Nichts wagt, gewinnt auch Nichts," fügte Urs hinzu, „Vater, denkt an den Nutzen, den uns der Umgang mit dem gelehrten Manne verspricht, er lehrt uns Latein, wie man es wirklich sprach!"

„Es möge geschehen," seufzte Leodegar, „ruft mir den Schreiber Bernhard und Du, Josephus, bleibe, damit wir eine leibliche, lateinische Einladung zu Wege bringen!" —

Eine Stunde darauf trabte Kunz, der Schaffner, begleitet von zwei

Knechten, von dannen, in der Tasche von Dachsfell trug er wohlversiegelt ein Schreiben, das den päpstlichen Sekretär einlud, sich der Bücherei des Benediktinerkonventes nach Belieben zu bedienen.

— — — — — — — — —

Mehrere erwartungsvolle Tage verstrichen den ehrwürdigen Brüdern. Sogar der stete Zank zwischen Bruno und Nithard, dem Schaffhauser schwieg, das Abschreiben ruhte, dagegen studirte ein Jeder auf seiner Zelle die Sprache Cicero's, um mit Ehren vor dem Italiener zu bestehen.

Endlich, am 30. Mai war es, noch tropfte das Wasser von allen Dächern; denn der anbrechende Abend hatte ein heftiges Gewitter gebracht, da sah man auf der Brücke, die vom Städtchen herüberführt, plötzlich den Schaffner und die Knechte, ihnen voraus aber auf einem Maulthiere ritt ein kleiner, schwarzer Mann, mit gelber Gesichtsfarbe und blitzenden, klugen, schwarzen Aeuglein.

Das war der erwartete Gast, der Schrecken der Bibliotheken, die Leuchte unter den Humanisten, Poggio Fiorentino, der Sekretär des Papstes. Unter der Pforte des Hauptgebäudes trat Leodegar allein dem Ankömmling entgegen, um ihn willkommen zu heißen im Hause St. Benedikts. — Ehrfurchtsvoll grüßte der berühmte Philologe den alten Abt, sich vor ihm auf das Knie niederlassend, empfing er den Segen.

„Gewiß bist Du ermüdet von der Reise?" fragte in lateinischer Rede der Abt den Sekretär.

„Nun ja, die Wege bei Euch, Ihr gelehrten Barbaren, sind steinig und steil holprig, aber Freund Sueton" — er wies auf einen kleinen Pergamentband, den er in der Reisetasche trug — „versüßten mir die anstrengenden letzten Stunden," gab der junge Mann lächelnd in leise höflichem Tone zur Antwort.

Unterdessen war ein Laienbruder herzugetreten und nahm nun das leichte Täschchen und den schwerern Mantelsack auf. Langsamen Schrittes ging er den Zellengang voran, Leodegar und Poggio folgten ihm zur neuen Wohnung des Letzteren.

Am Ende des Korridors öffnete sich eine Thüre, Vito der Laie trat ein; es erwartete sie Jemand, Josephus, der Vorsteher der Bibliothek.

Das Gemach war groß, geräumig und hell, zwei Ausstattungen einer einfachen Zelle barg es. Fragend blickte der Italiener auf Leodegar, während der Mönch dem Fremdling ein lateinisches Willkomm bot! —

Als er geendet, entschuldigte sich der Abt, daß er den Gast die Zelle mit dem Bibliothekar theilen lassen müsse, es habe am nöthigen Platze gemangelt. Darauf zogen sich Alle zurück.

Als Poggio allein war, schnitt er nach der Richtung des verhallenden Geräusches der Schritte eine Grimasse und blies höhnisch lächelnd durch seine gespreizten Finger.

Er hatte die Absicht der Mönche verstanden.

Eintönigkeit ist der hervorstechende Charakterzug des Mönchslebens. Einen Tag wie den andern singen die Patres ihre Vigilien, schreiben an den kleinen und großen Bucharbeiten, pflegen das Bäuchlein; denn die Regel St. Benedikt's ist nicht allzustreng und religiöse Eiferer oder gar Asketen hat das Kloster nie gesehen, das ist ein fremdländisch Gewächs, das nicht am Ufer des jungen, noch so eilfertigen Rheines gedeiht. — Die Abendmahlzeit im Refektorium und der darauf folgende Trunk Elsässer, das sind die Ideale der gelehrten Kuttenträger.

Auch die Anwesenheit Poggio's hatte nur kurze Zeit eine Aenderung hervorgebracht im Flusse der Alltäglichkeit. Der Italiener war fleißig beschäftigt in der Bücherei und freundlich verkehrte er mit Jedem; zu den Wissenden sprach er das flüssigste und reinste Latein, das je diese Wände gehört und mit den Laienbrüdern verkehrte er in einem Deutsch, dessen rauh-allemannische Derbheit gar sonderbar hervorgehoben wurde durch die, die Worte nur mühsam bewältigende welsche Zunge.

Eines Abends, im Juni, saß man wie gewöhnlich im Refektorium noch kurze Zeit beim Becher zusammen, nach dem Nachtessen, da kam in der angenehmen Kühle der nächtlichen Schatten, die solche Gespräche ungemein befördern, die Rede auf Geister, Ketzer und dergleichen Feinde der frommen Kirchendiener.

Einer der Brüder erzählte, wie er vor 15 Jahren dem Waldenserprozesse in Freiburg im Uechtlande beigewohnt, bei dem man aber die Leute nur ermahnt habe, von ihrer schändlichen Ketzerei zu lassen. Ein Anderer wußte von dem heiligen Eifer der Ueberlinger zu berichten, die einst fünfzehn bis zwanzig Juden zur Ehre Gottes und der Kirche gebraten hätten. — Auch von Wundern wurde erzählt und dem Umgange der Hexen mit Zaubermeistern und dem Satanas selbst.

Poggio hat eine Weile zugehört, nun begann er mit der Bitte, man möge ihm erlauben, Etwas aus der Heimath im Süden zu erzählen, das

er zwar nicht selbst Alles gesehen, aber doch von völlig glaubwürdigen Leuten erfahren.

Alles lauschte gespannt und alsbald berichtete der Italiener, wie einstens in Como des Abends viertausend Hunde gegen den Gotthard gezogen seien, denen wären mehrere tausend Rinder und ein gewaltiges Heer von Bewaffneten ohne Kopf gefolgt, dahinter habe allein ein furchtbarer Riese sein Pferd gespornt, und ihm wiederum seien unzählige ungarische Rinder nachgezogen.

Ein ziemliches Entsetzen malte sich nach dieser Leistung auf den Gesichtern der Hörer; denn alle diese räthselhaften Wesen waren ja auf dem Wege nach Deutschland. Nur Leodegar, der wie so häufig auch hiebei feinsinnig lächelte, sprach ruhig: „Nun, Alles willkommene Gaben für meine Landsleute, die Eidgenossen! — Die Hunde würden ihnen als Blutdoggen, die Rinder als Zuchtvieh für die Alpenwirthschaften dienen. Mit den Bewaffneten ohne Kopf wären sie aber sicherlich fertig geworden, bei Sempach und Näfels wurden sie es ja mit solchen, die gewißlich rechte und kluge Köpfe besaßen.“ —

Poggio antwortete darauf pikirt, es sei doch gewiß nicht zu leugnen, daß die Welt Wesen hervorbringe, die räthselhaft erschienen und guten Christen jedenfalls gefährlich seien.

So habe er zu Ferrara das hölzerne Modell eines Ungethümes gesehen, welches man mit einem häßlichen Meermenschen vergleichen könne. Dieser Triton sei vor Jahren an der dalmatinischen Küste erschienen und habe, bärtig mit Hörnchen-Schmuck, in einem Fischschwanz mit Flossen ausgehend, Kinder und Weiber vom Ufer fortgefangen, aber fünf tapfere Waschweiber hätten ihn mit Knütteln zu Tode gebracht.

Alles lachte und als Poggio nun gar noch eine Schlacht von Elstern und Dohlen in humoristischen Worten schilderte, da kannte zum Schlusse die Fröhlichkeit keine Grenzen mehr und mehrmals mußte Leodegar mahnen, daß man mit Gottes und der Jungfrau Hilfe noch den folgenden Tag zu erwarten habe.

Als Poggio am Morgen darauf das Kloster verlassen wollte, um sich in's Städtchen zu begeben, da trat ihm Bodo der Pförtner entgegen und tastete lebhaft an seiner Kutte herum. Es galt die Schätze der Bücherei vor Entführung zu bewahren. Der Welsche ließ Alles mit sich vornehmen, was Bodo auch that und als er nach peinlicher Befühlung

die Brücke beschritt, die Rheininsel und Land verbinden, da lachte er wieder so höhnisch vor sich hin wie am Tage der Ankunft.

Aus dem Zimmer des Abtes aber blickte ihm Josephus die Hände reibend nach. Fröhlich sprach er zum Abt:

„Jetzt weiß er, mit wem er es zu thun hat, wir Deutschen sind nicht so dumm wie ein Visconti, mir nimmt er kein Blatt aus der Bibliothek!"

„Meinst Du?" gab Leodegar sinnend zur Antwort.

Er gedachte der Beleidigung, die Poggio so eben ruhig erduldet! —

Wiederum waren mehrere Tage in's Land gegangen, der Italiener arbeitete noch immer eifrigst im Heiligthume der Rheinauer Wissenschaften. Doch unternahm er jetzt häufig Spaziergänge in die Umgegend und heute sah man ihn sogar im Kahne des Marx, des Fischers, mit diesem und seinem Sohne zusammen.

Auch auf ihn schien der grüne sprudelnde, wallende Rhein den Einfluß zu üben wie auf andere Menschenkinder.

Wie er so dahinschwebte, der leichte Weidling, den der Alte mit kundiger Hand lenkte, indeß der Sohn gewandt die Netze warf. Es schien begeistertes Vergnügen zu sein, daß Poggio die Augen den Wolken zuwandte und damit auch unwillkürlich die Höhe der Bibliothekfenster über dem Rheine maß.

„Zweiundzwanzig Fuß," murmelten deutlich seine Lippen dem Fischer zu, „so lang muß Dein Strick sein, Marx!"

„Aber ist es nicht eine große Sünde?" fragte der Alte, „wenn mich nicht einst der Klosterschaffner gemißhandelt und Trauer in die Sippe gebracht hätte, ich thäte Euch nicht den Gefallen."

„Ihr habt den Segen des Papstes selbst," sprach besänftigend als Antwort der Italiener, „Eure That wird man rühmen bis in die spätesten Jahrhunderte, so lange als noch Gelehrte leben!" —

„Ja, ja, die Gelehrten," seufzte Marx anscheinend beruhigt, „aber sagt doch, Herr, dort ist ein ganzes Kloster voll von ihnen, was nützt uns Armen ihre Thätigkeit und Ruhm, habe ich doch noch nie gesehen, daß solch' ein Pergamentband, wie es droben hunderte hat, ein lebendes Wesen satt gemacht!" —

„Oh doch," gab Poggio lachend als Antwort, indem er leichten Fußes zum Ufer ansprang, „den Bücherwurm nähren sie leiblich. — — — Also heute Nacht, mein Freund! — Sei pünktlich, es gilt einen guten Fischfang!"

Noch wollte der Alte Etwas erwiedern, aber die Strömung des Rheines drängte das Schiffchen vom Ufer und eilends glitt es davon. —

Es war bei der Abendmahlzeit recht einsilbig zugegangen; denn der geistreiche Italiener schwieg beharrlich von der Politik und gab nur einsilbige Antworten. Dann nahm er auch bald sein Thonlämpchen und entzog sich allem Weiteren durch das Zurückziehen in die Bücherei.

Häufig hatte er es nicht gethan, aber die Brüder, die ihn freilich nur ungern vermißten, wunderten sich nicht weiter über ihren Gast, der sonst so lebendiger Erzählungen voll gewesen.

Da keine rechte Unterhaltung aufkommen wollte, so verschwand einer nach dem anderen und nach kaum einer Stunde wachte Niemand mehr im Kloster außer dem einsamen Gelehrten, der hastig Pergamentblätter sammelte und ordnete dort hinten in dem Saale der Bibliothek.

Die Zeit schwand! — Plötzlich vernahm Poggio, der schon seit einigen Minuten angestrengt zum Rheine hinab gelauscht, das leise vorsichtige Klatschen eines Ruders und wenige Augenblicke darauf schob sich ein dunkler Körper unter das Fenster der Bibliothek. Ein Seil flog herauf, daß Poggio nach mehreren vergeblichen Versuchen zu erfassen und zu befestigen vermochte. — Jetzt warf er die Tasche aus Dachsfell, in die er vorhin die vergilbten Pergamente geborgen, mit behender Bewegung über die Schulter, dann löschte er das Licht.

Nun wieder leichtes Einschlagen von Stange und Ruder — das Kloster Rheinau hatte unwiederruflich seine unschätzbare Handschrift des Quintilians verloren. — — — —

Ein furchtbarer Morgen folgte dieser Nacht! — Josephus, der Bibliothekar, zerraufte seine Hauptthaare, so wenige ihrer auch nur noch waren, die übrigen Brüder eilten verstört umher in den Gängen des Konventes.

Nur Leodegar blieb ruhig und lächelte! Auf eine fast heftige Frage des Josephus gab er zur Antwort: „Man bezahlt nie billig das Glück, berühmte und gelehrte Gäste zu haben!" —

Drüben aber in der Hütte des Fischers Marx herrschte an diesem für Rheinau so unseligen Junius, eitel Freude und Glück. Dem Alten hatte der Quintilian ein kleines Vermögen und den Segen des Papstes gebracht. Zufrieden sprach er nach der Mittagsmahlzeit, als er gesättigt und lang ausgestreckt auf seinen Netzen ruhte: „Jetzt weiß ich es, die alten Pergamentbände nähren doch noch hin und wieder einen ehrlichen Christenmenschen!"

Und sei es Bekräftigung oder spöttisches Vergnügen, ehe er noch entschlief, drehte er nach der Richtung des Klosters hin eine zierliche Nase. Sein von Kunz einst so schlimm getroffener Rücken war feierlichst und empfindlich genug gerächt.

Der Chasseral.

Eine Bergkette im Berner Jura.

Der Jura (Mont Jurassus, Jurasius bei Griechen und Römern) ist jener langgestreckte Bergzug, der aus dem an die Schweiz grenzenden Frankreich und Savoyen, den Westen und Nordwesten unseres Vaterlandes durchzieht und sich nach Deutschland fortsetzt, von St. Genix und Bourqoin bis nach Koburg und an die Südseite des Thüringerwaldes. Seine Breite ist sehr ungleich und da am geringsten, wo er in die Nähe des Schwarzwaldes tritt und zu gleicher Zeit seinen frühern Charakter ändert.

Nach seiner horizontalen Verbreitung kann man den südlichen Jura unterscheiden, der am Vouache aufhört, den westlichen, der bis nach Yverdon, den mittlern, der bis nach Solothurn geht, von wo ihn der östliche aufnimmt.

Zum mittlern Jura gehört die Chasseral-Kette, eine Fortsetzung der Weißenstein-Hauptkette; sie erreicht ihre höchste Höhe beim Signal mit 1609 Meter. Der gegen fünf Stunden lange Berg ist mit Alpweiden überdeckt und sowohl wegen der in seinen Sennhütten verfertigten „Frauenkäse", als auch wegen seiner umfassenden herrlichen Aussicht berühmt. Zu den geognostischen Merkwürdigkeiten des Chasseral* gehören die an dem Nordabhange häufig vorkommenden Eisgruben, senkrechte trichterförmige Löcher, bisweilen von solcher Tiefe, daß sie für unergründlich gelten. Durch den im Winter fallenden Schnee gefüllt, geben sie im Sommer auf den sonst wasserarmen Weiden natürliche Cysternen ab, aus denen man ver-

* Le Chasseral, deutsch Gestler, wie man aus Castellum, Châtel, Châtillon (Schlößli) Kastelen und Gestelen gemacht hat.

mittelst tief hinabreichender Leitern das nöthige Wasser zur Höhe holt. Eine der merkwürdigsten solcher Höhlen ist die von Courtelary.*

Das Plateau am Doubs zwischen der Wisenberg- und der Chasseralkette, auf der Nordwestseite des Bergzuges, war bis an's Ende des 14. Jahrhunderts mit dichtem Wald bekleidet. Damals 1384 zog Imer von Ramstein, der Bischof von Basel, die ersten Ansiedler durch Verheißung besonderer Freiheiten herbei, welchen zu Liebe die Gegend ihren frühern Namen Montagne des bois in franches Montagnes (Freiberge) umtauschte, einen Namen, den sie jetzt noch tragen. Der dunkle Nadelwald kleidet noch die Bergrücken und umgiebt in einzelnen Gruppen die über Weiden und Felder, auf Höhen und Tiefen ausgestreuten Dörfer und Höfe, die in neun Pfarreien vereinigt sind. Ihr Erwerbszweig ist Viehzucht und Uhrenmacherei.

Wir haben es heute aber mit dem Berge zu thun, der wegen seiner Schönheit allgemein gerühmt wird und wohl auch den Vergleich mit dem Weißenstein, ja selbst mit dem Rigi aushält.

Die Besteigung geschieht am besten von Neuenstadt aus, in kürzerer Zeit dagegen von Biel über Leubringen und Ilfingen.

Von Neuenstadt geht es sanft emporsteigend den tannenbekränzten Jurahöhen zu. Nur ein Viertelstündchen bergan, dann hält man an und schaut um sich. Vor uns die gewaltigen Ruinen des alten Fürstenschlosses, Mahner, daß weder Menschenhand, noch Fürstenmacht, noch Bannesfluch den Gang der Zeit zu stören vermögen. Und tiefer zu Füßen in hehrer Sonntagsstille der blaue See, die blühenden Ufer, die Stätten der Menschen, alles vereinigt zum wunderschönen Bilde — da geht das Herz auf. Und weiter, immer mehr bergan. Bald naht das freundlich saubere Lignière, ein Dörfchen, so recht wie zum Ruhepunkt geschaffen. Hoch über dem Meer, bleibt es in einer Thalsohle dem Blicke versteckt, bis plötzlich die Häuser zu Füßen liegen. Und jetzt aufwärts, immer aufwärts. Hoch oben in luftiger Höhe grüßt schon auf Stunden weit das Chalet des Chasseral freundlich herunter. Zwei Stunden sanftes, in großen Windungen sich vollziehendes Aufwärtssteigen, dann sind wir oben: der Fuß ruht auf dem Rücken des gewaltigen Felskolosses, das Auge schweift

---

* Die Schweiz, von J. Siegfried. Erster Band: Der schweizerische Jura. Zürich, 1851, Orell Füßli und Komp. S. 93.

in vollem Entzücken erst in die blaue Ferne, dann zum Thal und — das Herz geht auf!

O, des Prachtanblicks! Wer vermag zu schildern,
Wie vom Jura her auf die Eisbehelmten,
Sprühte Blitz um Blitz der Sonne
Strahlende Wimper!

Aber nicht nur für das Auge, auch in anderer Hinsicht noch bietet dieser Juragipfel dem Freunde der Natur interessante Momente. Der Botaniker findet neben den prächtigen, massenhaften Blüthen des Enzian noch eine Reihe seltener Jurapflanzen, der Geologe hat in der nahen Grube und in dem Gestein Gelegenheit, Versteinerungen, besonders Muscheln, in zahlreichen Variationen auszubeuten und — wer nach Schnee sucht, der findet ihn auch Anfangs Juni noch.

Es war von den Freunden des Chasseral ein glücklicher Gedanke, auf dieser Höhe ein kleines Hotel zu errichten und wenn bei Anlaß der Einweihung am 30. Mai 1880 ein strammer Schneesturm die Theilnehmer in freundlich erwärmte Säle trieb, so schätzte man sich wohl schon damals glücklich, für Körper und Magen volle Befriedigung zu finden, ohne zum sonst üblichen Brodsack greifen zu müssen. Auch heute war, so erzählt ein Bergbesteiger im „Schweizer Handelskourier" vom 20. Mai 1886, alles auf's beste eingerichtet. Der Weinkeller bietet einen Tropfen, der Anspruch auf eine goldene Medaille machen kann; die Küche sorgt in ausreichender und guter Weise für Magenstärkung und mit dem immer heitern Wirth Meyer läßt sich noch ein Kaffeejaß par excellence mitten im Freien machen, wenn nämlich der Wind den „Bauer" nicht gerade im entscheidenden Moment, wo man „stechen" sollte, über's Dach weg nach St. Immer bläst. Und endlich: der Tourist braucht vor der Rechnung nicht zu bangen.

Ein Ausflug nach diesem Gipfel gestaltet sich zum wahren Vergnügungstag für Körper und Geist und wer das lebhafte St. Immer noch nicht gesehen, der bewerkstellige seinen Abstieg nach dieser Seite des Berges. Zwei Stunden angenehmen Marsches, durch Matten und Weiden und man kann von St. Immer aus per Bahn nach allen Seiten hin zum heimatlichen Herde heimkehren.

An diese kurzen Notizen schließen wir folgende Erinnerungen eines ehemaligen Einwohners von Nods an seine öftern Besuche des Berges:

Es ist ein gar stattlicher Berg, der Chasseral! Man kennt ihn gut,

diesen eigenartigen langgestreckten Kamm, welcher hochhäuptig alle andern ihn umlagernden Gipfel überragt. Jedesmal, wenn der Beschauer von Neuenstadt aus den Bergrücken von Diesse (Tessenberg) erstiegen hat und den sich plötzlich vor seinen Augen aufthürmenden Chasseral erblickt, so wird er nicht minder ergriffen sein als das erste Mal; vielleicht auch noch mehr, ist es doch, als ob er einen alten Freund wiederfindet, allezeit stolz und hehr, etwas verschlossen ernst, aber doch in ganzer Fülle von Majestät und Kraft.

Ich will den Chasseral als solchen weder im Allgemeinen schildern noch eine erschöpfende Beschreibung desselben geben; einfach wieder auffrischen möchte ich etliche der Eindrücke, welche jener stolz-erhabene Berg, einer der Herrscher im weiten Gebiete der Jurakette, auf mich gemacht und in mir zurückgelassen hat, so oft ich von Nods aus, einem sich an seine Seitenabhänge ansteigenden Dörfchen, den Berg bestieg.

Sehr verschiedenartig gestaltet sich der Anblick des Chasseral. So wie Du ihn heute siehst, wirst Du ihn wahrscheinlich morgen nicht mehr sehen, und hast Du Dich seiner Betrachtung im Frühjahr erfreut, so wirst Du ihn im Herbst wiederum anders finden und noch mehr zur Winterszeit.

Welchen einzigartigen Anblick bietet er z. B. im Frühling, wenn die Landschaft wieder mit den lauen Lüften der Frühlingstemperatur erfüllt ist, wenn tausende von Blumen schimmernd herübergrüßen, wenn die Mittellagen der Seegegend, befreit vom Schnee, schon zu grünen beginnen, während man die langgestreckte baumlose Kuppe des Berges schneebedeckt und eine vegetationslose bis an den Saum der Hochwaldungen hinabsteigende Zone, noch mit großen Schneemulden durchzogen vorfindet. Im Allgemeinen bilden sich diese Schneemulden oder Runsen in Form hinabrieselnder Linien, sie schlängeln sich in kleinen Rinnsalen die Abhänge des Berges bis zu den Weideplätzen hinunter, fast gleichlaufend neben einander und geben so dem Chasseral die Gestalt eines mächtigen und schreckhaften Gerippes, dessen Konturen sie eben bilden.

Aber dieses düstere Aussehen währt nicht lange; unter der fortschreitenden Herrschaft des Frühlings verflüchtigen sich diese Schneelinien mehr und mehr, doch behaupten sich einige, unter ihnen insbesondere „la Grande-Combe“, welche bis in den August hinein anhält, mit großer Hartnäckigkeit.

In dem Maße, wie der Schnee verschwindet, kommt das Grün der hochgelegenen Triften zum Vorschein und giebt der breiten Bergkuppe eine ungemein zarte, den Blick erfreuende Färbung. Zur selben Zeit beginnen

die Buchen ihren Blätterschmuck zu entfalten, zunächst am Fuße des Berges. Ihre frische und lebhafte Farbe verziert die allerunterste Waldregion; von Tag zu Tag klimmt sie höher in die jäh aufsteigenden Wälder, beinahe als ob die Flammen einer Feuersbrunst hurtig hinaufzüngeln, um die Zinnen des Gebäudes zu gewinnen. Endlich erreicht das frische Grün den höchsten Waldessaum und nun erscheint der ganze Chasseral wie eine jugendlich geschmückte Braut im Hochzeitsstaate. Jetzt ist der ersehnte Zeitpunkt gekommen, zu welchem die Hirten jauchzend auf die Höhe steigen, vor sich her die Rinder im weithin tönenden Schellenklang treibend, um Besitz von demjenigen Gebiet zu nehmen, welche ihnen der Winterfrost so lange Zeit streitig gemacht hatte.

Aber den heitern Tagen folgen bald Sturm und Unwetter; dicke Wolken erscheinen am Himmel, die sich hinter dem Chasseral hinlagern und von diesem dunkeln Hintergrunde heben sich die scharfen Bergformen ab; das Gebirge selbst nimmt eine düstere Färbung an und bietet einen bedrohlichen Anblick: Blitze zucken, der Donner rollt, gewaltige Regenströme hüllen in einem Augenblicke den ganzen Berg ein, und, bedeckt von diesem Wasserschleier, entschwindet er den Blicken. Es ist, als ob in diesem Augenblicke geheimnißvolle Kräfte walten: Dies ist jene fruchttragende Vermählung, jene wohlthätige Verbindung, welche die Alten schilderten, als sie wähnten, daß Jupiter im Regen in den Schooß der Erde niedersteige. Die Befruchtung der Erde ist geschehen, der Regen hört auf, die Wolken brechen, ein Sonnenstrahl schießt hindurch, zerreißt den keuschen Schleier und — der Chasseral zeigt wieder sein lächelndes Antlitz und sein hochzeitlicher Schmuck ist blendender und grüner als vordem.

Diese seltsame Vermählung vollzieht sich indessen nicht immer mit derselben Anmuth, sondern es brechen oft heftige Kämpfe unter den sonderbaren Ehegatten aus, eine gewisse Erkaltung bemächtigt sich ihrer. An Stelle des sanften und wohlthuenden Regens fallen oft eisige Platzregen auf die Abhänge des Berges hernieder und man erblickt sodann plötzlich, sobald der Himmel sich wieder geklärt hat, eine Schneeschicht, welche das jung ersprossene Grün wieder bedeckt. Aber gar bald weiß der Berg die letzten Spuren dieser kalten Umarmungen zu vertilgen und er ist wieder befriedigt, wenn nach Verlauf weniger Stunden diese unliebsame Wiederkehr der Winterlaune zerschmilzt und verschwindet.

Endlich gewinnt die Wärme entschieden die Oberhand; die bedauernswerthen Viehheerden sehen das Ende ihrer Leidenstage herannahen, während

welcher sie unter empfindlichem Nebel und unter der Herrschaft eines heftigen und kalten Windes nichts anderes zur Nahrung hatten, denn halb im Schnee begrabenes Kraut. Die Sonnenwende des Sommers ist endlich da, sie kündet den Höhepunkt des leuchtenden Tagesgestirns auf seiner Himmelsbahn an. Dies ist der Zeitpunkt, an welchem die Umwohner in Masse den hohen Gipfel erklimmen, um von dort aus den Aufgang der Sonne zu begrüßen, einen Tag der Freude dort oben zu verleben und somit vielleicht — wer kann es sagen? — durch ihre Gesänge und Jubelrufe den Kultus und die Festlichkeiten heidnischer Vorzeiten wieder zu erwecken.

Aber bald ändert sich der Anblick des Chasseral, das frische Grün der Buchenwaldungen und der Hochmatten verliert unter den sengenden Strahlen der Sonne seine köstliche Färbung, es nimmt mehr und mehr ein röthlich braunes Kolorit an. Aber nichts desto weniger bleibt der Gesammteindruck des Berges ein gleich ansprechender und erfreuender, besonders wenn die ersten Strahlen der Morgensonne den Gipfel mit rosigen Farben vergolden, während die untern Bergpartieen ebenso wie Thal und Ebene noch im Schatten ruhen. In dem Maße, wie die Sonne emporsteigt, breitet sich diese heitere Färbung nach tiefer liegenden Regionen aus, sie erreicht die Waldzone, die Schatten vor sich herjagend, und endlich läßt sie den Chasseral ganz und gar wie getaucht in ein Bad dieses lieblichen Farbenglanzes erscheinen. Homer hatte Recht, als er die Morgenröthe „rosenfingrige Aurora" nannte.

Aber heißer brennen die Strahlen hernieder, wenn das Tagesgestirn höher und höher emporschwebt, sie überfluthen mit ihren Segnungen die ganze Gegend, Berg und Ebene, und wenn endlich die hinabziehende Sonne das nahende Ende des Tages verkündet, so übergießt sie den Chasseral mit übersatten Orangefarben, gleichsam als empfände sie ein tiefes Weh, ihn nun verlassen zu müssen, um auch andere Gegenden mit ihrem Glanze zu erfreuen. Inzwischen kehren auch die Tage des Regens wieder und währen bisweilen geraume Zeit. Jeder kennt diese kleinen Nebel, welche sich an den Abhängen unserer Berge hinziehen und sichere Vorboten eines nahen Regens sind. Nods genießt den zweifelhaften Vorzug, der Ort zu sein, wo sie sich besonders bilden und lagern. Ich habe davon ein merkwürdiges Naturschauspiel betrachtet: der Nebel befand sich in gewisser Entfernung an der Westseite des Dorfes, in einer so dichten Masse, als seine Natur es mit sich bringt; er bewegte sich auf uns zu mit der Geschwindigkeit des Windes, gleichsam als wenn ein Regiment

Kavallerie zum Angriff schreitet; in einem Augenblicke hüllte er das ganze Dorf ein und schon einen Augenblick nachher war er verschwunden, jedoch nur um einige Momente später wieder zurückzukehren.*

Oftmals und insbesondere in der kältern Jahreszeit sieht man, wie weit unten die Nebel die Ebene in ihren dunkeln Mantel einhüllen, während das Gebirge im hellsten Sonnenschein erglänzt; haben diese Nebelmengen nun längere Zeit in den Niederungen gelagert, so beginnen sie zu steigen und kriechen hinterlistig die Seiten des die Ebene beherrschenden Gebirges hinan, sie erreichen das Hochthal und endlich den Fuß des Chasseral und nun beginnen sie empor zu klettern: schlimm, wenn sie die Spitze erreichen; man ist alsdann sicher, Regenwetter zu bekommen, denn nach Erreichung einer solchen Höhe verdichten sich diese Nebeldämpfe und fallen in Gestalt reichlicher atmosphärischer Niederschläge auf den Erdboden zurück.

Beim Vorschreiten der herbstlichen und winterlichen Jahreszeit bemerkt man, wie sich die Nebel vermehren und vergrößern und gar seltsam-phänomenale Gebilde erzeugen. Unter anderen sei besonders Ein Fall erwähnt: Bei einer zwei oder drei Finger dicken Schneeschicht, die den Chasseral und die ganze Gegend bedeckte, erhob sich ein dichter Nebel und bannte die Kälte während mehrerer Tage in Nods und Umgegend gleichsam fest. Plötzlich zerriß der Nebel, welch' eine Ueberraschung, den Chasseral gänzlich vom Schnee befreit zu sehen, während die Gegend zu seinen Füßen noch ganz davon bedeckt war! Eine umgekehrte Welt! Während der Periode des Nebels war der Berg durch den schönsten Sonnenschein erwärmt worden, welcher den Schnee zum Schmelzen brachte und als nun der Nebel verschwand, schien der Chasseral ordentlich sich darüber lustig zu machen, daß die tiefer liegenden Parthien in dieser kalten Hülle eingewickelt dalagen, während er sich so leicht davon befreit hatte.

Aber lange kann er seinem Schicksale nicht entgehen, die Härte des Winters fesselt auch ihn. Wenn die Heerden die Weiden verlassen haben und die Holzfäller von den Wäldern herniedersteigen, wenn dann der Sturmwind allein das Scepter in jenen Höhen schwingt, so kommt der Winter daher und streut nach allen Richtungen den Schnee, der stellenweise sich meterhoch anhäuft; er haust mit unerhörter Heftigkeit und oft kann man in solchen Augenblicken nur wenige Schritte vor sich nichts unterscheiden

---

* Der Herausgeber dieser Zeitschrift hat eine ähnliche und eben so rasche Nebelbildung, aus dem Zugersee entstanden, von den Höhen des Rigi-Kulm aus betrachtet.

inmitten der zusammengepreßten und durch die Naturgewalten aufgethürmten Schneemassen. Gefährlich für den vorwitzigen Wandersmann, welcher sich aufmachen würde, um heute den Chasseral zu bezwingen, er wäre nur zu leicht der Möglichkeit ausgesetzt, elend umzukommen. Wenn der Schnee eine solche Höhe erreicht hat, so gewährt der Chasseral ein ergreifendes Schauspiel; seine eherne Stirn verbirgt sich trübe und unwirsch in den Wolken, welche hastig seinen Gipfel umwogen und immer neue Schneemassen hinabsenden; seine Abhänge sind eingehüllt in einen dicken weißen Pelz, welcher Wald und Wiese bedeckt; überlastet sind die Bäume und ächzen unter der Unmasse des feuchten Schnees, es brechen die Aeste unter der schweren Last und so empfindet man den Eindruck des Winters in seiner ganzen gewaltigen Kraft.

Auch dann ist vielleicht der Chasseral der von der Natur am meisten bevorzugte. Inmitten dieser erhabenen Schrecknisse des Winters scheint er sich in seinem Element zu befinden: zwar ist zu dieser Zeit die Herrlichkeit der Bergesflora dahin, dafür aber zeigt sich die Winterspracht, die sich auf den Abhängen ausbreitet.

Wenn nun ein Sonnenstrahl die dunkeln Wolken durchbricht, wenn der Wind aufhört, das Gewölbe am Gipfel des Berges aufzuthürmen und wenn dann der Himmel sich zu erheitern beginnt, dann leuchtet der Chasseral in einem Glanze ohne gleichen hernieder; die baumlose Zone oberhalb der Waldregion ist bedeckt mit einem weißschimmernden Schneeteppich, welcher im blendendsten Sonnenlichte herniederfunkelt; und dieser makellose Schmuck krönt gleich einem Diadem von Edelsteinen die gewaltigprächtige Stirn des Chasseral. Alle die Zackenwindungen seines Gipfels heben sich mit der äußersten Schärfe und der peinlichsten Sauberkeit von dem prachtvollen Hintergrunde des azurblauen Himmels ab.

Aber nun beginnt die Kälte sich fühlbar zu machen: Dem Westwinde folgt der Nordost, welcher über die Schneefelder dahinfegt. Plötzlich, während wir uns noch prüfenden Blickes in dem Anschauen des Chasseral erfreuen, sehen wir hoch oben an der Spitze, die den Himmel zu berühren scheint, eine leichte, vollkommen weiße Wolke sich erheben und dahin schweben im dampfförmigen Wirbel über die ganze Länge der Kuppe in der Richtung, welcher der Nordost selbst folgt. Was ist das? Was kann einen so einzigartigen Effekt hervorbringen? Keine andere Wolke zeigt sich im ganzen Umkreise des Horizontes und diese da gewährt keineswegs den Anblick wie jene Federwölkchen, die oft im hohen Aether schweben ....

Wie sie plötzlich fällt und verschwindet, dann sich mit Gewalt wieder erhebt, bald für einzelne Augenblicke hüpfend, bald wieder sanft dahingleitend über den Kamm des Berges! Es sind wirbelnde Schneemassen, welche, aufgetrieben durch den Nordost, vor ihm dahin fliehen über die Gipfel des Chasseral.

Wenn die Sonne nicht durch einige warme Strahlen die Heftigkeit des Nordostwindes mildern würde, so wäre die Kälte geradezu unerträglich; aber das leuchtende Gestirn des Tages, welches nach allen Richtungen hin seinen wohlthätigen Einfluß sendet, scheint in gewisser Hinsicht den Beschauer durch die hehre Pracht des Bildes zu entschädigen, welches es auf dem Chasseral in Gestalt der Eisgebilde eines rauhen Nordostes formt. Je nachdem wie die Sonne zum Horizonte hinabsteigt, bemalt sie mit den prächtigsten Farben und in den zartesten Schattirungen die Schneeflächen, welche den Chasseral bedecken und besonders eine nahe dem Gipfel befindliche Felsengruppe. Die Lichterscheinungen, welche die Alpen aus der Ferne beim Sonnenuntergange bieten, gewährt in demselben Maße der Chasseral dem in Nods stehenden Beschauer. Ich kenne in der That nichts Lieblicheres für das Auge, nichts Bewundernswürdigeres in Aufbau und Schattirung als diese zugleich röthlichen und Orangefarben, welche allmälig die genannte Felsengruppe und die übrigen Partien des Berges übergießen. Niemals konnte ich sie betrachten, ohne ein immer erneutes Gefühl der Bewunderung zu empfinden.

Aber wenn die Sonne untergegangen ist und der Mond sein Licht über die erhabene Landschaft ausgießt, so nimmt sie einen andern Charakter an, denjenigen einer Fülle von Milde und Schwermuth, deren heilige Stille zu den ernstesten Betrachtungen einladet und die Seele in die höchsten Regionen des unendlich Ewigen erhebt.

Inzwischen vollendet die empfindliche Kälte der Nacht ihr Werk und wenn der heranbrechende Morgen das Tageslicht wieder erglänzen läßt, so fesselt ein unerwartetes Schauspiel den staunenden Blick. Der alte Chasseral scheint in seinen Ueberraschungen, die er dem Beschauer bietet, unerschöpflich zu sein, und er gewährt ihnen als angenehmer Hexenmeister zu jeder Stunde neue und bewundernswerthe Schauspiele. Diesmal finden wir die Wälder weiß bepudert. Die unzählbare Menge von Tannen, welche auf den jähen Abhängen des Chasseral entstehen, wachsen und wieder vergehen, scheint in eine Versammlung altehrwürdiger Greise umgewandelt, deren Hauptthaar und Bart eine blendende Weiße trägt. Die

leichten Eiskrystalle, welche in der Luft herumflirrten, haben sich unter der Herrschaft des starren Frostes herabgesenkt und in den mannigfaltigsten Formen zusammengeballt; gerade Linien, unentwirrbare Schlangenwindungen, Sterne äußerster Reinheit und Weiße erglitzern auf den Tannenästen und Tannennadeln, ein Schmuck vom Wipfel bis zur Wurzel. Eine wunderbare Ausstellung in der That, aber ebenso vergänglich als schön! Es genügt, daß die Sonne nur um einige Grade höher steigt und mit ein wenig stärkerer Macht diesen leicht vernichtbaren Schmuck bescheint, um ihn in ebenso kurzer Zeit wieder verschwinden zu machen, als sie ihn vorher gebildet hatte. Nähert sich nun aber der Winter dem Ende seiner Herrschaft, so beginnen die ersten Anzeigen seines Abschiedes sich geltend zu machen. Mit Ungeduld erspäht das Auge den Moment, wo der Chasseral seine kalte Decke abschütteln wird, wenn der Schnee allmälig zu schmelzen beginnt und die ersten Linien des eisbefreiten Bodens sich auf den Berglehnen abzeichnen. Es erwacht die Hoffnung auf den nahen Frühling, und die Freude, ihn wieder zu begrüßen, läßt alle Herzen höher schlagen.

So ist der Chasseral beschaffen, tausendfach Stoff zur Unterhaltung und Belehrung bietend. Der alte, unerschütterlich in seinen Grundvesten stehende Berg, scheinbar zur ewigen Dauer todten Daseins verurtheilt, steht im Gegentheil im beständig wechselnden Leben da; er erscheint wie durchgeistigt, ein unaufhörlicher Tummelplatz von Kraft und Widerstand, Wirkung und Gegenwirkung, mit der Luft, die ihn umgiebt, mit den Winden, welche ihn umsausen, mit den Regen, welche ihn begießen, und mit dem Schnee, welcher auf ihn herniederrieselt. Tausende von Pflanzen bringt er in seiner Schaffenskraft hervor, Menschen und Thieren bietet er Wohnstatt, und in diesem rastlosen Leben und Wirken, welches sich auf und um ihn kundgiebt, singt er so zu sagen ein geheimnißvolles Kunstlied und feiert auf seine Weise den Ruhm des Schöpfers.

Weid und Wald im Aargau
zu Anfang des 19. Jahrhunderts.

Aus amtlichen Akten zusammengestellt.

Einer der bedeutendsten und nothwendigsten Hebel zur Förderung der Landwirthschaft im Aargau war das 1805 vom Großen Rathe durchberathene und angenommene Gesetz zur Aufhebung und Loskäuflichkeit der Weidgangsrechte, dem zu Folge diese Rechtsame um den sechszehnfachen Werth des reinen, nach vorhergegangener, unparteiischer Schätzung losgekauft werden konnte.

Die Weidgangsrechtsame sind bereits so alt, wie die Geschichte der Dorfgemeinden und Landstädte selbst. Sie wurden mannigfaltiger, bestimmter aber auch verwickelter, je mehr die Zahl der Menschen in Dörfern und Städten zunahm. Viele der Weidgangsgerechtigkeiten gründeten sich auf noch vorhandene Urkunden, auf schriftliche Verkommnisse und Verträge, welche gewöhnlich von Gemeinden gegen Gemeinden zur Beilegung der über das Weidrecht entstandenen Streitigkeiten errichtet wurden; noch andere gründen sich auf alte, seit undenklichen Zeiten nie angefochtene Uebungen.

Als die Familien einzelner Höfe und Bauerngüter sich zu einer ganzen, beisammenwohnenden Dorfschaft vereinten, trachtete Jeder, seine Aecker zunächst der Wohnung zu haben. Bald waren die Felder in unzählige, kleine Abschnitte vertheilt, die jeder nach Belieben anbaute. Diese Mannigfaltigkeit des Anbaues ward eine Quelle von Streitigkeiten, in dem ein Bauer sein Vieh nicht auf dem ihm eigenthümlich zugehörenden Streifen Landes zur Weide gehen lassen konnte, ohne durch das Vieh dem angebauten Acker seines Nachbars Schaden zu verursachen. Die Einwohner eines Dorfes sahen sich daher genöthigt, um die Klagen und Streitigkeiten zu vermindern, ihr Vieh einem einzigen Hirten anzuvertrauen, sich gegenseitig auf ihren Feldern Weidgerechtigkeiten zuzugestehen und die Einrichtung zu treffen, daß alle Jahre ein gewisser Theil der Aecker offen und unangebaut bliebe, wo das Vieh in Stoppel- und Brachfeldern Nahrung, sowie, wenn Heu und Emd von den Wiesen eingebracht worden, wo es

offene Wiesen für sich fände. So entstand die Zelg= oder Dreifelderwirthschaft.

Oft ahmten andere Gemeinden, in denen diese Einrichtung eben nicht des Weidgangs wegen nöthig gewesen wäre, denselben aus Unwissenheit nach. Sie glaubten irrigerweise, daß jeder Acker um das dritte Jahr Ruhe haben müsse, damit seine Kräfte nicht erschöpft würden. Im vorigen Jahrhundert und an vielen Orten noch in den ersten Dezennien des gegenwärtigen kannte man die neuen Gras= und Kleearten und die bedeutenden Vortheile der Stallfütterung nicht. Seitdem aber diese eingeführt worden, wurde auch beinahe überall, wo es sich thun ließ, die Zelgwirthschaft in dem früher betriebenen Sinne der Brache aufgehoben.

Oft gestatteten sich nicht nur die Bürger eines Dorfes gemeinschaftlich auf ihren Aeckern die sogenannte Stoppel= und Brachweide, sondern Gemeinden thaten es gegen Gemeinden. So weideten z. B. die Gemeinden Beinwyl, Wiggwyl und Winterschwyl im Bezirk Muri ihre drei Zelgen gemeinschaftlich. Andere wieder erlaubten sich gegenseitig mit den Heerden ihre Waldungen zu betreiben, denn damals war wegen der Menge des Holzes der Schaden minder empfindlich, den das Vieh in den Forsten anrichtete. Wieder andere, meistens ältere Gemeinden, behielten sich bei später entstandenen Dörfern das Weidrecht auf dem Lande vor, welches diese jüngern urbar gemacht hatten. Noch andere erkauften das Weidrecht auf fremden Boden oder gaben dafür statt des Kapitals einen jährlichen Zins.

So entstanden die verschiedensten Weidgerechtsame im Kanton: die Ursache unzähliger Zänkereien und Prozesse; das Hinderniß für die Entwicklung der Landwirthschaft, die Ursache der Wälderzerstörung und der Verbreitung von Viehseuchen.

Die hierauf bezüglichen Gesetze, welche die helvetische Regierung für den alten Kantonstheil unterm 10. April und 25. Oktober 1800 erließ, waren, weil zu allgemein abgefaßt, zu schwankend und bei der außerordentlichen Mannigfaltigkeit der Fälle nicht erschöpfend genug. Sie hatten indessen das Gute, daß sie auf die allmälige Abschaffung des Weidgangs hinwirkten.

Im Anfange dieses Jahrhunderts hatten schon viele Gemeinden den Weidgang aufgehoben. So hatte im Bezirk Brugg der Kreis Rain seit Einführung künstlicher Grasarten fast gänzlich die Stallfütterung eingeführt; der Kreis Wey im Bezirk Muri schaffte die Stoppelweiden ab,

seit man anfing, die Aecker mit Klee zu bepflanzen; im Bezirk Kulm ward fast nirgends mehr weder auf Wiesen noch Aeckern gemeinsamer Weidgang geduldet; so hoben die Gemeinden Ober-Entfelden, Küttigen und Biberstein den Weidgang auf; ihnen folgten Gemeinden in den Bezirken Baden und Lenzburg. Die Gemeinde Mumpf bekennt von sich: „So lange der Klee ist aufgekommen, ist der Weidgang aufgehoben und der Nutzen der Landwirthschaft ist besser gefunden worden." In den Bezirken Laufenburg und Zurzach ging es schon langsamer.

Die Stallfütterung erhielt namentlich auch ihre Vorzüge durch die erhöhte Gesundheit des Viehes. Auf der Weide ist das Vieh dem Wechsel der Witterung ausgesetzt, athmet ungesunde, stinkende Nebel ein, frißt giftige oder unrein gewordene Kräuter und sammelt den Stoff zu Krankheiten ein. Dadurch entstehen Viehseuchen. Der Gemeinderath von Villmergen sagt in einem Berichte vom Jahr 1804: „Die leidige Viehseuche, die vor wenigen Jahren bei uns grassirte und einen Schaden von vielen tausend Gulden verursachte, können wir einzig nur der Zusammenweidung anrechnen."

Kriegsnoth, das Hungerjahr 1817, auch schlechte Haushaltung hatte die Gemeinde Frick sehr zurückgebracht; sie hatte vom Kriege viele Schulden und vom Wirthshausbesuch, der damals in den Zehner Jahren in hohem Flor stand, von den Trink- und Spieltischen viele arme Leute geerbt. Wie in den Häusern, so ging es in den Wäldern zu; man schlug Hoch- und Niederwald zusammen, so daß in den ehemals starken Waldungen große Strecken, bei hundert Jucharten verödeten und verwilderten. Dadurch entstand Holzmangel. Endlich machte sich der Gemeinderath an's Werk, diesen Zustand ernstlich in's Auge zu fassen und die Mittel zu berathen, wie demselben auf wirksame Weise abgeholfen werden könne. Bei hundert Jucharten lag der Wald verödet und verwildert da, die Tännchen, welche hie und da gepflanzt worden waren, fanden die Gemeinderäthe vom sauern Grase überwuchert und erstickt. Darum sollte das Land umgearbeitet und von dem sumpfigen Wasser befreit werden. Wir werden bald sehen, welchen Plan der Gemeinderath im Auge hatte, der dann auch nach Genehmigung durch den Kleinen Rath des Kantons Aargau ausgeführt wurde.

Vorerst ersuchte die Behörde den damals in der Feldmeßkunst und Waldwirthschaft wohlerfahrenen Forstinspektor Leimgruber in Herznach, er möchte ihnen ihre bestehenden Waldungen, ohne das öde Land abmessen und die niedere Laubholzwaldung mit Stockausschlag in 30 Jahresschläge,

den Hochwald (Tannen) in 120 Jahresschläge eintheilen, also daß man alle Jahre wisse, wie viel man, ohne Nachtheil für den Wald, Holz schlagen dürfe, ganz nach der Art, wie der Holzschlag in den Staatswaldungen damals eingerichtet wurde. Freilich konnte man auf diese Weise nicht mehr auf den Holzertrag rechnen, wie ihn bisher die Bürger bezogen. Man mußte sich also nach der Decke strecken und dachte an's Holzsparen. Es wurde daher auf das Frühjahr 1818 Bedacht genommen, Gemeindewaschhäuser und Gemeindebackofen zu errichten.

Leimgruber erhielt sodann den Auftrag, Vorschläge zu bringen, wie das öde Waldland entwässert und trocken gelegt werden könne. Das Land selbst wurde dann in so viele gleichgroße Landparzellen eingetheilt, als Bürger sich im Orte befanden. Das so eingetheilte Land wurde abgesteckt und nummerirt. Jeder Bürger erhielt durch das Loos eine Landparzelle, die er auch einem ärmern Bürger verschenken konnte. Immerhin kam die Bestimmung auf, daß das gesammte Land mit Getreide, Kartoffeln oder Futterkräutern anbebaut werden mußte. Der Ertrag war Eigenthum des Loosinhabers, dieser hatte aber der Gemeinde einen jährlichen Zins von durchschnittlich zehn Franken zu bezahlen, oder den Zins nach einem annehmbaren Anschlag in natura abzuliefern. Dadurch erhielt die Gemeinde jährlich 1000 Fr. Zins, aus dem zuerst die Ausmessungs- und Baukosten bestritten wurden. Der Rest fiel in eine zinstragende Schuldentilgungskasse und durfte nicht zu andern Zwecken verwendet werden.

Die Gemeindsbürger theilte man sodann in drei Klassen: Wohlhabende, Wenigerbemittelte und Ganzarme. Die erste Klasse kam nach fünf Jahren zur Serienziehung. Fünf bis sechs Bürger verloren durch das Loos ihre Landantheile, welche, wenn sie dicht am noch stehenden Walde lagen, sofort mit Tännchen bepflanzt oder mit Tannsamen besäet wurden. Lagen deren Antheile vom Walde mehr entfernt, so wurden sie mit solchen ausgetauscht, die am Waldsaume lagen. So wurde der Wald von seiner Grenze an von Jahr zu Jahr im Zusammenhang regelmäßig erweitert. Im sechsten Jahre traten wieder fünf bis sechs Bürger der ersten Klasse aus ihrem Besitze aus, die Parzellen wurden dem Walde einverleibt und so ging es alle Jahre fort. Dann kam die Reihe eben in gleicher Weise an die zweite Klasse und endlich zuletzt an die Armen, die also am längsten im Genusse des Gemeindelandes bleiben konnten. Dabei rückte der Wald, das sog. „Moos", westlich vom Orte gegen Schupfart gelegen, immer weiter gegen das Dorf vor, bis nach 25 Jahren alles

öde Land mit junger Waldung bedeckt war. Der übrige Wald wurde dagegen von Schlag zu Schlag rationell bewirthschaftet. In 25 Jahren gewann die Gemeinde auf diese Weise aus dem jährlichen Zins wenigstens 25,000 Franken.

Die Wenigbemittelten, die wohl etwas aber nicht genug eigenes Land haben, könnten dadurch, so dachten die Vorsteher der Gemeinde, in den Stand kommen, sich ein Stück Vieh zu halten, vorzusparen und vielleicht noch mit der Zeit eigenes Land zuzukaufen.

Die Armen waren wenigstens vor Bettelnoth und Hunger geschützt, gewöhnten sich zur Arbeit und Häuslichkeit, konnten daneben taglöhnen, bis auch sie im Stande waren, sich ein eigenes Stück Land zu erwerben. Der Erwerb und Verdienst in der Gemeinde wurde dadurch gehoben, unfruchtbares Land erträglich, todtes Steuerkapital steuerbar gemacht und durch das Mittel gemeinsamer Arbeit Zank, Zwiespalt und Parteihader vermieden.

Die Geschichte des Birsecks.

In chronologischen Notizen.

Der Name Birseck kommt in den Urkunden zum ersten Male im Jahre 1245 vor, wo am 21. Oktober die Grafen Ludwig und Hartmann von Froburg anerkennen, daß die beiden Schlösser Ober- und Unter-Birseke (superioris et inferioris) dem Bisthum Basel angehören. (Trouillat I, 568); es ist aber immer nur von einem castrum Birseck die Rede, nie aber von einem pagus, einem politisch abgegrenzten Gebietstheil. Später wird der Landestheil, der dem Schlosse Birseck bei Arlesheim als Eigenthum zugehört, die Herrschaft Birseck genannt und so bleibt der Name über die Reformations- und Revolutionszeit hinaus.

In der „Erklärung des Wiener Kongresses vom 20. März 1815," welche man gemeinhin „Wiener Kongreß" nennt, wird in Art. 3 bei der Umschreibung des Bisthums Basel folgender Bezirk ausgenommen:

„Ein Bezirk von beiläufig drei Quadratmeilen Umfang, der die Ge-

meinden Allschweiler, Schönbuch, Oberweiler, Terweiler, Ettingen, Fürstenstein, Platten, Pfeffingen, Aesch, Bruck (?), Reinach, Arlesheim in sich begreift, welcher Bezirk dem Kanton Basel einverleibt werden soll."

Am 7. November gleichen Jahres wurde dann gestützt auf den Wiener Vertrag eine Vereinigungsurkunde aufgestellt, nach welcher die ehemals fürstbischöflichen Gemeinden Arlesheim, Reinach, Aesch, Pfeffingen, Ettingen, Therwyl, Oberwyl, Allschwyl und Schönenbuch dem Kanton Basel einverleibt wurden unter der Benennung „Bezirk Birseck", mit dem Hauptort Arlesheim.

Ueber dieses Landesgebiet hat nun Hr. Fürsprech Niklaus Feigenwinter von Arlesheim bei Gebr. Lüdin in Liestal jüngsthin eine verdienstliche Schrift veröffentlicht unter dem Titel „Birseck. Staats- und Kirchenrecht mit historischen und statistischen Beilagen," welcher wir folgende chronologische Notizen entheben:

Das Birseck unter den Römern.

58 Jahre vor Christus. Auszug der Rauracher (Kelten, welche auch das heutige Birseck bewohnten,) mit den Helvetiern durch den Jura nach Gallien. Schlacht und Niederlage bei Bibrakte gegen die Römer unter Julius Cäsar. Rückkehr in die verwüstete Heimath. Die siegreichen Römer gründen Niederlassungen, legen Befestigungen und Straßen an, so die Straße von Pierre-pertuis nach Augusta-Rauracorum (Hauptstadt der Römer in Rauracien), durch das Birsthal mit einer Abzweigung von Zwingen über die Platte (Blauenberg), das Tschöpperli oberhalb der Klus bei Pfeffingen, über das Therwyler Hochfeld (Heerweg) nach Arialbinum (Binningen?), Olino (Holee?), Basileia (Basel), Robur (Kleinbasel?).

324. Konstantin der Große, erster christlicher Kaiser Rom's.

346. Justinianus, Bischof in Augusta Rauracorum auf dem Konzil zu Köln (?).

Unter den Alamannen.

406. Kämpfe der Römer gegen die Alamannen. Sieg der Letztern und Einzug derselben in's Land.

451. Einfall der Hunnen. Pantalus (?) Bischof und Märtyrer. Nach Zerstörung von Augusta Rauracorum durch die Alamannen und Hunnen vergrößert sich Basel und wird Bischofsitz.

Unter den Franken.

500. Die Franken unter König Chlodwig besiegen die Alamannen in der Schlacht bei Worms, belassen ihnen aber ihre Gesetze. Chlodwig nimmt das Christenthum an. Fränkische Mönche aus dem Kloster Luxeuil (Franche-Comté) predigen in unserer Gegend das Evangelium.

568. St. Fridolin, ein irischer Mönch, Missionär der Alamannen, gründet das Kloster Säckingen, predigt nach der Sage auch im Birsthal.

618. Rachnarius, auch Racho, Mönch von Luxeuil, wird Bischof von Basel.

708. Die h. Odilie, Aebtissin des Klosters Hohenburg im Elsaß, vergabt demselben durch Testament ihren Hof zu Arlesheim.

800. Waldo, Mönch von St. Gallen, Beichtvater Karls des Großen, Bischof von Basel.

806. Hatto, Gesandter Karls des Großen und Testamentszeuge, Bischof von Basel.

843. Theilung der fränkischen Monarchie durch den Vertrag von Verdun.

870. Adalvinus (Adelinus), Bischof von Basel. Karl der Kahle und Ludwig der Deutsche theilen das Reich, Ludwig erhält Basel und den Baselgau.

880. Rudolf, Bischof von Basel, fällt in der Schlacht von Worms gegen die Normannen (?).

Unter den Burgundern.

888. Graf Rudolf der Welfe wird in St. Moritz zum Oberburgundischen König erwählt. Er besucht 912 Basel.

917. Zerstörung Basel's durch die Hunnen.

999—1025. Bischof Adalbert II., erster weltlicher Regent. Derselbe erhält nämlich von Rudolf III. von Burgund, nach dessen Tod seine Herrschaft an den deutschen Kaiser Heinrich II. übergeht, das Kloster Münster im Jura mit allen seinen Besitzungen.

Unter dem h. römischen Reich.

1002—1019. Kaiser Heinrich II. restaurirt das Münster zu Basel (stiftet die goldene Altartafel, gegenwärtig im Museum Cluny in Paris).

1004. Kaiser Heinrich schenkt der Kirche von Basel die Hard im Elsaß bis an den Birsig bei Binningen.

1041. Kaiser Heinrich III. überläßt der Kirche von Basel die weltliche Herrschaft über die Grafschaft Augusta, gelegen im Augstgau und Sisgau.

1072—1107. Bischof Burchard. Streit zwischen Kaiser und Papst.

1147—1149. Ortlieb von Froburg, Bischof von Basel, begleitet den Kaiser Konrad III. auf dem Kreuzzuge nach Jerusalem.

1135. Notker von Pfeffingen, Mitstifter des Klosters Beinwyl.

1235. Graf Rudolf von Thierstein, Leheninhaber der Burg Pfeffingen.

1239. Abtissin und Konvent zu Hohenburg im Elsaß verkaufen an Bischof Lüthold in Basel ihren Hof sammt Herrlichkeiten in Arlesheim.

1245. Die Grafen Ludwig und Hartmann von Froburg anerkennen, daß die beiden Schlösser Ober- und Niederbirseck (Reichenstein? und Birseck) dem Bisthum gehören. Der Bischof gibt dieselben dem Rudolf und Hugo Reich als Burglehen. Ein Theil des Lehens (Reichenstein) blieb der Familie Reich bis zur französischen Revolution, während Schloß Birseck von 1546 an bis zur Revolution durch fürstbischöfliche Landvögte verwaltet wurde.

1266. Der Dominikanerprior Achilles genannt Altschwiler predigt den Kreuzzug in Basel und im Elsaß.

1273. Rudolf von Habsburg während der Belagerung von Basel zum römischen König gewählt, schließt Frieden mit dem Bischof Heinrich von Neuenburg in Basel, nachdem er vorher dessen Ländereien verwüstet hatte.

1278. Im Kriege Rudolfs von Habsburg mit Ottokar von Böhmen betheiligt sich Bischof Heinrich von Basel mit seinen Rittern und kämpft persönlich mit in der Schlacht auf dem Marchfeld.

1314. Die Pestseuche.

1335. Graf Walram von Thierstein wird von Johann von Châlons, Bischof von Basel, auf seinem Schloß Pfeffingen belagert. Der plötzliche Tod des Bischofs rettet ihn.

1349. Der schwarze Tod.

1356. Großes Erdbeben, in dem Basel zerfiel.

1373. Bischof Johann von Vienne verpfändet Arlesheim, Reinach, Oberwyl und Allschwyl an die Freiherren von Ramstein.

1374. Konflikt des Bischofs Johann von Vienne mit der Bürger-

schaft von Basel. Pfeffingen wird von den Baslern verbrannt und das Birsthal verwüstet.

1406. Die Basler ziehen vor das Schloß Pfeffingen.

1441. Eröffnung des Konzils in Basel. Basel schließt mit Bern einen 20jährigen Bund.

1444. Schlacht bei St. Jakob. Der Dauphin nimmt sein Hauptquartier bei Hans von Thierstein auf Schloß Pfeffingen. Das Dorf Pfeffingen verbrennt infolge Brandstiftung der Armagnaken.

Wiederholte Verheerungen des Birsthals während des Konfliktes der Basler mit den Thiersteinern.

1445. Zug der Basler vor das Schloß Pfeffingen, sie legen eine Besatzung hinein, werden aber wieder daraus vertrieben.

1459. Gründung der Universität in Basel durch Papst Pius II.

1461. Verwüstung von Pfeffingen und Aesch durch Marquard von Stein, Landvogt von Mömpelgard.

1473—1476. Das Bisthum Basel betheiligt sich am Kriege gegen den Herzog von Burgund.

1493. Allianz des Bischofs mit den acht alten Orten.

1499. Schwabenkrieg. Schlacht bei Dornach und Treffen auf dem Bruderholz bei Reinach. Das Birsthal wird zur Wüste, „mehr, als ertragbares Elend."

1501. Basel's Aufnahme in den Schweizerbund.

1502. Pestseuche im Birs- und Leimenthal, „vor welcher sich nur wenige retteten und von welcher noch weniger genasen, wenn sie angegriffen wurden."

1511. Reinach emanzipirt sich von Pfeffingen und wird selbständige Kirchgemeinde. (Der „Pfaffenacker", Reben in Reinach, gehörte bis zur französischen Revolution den Pfarrern von Pfeffingen und Reinach.)

1517 und 1518. Vertrag zwischen Bischof Christoph von Utenheim und Heinrich von Thierstein über die Herrschaft Pfeffingen und die Dörfer Therwyl und Ettingen. (Von 1522 an regieren bischöfliche Landvögte auf Schloß Pfeffingen bis zur französischen Revolution.)

Beginn der Reformation in Basel.

1525. Bauernkrieg. Reinach, Ettingen, Therwyl, Oberwyl und Allschwyl werden in den Bürgerrechtsverband der Stadt Basel aufgenommen.

1527. Philipp von Gundolsheim wird Bischof von Basel. Ausdehnung der Reformation im Fürstbisthum.

1528. Verlegung des bischöflichen Sitzes von Basel nach Pruntrut.

1529. Der Kirchenschatz wird in ein Gewölbe des Münsters verbracht. Das Domkapitel flieht nach Neuenburg, dann nach Freiburg i. B.

1532. Einführung der Carolina (Peinliche Halsgerichtsordnung Karls des V.).

1547. Bischof Philipp beklagte sich bei den Reichsständen, daß seine Einkünfte blos 6687 Basler Pfund betragen, während für Verzinsung der Schulden des Bisthums einzig 5767 Pfund erforderlich seien.

1568. „Judenrumpel“ zu Allschwyl.

1579. Jakob Christoph Blarer von Wartensee, Fürstbischof, verbündet sich mit den katholischen Schweizerkantonen.

1581. Beginn der Gegenreformation in Arlesheim durch den Fürstbischof.

1582. Gesandtschaft der katholischen Kantone in's Amt Pfeffingen nach Aesch wegen der Religionsfrage.

1584. Einführung des gregorianischen Kalenders.

1585. Vertrag des Fürstbischofs Blarer mit Basel, abgeschlossen in Baden unter Mitwirkung der Gesandten von Zürich, Bern, Luzern, Uri, Freiburg und Schaffhausen. Basel trennt sich definitiv vom Fürstbisthum und der Bischof verzichtet gegen eine Summe von 200,000 Gulden auf seine Ansprüche auf die Landgrafschaft Sisgau, die Aemter Waldenburg und Homburg; Lösung von Binningen, Bottmingen u. a. O.

1608. Beim Tode Blarer's ist die Gegenreformation im Birseck vollständig durchgeführt.

1610 und 1629. Pest im Birsecker- und Pfeffingeramt. Verheerungen, Mord, Brandstiftung, Raub, Kontributionen und „andere Schandthaten“ während des dreißigjährigen Krieges namentlich durch österreichische und schwedische Truppen. Winterquartier des Herzogs Bernhard von Weimar.

1627. Dorfgerichtsordnung (Civil- und Prozeßgesetz) für das obere Birsecker-Amt durch Bischof Wilhelm Rink von Baldenstein.

1648. Westfälischer Friede. Ende des dreißigjährigen Krieges.

1652. Bischof Johann von Schönau und die Eidgenossen schließen einen Schirmvertrag ab. Die Aemter Birseck und Pfeffingen kommen „hinter die schweizerische Vertheidigungslinie“.

1664. Zwei Kompagnien Fußvolk aus den Aemtern Birseck, Pfeffingen und Zwingen ziehen mit fliegenden Fahnen zum kaiserlichen Heer gegen die Türken.

1672—1679. Krieg zwischen Frankreich und Holland. Oesterreicher und Franzosen im Land. Friede zu Nimwegen.

1679. Das fürstbischöfliche Domkapitel übersiedelt von Freiburg nach Arlesheim.

1681. Einweihung der neugebauten Domkirche in Arlesheim durch Bischof Konrad von Roggenbach.

1707. Ettingen, Filiale von Therwyl, wird eine selbständige Pfarrei.

1690. Besatzung des Bisthums durch schweizerische Truppen im spanischen Erbfolgekriege.

1730—1740. Revolution des Volkes im Jura wegen der maßlosen Bedrückungen der Fürstbischöfe bei völliger Steuerfreiheit des Adels. Einrücken der Franzosen. Hinrichtung von Maire Pequinat, Riaz und Lion in Pruntrut unter Fürstbischof Jb. Sigmund von Reinach. 54,000 ₶ mußten allein für die Kirche und Domherrenwohnungen in Arlesheim durch Steuern aufgebracht werden. Die militärische Okkupation von 1740 durch die Franzosen kostete 86,000 ₶.

1758. Der Fürstbischof stellt dem König von Frankreich ein Regiment Soldaten unter Oberst von Eptingen.

1768. Kapitulation des Bischofs Simon Niklaus von Montjoie mit Ludwig XV.

1770. Hungersnoth im Bisthum.

1780. Vertrag des Bischofs Friedrich von Wangen von Geroldseck mit Frankreich.

1786. Dez. 16. Eröffnung der bischöflichen Armenanstalt in Delsberg. Beiträge von Jb. Wehrlin von Oberwyl 12,000 ₶, Lieutenant Schuhmacher in Arlesheim 848 ₶, Bischof von Roggenbach 600 ₶, Chorherr Mantelin 625 ₶.

1789—1793. Revolution im Fürstenthum unter Bischof Josef von Roggenbach, letzter regierender Fürstbischof von Basel.

1792. Abzug der österreichischen Truppen, Einrücken der Franzosen. Flucht und Absetzung des Bischofs. Auflösung des Domkapitels in Arlesheim.

Nov. 27. Abschaffung der Feudallasten. Freiheitsbäume.

Das Schloß Birseck geht in Flammen auf.

Dez. 19. Proklamation der rauracischen Republik.

1793. Januar 26. Uebergabe von Kirchenschatz und Archiv des Arlesheimer Domkapitels durch den fürstbischöflichen Schaffner Lindenmeyer in Basel an die Domherren v. Blarer, v. Rink und v. Neveu. (Das Archiv

war während der französischen Revolution in Schliengen versteckt und befindet sich gegenwärtig in Karlsruhe.)

Unter Frankreich.

1793. März 7. Vereinigung des Fürstbisthums Basel mit der französischen Republik als Departement Mont-terrible (1800 Departement Haut-Rhin).

1794. Der Arlesheimer Domherr J. B. Gobel von Thann, Bischof von Lydda, nachher Erzbischof von Paris, wird alldort am 13. April hingerichtet. Er und Hofrath Rengger, politischer Negotiator in Paris, waren die Hauptpersonen beim Sturze der fürstbischöflichen Herrschaft. Fürstbischof von Roggenbach stirbt in Konstanz und Franz Xaver von Neveu wird als sein Nachfolger gewählt nach erfolgter Ablehnung Blarer's.

1801. Konkordat Napoleon's mit Papst Pius VII. Rückkehr der 1792 vertriebenen Geistlichkeit. Vereinigung des Birsecks mit dem Bisthum Straßburg.

1803. Aesch wird zu eigener Pfarrei erhoben.

1807. Frieden von Lüneville. Definitive Abtretung des Fürstbisthums an Frankreich.

1813. März 20. Die Gemeindegüter werden als Nationaldomänen erklärt und mit dem Verkauf derselben begonnen. Die National- und Kirchengüter waren vorher schon veräußert (72 Millionen Franken in Assignaten sc.) und die Kirchenglocken abgeführt worden.

Dez. 23. Einmarsch der alliirten Heere.

1814. Konrad v. Andlau, großherzoglich badischer Minister, Sohn des letzten birseckischen Landvogts Karl v. Andlau in Arlesheim, wird Generalgouverneur des ehemaligen Bisthums Basel.

1815. Januar 29. Die Kirchgemeinde Arlesheim erwirbt die ehemalige Domkirche.

März 20. Wienerkongreß. Vereinigung des Birsecks mit dem Schweizerkanton Basel. Uebergabe durch den schweizerischen Generalkommissär Escher von Zürich.

Nov. 7. Vereinigungsurkunde von Basel. Arlesheim wird Bezirksort. Einführung der Landesordnung von 1813.

Erinnerungen an den Schwarzwald.

Von Franz Fröhlich.*

1. Im Werrathal.

Vom Hochkopf nieder über Todtmoos rinnen
Der Werra Quellen durch das schaumgenäßte
Felstobel, das in die granit'ne Veste
Gesprengt die unterird'schen Wühlerinnen.

Hoch auf der Berge schroffen Felsenzinnen
Stehn Bärenfelsen's, Werrach's Ueberreste.
Einst waren sie des Werrathales feste,
In Krieg und Sturm erprobte Herrscherinnen.

Naturkraft hat dem Bach das Bett gegraben,
Die Volkskraft hat das Ritterthum gebrochen,
Die Kunst hat durch die Felsen Weg gebahnet.

Was noth, geschieht. Das Todte wird begraben,
Die Fessel wird vom Freiheitstrieb zerbrochen,
Verwirklicht wird, was früher kaum geahnet.

2. Beim steinernen Kreuz.

Hoch auf des Hörnliberges freier Breite
Erhebt sich kunstreich in den Stein gehauen,
Der Herr am Kreuz. Die frommen Wandrer schauen
Empor zu ihm und flehn um sein Geleite.

Und schweift das Auge rechts in fernste Weite,
So glänzen drüben in den Schweizergauen
Der Säntis, Tödi und die Bernerfrauen,
Der keusche Mönch als Beicht'ger an der Seite.

Von Todtmoos her, dem stillen Wallfahrtsorte,
Wo wunderwirkend die Maria thronet
Und fromme Bitte mit Erhörung lohnet,

Führt uns der Weg zur hehren Säulenpforte
St. Blasiens, wo Benedikti Orden
Des Schwarzwalds Leuchte und sein Heil geworden.

3. Kloster St. Blasien.

Dem Pantheon, nach dem die Kuppelmauern
Sankt Peters Michel Angelo gebaut,
Den Tempeln gleich, wo seinen Gott geschaut
Der Heid' und Christ in andachtsvollen Schauern

Erschuf auch diesen Dom in einem rauhern
Gebirg und Volk der Glaube, der vertraut,
Du hast die Wildniß liebreich angebaut
Im Herz und Land. Selbst nach dem Sturze dauern

Die Segnungen, die du dem Land gebracht,
Noch fort; dein Fleiß hat urbar es gemacht;
Kurz — deine Werke loben deinen Namen.

Wohl dem, der sich, wenn Alles wankt und kracht,
Wenn ihn die Welt verkennt, verfolgt, verlacht,
Bewußt ist: daß gestreut er guten Samen!

4. Fabrik St. Blasien.

Zwei Wege nur gab's von des Rheines Bette
Für Pilger nach St. Blasiens Klosterhallen.
Jetzt da die hehren Glocken nicht mehr schallen
Und da verwaist des Tempels heil'ge Stätte,

Erbaut man dahin Straßen in die Wette.
Statt Pilger sieht man Spinner zahlreich wallen;
Mit Blaßgesichtern füllen sich die Hallen;
Geschnarr der Räder tönet statt der Glocken.

Der Wechsel hat die Menschenzahl vermehret,
Den Armen kümmerliches Brod gewähret
Und einen andern, leichtern Sinn gegeben.

Doch Glück und Tugend wurden nicht gemehret;
Nicht besser wird der Hungrige genähret
An Leib und Geist; nicht würd'ger ist sein Leben.

5. Die Werra.

(Kommt vom Hochkopf über Todtmoos.)

Hoch aus des Schwarzwalds Schooße
Tratst du an's Licht der Welt;
Die Wiege war im Moose
Dir weich und lind bestellt.

Bald wuchsest du vom Kinde
Heran zur holden Maid,
Dein glücklich Angebinde
Ist stete Munterkeit.

Du eilest aus dem Walde
Hinaus zum lichten Rain,
Und spielst an grüner Halde
Im goldnen Sonnenschein.

Du brichst durch helle Buchen
Und durch den finstern Tann,
Scheinst einen Schatz zu suchen,
Der ganz dein Herz gewann.

Du schlüpfst durch grüne Wiesen,
Um Felsen gleich dem Aal,
Erkämpfst dir von den Riesen
Den freien Weg zum Thal.

Bald wird ein Damm erstiegen,
Bald springst du in die Kluft;
Die krausen Haare fliegen
Und flattern in der Luft.

So stürmest du hernieder
Zum stolzen schönen Rhein;
Das Herz klopft unterm Mieder
In heißer Sehnsuchtspein.

Er harret dein im Thale,
Du sinkst an seine Brust,
Und folgest dem Gemahle —
Des schönsten Glück's bewußt.

---

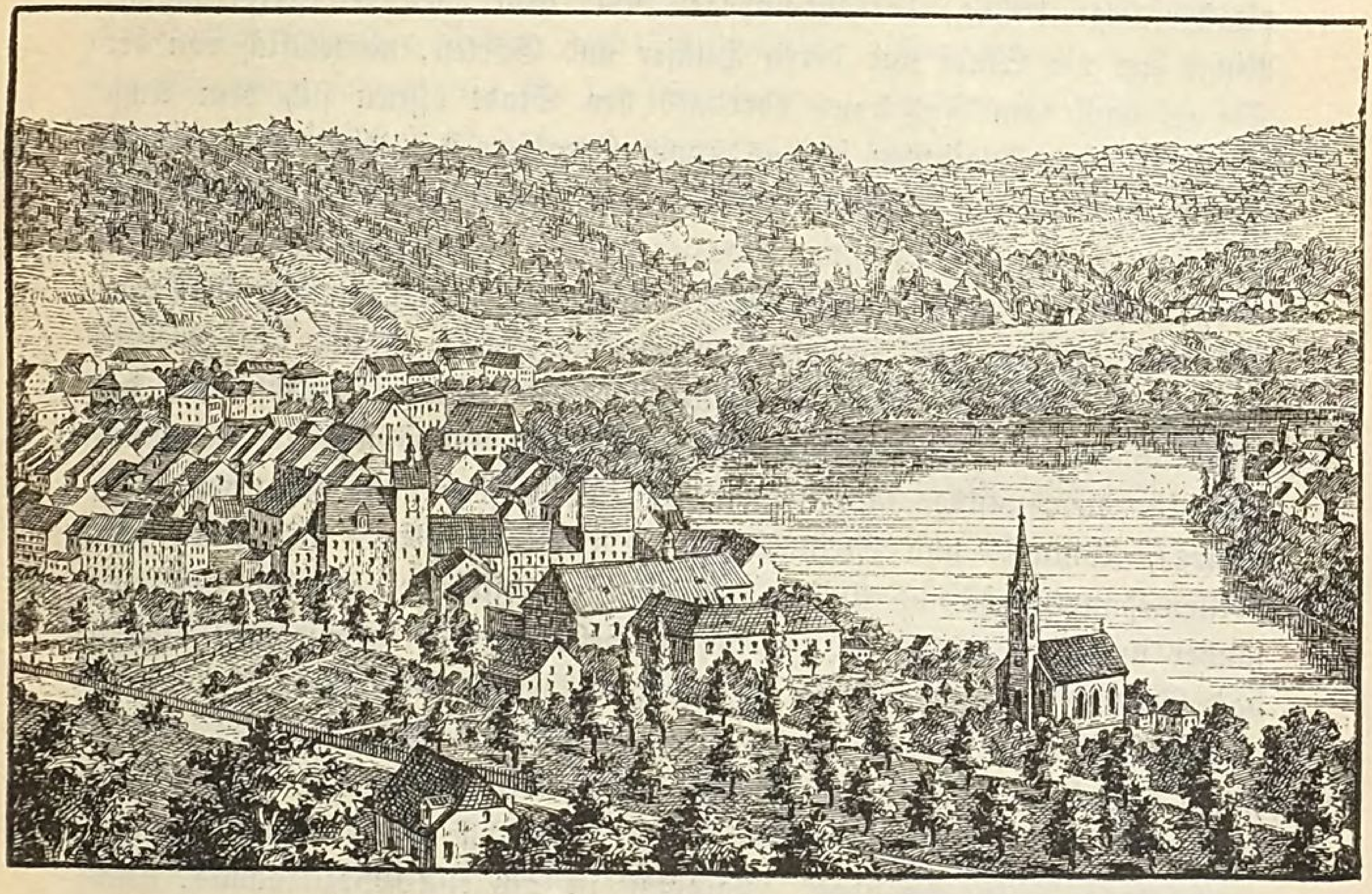
* Der Verfasser der oben mitgetheilten poetischen Wanderung ist ein Sohn des Prophetenstädtchens Brugg. Am 23. November 1809 daselbst geboren, besuchte er seit 1823 das Gymnasium und drei Jahre später die Akademie in Bern, da er sich Anfangs der Theologie zu widmen gedachte. Aber von derselben nicht sonderlich gefesselt, wandte er sich 1828 der Rechtswissenschaft zu, welcher er auf den Hochschulen Freiburg i. Br. und Heidelberg unter ausgezeichneten Lehrern, wie Rotteck und Welcker, Thibaut, Mittermaier und Zachariä oblag. Nach seiner Heimkehr ward er 1832 Amtsschreiber, 1838 Gerichtsschreiber in Brugg und 1842 Mitglied des aargauischen Obergerichtes, bei welchem er 1849 zum Vizepräsidenten und 1857 zum Präsidenten aufstieg. Letztere Stelle bekleidete er bis zu seinem am 19. November 1866 durch ein Nervenfieber herbeigeführten Tode. Sein gewissenhaftes Walten als Beamter hat sein Kollege Ed. Döffekel mit den Worten geschildert:

„Des Richteramtes Würde zu bekleiden
Geschaffen ganz, gerecht auf allen Wegen
Und jedem Schlechten scharfen Worts entgegen,
Von feinem Geiste, klug, bewußt, bescheiden."

Neben seiner Amtsthätigkeit suchte und fand Fröhlich in philosophischen und kunsthistorischen Studien, sowie in eigenen dichterischen Versuchen ein ergänzendes Gegengewicht gegen die juristische Verstandesthätigkeit. Seine sinnigen poetischen Gaben spendete er gern bei festlichen Anlässen und in gesellschaftlichen Kreisen. Eine Anzahl derselben erschien im Einzeldrucke und Zeitschriften; eine Gesammtausgabe hat er leider nicht veröffentlicht. — (Näheres siehe in der zum Drucke vorbereiteten zweiten Lieferung der „Aargauischen Schriftsteller, von Prof. A. Schumann.)

Waldshut und Umgebung.

Von K. F. Ganter, Rathschreiber.



Wer einmal in Waldshut war, der wird nach diesem reizenden Platze Badens und Grenzort des südwestlichen Theiles des deutschen Reiches sich stets zurücksehnen; gibt es doch Touristen von tiefgehendem Verständniß für die Schönheit und Großartigkeit der Natur, die das Panorama von Waldshut verschiedenen in Wort und Bild hoch gepriesenen berühmten Orten an die Seite stellen. Von jeher hat man gern und mit Vorliebe das hübsche Städtchen aufgesucht, und zur Sommerszeit entwickelt sich hier ein gar reges Touristen- und Familienleben. Gilt zwar dieses Ab- und Zugehen noch nicht so sehr der Stadt und ihrer herrlichen Um-

gebung, als vielmehr der Innehaltung der festgesetzten Reiseroute in die Schweiz und in Waldshut's benachbarte Luftkurorte, so dürften doch bald Stadt und Umgebung den nach Ruhe, Erholung und Genesung sich Sehnenden hier bannen.

Die Stadt Waldshut liegt an dem 200′ hohen Gestade des Rheins, am Süd-Anfange des Schwarzwaldes, hart am südlichen Fuße des Haspelberges, durch den östlich liegenden Aarberg von dem Wutachthale getrennt, in sehr freundlicher Umgebung und sommerlicher Lage. Das Straßenpflaster liegt 1036′, der Rheinpegel 954′ hoch über der Meeresfläche. Rings um die Stadt und deren Häuser und Gärten, namentlich von der Straße nach dem Fahrhaus oberhalb der Stadt öffnen sich dem Auge die herrlichsten Aussichten in das üppig bewaldete Aarethal, auf die lieblichen Vorberge des östlichen Jura's, zum Theil auf die schneebedeckten Häupter der Alpen. Prächtige Spaziergänge und Ausflüge bieten sich nach allen Richtungen in Hülle und Fülle. Bezaubernd wirkt auf den Beschauer das von Zeit zu Zeit hervortretende und die weite Fläche des Rheines im rosigen Lichte schauende Alpenglühen. Die Stadt, Knotenpunkt der Eisenbahnen Basel-Konstanz und Waldshut-Turgi-Zürich ist zugleich Centralplatz für die Ausflüge in die Schweiz, in die sehr nahe gelegenen Alb-, Murg-, Wutach- und Steinathäler. Die Stadt selbst, aus einer sehr breiten Hauptstraße und einigen Seitenstraßen bestehend, auf den Trottoirs sauber und glatt, trägt noch vielfach an Gebäuden und ehrwürdigen Thoren das Gepräge ihrer mehr als sechshundertjährigen Geschichte, ihrer nicht geringen mittelalterlichen Bedeutung. Die Neuzeit hat mit ihren Ergebnissen das öffentliche und bürgerliche Leben der Stadt vielseitig verbessert und veredelt und manche lebenskräftige Pflanzung unserer Tage hat hier einen guten Boden gefunden. Waldshut ist Sitz eines Bezirksamts, eines Landgerichts, eines Amtsgerichts, eines kaiserlichen Postamts, einer Wasser- und Straßenbau-Inspektion, einer Kreisschulvisitatur; es hat eine sechsklassige, stark von auswärts besuchte höhere Bürgerschule, eine Gewerbeschule und gute Volksschule, einen landwirthschaftlichen Bezirksverein, eine Waisen- und Sparkasse für den ganzen Amtsbezirk, einen Vorschußverein, ein 130 Mann starkes Feuerwehrkorps, eine gute Stadtmusik, einen trefflichen Gesangverein, einen Schützenverein, zwei Lesegesellschaften, einen Militär-, Turn- und Arbeiterfortbildungsverein, einen noch vielversprechenden Verschönerungs-, Schwarzwald- und thätigen Kurverein. Die Stadt ist, in politischer Hinsicht betrachtet, Hauptstadt des badischen Kreises

Waldshut (1242 Quadratkilometer oder 22,56 Quadratmeilen mit 84,000 Einwohnern). Sie hat drei Kirchen, eine römisch-katholische und eine altkatholische, eine protestantische und nach der neuesten Volkszählung 2700 Einwohner. Religiöse Zwiste sind hier nicht zu verzeichnen; Religionshasserei findet hier keinen Boden, ein Jeder sucht nach seiner Façon selig zu werden. Verschiedene Stiftungen für Schulen und Kirche, für arme Wöchnerinnen, reiche Stiftungen, besonders das vermögliche Spital, zeugen noch von dem für Kirche und Schule und die Allgemeinheit opferwilligen, reichlich gabenden Sinne wackerer Altvordern, mehrerer heute noch in bestem Angedenken stehender Bürger und Stifterinnen. Von großem Nutzen für den Einzelnen sowohl als für die Gesammtheit, für den Fremdling, wie für den Einheimischen ist das vorhandene große Spital mit seinen für die Heilung und Pflege Kranker auf das Vollkommenste getroffenen Einrichtungen.

Waldshut ist ferner der Sitz eines Bezirksarztes, eines Bezirksassistenzarztes, welch Letzterer zugleich die umfangreiche Spitalpraxis versieht, eines Bezirksthierarztes und selbstverständlich einer Apotheke. Mannigfaltig ist der Gewerbefleiß und finden wir in Waldshut, der Hauptstraße entlang, in den nahe aneinander gebauten, gewissermaßen aneinander gefügten Häusern auf beiden Seiten Laden an Laden der Kaufleute und der Gewerbetreibenden, ferner und zwar meistens vor den Thoren gelegen, zwei Baumwollspinnereien, zwei Webereien, eine Seidenspinnerei, Färberei und Bleicherei, Fabrikation von gebogenen Möbeln, eine Mühlsteingrube, eine Maschinenfabrikation für Brauereieinrichtungen, eine mechanische Werkstätte. Beim Fahrhaus am Rhein wird eine Seifenfabrik betrieben.

Die prachtvoll über dem Felsengestade des Rheins gelegene Gartenwirthschaft und Kegelbahn zum „Rebstock“, die Biergärten von Dietsche vor dem obern und von S. Mayer vor dem untern Thor, das Sommerhaus des mit lohnender Aussicht auf den Rhein und die Alpen hübsch gelegenen Gasthofs zur Blume, das geräumige Anwesen des Hotels Schätzle am Bahnhof, das Fahrhaus gegenüber des Schweizerdorfes Koblenz an der Eisenbahnbrücke, die erheiternde Jüppe an dem jenseitigen Rheinufer, Dogern, Gurtweil, Schmitzingen, Waldkirch öffnen dem geselligen Zusammenleben ihre gastliche Pforte oder laden wie der nahe Kalvarienberg, der Haspel, der Hungerberg, das freundlich gelegene Eschbach den Wanderer überall auf schattigen Gehwegen zu den herrlichsten Spaziergängen ein, und jeden Augenblick wechseln an den Halden und auf den Höhen

die reizendsten Aussichten in das Rheinthal oder in das gegenüberliegende Prachtgemälde der schweizerischen Berge. Anmuthige, mit behäbigen Ruhebänken versehene Waldpfade führen durch nahe Buchenhaine und würzige Tannenwaldungen und laden zu längerem Verweilen ein. Traute Plätzchen, malerische Ausblicke, sinnreich überschrieben, sind auserlesen und findet sich der Wanderer in dem eigens vom Kurverein herausgegebenen Führer der Stadt und Umgebung zurecht. Auf der Höhe des Kalvarienberges, auf dem Haspel, auf der Wolfsackerhöhe, dem Hungerberge, auf dem Galgenrain vereinigt sich mit dem angenehmen Einathmen stets frischer, kräftigender Luft, Fluß, Wald- und Hochgebirge zum reizendsten Rundbilde und in diesem Reiz und dieser Mannigfaltigkeit des Rundblicks ist idyllisch gelegen die Stadt. Das liebliche Uferbild des Rheins, das Gestade der grünlich gefärbten Aare fesselt den Blick des Spaziergängers immer von Neuem. Auf dem Rheine selbst, der eine Breite von nahezu 200 Meter hat, vermittelt die vorhandene Schifffahrt den lebhaften Verkehr mit den Nachbarorten der Schweiz. Kleine Fahrzeuge mit fröhlichen Leuten durchgleiten während der Sommerszeit die blaue Fluth. Neue Stärke und vollkommene Erquickung findet der Körper in dem gut eingerichteten Rheinbad. Warme Bäder, Mineral- und Soolbäder sind stets in der Brauerei Dietsche zu haben. Der Rhein liefert reiche Ausbeute an Fischen. Gesangliche und musikalische Genüsse, gesellige Unterhaltungen und ein offenes, zutrauliches Benehmen der Bewohner der Stadt helfen über jede Langeweile eines schlechten Wetters hinweg.

Bei aller Schönheit und allen Reizen der Natur steht für Waldshut als Luftkurort die gesunde, klimatisch-geographische Lage der Stadt oben an. Bei allen Veränderungen der ganzen Gegend wird die Atmosphäre nur unmerklich affizirt, mehr oder minder schädliche gasförmige Ausdünstungen finden in dem vorhandenen Rheinwasser vorsorgende Aufnahme. Die keinem raschen Wechsel unterworfenen Temperaturverhältnisse üben auf diesen Waldeshöhen für die Gefühle und Seelenstimmung des Menschen den fühlbarsten Einfluß aus. Die Gleichmäßigkeit des Klima's bedingt hauptsächlich das körperliche Wohlbefinden der Bewohner der Stadt. Zu Gottes wundervoller Natur gesellt sich zur gleichmäßigen Vertheilung der Wärme noch Reinheit der Luft und Beständigkeit im Feuchtigkeitsgehalte derselben. Die Stadt ist auf Felsen, auf kompaktem Gestein erstellt und sind solche Orte erfahrungsgemäß unempfänglich für jede ansteckende Krankheit. Die vorhandene Wasserleitung bringt Quellwasser aus den Bergen.

Das Trinkwasser besitzt nach chemischer Untersuchung des verstorbenen Professors und Geh. Hofraths Dr. Birnbaum aus Karlsruhe alle Anforderungen, welche man an ein gutes Trinkwasser zu stellen hat. Die Sterblichkeitsverhältnisse sind derart, daß seit zehn Jahren ein jedes Jahr auf tausend Personen fünfzehn Todesfälle kommen, worunter die Hälfte der Gestorbenen das 63. bis 90. Lebensjahr erreicht haben. Die durch elektrische Entladungen in manchen Gegenden häufig vorkommenden Blitzschläge sind hier sehr selten und sind es hier gerade sechszig Jahre, seit der Blitz in ein Haus eingeschlagen. Ein guter Ableiter mag wohl der nahe Rhein sein. Wie gesagt, Waldshut ist der gemachte Luftkurort.

Aus dem Tagebuch eines französischen Offiziers

während der Belagerung von Hüningen

vom 22. Dezember 1813 bis 16. April 1814.

Als im Laufe des Monats Dezember 1813 die Heere der verbündeten Mächte bis an den Rhein und durch Basel über den Rhein marschirten, um gegen den gemeinsamen Feind Napoleon I. zu ziehen, sah sich die Festung Hüningen, welche seit ihrer Erbauung im Jahre 1680 den wechselvollen Schicksalen ihres Brückenkopfes von ihren Wällen herab hatte zusehen können, zum ersten Male mit einem unmittelbaren Angriff bedroht, als General Graf Wrede am 22. Dezember 1813 dieselbe einschloß und in der Christnacht die Laufgräben gegen sie eröffnete.

Das Fortschreiten der Belagerungsarbeiten wurde indessen für einige Zeit dadurch unterbrochen, daß Graf Wrede, um die auf dem großen Kriegsschauplatze operirenden Heere zu unterstützen, gegen Mitte Januar über die Vogesen in's Innere von Frankreich vorrückte, das Geschütz aus den gegen Hüningen erbauten Batterien zurückzog und ein Truppenkorps von 2500 Mann gegenüber der 3600 Mann starken Besatzung, zur fortgesetzten Einschließung der Festung vor derselben zurückließ, unter dem Kommando des bayerischen Generallieutenants Baron von

Zoller.* Anfangs April 1814 wurde das Einschließungskorps sowohl als das Belagerungsgeschütz so bedeutend verstärkt, daß unverweilt der zu der zweiten Parallele führende Verbindungslaufgraben ausgeführt werden konnte, nicht aber die zweite Parallele selbst, die erst nach der Wegnahme des der Hauptumfassung der Festung vorliegenden Hornwerkes eröffnet werden konnte, welcher Einnahme aber die Zerstörung des bis dahin mit ausdauernder Tapferkeit vertheidigten Machicouli-Thurmes vorangehen mußte. Es wurde dieses durch zwei auf jedem der beiden Rheinufer erbauten Batterien bewerkstelligt, aus welcher der genannte Thurm am 5. April so wirksam beschossen wurde, daß derselbe in kurzer Zeit sich in einen Schutthaufen verwandelte, wodurch dessen Besatzung zum schnellsten Rückzug gezwungen und die den Thurm umgebende Schanze sogleich von Belagerungstruppen besetzt ward.

Der Einnahme des Thurmes folgte ungesäumt die Beschießung des Hornwerks und hierauf dessen Erstürmung mit so günstigem Erfolge, daß dasselbe, des heftigen Feuers aus der Festung ungeachtet, behauptet, in ein Logement für die Belagerer umgewandelt, das Belagerungsgeschütz aus der ersten nach der zweiten Parallele gebracht und aus derselben das Feuer sofort eröffnet wurde.

Während der österreichische Artilleriegeneral Baron Fasching auch auf dem rechten Rheinufer Batterien erbaute und solche mit Geschütz besetzte, dauerte das gegenseitige Feuer vom 6. bis 10. April mit gleicher Heftigkeit fort, wurde zwar am 10. April durch einen Waffenstillstand unterbrochen, der jedoch ohne Erfolg blieb, so daß am 11. April das Feuer auf die Festung aus 106 Geschützen neuerdings eröffnet wurde, bis zum 12. April Mittags fortdauerte und in der Festung so bedeutenden Schaden anrichtete, daß neue Unterhandlungen eintraten, durch welche endlich am

* Karl Freiherr von Zoller wurde 1773 zu Bitsch geboren und stand zuerst in französischen Diensten, wanderte später aus Frankreich aus, wurde 1795 Lieutenant im bayerischen Heere, machte 1799 die Kriege in der Schweiz mit, focht bei Wagram und 1812 in Rußland, leitete 1813/14 die Belagerung von Hüningen, und war von 1818 bis 1825 Bevollmächtigter bei der Bundes-Militärkommission. Zur Artillerie zurückgetreten, ward er mit dem Grade eines Generals der Artillerie Chef dieser Waffe und starb den 27. August 1849 in München mit dem Titel eines bayerischen Feldzeugmeisters; von ihm rührt das Zoller'sche Geschützsystem von 1836 her. (Freiherr von Zoller, Major im Generalstab der dritten Division in Nürnberg, dem ich einige Mittheilungen verdanke, ist ein Großsohn des Generals. Der Herausgeber.)

15. April 1814 eine Uebereinkunft zu Stande kam, zufolge welcher die alliirten Truppen am 16. April Morgens um 8 Uhr in die Festung Hüningen einzurücken hatten. Der Dienst in der Festung sollte zu gleichen Theilen versehen werden, der Kommandant des Belagerungskorps, Generallieutenant von Zoller wurde einstweiliger Gouverneur von Hüningen und der französische Kommandant Oberst Chancel blieb in seiner Stelle als Platzkommandant.

Am 16. April Vormittags von 10 Uhr an hielten die Truppen der verbündeten Mächte unter Anführung der anwesenden russischen Großfürsten Nikolaus und Michael ihren feierlichen Einzug kraft erwähnter Uebereinkunft und die Festungswachen wurden gemeinschaftlich mit den noch zurückgebliebenen französischen Linientruppen besetzt.

Diese gemeinschaftliche Besatzung dauerte bis zum 8. Juni, an welchem Tage die bayerischen Truppen die Festung verließen, während die französische Besatzung bis auf 4000 Mann verstärkt wurde.

Die Belagerung von 1814/15 brachte dann der Festung ein definitives Ende und damit fiel auch die fortwährende Bedrohung Basel's und der Schweiz für immer dahin. Heute ist die Festung nur noch durch einige Ruinen, verschüttete Wälle und Gräben kenntlich, eine militärische Bedeutung hat sie nicht mehr, die allmälig zerfallenden Militärgebäude und Kasernen sind auf dem Wege der Versteigerung in Privathände übergegangen. So vergeht die Herrlichkeit der Welt.

* * *

Ueber die Belagerung selbst entnehme ich dem Tagebuch eines aktiven Offiziers der Festung folgende in einer Broschüre „Le siége de Huningue par un officier de la Garnison“ erschienenen Mittheilungen:

Am Vormittag des 21. Dezember 1813 ging das verbündete Heer in Basel über den Rhein, um die Festung einzuschließen. In derselben lagen bei einer Einwohnerschaft von 779 Seelen 3600 Mann Garnison verschiedener Waffengattungen, nämlich 1000 Mann vom 7. Regiment leichte Infanterie (Oberst Chancel),* 1500 Mann vom Regiment Haute-

* Jean Hugues Theophile Chancel wurde den 12. Februar 1766 in Loriel, Departement de la Drome geboren und starb den 9. November 1834 in Blotzheim bei Hüningen. Er trat 1784 als Soldat in das 45. Infanterieregiment ein und

Saone (Graf Marmier), 780 Mann des Niederrheindepartements (Oberst Lentz), 120 Mann des 9. Artillerie-Regiments (Major Lallier),* 125 Mann des 105. Linien-Regimentes, 15 reitende Jäger und 60 Mann lokale Nationalgarde. Höhere Offiziere waren: Genie-Oberst Pinot, Stabschef Major Aspelli,** Platzmajor Moritz, die Bataillonschef Mougeot, Glaubitz, Kuhn, Ponceau, Butard, Morelli und Vinssen.

In der Nacht vom 22. Dezember fand der erste Ausfall der Belagerten mit 400 Mann längs des Kanals gegen Neudorf (Village-Neuf) statt. Ein feindlicher Posten auf der Kanal-Brücke wurde überrascht, womit man sich momentan begnügte. In der folgenden Nacht antwortete der Feind auf dieselbe Weise und auf allen Punkten entspann sich heftiges Gefecht. Das Fort Machicouli wurde unhaltbar, Lieutenant Apfel mußte es eiligst verlassen, er selbst verrenkte sich den Arm dabei und verlor eilf Gefangene an den Feind.

Am nächsten Mittag machte Kapitän Sautemont den Versuch, das Fort wieder zu nehmen. Von der Festung aus unterstützte ihn eine heftige Kanonade auf den Feind, die Bayern mußten unter schweren Verlusten bis in die Gärten von Basel zurückweichen. Ein Lieutenant besetzte mit 25 Mann das Fort. In der Weihnachtsnacht (25. Dez.) ging indeß der Platz wieder verloren, weil offenbar die Vertheidigungsmittel sehr ungenügend waren und nicht einmal ein solides Thor vorhanden war. Wieder wurde versucht, die Redoute Machicouli zurück zu erobern; man warf einen Hagel von Bomben und Haubitzen auf den Feind, der auch zurückwich, ein heftiger Ausfall beim obern Rhein führte zum Ziel. So-

wurde nach drei Jahren Dienst, 1787, verabschiedet. Wieder eingetreten wurde er 1791 Unterlieutenant im 4. Bataillon de la Drome, 1792 Kapitän, im Jahre II der Republik Bataillonschef, im Jahre IX am 4. Thermidor Brigadechef und Platzkommandant von Hüningen. Als Ritter der Ehrenlegion und maréchal de camp honorfique wurde er 1820 mit 3500 Fr. Gehalt pensionirt. Er machte die Feldzüge mit in der italienischen Armee, in der englischen Armee, in der Armee von Mainz, in der Donau- und in der Rheinarmee. Den 15. Floreal des Jahres VIII wurde ihm in der Schlacht bei Möskirch der rechte Arm weggerissen; bei der Belagerung von Hüningen wurde er durch einen Bombensplitter verwundet, als er Kriegsmaterial retten wollte.

* Major Lallier war Bataillonschef der Artillerie.

** Aspelli war Regimentsmajor, was dem Grade eines Oberstlieutenants gleich kommt.

fort ließ man jetzt das Fort in Stand setzen. Der Feind hatte starke Verluste und erbat sich zwei Stunden Waffenstillstand zur Beerdigung seiner Todten.

Seit dem 24. Dezember hatten die Verbündeten unterhalb Klein-Hüningen Laufgräben geöffnet; am 27. entdeckte man drei große Batterien darin, nur ungefähr 975 Meter von der Festung entfernt. Der Feind wurde nicht gestört und so hatte er am 28. seine Arbeiten vollendet. Am 29. verlief der Tag in größter Ruhe; man überließ sich dem Schlafe; Niemand ahnte etwas. Plötzlich um 11 Uhr Abends begann von den drei deutschen Batterien ein furchtbares Feuer; 4 Stunden lang regnete es Bomben und Granaten. Die Einwohner irrten jammernd umher und suchten Verstecke. Das Lazareth mußte mitten in der Nacht, unter dem feindlichen Feuer entleert werden und man schaffte die Kranken in eine Kasematte. Eine große Zahl öffentlicher und Privatgebäude wurde schwer beschädigt, glücklicherweise Niemand getödtet. Nun folgten zwei Tage der Ruhe, man erholte sich ein wenig vom Schrecken; in der Nacht vom 30. Dezember aber begann das Bombardement von Neuem und dauerte bis 4 Uhr des folgenden Abends, also den ganzen Tag hindurch. Im Kommandantur-Büreau traf eine Bombe zwei Offiziere und tödtete einen Soldaten. In den Gefängnissen am Rheinthore herrschte eine furchtbare Verwirrung. Die Bürger lagerten darin mit Betten und Vorräthen, jammerten und klagten unaufhörlich, beweinten ihre Todten und den Verlust ihrer Habe. Noch schlimmer sah es in der großen Kasematte aus, wo ursprünglich Getränke und Gemüse lagerten; man mußte für den Garnisons-Chef und einige Notabeln der Stadt Wohnungen darin herrichten und auf den Tonnen umher lagerten zahlreiche andere ärmere Bürger, so daß zuletzt der Durchgang fast unmöglich wurde. Nur zwei Lampen erhellten diesen großen Raum, in dem, wie im Hades der griechischen Götter, bleiche dunkle Schatten umher irrten und wo von einer hohen Tonne aus der Bürgermeister den Klagenden fortwährend Stillschweigen befahl.

So ging das Jahr 1813 zu Ende. Seit dem 21. Dezember waren 13 Mann gefallen. Mit Jubel-Fanfaren wurde das neue Jahr begrüßt und die Hoffnung belebte die Herzen, aber nur kurze Zeit, denn alsbald eröffnete der Feind sein Feuer wieder vom rechten Ufer her und unterhielt es bis 4 Uhr Morgens. Zwei Einwohner wurden durch Bomben im Bette getödtet, die Häuser litten schwer, doch wurde wenigstens keine

Feuersbrunst verursacht. Das mochte der Feind aber gerade beabsichtigt haben und so zielte er auf 20—25 große Heuhaufen vor der Stadt, die auch richtig in Flammen aufgingen. Der Neujahrstag blieb ruhig (Blücher's Rheinübergang), nur in den folgenden Nächten wurde geschossen.

* * *

Der Kriegsrath verurtheilte einen Deserteur zum Tode. Am 4. Januar forderte ein feindlicher Parlamentair die Uebergabe der Festung, aber trotz der Entbehrungen wiesen Garnison wie Bürger dieselbe einstimmig zurück, worauf in der Nacht ein neues Bombardement erfolgte, dem der Major Mougeot zum Opfer fiel. Die Beschießung wurde energisch erwidert und endlich um 10 Uhr Morgens waren die feindlichen Batterien demontirt. Als am 5. der mehrtägige Nebel wich, entdeckte man (!) eine vom Feinde geschlagene Schiffbrücke über den Rhein, sowie an der Mündung der Wiese, bei der Klybeck, auf Basler Gebiet eine Batterie, gerade Machicouli gegenüber. Von dort aus flogen in der folgenden Nacht 120 Kugeln herein. Mit todesmuthiger Aufopferung der Soldaten und Bürger wurde eiligst das gefüllte Arsenal entleert; während der Arbeit fing es Feuer, bald brannten die Fußböden schon und das Gebäude ging verloren; zum Glück explodirte nichts; die Beschießung dauerte die ganze Nacht, aber nur ein Soldat fiel, während es uns gelang, endlich wieder die feindliche Batterie außer Thätigkeit zu setzen. Die nächste Nacht blieb ruhig, wahrscheinlich fehlte den Bayern die Munition. Eine Rekognoszirung nach St. Louis wurde unternommen, doch ohne besondere Entdeckungen zu machen. Kleines Vorpostengefecht.

Ein anderer Feind begann sich aber in der Festung selbst zu zeigen. Die Lebensmittel nahmen ab. Die Bewohner hatten von jeher in Basel ihre Vorräthe gekauft und im Vertrauen auf die Tapferkeit der Soldaten und im Hinblick auf die Unwichtigkeit der kleinen Festung, an keine lange Einschließung gedacht. So entstand eine falsche Sicherheit, die sich plötzlich in Schrecken verwandelte. Anfangs hatten die Bewohner den Truppen ihre Gärten zur Verfügung gestellt und so war in 20 Tagen verzehrt, was drei Monate reichen konnte. Jetzt meldete sich der Wucher, der von Ehre und Vaterland nichts weiß und bald gab es unerschwingliche Preise der nöthigsten Dinge. Seit dem 9. Januar kostete 1 Kommisbrod 1 Fr.,

1 ℔ Speck 3 Fr., 1 ℔ Kerzen 6 Fr. ꝛc. Am 9. Nachts fing, wie es der Feind zu lieben schien, das Schießen wieder an; überrascht wurde man freilich nicht mehr, denn abwechselnd wachten jede Nacht Bürger und Militär. Diesmal wurde das Rheinthor beschossen, damit durch eine Bresche mit Hilfe der Schiffbrücke ein Sturm unternommen werden konnte. Die Vermuthung war richtig; am Tage von 5—9 Vormittags setzte sich das Schießen fort und dann wurde der Sturm versucht, aber rasch abgeschlagen. Der Verwundeten waren indeß so viele, daß man Arsenal und Gemeindehaus wieder herrichten mußte, um sie dort nothdürftig unterzubringen.

Nun folgten neun Ruhetage, doch wagte Niemand zu schlafen, aus Furcht vor einem Ueberfalle. Am 14. war die feindliche Brücke plötzlich verschwunden, man schöpfte neue Hoffnung und die Truppen exerzirten sogar zum Zeitvertreib auf dem Platze. Am 20. wurde ein bayerischer Posten von 4 Mann gefangen, die nebst 3 andern Mann bei den Handmühlen zum Kornmahlen verwendet wurden. Die Lebensmittel nahmen immer mehr ab und bald mußte man zum Pferdefleisch greifen. Einige Bürger hatten sich eine fette Kuh verschafft, auf Ersuchen aber theilten sie dieselbe mit der Garnison. Nur kleine Gefechte fanden bis zum 27. Januar statt; dem Feinde mußte die Munition fehlen. Es war ein eintöniges Leben, doch fehlte es nicht an kleinern Episoden; ein Regiments-Adjutant wurde vom Feinde gefangen, als er Tabak einhandeln wollte; kleine feindliche Trupps näherten sich dem Ufer und sangen, stoben aber eiligst davon, als auf sie geschossen wurde; einem Wagen, der nach Basel fuhr, schoß man zum Zeitvertreib die Pferde weg, worauf der Feind etwa zehn Haubitzen in die Stadt warf. Am 29. bemerkte man vor der feindlichen Front fortwährend Veränderungen und Bewegung, es geschah aber keinerlei Angriff. Die Bayern mußten wohl durch Hunger die Uebergabe erzwingen wollen, denn zwanzig Tage hindurch war nichts Wesentliches vorgekommen. Am 30. erhielt die ganze Garnison Pferdefleisch, wozu der Genie-Oberst die höhern Offiziere zu einem sehr ausgesuchten Mahl einlud. Es soll zehn Platten gegeben haben und am Abend wurde ein Schauspiel aufgeführt. Viele Soldaten waren unzufrieden damit, doch sollte dadurch der Garnison neues Vertrauen eingeflößt werden, weil die Desertionen sich häuften, besonders beim Regiment Bas-Rhin. Am letzten Januar sollte diesem Regiment sogar jeder äußere Dienst entzogen und jeder Soldat desselben, der sich an den Barrièren zeigte, erschossen werden. Oberst Lentz aber protestirte dagegen und bürgte für den Patrio-

tismus seiner Mannschaft, die aus Elsässern bestand; er verlangte sogar die Ehre der äußersten Posten und man gab ihm nach.

*
* *

Am 1. Februar fand wieder eine Theater-Aufführung am Rheinthor statt. Den Januar hindurch waren 71 Personen gestorben. Die Preise stiegen fortwährend riesig; am 2. Februar kostete ein Kapaun 25 Fr.; ein Kommisbrod 1½ Fr.; 1 Scheffel (20 Liter) Kartoffeln 4 Fr. Speck war unerschwinglich geworden und doch am meisten gesucht, da sonst weder Fleisch noch Fett mehr existirte. Am 3. Februar marschirten vom Elsaß her viele feindliche Truppen nach Basel, eine Regiments-Musik spielte bis 9 Uhr Abends in St. Louis. Am 4. wurde ein Deserteur erschossen. Tags darauf wurden vom Feinde zwischen Burgfelden und Häsingen 50 Schüsse abgefeuert zur Feier der bisherigen Siege über die Franzosen. In Hüningen lachte man darüber. Da der Theatersaal am Rheinthor zu klein war, so wurde ein anderer im Hause des Platzkommandanten eingerichtet, zugleich für die Konzerte, mit denen man die Zeit zu tödten suchte.

Am 8. Februar kam wieder ein Parlamentair und forderte die Uebergabe binnen 24 Stunden, doch ohne Erfolg. Abends war großes Diner der Offiziere, doch ahnte man wohl, daß neue Ereignisse im Anzuge seien. Gerade um Mitternacht begann wirklich das Bombardement wieder, der Hunger arbeitete dem Feinde zu langsam. Die Artilleristen hatten Befehl, als Antwort auf Klein-Hüningen zu schießen und der Feind schwieg auch alsbald, als dort ein Haus in Flammen aufging. Am 9. um 7 Uhr Abends fiel plötzlich eine feindliche Bombe in den Hof des Theaterhauses und zwar gerade während der Vorstellung; der dadurch entstandene Zwischenakt war unbeschreiblich.

Am folgenden Tage ließ man dem bayerischen General sagen, wenn sein Feuer nicht unterbleibe, werde man Basel und alle erreichbaren Dörfer der Umgegend beschießen. So geschah es, die Artillerie feuerte auf Basel, Klein-Hüningen, Burgfelden, Michelfeld und Neudorf. Basel wurde schwer getroffen, viele Bomben und 24-Pfünder richteten Verwüstungen an, den ganzen Tag hindurch und den größten Theil der Nacht. Am folgenden Tage wurden leichte Mörser auf den Wällen nach Basel hin gerichtet und in Erwartung eines Sturmes bezogen die Bürger wieder die Kasematten; es geschah aber nichts, vielleicht aus Besorgniß und Rücksicht für Basel.

Am 11. Februar mußte bei den Wirthen und Weinhändlern eine Anleihe von 2230 Fr. erhoben werden; von den Bürgern wurden Decken für die Soldaten eingefordert. Am 12. begrub man einen Kapitän und Abends war Komödie! Zwei Tage nachher hieß es, der Kaiser von Oesterreich sei in Basel eingetroffen und der Friede stehe bevor. Man leerte das Holzmagazin, mit dessen Vorräthen war sinnlos gewirthschaftet worden. Es war unmöglich, die Kranken in den Kasematten zu lassen, wo sie unter der drückenden schlechten Luft außerordentlich litten und so schaffte man sie wieder in's frühere Lazareth. Die Lebensmittel waren fortwährend im Preise gestiegen. Jetzt kostete ein ℔ Butter 8 Fr., ein ℔ Schinken 5 Fr. Bei Strafe wurde Jedermann streng verboten, vor die Stadt zu gehen. Um diese Zeit wurde ein neues, sehr besuchtes Restaurant eröffnet; der Besitzer servirte Pferdefleisch, Hunde, Katzen, Ratten und Mäuse in Form von Beefsteak, Filet, Ragout ꝛc.; Bürger und Soldaten ließen sich die neue Küche trefflich schmecken. Am 19. trat Thauwetter ein; bald entwickelte sich ein solcher Unrath und Gestank in der Stadt, daß man die Pest fürchten mußte; 500 Menschen machten sich schleunigst an's Aufräumen und kurze Zeit nachher war Alles gesäubert. Bei der „Klybeck" zeigten sich Erdarbeiter thätig, die aber durch Schüsse vertrieben wurden, das nahm der Feind übel, und als ein Offizier es wagte, mit einem Hasen, einer Pastete und andern Dingen, die er sich bei der Mühle verschafft, heimzukehren, riß ihm eine große Kugel den Tschako weg, in dem er seinen Vorrath geborgen hatte.

Nachmittags wurde versucht, die feindlichen Pontons am andern Ufer zu zerstören, doch ohne Erfolg. Das Holz mangelte und deßhalb mußten die Bäume auf dem Markt und den Wällen gefällt werden; die Vorposten heizten mit den Holztheilen der Magazine. Wieder mehrten sich die Kranken und ein Theil mußte in den Kasematten bleiben; viele starben, weil jede Arznei und bessere Lebensmittel fehlten und weil die Unreinlichkeit zu groß war. Beispielsweise mußte dasselbe Tuch, das die Todten zur letzten Ruhe geleitete, gleich nachher zur Verpackung des Brodes und Fleisches für das Lazareth dienen.

So kam endlich der Fastnachtstag (22. Februar) heran, aber ohne Ball, Maskerade, Komödie und Festessen; dennoch wurde Abends ein maskirter Tanz am Rheinthor unternommen, eine Dame gab einigen Freunden ein Fest, bei dem man eine Henne für 12 Frkn. und eine Gans für 55 Frkn. aß. Tags darauf suchte man von Haus zu Haus

nach Oel, aber meistens vergebens. Ein Parlamentair brachte Briefe und Zeitungen, die von der Ankunft des Grafen Artois (Charles X.) in Bern erzählten, von der Flucht Napoleon's nach Orléans. Niemand glaubte an diese Berichte und der Verfasser des „Journal du Siége“ schreibt darüber: „Si c'était des canards sauvages, ou même des canards de la basse cour, ils seraient justement estimés, mais des canards bâlois . . . fi donc; ce gibier là ne vaut rien.“ * Damit sind wahrscheinlich die Basler Zeitungen gemeint.

* * *

Bis zum 2. März blieb Alles still und ruhig, aber die Belagerten rüsteten sich wieder, verproviantirten die Batterien und die Soldaten erhielten strengen Befehl, in den Kleidern und mit den Waffen in der Hand zu schlafen. Es scheint, daß die Zahl der Kampffähigen sehr abgenommen hatte, denn seit 1. März wurden alle Bewohner und von den Frauen die Wittwen herangezogen, die Handmühlen zu drehen und für die Bereitung des Brodes zu sorgen. Vergebens suchte ein Bewohner, Namens Salzmann, seine Schwiegertochter nebst Kind zu entfernen und zu ihrem Gatten nach Neudorf zu schicken; sie entfloh, worauf der Mann dafür verantwortlich gemacht und verhaftet wurde. Ein fremder Schneidergeselle durfte ungehindert die Festung verlassen. Das Wetter klärte sich endlich auf, so daß man die Ruinen des Schlosses Landskron sehen konnte, das neulich abgebrannt war. Am 2. März fielen nur einige Schüsse auf einen Deserteur, und man nahm an, daß die Basler intervenirt hätten, nicht aus Wohlwollen für Hüningen, aber zur eigenen Sicherheit. Desertionen und Krankheiten fingen jetzt an, überhand zu nehmen, im Februar waren 125 Todte gewesen und jetzt mußte man die ermatteten Bürger bei den Handmühlen ablösen, wodurch die Garnison noch mehr geschwächt wurde. Am 13. wurde letzterer angezeigt, daß die Brodrationen verkleinert werden müßten, die Soldaten widersetzten sich aber dem, da sie seit lange nichts als Gemüse ohne Fett und pro Woche Jeder nur 3 Loth Fleisch bekamen; man fing also an, die Kleie zu mahlen und mit Hafer und anderm Getreide zu mischen, erhielt aber ein sehr schlechtes Produkt. Den

* Die Franzosen schütteten ihr ganzes Unglück bei den Belagerungen den Baslern in die Schuhe. Vergl. Les Doléances de Huningne et les Bâlois. (Journal de Belfort).

Offizieren ging es nicht besser, nur die Höchsten derselben hatten manchmal etwas Besseres, was aber die Unzufriedenheit der Truppen hervorrief und neue Desertionen veranlaßte. Bereits war die Kopfzahl auf 1100 Mann gesunken (Anfangs 3600). Der Dienst wurde dadurch immer schwerer, die Disziplin ließ nach; man erbrach sogar die Koffer eines Offiziers und nahm ihm Wäsche und Kleider.

16. März. Seit zwei Tagen läßt der Feind bei den Vorposten keine Zeitungen mehr durch; man ist völlig abgeschnitten von der Welt; trostlos vereinsamt. Der Feind arbeitet fleißig an seiner Brücke, mehr als 600 Mann hat er beim Brückenkopf beschäftigt. Am 18. desertirten 15 Mann eines Vorposten zusammen; die Soldaten erklärten ganz offen, daß sie nicht mehr blieben, wenn die Lebensmittel nicht vermehrt würden. Nachmittags zeigte sich ein langer Zug von Wagen mit Verwundeten, die nach Deutschland gingen, ebenso am 19. Am 20. wurde in der Festung mit 21 Schüssen und Fanfaren der Geburtstag des Königs von Rom gefeiert, die Truppen erhielten Wein, Branntewein und Brod, Abends war beim Obersten Lentz Ball und Theater. Die feindliche Schiffbrücke war bis auf zwei Pontons fertig. Bei St. Louis zeigte sich große Regsamkeit, man beschloß, auf der Hut zu sein und in den Häusern Wasser vorräthig zu halten.

Am 22. sandte der Feind dem Obersten Lentz seine Hunde zurück, die ein desertirter Bedienter mitgenommen hatte. Der Oberst forderte auch persönlich den Diener wieder, aber ohne Erfolg. Große Munitionszüge gingen von Basel nach Frankreich ab. Man mußte zur Krankenpflege eine Anzahl Bürger und Frauen befehlen, Sterblichkeit und Desertion wurde immer größer; selbst die Soldaten, welche auf den Friedhof zur Beerdigung ihrer Kameraden kommandirt waren, machten sich davon und ließen die Leichen liegen. Ein Soldat bat die feindlichen Vorposten um Tabak; sie schossen und tödteten ihn, weßhalb zur Rache zwanzig Kanonenschüsse auf sie abgefeuert wurden. Am 26. kamen Zeitungen und ein Brief vom Basler Magistrat, der sich beschwert, daß das Haus des Hrn. Gysendörfer und mehrere andere von Bomben getroffen seien und daß das wider das Völkerrecht sei, der Basler Neutralität gegenüber. Der Brief war vom 10. datirt, also schon alt; man antwortete darauf, wie schon früher, vermuthete aber eine Kriegslist und sah sich vor.

Am Sonntag den 27. März spazierten viele Basler über die neue Schiffbrücke, die eine rothe und weiße Fahne trug. Die Maß Wein kostete

jetzt schon 80 Fr., 1 ℔ Speck 12 Fr., 20 Liter Kartoffeln (1 Scheffel) 12 Fr., die Portion Bratfische, 1 ℔ 5—6 Fr., 50 Spargeln 6 Fr., 50 Froschschenkel 3 Fr., 1 gebackene Ratte 3 Fr. Am 3. gab es ein kleines Vorpostengefecht, da der Sergeant, der bisher mit dem Feinde den Tabakhandel betrieben, sich über die Qualität beschwerte und die Feinde beschimpft hatte. Den 4. wurden mit Michelfelden Flintenschüsse gewechselt; man erwartete ein neues Bombardement mit Sturm, sah sich aber getäuscht. In der folgenden Nacht zog der Feind zwei Holzschiffe und mehrere Flöße für seinen neuen Brückenbau dem Markt gegenüber heran. Am 6. und 7. März vertrieb man den Feind aus den Nachbardörfern und am 7. aus den Schanzen, die er bei St. Louis aufgeworfen hatte. Der 8. war sehr lebhaft; der Feind schoß von allen Seiten mit Kanonen.

Abends kam von Machicouli die Nachricht, daß aus Klein-Hüningen und Neudorf die Einwohner mit Möbeln und Vieh flüchteten; zugleich war bemerkt worden, daß der Feind sämmtliche Batterien neu armirt hatte. Alles wurde allarmirt, Jedermann wachte, angekleidet und bewaffnet. Um 1 Uhr Nachts begann ein mörderisches Feuer des Feindes, es hagelte Vollkugeln, Haubitzen und Bomben über Hüningen und bedeckte die Stadt mit Trümmern; Männer, Frauen, Greise, Kinder, Alles rannte bleich vor Schrecken, halbnackt umher und suchte sich zu bergen vor diesem furchtbaren Feuer, dem ärgsten seit der ganzen Belagerung. Die Artillerie antwortete nach allen Kräften, besonders gegen Basel hin, aus Rache wegen dessen Theilnahme an den feindlichen Operationen. Die ganze Nacht bis an den hellen Morgen dauerte das Feuer, die Stadt litt schwer, drei Häuser wurden ganz zerstört, viele andere schwer beschädigt, einer Frau brach ein Geschoß beide Beine, so daß sie starb; ein Soldat wurde getödtet. Am Morgen endlich wagte sich die Bevölkerung wieder auf die Gassen und bejammerte ihre Verluste; Viele beglückwünschten sich, daß sie der Gefahr entgangen seien und Alle besprachen neue Vorsichtsmaßregeln, die aber noch nicht zur Ausführung gelangten, indem schon wieder das Beschießen anfing und erwidert werden mußte. Um 2 Uhr Nachmittags ließ General v. Zoller ankündigen, die Beschießung der Stadt Basel sei wider jedes Völkerrecht, weil die Stadt neutral und dem Kriege fremd sei; der Befehlshaber von Hüningen hingegen erklärte, Basel habe eine österreichische Besatzung angenommen und auf seinem Gebiete feindliche Batterien geduldet, es können deßhalb von der Neutralität keine Rede mehr sein; jeder gute Franzose bekämpfe seines Landes Feinde, wo er sie finde.

Am 10. März dauerte das Feuer wieder den ganzen Tag. Viele Häuser gingen zu Grunde; am nächsten Morgen fand man die Mauern zertrümmert, die Zelte zerstört, Thüren und Fenster in Splittern auf den Straßen, ringsum rauchende Ruinen, die ganze Einwohnerschaft in Thränen und Schrecken, indeß Einzelne die verlassenen Häuser plünderten. Bei St. Louis entdeckte man mehr als 600 Arbeiter, die ein verschanztes Lager herstellten. Der Feind suchte seine neue Schiffbrücke zu vollenden und auf dem linken Ufer einen Brückenkopf zu errichten. Am 12. blieb zum allgemeinen Erstaunen der Feind ruhig.

Zwischen Basel, Burgfelden und St. Louis waren Massen von Arbeitern beschäftigt, Gräben aufzuwerfen, die, weil sie hinter den ersten Parallelen lagen, nicht zum Angriff dienen konnten; dieselben sollten jedenfalls zur Deckung dienen für den Fall eines Angriffs von Hüningen selbst und schlossen sich an den Brückenkopf an. Am 27. bot man einem Bürger für einen fetten Hammel 100 Fr., aber vergebens; Tags darauf wurde ihm der Hammel gestohlen und Jedermann freute sich darüber. Am 29. warf der Feind von St. Louis her eine Tranchee nach dem Sternfort hinauf, am 30. eine zweite; man verstärkte das Fort durch 25 Unteroffiziere. Zum Spaß schoß ein Kanonier auf die Basler Eilpost und traf beide Pferde; trotz der Anstrengungen trieb der Feind Nachts seine Parallelen um beiläufig 40 Meter weiter vor; selbst am Tage arbeitete er fort und man mußte ihn unter seinen Schutzdächern mit Haubitzen vertreiben. Am 31. wurde vom rechten Ufer aus geschossen. Jedenfalls wollte der Feind das Sternfort nehmen, eine gute Idee, da dadurch auch Machicouli unhaltbar wurde, dann besaß der Belagerer den ganzen Weg von St. Louis bis zum Rhein und konnte das Hornwerk am Rheine angreifen und bald hätte sich die Stadt ergeben müssen, denn drinnen wütheten die Krankheiten entsetzlich; der März hatte 249 Todte gefordert, ungefähr 8 pro Tag; die Garnison sah sich auf's Entsetzlichste dezimirt und erschreckt. In der ersten Aprilnacht machte der Feind vor dem Sternfort eine Zickzacklinie auf die erste Parallele hin, einige Schüsse fielen, zwar vertrieb man die Arbeiter am Morgen, aber die Nothwendigkeit wurde immer klarer, Machicouli bald zu verlassen, weßhalb man es einstweilen unterminirte.

* * *

Am 1. April feierte der Feind, 2000 Mann stark, bei St. Louis den Sieg von Vitry mit Freudenrufen und 50 Schüssen. Solche Feste wurden jedesmal durch einen Parlamentair angezeigt. Große Züge Verwundeter kamen aus dem Innern nach Basel, weßhalb man den Sieg eher für eine Niederlage von Vitry hielt. Den Kommandanten schickte man in den April, indem die Nachricht verbreitet wurde, ein junger Bursche sei von Vesoul aus in die Stadt gekommen, um seinen Vater bei der Garnison zu besuchen. Alle Thore wurden geschlossen und in jedem Winkel nach dem Menschen gesucht, aber natürlich vergeblich; endlich am Abend merkte der Oberst, daß er vom Feind gefoppt worden sei. Am 21. trafen in Basel Wagen mit Kriegsgefangenen ein. Abends 9 Uhr wagte der Feind einen Angriff auf Machicouli, aber vor dem Feuer der Besatzung zog er sich zurück, ebenso in der Nacht zu mehreren Malen. Am 3. April, Palmsonntag, war der Morgen still, aber die Herzen waren beklommen; der Tag des Friedens fand kein Echo; der Feind arbeitete eifrig von St. Louis her; um 3 Uhr Nachmittags hatte er seine Werke schon so im Stande, daß künftig keine Kugeln ihn bei der Fortsetzung hindern konnten, obwohl man ihn mit Bomben und Haubitzen bis in die Nacht hinein beschoß. Abends wurde wieder Machicouli mehrmals angegriffen, der Befehlshaber sogar tödtlich getroffen, aber das Fort ergab sich nicht. Der Feind schloß es jetzt so eng ein, daß die Schützen der Garnison fortwährend mit ihm handgemein blieben und selbst die feindlichen Gewehrkugeln bis in die Stadt flogen. Fortan konnte man sogar auf dem Platze nicht mehr spazieren ohne in Gefahr zu sein, getroffen zu werden. Der Feind setzte in der Nacht die Arbeit fort, unsere Sprenggeschosse behinderten ihn aber sehr dabei. Da das Werk ihm zu langsam vorrückte, ergriff er ein neues Mittel; an der Ecke des Gartens des Hrn. VonderMühll in Kleinhüningen etablirte er eine verschanzte Batterie und beschoß die Lunette gegen Basel hin, um dadurch eine Diversion zu machen und die Verbindung zwischen Fort und Stadt zu unterbrechen. Auch zeigte sich bei den Batterien an der Wiese neues Leben. In Hüningen rüstete man sich jetzt auf einen Widerstand bis auf's Aeußerste. Man konnte zum allgemeinen Bedauern die Wälle nicht mehr betreten. Außer dem Abfeuern von etwa 100 Schüssen passirte in der Nacht des 2. nichts von Belang. Am 3. erfolgte plötzlich ein Sturm auf Machicouli; 400 Mann des Feindes hatten sich unten dem Strome entlang geschlichen und von den Trancheen aus unterstützt, wagten sie einen Angriff; derselbe war so heftig, daß man

wohl einsah, das Fort sei verloren. Die Vertheidiger flüchteten sich also und um 5 Uhr Morgens flog der Thurm in die Luft, die Umgegend mit Trümmern bedeckend. Sofort griff der Feind auch das Sternfort an; nur 12 Mann waren darin, die sich freilich nicht halten konnten, und ohne einen Schuß zu thun, flohen. An 800 Mann besetzten mit Vivat-Geschrei die Gräben, aber sofort spieen die Geschütze der Wälle ihre Bomben und Sprenggeschosse auf sie und durchfurchten den Boden in jeder Richtung; der Feind suchte sich zu decken, aber seine Offiziere trieben die Flüchtigen mit Stockschlägen in's Fort zurück und so wurde der Tag der heißeste der ganzen bisherigen Belagerung. Von 5 Uhr Morgens bis 2 Uhr Nachmittags dauerte der Kampf und selbst die Weiber nahmen Theil und halfen den Kanonieren; ein dicker Rauch ließ kaum mehr etwas erkennen; an 1350 Kilo Pulver außer den Minen wurden an dem einen Tag verschossen, es fielen von unserer Seite nur zwei Mann und einige Verwundete, gegenüber dem bedeutenden feindlichen Verluste. Jetzt war das Hornwerk am Rhein der wichtigste Posten und doch war er nur durch zwei Lunetten gedeckt, die sich im Ernstfalle nicht halten konnten. Hastig suchte man neue Werke zu schaffen und dort nach Möglichkeit die Vertheidigung zu erleichtern; bis spät in die Nacht wurde gearbeitet, aber auch der Gegner schuf sofort neue Parallelen und ließ sich die ganze Nacht hindurch nicht stören; bis an die Schusterinsel warf er Schanzen auf, um die Bastion Nr. 15 zu bedrohen und die Belagerten vom Rheine fern zu halten. So waren letztere gezwungen, auch den dortigen Pulverthurm schleunigst zu räumen. In derselben Nacht fand ein Angriff auf die Lunette gegen Burgfelden statt, der aber mit schweren feindlichen Verlusten abgewiesen wurde. Am 6. April wurden die Rationen wieder vermindert; fortan bekam jeder Mann nur 500 gr. Brod täglich, dagegen mehr Reis und etwas Branntwein. Ein Parlamentair erschien, und brachte die Mittheilung von der Kapitulation von Paris und die Anzeige, daß der Senat die Regierung führe, Napoleon sich nach Orleans geflüchtet und die Kaiser von Oesterreich und Rußland sich in Paris befänden. Auch forderte er die Uebergabe zu den jedenfalls ehrenvollen Bedingungen der Verbündeten, da der Platz sich kaum noch halten werde. Die Aufforderung wurde abgewiesen.

Am 6. arbeitete der Feind wieder ringsum; gern hätte man einen Ausfall gemacht, aber dazu hätte es 600 Mann bedurft, leider existirten diese nicht mehr. Am 7. sah man an 400 Pulver- und Munitionswagen

nach dem Innern ziehen. Am 8. legte der Kommandant zwangsweise eine Kontribution von 1200 Fr. auf nach Maßgabe des Steuercensus. Am 9. erschien am rechten Ufer eine neue Batterie, die nach längerm Feuern aber demontirt wurde. Der Feind feierte mit 100 Schüssen die Kapitulation von Paris und streute viele gedruckte Exemplare der Nachricht davon auf den Weg nach Hüningen; um 2 Uhr und um 5 Uhr schickte er neuerdings Parlamentaire.

Am Ostersonntag den 10. April fand ein allgemeines Pferdefleisch-Mahl statt, auch für die Offiziere. Die Obersten hatten noch ein fettes Kalb erwischt, das sie als Festmahl verspeisen wollten. Die Nacht vor Ostern verschwand es indessen spurlos, und den Oberoffizieren blieb das Nachsehen. Der Feind hatte in der Nacht wieder neue Batterien errichtet, besonders am rechten Ufer, für ungefähr 60 Feuerschlünde — eine sehr fatale Aussicht. Um 10 Uhr Morgens ging ein Parlamentair aus der Stadt; den Kanonieren wurde im Geheimen das Schießen verboten und auch der Feind schwieg. Gerüchte liefen um von einer Revolution, einem Wechsel der Regierung 2c. Ein Waffenstillstand wurde abgeschlossen und ein Offizier entsandt, sich wegen der Nachrichten zu informiren. Alles athmete auf, alle Gesichter glänzten, die Augen strahlten, die Leiden dreier Monate waren vergessen. Das Feld wimmelte von Spaziergängern, die Basler kamen in Massen herbei und die Besatzung von Hüningen mischte sich unter sie und die feindlichen Truppen.

* * *

Am Ostermontag hatten unser Genie-Oberst und ein Hauptmann mit dem General Zoller eine Zusammenkunft bei Michelfelden. Nach ihrer Rückkehr fand Kriegsrath statt bis halb ein Uhr und der Beschluß wurde um 4 Uhr ins feindliche Hauptquartier nach St. Louis geschickt. Trotz alledem wurden im Geheimen die Werke reparirt und Vorsichtsmaßregeln getroffen. Aber auch der Feind that dasselbe und benutzte die Nächte zu seinen Arbeiten, woraus man wenig Gutes schließen konnte. Die Gesichter der von St. Louis heimkehrenden Offiziere sahen düster aus, um 10 Uhr Abends fielen bei den Vorposten Flintenschüsse und gleich darauf begann das Feuer rings um die Stadt. Der Generalmarsch klang, Alles eilte auf seinen Posten, mit 60 Kanonen wurde dem Feinde entgegnet und bald war die Kanonade eine allgemeine. Die Nacht war verhängnißvoll, der Feind überlegen, seine Kugeln kreuzten sich in jeder Richtung und die Ein-

wohner zitterten für den letzten Rest ihrer Habe; zum Glück schoß der Feind meist zu hoch und zuerst nur auf die Batterie. Die Bastion 15 und die Schanze am Oberrhein wareu am schwersten bedroht, dort hagelte es förmlich von Kugeln. Am Morgen entdeckte der Feind seinen Fehler und zielte niedriger, jetzt traf leider jeder Schuß und fast alle Häuser litten darunter. Die Artilleristen der Festung waren zum Tode ermüdet und vermochten nur noch langsam zu antworten.

Endlich um Mittag schwieg das Feuer, ein Parlamentair des Feindes brachte Depeschen. Um 2 Uhr krochen die Bürger bang zitternd aus den Kasematten hervor und schlichen nach den zerstörten Häusern; die Verwüstung war so groß, daß nach einer zweiten derartigen Nacht sicher nicht in Stein auf dem andern geblieben wäre; hingegen zählten wir nur 2 Todte und 10 Verwundete. Die ganze Besatzung bestand nur noch aus 900 Kampffähigen; 600 waren für den Dienst nöthig und so mußten 300 je 2 Tage nach einander auf den Beinen bleiben. Neue Verhandlungen folgten. Oberst Lentz und Major Butard wurden vom Feinde per Wagen bei den Vorposten abgeholt und nach St. Louis geführt, wo sie die ganze Nacht blieben; am folgenden Morgen wurde auch noch der Maire von Hüningen geholt und erst 5 Uhr Abends kehrten sie heim.

Um 7 Uhr wurden sämmtliche Offiziere nach der Porte de France berufen, wo man ihnen die von General Zoller aufgestellten Kapitulationsbedingungen mittheilte: 1) daß die Garnison Louis XVIII. als König anerkenne, 2) die Alliirten mit den Franzosen zusammen Hüningen besetzten und am 22. die Waffen von letztern abgeliefert, Geschütze, Arsenale und Magazine den erstern übergeben werden müßten.

Dagegen aber protestirte das Ehrgefühl und der Patriotismus, nach solcher Vertheidigung waffenlos aus der Stadt zu gehen. Endlich entschloß man sich, den Regierungswechsel anzuerkennen und die feindliche Mitbesatzung anzunehmen, bis die Regierung Weiteres verfügt haben werde. General Zoller war hiemit einverstanden und am 15. wurde der Vertrag unterzeichnet. Allgemeine Freude herrschte, — nach 116 Tagen des Elends und Jammers.

Die Besatzung, aus Konskribirten und Nationalgarden bestehend, ohne schweres Geschütz, ohne Existenzmittel, Aerzte, Arznei, hatte dennoch für Frankreich diesen Schlüssel des Elsasses gerettet, gegen den zehn Mal stärkern Feind, lediglich durch ihren Muth und Patriotismus. Die erste Hälfte des Aprils kostete 117 Menschenleben; im Ganzen waren jetzt

587 Soldaten und 88 Bürger, nebst 7 bayerischen Gefangenen gestorben. Die Bevölkerung war von 779 auf 691 Personen gesunken. Die Besatzung war 3600 Mann stark gewesen, 587 hatte der Feind und die Krankheiten hinweggerafft, so daß noch 3013 hätten vorhanden sein sollen, es waren aber nur noch 900 und ca. 100 Kranke da, also waren $^2/_3$ der ganzen Zahl desertirt. Der Rest hatte jedem Angriff, der Noth, Entbehrung und Versuchung getrotzt, war treu geblieben und hatte sogar die Kapitulation selbst zu modifiziren vermocht. Am 16. wurde der Feind von der auf dem Platz versammelten Garnison mit Musik und Trommeln empfangen. Hoch zu Roß, inmitten eines zahlreichen Stabes, erschienen die Großfürsten Michael und Nikolaus, die Brüder des Czaren Alexander. So endete die Belagerung, die seit dem 21. Dezember 1813 gedauert hatte.

Die Konvention enthielt folgende Punkte:

1) Kommandant und Garnison erkennen die neue Regierung an und geben einen Beweis ihrer Anhänglichkeit durch einen authentischen Akt, der nach Paris geschickt werden soll.

2) Kraft des Dekretes der provisorischen Regierung vom 2. April erklären sie sich ledig jeden Eides, den sie Napoleon Bonaparte geleistet hatten.

3) Sie anerkennen als ihren gesetzlichen Herrscher Louis Stanislas Xavier, kraft der Verfassung vom 6. April zum König ernannt, und schwören ihm Treue.

4) Den Tag nach der Unterzeichnung werden Platz und Festung Hüningen von einer der Besatzung gleichen Zahl der verbündeten Truppen besetzt und die Feindseligkeiten sind für immer beendet.

5) Das Eigenthum der vorigen Regierung wird von einer gemeinsamen Kommission abgeschätzt und binnen 2 Tagen inventarisirt, sodann gemeinsam überwacht bis auf weitere Verfügung der Regierung und der Verbündeten. Der Dienst geschieht gemeinschaftlich; General Zoller ernennt den Platzkommandanten.

6) Alle Kriegsgefangenen werden sofort ausgeliefert.

7) Die Soldaten der Garnison, die nicht Unterthanen des alten Frankreichs vor der Revolution sein sollten, werden ihren resp. Souveränen ausgeliefert, wenn nicht binnen 8 Tagen von den Alliirten anders verfügt wird.

8) Die Nationalgarden kehren heim und für die Offiziere werden Wagen geliefert.

9) Die Konvention wird vollzogen am Morgen des 15. April 1814 zu St. Louis.

Unterzeichnet von Oberst Palm, Baron Bittner, de Guyot de Ponteil, Lentz und Butard.

Genehmigt vom Kriegsrath: Pinot, Salhier, Aspelli, Marmier, Chancel, Baron von Zoller.

Grenchen,

ein Schweizerdorf und seine Leute.*

Von **Julius Maßmann** in Oldesloe.

I.

Wenn man auf der schweizerischen Centralbahn den großen Hauensteintunnel passirt hat, so gelangt man bei dem industriereichen Städtchen Olten in den Kanton Solothurn, der, zwischen Alpen und Jura eingebettet, neben dem Kanton Bern einen großen Theil der von der Aare durchströmten Ebene einnimmt. Zwischen der noch mit gewaltigen Mauern und Thoren geschmückten, man kann nicht sagen bewehrten, Hauptstadt Solothurn und dem schon dem Kanton Bern angehörigen Biel liegt malerisch an den Hängen des Jura das Dorf Grenchen. Dasselbe ist auch weiteren Kreisen bekannt geworden durch einen Aufsatz in Gustav Freytag's „Bildern aus Deutschland's Vergangenheit". Hier wirkte nämlich von 1838 bis 1840 eines der hervorragendsten Mitglieder des Frankfurter Parlaments von 1848, der badische Staatsmann Karl Mathy, als einfacher Dorfschulmeister; derselbe starb 1868 zu Karlsruhe als Chef des badischen Gesammtministeriums, und seine Bedeutung erhellt wohl am besten daraus, daß Freytag ihm in einem besondern biographischen Werke ein Denkmal gesetzt hat.**

---

* Diese Schilderung von Land und Leuten eines Schweizerdorfes ist letzten Sommer im Feuilleton des „Hamburger Korrespondenten" erschienen und bringen wir dieselbe zum Abdruck, da sie trotz mancherlei Unrichtigkeiten, die wir nach Erkundigungen an Ort und Stelle uns zu berichtigen erlauben, doch manches Interessante und Lesenswerthe enthält und von einer der Schweiz wohlwollenden und günstigen Gesinnung getragen ist. Der Herausgeber.

** Wir dürfen nicht unerwähnt lassen, daß neben Mathy, dem Grenchen die Ent-

Dies Alles erhielt für mich einen besondern Werth, als ich vor wenigen Jahren, dem Drange in die Ferne folgend, nach demselben Orte als Lehrer verschlagen wurde und hier während zweier arbeits- und genuß-reicher Jahre verweilte. Ich war freilich an dem eine Viertelstunde ent-fernten internationalen Institute Breidenstein beschäftigt, wohnte indeß im Dorfe selbst und hatte so reichlich Gelegenheit, Land und Leute kennen zu lernen.

Alljährlich wandern Tausende und aber Tausende in die Schweiz, und wenn auch neuerdings die nordischen Reiche Dänemark und Norwegen eine starke Anziehung ausüben, so wird doch Weg und Steg des Helvetier-landes von Touristen nicht leer. Man kann aber wohl in wenigen Wochen eine Fahrt über Berg und Thal machen und dabei die Glanzpunkte der Gebirgswelt beschauen, man kann die Pracht und Bequemlichkeit der welt-berühmten Hotels des Vierwaldstätter- und des Genfersees anstaunen und andererseits sich über die entsetzlich primitiven und harten, aber theuren Nachtlager der weniger besuchten Höhepunkte ärgern — den Schweizer lernt man nicht kennen. Seine Gewohnheiten, seine Sprache, sein Fa-milienleben bleiben dem Reisenden ein Räthsel, diejenigen Schweizerleut', mit denen man auf der Reise in Berührung kommt, Wirthe und Führer, kennen kein anderes Interesse als die Ausbeutung der Fremden, deren Wünschen sie für einen gehörigen Preis sich jederzeit anbequemen; der Schweizer, welcher kein unmittelbares Interesse an den Reisenden hat, besitzt einen hohen Grad von Mißtrauen und verschließt sein Heim ängst-lich jedem Eindringling; erst ein längerer Umgang macht ihn zutraulich und gestattet, seine Eigenthümlichkeiten zu erfassen. *

---

stehung seiner Bezirksschule zu verdanken hat, auch der vielgenannte und vielverkannte italienische Flüchtling und Parteiführer Josef Mazzini im Bachtelenbad, das Herrn Josef Girard gehörte und das heute in das berühmte Institut Breidenstein umge-wandelt ist, ein stilles Asyl fand und dem Orte ein historisches Interesse verlieh. Näheres findet man bei G. Freytag.

* Hier geht der Verfasser augenscheinlich zu weit und beurtheilt die Verhältnisse von einem Standpunkte aus, dem die Gerechtigkeit fehlt. Es mag allerdings Wirthe und Führer geben, die diesem Bilde entsprechen, im Allgemeinen urtheilen alle Reiseschilderungen, die uns über die Schweizer und die Schweiz bekannt ge-worden, günstig und voll Anerkennung. Nicht unbekannt ist es dagegen, daß es Reisende, namentlich deutscher Nation, gibt, welche Anforderungen stellen, die nicht zu erfüllen oder nicht berechtigt sind.

Das Dorf Grenchen liegt, wie schon Eingangs bemerkt, in der Aare-Ebene. Von Osten nach Westen baut sich, soweit das Auge reicht, eine gewaltige, scheinbar unübersteigbare Mauer, der tannenbewachsene Schweizer Jura auf. Er hat hier durchweg eine Höhe von 4000 Fuß; der Weißenstein, die Hasenmatte und im Süden etwa noch der Chasseral heben sich gleichsam als Zinken aus dieser Mauer hervor. Wellig hügelige Gelände, mit zahlreichen Obstbäumen bestanden, reichen bis an das Dorf heran, gegen Osten und Süden fällt das Terrain zur Aare hinab, und jenseits derselben bilden sanfte Erhebungen des Bodens einen grünen Kranz. Bei heiterem Wetter erheben sich über den Hügeln die unendlichen Kolosse der hehren Hochgebirgswelt. Vom Säntis bis zum Mont Blanc bietet sich den Augen ein Gemälde, wie man es nie vergißt. Die Well- und Schreckhörner, Finsteraarhorn, Eiger, Mönch und Jungfrau ragen, dem Himmel seine Höhe streitig machend, in den blauen Aether hinein. Haarscharf sind ihre Konturen, wenn der erste Strahl des erwachenden Tageslichtes sie trifft, ihre ganze Pracht aber entfalten sie erst, wenn ihnen die scheidende Sonne den Abschiedskuß gibt. Während ringsum der Abend die ganze Landschaft in die duftig violetten Töne der Dämmerung taucht, schwimmen die fernen Gipfel noch in brennendem Feuerglanze, immer rosiger, immer purpurner, immer tiefer erglühend, bis das Ganze einem Kranze funkelnder Kohlen gleicht. Lauschige Stille hat sich über Thäler und Höhen gelagert, nur hier und da vom Geläute der Schellenkuh oder vom widerhallenden Aufjauchzer eines Sennbuben unterbrochen; — da ermattet auch droben der Glanz, die Rosengluth erlischt, wenige Augenblicke noch, dann ist das ganze riesige Schneegebäude in ein blasses Todtenblau gehüllt, ersterbend, anfröstelnd, geisterhaft. Das Alpenglühen ist wunderbar schön, Feder und Pinsel ermatten, man muß es schauen, um es zu genießen.

Schon auf den ersten Blick zeigt ein Schweizerdorf ein ganz anderes Bild als ein Dorf des platten Landes im deutschen Reich. An der Heerstraße liegen außer den Wirthshäusern vielleicht noch ein Kramladen, ein Paar Fabrikgebäude und das Schulhaus. Die übrigen Gebäude stehen abseits vom Wege, fast immer aber den Berg hinan, sei's, weil man Ueberschwemmungen fürchtet, sei's, weil dem Schweizer nur an und auf dem Berge wohl ist. Chaussirte, im Sommer staubige, im Winter schmutzige Straßen durchziehen das Dorf; wo sie gepflastert sind, sind sie lebensgefährlich. (?) Zahlreiche, stetig fließende Brunnen gewähren Erfrischung, fast jedes Dorf hat seine Wasserleitung; man gräbt am Fuße des Jura

ein Bassin und leitet das Wasser durch hölzerne Rinnen den Brunnen zu. Die Bauart der Häuser ist eine von der deutschen ganz abweichende; vergeblich würde man nach den kleinen Häuschen suchen, wie sie als Modell, aus Holz und Pappe zusammengeleimt, zur Weihnachtszeit auch wohl aus Marzipan fabrizirt, den Markt überschwemmen. Von den ringsum führenden Gallerien, den verschnörkelten Treppen, den geschnitzten Giebelköpfen dieser Miniaturhäuschen trifft man bei einem Solothurner Dorf keine Spur, bei den erbärmlichen, schmutzigen und gebrechlichen Hütten der Armuth empfindet man diese Anhängsel als eine Versündigung gegen den guten Geschmack; die Treppen sind zerbrochen, die Gallerien ungangbar, Fenster, Thüren und Dächer aber sind in hohem Grade vernachlässigt; zum Ueberfluß benutzt man die Reste einstiger Zierde, die Geländer der Treppen und Balkone, als geeigneten Platz zum Trocknen der Wäsche; da aber öffentliche Schaustellung des dem Menschen am nächsten Liegenden keineswegs Wohlgefallen erregt, so schlägt der Wanderer schnell ein Kreuz und eilt vorüber. Die Häuser der Wohlhabenderen machen einen stattlichen, behäbigen Eindruck, sie sind fast ohne Ausnahme zweistöckig und zeigen große, helle Fenster. Als Baumaterial sind Ziegelsteine fast unbekannt, Felsgeröll, sowie unregelmäßig gebrochener Sand- und Kalkstein bilden die Hauptbestandtheile der Mauern, denen ein Mörtelbewurf Festigkeit und Glätte verleiht. Der Durchschnittskältegrad des Winters, sowie die Feuchtigkeit der Luft sind in der Schweiz bedeutend höher als im nördlichen Deutschland; es kommt hinzu, daß der gefürchtete Föhnwind in sehr eindringlicher, höchst unbequemer Weise daher pfeift, und so sieht sich der Schweizer genöthigt, seinem Hause wenigstens an der Wetterseite einen besondern Mantel zu geben. Er belegt sie mit Pfannenziegeln oder Holzschindeln, auch das Dach wird mit denselben gedeckt, nur in wenigen Fällen wird Strohdachung angewandt. Das mit mächtigen Steinen beschwerte Holzdach findet sich nur im Gebirge, wo es gilt, dem tosenden Sturme Widerstand zu leisten. Im Sommer wird das Ansehen der Häuser durch die sich überall findenden, meist grün gestrichenen Jalousien belebt; an deren Stelle tritt im Winter fast ebenso allgemein das Doppelfenster, welches zwischen sich und dem eigentlichen Fenster einen geräumigen Platz zur Blumenpflege freiläßt. Es ist erklärlich, daß in der Schweiz, welche nur an wenigen Orten (?) dem Ackerbau Raum bietet, neben den Wohnhäusern selten große Scheunen zu finden sind; das Vieh hat gewöhnlich seinen Platz in einem mit dem Hause verbundenen Anbau, auch wohl im

Hause selbst. Häufig sieht man kleine aus starken Stämmen zusammengefügte Gebäude, welche an die Blockhäuser der amerikanischen Ansiedler erinnern, es sind Weinkelter, die freilich im Kanton Solothurn gesetzlich verboten werden müßten, denn „seine Berge tragen Gewächs,* sieht aus wie Wein, ist's aber nicht, man kann dabei nicht singen, dabei nicht fröhlich sein." Die Solothurner Berge könnten für die Heimath des Dreimännerweines gelten, bei dem bekanntlich einer zum Trinken, einer zum Festhalten und einer zum Hineingießen erforderlich ist.

Fast jedes Dorf hat seine Kirche, welche, immer auf einer Anhöhe liegend, mit ihrem Thurme ein gutes Stück der Umgegend beherrscht. Ihre innere Einrichtung ist natürlich nach der Konfession verschieden; während die katholische Kirche Grenchen's** mit Altären und Bildsäulen überfüllt ist, Gemälde die Wände bedecken, verschmäht die reformirte Kirche des Nachbarortes Lengnau Orgel und Altar. Außer der Hauptkirche hat Grenchen noch sieben Kapellen,*** durch ihr Aeußeres konnten sie keinen großen Glauben an die ihnen nachgesagte Wunderthätigkeit erwecken. Sie waren schmutzig, halbverfallen, verräuchert und kaum so groß, daß eine Person darin zum Beten Platz fand. Die vielen Wachsherzchen, -händchen und -beinchen, welche zum Lobe einer vollendeten oder noch zu hoffenden Heilung darin aufgehängt waren, verbreiteten einen unangenehmen Geruch. Die Schule ist ein großes, luftiges Gebäude und könnte den deutschen Dorfschulhäusern zum Muster dienen.† Der murmelnde und plätschernde

---

* ... „seine Berge tragen Gewächs", ist ein unrichtiger Ausdruck. Nur in Grenchen, Dornach und Nieder-Erlinsbach werden Reben gepflanzt. Der Erlinsbacher Wein ist sehr geschätzt. Bei Grenchen nimmt der Weinbau der Westschweiz seinen Anfang.

** Die Kirche von Grenchen, wohl eine der größten Dorfkirchen weit und breit, ist nicht, wie der Verfasser sagt, mit Altären und Bildsäulen überfüllt, sie hat im Gegentheil nur drei Altäre und keine Bildsäulen. Neben einigen Stuckarbeiten an der Gypsdecke figuriren nur die üblichen zwölf Stationsbilder.

*** Die sieben Kapellen im Dorfe Grenchen sind pure Erfindung. Im eigentlichen Dorfe befindet sich nur ein kleines „Kapelli", in dem vielleicht 4 bis 5 Personen Platz haben, dagegen steht in den beiden zu Grenchen gehörenden Filialen „Allerheiligen" auf der Höhe und „Staad" an der Aare je eine große Kapelle. In der Kapelle von Allerheiligen wurde s. Z. die berühmte Madonna von Holbein aufgefunden, die sich jetzt im Museum in Solothurn befindet.

† Grenchen besitzt seit zwei Jahren ein zweites, großes und schönes Schulhaus.

Dorfbach mit seinen lustig klappernden Mühlen möge den Rahmen des Gemäldes schließen, in dem noch der Mensch, der treibende, hastende fehlt.

* * *

Die Bewohner der Propstei, der Vierlande, der Schweiz denkt man sich in der Regel sämmtlich in einer bestimmten Nationaltracht und — irrt sich dabei. Die Bilder von Defregger, Hugo Kaufmann, Matthias Schmidt können allerdings den Glauben erwecken, jeder Bub laufe in der Lodenjoppe, in Zwickelstrümpfen und nägelbeschlagenen Schuhen herum und trage den kecken Hut mit Gamsbart und Spielhahnfeder auf dem Ohr. Die wandernden Gebirgssänger, die Rainer, Höllensteiner und wie sie sonst heißen, treten in sauberen und kleidsamen Kostümen vor das Publikum, in den Ländern selbst stehen die Nationaltrachten auf dem Aussterbeetat, und, wo man sie noch findet, da fahren die Träger unter falscher Flagge, oder sie haben ein besonderes Interesse im Auge. Nur vereinzelt sieht man im Kanton Solothurn ein Mädchen in der Landestracht, die Burschen und Männer haben überhaupt keine. Der Kanton Bern ist darin schon ausgiebiger, auch hier findet man indeß unter den männlichen Individuen nur eine Klasse eigenthümlich gekleidet: die Bergführer. Sie sind über und über braun, Beinkleid, Joppe, Hut, selbst das Gesicht ist braun, „die Sonne hat ihnen verbrannt das Gesicht“; nur um den Hut schlingt sich ein weißes Band, aber auch das ist nicht national, es ist ein Papierkragen, den der Träger, um ihn vor allzu raschem Abnutzen zu bewahren, statt um den Hals um den Hut geschlungen hat. Der Papierkragen ist ein Kriterium des Führers im Berner Oberlande, trägt er keinen, so lasse man ihn laufen. Die Mädchen des Kantons Bern tragen faltenreiche dunkle Röcke, ein kurzes Sammtmieder, aus dem oben das schneeweiße Brusttuch hervorragt, und die kräftigen Arme mit ein paar gewaltig aufgeblasenen Engelsflügeln bedeckt. Schwere silberne Ketten liegen über der Brust, gehen unter den Armen durch und sind auf dem Rücken an silbernen Rosetten befestigt. Den Solothurner Mädchen fehlen die Ketten und die bauschigen Aermel, dafür ist das Mieder mit silbernen verschränkten Schnüren geziert und hat dazu silberne oder goldene, wenigstens gelbe Knöpfe. Einen eigenthümlichen Haarschmuck findet man im Lungern- und Sarnenthal gegen den Vierwaldstättersee zu; er hält etwa die Mitte zwischen einem silbernen Löffel und Pantoffel, ob es ein Zeichen für das künftige Hausregiment sein soll, mag dahingestellt bleiben. Greller treten

die Trachten in der französischen Schweiz, im Waadtlande und in Genf hervor, sie sind aber gerade deßwegen nicht mehr schön.

Körperlich angesehen, erscheint der Schweizer längs des Jura groß gewachsen, muskulös gebaut, aber meistens schlecht zu Fuß. In der Bartform herrscht der Henri-quatre. Der Kropf tritt nur in äußerst seltenen Fällen auf. Schön sind die Schweizerinnen nur in seltenen Fällen, und ich glaube als Erfahrungssatz aussprechen zu können, je näher zur Sennerin, je häßlicher; — die schönen Sennerinnen sind eben ein schönes Märchen.

Die Sprache ist Deutsch, aber von einer ganz besonderen Art. Während man im Kanton Solothurn schon nach einigen Wochen das Nothwendigste versteht (es ist das Allemannische der Hebel'schen Gedichte), haben die Berner, d. h. auf dem Dorfe, ein „Dütsch", das jedem musikalischen Ohre Grauen einflößt. Zwitschernd, quickend, sprudelnd, haspelnd, knurrend, pfeifend, donnernd, grollend tönt uns ein Wortschwall entgegen, dem wir starr zuhören. In manchen Fällen ist es gut, daß man die Sprache nicht versteht, denn Höflichkeit ist des Schweizers starke Seite nicht, wenn er es auch nicht versäumt, dem Vorübergehenden sein „Grüß Gott" zuzurufen. In gebildeten Familien spricht man schon im Kanton Solothurn überall französisch und besser und lieber als deutsch. Die Neuenburger und Freiburger behaupten sogar, es besser zu können als die Pariser. Als Kuriosum verdient erwähnt zu werden, daß im deutschen Biel jedes Schulkind uns französisch antwortet, während in Chaux-de-Fonds jeder Arbeiter Deutsch versteht.

Der Religion nach sind in den Juradörfern Katholiken wie Protestanten vertreten. Solothurn hat 98 Proz. Katholiken, indeß ist mir im privaten Leben nie eine Spur von Intoleranz begegnet. Doch am Weihnachtsmorgen begegnete mir auf einem Spaziergange ein uraltes, armes Mütterlein, das zitternd und frierend mich um eine Gabe zum heiligen Christ bat; ich reichte ihr einen halben Franken, und sie versprach, für mich zu beten zur Mutter Maria. Als ich ihr bemerkte, ich sei Lutheraner, wies sie das Geld zurück und sagte, von einem Ketzer nehme sie nichts. Schon ward ich an den Schweizern irre, wenige Tage darauf trat aber ein feister Kapuziner in mein Zimmer und auf seinen großen Quersack deutend, sprach er: „Ich bitt Sie um dusig Gotts wille, schenken 'S mir öppis für üsers Chloster, mir wei au für Sie bätte zur Mutter Maria." Ich hielt ihm entgegen, daß ich nach seinen Begriffen ein Ketzer sei. Darauf

er mit ruhigem Lächeln: „Schad't nüt, Herr, mir nehme's au vo de Chätzere."

II.

Die Beschäftigung der Dörfler ist wesentlich anders als die der deutschen Landleute. Ackerbau treiben nur wenige und auch diese nur nach ganz veralteten Methoden; beispielsweise gehören zur Handhabung eines hölzernen Pfluges drei Menschen, zwei Pferde und eine Kuh.* Wahrhaftig großartig ist dagegen in den Juradörfern die Industrie und zwar die Uhren- und Holzindustrie. Die Holzindustrie umfaßt namentlich das Parquettiren der Fußböden und die Holztäfelung der Wände. Der Uhrenindustrie verdanken Tausende ihr tägliches, wenn auch kärgliches Brod. Früher beherrschte die Schweiz mit ihren Uhren nicht bloß den europäischen, sondern auch den amerikanischen Markt, es wurden beispielsweise im Jahre 1872 3818 Centner Uhren exportirt. Amerika hat sich freilich selbstständig gemacht und Schweizer Fabriken klagen jetzt über die erdrückende Konkurrenz Amerika's in Europa. Die meisten Uhren werden in Locle und Chaux-de-Fonds gearbeitet, indeß hat auch Grenchen mehrere große Fabriken, welche Hunderte von Arbeitern und Arbeiterinnen beschäftigen. Vornehmlich ist es die Taschenuhr, welche in der Schweiz produzirt wird. Die Theilung der Arbeit geht bis in's Kleinste, nur dadurch werden die billigen Preise und die große Gleichmäßigkeit und Genauigkeit ermöglicht. Es gibt zahlreiche Arbeiter, welche sich mit der Anfertigung der Zifferblätter beschäftigen, andere kennen weiter nichts als das Anfertigen der Schaalen und Gehäuse. Wenn auch die Arbeit eine verhältnißmäßig leichte ist, so würde doch wohl kaum einer der schwer arbeitenden deutschen Handwerker eine so einseitige Thätigkeit von seinem Kindesalter bis an sein Lebensende übernehmen.

Der Mensch ist, was er ißt, sagt Ludwig Feuerbach; sieht man darauf hin den Speisezeddel des schweizer. Dorfbewohners an, so müssen wir Norddeutschen seine Einfachheit bewundern. Sicher dachte Norddeutschland, so oft es bei der Schweiz zu Gaste war, stets mit stillem Sehnen an die Fleischtöpfe der Heimath. Die Kartoffel verlangt der Schweizer groß, faustgroß, wie man anderswo zur Schweinemast verwendet. Eine

---

* Zur Handhabung eines Pfluges bedarf es nur zwei Personen, einen Fahrknecht und einen Pflughalter.

wichtige Rolle spielt der Salat, Salat heißt aber Alles, was grün ist; Löwenzahn, Huflattich und tausenderlei anderes Kraut wird als Salat verspeist. Das Hornvieh wird durch die starke Verwendung als Zugthier klapperdürr, und sein Fleisch erinnert nur zu häufig an gekochtes Leder. Wild kennt man am Jura nicht,* man sagt dem letzten Hasen des Jura nach, daß er sich aus Mangel an passender Gesellschaft aus Lebensüberdruß in einem einsamen Weiher ertränkt habe. Als Delikatesse gelten die Hinterkeulen des Frosches und die gebackene graue Weinbergschnecke; wenn man in diese einmal mit geschlossenen Augen hineingebissen hat, so überwindet man das anfängliche Grauen leicht. Das gebräuchliche Brod ist unserem Feinbrod ähnlich; Butter, oder wie der Schweizer sagt, Anken, gilt auf dem Dorfe als Verschwendung. Da sie stets ungesalzen ist, so verzichtet man gern darauf und wählt anstatt dessen den Käse, der bekanntlich „weinen" muß, um gut zu sein.**

* *
*

Wie sich das Leben der Großstadt in den immer wiederkehrenden Charakteren verkörpert, so treten auch auf der Dorfbühne gewisse Persönlichkeiten besonders hervor. Die gewichtigste Erscheinung ist natürlich der Ammann, das heißt der Gemeindevorsteher; auf seinem breiten, selbstbewußten Gesicht liest man: „Ich bin der freie Bürger der großen Schweiz"; trotz des Landaufenthalts bürgert er in großartigem Maße und weiß schwerlich den Tag anzugeben, wo er seine Stiefelspitzen zum letzten Male sah. Sein Amt leitet er mit der denkbar größten Gemüthlichkeit, nichts bringt ihn aus der Fassung. Die Steuern treibt er gleich durch Mahnzeddel ein; sollte man hierin eine Unhöflichkeit erblicken, so ist man doch leicht versöhnt, denn unten steht gedruckt: „Mit Gruß: Der Ammann." Gewöhnlich hat der Mann auch eine Schenke und taxirt sehr feinsinnig den Gast nach seinem Geldbeutel; kann er einen halben Franken und mehr für die Flasche leisten, so kommt er in's Herrenstüble und darf sich der

* Hr. Maßmann hat, wie es scheint, nie etwas von den zahlreichen Wildschweinen im Jura gehört.

** Ueber den Butterverbrauch, namentlich Seitens der deutschen Touristen, muß man die schweizerischen Gastwirthe sprechen lassen. Die wissen ein Liedlein von dieser ungesalzenen Butter zu erzählen.

Unterhaltung des weisen Dorfmonarchen freuen; gewöhnliches Volk muß im großen Gastzimmer bleiben und ist auf dienstbare Geister angewiesen.

Periodisch ist in den Dorfgassen die Erscheinung des Sennen von den Jurahöhen. Er hat gewöhnlich die blonden Locken der Jugend längst abgeschüttelt, seine rauhen, harten Hände passen zu seinem wetterfesten Gesichte; seine Hantirung, die ihn zur Einsamkeit verurtheilt, macht ihn menschenscheu und verschlossen. Mißtrauisch und zögernd zählt er dem Krämer die ersparten Pfennige hin; in's Wirthshaus geht er nicht, denn sein bestes Getränk, den aus der Enziane gewonnenen Schnaps, verschenkt man in der Ebene nicht. Mit einem Halstuch für's Müetterle, ein paar grellen Bilderbogen für den Wandschmuck, einem Päckchen Tabak für sich selbst beladen, schiebt er, still wie er gekommen, die Höhen hinauf, ißt harten Käse, trinkt würzige Alpenmilch und wartet gefaßt auf den langen schaurigen Winter, der mit seiner unendlichen Schneemasse Alles bedeckt und ihn auf Monate von allem Verkehr mit der Außenwelt abschließt.

Eine ganz eigenartige Erscheinung bietet auch der Schweizer Fabrikarbeiter, in ihm steckt ein gut Theil Lebenslust. Seine blaue Blouse ist seine Uniform, er weiß ihr Schmuck zu verleihen, indem er das nie fehlende Halstuch in einen kunstreichen Knoten schlingt.* Die Frühstückszeit findet ihn im Wirthshause; beim Absynth oder Wermuth kannegießert er lustig darauf los und beräth über das Wohl und Wehe Europa's. Da er nun von allen Seiten hört, daß es in der Schweiz einzig noch auszuhalten ist, daß da, wo die Berge aufhören, das Wort Freiheit gar nicht genannt werden darf, so dreht er zufrieden sein Schnurrbärtchen, läßt mit Behagen die kurze Pfeife von einer Mundecke zur anderen gleiten und arbeitet ohne Murren weiter.

---

* Das Tragen der Blouse und des kunstreich verschlungenen Halstuches ist welsche Sitte und bei Grenchen nicht zu Hause.

Voltaire in Ferney.

Von P. Fischer.

Frankreichs Zustand unter Ludwig XIV. und XV.

Als Ludwig XIV. im Jahr 1715 starb, glich Frankreich einem übertünchten Grabmale, äußerlich voll Flitter und Glanz, innerlich voll Moder und Fäulniß. Unter Ludwig XIV. sowie unter der Regentschaft des Herzogs von Orleans und Ludwigs XV. herrschten schlaue, schwelgerische Weiber über das Land. Das Volk seufzte unter den drückendsten Lasten, Frondiensten, Steuern und Quälereien aller Art. Der Adel und der größte Theil der Geistlichkeit lag in den Banden der Sittenlosigkeit und des Unglaubens. Wer gegen diese bestehende Ordnung in Staat und Kirche sich mündlich oder schriftlich einen Tadel erlaubte, dem standen Gefängniß oder Verbannung bevor. Trotzdem erzeugte gerade dieses verkommene Jahrhundert in Frankreich beherzte, geistig hervorragende Männer, welche eine neue Zeit vorbereiteten. Freilich haben die Männer, welche den Samen der Zerstörung ausgeworfen, nicht geträumt, daß die durch sie vorbereitete Revolution einen so blutigen, so unwürdigen Verlauf nehmen werde, wie es seit dem Juli 1792 geschah.

Es sind namentlich drei Geister, welche die Grundlage eines neuen Zeitalters, das sie aber nicht mehr erlebten, Jahrzehnte vorher einleiteten: Montesquieu arbeitete für eine Gesetzgebung, die dem Geiste der Rechtlichkeit und der Vernunft entspricht; der Genfer Jean Jacques Rousseau veröffentlichte epochemachende Schriften für bessere Erziehung und Neugestaltung der verrotteten Gesellschaft; Voltaire, wohl nicht der edelste unter dem Dreigestirn, aber der größte Geist Frankreichs in seinem Jahrhundert, griff Alles an, was ihm unter die Hände kam, aber zum Aufrichten, zum Neubau fehlte ihm die sittliche Kraft; ein Kind seiner Zeit, vermochte er sich nicht über dieselbe zu erheben.

Voltaire's Charakter und Stellung.

François-Marie Arouet, unter dem Namen Voltaire als französischer Dichter und Philosoph weltbekannt, wurde 1694 in Chatenay unfern

Paris, geboren. Sein Vater, ein reicher Steuerbeamter, wollte aus ihm einen Rechtsgelehrten machen, allein der Jüngling wandte sich mit Vorliebe den Musen zu. Als Knabe wurde er in ein Jesuitenkollegium gebracht. Aber die Väter Jesu vermochten den Geist des jungen Arouet nicht in ihre Bahn einzulenken; vielmehr erzogen sie in ihm einen ihrer furchtbarsten Gegner, überhaupt einen Feind des Christenthums. Zu früh wurde der junge Mann von seinem sitten- und glaubenslosen Pathen, dem Abbé Châteauneuf in die Gesellschaft geistreicher Schwelger eingeführt, wo Spott und Hohn über alles, was dem Menschen heilig ist, Tagesgespräch war. Im Verkehr mit dieser Gesellschaft, in welcher hohe Herrschaften und bekannte Schriftsteller erschienen, schrieb Voltaire seine ersten kleinern Gedichte, die in kurzer Zeit der beliebteste Lesegegenstand der gebildeten Stände und des ungebildeten aber wißbegierigen Volkes wurden. In jeder Ader und Muskel des jungen Dichters zuckte es auf, die Thorheiten und Mißbräuche und die Verkommenheit seiner Zeitgenossen — und als Thorheit und Verkehrtheit erschien ihm alles was er ansah — zu geiseln. Voltaire war die Satirik selbst. Er war weder besser noch schlechter als seine Umgebung; diese aber verstand es, ihre Versunkenheit vor der Oeffentlichkeit zu verhüllen; während er es nicht über sich brachte, die Bosheit und Heuchelei des Adels und der Geistlichkeit dem Volke zu verheimlichen, obgleich er sonst in der Verstellungskunst einen hohen Grad erlangt hatte. Er plauderte Alles aus; er schonte weder den König noch den Hof; die Minister, die Päpste und Bischöfe, große Geister und Freunde, die ihn beleidigt hatten, kurz alles kam unter seinen Hammer. Diese furchtbare Zungenfertigkeit und Satirik verursachten ihm natürlich viele Feinde. Das Leben wurde ihm sauer gemacht; er kam in's Gefängniß und von dort ging er in die Ferne; den größern Theil seines Lebens brachte er im Auslande zu, wo er Ruhm, Ehre und Reichthum sammelte. Sechszig Jahre lang war Voltaire der König der Geister. Kaiserinnen und Könige ehrten ihn mit Freundschaft, Jahresgehältern und großartigen Geschenken. Was dem Franzosen im Allgemeinen anhängt, war auch eine hervorragende Schwachheit Voltaire's: eine grenzenlose, seine schriftstellerischen Verdienste weit überragende Eitelkeit. Seine Werke, vorzüglich die philosophischen Inhalts, leiden an Oberflächlichkeit; er schrieb zu viel und zu vielerlei, um gründlich zu sein. Voltaire's Name wird zwar bleiben, so lange es Philosophen und Dichter giebt, aber seine philosophischen Werke liest das Volk heute nicht mehr. Sie hatten ihren Werth und ihr Haupt-

verdienst für die Zeit und in der Zeit, da sie erschienen; für die Kenntniß und das Verständniß des XVIII. Jahrhunderts sind sie höchst wichtig, sind sie ein Spiegelbild. Die Neuheit und Frische der Gedanken, die Schönheit der Darstellung rissen alles hin; wie zuckende Blitze und rollender Donner eilten seine Worte voraus und verkündeten eine neugestaltende aber blutige Zeit. Beides, Gedanken und Form, regten aufgeweckte Geister zu neuen Arbeiten und Schöpfungen an.

Der Herr von Ferney.

Voltaire war so lange ein Wandervogel, bis er endlich Ferney erwarb; nirgends litt es ihn lange oder wurde er lange gelitten. Nach Frankreich wagte er sich nicht zurück, denn König Ludwig XV. haßte ihn. Nachdem er sich mit Friedrich II. von Preußen überworfen hatte, wollte er zuerst im Elsaß, dann in Lothringen ein Landgut kaufen, allein von Paris aus wurde dagegen gewarnt. Da kam er nach der Schweiz, allein sowohl die Berner wie Genfer Gesetze gestatteten ihm als Katholiken keinen Liegenschaftserwerb. Trotzdem gelang es ihm auf Umwegen, sich in Prangins bei Nyon (auf Berner Boden) ein Schloß zu eigen zu machen und in Genf kaufte 1755 Rathsherr Tronchin für ihn vor den Stadtthoren um 87,000 Fr. das herrlich gelegene Landgut Saint-Jean; Voltaire baute ein Herrschaftshaus darauf, umgab es mit schönen Anlagen und nannte sein neues Heim „Délices". Bald kam es aber auch hier zu Reibereien zwischen ihm und den Behörden Genfs, indem der Philosoph seinem Spott über den Protestantismus seine Zügel schießen und als leidenschaftlicher Theaterfreund seine Schauspiele, wofür er eigens ein Theater erstellte, aufführen ließ. Allein die damaligen Genfer Gesetze duldeten auf ihrem Gebiete keine dramatischen Aufführungen. Noch mehr machte er sich aber bei geistlichen und weltlichen Behörden verhaßt, als er in Châtelaine, ganz hart an der Landesgrenze, ein neues Theater erbaute, wohin alles Volk aus der Stadt und Umgebung, selbst evangelische Pfarrer und deren Töchter, herbeiströmte. Auch hier war seines Bleibens nicht lange und er vertauschte den „Ort des glänzenden Lebens" mit der schönen Villa Montrion bei Lausanne. Bald darauf kaufte er ein Landgut bei Challex im Ländchen Gex. Da es ihm aber hier zu langweilig wurde, erwarb er das Schloß Tournay (in der heutigen Genfer Gemeinde Pregny) und nannte sich „Graf von Tournay". Endlich, im Spätherbst 1758, kaufte er dem Edelmann Budé, Grafen von Montréal, Land und Schloß Ferney

ab. Im Juni des folgenden Jahres bestätigte König Ludwig XV. den Kauf mit allen Rechten und Lasten. Die Herrschaft Ferney umfaßte die ganze Gemeinde und genoß großer Vorrechte, so z. B. die Zölle und die niedere Gerichtsbarkeit, weshalb der neue Besitzer auch vier Schlagbäume an den Grenzen seines Gebietes aufstellen ließ, freilich höchst selten Erträgnisse davon bezog.

So besaß Voltaire nunmehr vier Schlösser: Montrion bei Lausanne, Tournay, les Délices und Ferney. Jetzt fühlte er sich glücklich und zufrieden. Er nannte sich: Graf von Tournay, königlicher Kammerherr, Patriarch, Einsiedler, Erzpriester, Herr von Ferney. Hatte er gegen den französischen Hof irgend eine Bosheit verübt und wurde auf ihn gefahndet, so erreichte er in einer kleinen Stunde den Genfer Boden; drohten ihm, während Versailles und Paris grollten, die Genfer, so floh er schnell nach der Waadt und änderte wie der gehetzte Fuchs seinen Standort.

Ferney (oder Ferney-Voltaire) im Pays de Gex, sechs Kilometer von Genf und an die Schweiz grenzend, an der Landstraße von Genf über Grand-Saconnex nach dem Städtchen Gex, d. h. nach dem Faucillepaß über den Jura in's französische Valléserine, liegt in einem breiten Thale, dessen nordwestliche Wand die Jurakette ist.

Das Ländchen Gex hat vom Mittelalter bis 1815 oft seinen Herrn gewechselt. Krieg, Hungersnoth, Raub, Verwüstung und Pest folgten auf einander wie Tag und Nacht. Bald stand es unter Savoyen, bald unter Frankreich, zeitweilig unter Genf, 1536—1564 unter Bern. Im Friedensvertrag von 1815 wurde sein Gebiet vertheilt: sieben Gemeinden kamen zu Genf (z. B. Meyrin und Grand-Saconnex), der Rest, und darunter auch Ferney, blieb unter Frankreich.

Als der neue Herr in Ferney einzog, fand er 15 Haushaltungen in dort, d. h. etwa 100 arme Einwohner in elenden Hütten wohnend, eine zerfallene Kirche und ein Kloster. Das Herrschaftsschloß stand vor dem Weiler draußen, ein alter Bau aus frühern Zeiten. Nach einer alten Zeichnung hatte dasselbe vier Thürmchen. Das Land, ohnehin sumpfig und mit saurem Boden, lag zur Hälfte brach und trug wenig ab. In wenigen Jahren wurde alles anders; Voltaire hat Ferney eigentlich urbar gemacht und den Einwohnern Wohlstand geschaffen; denn er hatte für das Volk, für die Bedrückten ein warmes Herz. Er ließ sein ganzes Gebiet umbauen, trocken legen, anpflanzen, erstellte für seine zahlreichen Dienstboten anständige Wohnungen, ließ von einem befreundeten Landwirth

viele hundert Obstbäume kommen, zahlte die Leute, „seine Vasallen“ für ihre Frohndienste, regte überhaupt die Einwohner, die wie er später noch lange klagt, Hang zu allerlei Frevel, Bettel und Faullenzerei hatten, zur Thätigkeit und zum Landbau an. In wenigen Jahren waren die elenden Hütten verschwunden, an ihrer Stelle erhoben sich hübsche Häuser.

Gleich bei seiner Ankunft begann er auch den Neubau seines Schlosses. Er selbst faßte den Plan dazu und leitete die Arbeit; ohne ihn durfte nichts vorgenommen werden. Man muß freilich gestehen, daß er ein besserer Dichter als Baumeister gewesen ist. Ueberhaupt ist der äußere Bau ganz einfach, zweistöckig, kaum bedeutender als ein bescheidenes Herrschaftshaus in der Umgebung Genf's, dagegen fällt die Symmetrie angenehm in die Augen. Die vier Thürmchen ließ er abbrechen, weil sie ihm die Aussicht auf die Landschaft verdeckten und, „weil sie für einen Landes-Herrn, der nur mit der Feder — freilich einer furchtbaren — Krieg führt, nutzlos sind“. Er betrieb den Neubau, „dieses sein letztes Nest im Greisenalter“ — mit wahrer Leidenschaft. Er steckte den Garten aus, bezeichnete die Anlagen für Gebüsche, die Terrassen, die Pfirsichanlage, die holländischen Gartenbeete, das achteckige Gartenhäuschen. In kurzer Zeit sehen wir einen herrlichen Park mit allen Annehmlichkeiten erstehen; im Pavillon zieht er Seidenraupen, im Marmorhaus hat er seine Bäder. Unter den schattigen oder vielmehr bedeckten Alleen kann er bald lustwandeln, ohne von den ungezählten Fremden, die nach Ferney wallen, um den Einsiedler zu begrüßen und oft genug, wochenlang auf eine Audienz harren, gesehen zu werden. Im Schloßhofe, den er mit einer Mauer umgab, errichtete der große Theaterfreund, um die Lebensfreude so ächt und ganz zu genießen, ein Theater, in welchem seine Stücke aufgeführt wurden und er oft selbst auftrat, z. B. als Narbes oder Cicero.

Im Schlosse hatte das Empfangszimmer die größte Bedeutung. Man ist erstaunt über den geringen Umfang desselben; allein, wie bemerkt, Voltaire war wohl ein großer Philosoph, aber kein Architekt. In der That haben nicht mehr als 20 Personen stehend darin Platz. Man weiß, daß während 18 Jahren (1760—78) die höchsten Persönlichkeiten Europa's darin empfangen wurden, Herrschaften, die oft ein Gefolge von 10 — 20 Personen mitbrachten. An den Wänden prangten die Portraits: Voltaire selbst, gemalt von La Tour (1728), das Bild seiner Nichte Emilie (Marquise de Châtelet), das Bild Lecain's (des größten damals

lebenden Schauspielers Frankreichs), das Bild Friedrichs II. von Preußen und der Kaiserin Katharina von Rußland (beides Kupferstiche, Geschenke); ferner Bilder französischer Schriftsteller seiner Zeit oder von Vorgängern, z. B. d'Alembert, Diderot, Marmontel, Thomas, Delisle, der beiden Corneille, Boileau, Racine, La Fontaine, die der Engländer Shakespeare, Pape, Milton, Newton und des großen Franklin. Dieses Empfangszimmer befand sich im ersten Stockwerk, während heute ebener Erde ein größeres Zimmer mit mehreren von den angeführten Bildern als Salon de réception gezeigt wird. Darin findet heute der Besucher auch noch einen prachtvollen Fayence-Ofen, den die Töpfer von Ferney ihm geschenkt hatten, das irdene Mausoleum der Markgräfin von Villette, das einst Voltaire's Herz bergen sollte und die Inschrift trägt: „Son esprit est partout et son cœur est ici. Mes mânes sont consolées, puisque mon cœur est au milieu de vous.“ In einem Zimmer neben dem alten Empfangssaale befand sich seine Bibliothek, 6000 — 7000 Bände stark, mit eigenhändigen Noten versehen. Nach Voltaire's Tode kaufte die Kaiserin Katharina dieselbe um 50,000 Thaler und ließ sie nach dem Palaste Eremitage bei Petersburg bringen. Sein Studierzimmer, in dem es so ziemlich genau aussah, wie man es bei Bücherwürmern und Schriftstellern findet, stieß an das einfache Schlafzimmer, von welchem aus Voltaire, wenn er bettlägerig geworden war, seinem Sekretär Wagnière diktirte und von welchem aus er auf die Straße sehen konnte.

Als Herr von Ferney, als Patriarch und Einsiedler, hielt Voltaire es für seine Pflicht, für sich und seine Unterthanen „seinem Gott“ eine Kirche zu bauen. Hatte er doch schon oft genug die katholische Priesterschaft verspottet und stand er ja überhaupt gerade jetzt wieder mit ihr auf gespanntem Fuße, schon deswegen, weil er beim Ausbau seines Parkes eine Seite des Friedhofes und der alten Kirche schleifen ließ, „um mehr Licht zu bekommen.“ Dafür ließ der Kirchenälteste auf Anstiften des Pfarrers von Moëns, das sog. ewige Licht auslöschen und die geweihten Hostien wegtragen. Dieser Geistliche und der Philosoph lagen sich ohnehin schon lange Zeit in den Haaren. Wir werden weiter unten ähnliche Scenen sehen, die Voltaire dem spätern Pfarrer seiner Herrschaft spielte. Die neu erbaute Kirche erhielt über dem Eingang die Inschrift: „Deo erexit Voltaire 1762.“ Da Voltaire aber bei der Geistlichkeit auf dem schwarzen Brett stand, so fand man in der Ueberschrift eine ketzerische Anspielung. Voltaire sagte einfach: Die Kirche, die ich erstellt habe, ist

die einzige auf Erden, die einzig Gott geweiht ist, alle andern sind den Heiligen gewidmet. Ich für meinen Theil will lieber dem Meister als den Knechten eine Kirche bauen." Seinen Freund Kardinal Passionei in Rom hatte er um Reliquien ersucht; er erhielt solche erst nach dessen Tod. Den Geistlichen eröffnete er voll Demuth die Ankunft der gewünschten Gegenstände mit den Worten: „Ich habe eine Kirche und ein Theater gebaut; auf dem Theater habe ich meine Mysterien bereits gefeiert; aber in meiner Kirche noch keine Messe angehört. Am nämlichen Tage, da ich vom Papste die Reliquien erhielt — sie bestehen aus dem Kieselstein, den der hl. Franziskus trug — bekam ich auch das Bildniß der Frau Pompadour." Zum Ueberfluß legte er neben seiner neuen Kirche 13 Jahre vor seinem Tode seine Gruft an, „damit ihn doch wenigstens Niemand als unvorsichtigen Menschen ansehe (au moins on ne m'acusera pas d'être un homme sans prévoyance.)

Voltaire hatte nun alles, was ein glücklicher Landesgebieter wünschen kann: ein Schloß, eine aufblühende Stadt und eine Gemeinde als Gebiet und eine eigene Kirche. Schon vom elterlichen Hause aus im Besitze einer Jahresrente von 113,000 Fr., brachte ihm seine schriftstellerische Thätigkeit schon in England riesige Summen ein, mit denen er in Frankreich glückliche Geschäfte im Getreidehandel machte, so daß er bald vielfacher Millionär wurde; in der Lotterie gewann er einmal 500,000 Fr.; hohe Pensionen und königliche Geschenke von vielen Höfen trugen ihm jährlich ebenfalls viel tausende von Franken ein. Sein Schloß glich einem fürstlichen Hofe, wo namentlich geistige Größen aber auch hohe Persönlichkeiten und die höchsten Würdenträger täglich ein- und ausgingen. Für das Volk that er sehr viel Gutes. Er schützte die Verfolgten und Bedrängten. So nahm er Deslisle de Sales in Schutz, der wegen seiner „Philosophie de la nature" verfolgt wurde, so Marmontel wegen seines „Bélisaire"; den unschuldig verurtheilten Admiral Bing, den von schäbigen Wucherern ausgesogenen Grafen von Morangiés. In Ferney ließ er das Andenken der Calas, Sirven, Martin, Montbailly, lauter Todesopfer elender Hofintriguen und gewissenloser Richter, wieder zu Ehren bringen; hier rettete er die Frau Montbailly und den General Lally vom Blutgerüste, befreite er 1500 Bewohner des Jura aus der Leibeigenschaft des Chorherrenstiftes zu St. Claude. Obgleich vom Hofe verbannt, von Adel und Geistlichkeit geächtet, weil er deren Versunkenheit und Heuchelei geiselte, hatte er doch dort wie überhaupt in ganz Frankreich viele und mächtige Freunde. Was

er für Bedrängte that, davon nur zwei Beispiele. Die verarmte Großtochter des berühmten Tragikers Corneille verheirathete er an einen hervorragenden Mann und gab ihr eine Aussteuer von 90,000 Fr., d. h. den Ertrag, den ihm sein Kommentar zu Corneille's Werken abwarf; die Tochter Dupuits (Frau d'Angeli) steuerte er mit 100,000 Fr. aus.

Voltaire liebte unbeschränkte Freiheit und hatte bis zu Anfang seines Greisenalters kein eigentliches Heim. In Ferney besorgte seine Nichte Frau Maria Louise Denis den Haushalt. In der Küche hauste Barbara, die dicke Waadtländerin, welche der Philosoph jeden Morgen neckte, die ihm dafür aber auch Dinge sagte, die er sonst nirgends zu hören bekam. So sagte sie ihm wiederholt, er sei ein alter, griesgrämiger Sonderling und Dummkopf, sie begreife nicht, daß ihn Jemand eines Besuches werth halte. Zwei Sekretäre waren stets durch ihn beschäftigt: Wagnière und Longchamp, die später Memoiren über Voltaire geschrieben haben. Nach Aufhebung des Jesuitenordens nahm er den Exjesuiten P. Adam, früher Lehrer der Beredsamkeit in Kolmar und Dijon, in sein Haus auf. Der arme Mann hatte indessen von seinem Herrn viel zu leiden, denn der Philosoph ließ nicht nur an ihm seinen Witz aus, sondern überhäufte ihn in seinem höhern Alter oft mit Beleidigungen. Voltaire, ohnehin eine sehr erregbare Natur, wurde bei zunehmendem Alter immer übellaunischer; wenn er mit seinem Tourumtonton zu leiern begann, ging alles aus seinem Zimmer. Er war ein leidenschaftlicher Schachspieler und wenn er beim Spiele mit P. Adam, der ihm hierin überlegen war, verlor, warf er seinem Partner die Figuren in die Perrücke. Der Jesuit verkroch sich und erschien erst wieder, wenn ihm der Alte zurief: Adam, ubi es. Da Voltaire das zum Schlosse gehörige, viele hundert Jucharten haltende Landgut musterhaft verwaltete, so standen natürlich viele Knechte und Landmägde in seinem Dienste. In seinen Ställen befanden sich 40 bis 50 Kühe, 12 bis 16 feine Raçenpferde. Wo ein neues landwirthschaftliches Geräthe erfunden wurde, Pflüge, Säemaschinen u. s. w., kaufte er es; denn er schätzte den Landbau sehr hoch. Neben seinem Schlosse war ein größeres Feld, „Champ de Voltaire", das er selbst bepflanzte. Einmal gab er der Braut eines seiner reichen Freunde eine Säemaschine zur Aussteuer.

Der Patriach von Ferney war eifrig bemüht, in seiner Herrschaft Gewerbsthätigkeit einzuführen, namentlich Uhrmacherei, die damals in Genf blühte.

Im Jahre 1763 brach in Genf ein Bürgerkrieg aus: ein Kampf der Bürgerschaft gegen die Aristokraten, welche alle Regierungsgewalt in ihren Händen hielten. Die Bürger (citoyens) verlangten ihren berechtigten Antheil an der Leitung des Staates; eine dritte Partei bildete sich, die Natifs, in Genf geborene Ausländer, die ohne alle Rechte dastanden und nur gegen Erlegung hoher Abgaben Geschäfte treiben konnten. Die Natifs verlangten Erleichterung der Lasten und einen billigen Rechtsantheil. Sie stellten sich auf die Seite derjenigen Partei, welche ihnen die Erfüllung ihrer Wünsche zusicherte und da die Bürgerschaft engherzig genug war, sie ganz abzuweisen, so wandten sie sich an die Patrizier. Beim Abschluß des Bürgerhandels (1768) wurden aber die Bürger Meister und die Natifs hatten das Nachsehen.

Die Rolle, die der Philosoph von Ferney während des Bürgerkriegs von 1763 bis 1768 in Genf spielte, war keine sehr ehrenvolle. Aeußerlich schien er ein Volksfreund zu sein, der allen Parteien zum Rechte zu verhelfen vorgab; in der That war er aber ein gewissenloser Aristokrat, dem es nur um die Befriedigung seiner Rache gegen die Genfer zu thun war, die das Aufführen seiner Schauspiele verboten hatten. Er wünschte allen Parteien schmähliche Niederlagen. Wer seine machiavellischen Grundsätze kannte, wußte, daß er unfähig war, einem Freistaate gute Dienste zu leisten. Sagt er doch: Ein Freistaat ist nicht auf die Tugend gegründet, sondern auf den Ehrgeiz jedes Bürgers, der den Ehrgeiz der Andern im Zaume hält; er ist gegründet auf den Hochmuth (l'orgueil), welcher den Hochmuth Anderer erdrückt, auf den Wunsch zu herrschen, der nicht duldet, daß ein Anderer herrsche. Daraus bilden sich die Gesetze, welche die Gleichheit so viel wie möglich aufrecht halten. Der Freistaat ist eine Gesellschaft, wo die Gäste mit gleicher Eßlust am nämlichen Tische speisen, bis ein wuchtiger Vielfraß kommt, der alles für sich nimmt und den Andern nur Brosamen überläßt.

Während der innern Wirren stockte zeitweilig das Geschäft. Das war Voltaire gerade angenehm; denn dadurch bekam er Gelegenheit, die guten Arbeiter, und deren hatten die Natifs eben sehr viele in ihrer Mitte, nach Ferney herüberzulocken. Sein Racheplan gegen die Genfer ging so weit, daß er ihre Industrie und ihren Handel ganz zu vernichten suchte. Er bekam in dem französischen Minister Choiseul, der das calvinische Nest Genf ebenfalls haßte, einen Gehilfen. Choiseul kam auf den Gedanken, anderthalb Stunden oberhalb Genf, in Versoix am rechten Seeufer, eine

Stadt zu gründen, die eine Nebenbuhlerin Genf's werden sollte. Die Pläne waren gemacht;* Voltaire schickte nach und nach 300 Natifs nach Versoix (Pays de Gex), nach der neuen Kolonie Versoix-La Ville oder la Nouvelle Choiseul. Allein es blieb bei den Plänen; zum Bau fehlte das Geld; hatte doch König Ludwig XV. kaum Geld genug in der Staatskasse, um seine Dirnen und die Minister zu bezahlen. Später fiel Choiseul den Hofintriguen zum Opfer; sein treuer Freund Voltaire gab ihm wie allen gefallenen Größen den Fußtritt und schrieb auf die geplante Stadt die Spottverse:

A Versoix nous avons vu des rues
Et nous n'avons point de maisons.

In Ferney trieb der Einsiedler ziemlich ausgedehnten Uhrenhandel. Schlau wie er war, wußte er alle Vertreter Frankreich's im Auslande in sein Interesse zu ziehen, um seine Uhrenwaaren von Ferney aus überall abzusetzen. Er fand zahlreiche Abnehmer in Algier, Tunis, in Rußland und Amerika. Um 1773 gab er sein Geschäft auf, d. h. trat es an Andere ab. Ferney war unterdessen zu einer kleinen Stadt angewachsen, mit schönen Gebäuden und Gärten; der ehemalige Weiler zählte an die 3000 Einwohner.

Mit der Geistlichkeit stand Voltaire fortwährend auf gespanntem Fuße. Er anerkannte Gottes Dasein, er war Deist; allein jede geoffenbarte Religion war ihm Unsinn und Fabel. Gegen das Christenthum trat er erst 1762 schriftstellerisch auf, als er die „Extraits des Sentiments“ des 1733 verstorbenen Pfarrers Meslier, eines Freidenkers, veröffentlichte. Bald folgte sein „Vicaire savoyard“; daß er an Gott glaubte, beweist das von ihm herrührende Wort: „si Dieu n'existait pas, il faudrait l'inventer.“ Eines Abends, erzählt der Genfer Düpan, sah ich ein beredtes Beispiel von Voltaire's Deismus. An der Tafel trieben seine Gäste, die Encyklopädisten d'Alembert und Condorcet (Voltaire's zuverlässigster Biograph), ihre Spötteleien über Gott. Voltaire schickte seine ganze Dienerschaft aus dem Eßsaal und sagte nachher: „So, jetzt meine Herren, könnt Ihr meinetwegen Euere Auslassungen fortsetzen; da ich heute Nacht von meiner Dienerschaft weder erwürgt noch bestohlen werden mag, so ist es gut, daß dieselbe Euer Gespräch nicht anhört.“ Seinen Stachel

* Fontaine-Borgel, der Verfasser vieler Heimatkunden Genf's, hat einen solchen seiner Geschichte von Versoix beigefügt.

kehrte er gegen das pharisäische, versunkene Kirchenthum und schließlich gegen das Christenthum, und zwar ohne Unterschied der Bekenntnisse. Er that es nicht aus Unkenntniß der Sache, im Gegentheil, er kannte die heilige Schrift ganz gut. Trotzdem wollte er als Katholik gelten und sterben und nahm deßhalb seinen Verkehr mit den Geistlichen wieder auf. Durch Vermittlung von Kardinälen erhält er Reliquien und Ablässe für „seine" Kirche, er erwirkte vom Papste die Bewilligung, daß sein Hauskaplan, der Exjesuit P. Adam eine Perrücke und beim Messelesen ein Zipfelkäppchen gegen Erkältung tragen durfte. Geistliche und Mönche besuchten sein Schloß ab und zu, mit allen war er freundlich, aber auch reich an Spott und keinen entließ er ohne ihm einige Silbermünzen in die Hand zu drücken; er bat sie, für seine Bekehrung zu beten, da er den Tod herannahen fühle. In der Charwoche 1762 erschien ein bekannter Klostergeistlicher bei ihm. Diesem erklärte der Philosoph: „Hören Sie einmal, Gottesmann! um meinen Unterthanen ein gutes Beispiel zu geben, bin ich gesonnen, am nächsten Sonntag die Osterandacht zu verrichten. Ich denke, Sie werden mir doch die Lossprechung ertheilen?" „Recht gerne," erwiederte der Mönch ohne Arg, „gebe ich Sie Ihnen." Am Ostertag machte er großen Aufwand. Von seinen Dienern ließ er sechs eigens von Lyon herbestellte Kerzen und ein Weihbrod vor sich hertragen; als Gebietsherrn mußten zwei bewaffnete Flurwächter ihn begleiten; er selbst trug das Meßbuch unter dem Arm. Nach der Kommunion wandte er sich sofort an seine Bauern, hielt ihnen ihre auf seinem Gute begangenen Diebstähle vor, forderte sie zu einem ehrlichen Lebenswandel auf und lobte die Tugend des Pfarrers, der natürlich ob einer solchen Ansprache während des öffentlichen Gottesdienstes nicht wenig erstaunt war. In Paris schwamm der Hof ob dieser vermeintlichen Bekehrung in Wonne, worüber Voltaire herzlich lachte. Verständige aber, die den Philosophen in Ferney kannten, tadelten ein solches Benehmen, das nur in Aeußerlichkeiten bestehe ohne innere Wahrheit.

Der Diözesanbischof Biort, einer der sittenreinsten und besten Bischöfe seiner Zeit, aufgehetzt von mehreren Geistlichen der Umgebung, denen Voltaire allen böse Streiche gespielt hatte, wandte sich endlich an den königlichen Hof in Paris mit der Bitte, Voltaire aus Frankreich auszuweisen, er exkommunizirte die Spötter und untersagte jedem Geistlichen seines Sprengels strengstens, den Philosophen zu absolviren oder die Kommunion zu ertheilen. Voltaire schwor dem Bischof Rache; durch seine mächtigen

Freunde am Hofe brachte er es dahin, daß sogar der König über den bischöflichen Antrag sich lustig machte. Im folgenden Jahre wußte der Spötter sich doch Absolution und Kommunion zu verschaffen; der Bischof gab sogar die Bewilligung dazu.

Ungeachtet dieser Vorgänge strömten von allen Seiten Gelehrte und hohe Herrschaften aus allen Ländern Europa's nach Ferney, um den König der Geister zu sehen. Sein Schloß war fortwährend mit vornehmen Gästen angefüllt. Da wurde Theater gespielt, wobei der Dichter selbst die ersten Rollen übernahm; er ließ auch Lekain, Frankreich's ersten Schauspieler kommen; 1762 erschienen die Herzoge von Lorges und Randon mit einer ganzen Schauspielerbande. Voltaire, gerade krank, verließ das Bett, und wurde beim Hören und Schauen seines neuen Drama's „Olympie“ wieder gesund.

Zahlreich sind die Schriften, die er in Ferney schrieb: außer den obenerwähnten nenne ich nur noch: „le Sermon des Cinquante“, „Pucelle d'Orléans“; dann die böswillige Satire gegen Genf nach dem Bürgerkrieg; seine Angriffe gegen J. J. Rousseau zeigen ein böses Gemüth. Die Geschichte Peters des Großen und der Katharina II. von Rußland entbehren der Kritik; es sind Panegyriken; mehr Werth dagegen haben seine letzten Bühnenleistungen, namentlich „Olympie“ und „le Triumvirat“. Auch schrieb er ziemlich viel in die Encyclopédie und stand mit der ganzen Gelehrtenwelt, Königen, Fürsten und Ministern in einem umfangreichen Briefwechsel, der viele Bände umfaßte.

Nach 1764 begann sich das Alter seiner 70 Jahre fühlbar zu machen. Gliederleiden (sciatique) traten immer häufiger ein und fesselten ihn wochenlang an's Bett. Die Anzahl der Verehrer und Besucher wuchs zwar fortwährend, die Empfange wurden aber immer seltener. Seine Freunde und Diener mußten ihn krank, mit dem Tode ringend, ja todt melden. Als einst ein Engländer den „Todten“ sehen wollte, ließ Voltaire demselben sagen: „der Teufel habe ihn geholt.“

Ein Jahr später fühlte er seine Kräfte zu schwach, um weitere Schauspiele aufzuführen, er beschloß deßhalb sein Theater in Gastzimmer, Trockenkammer und Magazine umzuwandeln. Er ließ ausstreuen, er wolle sich nun bekehren und Kapuziner werden. Seine Leiden mehrten sich, er mußte mit zwei Krücken vom Schlafgemach sich in's Empfangszimmer schleppen. Geistreiche Frauen, wie seine Nichte Frau Denis, die Fräulein Claron und Andere mußten ihm Gedichte vorlesen; dann verließ ihn der Schmerz oft

stundenlang. Manchmal aber waren seine Leiden erdichtet. Wenn er alle Besuche unter dem Vorwande abgewiesen hatte, er liege im Sterben, fuhr er eine Stunde darauf in einem Wagen nach Genf oder anderswohin. Seinen Nachbar, den berühmten Charles Bonnet in Genthod, einer der größten Philosophen und Mathematiker Genf's, besuchte er einmal; Bonnet mochte diesen Spötter nicht leiden, auch mit Haller in Bern vertrug er sich nicht und unsern großen Johannes Müller verstand er nicht. Im Jahr 1778 verließ Voltaire seinen fürstlichen Sitz Ferney, um in Paris zu sterben. Unversöhnt mit der Kirche, wurde er ohne Geistlichkeit beerdigt. Sein Leichnam wurde später in's Pantheon versetzt.

Vollständig erschienen seine Werke in 40 Bänden (Genf 1757—76); von Beaumarchais in Kehl in 70 Bänden 1784—1790. Sein Leben erhielt viele Bearbeiter: die umfassendste, preisgekrönte Biographie schrieb Desnoiresterres: Voltaire et la Société française au XVIII. siècle, in acht Bänden. Paris 1875. Ein gelehrtes, auf Quellen gestütztes Werk.

Während der Revolution und den Kriegen Napoleons sank der Glanz von Ferney, die blühende Industrie verschwand. Erst in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts gelangte es wieder zu Bedeutung: es ist heute ein hübscher Flecken mit 1200 Einwohnern. Großartige Kunsttöpferei und Ziegelerei beschäftigen die Hälfte derselben. Daneben wird etwas Uhrmacherei getrieben. Jährlich wandern noch viele hundert Fremde nach Ferney-Voltaire, um das Schloß zu sehen. Dasselbe ging in mehrere Hände über und ist heute im Besitze von Emil Lambert, eines Bildhauers aus Paris, der dasselbe während der Sommerfrische jährlich zwei bis drei Monate bewohnt; es ist neu aufgeputzt, die Zimmer sind noch dieselben, aber der ehemalige Empfangssaal ist verlegt. Ein sehr schöner Park umgibt das Schloß; das Theater und die Anlagen, wie sie Voltaire angelegt, sind schon seit 1815 verschwunden. Seine Kirche ist im Zerfall und durch eine andere im Flecken ersetzt. Die Einwohner, politisch sehr liberal, behalten Voltaire immerhin in guter Erinnerung.

Zum Danke für das, was Voltaire für Ferney gethan, ließ ein alter Einwohner mitten in einem immergrünen Gebüsch ein einfaches Denkmal, einen marmornen Grabstein errichten, der die Inschrift trägt: Au chantre du père des Bourbons,* au fondateur de Ferney. Ueber diesem

* Voltaire verherrlichte Heinrich IV., den Stammhalter der Bourbonen durch eine Epos „la Henriade“.

Marmorstein ruht eine Pyramide, über derselben eine Urne, ein Lorbeerkranz, eine Feder. Darunter Voltaire's Bild und die Inschrift:

Ta plume qui transmis à la postérité
Mérope, Mohamet, Adélaïde, Alzire,
Le siècle de Louis, et Candide et Zaïre,
Voltaire! est consacré à l'immortalité.

Die Wirthe in der Schweizergeschichte als Politiker.

Von F. A. Stocker.

Von jeher hat der Wein eine große Rolle gespielt in der Weltgeschichte; Plato billigt in seinen Gesetzen die Trinkgelage, Wein und Gesang, vorzüglich vom vierzigsten bis zum sechszigsten Jahre; sie geben, sagt er, Heiterkeit und Stärke und sind ein mächtiges Band des Wohlwollens und der Eintracht unter den Bürgern. Unsere Altvordern haben nicht viel von Plato gewußt, aber das haben sie, auch ohne ihn zu kennen, aus dem praktischen Leben heraus gefunden, daß auf den Trink- und Zunftstuben die Angelegenheiten des Landes und der Stadt sich leichter besprechen lassen und mancher böse Handel besser geschlichtet werden könne, als im Rathssaal, wobei denn aber nicht minder wahr ist, daß mancher Streit bei Trunk und Mahl gestiftet wurde, den dann das Schwert allein zu lösen vermochte. Denn man darf nicht vergessen, die Sitten der frühern Jahrhunderte waren roh und der Wein ist in der Welt oft die Ursache von Streit und Hader gewesen, daher es nicht mehr als billig erscheint, daß er auch wieder versöhne, und die Menschen wieder dem Frieden und der Eintracht entgegenführe.

Es lag in der Natur ihres Gewerbes, daß die Wirthe den politischen und gesellschaftlichen Gesprächen ihrer Gäste anwohnten und für oder gegen den behandelten Gegenstand Partei ergriffen, nur wenige Wirthe blieben neutral und trieben jene sog. Wirthspolitik, die auf beiden Schultern trägt. In politisch aufgeregten Zeiten war diese Politik verpönt und verachtet, ein Jeder mußte Farbe bekennen, ein Jeder zu seiner Partei stehen und so kam es, daß auch jede Partei einer Stadt oder eines Ortes sich

ihr besonderes Trink- und Versammlungslokal wählte. Schuster und Schneider, bekanntlich ein joviales Volk, wenn sie nicht der Teufel mit Mystik und anderm tollen Zeuge plagt, sind leicht zu Revolutionen geneigt, sitzen gern im Wirthshaus und wo irgend Unruhen entstehen, haben sie die Nase zu vorderst. Deßhalb haben auch manche Dichter, die das Volk von der Scheere und Ahle genau kannten, in ihren Dramen bei allen Volksscenen den Schustern und Schneidern die vorlautesten Reden in den Mund gelegt, ebenso den Wirthen. Auch Shakespeare theilt den Letztern mehrfach Rollen zu, so dem Stephano im Sturme, der Wirthin Frau Hurtig in den Königsdramen und dem Wirthe zum Hosenbande. Soviel ist sicher, ein unruhig Volk sind die Wirthe von jeher gewesen, manche haben sich auch in Schlachten rühmlich ausgezeichnet, während Andere wieder, die Treue und Redlichkeit mit süßem Wort auf den Lippen, ein unehrlich Wesen im Herzen trugen. Vielen aber darf nachgerühmt werden, daß sie die Sache des Volks gegen die Anmaßungen der Herrschenden mit redlichem Eifer unterstützt und gar manchen politischen und Religionsflüchtigen mit eigener Gefahr für Gut und Leben gastfreundlich Schutz und Schirm geboten haben. Und nun komme ich zur Beweisführung dieser paar Sätze. Es liegt auf der Hand, daß es mir nicht möglich sein kann, innerhalb des gegebenen Raumes die politischen Landes-Ereignisse weitläufig darzustellen, ich kann und darf voraussetzen, daß alle diese Momente, die hier erwähnt werden, vollständig bekannt sind und es nur der Erinnerung bedarf, um sie völlig gegenwärtig zu haben.

*
* *

Der erste Wirth, dem wir in der Geschichte begegnen, ist der Badwirth Schindler zum „Hinterhof" in Baden (1416). Er war ein guter Oesterreicher gewesen und hatte die Politik der Stadt gegen die Eidgenossen nach Kräften unterstützt. Nach der Eroberung der Stadt wurden seine Güter sowie die anderer kompromittirter Privaten, wie des Kommandanten auf der niedern Veste (dem spätern Landvogteischloß) eingezogen. Damit war der österreichische Patriot zu einem armen Manne geworden.

Einer der tapfern Wirthe, die sich im Burgunderkriege ausgezeichnet hatten, war Peter Amstalden zu Schüpfheim,* Hauptmann der Entlebucher.

* Diebold Schilling und nach ihm viele andere Geschichtschreiber nennen Escholzmatt als Wohnort Amstalden's; die Akten kennen nur Schüpfheim, den Namen des Wirthshauses nennen sie nicht.

Ihn erreichte im Jahre 1478 ein tragisches Geschick, er ist der erste Wirth von Bedeutung, dem wir in der Schweizergeschichte begegnen. Während der Vierwaldstätterbund sich gegen das in Folge der Burgunderkriege entstandene Burgrecht der Städte auflehnte, trat ein neuer Riß hinzu, der die Spaltung unter den Eidgenossen noch weiter ausdehnte. In der Landschaft Entlebuch herrschte wie im Oberlande und in den Waldstätten ein frischer demokratischer Sinn, der sich nicht gern von den Städten unterdrücken ließ. In Schüpfheim war der Wirth Peter Amstalden längst zur Ueberzeugung gekommen, daß die Waffen der Landleute so viel zum Siege beigetragen hatten, wie die der Städter und daß es Zeit sei, der Herrschaft der Letztern ein Ende zu machen, wenigstens die Gleichberechtigung zu verlangen. Mit dem Landammann Heinrich Bürgler von Obwalden und seinem Schwager Kunegger besprach er sich über den Plan, sich von der Herrschaft der Stadt Luzern loszusagen und einen eigenen eidgenössischen Ort zu bilden. Der Anschlag wurde verrathen, Amstalden in die Stadt Luzern gelockt und gefangen genommen (24. August 1478). Der Rath war von dessen Aeußerungen, die er zu Hause seinen Gästen gegenüber gethan, wohl unterrichtet. Man las ihm im Wasserthurm die Kundschaften vor. Amstalden war darob höchst betroffen, ohne ein Wort entgegnen zu können. Endlich riß er sein Brusttuch und Hemd auf, zeigte die Narben seiner Wunden aus dem Burgunderkriege, fiel auf die Kniee und bat um Aufschub und Gnade. Schließlich nach langem Weigern bekannte er seine revolutionären Absichten und seine Beziehungen zu Landammann Bürgler und Kunegger. Nach vier Monate langem Aufschub wurde er am 24. Nov. enthauptet.*

* * *

Die Wirthe haben nicht selten bei politischen Aktionen und militärischen Operationen als Unterhändler und Spione gedient. Als Franz I. zu Anfang des 16. Jahrhunderts ein Bündniß mit den Schweizern abzuschließen suchte, war es der Kardinal Schinner von Sitten, der demselben geschickt entgegentrat. Schinner wirkte in Bern namentlich durch Hans Gunthelm, den Wirth zum Schlüssel, was aus einem Briefe ersichtlich ist, worin ihn der Kardinal wegen seiner Bekämpfung der französischen

* Vrgl. den Hochverrathsprozeß des Peter Amstalden. Von Dr. Th. von Liebenau. 192 S.

Plane lobt (15. Januar 1520). Bern schreibt am 29. Juli gl. Jahres an Zürich: Der Kardinal habe auf's Neue an Gunthelm geschrieben und 100 Gulden gesandt, um etliche Bürger widerwärtig zu machen.

Schon damals hielt man das Wirthshaus für den richtigen Ort und die Weinschenke für das richtige Mittel, um auf die Bürger einzuwirken.

* * *

Fast zu derselben Zeit, als der Schlüsselwirth zu Bern im Solde des Kardinals Schinner stand, nahmen einige Wirthe der Ostschweiz Partei für den bekannten Herzog Ulrich von Würtemberg, der, wie Hans Stockar von Schaffhausen in seinem Tagebuch berichtet, „verrüß ein groß gelt hie vnd grüßend vyl burger syn Wol." Trotz allen Gesetzen gegen das Reislaufen und trotzdem Zwingli gegen alle Einmischung in fremde Angelegenheiten predigte, begaben sich doch mehrere Zürcher auf Umwegen nach Schaffhausen, um dem Herzog aus den Herrschaften Thurgau und Baden Volk zuzuführen. Unter diesen Führern befanden sich auch zwei Wirthe: Onofrion Setzstab, Weinschenk zum Elsasser in Zürich (der Elsasser ist das alte Geschäftslokal von Orell, Füßli und Komp.), und Hans Bullmann, Wirth zum Rindsfuß. Beide machten den Feldzug nach Würtemberg mit und waren gerade bei der Einnahme der Vorstädte von Stuttgart (5. März 1525) betheiligt, als die Hiobspost von der Niederlage der Schweizer vor Pavia und in Folge dessen der Befehl der Tagsatzung von Luzern zu sofortiger Rückkehr einlangte. Die Schweizer brachen auf. Unter ihnen Setzstab, der mit dem Mantelsack unter dem Arm in der Dämmerung die Stadt verließ. (Man hat inn da es wollt nachten gsen hinausgan und hat er ein watschger unter dem Arm. Zürcher Rathsprotokoll 20. Febr. 1525). Von da an verschwindet der von den Schweizern verlassene Fürst in unserer Geschichte. Die Führer der Zürcher aber, namentlich Setzstab und Bullmann wurden wegen der Theilnahme am Feldzug nach Schwaben in contumaciam zum Wellenberg verurtheilt. Onofrion Setzstab kehrte noch in gleichem Jahre freiwillig nach Zürich zurück, wurde eingesperrt und dann wieder freigelassen. Mit Jakob Grebel stand er in vielfachem Verkehr und agirte lebhaft gegen Zwingli und für die Reisläuferei. Unvermuthet wurden im Herbst 1526 Jakob Grebel, Onofrion Setzstab und Hans Escher in Zürich in's Gefängniß gesetzt. Grebel wurde geständig, von mehrern Seiten her bedeutende Geldsummen und Jahrgelder empfangen zu haben; sein Haupt fiel am 30. Oktober

auf dem Schaffote. Setzstab, der zungenfertige Wirth, erwirkte sich die Umwandlung der Strafe in Landesverweisung. Zürich erließ hierauf ein neues Gesetz gegen die Jahrgelder und das Reislaufen, aber dasselbe erregte so viel Unwillen, daß Setzstab es wagen durfte, zu behaupten, man sollte es für einen Vortheil erachten, daß er, obwohl früher in contumaciam verurtheilt, freiwillig nach Zürich zurückkehre, des Willens, seine bedeutenden Einkünfte in der Vaterstadt zu verzehren; wie er zu diesen Einnahmen auf rechtmäßigem Wege gelangt sei, allen möglichen Herren gedient und doch weder Mieth noch Gaben genommen habe, entwickelte er dann mit vieler Kunst und Unverschämtheit. Er zog nach Mellingen, wo er vorübergehend Unruhen veranlaßte. Er hatte nämlich überall verbreitet, Zwingli hätte einst zu Paris, wohin er nie gekommen war, einen silbernen Löffel und zwanzig Gulden gestohlen. Hierüber zu Mellingen von Zwingli zur Rede gestellt, nannte er als Gewährsmann den Stadtschreiber zu Luzern. Die empörten Begleiter des Reformators wollten den Verleumder aus dem Zimmer werfen. Die unsinnige Lüge wurde in der That so oft wiederholt, daß man endlich der Urquelle nachforschte und diese führte mit Bestimmtheit auf den Stadtschreiber von Luzern zurück. Von nun blieb Setzstab verschollen.

* * *

Die Geschichte nennt aus der Reformationszeit eine Anzahl protestantischer Wirthe, die verfolgten Glaubensgenossen wacker beistanden und ihnen Schutz und Obdach gewährten. Vor Allen zeichnete sich aus Mathias Ransperg in Appenzell, der sein angesehenes Gasthaus zur Stätte der Zuflucht und des Rathes für jeden Freund der evangelischen Lehre werden ließ.

In grellem Gegensatze zu Ransperg stand der Wirth zum Schwert in Weesen, welcher den Abt Kilian von St. Gallen, der auf seiner Flucht nach Ueberlingen (1529) bei ihm einkehrte, seinen protestantischen Gegnern verrieth, um sich einen kleinen Vortheil zuzuwenden. Nur ein günstiger Nachwind konnte den Abt vor seinen Verfolgern über den Wallensee retten.

Noch gefährlichere Subjekte waren zwei Wirthe des Gasthauses La tour perse in Genf.* Dieses Gasthaus war vom Jahre 1532 an das

* Hier wird es am Platze sein, einen Irrthum zu berichtigen, der in Joh. von Müller's Schweizergeschichte u. A. steht. La tour perse heißt nämlich nach Blavignac

Absteigequartier der Reformatoren Farel und Saunier gewesen, wo sie ihre Besuche empfingen. Das verrätherische Benehmen zweier Wirthe dieses Gasthauses kostete drei Männern das Leben. Der erste Fall ereignete sich 1540. Es war zur Zeit der Libertiner. Die Bürger waren wegen einiger Punkte über ihre Souverainität mit Bern in Konflikt. Die Unterzeichner eines mit Bern gepflogenen Abkommens hatten sich vor der Rache des Volkes nach Bern flüchten müssen. Generalkapitain Jean Philippe zeigte sich den Flüchtlingen günstig. An einem Gelage, das er seinen Leuten gab, erhitzte er sich, rühmte sich der Freundschaft Bern's und schwur, die Flüchtlinge zu rächen. Am Schützenfeste, den 7. Juni, trafen die kaum versöhnten Parteien auf einander. Jean Philippe, von Natur aus heftig und gewaltthätig, griff zuerst nach einer Hellebarte und erschlug einen Gegner. Nun stürzte das Volk nach dem Molard, dem Kampfplatz in allen Unruhen. Jean Philippe floh in das Gasthaus La tour perse. Der Wirth verrieth den Kapitain, der unter Stroh verborgen lag. Das Volk wollte die Waffen nicht niederlegen, bis es Zeuge seiner Hinrichtung gewesen. Zwei Tage darauf wurde Jean Philippe enthauptet.

Der zweite Fall spielt in den Wirren von 1707. Unter dem Volksmanne Pierre Fatio entstand eine Partei, welche bestrebt war, dem Genfer Volke die ungeschmälerte Souverainität zu sichern. Ihre Spitzen Fatio, Lemaitre, Piaget, Delolme, Revilliod u. a. m. kamen im Gasthause La tour perse zusammen. Eine versuchte Revolution (26. Mai) scheiterte. Die Führer der Volkspartei wurden von der Regierung mit bedeutenden Strafen belegt. Die Sieger dagegen feierten Feste. Während dieses vor sich ging, erschien vor dem Rathe der Wirth zur Tour perse, Christian Brochet, mit der Anzeige von einer furchtbaren Verschwörung, die den 17. August ausbrechen sollte. Es sei darauf abgesehen, sagte er, sich des Zeughauses und der Thore zu bemächtigen, die Mitglieder der Regierung und die Stadtgarnison nieder zu machen, die zur Hilfe geeilten Schweizer in die Rhone zu werfen und die Verfassung zu ändern. An der Spitze dieser Verschwörer stunden Lemaitre und Piaget. Als der Verrath bekannt wurde, floh Piaget und ertrank, als er sich durch Schwimmen retten

Histoire des Enseignes, nicht persischer Thurm, sondern blauer Thurm. Perse ist synonym mit blau. Der Dictionaire de l'Academie sagt selbst, pers ist eine Mißfarbe von blau und grün. So hat auch der fromage persillé im Jura den Namen fromage bleu.

wollte, im See. Lemaitre wurde enthauptet, Fatio im Gefängniß erschossen.

* * *

Die Spionage und Polizeischnüffelei der Wirthe wurde überhaupt durch die Regierungen unterstützt und großgezogen und mehrfach begegnet man Vorfällen, in welchen die Wirthe nur auf die Aufforderung der Behörden oder auf Drohungen hin gegen ihre Gäste und das Gastrecht sich verfehlt haben. Zu Ende des 17. Jahrhunderts (1698) wurden von der bernischen Regierung die sogenannten Konventikel untersagt. Jeder Briefwechsel mit fremden Pietisten galt als Verbrechen. Man durfte keinen andern Predigten beiwohnen als denjenigen der eigenen Gemeinde. Der Angeber erhielt 50 Thaler Anzeigegebühr. Wirthe und Polizeiwachen wurden besonders aufgefordert, der Regierung diejenigen anzuzeigen, die sich beikommen ließen, „fremde Religionen“ zu verbreiten. Es wurde untersagt, sie zu beherbergen oder ihnen Unterschlauf zu geben. Solcher Fälle wären mehrere aufzuzählen.

* * *

Eine geschichtlich bedeutendere und politisch folgenreichere Bewegung in der Schweiz, an welcher die Wirthe in ziemlicher Anzahl Theil nahmen, ist der große Bauernkrieg.

Die Ursachen des Bauernkrieges sind zu bekannt, als daß sie hier einläßlich erörtert werden dürften: Der Hochmuth der Regenten; die Fluth von Aufwands-, Sitten-, Polizei-, Finanz- und Strafgesetzen und Verordnungen, die vielfach die Volkssouverainität verletzten; die Verweigerung des Versammlungs- und Petitionsrechtes; die Verstümmelung oder Beseitigung von Urkunden, welche die Volksrechte verbrieften; neue, theils drückende Steuern; die Entlassung einer großen Anzahl von Schweizertruppen in fremden Diensten; die in Folge des Wegzuges der Flüchtlinge aus dem dreißigjährigen Kriege verminderten Hilfsquellen, die verschuldeten Liegenschaften und Gehöfte; die kostspieligen Gewohnheiten, zu deren Befriedigung die Mittel nicht ausreichten; endlich aber die Herabwerthung der Scheidemünzen, welche besonders auf den Unvermöglichen lastete, das Alles zusammen genommen veranlaßte den Ausbruch eines Volksaufstandes. Das Jahr 1652 hatte zudem schwere Wassersnoth gebracht, in den Zürcher Pulverthurm war der Blitz gefahren und hatte großes Unheil angerichtet,

Erdbeben und Sonnenfinsterniß hatten die abergläubischen Gemüther mit Schrecken erfüllt und vom 10. Dezember bis zum Jahresschluß dräuete am nächtlichen Himmel ein gräulicher Komet, das untrüglichste Wahrzeichen, wie der fromme Solothurner Stadtschreiber Franz Haffner meint, kommender Schrecken. Die Leute sahen sich in ihren ängstlichen Befürchtungen nicht getäuscht.

Lange bevor indessen der Bauernkrieg im Entlebuch seinen Anfang nahm, hatten sich daselbst Streitigkeiten erhoben, die von der Erhöhung des Ohmgeldes ihren Ursprung herleiteten. Im September 1632 beschloß der Rath von Luzern, um die Staatseinkünfte zu heben, den Bezug eines Ohmgeldes zu Stadt und Land im Betrage von einem Angster per Maß Wein und Most. Das Entlebuch protestirte anfänglich gänzlich dagegen, später nur noch das Gericht von Schüpfheim; dieses berief sich auf die alte Ohmgeldordnung von 1514. Die neue Ohmgeldordnung beseitigte allerdings verschiedene Ungleichheiten im Bezug dieser alten Steuer, dagegen erhöhte sie die Taxe von 4 oder 5 Schilling per 100 Maß auf 16 Schilling 4 Angster. Neu war zudem das Ohmgeld vom Most. Vier Wirthe: Landessiegler Nikolaus Hans **Brun** von Entlebuch, Weibel **Stadelmann**, Statthalter Laurenz **Roos** und Ulrich **Hafner** weigerten sich, das Mandat zu unterzeichnen, um so mehr, da das Volk von dieser Neuerung nichts wissen wollte. Brun wurde am 30. Juni 1633 in's Gefängniß geworfen. Im Verhör erklärte er: man soll das Landvolk am Schwörtage über das Ohmgeld entscheiden lassen; werde das Ohmgeld angenommen, so sei er bereit, dasselbe zu entrichten. Als man ihn fragte, ob er denn nicht der Obrigkeit Gehorsam geschworen habe, entgegnete Brun: „Ja, in rechten und billigen Sachen. Er wollte lieber in den Thurm, als daß er dem Lande etwas verschnetzlet hätte.“ Den 27. August wurde Brun nach vierwöchentlicher Gefangenschaft gegen Erlegung einer Buße von 100 fl. auf Urphede entlassen. Er wurde später Landeshauptmann und suchte 1641 bei einem Schwörtage wieder eine Revolte anzustiften; als ihm dies nicht gelang, machte er eine Pilgerreise nach Rom. Im Oktober des gleichen Jahres ersuchten Schultheiß und etliche geheime Räthe der Stadt Luzern den alt Schutheißen und Gardehauptmann Fleckenstein in Rom, dafür zu sorgen, daß Brun „ze Vermydung fehrnerer vnruhen und suscitation in diese Landt nit mehr kommen könnte.“ Ob dies geschehen ist, wird nicht gemeldet, wenigstens kommt Brun in den Akten nicht mehr vor.

Daß die Gemeinde Schüpfheim und die drei genannten Wirthe mit Geldbußen hart gestraft wurden, ist bei der Strenge der damaligen Regierung als selbstverständlich anzusehen.

Das Zeichen zur Empörung und zum Bauernkriege gab, wie gesagt, das Entlebuch. Schon im 15. Jahrhundert im Amstalden-Handel hatte das auf seine Freiheiten und seine Waffenthaten stolze Entlebucher Volk gezeigt, wie es gegen die Herren von Luzern gestimmt sei. Bereits zu Anfang des Jahres 1653 hatten 100 Bürger der Stadt Luzern, worunter die Wirthe Ammann Märtin Marzoll, Jost Gloggner zu Schneidern, Eckardt Lintacker zu Schuhmachern, und Johann Rüttimann zum „Adler", eine Denkschrift an die Regierung gerichtet, worin sie in zehn Punkten um Abschaffung verschiedener Mißbräuche einkamen. Die Regierung erschreckt, unterhandelte, und ein Vergleich wurde geschlossen, der aber die Spannung zwischen Bürgerschaft und Regierung nicht völlig hob. Das Entlebuch brachte die glimmende Asche neuerdings in Flammen.

Verhaßt war noch fortwährend das Umgeld, das von jedem Saum Wein 5 Batzen, und das Trattengeld, das von jedem Stück verkauften Vieh 6 Batzen forderte. Obschon der Käufer das Letztere bezahlte, drückte es doch auf den Viehhandel. Auch die Entlebucher richteten eine Petition an die Regierung, diese sandte am 14. Februar eine obrigkeitliche Gesandtschaft in's Entlebuch. Die Gesandten stiegen im Wirthshaus zum „Bruder Klaus" gegenüber der Kirche in Schüpfheim ab und ließen die Bauern vor sich kommen. Doch diese kehrten sich nicht daran, sondern pflanzten auf dem genannten Wirthshause die Landesfahne auf, hielten 1400 Mann stark, eine Landsgemeinde ab und schickten die Abgeordneten unverrichteter Sache wieder heim.

Aber auch die Willisauer erhoben sich und boten den Entlebuchern die Hand. Zwei Wirthe dieses Landstädtchens haben sich dabei besonders hervorgethan: Hans Ulrich Amstein zum „Sternen" und Johann Jakob Peyer zum „Adler". Amstein hatte, wie der Sechser Hans Jakob Sinner bekannte, die Entlebucher und Willisauer zu einigen gewußt und sich die Klagen der Erstern verschafft, um ähnliche in Willisau auf die Bahn zu bringen. Er veranstaltete am Donnerstag vor der Herrenfastnacht die Volksversammlungen in Reiden und Dagmersellen und er vermeldet, „die Lutherthaler und vil andere wellent Entlebucherisch syn; sy wöllent all die Köpf zusammen haben und große Fryheiten bekommen; die oberkeyt gange tyrannisch mit Jnen umb, wollend morgens zu Schötz das ganze Ambt

Willisouw zesamen schwören." Amstein habe, sagt Sinner ferner, ihn beauftragt, im untern Thale die Leute aufzunehmen. In Schötz habe Amstein präsidirt. In Wolhusen sagte Amstein: „Die Oberkeit habe sie lang gezwungen, sy wöllent selbige jetzt auch zwingen." Amstein hatte seine Klagen gegen Luzern selbst nach Zürich gebracht, im Felde kommandirte er die Willisauer, und rief die Berner zu Hilfe. Er führte Anfangs das Direktorium, empfing, öffnete und beantwortete alle Briefe; in seinem Hause fanden die geheimen Berathungen statt und er beherbergte alle Ausgeschossenen aus dem Entlebuch. Als die Geistlichen nicht in's Feld rückten, sagte er: „Wenn die Pfaffen nit mit wöllen, könnent sy wol Predikanten (also Protestanten) mitnemmen."

Als die Willisauer zuerst nur bescheidene Begehren stellen wollten, sagte Amstein: „Das sye nichts; wollent wol anders begären; die Oberkeit sye ganz erschrocken; könnent Innen iez nichts abschlagen, wenn die Puren die köpf zesammen halten." Das war beim ersten Auszug der Luzerner. Um die Kriegskosten zu bestreiten, hatte er mit Andern das „Reisgeld" des Amtes (die Militärsteuerkasse) angegriffen. Beim zweiten Auszug war er sehr zurückhaltend.

Der Angeklagte Jakob Stürmli, Metzger, von Willisau, der am 1. Juli hingerichtet wurde, sagte aus: In Amstein's Wirthshaus sei die erste Versammlung in Willisau gehalten worden, an derselben erschienen: der Pur zu Theuwyl (Hans Keller), Amstein, Stürmli, Hans am Mattenberg, der Kronenwirth Heinrich Peyer (in einem andern Verhör wird er Sonnenwirth genannt) und Jakob Schwegler.

Der zweite Wirth von Willisau, Johann Jakob Peyer zum „Adler", brachte als Abgeordneter die Klagen der Bürger nach Luzern; er wurde auch abgeordnet, um Geschütze aus Kastelen, Rheinfelden und Olten zu begehren. Der schon genannte Jakob Sinner von Richenthal bezeichnet ihn als einen „der bösen Ufstifter des Handels". Er zog als Hauptmann mit 250 Mann nach Pfaffwyl. Peyer hatte auch die Korrespondenz zwischen Fridli Bucher und dem Ammann und Wirth Marzoll in Luzern vermittelt. In einem Momente des Eifers ließ er sich beigehen zu sagen: Der Großweibel (in Luzern) müsse erschossen werden und „sollte er es selber thun". Auf die Fürbitte geistlicher und weltlicher Herren wurde er begnadigt.

Der Kronenwirth Heinrich Peyer hatte mit Andern den Beschluß durchgesetzt, man wolle den Kleinen Räthen von Luzern weder Zins noch

Zahlung geben und die vier Orte zu Schirmherren nehmen. Statthalter Joh. Walthert sagt in seinem Verhör: Peyer habe drei Jahre an diesem Krieg „gedengelet".

Von andern Wirthen werden noch aufgeführt: Peter Elmiger, genannt Mutzohr, und Hans Kaspar Marfurt, beide von Dagmersellen. Elmiger zog mit hundert Bauern durch Sursee nach Schenkon, „allwo sie nidergelegen und nit mer fortwollen, er gehe dann mit, haben ime zu ihrem Hauptmann gemacht"; Elmiger zog dann nach Littau und Mellingen. (Verhör mit Elmiger in Sursee den 17. Juni. Verhörprotokoll Fol. 36). Wie er bestraft wurde, ist nicht bekannt. Im Jahre 1654 wanderte er mit seinem Bruder Hans nach dem Breisgau aus.

Der zweite Wirth von Dagmersellen, Hans Kaspar Marfurt war es, der die Beschwerde der Knuttwyler gegen Luzern den Abgeordneten der zehn Aemter in Willisau einschickte. Er schlug den Fuhrmann des Vogtes von Wykon laut Geständniß vor Gericht in Sursee vom 20. Juni „uf den todt"; er bekannte auch, daß er sich in Büron zweier Erpressungen im Betrage von zusammen 70 Gulden schuldig gemacht habe. In Stanz war er als „Usgeschossener". Er muß ein böser Patron gewesen sein. An der Versammlung zu Rußwyl am 3. April war auch der Kreuzwirth von Malters, genannt der Donnerliwirth, erschienen. Uli Jneichen, Ochsenwirth in Hitzkirch, hatte den Verkehr mit den aufständischen Aargauern und Freiämter vermittelt.

Der Hauptvertreter der Bürgerschaft in der Stadt Luzern war der Wirth und Ammann Martin Marzoll, an ihn richteten am 8. Mai die Ausschüsse von Stadt und Amt Willisau ihre Klagen (der Adlerwirth Peyer von Willisau überbrachte sie) und versicherten sie unter der Aufforderung der Gegenseitigkeit ihres Beistandes. Marzoll war ein vorsichtiger Politiker; er vermahnte die Ausschüsse der Bauern am 9. und 13. Mai zur Ruhe und Mäßigung. Er ging deßhalb auch straflos aus; ebenso wenig wurde der Lindenwirth Kaspar Werenlinger von Rußwyl bestraft. Dem Hans Ulrich Amstein, Sternenwirth von Willisau, wurde zwar das Leben geschenkt, dagegen wurde er am 5. Juli für zehn Jahre auf die Galeeren verurtheilt, wo er auch starb. Während am 8. Juli vier Anführer am Galgen und drei durch das Schwert hingerichtet wurden, kamen die betheiligten Wirthe mit Gefängniß- und Geldstrafen davon.

Es ist bezeichnend, daß der Schriftführer der Entlebucher, der auch

zum großen Theil das geistige Haupt der Bewegung war, in keinem Geschichtswerke erwähnt wurde: es ist der Schullehrer und Organist Müller von Rapperschwyl. Vock's bekanntes Buch vom Bauernkrieg, das ihn nirgends aufführt, ist bei allen formellen Vorzügen und bei aller Anerkennung für die richtige Auffassung der Hauptfragen eine sehr ungenügende Arbeit und es ist sehr verdankenswerth, daß Hr. Th. v. Liebenau die Geschichte dieses Krieges nach den bisher unbekannt gebliebenen Korrespondenzen und Verhörakten zu schildern beabsichtigt.

* * *

Sehen wir nun, in welcher Weise die Wirthe im Kanton Solothurn sich betheiligten.

Am 25. Februar 1653 war der Regierung von Solothurn der amtliche Bericht über die Vorgänge in Luzern zugegangen, worauf sie ihren sämmtlichen Vögten den schriftlichen Auftrag ertheilte, sich in den Wirthshäusern „insgeheim beim Trunke und anderswo zu erkundigen, was für Reden ihre Angehörigen von diesem Wesen brauchen". Die allgemeine Lage des Vaterlandes schien der Solothurner Regierung so bedrohlich, daß sie am 14. März den Kriegsrath besammelte und „sinthemalen wir die straff Gottes vor Augen sechen", ein vierzigstündiges Gebet anordnete. Am 14. März trat zu Baden die Tagsatzung zusammen, sie faßte die Eventualität eines bewaffneten Einschreitens in's Auge und vereinbarte einen förmlichen Feldzugsplan.

Als die Solothurner Gesandten nach Baden reisten, trafen sie in Olten zwei Luzerner, den Wirth Hans Anderer von Reiden und den Untervogt von Adelboden, welche nach Olten gekommen waren, um die Bürger daselbst zum Aufruhr aufzumuntern. Auf ihr Geheiß wurden die beiden Luzerner in Verhaft genommen und nach Solothurn abgeliefert. Nachdem man sie dort einem Verhöre unterworfen hatte, wurden sie unter ernstlicher Verwarnung und mit der Bemerkung, „sie hätten verdient, daß ihnen der Kopf zwischen die Füße gelegt würde", entlassen.

Am Abend des 27. März rückten Mannschaften aus den Vogteien Bechburg und Gösgen in Olten ein und begannen ohne Weiteres ihre Wachtposten auszustellen. Darüber wurden die Oltner unwillig und stellten an den Platzkommandanten Daniel Gibelin die Frage, aus welcher Ursache der Bürgerschaft die Bewachung der Stadt entzogen werde. Während der Kommandant die Leute zu beruhigen suchte, erschienen zwei Männer

von Aarburg, der Falkenwirth Jakob Hurter und ein Anton Weiermann, Bürger von Bern, um die von Bern verlangten 50 Mann Hilfstruppen von der Besatzung in Olten unter Hauptmann Grimm auf dem Weg hinter der Wartburg durch, in's Schloß Aarburg geleiten zu dürfen. Die geheime Besprechung, welche sie in einem besondern Zimmer des Gasthauses zum Löwen mit den beiden Hauptleuten hatten, erfüllte die Bürger mit Argwohn; sie verlangten, die Wachtposten selbst zu beziehen und Aufschluß über die Bedeutung der mit dem Falkenwirth von Aarburg gepflogenen Unterredung zu erhalten. Hauptmann Gibelin gestattete das Erstere und gab bezüglich des Letztern beruhigende Zusicherungen. Die 50 Mann erhielten Marschbefehl, sie erklärten aber, in dunkler Nacht nicht weiter zu ziehen, es wäre denn, daß die Oltner mitzögen. Vergebens betheuerte Hauptmann Grimm, es handle sich nur um eine Besetzung des solothurnischen Schlosses Wartburg; man traute nicht mehr und als der Falkenwirth sich zeigte, da wurde er umringt und festgehalten. Der Mondwirth Hans Jakob von Arx von Olten hielt ihm die Hellebarte vor die Brust und schrie: „Was ist's, Du Verräther, Du Schelm! Was hast Du das Volk von hier abzuführen? Du hast hier nichts zu schaffen!" Uli Husi von Wangen aber versetzte gleichzeitig dem Falkenwirth mit der Muskete einen Schlag auf den Kopf, daß er ohnmächtig hinsank, worauf man den Thäter in den „Löwen" in Gewahrsam brachte.

Nachts um 11 Uhr erschien der Diener des Obervogts von Aarburg (nach Klaus Zeltner war es des Falkenwirths Sohn), der dem Platzkommandanten einen Brief übergeben wollte, wegen der vielen Soldaten aber nicht dazu gelangte.

Am folgenden Morgen kamen bewaffnete Bürger von Aarburg nach Olten und verlangten Auslieferung des verrätherischen Falkenwirths auf ihren Grund und Boden. Dem Begehren wurde nicht entsprochen. Auf dem Rathhause wurde dann vor versammeltem Volk das erwähnte Schreiben des Obervogts von Aarburg verlesen und so erfuhr die Bürgerschaft zu ihrem größten Erstaunen, was bezüglich der Besatzung von Aarburg zwischen Bern und Solothurn abgekartet worden war. Die Hinterlist, der man sich dabei bediente, erfüllte Alle mit Unwillen und mit gerechter Entrüstung wies man darauf hin, was für sie und ihre Nachbarn daraus hätte entstehen können. Die Aarburger hatten in der gleichen Nacht eine starke Wache in ihr Schloß gelegt. Nach diesem wurde der Falkenwirth in ein besonderes Gemach in das Gasthaus zur „Krone" verbracht, in

den nächsten Tagen aber wieder auf freien Fuß gestellt. Die Handlungsweise der Oltner, die allenthalben Aufsehen erregte, wurde im Solothurner Rathsmanual vom 28. März als eine Frechheit dargestellt, deren man künftig und zu seiner Zeit gedenken werde, vorläufig aber schickte man sich in die Nothwendigkeit, zur Verhütung mehrerer Schwierigkeiten etwas zu „conniviren und die gebührenden remedia uff ein besser Gelegenheit zu verspåren". Das Landvolk aber war entzückt über Olten's feste Haltung und die Entlibucher Bauern wiesen der Begebenheit mit dem Falkenwirthe sogar einen hervorragenden Platz an in ihrem „Tellenliede", das dazumal in zahlreichen Abschriften in den aufständischen Kantonen verbreitet und von den Landleuten häufig gesungen wurde." (Vock, Der Bauernkrieg, S. 545: „Ein neu Wilhelm Tellen Lied im Entlibuch gemacht 1653.) Dort heißt es in Strophe 13—20):

13.

Zu Aarburg ist ein Falke;
Man kennt ihn nur zu wohl
Er ist ein arger Schalke,
Dazu der Tücke voll.

14.

Er treit zwei falsche Augen,
Und ein meineidig Herz;
'S ist vorn ihm nit zu glauben,
Geschweige hinderwärts.

15.

Er ist gen Olten kommen,
Fragt, wo der Hauptmann war.
Der Falk hat's bald vernommen,
Und merket ehester das.

16.

Er treit ne Modekappen,
Daß er erkannt nit wurd;
Wollt führen fufzg Soldaten
In's Schloß, wohl von Aarburg.

17.

Zu Olten auf der Gassen
Ward er gegriffen an;
Beim Wanst thät man ihn fassen:
Woher, meineider Mann?

18.

Sie führten ihn zum „Leuen";
Auf ihn hat man gut Acht;
Wollt's Futter nit verdeuen;
Man hielt ihn über Nacht.

19.

Sie führten ihn zur „Kronen"
Wohl in ein bschlossen G'mach.
Der Krieg wollt ihm nit lohnen.
Auf ihn hat man gut Wach.

20.

Im Spittel auf dem Laden,
Da sitzt er Tag und Nacht
An einem seidnen Faden,
Wie ihn der Schlosser macht.

Wer jedoch den Oltnern den meisten Dank wußte, das waren die Aarburger, die als Entgelt für den geleisteten Freundschaftsdienst Leib und Leben einzusetzen versprachen und für alle Fälle ihre thatkräftige Hilfe anerboten. Man sollte dieselbe bald genug brauchen. Schon Tags darauf war Oberst Zörnlein von Basel an der Spitze von 500 Baslern und Mülhausern in Aarau eingerückt. Das Gerücht ging, fremde Kriegsvölker seien über die Schafmatt her im Anzug. In allen Dörfern ertönte das Sturmgeläute. Auf die Mahnung von Olten rückten die Aarburger mit 200 Mann auf, um den wichtigen Paß von Olten zu besetzen. Der Färber Kaspar Klein, ein feuriger junger Oltner, wurde zum Hauptmann der Oltner und Aarburger ernannt. In den Bündten, auf einem freien Felde, gelobten sich die Mannschaften beider Städte Schutz und Trutz mit einem gemeinsamen Eid gegen den innern und äußern Feind. Die patriotische Haltung der beiden Städte an der Aare hatte das Solothurner Volk in bedeutende Aufregung versetzt. Ueberall entstand ein Wetteifer, die große vaterländische Sache nach Kräften zu fördern. Kaspar Meyer, der Untervogt von Dulliken, ließ auf die Boten und Briefe der Regierungen fahnden und behielt sie zurück. Aehnlich machte es Michael Schwendimann, der Kronenwirth zu Schönenwerd, welcher Durchreisende in rücksichtsloser Weise durchsuchen ließ und Jeden, der ihm verdächtig schien oder nicht gehorchen wollte, in einen Stall unter seine Stiege sperrte.

Unter den gegebenen Umständen hielt es die Regierung für angezeigt, die an die Solothurner Grenzen abmarschirten Truppen des Bischofs von

Basel wieder abzumahnen und den Unterthanen betreffs Anmarsch fremder Völker beruhigende Zusicherungen zu geben. Ihr Vorgehen machte auf die Bevölkerung den besten Eindruck und es gelang den beidseitigen Abgeordneten, die am 3. April zu einer Besprechung in Oberbuchsiten zusammenkamen, für das Volk verschiedene Vergünstigungen und für die Regierung die Versicherung der Anhänglichkeit und Treue zu erwirken. Doch der Friede war nur ein scheinbarer. Während noch zu Oberbuchsiten verhandelt wurde, liefen die Oltner Bürger Hauptmann Kaspar Klein, der Färber und (nach Vock) der Mondwirth Hans Jakob von Arx (nach Rektor Zingg, dem ich eine Anzahl Mittheilungen über die Oltner Wirthe verdanke) * Hans von Arx, der „Speckli" genannt, für sich selbst und ohne Wissen und Willen der Gemeinde nach Willisau, wo sie mit den Luzerner Landleuten schriftliche Verträge errichteten und einander mit Hilfe in Rath und That beizuspringen versprachen. Sie brachten bei ihrer Heimkehr Bericht, daß der Aufruhr noch allenthalben unter der Asche glimme, daß man das Mißtrauen bezüglich des Einmarsches fremder Truppen noch nicht abgelegt habe und den Versprechungen der Regierung keinen Glauben schenke. Am 18. April versammelten sich die Ausschüsse der Luzerner Landleute zu Willisau, wobei sich aus dem Solothurner Gebiet der Untervogt Adam Zeltner von Kappel und der Alt-Wirth Georg Baumgartner von Oensingen einfanden. In Willisau gab man ihnen die schriftlich verfaßten Bundesartikel mit und weihte sie in alle Pläne ein. Heimgekehrt, stiegen sie in Olten bei Peter Klein im „Löwen" ab und hielten mit dem Färber Klein und dem Mondwirth von Arx eine geheime Besprechung. Eine Zusammenkunft wurde auf dem Rathhaus abgehalten, Adam Zeltner zum Landeshauptmann gewählt, und fünf Männer, worunter der Löwenwirth Klein und der alt Wirth Baumgartner von Oensingen ihm zu geheimen Räthen beigegeben. Sie erhielten den Auftrag, zur Vertheidigung gegen fremde Truppen, welche in's Land kommen möchten, die nöthigen Befehle zu ertheilen. Noch mehrere Versammlungen wurden abgehalten, so auf dem Trimbacher Felde und bei der Burg in den Bündten. Es ging oft bunt dabei zu. An einer derselben geriethen der Weibel Leonhard Kandel und der Mondwirth von Arx wegen

* S. außerdem die alten Wirthshäuser in Olten. Von Ed. Zingg. „Vom Jura zum Schwarzwald". I. 310—312.

Unterstützung der Luzerner derart aneinander, daß der Weibel seines Amtes entsetzt wurde.

Auf kurze Zeit tritt noch ein neuer Wirth in die Aktion ein. Am 2. Juni hatte General Werdmüller von Zürich den Landleuten einen Waffenstillstand bewilligt und diese hatten auch wirklich zur Anbahnung von Friedensunterhandlungen Ausschüsse gewählt, unter ihnen befand sich der Wirth Hans Strub von Trimbach. Doch diese Ausschüsse ließen die gewährte Frist verstreichen und so kam es zu dem bekannten Gefechte von Wohlenschwyl im Aargau. Am 4. Juni beschloß man zu unterhandeln. Den Untervogt Reinli von Aarburg an der Spitze begaben sich am 4. die Abgeordneten, worunter auch der Wirth Hans Strub, in's Lager Werdmüller's, wo der Friede besiegelt und auch von den Bauern angenommen wurde. Reinli und Strub wurden von den Siegern schon am 10., die übrigen Solothurner Führer am 17. in Olten verhaftet und nach Zofingen in Gefangenschaft gesetzt. Unter ihnen befand sich auch der Mondwirth von Arx von Olten, der Kronenwirth Michael Schwendimann von Schönenwerd und Georg Baumgartner, alt Wirth von Oensingen, endlich Joggi Fluri, der Weinschenk von Balsthal. Die Verhöre waren am 23. Juni beendigt.

Ein rühriger Vertreter des Volks war der mehrfach genannte alt Wirth Georg Baumgartner von Oensingen. Schon am 18. April war er Abgeordneter des Kantons Solothurn bei der Versammlung der zehn Aemter von Luzern in Willisau gewesen, allerdings nur um sich vorläufig mündlich belehren und weisen zu lassen. Am 2. Juni war er einer der Führer der 2000 Solothurner, die im Eilmarsch auf den Ruf nach Zuzug über Olten nach Othmarsingen zogen.

Alle diese Männer, die in guten Treuen für ihr Land und Volk eingestanden waren, wurden an Gut und Geld schwer gestraft.

* * *

Nicht besser erging es den Volksmännern und Wirthen aus der Landschaft Basel.

Im Volksaufstande des Kantons Basel spielte die Stadt Liestal die nämliche Rolle, welche die Stadt Olten für den Kanton Solothurn übernommen hatte. Zwar fand die erste Versammlung der Unzufriedenen nicht in Liestal selbst, sondern in einem Wirthshause in dem stillen abgelegenen Waldenburger Thale statt.

Am 9. März saßen in der Wirthschaft von Jakob Schweizer in Oberdorf sechs Bursche aus der Ortschaft: Balthasar Waldner, genannt Xander Balz, Balzer Siegrist, Friedrich und Christian Krattiger, Heinrich Senn, Hans Erni, genannt Heyd Erni und besprachen beim Wein die Frage des sog. Soldatengeldes, jener zu Stadt und Land höchst unvolksthümlichen Abgabe, welche das Amt Waldenburg monatlich mit 80 ₶ traf. Die sechs Oberdorfer Bauern beschlossen, so erzählt Andreas Heusler in seinem „Bauernkrieg von 1653", man sollte die Gemeinden anfragen, ob man noch ferner Soldatengeld bezahlen wolle. Sie gingen dann selbst zu diesem Zwecke nach Bucken, Zunzgen und Liestal ab. Eine solche Anfrage wurde noch in der gleichen Nacht in Liestal gestellt. Die Bewegung griff rasch um sich, so daß der Rath von Basel sich veranlaßt sah, eine Abordnung, mit dem berühmten Bürgermeister Wettstein an der Spitze, nach Liestal zu schicken, der es gelang, die Leute in Sachen des Soldatengeldes und der Erhöhung des Salzpreises zu beschwichtigen. Das Ansehen der Regierung war aber durch den verunglückten Zug unter Oberst Zörnlein bedeutend erschüttert worden und die Bewegung im Kanton Basel nahm eine immer ernster werdende Gestalt an. Ihren Mittelpunkt hatte sie fortwährend im Amte Waldenburg in der Wirthschaft des Amtspflegers Hans Gysin zum Rößli in Höllstein und in der Wirthschaft des Jakob Schweizer in Oberdorf, bei welchen alle Fäden zusammenliefen. Bei Bruckner, Ochs und den neuern Geschichtsschreibern wird zwar die Orismühle bei Liestal als Sammelplatz der Verschworenen genannt, allein in den Akten findet sich keine Spur von solchen Zusammenkünften in der Orismühle, die auch für die Verbindung mit Waldenburg nicht bequem lag, sondern es erscheint auch, sagt Heusler, der Orismüller Jakob Ritter, Meyer zu Seltisberg, als ein ganz unverdächtiger, dem regierungsgetreuen Schultheißen Imhoff von Liestal zur Seite stehender Mann.

Die beiden Hauptführer der Bewegung im Kanton waren der Weber Uli Schad von Oberdorf und Isak Bowe, der Bruder des ebenfalls mehrfach betheiligten Schlüsselwirths Werti Bowe von Waldenburg. Schad war seit 1649 Gerichtsamtmann in Waldenburg, seit 1652 Bannbruder in Oberdorf, ein Mann der That, im kräftigsten Alter, fähig das Volk in fortwährender Aufregung zu erhalten. Isak Bowe scheint der denkende Kopf der Bewegung gewesen zu sein, er war 38 Jahre alt, ein wohlhabender Mann und bewandert in Bibel und Gesangbuch. Der Schlüsselwirth wird als heftig geschildert, mit Daniel Jenny vertrat er

an der Versammlung zu Sissach die Begehren der Waldenburger in Betreff des Salzes und des zukünftigen Erlasses der Soldatengelder. Amtspfleger Hans Gysin zum Rößli in Höllstein war einer der geachtetsten Männer des Landes. *

Im Hause des Hans Gysin nun wurde die Annahme des Huttwyler Bundes beschlossen; Gysin hatte den Verschwornen oft Geld vorgestreckt und dem Schlüsselwirth Werti Bowe seinen Degen nach Olten mitgegeben. Er gestand im Verhör, er habe die Vorschüsse aus Furcht gemacht, einmal 50 Batzen, ein andermal 9 ℔, dem Uli Schad zur Reise in's Oberland zwei Dukaten, auch seien bei 300 ℔ bei ihm verzehrt und nicht bezahlt worden. Gysin ist der einzige Wirth, der die „Unterthänige Supplikation" an die Regierung (30. März 1653) unterzeichnete. Bei seiner Verurtheilung, die ihm die Hälfte seines Vermögens kostete, ist wahrscheinlich auch das silberne „rößlin" der Obervögte den Weg alles Irdischen gegangen.

Zwischen der Regierung und Abgeordneten der Landschaft fanden am 16. April neue Unterhandlungen statt und ein gütlicher Vergleich kam zu Stande, der beide Parteien mit großen Hoffnungen erfüllte. Allein während die Abgeordneten in Basel über den Frieden sich beriethen, kamen auf der Landschaft verschiedene Unfuge vor, welche die Regierung veranlaßten, den Oberstlieutenant Zörnlein mit 350 Mann nach Liestal abzusenden, um durch dieselben mindestens ihre Beamten zu schützen und die ruhigen Elemente vor Unbill zu sichern. Allein diese Sauvegarde hatte die entgegengesetzte Wirkung gehabt, in hellen Haufen zog das Landvolk vor die Stadt, Urs Schweizer, der Wirth von Reigoldswyl, war sogar nach Mümliswyl geeilt, um die Solothurner zum Zuzug zu mahnen. Um die Liestaler zu beschwichtigen, die auf Seite des Landvolks standen,

---

* Wie aus einem Berichte vom Jahre 1642 hervorgeht (Mittheilung des Herrn Ständerath Birmann), kamen in seinem Wirthshause am 7. Herbstmonat die Obervögte, Landvögte und Untervögte zu einem frohen Tag zusammen, wie sie solche oft daselbst gehabt hatten. „Denn der Amtspfleger ist ein beretter man und tut viel gutes, und erkennt die rechten der lantsleut und der oberikeit und gibt allen guten rat. Da machten die obervögt, m. gn. Herren, dem wirt eine sonderbar schöne vererung und schankten ihm ein ganz silbern rößli, war 105 lot schwär, das loth zu 18 batzen. Und hielt da der Obervogt von Farnsburg, heißet Hans Uebelin, eine gar schöne red und der amtspfleger Geysi hielt eine noch schönere red und bewirthet alle Ehrengäst zwei Tage lang... ich war auch dabei."

wurde diesen auf die Bitte von Schultheiß und Rath und gegen das Versprechen, den Abzug der Bauern zu bewirken, die Bewachung der Thore wieder übergeben, die Zörnlin durch seine Leute hatte besorgen lassen. Aber die Bauern zogen nicht ab. Da kam Amtspfleger Gysin von Höllstein angeritten; er beschwor die Führer, man solle das Volk heimziehen lassen, allein sie gaben weder ihm noch dem Schultheißen Imhoff Gehör, sondern verlangten drohend den Abzug der Basler Truppen. Oberst Zörnlin fand für rathsam, sogleich aufzubrechen und nach Basel zurückzukehren. Die Bauern ernannten hierauf ihre Abgeordneten zur Landsgemeinde nach Sumiswald. Die unterdessen eingetroffenen Solothurner beabsichtigten dagegen am Charfreitag mit den Landschäftlern vor Basel zu ziehen, oder doch wenigstens bis Muttenz, um an die Stadt die Frage zu stellen, ob Freund oder Feind? Dem Amtspfleger und Rößliwirth Gysin aber gelang es, die Leute von diesem Gedanken abzubringen. Am Ostertage 10./20. April fand im Rößli in Hölstein eine Zusammenkunft der Ausschüsse des Landes statt und am Ostermontag wohnten dieselben der Landsgemeinde von Oberbuchsiten bei. Mittwoch den 13./23. April erfolgte die große Volksversammlung in Sumiswald, unter der Leitung von Niklaus Leuenberger. Wirthe aus Basel nahmen nicht daran Theil. Die Liestaler selbst hatten keine Abgeordneten nach Sumiswald geschickt, noch wollten sie von Beschwörung des Bundes etwas wissen. Sie kehrten von der auf den 18./28. April auf dem alten Markt bei Liestal ausgeschriebenen Landsgemeinde vor Ableistung des Eides in das Städtlein zurück. Die Waldenburger verlangten aber unter mannigfachen Drohungen ihren Beitritt zum Bund, worauf die Bürger zum Thor hinaus liefen und den Waldenburgern den Eid leisteten. Der Eid wurde knieend geleistet, der Amtspfleger und Wirth Gysin ertheilte ihn den Beamten, der 75jährige Amtspfleger Giegelmann dem Volke.

An einer zweiten Landsgemeinde in Liestal 2./12. Mai) wurde jetzt auch der Rath der Stadt zur Theilnahme bewogen und ein Mitglied desselben, der Schlüsselwirth Samuel Merian zum Ausschuß an die Landsgemeinde von Huttwyl ernannt. Nach dieser Gemeindeversammlung zog sich der Schultheiß Imhoff zurück und Schlüsselwirth Merian übernahm das Siegel der Stadt, mit dem er zwei Tage darauf an der Landsgemeinde von Huttwyl den Bundesbrief Namens der Stadt bekräftigte. Auf Merian waren die Liestaler nicht gut zu sprechen; es hieß, man habe ihn nur nach Huttwyl geschickt, um ihn in Ungnade zu bringen.

Es ist unmöglich, in diesem Rahmen die Phasen des ganzen Kriegsverlaufs auch nur anzudeuten. Auf den ersten Lärm vom Wiederausbruche des Aufruhrs hatte sich die Tagsatzung zu Baden versammelt. Drei Feldherren wurden aufgestellt: General Zweier von Evibach aus Uri, für den Angriff auf Luzern, General Konrad Werdmüller von Zürich für den untern Aargau und General Sigismund von Erlach für den Oberaargau und das Emmenthal. Ein vorzüglicher Plan des Bauerngenerals Christian Schybi, auf drei Punkten im Aargau Werdmüller anzugreifen, wurde durch den Hauslehrer Zuber, der im Dienste des Landvogts von Aarwangen stand und im Gasthaus zum Kreuz in Langenthal die Verabredung Schybi's mit Leuenberger gehört hatte, verrathen. Werdmüller wurde sofort durch einen Eilboten davon benachrichtigt. Leuenberger, der in seinen Hoffnungen auf Gelingen dieses Planes sich getäuscht sah, schloß mit Bern einen günstigen Friedensvertrag ab (14. Mai). Als aber Bern Zuzug aus der welschen Schweiz erhielt, trat es vom Vertrag zurück und Leuenberger eilte Schybi zu Hilfe, der bei Mellingen stand. Wie die Nachricht von der Ankunft des eidgen. Heeres unter Werdmüller in Mellingen nach dem Kanton Basel gelangte, ließ Joggi Buser, Sonnenwirth von Bukten, am 1. Juni (n. St.) ein Rundschreiben in die nächstgelegenen Dörfer ergehen, folgenden Inhalts: „Zu wissen, daß ihr in Eil von Dorf zu Dorf in eurem Amte zu entbieten habet, daß der erste Auszug alsbald fortziehe, auf Olten zu, und sich auf den heutigen Tag einstelle, nach Laut des Bundes; denn es sind fremde Völker mit achtzehn Stuckern von Zürich und Schaffhausen angekommen. Bitte, säumet Euch nicht! denn es thut Noth. Nicht mehr, denn Gott wohl befohlen. (Unterz.) Jakob Buser, Wirth zur Sonne zu Bukten."

Vergeblich warnte der Landvogt Brand zu Homburg die Gemeinde Bukten. Farnsburger und Waldenburger kamen mit fliegender Fahne daher und zogen mit den Homburgern vereint wohl 200 Mann stark über den Hauenstein. Der Schlüsselwirth Werli Bowe trug die Amtsfahne von Waldenburg. Diese Mannschaft nahm an dem Gefecht von Wohlenschwyl Theil und kehrte nach dem Mellinger Frieden mit einem Laufpaß Werdmüller's nach Hause. Zu dieser Zeit spielte noch eine Episode, die sich auf die Feuer- und Alarmzeichen auf dem Buchsiberg bei Langenbruck bezieht und die dem damaligen Bärenwirth Jakob Wirths daselbst den Namen „Bubscher" einbrachte, dessen Nachkommen heute noch diesen Dorfnamen tragen sollen.

Wie in den andern Kantonen so wurde auch im Kanton Basel nach der Unterdrückung des Aufstandes mit den Hauptbetheiligten ein rasches Prozeßverfahren eingeschlagen. In einer Woche wurden mehr als 170 Landleute mit Stricken oder Ketten gebunden, in die Stadt gebracht und alle Gefängnisse damit angefüllt. Unter den Verhafteten befanden sich die Wirthe: Samuel Merian zum Schlüssel in Liestal, Jakob Schweizer von Oberdorf, Hans Gysin zum Rößli in Höllstein, Joggi Buser zur Sonne in Bukten und Joggi Kohler von Diegten. Der Schlüsselwirth Werli Bowe wurde nach Zofingen zur Beurtheilung abgeschickt, mit 100 fl. Geldstrafe und mit Verbannung gebüßt. Jakob Buser wurde zum Verluste beider Ohren verurtheilt, welch letztere Strafe jedoch nicht zur Vollziehung gelangte. Amtspfleger Gysin zum Rößli in Höllstein, der zum Verluste seines halben Vermögens verurtheilt worden war, bezahlte laut „Empfahenbuch" 1580 ℔ Kapital und 79 ℔ Zins. Nur seine Güter waren ganz frei, die Güter der meisten andern waren verpfändet, weßhalb sich die Regierung für die Bußen Obligationen ausstellen ließ. Amtspfleger Gysin hatte viele Gönner in und um Basel. Das Amt Rheinfelden und das Amt Landser (Elsaß) baten um Schonung, da Gysin den beiden Aemtern viele Gutthaten erwiesen hatte. Auch Ausschüsse und Vögte der Herrschaft Badenweiler baten für Gysin, er sei ein ehrlicher, frommer und gegen Arme (besonders gegen Flüchtige in den letzten Kriegsjahren) mitleidiger Mann. Diese Fürsprache mag denn auch nicht ohne Wirkung gewesen sein; daß Gysin seines Amtes enthoben wurde, ist wohl selbstverständlich. Aber auch das Amt Waldenburg wurde bestraft, indem ihm die Wahl seiner drei Amtspfleger entrissen und dem Rathe von Basel zuerkannt wurde. Eine große Anzahl der Angeklagten bestand beim Verhöre die Tortur. Der Wirth Kohler von Diegten z. B. wurde nebst drei Andern mit dem Gerüst aufgezogen. Nach dem Antrage der Verhörkommission sollte er mit sechs weitern Angeklagten dem Tode verfallen sein, es wurde ihm vorgeworfen, daß er viele Briefe gewechselt, den Zug nach Aarau zu verhindern gesucht, den Wirth von Augst nach Liestal citirt, in Olten und Aarburg das erste Verständniß angezettelt, und noch zuletzt Brief und Siegel für die bewilligten, aber von den Bauern nicht angenommenen Punkte begehrt habe. Am 14. Juli wurde Kohler mit Galli Jenny, Hans Gysin, Heinrich Stutz und Konrad Schuler aus Liestal und Uli Gysin von Läufelfingen vor dem Steinenthor zu Basel, mit dem

Schwert, Uli Schad mit dem Strange hingerichtet. Die Obrigkeit konfiszirte größtentheils die Güter der Hingerichteten.

* * *

Von geringerer Bedeutung ist die Betheiligung der Wirthe im Kanton Bern; namentlich werden aufgeführt die Wirthe von Trachselwald, Leonhard Glanzmann in Raufli bei Konolfingen und der Kreuzwirth Wild von Langenthal, aus dem Aargau der Ochsenwirth von Sarmenstorf.

* * *

Warum so viele Wirthe, namentlich auch im Kanton Basel, sich beim Bauernkriege in hervorragender Weise betheiligt haben, geht neben der allgemeinen Unzufriedenheit auch aus dem Umstande hervor, daß durch eine Anzahl Bestimmungen und Gesetze die vitalsten Interessen des Wirthsgewerbes verletzt worden waren: die Erhöhung des Weinumgeldes, das Mühlen- und Metzgerumgeld, die Abgabe der Landbäcker, die Verbote öffentlicher Belustigungen, der Neujahrsfeste, besonders aber des Tanzens, der Uebereifer in Erlaß von Sittenmandaten, die wiederholten Hochzeitsverordnungen, die Festsetzung von Speisezeddeln und Uerten, wozu dann noch die große Verwirrung im Münzwesen kam; das Alles zusammengenommen mußte das Gewerbe empfindlich beeinträchtigen und schädigen. Schon der Rappenkrieg von 1591 mit seiner Erhöhung des Umgelds und der Abgabe kleinerer Hohlmaße an die Wirthe hatte im Kanton Basel den Grund gelegt für den Bauernkrieg, der ein halbes Jahrhundert später mit voller Macht ausbrach, aber auch mit blutiger Konsequenz zu Ende geführt wurde. Aber nicht nur die eiserne Strenge war es, die im Volke eine Verbitterung keimen und groß werden ließ, sondern vielmehr das rücksichtslose Zertreten der Rechte des Volkes, welches dann später, allerdings unter andern Verhältnissen, selbst wieder gewaltsam das Recht zertrat.

* * *

Im „Einundneunziger Wesen“, wie der Aufstand der Basler Bürger gegen das Bürgermeisterthum der Burkhardt und Socin gemeinhin genannt wird, thaten sich auch zwei Wirthe hervor: Hauser, Gastwirth zu den „Drei Königen“ und Georg Daniel Kuder zum „Wilden Mann“. Hauser war ein eifriges Mitglied des Bürgerausschusses, war aber doch so klug, vor Ausschreitungen, wie solche nach Dr. Fatio's Gefangennahme geplant waren, abzumahnen. Nachdem am 27. September die drei Häupter

des Aufstandes von 1691 ihre Empörung gegen das Gottesgnadenthum des Rathes mit ihrem Blute bezahlt hatten, wurden die beiden Wirthe nach einigen Wochen Gefangenschaft an Geld und Gut gestraft; Kuder um 500 Rthlr., und weil er sich ehrenrührig gegen die Obrigkeit geäußert, noch ein halbes Jahr in sein Haus „bannisirt".

* * *

Die Geschichte der beiden letzten Jahrhunderte weist noch über ein Dutzend Ereignisse auf, bei denen Wirthe und Wirthshäuser eine nicht unbedeutende Rolle spielten. Ich kann dieselben hier nur in Kürze erwähnen.

Der erste Fall betraf die Schaffhauser Gemeinde Wilchingen. Von Alters her hatte die Gemeinde eine Wirthschaft besessen, ein sogen. „Gemeindehaus", wie solche jetzt noch in vielen schweizerischen Gemeinden existiren. Die Regierung beabsichtigte im Jahre 1717 eine zweite Wirthschaft zu errichten. Die Gemeinde protestirte, konnte aber ihr Recht nicht urkundlich nachweisen. Der neue Wirth gab zwar seine Gerechtigkeit zurück, allein die Gemeinde verlangte eine Bürgschaft dafür, daß solche Fälle nicht wiederkehren, versagte Huldigung, Militär- und Frondienst und Gehorsam. Die Regierung sandte Truppen in das Dorf. Die Männer flohen in das Klettgau, die Weiber blieben. Erst im Jahre 1729 endete der Streit, nachdem die Gemeinde, die 17 Jahre lang von einem großen Theil ihrer Bevölkerung verlassen geblieben, in Armuth gesunken war.

Auch in diesem „Wilchinger Handel" zeigte sich, was das Schweizervolk vermocht hätte, wenn nicht nur zerstreute Theile, sondern die Gesammtheit oder wenigstens ein großer Theil desselben gegen das Herrenthum aufgestanden wäre, das bei so manchen Gelegenheiten seine völlige Ohnmacht verrieth.

Der zweite Fall wird gemeinhin der „Udligenschwyler Handel" genannt. Er nahm 1725 seinen Anfang durch ein Tanzverbot, das der Pfarrer des Luzerner Dorfes Udligenschwyl erlassen, während der Landvogt dem dortigen Wirthe die Bewilligung ertheilt hatte. Der Streit durchlief alle geistlichen Instanzen bis zum Papst, Benedikt XIII., der den Rath von Luzern, welcher sein Dorf und seinen Landvogt in Schutz genommen, mit dem Kirchenbann bedrohte. Schon war das Interdikt bereit, als die katholischen Orte vermittelten und der Papst den Vergleich annahm. Der Prozeß hatte bei zwei Jahre gewährt.

Bei dem Aufstande der Jurassier gegen den Fürstbischof von Basel in den Jahren 1731—1740 * war ebenfalls ein Wirth unter den Führern der Bewegung betheiligt, Jean Jacques Liechtle zum Storchen, zweiter Bürgermeister der Stadt Pruntrut. In seinem Gasthause wurden die Versammlungen der Aufständischen aus der Stadt gehalten. Den 13. Mai 1740 wurde er mit dem ersten Bürgermeister Choullat und mehrern andern Räthen und Bürgern verhaftet und zu einem Jahr Gefängniß, zu ewiger Verbannung aus dem Gebiete des Fürstbisthums und zur Leistung der Urphede verurtheilt. An die Kosten von 4625 ₶ hatte er etwa 600 ₶ zu bezahlen.

Im Jahre 1763 entstanden im Kanton Schwyz, hervorgerufen durch eine neue Kapitulation mit Frankreich Unruhen, die besonders von einem Wirthe in Einsiedeln gefördert wurden. Die Frau des Generals v. Reding betrieb eifrig die Werbungen für Frankreich, wofür sie von der Landsgemeinde bestraft wurde. An der Spitze der herrschenden Partei stand der Kommandant Karl Dominik Pfeil, Wirth zum Pfauen, * in Einsiedeln. In seinem Gasthof wurden die Landleute gegen Frankreich aufgehetzt; Reding konnte sich nur durch Bezahlung eines Thalers an jedes Mitglied der Landsgemeinde vor dem Todesurtheil retten; andere Franzosenfreunde wurden bestraft und mit dem Leben bedroht. Landammann Reding wurde entsetzt und ein Vetter des Pfauenwirths, Franz Dominik Pfeil zu diesem Amt erhoben. Aber das Volk wurde nach zwei Jahren des Terrorismus der beiden Pfeil müde, die Geächteten wurden wieder in ihre Stellen eingesetzt, Karl Dominik seiner Aemter verlustig erklärt und nachdem er sich heimlich nach Frankreich begeben, verbannt. Er sah seine Heimath nie wieder.

Der Aufstand des Freiburger Aidemajors Peter Chenaux von La Tour de Trême, der 1781 gegen die unbillige Parteiherrschaft der Freiburger Patrizier gerichtet war, und mit dem Tode von Chenaux endigte, hatte noch ein lächerliches Nachspiel. Die Gasthäuser zum „Schwert" (heute zum „weißen Rößli") und zum „Mohren" (heute „Hôtel de l'Union") in Bulle waren die Versammlungsorte der Verschwörer gewesen. Der Schild des Gasthauses zum „Schwert" wurde auf Befehl

* Vom Jura zum Schwarzwald I. 23—45.

* Heute zur „Krone".

der Regierung drei Tage eingekerkert und dann vom Henker verbrannt. Und das geschah vor hundert Jahren von einer, angeblich von Gott eingesetzten Regierung!

Bekannter noch als der erwähnte Fall ist das traurige Ende des unglücklichen Badwirths von Gonten, Appenzell J. Rh., des Landammanns Josef Suter, der sich durch mannigfache, kaum selbst verschuldete Umstände den Haß der Kapuziner und der Reichen zugezogen hatte und dafür den 9. März 1784 mit seinem Kopfe büßte.

* * *

Die Ereignisse des 19. Jahrhunderts, bei denen sich Wirthe betheiligten, oder Wirthshäuser zum Mittelpunkte der Agitation wurden, sind beinahe alle unblutiger Art. Das Bad Bocken oberhalb Horgen gab dem ziemlich rasch aber nicht unblutig verlaufenden „Bockenkrieg", der wegen der Weigerung des Landvolkes, der neuen Regierung zu huldigen, entstanden war, den Namen.

In den Dreißiger Jahren waren die Wirthshäuser mehrfach die Stätte revolutionärer Anlässe. General Fischer, Schwanenwirth von Meerenschwand zwang den Großen Rath von Aargau, an der Spitze eines Landsturms von 6000 Mann die Gewährung eines Verfassungsrathes ab (6. Dez. 1830). Einige Tage nachher (am 22.) sah das Gasthaus zum „Kreuz" in Balsthal eine Volksversammlung vor seinen Fenstern, die dem konservativen Großen Rathe eine neue Verfassung abnöthigte. Drei Wochen später, am 13. Januar 1831 drang der Wirth Eichmüller von St. Gallen mit 600 Mann in den Saal des Verfassungsrathes, um sich das Veto als Preis seiner Kühnheit zu erwerben. In welchen Beziehungen das Bad Bubendorf zum Aufstand in Baselland stand, ist den Lesern bekannt.* Vier Jahre später machte die Wirthschaft Sternhölzli bei Bern durch eine Versammlung deutscher Arbeiter viel von sich hören und gab zu einigen diplomatischen Drohnoten Veranlassung. Und noch näher an unsere Tage herangerückt liegt der 12. September 1843, der Tag, an welchem im Bad Rothen bei Luzern der erste Schritt zur Gründung des Sonderbundes gethan wurde.

* * *

* Vom Jura zum Schwarzwald. I. 215—224.

Aus all diesen Aufzeichnungen geht deutlich hervor, daß die menschlichen Schwächen und Leidenschaften, der Drang nach Erwerb und die Sucht reich zu werden, in hervorragendem Maße der Klasse der Wirthe eigen gewesen; Heuchelei und Verrath selbst haben bei ihnen eine Rolle gespielt, zu manch schnödem Handel ließen sie sich verleiten. Allein auch großherzige Ideen, politischer Verstand und Scharfsinn lassen sich bei ihnen nachweisen und durch eine Anzahl von Vertretern dieser Berufsklasse ist ein schöner Zug erkennbar, nicht bloß nach Wiederherstellung alter durch die Tradition oder durch Brief und Siegel erworbener Volksrechte, sondern auch auf Gleichberechtigung mit andern durch zufällige Verumständungen höher gestellten Mitbürgern. Dieses Streben nach Erhaltung der Volksrechte und nach Erweiterung derselben, für das Viele mit Gut und Blut eingestanden sind, gereicht ihnen zum Nachruhm und bildet jedenfalls das schönste Blatt in der Geschichte des schweizerischen Wirthschaftswesens der alten Zeit.

Die Einführung der Zunft-Verfassung in Rheinfelden.

Von Pfr. Dr. **Karl Schröter.** †

(1331.)

Die Gemeindeverfassungen der Städte im 13. Jahrhundert waren vorherrschend aristokratische. Einzelne rathsfähige Geschlechter, Vollbürger, bildeten den Stadtrath; in ihren Händen lag die Verwaltung der Stadt, wozu die Neubürger (meistens Handwerker) nichts zu sagen hatten.

Im Anfang des 14. Jahrhunderts finden wir nun in vielen Städten Deutschlands die Kämpfe zwischen den rathsfähigen Geschlechtern und der übrigen Stadtgemeinde, Erhebungen des Handwerksstandes, welche bald mehr, bald weniger gewaltsam waren, immer aber mit Veränderung der Stadtverfassung endigten. Solche Bewegungen waren 1330 in Speier und Magdeburg, 1332 in Mainz und Straßburg, 1336 in Zürich, ausgegangen von den Handwerkerzünften, welche sich gegenüber den alten Geschlechtern, dem städtischen Adel, einen Antheil an der Stadtverwaltung erkämpften.

Aehnliches geschah nun auch in Rheinfelden im Jahr 1331.

Als im Jahr 1218 mit Berchtold V. das Haus der Zähringer ausgestorben war, fiel Stadt und Herrschaft Rheinfelden an das Reich. Die Herrschaft wurde durch einen Burggrafen, den der römische König setzte, verwaltet; die Stadt dagegen erhielt als freie Reichsstadt das Recht der Selbstverwaltung, die Gerichtsbarkeit im vollsten Umfange. Diese Rechte wurden bestätigt von den römischen Königen, im Jahre 1225 von den beiden Hohenstaufen, Friedrich II. und Heinrich V., 1274 und 1276 von Rudolf dem Habsburger, 1293 von Adolf, 1299 von Albrecht I., 1309 von Heinrich VII. und 1315 von Friedrich, dem Gegenkönig Ludwig des Bayern.

Den genauen Inhalt der städtischen Verfassung kennen wir nicht, da die Urkunde im Jahr 1530, beim Brande des Rathhauses, leider ein Raub der Flammen wurde. Allein einzelne Umstände und Angaben, wie sie aus Urkunden und historischen Bruchstücken aus jener Zeit hervorgehen, zeigen, daß die Verfassung denjenigen der übrigen zähringischen Städte (Freiburg, Zürich, Bern, Burgdorf 2c.) ähnlich war.

Die Verwaltung der Stadt war im Besitz der alten Geschlechter. Zu diesen gehörte der ehemalige Landadel, der in der Stadt den Wohnsitz aufgeschlagen: die Ritter von Eptingen (Gutenfels), von Bellikon, von Hertenberg, von Tegerfelden, von Bückheim, vor Allem aber die alten Dienstleute der Zähringer Herzoge: die Truchsessen von Rheinfelden. Dazu kamen die Geschlechter, welche, als Lehensmänner dieser Herzoge, in Rheinfelden sich niederließen und sich nach ihrer ursprünglichen Heimath benannten: die von Seckingen, von Bern, von Schopfheim, von Nollingen 2c., endlich bürgerliche Geschlechter, von denen einzelne zur Ritterwürde stiegen wie die Spiser, von Eschon, Kelhalden, zem Hopt, auf dem Markte (in foro), an der Brücke, Meli, im Steinhuse, Heiden 2c.— Die Namen dieser städtischen Adelsgeschlechter waren größtentheils hergenommen entweder von ihren Landbesitzungen, oder dem Platze, wo ihre Wohnung stand, oder von den Abzeichen ihrer Häuser.

Der Handwerksstand, zuerst aus Hörigen bestehend, hatte sich unter dem Schutze der Reichsfreiheit in Rheinfelden, wie in andern Städten, ausgebildet. So lange in der Zeit des sog. Zwischenreiches die Städte gemeinschaftlich nach Freiheit und Unabhängigkeit strebten und Rheinfelden in den Kämpfen zwischen Rudolf von Habsburg und dem Bischofe von Basel die neutrale Stellung aufgeben mußte, und dem Letztern sich hin-

neigte, lag es nicht in dem Bestreben des Handwerkerstandes, in die Stadtverwaltung einzugreifen. Gerne überließ er sich der Leitung der alten Geschlechter, fügte sich ihren Anordnungen und hatte Gelegenheit zu Vermögen, und dadurch zu Ansehen und Einfluß zu gelangen. Als aber die Zustände des Reiches geordnet, die Freiheiten der Stadt durch König Rudolf gesichert waren, da zeigten sich die aristokratischen Geschlechter übermüthiger; das Stadtgut, wozu die reichen Handwerker bedeutend beitrugen, wurde einseitig verwaltet und die Mehrzahl der Bürger mußte sich der Willkür einzelner Patrizier fügen. Das Mißverhältniß rief nun das Verlangen der Handwerker-Innungen hervor, auch eine höhere politisch berechtigtere Stellung in der städtischen Verfassung einzunehmen. Dazu verhalf nun ein Umstand eigener Art.

Der römische Kaiser Ludwig war in Geldverlegenheit und um sich zu helfen, griff er nach einem Mittel, das in jener Zeit gewöhnlich war — er verpfändete freie Reichsstädte. Im Jahr 1330 versetzte er die Städte Zürich, St. Gallen, Schaffhausen und Rheinfelden den Herzogen von Oesterreich um die Summe von 20,000 Mark Silber. Durch diese Verpfändung kamen die Herzoge Albrecht und Otto von Oesterreich in den Besitz und Genuß der Pfandgüter, bis ein Kaiser dieselben wieder auslöse. In der Urkunde versprach Ludwig den Herzogen diese Städte innert vier Wochen einzuhändigen, allein er fand bei Zürich und St. Gallen einen solchen Widerstand, daß er für diese Breisach und Neuenburg am Rhein in Versatz geben mußte.

Für die Stadt Rheinfelden war diese Verpfändung ein harter Schlag. Zwar hatte Ludwig in einer Urkunde das Versprechen gegeben, daß die Bürger bei allen ihren alten Rechten und Freiheiten bleiben und mit keinen weitern Steuern oder Abgaben belastet werden sollten, als sie dem Reiche schuldig wären. Auch versprach Herzog Otto durch einen Revers, dies zu halten; allein man wußte wohl, und die spätere Zeit lehrte es auch, wie solche Versprechen gehalten werden. Diese Wendung der Dinge benutzten die Neubürger (die Zünfte), um eine Vertretung im Rathe zu erhalten und so kam ein Jahr nach der Verpfändung am 31. August 1331 ein Uebereinkommniß zwischen den alten Geschlechtern und den Handwerkern zu Stande. Der österreichische Einfluß mag dabei mitgewirkt haben, vielleicht um sich die Mehrzahl der Bürger geneigt zu machen; wenigstens wurde die Urkunde vom österreichischen Landvogte Hermann von Landenberg mitbesiegelt.

Die Grundzüge dieser neuen Verfassung sind nun folgende:

Der Rath besteht aus dem Schultheiß und sieben Räthen, wovon vier aus den alten Geschlechtern und drei aus den Zünften genommen werden sollen; daher die Benennung „der alte und der neue Rath".

Die Bürgerschaft (Handwerker) ist in drei Zünfte eingetheilt; an der Spitze einer Jeden steht ein Zunftmeister vom Rathe gewählt.

Ohne Wissen und Willen der Zunftmeister darf der Rath nichts kaufen noch verkaufen.

Denselben soll stets Kenntniß gegeben werden von dem Zustande der Gemeindeverwaltung.

Mit ihrer Zustimmung soll der Gemeindegutsverwalter (ungeltner) und das Disziplinargericht gewählt werden.

Bei Steuern ist die Bürgerschaft anzufragen und zu berathen. Die Steuerkommission soll aus einem Mitgliede des alten Rathes (Adel) einem des neuen Rathes (Bürger) und dem Schultheißen bestehen.

Jedes Jahr hat der Rath den Zunftmeistern und einem Ausschusse der Zünfte (die Vierer und Sechser) Rechenschaft über die Amtsführung zu geben.

Endlich hat jedes Rathsglied bei Antritt seines Amtes die Rechte der Zünfte zu beschwören.

Mit der Zeit erhielten diese Bestimmungen wesentliche Veränderungen. So finden wir, daß wenige Jahre später die Zünfte schon sechs, der Adel aber (die Herrenstube) nur zwei Vertreter im Rathe hatten.

Die besondern Angelegenheiten der Zünfte wurden geleitet vom Zunftmeister, dem ein engerer Ausschuß von vier und ein weiterer von sechs Mitgliedern beigegeben war. Ihnen lag auch die Gerichtsbarkeit in eigentlichen Handwerks- und Zunftangelegenheiten ob.

Um in eine Zunft aufgenommen zu werden, bedurfte es eines guten Leumunds* und einer Einkaufssumme. Diese war verschieden; bei der Brodbäckerzunft betrug der Einkauf im Jahr 1364: für die Zunft 2 Pfund,

*) Man sol och wissen, daz wir der Zunftmeister vnd die meister dirre zünfte sin vbereinkommen. Wer in dirre Zunft komen will, daz der Zunftmeister vf soll stan vnd sol dri stund vragen die meister by einem Eyde die er dizmales bi ime mag han ob ieman dehein Bosheit von ime wisse oder deheim ding da von er der zünfte vnwidrig si oder da von er der zunft nüt sölle han 2c.

(Erneuerte Zunftordnung vom Jahr 1364.)

für jeden Meister 1 ß, für den Zunftknecht 6 Heller; bei der Weberzunft: 2 Pfund, jedem Meister 5 ß und ein Viertel Wein und dem Knechte 6 Heller; bei der Mertzellerzunft war der Einkauf 30 ß. — Die Einkaufssumme blieb nicht gleich, beinahe in jedem Jahrzehnt finden wir eine Erhöhung oder Erniedrigung derselben, je nachdem die Zunft Ueberfluß oder Mangel an Mitgliedern hatte.

Eigenthümlich ist der Wechsel in den Namen der Zünfte. Zuerst hießen sie: die Brodbäcker, die Mertzeller und die Weber. Hundert Jahre später: (1440) die Smiden, Brodbäcker und die Metzger und wieder hundert Jahr später: die Kaufleute, Gilgenberg und Bock. Letztere Benennungen erhielten die Zünfte von den Zunfthäusern, in welchen sie ihre Zusammenkünfte hielten und die zugleich Trinkstuben waren.*

Diese Zusammenkünfte in den Zunfthäusern waren theils politische, theils gesellige. Bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts wurde keine allgemeine Bürgerversammlung abgehalten, außer am Pfingstmontag, wo die Rathserneuerung und der feierliche Umzug der bewaffneten Zünfte stattfand. Was von den Bürgern berathen oder denselben bekannt gemacht werden mußte, wurde jeder einzelnen Zunft vorgelegt.

Wir fügen schließlich die Stiftungsurkunde der Zünfte bei, welche für die Geschichte der Stadt Rheinfelden von Interesse ist und deren Mittheilung Manchem willkommen sein wird:

„Alle die disen brief ane sehent oder horent lesen de selen wissen, dz wir der Schultheize vnd der Rat von Rinvelden und die Burger gemeinlich derselben stat oberein sin komen dur des Kunges ere und der stat nutz vnd notdurft, daz in derselben stat iemer sun sin drie zunfte vnd sulen die han drie zunftmeistere die der Rat wellen sol. vnd sulen die sweren dem Rate gehorsam ze sinde aller gewonlicher Dinge, vnd solen och von den drin zunften drie beschieden man sin in dem rate. man sol och wissen daz wir der Schultheizze vnd der Rat mit den drin zunften sin oberein komen, vnd si mit vns, dur vnser stat nutz, vnd ere, daz wir kein gut süllen vfnemen noch gewinnen, weder mit kuffen noch uffen gesuch, weder an kristen noch an juden, want mit der zvnftenmeister willen vnd wissende. Wir sulen och mit irem willen und ir wissende gesten swez wir nu schuldig

* Die betreffenden Zunfthäuser waren: zum Gilgenberg das jetzige Haus des Hrn. Uhrenmachers Alfred Schrenk; zu den Kaufleuten das Haus des Hrn. J. V. Dietschy zur Krone (dasselbe führte auch noch den Namen zum „Drachen"); zum Bock der obere Theil des jetzigen Hauses zum Salmen.

sin oder har nach schuldig werden. Wissen sol man och, daß wir der stat vngelt vnd vnzuchte besezzen sun mit der Zunftmeister wissende, vnd mit ir rate, als vns vnd si dunket daz es der stat nutz ere si. Man sol och wissen, daz der Schultheizze und der Rat und die Burger gemeinlich oberein sin komen, wenne daz ist, daz man ein gewerf uf legen wil, so sol man die Burger gemeinlich zu einander samnen, an alle gnade, vnd sun och die gemeinlich oberein komen, wez si denne ze male bedurffen, vnd vf legen wellen. vnd swenne daz beschihet, so sol der Schultheizze vnd drie von nuwen Rate, vnd einer von altem Rate, die der Rat wellen und nemmen sol bi dem gewerffe sitzen. Man sol och wissen, daz der drier zunften jeglicher Einen vs ir zvnfte wellen, vnd nemmen sulen, die och zu den vorgenant Schultheizzen vnd zu den vieren des Rates sitzen sulen, vnd och die Aechtowe gemeinlich bi irem eide daz gewerf of legen, vnd samenen nach der gewohnheit vnd nach dem rechte als ez vor alter har kommen ist, vnd nit fur baz ane geverde. Man sol och wissen, wenne daz ist, daz der Rat vs gat der des jares Rat ist gesin, vnd der nuwe Rat in gat, daz denne der alte Rat vnd der nuwe Rat zu inen besenden sülen die drie zunftmeister vnd sol jeglicher zunftmeister mit ime nemen die Sechse, die zu einer zunft hörent, vnd sol man vor dien gemeinlich verrechnen gewerf, vnd vngelt, vnzuchte vnd alle die nutze die der stat, des jares gevallen sint, wie sie genannt sint, ane alle geverde. Ez sun och alle die den bevolhen sint die vorgenant nutze des jares in ze nemende von des Rates wegen vor dem vorgenant Schultheizzen vnd vor dem Rate vor den Zunftmeistern vnd zunften die da vorbenemmet sind bi dem eide, so si darumbe sweren sun, offenen ünd sagen jeglicher, waz ime worden ist des jares von dem, so er enphlegen hat, ane alle geverde. Och sol man wissen, daz wir mit den zunftmeisteren sin vberein komen. Swer in den Rat wirt genomen, het der nit gesworen, daz er die zunfte nit wende, noch wider ir nit tu, daß der sol sweren mit guten truwen ane alle geverde, daz er niemer wider die zunft nit gewerbe, noch tu, noch wende, weder mit worten noch mit werken.

Wir der Schultheizze, vnd der Rat vnd die Burger gemeinlich haben gesworen allez da vor mit geschrift vs bescheiden ist, stete ze habende vnd ze haltenne ane alle geverde. Vnd des ze einem offene vrkunde, so han wir die vorgenant der Schultheizze vnd der Rat von Rinvelden und die Burger gemeinlich derselben stat vnser Burgerjngesigel von Rinvelden gehenket an disen gegenwärtigen brief. Jch Herman von Landenberch, Ritter,

Landvogt im Ergowe, vnd im Elsaz der edelen Herren der Hertzogen von Oesterrich, wan ich bi allen disen vorgenant Dingen bin gewesen, und mit minem willen und mit minem Rate beschehen ist, so han ich durch bette des vorgenant des Schultheizzen des Rates vnd der Burger gemeinlich von Rinvelden ze einer deste meren sicherheit min eigen ingesigel gehenket an disen gegenwärtigen brief. Dirre Brief war gegeben do man zalte von Gottes geburte Druzehen hundert jar, darnach in dem Eine und drissigosten jar, an dem nesten Samstag vor sant verenentage einer heiligen megede."

Zur Geschichte der Hexenprozesse.

Gleich den meisten Orten und Landschaften Süddeutschlands, hat auch das Fricktbal Denkmale von Opfern des Wahnsinns und Aberglaubens, Prozesse und Strafurtheile gegen vermeintliche Verbündete des Satans aufzuweisen. So wurden in Rheinfelden, nach den zum Theil ausführlichen und vollständigen Akten, in einem Zeitraum von 70 Jahren bei 60 Personen wegen Hexerei mit Feuer und Schwert hingerichtet.

Der erste Scheiterhaufe zur Verbrennung von drei solcher Unglücklichen wurde im Jahr 1545 gebaut, also gerade nach Unterdrückung der Reformation in Rheinfelden. Wie uns die Statistik und die Geschichte der deutschen Hexenprozesse lehrt, begannen dieselben erst nach Erscheinen der Bulle Innozenz VIII. (1484), obwohl weder die Bulle, in welcher dieser Papst das Ausrotten und Verbrennen der Hexen befahl, noch der sog. „Hexenhammer" (eine Anleitung zur Tortur und Inquisition der Hexen) in der ersten Zeit unter dem deutschen Volke Anklang fanden. Um so merkwürdiger sind die vereinzelten Erscheinungen von Zaubereien und deren Bestrafung vor dieser Zeit.

Eine solche finden wir im Laufenburger Stadtbuch. Im Jahr 1473 wurde daselbst eine Frau mit Verbannung bestraft, weil sie durch Liebestränke die Eheleute zu Untreue verleitete. Das Buch sagt: Anno dni LXXIII° am Mentág vor Mathe ist Gret Runtzi, Uly Runtzis

husfrow im turn gelegen das sy hat gelert zobernis ze triben vnd machen gegen elichen Luten, dazsy ir bulschaft vsserthalp der Ee behalten, darum sy an Ihrem lib gestraft sin solt denn das Ir von merklich bitt gnad beschehen vnd gesworen einen gelehrten eyd zwo mil wegs schiben wis von louffemberg ir leptag niemer mer nech ze kommen vnd von der vengknis wegen nieman ze vyenden noch vechen. (d. h. sie mußte schwören, wegen dieser Bestrafung Niemanden Feind zu sein und an Keinem sich rächen zu wollen.)

Dieses beweist, daß vor der päpstlich sanktionirten Hexenverfolgung, die Hexerei als sündhaft und deßhalb als strafbar erkannt wurde. So bestätigt eine Notiz im Rheinfelder Rathsprotokoll vom Jahr 1476, daß einer Frau aus der Markgrafschaft Rötteln „vff merklich bitt ir das Leben geschenkt," dieselbe aber „am lib" bestraft und aus der Stadt verwiesen wurde, weil sie „vff vnchristlich wys frumer vnd erbarer lüten Sinn bethört."

Erinnerungen an den Schwarzwald.

Von Franz Fröhlich.*

6. Die Albstraße.

Vorüber an St. Blasiens Klosterzellen
An Bildstein, Rihburg und am Tiefensteine
Jagt wild hinab die Alb zum blauen Rheine
Durch Felsentrümmer, die sie hemmend schwellen.

Hoch ob dem Brausen, ob dem Schaum der Wellen,
Im hochgewachs'nen dunkeln Tannenhaine
Mühvoll gegraben in das Urgesteine,
Zieht sich die Straße nach des Stromes Schnellen.

Bald überwölbt sie tiefe Seitenbäche,
Bald bricht sie Bahn sich durch die Hornsteinblende
Und windet sich um schroffe Felsenzungen.

* Vom Jura zum Schwarzwald 1887. S. 238—240.

Bewundrung weckt der schauerliche, freche
Fahrweg am Abgrund, welchen Menschenhände
Der grausig wilden Felsschlucht abgerungen.

7. Im Schwarzwald.

Was ist im Schwarwald droben,
Das uns so mächtig zieht,
Daß frei dort und erhoben
Sich findet das Gemüth?

Es sind die grünen Raine,
Die frische Bergesluft,
Die dunkeln Fichtenhaine
Mit ihrem würz'gen Duft;

Es sind die silberhellen
Waldströme ohne Zahl,
Die von dem Himmel quellen
Und tränken Berg und Thal;

Es ist die hehre Stille
Der Waldeseinsamkeit,
In der der kranke Wille
Geheilt wird und befreit;

Es ist des Waldes Rauschen,
Des Urgeist's mächt'ges Weh'n
In dem bei stillem Lauschen
Wir Gottes Wort versteh'n;

Es ist die Neubelebung
Der müden Geisteskraft,
Es ist der Seel' Erhebung
Aus ird'scher Noth und Haft!

Mein Elsaß.

Von C. Schmitt.

Sei mir gegrüßt, du Elsaß mein,
Du Land am grünen Rheine!
Wie liegst du da im Sonnenschein'
Gleich einem Edelsteine.

Stolz seh' ich deine Wasgenhöh'n
Zum blauen Himmel ragen;
Durch ihre Burgruinen geh'n
Viel duftig-fromme Sagen.

Und in den weiten Wäldern wacht
Erinn'rung aller Zeiten:
Mir ist, als hört' durch Waldesnacht
Druiden ernst ich schreiten.

Das Thal bis hin zum Silberstrom
Erglänzt in Segensfülle,
Und in der Ferne Erwin's Dom
Ragt aus der Nebelhülle.

Stolz hebt er sein gekröntes Haupt,
Bewacht des Landes Weiten:
Nichts hat ihm seine Pracht geraubt
Im Wechselgang der Zeiten.

Zu seinen Füßen, schlicht und recht
Und fromm und treu und bieder,
Siehst du das kräftige Geschlecht
Der Alemannen wieder. —

Mein Vaterland, wie könnt' ich ganz
Und würdig dich besingen?
Laß mich nur diesen Epheukranz
Zu deiner Ehre bringen!

Nun schenkt mir ein ein volles Glas
Von edlem Wasgauweine!
Auf dein Gedeihen leer' ich das,
Mein Land am grünen Rheine!

Vom Jura zum Schwarzwald.

Geschichte, Sage, Land und Leute.

Herausgegeben
unter Mitwirkung einer Anzahl Schriftsteller und Volksfreunde
von

F. A. Stocker,
Redaktor der „Basler Nachrichten“.

II. Serie.
2. Abteilung.

Aarau,
Druck und Verlag von H. R. Sauerländer & Co.

[1888]

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Inhalt.

Inhalt

Aus Alt-Rauracien.

Von Dr. Otto Schenker in Pruntrut.

I.

Sitzt man an einem schönen Sommerabend unter einer der Linden der prachtvollen Allee, welche sich an der rechten Seite des Schlosses von Pruntrut hinstreckt, unter dem altersgrauen Thurm, dem sog. Römerthurm oder der „refouse", der in den letzten Zeiten des sinkenden Römerthums, in der Sturmfluth der Völkerwanderung gebaut worden und von dessen Zinnen oft das „feindio, feindio" erklungen haben mag, und wirft einen Blick hinunter auf die kleine, aber altehrwürdige Bischofsstadt, auf die Dörfer nah und fern und auf die gesammte gesegnete, ährendurchwogte Landschaft, so umfaßt das Auge einen Gebietstheil, der des Erinnerungsreichen Vieles in sich birgt. Drüben begrenzt den Horizont der Mont-terrible (Mons terribilis), jene düstere Kette, welche die römischen Legionen so oft überschritten, die sie zum Schutz gegen die andringenden Germanen Jahrhundertelang besetzt und durch feste Lager, Kastelle 2c. gesichert hatten und trotzdem warfen Vandalen, Franken, Allemannen, Burgunder und Hunnen jene scheinbar für die Ewigkeit errichteten Werke in den Staub und wenige Ueberbleibsel geben Kunde von diesen längst vergangenen Zeiten. Ja, der Blick schweift über längstvergessene Gräber, über die große Ebene zwischen dem Mont-terrible und Courgenay, wo Cäsar mit seinen Legionen den Germanenfürsten Ariovist geschlagen haben soll; er bleibt haften auf dem Mont César, wo der römische Feldherr sein befestigtes Lager geschlagen und sieht sinnend, diesem Berg gegenüber, nur durch die erinnerungsreiche Ebene von ihm getrennt, den Pierre percée von Courgenay, den uralten Druidenstein. Ein bedeutungsvolles Stück uralter Geschichte in einen Blick zu-

sammengedrängt! Es ist für die Phantasie nicht schwer, sich in jene Zeiten zu versetzen, da noch nicht die schön bebauten Felder das Plateau der Ajoie schmückten, da ausgedehnte, herrliche Eichenwälder einen großen Theil des Raumes einnahmen, der Ur, das Wildschwein, der Bär die Forsten theilten und die Druiden im heiligen Hain am Pierre percée den Göttern opferten, Recht sprachen, über Krieg und Frieden entschieden, kurz, ihre ganze allmächtige Gewalt ausübten, bis die Römerherrschaft sie weiter und weiter verdrängte bis zum ultima Thule!

Werfen wir einen kurzen, geschichtlichen Blick auf diese uralten Zeiten, von denen keine Schrift, kein Buch Kunde giebt, und auf dieses Stück Land, das sich vor unsern Augen ausbreitet, auf diesen uralten Keltenboden: Rauracien war mit den Helvetiern, Sequanern, den Galliern überhaupt, keltisch, so daß Kelten und Gallier vor dem Eindringen der Römerherrschaft synonyme Begriffe bildeten. Wurstisen in seiner Basler Chronik spricht sich über die Grenzen Rauracien's folgendermaßen aus:

„Wiewohl nun dieses Lands Marchen und Begriff bei den alten Geographen, welche mehr auf Beschreibung ganzer Völker dann derselbigen sonderbare Landschaften und Abtheilungen gesehen, sogar eigentlich mit verzeichnet worden, so hat doch Plinius auf sie genugsam gedeutet, als er sagt, sie seien zwischen den Helvetiern und Sequanern gelegen.

„Welchem denn auch Cäsar zustimmt, sprechend, sie grentzend mit den Helvetiern. Wenn nun der Helvetier Land einseits, als gedachter Julius Cäsar austrucklich meldet, den Rhein und Jurtenberg endet, anderseits aber die Sequani exteriores oder heutigen Suntgaüwer gleicherweiß an das Gebirg Juram, so an selbigem Gestrich der Blaue heißt, stoßen, so ist der Rauracer Begriff sammt seinem Anwenden leichtlich zu erkennen, ja er kann aus gedachter Skribenten Vermeldung also geschlossen werden:

„Zwischen Helvetern und Sequanern liegt das Gebirg Jura, sagt Caesar de bello gallico. Nun aber liegen die Rauracer nach Plinius (lib. 4, Cap. 17) zwischen den Helvetiern und Sequanern. Deswegen muß folgen, daß die Rauracier des Berges Jura Einwohner und Beiwohner seien. Hierum besetz ich zum Theil aus der Alten Gezeugnuß, zum Theil aus gegenwärtiger Zeiten Gelegenheit diesem Land folgende Marchen:

Gegen Mittag den Berg Juram, wie sich derselbige von Niedergang gegen Aufgang zeucht, von der Kluse Pierreport (pierre pertuis) bis zum Anfang des Buchsgaus, da sich die Aar dem Gebirg zuneigt und soviel als unden an seinen Wurtzeln hinfleußt, allda ist der Aarenstrom

durchnieder bis in Rhein eigentlicher die Mittagwand dann der Jurassus. Gegen Aufgang beschließt es der Rhein, gegen Mittnacht das Leimthal und Ende des Jurtegebirgs, welches gemeldtem Thal nach der Blaue heißet. Gegen Niedergang abermals das Gebirg von Pierre pertuis über den Freyenberg herab."

Nach den neusten Forschungen können wir über die Grenzen Rauraciens Folgendes mit Sicherheit behaupten: Von den Helvetiern durch einen Jurazug getrennt, gegen die Einfälle der Germanen durch den Rhein geschützt, besaß Rauracien zur Zeit Cäsar's nur 23,000 Einwohner, während Helvetien zur nämlichen Zeit deren 160,000 ernährte. Die Rauraker bewohnten das Dreieck zwischen dem Nordabhang des Jura und dem linken Rheinufer, von dem Zusammenfluß der Aare und des Rheins an — als Spitze des Dreiecks — bis zu der Stelle, wo der Rhein plötzlich seinen Lauf nach Norden nimmt. Dieses Dreieck wird geschlossen einerseits durch den Lauf der Birs, die sich bei Basel in den Rhein ergießt, bleibt aber auf der entgegengesetzten Seite offen, verlängert sich in unregelmäßiger Weise, indem es dem Lauf der Birs bis Pierre pertuis folgt und sich links und rechts in den pittoresken Thälern, durch welche die zahlreichen Zuflüßchen der Birs kommen, ausbreitet. Das keltische Rauracien umfaßt also den gegenwärtigen Theil des Kantons Aargau zwischen dem linken Rheinufer und dem Nordabhang des Bötzberg, ferner die Theile der Kantone Solothurn und Baselland, welche im Westen von der Birs begrenzt und durch die Jurahöhen Schafmatt, Hauenstein, Paßwang, wo die Flüßchen Ergolz und Violenbach, Zuflüsse des Rheins, ihren Ursprung haben, bezeichnet werden, dann die Thäler, welche zum Flußgebiet der Birs gehören, wie die Thäler von Laufen, Lützel, Delsberg, Münster, Dachsfelden bis Pierre Pertuis. Die Rauraker hatten zur Zeit Cäsar's als Nachbaren: im Norden die Germanen, durch den Rhein getrennt, im Osten und Süden die Helvetier, im Westen die Sequaner, welche auch die Thäler des Doubs und der Allaine bewohnten (Gegend von Pruntrut und St. Ursanne) und die Latobriger, welche die Abhänge des letzten Jurazuges einnahmen und den Landestheil um die Larg und Ill im Oberelsaß, welchen man später Sundgau nannte. (Trouillat). Später, unter der Römerherrschaft, haben sich die Grenzen allerdings verrückt und im Norden, dem linken Rheinufer nach, weiter ausgedehnt.

Die Rauracher oder Rauracier — Bergbewohner —, welche um und in dem Jura, Jou-Rag, Berg des Jupiter, ihre Wohnsitze hatten, ge-

hörten also dem großen Stamm der Kelten oder Gallier an, die sich zwischen dem Rhein, den Alpen und Pyrenäen und dem Ocean ausdehnten, wahrscheinlich die ersten Bewohner dieser Gegenden. Ihre Hauptstadt war Raurac, welche sich später unter römischer Herrschaft zu Augusta Rauracorum umgestaltete und vergrößerte, von welch einstiger Herrlichkeit — Augusta Rauracorum rivalisirte mit Vesontio, Besançon, der Hauptstadt der Sequaner — nur das kleine Basel-Augst geblieben, und die aufgefundenen Reste der Aquäducte, Bäder, des Amphitheaters, der Tempel, geben noch Zeugniß von vergangener Größe. — Trotzdem das Land zu Cäsar's Zeit nur etwa 23,000 Bewohner zählte, war es doch keine Einöde, wie die Heiligenlegenden glauben machen wollen; die archäologischen Funde beweisen vielmehr, daß Höhen und Tiefen, Thäler und Berge bewohnt waren, und uralte große Schlackenhaufen da und dort zeigen die Existenz des Bergbaues auf Eisen, wenn auch dasselbe nur auf der Oberfläche des Bodens zu Tage trat und in primitivster Weise geschmolzen wurde.

Ausgedehnte Eichenwälder, Sümpfe in den Tiefen, bedeckten das Land, welches zur Keltenzeit wenig angebaut war und die Ureinwohner mögen sich neben dem Wild von den Eicheln ernährt haben; von diesen Eichenwäldern ist wenig übrig geblieben und nur einige verkrüppelte Exemplare, welche dennoch die frühere Existenz eines Waldes erkennen lassen, beweisen da und dort im Jura das Vorhandensein dieser edlen, bald ausgestorbenen Baumart.

Wir sind, nach den neuern archäologischen Funden zu urtheilen, gewohnt, die vorhistorische Zeit in die Stein-, Bronze- und Eisenzeit zu theilen; wie lange jede Periode bei uns gedauert hat, ob die Kelten bei ihrer Einwanderung aus Asien den Gebrauch der Bronze schon kannten, können wir nicht mehr mit Sicherheit beurtheilen. Sicher ist nur das, daß wie in den Pfahlbauten der Seen, auf den Höhen und in den Tiefen des Jura Instrumente aus Stein (silex), Bronze und Eisen durcheinander in den nämlichen Lokalitäten gefunden worden. Es widerlegen diese Funde auch die Ansicht verschiedener Archäologen, als ob jede dieser Perioden die Ankunft eines neuen Volkes bezeichne, daß die frühern Einwohner vollständig von neuen Ankömmlingen ausgerottet worden, welche letzteren sich an deren Stelle gesetzt hätten und viel glaubwürdiger klingt die Ansicht Ferd. Keller's, daß bei den nämlichen Völkern ein steter, wenn auch langsamer Fortschritt vorhanden gewesen, dessen Dauer sich allerdings nur nach Jahrhunderten,

vielleicht Jahrtausenden berechnen läßt. Ferner ist ebenso sicher, daß zur Zeit der Pfahlbauer der feste Boden bewohnt gewesen, daß von den Seen aus in's Innere des Landes ein lebhafter Verkehr stattgefunden — die Identität der Funde im Wasser und auf festem Boden beweisen diese Ansicht; allein während die hölzernen Hütten der Landbewohner der sichern Zerstörung anheimfielen, überdauerten die im Wasser sich befindlichen Pfähle die Jahrtausende und gaben Zeugniß von jenen Epochen, die ohne dies der vollständigen Vergessenheit und Unkenntniß anheimgefallen wären.

Wie sich die Seebewohner durch Isolirung ihrer Pfahlbauten vor ihren Feinden und den wilden Thieren der ungeheuren Forste schützen wollten, so besaßen auch die Landbewohner ihre Verstecke und Zufluchtsstätten; die zahlreichen Höhlen mit ihren Thier- und Menschenüberresten lassen darüber keinen Zweifel und zeigen zugleich, daß unsere Altvordern mit Thierarten zusammengelebt haben, die nun ausgestorben sind.

Vor der Ankunft der Römer stand Gallien auf einer sehr niedern Kulturstufe; der Ackerbau war wenig geachtet, es galt dem freien Kelten unwürdig, den Pflug zu führen und im Norden des Landes überwog die Viehzucht. Erst die Römer führten Schafzucht und Ackerwirthschaft ein. Es entstanden Dörfer und Städte, und ein reger Verkehr, durch Straßen, Brücken, Schifffahrt auf den Flüssen und Seen unterstützt, herrschte einerseits bis Massilia (Marseille), der römischen Kolonie am mittelländischen Meere, anderseits bis nach England, wo Erz (Zinn) ausgeführt wurde. Die Kelten verstanden die Metallbereitung — auch die Ausbeutung des Eisens —, allein die aufgefundenen rohen Münzen beweisen den niedrigsten Grad von Empfänglichkeit für das Schöne und auch hierin waren später die Römer ihre Lehrmeister. Ganz Gallien bestand aus Gauen, die von einander unabhängig waren, jedoch in loserem Bündniß standen, in der Art, daß die schwächern den stärkeren folgten. Oft herrschte unter ihnen Krieg, wie die Feindseligkeiten zwischen den Aeduern und Sequanern beweisen, welche für ganz Gallien so verhängnißvoll waren und zuerst die Germanen, dann die Römer unter Cäsar in's Land riefen. Jedes Volk, jeder Gau der Kelten theilt sich in drei Klassen: die Druiden, den Adel (die Geschlechter) und das Volk. Nur die ersten zwei Klassen theilten sich in die Gewalt, das Volk als solches war ohne Einfluß; auch die Mitglieder des Senats, welchem die Administration oblag, wurden aus den Druiden und den Geschlechtern genommen. Ein Vergobret stand an der Spitze des Senats, war also die erste Magistratsperson des Gaues mit Rechtsprechung über Leben

und Tod der Untergebenen. In der Versammlung aller Freien wurden die allgemeinen Interessen des Volkes entschieden, es bildeten also diese Versammlungen ein Korrelativ gegenüber der Gewalt des Vergobreten, damit er nicht zur Tyrannis greife, wie Beispiele bei den keltischen Helvetiern (Orgetorix) und bei den Aeduern (Dumnorix) lehren. In unserer Gegend bestanden 3 Hauptgaue, von den Römern civitas Rauracorum mit Raurac als Hauptstadt, civitas Sequanorum (Vesontio, Besançon, Hauptstadt), und civitas Mediomatricorum (im untern Elsaß) genannt. Obwohl nun die Angelegenheiten des Gaues von der Versammlung aller Freien, dann von einem Vergobreten und dem Senat geleitet wurden, besaßen doch die Druiden den größten Einfluß, dem sich Alles beugte, selbst der Vergobret und die Geschlechter. Sie wurden in allen wichtigen Fragen vor Allem berathen, sie entschieden über Krieg und Frieden, der Vergobret war so zu sagen nur ihr erster Minister und wehe ihm, wenn er den Orakeln, die aus ihrem heiligen Munde kamen, zu widersprechen sich erkühnte! An ihrer Spitze stand ihr Oberpriester, und diese Persönlichkeit übte die faktische Macht aus und zwar mit dem nämlichen Recht, das später die Päpste in Anspruch nahmen, indem sie behaupten, der Papst stehe über dem Kaiser wie die himmlische Macht über der irdischen, wie der Statthalter Gottes über dem menschlichen Herrscher. Stets die alte Leier! So war es von Anfang an, so wird es bis zum Ende sein, d. h. so lange es auf Erden Priester und Gläubige geben, so lange der Mensch an eine direkte oder indirekte Beziehung mit der Gottheit glauben und die Anmaßung einzelner sogenannter Mittelspersonen oder Priester dulden wird.

Die Druiden waren die einzigen Träger der Wissenschaft, wenn man von diesem Embryo so reden darf, d. h. sie besaßen eine geringe Kenntniß der Botanik und Astronomie, deren Ausübung unter kabbalistischen Zeichen und Ceremonien stattfand. Die Hauptceremonie aber, die unter den größten Feierlichkeiten unter Zudrang des ganzen Volkes vor sich ging, war die Gewinnung der heiligen Mispel, welche auf den Eichen der heiligen Haine wuchs. Diese Pflanze, welche auch auf andern Bäumen als Parasit vorkömmt, ist auf der Eiche selten; allein der Glaube, daß die Gottheit gerade der Mispel auf den Eichbäumen übernatürliche Kräfte verliehen, machte ihre Aufsuchung und Gewinnung zu einem Akte höchsten Interesses und vor allem zu einem höchst religiösen Akt. Die Druiden durcheilten die weiten, großen Eichenwälder, um die seltene Pflanze zu suchen, aber erst im Monat Dezember und dann am 6. Tag des aufgehenden Mondes

(der Dezember war der heilige Monat, sechs die geheiligte Zahl) fand deren Gewinnung statt. Am bezeichneten Tage versammelte sich das Volk im höchsten Staat; zwei Herolde an der Spitze, dann drei Druiden mit Instrumenten, Psalmen singend, die Geschlechter in vornehmstem Waffenschmuck, hinter denselben das Volk in feierlichster Stimmung, so wallte der Gau zu den heiligen Bäumen; der Oberdruide, in lange, weiße Gewänder gehüllt, bestieg die Eiche und hieb die Mispel, welche von den Druiden in Empfang genommen wurde, mit goldener Sichel ab. Nach diesem feierlichen Akte wurden zwei weiße Stiere getödtet, Gebete an die Gottheit gerichtet, damit sie der Mispel, die erst am 1. Tag des Jahres in kleinen Partikeln vertheilt wurde, die heilsamen Eigenschaften, welche man ihr zuschrieb, in vollstem Maße zuwende.

Die Religion der Kelten war ein Naturdienst, ohne Tempel, ohne öffentliche Gebäude. Ihre Eichenhaine waren die Tempel, in welchen sie die rein vergeistigten Gottheiten — ein höchster Gott mit vielen untergeordneten Göttern, also eine Art Polytheismus — anbeteten; sie glaubten an die Unsterblichkeit der Seele. Diesen Göttern wurden von den Druiden auf den Höhen, in der Tiefe der Wälder, an Quellen und Flüssen geopfert, selbst die Menschenopfer waren gewöhnlich, seien es in den Kämpfen bezwungene Feinde, seien es Verbrecher aus dem eigenen Volk oder durch das Loos bestimmt, ja bisweilen blutete derjenige, der als der Letzte in die Versammlung kam, auf dem Opferaltar.

Aus den Eingeweiden der geopferten Menschen und Thiere, aus dem Fließen des Blutes, aus dem Rauschen der Eichen, aus dem Fluß der Bäche, stellten die Druiden ihre Fragen an das Schicksal, empfingen sie von der Gottheit die Orakel und diese Gebräuche erhielten sich lange in die Römerzeit, ja in die christliche Zeit hinein. Diese nächtlichen Versammlungen in den Wäldern, an Quellen, Flüssen, Seen, gaben auch den Ursprung dem Hexenglauben und Hexensabbath, der in der Folge so verhängnißvoll werden sollte.

Neben den Druiden, als den eigentlichen Priestern, finden wir noch einen untergeordneten Priesterorden, die Barden, welche an den Festen die Thaten der Voreltern und der Helden besangen und mit der Harfe begleiteten. Auch sie übten einen großen Einfluß aus und stellten oft durch ihre Gesänge vor dem Zusammentreffen zweier Heere im Krieg den Frieden wieder her oder bewirkten im Kampf durch ihr Dazwischentreten eine Pause.

Endlich gab es bei den Kelten noch Priesterinnen oder Druidinnen, barfuß einhergehend, in weiße, wallende Gewänder gehüllt, die eigentlichen Wahrsagerinnen des Volkes. Ihre Orakel geschahen aus dem Rauschen der Quellen und Bäche und gerade diesen Frauen schrieb man die größte prophetische Gabe zu.

Ihr Ansehen und der Eindruck ihrer Wahrsagungen war bei Kelten und Germanen so groß, daß der Beginn der Schlachten von ihrem Urtheil abhing, daß z. B. der Germane Ariovist beim entscheidenden Kampfe mit Cäsar nicht schlagen wollte, da die Druidinnen verboten, vor dem Neumond den Kampf zu beginnen, und dann, vom Römerfeldherrn zu schlagen gezwungen, die Schlacht verlor.

Von der Weisheit der Druiden und Barden ist Nichts aufgezeichnet worden; ja es war ihnen bei Todesstrafe verboten, etwas aufzuschreiben und die Druidenschulen bestanden im Recitiren langer Verse und Sprüche, die sich von Mund zu Mund fortpflanzten. Cäsar, Plinius, Tacitus sind die einzigen Quellen, woraus wir diese Kenntnisse schöpfen und ohne die römischen Schriftsteller wüßten wir Nichts von Sitten und Gebräuchen der Ureinwohner unseres Landes.

Was nun die Sprache betrifft, so wurde durch ganz Gallien keltisch gesprochen, wie es uns noch in uralten Orts-, Fluß- und Bergnamen vorliegt, und wie sich noch Ueberreste in England (im Gälischen) und in der Bretagne erhalten haben. Es scheint eine schwierige Sprache gewesen zu sein; wissen wir doch durch Cäsar, daß sein berühmter Gegner, der Germanenfürst Ariovist, ihrer nach 14jährigem Aufenthalt in Gallien kaum Meister geworden, und die er, der römische Feldherr selbst, nur durch viele Uebung erlernen konnte. Als dann die Römer in Gallien die Herren geworden und Religion, Sitten, Staatsverfassung umänderten, kam auch das Lateinische hinzu, später unter der Herrschaft der Burgunder, und anderer deutscher Stämme das Deutsche, so daß die Sprache ein Mischmasch von keltisch, lateinisch und deutsch wurde, wie es uns jetzt noch im Patois unserer Gegend vorliegt. Davon ein Beispiel:

Memé, qu'ai-vo Krômai en lai foire? Ainne Krouze po portaî de l'ave é moichenoux, des sulaîs po le taitai, des riemes po nos buobes, et des câles po nos baichattes. „Mamman qu'avez-vous acheté à la foire? Une cruche pour porter de l'eau aux moissonneurs, des souliers pour le père, des fouets pour nos garçons et des bonnets pour nos filles.“ Die Worte

memé, ave, taitai, câles, baschattes, sind keltisch; ai kommt von habere, von von vos, foire von forum, ainne von una, po von pro, portai von portare; moichenoux von messor, sulais von solea, nos von noster, sind also lateinischen Ursprungs. Deutsch sind Krômai von chromen (kramen), Krouezes = Krug, riemes = Riemen, bouebes = Buben. (Serasset).

Die alten Kelten liebten vor Allem Krieg und Jagd; hohe, kräftige Gestalten — die Germanen aber, besonders die Burgunder, scheinen im Allgemeinen von noch höherer Statur gewesen zu sein — von einer bis auf die Knie gehenden tunica bekleidet, darauf ein kurzes Oberkleid, sagum, das die Arme nackt ließ, auf dem Haupte den erzenen Helm, mit Hörnern der erlegten Thiere geschmückt, darunter das lange Haar bis auf die Schultern niederfallend oder zu Hörnern aufgerollt und roth gefärbt, um den Leib die kupferne Kette, an welcher das mächtige Schwert hing, in der einen Hand den mannshohen Schild, in der andern den Wurfspeer oder den Streitkolben, waren sie keine zu unterschätzenden Gegner für die Fremden und verachteten die Römer ihrer geringen Höhe wegen. Waren keine fremden Kriege in Sicht, so erprobten sie ihre Kraft in Geschlechts- oder Familienfehden, übten sich in der Jagd auf den Auerochs, den Bären, das Wildschwein, den Hirschen und tranken ungeheure Mengen Bier oder Meth bei ihren Festlichkeiten. Ihre Wohnungen zeichneten sich durch Einfachheit aus und bestanden in hölzernen Hütten, die Wände oft auch nur mit Zweigen durchflochten und deren Zwischenräume oder Lücken mit Lehm ausgefüllt, und die Dächer mit Stroh gedeckt.

Das Klima scheint kälter gewesen zu sein als jetzt, da noch im 4. und 5. Jahrhundert nach Christus der Rhein, der Grenz- und Schutzstrom der Kelten, fast alljährlich zufror, so daß die beutelustigen germanischen Stämme denselben überschreiten konnten, um in das Innere Gallien's einzudringen und die römischen Niederlassungen und Kastelle zu zerstören.

Was ist nun von dieser alten Keltenzeit übrig geblieben? Steinerne Aexte, Messer, Instrumente aus Bronze und Eisen; unförmliche kunstlose Münzen, die alte keltische Sprache in Orts-, Berg- und Flußnamen (z. B. Rhein, keltisch Ren = fließendes Wasser, lateinisch Rhenus; Aar vom keltischen Arü, Aarü = reißender Fluß, ferner Birs, früher Bersich vom keltischen berre = reißender Waldbach, Jura von Jou — Rag = regnum Jovis rc.); in Felsen gehauene Wege für zweirädrige Karren, wie sie in den Schluchten des Münsterthales und bei Pierre-

Pertuis entdeckt wurden und endlich große Monolithe, sog. Men — Hirs, wie der berühmte Pierre perceé von Courgenay, 1/2 Stunde von Pruntrut entfernt. Der Pierre perceé ist ein länglich viereckiger Kalksteinblock, durch das Alter geschwärzt und auf die breitere Basis gestellt. Seine Höhe übertrifft 7 Fuß, die Breite 6 Fuß, seine Dicke ist 15—18 Zoll. In der Höhe von 4 1/2 Fuß zeigt der Stein in der Mitte ein rundes Loch von 14—15 Zoll Durchmesser. Keine Inschrift ziert den Monolithen, es zeigt sich daran auch keine Spur von Hammer und Meißel. Die Ränder der Oeffnung scheinen durch langen Gebrauch abgeschliffen, wir werden sehen, auf welche Weise. Sicher ist nur das Faktum, daß im frühen Mittelalter dieser Stein, diese Sphinx, an welcher schon so viele ihren Scharfsinn zur Enträthselung des seltsamen Monuments geübt, sich neben einer berühmten Linde befand, unter welcher das Mallum publicum stattfand, d. h. die Versammlung aller Freien der Mairie von Alle, zu welcher Courgenay nebst den andern umliegenden Dörfern gehörte, in welcher Versammlung die öffentlichen Interessen diskutirt und unter Vorsitz des Grafen oder dessen Stellvertreter Gerechtigkeit geübt wurde. Unter der nämlichen Linde wurde im Jahr 1282 ein Kompromiß zwischen Henri d'Isny, Bischof von Basel und Renaud de Bourgogne, Graf von Montbéliard, wegen des Besitzes von Pruntrut geschlossen, wie ein altes Manuskript anzeigt. Später bemächtigte sich der Aberglaube dieses seltenen Steines; man zog kranke Leute durch das Loch, um sie von der Kolik zu heilen, ein Gebrauch, der sich noch bis Anfangs unseres Jahrhunderts vollzog und die Oeffnung so abschliff, wie wir sie gegenwärtig noch sehen. Auch in England und Frankreich soll die nämliche eigenthümliche Sitte bei ähnlichen Steinen stattgefunden haben. Um das Dunkel, das stets über dem interessanten Monolithen schwebte, zu heben, ließ im Jahr 1715 Fürstbischof Johann Konrad am Fuße des Steines Nachgrabungen bis zur Tiefe von 2 1/2 Fuß anstellen, ohne das Räthsel zu lösen. Die nämlichen Nachforschungen hielt unter der französischen Regierung im Anfang unseres Jahrhunderts, Daubert, Souspräfekt von Pruntrut, mit nicht viel besserem Erfolg, als daß er beweisen konnte, daß keine kupfernen Leisten vorhanden seien, welche den Stein auf einer Unterlage befestigen, wie seine Vorgänger gesehen haben wollten, daß der Stein auf bloßem Felsen ruhe und durch die eigene Schwere im Gleichgewicht gehalten werde.

Die Ansichten über die Bedeutung dieses Monolithen sind nun sehr verschiedenartig: die Einen betrachten ihn als Siegesdenkmal Ariovist's

über die Aeduer bei Amegetobria, welche Stadt einige Archäologen an die Stelle von Pruntrut setzten, aber ohne irgend welche Wahrscheinlichkeit, Andere im nämlichen Sinn als Zeugniß des Sieges Cäsar's über Ariovist in der Ebene von Courgenay; die Dritten glaubten, der Stein sei ein Grenzstein zur Unterscheidung zweier Provinzen, während doch nie eine bedeutende Grenze weder provinzieller, noch kommunaler Art sich an diese Stelle knüpfte. Kurz, die Geister konnten sich nicht einen, bis sich unter den Archäologen der neuern Zeit die Ansicht Bahn gebrochen, der Pierre perceé sei der Rest eines Dolmen oder eines druidischen Altars. Ja, Trouillat geht so weit, demselben astronomische Zwecke der Druiden zu vindiciren, indem er anführt, daß die Deklination des Monolithen gegen Osten 14° betrug, daß die horizontale Linie, perpendikulär auf die nach Norden und Süden gewendeten Oberflächen geführt, genau den Erdmeridian darstelle, daß das Loch vielleicht durch eine Holzplatte geschlossen werden konnte, in welche Platte durch eine feine Oeffnung ein Sonnenstrahl hindurchgelassen und so vermittelst konventioneller Zeichen auf dem Boden vor dem Monolithen die Tages- und Jahreszeiten bestimmt werden konnten.

Diese Ansicht fände auch durch die Bemerkung Cäsar's eine Stütze, daß sich die Druiden viel mit Astronomie beschäftigt haben. Sei dem, wie es wolle, die Akten über diesen Stein sind noch nicht geschlossen, und es darf nur mit Sicherheit angenommen werden, daß er uralt ist und höchst wahrscheinlich in die keltische Periode zurückreicht.

II.

Rauracien als solches, als besonderer Gau des Keltenlandes oder Gallien's, tritt zum ersten Male in's Licht der Geschichte durch Cäsar und seine Feldzüge in Gallien und gegen die Helvetier. Wir wissen durch unsere vaterländische Geschichte, wie die Helvetier, auch dem großen Keltenstamm angehörig, durch Orgetorix, der nach der Alleinherrschaft strebte und sich mit dem Aeduerfürsten Dumnorix und dem Sequaner Casticus heimlich verbunden, bewogen, ihr wildes Land verlassen und sich neue Wohnsitze im milden westlichen Gallien suchen wollten, wie Orgetorix in seinen geheimen Umtrieben verrathen und angeklagt, sich selbst den Tod gab, wie die Helvetier dennoch den Auszug beschlossen, sich dazu während zweier Jahre rüsteten und endlich, nachdem sie ihre Städte und Dörfer verbrannt, im Ganzen 263,000 Menschen, darunter 80,000 waffenfähige Männer, stark, aufbrachen und sich gegen Genf wandten. Den Helvetiern

hatten sich auf ihre Einladung die Rauraker, 25,000 Seelen stark, angeschlossen, ferner ihre Nachbarn die Tulingier in der Stärke von 36,000 Seelen (sie wohnten im mittlern Elsaß), dann 32,000 Bojer (in Noricum ansässig) und endlich 14,000 Latobrigen (an der Larg und Ill). Auch die Hilfsvölker hatten ihre Wohnsitze verbrannt, die Rauraker ebenso ihre Hauptstadt, Raurac am Rhein. Dieser ungeheure Zug, im Ganzen 378,000 Seelen zählend, wollte auf dem kürzesten Weg mitten durch Gallien in den Westen dieses Landes vorrücken; sie hatten aber ohne die Römer gerechnet, welche bereits einen Theil von Gallien, die Provence (provincia) inne hatten und ferner mit den Kelten im Wallis in Bundesgenossenschaft standen. Cäsar, von der drohenden Gefahr unterrichtet, eilte aus Italien nach Genf, hielt, um Zeit zu gewinnen, die Helvetier durch Unterhandlungen hin, verbarrikadirte den Weg vom Genfersee zum Jura durch eine 9000 Fuß lange und 16 Fuß hohe Mauer, sodaß die Auswanderer sich einen andern Weg durch die finstern, engen Thäler des Jura suchen mußten. Sie gelangten so durch das Gebiet der Sequaner zu den Aeduern und an die Saone, wo Cäsar noch einen Theil der Helvetier, die Tiguriner, welche den Uebergang über den Fluß noch nicht hatten bewerkstelligen können — die Helvetier brauchten 20 Tage zu diesem Uebergang, während es nachher Cäsar in einem Tag gelang — vollständig schlug und großentheils vernichtete. Trotzdem rückten die Helvetier in Gallien vorwärts, Cäsar ihnen nach, und nachdem Erstere den alten Divico als Unterhändler zum römischen Feldherrn gesandt, mit dem Auftrag, Cäsar zu bestimmen, keine Feindseligkeiten zu unternehmen und den Helvetiern Wohnsitze in Gallien anzuweisen, Unterhandlungen, die sich am Stolz der Helvetier und den ehrgeizigen Absichten Cäsar's zerschlugen, erfolgte endlich die entscheidende Schlacht bei Bibracte (Autun), der Hauptstadt der Aeduer, wo die Helvetier nach einem Heldenkampf der römischen Kriegskunst erlagen. Der Stolz der Helvetier war gebrochen. Im Jahr 58 vor Christus schickten sie eine Gesandtschaft zu Cäsar, welche weinend und auf den Knien um Gnade bat, Geiseln anbot, und Cäsar gewährte diese Gnade, indem er die Ueberreste der Helvetier nach Hause schickte, mit dem Befehl, die verbrannten Dörfer und Städte wieder aufzubauen — aber nicht, ohne vorher einen Theil der Ueberwundenen, die Urbigener, etwa 4000 Mann stark, welche auf eigene Hand sich hatten flüchten wollen, aber auf Befehl des römischen Feldherrn wieder eingebracht worden waren, nach grausem Kriegsrecht dem furchtbaren Rachegott geopfert zu haben. —

Er ließ sie Alle über die Klinge springen. Bei den Helvetiern wurde der Nominativetat der Theilnehmer des verhängnißvollen Zuges in griechischen Lettern gefunden, woraus hervorgieng, daß im Ganzen 368,000 Menschen ausgezogen waren, darunter 92,000 Kombattanten, und von dieser Zahl kehrte nur ein Drittel, 110,000, in die Heimath zurück.

Nachdem wir in wenigen kurzen, allgemeinen Zügen, ohne auf Details einzutreten, das Resultat dieser unglückseligen Emigration beschrieben, sehen wir uns nach dem Schicksal der Rauraker um. Diese theilten vollkommen dasselbe ihrer Bundesgenossen auf dem Marsch und bei der Niederlage: 23,000 Seelen stark ausgezogen, kehrten 7300 zurück und bauten Raurac, ihre Hauptstadt, am Zusammenfluß der Ergolz und des Violenbachs gelegen, wieder auf, eine Stadt, die später unter den Römern, wie wir sehen werden, als Augusta Rauracorum zu ungeahnter Blüthe sich erhob.

Es scheint aber, daß Cäsar den Raurakern noch fernere Wohnsitze anwies, und zwar die Tulingier und Latobriger mit ihnen verschmolz. Diese letzteren Namen kommen wenigstens später nie mehr vor und ferner ist geschichtlich erwiesen, daß 6 Jahre später die Bojer und Rauraker zusammen 30,000 Mann zum Unabhängigkeitskampf der Gallier unter Vercingetorix gegen Cäsar in's Feld stellten, was ja unmöglich gewesen, da die Rauraker vor 6 Jahren nur 7300 Seelen stark zurückgekehrt waren, wenn nicht andere bewohnte Gebiete mit Rauracien vereinigt worden wären. Dieser letzte Unabhängigkeits- und Heldenkampf des Vercingetorix und seiner Gallier, die des Römerjochs müde waren, scheiterte an Cäsar's Feldherrengenie und die Gallier beugten von nun an (Jahr 52 vor Christus) das stolze Haupt unter der römischen Herrschaft. Der Sieger ließ ihnen ihre Institutionen, ihre Gesetze, die alte Eintheilung des Territoriums und Helvetier, Sequaner, Rauracher fuhren fort dem keltischen Gallien anzugehören, während im Westen das aquitanische, im Nordwesten das belgische Gallien unter römischer Oberhoheit entstand. Bevor aber jener letzte Verzweiflungskampf der vereinigten Gallier stattfand, geschah nur einige Monate nach der schweren Niederlage der Helvetier bei Bibracte, an der Grenze Rauracien's, ja vielleicht im rauracischen Lande selbst ein bedeutungsvolles Ereigniß, das wir nicht mit Stillschweigen übergehen können, obwohl es nicht die Rauraker selbst betraf, wir meinen den Zusammenstoß zwischen Römern und Germanen, zwischen Cäsar und Ariovist in der Ebene von Courgenay.

Um dies Zusammentreffen zu erklären, müssen wir etwas weiter ausholen und den Blick um etwa ein Jahrzehnt rückwärts wenden. Wie schon früher bemerkt, standen die einzelnen Gaue der Kelten oder Gallier in einem losen Bundesverhältniß zu gegenseitigem Schutz und Abwehr auswärtiger Feinde; da aber der kriegerische Sinn des Volkes die Waffenruhe nicht lange ertrug, wandten sich die Feindseligkeiten gar oft gegen benachbarte Stämme und Gallier kriegten gegen Gallier. An der Saone, welche die Grenzscheide bildete, berührten sich zwei mächtige, gallische Völker, einerseits die Sequaner, auf der andern Seite die Aeduer, welch' Erstere den Letztern vorwarfen, sie hätten das Umsichgreifen der Römerherrschaft in Gallien unterstützt; in Wahrheit aber strebten beide Gaue nach der Hegemonie in Gallien und daher die Eifersucht; ferner entstand Streit wegen eines Zolles betreffs der Schifffahrt auf dem Grenzflusse, der Saone. Da die Gemüther sich stets stärker erhitzten, riefen die Sequaner den mächtigen Fürsten der markomannischen Germanen, welche auf dem rechten Rheinufer wohnten, Ariovist, zu Hilfe. Dieser germanische Heerkönig, froh, sich in die Angelegenheiten Gallien's mischen (um 72 vor Christus), ja seine Eroberungen über den Rhein ausdehnen zu können, setzte mit 15,000 Kriegern über den Grenzstrom, durchzog das Land der Sequaner und schlug die Aeduer in einer großen Schlacht bei Amegetobria (wahrscheinlich in der Nähe von Pontarlier, der Name kommt nur einmal, ohne nähere Angabe, bei Cäsar vor). Die Sequaner hatten ihren Zweck erreicht, die Aeduer waren gedemüthigt, dafür hatten sie sich aber einen Bundesgenossen aufgeladen, der bald als Herr auftrat und nicht mehr abzuschütteln war. Ariovist verlangte und bemächtigte sich etwa des dritten Theils Sequanien's, des Sundgaues, das an den Rhein stößt, dann verlangte er noch einen Drittel, um die Haruder zu entschädigen, welche in der Zahl von 24,000 Mann vor Kurzem den Rhein überschritten und sich mit ihm vereinigt hatten.

Das Ober-Elsaß war der Schauplatz aller möglichen Gräuel und Verwüstungen von Seiten der Germanen, die bald in sequanischen Landen die ungeheure Zahl von 120,000 Kriegern erreichten, mit welchen nun Ariovist an die Eroberung Galliens gehen wollte. Zu spät sahen die Sequaner ein, daß es bei häuslichen Händeln besser sei, das Letzte zu dulden, als fremde Hilfe anzurufen, daß besser die größten Opfer geleistet werden, als fremde Heere auf vaterländischem Boden zu dulden, seien sie auch als Freunde gekommen — eine Wahrheit, welche die Geschichte so

oft bestätigt; die feindlichen Brüder, Aeduer und Sequaner, fanden sich wieder und ihre gemeinschaftlichen, hilfesuchenden Blicke richteten sich auf die einzige Nation, die der germanischen an Kriegsruhm gleichstand, auf den einzigen Mann, der dem gefürchteten Ariovist entgegentreten konnte und soeben die Helvetier in gewaltigem Ringen besiegt hatte, auf die Römer und auf Cäsar.

Wie vor 14 Jahren Ariovist, als er über den Rhein setzte, um den Sequanern zu Hilfe zu eilen, dies mit Freuden that und in der Hoffnung, sich Gallien tributär zu machen, wie er, als der Gerufene, einen legalen Grund fand, sich in Gallien's Angelegenheiten zu mischen, mit ebenso großer Freude vernahm nun Cäsar den Hilferuf der von Ariovist unterdrückten Sequaner und Aeduer. Nur hielt Cäsar, ebensosehr Staatsmann als Feldherr, auf dem Decorum; hatte er ja selbst vor einiger Zeit bei dem Senat beantragt, Ariovist als Freund und Socius des römischen Volkes zu erklären, und suchte deshalb nicht einen raschen, offenen Bruch mit dem mächtigen Germanenfürsten. Er machte ihm vorerst Vorstellungen, bot ihm dann eine Unterredung an, welche Ariovist zurückwies; hierauf begab sich Cäsar in die Hauptstadt der Sequaner, Vesontio, wo der römische Feldherr Alles, was zu einer kriegerischen Expedition nöthig, in Ueberfluß vorfand, und kam darin dem Germanenfürsten, der auch nach Vesontio strebte, zuvor. Dann verließ er die Stadt, ging Ariovist, der am Nordfuß des Jura Stellung gewonnen, entgegen, und vermied bei seinem Marsch die Defiléen des Jura, allerdings ein Umweg von 40,000 Schritten, da er fürchtete, er könnte in den engen wilden Schluchten, auf den bewaldeten Höhen, über welches Land die Sequaner den Römern übertriebene Vorstellungen gemacht hatten, in einen Hinterhalt fallen. Nach ununterbrochenem Marsche vernahm Cäsar am 7. Tag durch seine Läufer, daß Ariovist sich nur 8 Stunden von ihm entfernt befinde (24,000 Schritte), und nun war es der germanische Heerkönig selbst, der Cäsar um eine Zusammenkunft bat, ein Verlangen, in das der Römerfeldherr einwilligte und die Unterredung auf den 5. Tag nach gemachtem Vorschlag setzte. Während dieser 5 Tage geschahen Pourparlers von Hüben und Drüben zur Festsetzung des Ceremoniell's, der mitzunehmenden Begleitung rc., Ariovist verlangte, daß Cäsar keine Infanterie mit sich nehme, die Gefahr eines Hinterhaltes vorschützend; auch darein willigte Cäsar, und da er vom Krieg mit den Helvetiern her die Unzuverlässigkeit der gallischen Reiterei kannte, selbst aber fast keine besaß, und da gerade die germanischen

Reiter die Hauptforce ihres Heeres und ihre Stärke bildeten, ließ er die gallischen Reiter absitzen und machte seine 10. Legion, seine Leiblegion, beritten.

Zwischen beiden Lagern befand sich eine große Ebene, mitten darin ein Hügel von mäßiger Breite. Daraufhin ritten beide berühmten Heerführer, Jeder von 10 Offizieren begleitet, der Rest der Eskorte blieb beiderseits auf 200 Schritt Entfernung stehen. Die Unterredung fand zu Pferde statt und Cäsar brachte Ariovist die Güte des römischen Senats, der dem Germanenfürsten den seltenen Titel „Freund des römischen Volkes" verliehen, in Erinnerung; ferner gab er ihm zu bedenken, daß die Römer mit den Aeduern, welche Ariovist so gedemüthigt hatte, in lange dauerndem Freundschaftsverhältnisse stehen, und forderte endlich, daß der germanische Feldherr keine neuen Horden mehr über den Rhein ziehe, daß er den Aeduern die Geiseln zurückgebe und gegen sie und ihre Verbündeten keine Gewaltthätigkeiten mehr ausübe. Ariovist dagegen berief sich auf das Recht des Siegers, der stets Geiseln empfängt und Eroberungen macht. Er behauptete, dies Gallien sei sein Reich sowie auch die Römer ihren Theil Gallien's besäßen und so könnten sie in Frieden und Freundschaft leben, wenn Römer und Germanen das von ihnen Eroberte behielten.

Wenn aber Cäsar auf diese Vorschläge nicht eingehe, sei er sein Feind und werde die Kraft der Germanen, die bis jetzt noch alle Feinde besiegt hätten, auf die Probe stellen; ja, wenn es ihm gelingen würde, Cäsar selbst zu tödten, so hätte er eine mächtige Partei in Rom zu Freunden, wie ihm römische Patrizier durch expresse Läufer hätten versichern lassen — ein durch und durch interessantes Zeugniß, das die Schärfe des Parteizwistes in der römischen Hauptstadt beweist. Die Konferenz ging wegen eines verrätherischen Zwischenfalls schnell zu Ende.

Die Germanen hatten sich dem Hügel genähert, Pfeile und Steine auf die Römer geworfen, sodaß Cäsar die Unterredung plötzlich abbrach und in Mitten der Seinigen in das Lager zurückritt, wo er die Römer durch Erzählung des Verraths zur höchsten Wuth entflammte. Einige Tage später näherte sich Ariovist bis auf 6000 Schritte (2 Stunden) Cäsar's befestigtem Lager, und, Tags darauf, passirte er neben demselben mit seiner ganzen Armee vorbei und verschanzte sich 2000 Schritte oberhalb dem römischen Heer, um demselben die Zufuhr der Sequaner und Aeduer abzuschneiden. Cäsar befand sich in keiner beneidenswerthen Lage;

beinahe ohne Lebensmittel, da die Germanen Alles abfingen, hoffte und wünschte er die entscheidende Schlacht, welche er Ariovist täglich anbot, ohne daß dieser sie annahm. Da verließ Cäsar mit einem Theil des Heeres sein Lager und befestigte sich etwa 600 Schritte oberhalb Ariovist auf einer Anhöhe, um die Zufuhren zu retten.

Natürlich beunruhigten die Germanen die neuen Schanzarbeiten, jedoch ohne Erfolg, da Cäsar die Klugheit besaß, sein Heer in drei Theile zu theilen, von denen zwei unter den Waffen blieben und die Feinde abwehrten, während der dritte an den Verschanzungen arbeitete.

Nachdem das kleinere Lager befestigt war, ließ er darin zwei Legionen zur Vertheidigung und führte die vier andern wieder in sein großes Lager zurück. Nach seinem Abzug ließ Ariovist die neuen Verschanzungen angreifen, ohne sie nehmen zu können und brachte durch sein stetes Ausweichen einer entscheidenden Feldschlacht Cäsar in Erstaunen. Ariovist, der stolze, selbstbewußte Germanenkönig ein Feigling! Unmöglich! Das Räthsel löste sich, indem Cäsar durch Gefangene erfuhr, daß die Prophetinnen der Germanen durch Orakel dem König verboten hätten, vor dem Neumond die Schlacht zu wagen, und der römische Feldherr machte sich diesen Aberglauben, der auf seine Gegner entmuthigend wirken mußte, rasch zu Nutzen. Er griff an; die Germanen ließen sich aus ihren Verschanzungen herauslocken, indem sie, um die Flucht der Ihrigen zu hindern, im Rücken durch ihre Wagen sich verbarrikadirt hatten, auf welchen ihre Frauen, die Haare gelöst, die Hände gegen Himmel erhoben, die Götter um Sieg anflehten. Die Germanen bildeten ihre berühmte geschlossene Phalanx, auf allen Seiten durch die mannshohen Schilde gedeckt, sodaß jeder Einzelne wie ein wandelnder Thurm aussah; die Römer, durch den Widerstand noch mehr entflammt, unfähig, die eherne Mauer zu durchbrechen, griffen die Feinde mit den kurzen Schwertern von Oben her an, durchbohrten die Germanen an den Köpfen, indem sie sich wie Katzen an den Schilden hinaufschwangen und so gelang es ihnen endlich, die Feinde in die Flucht zu treiben. Die germanische Reiterei, von der man soviel gehofft und die kaum in Aktion gekommen, suchte sich zu retten; jeder Reiter hatte dazu noch einen leichten Fußgänger beigeordnet, der das Pferd am Schwanz ergreifen, und so mit gleicher Schnelligkeit enteilen konnte. Unnützes Bemühen! Mit gewohnter Schnelligkeit leitete Cäsar die Verfolgung und erreichte die Feinde, bevor sie über den Rhein setzen und das ersehnte germanische Ufer betreten konnten. Achtzigtausend Germanen sollen auf diese Weise gefallen sein, darunter

Ariovist's Frauen und Töchter. Der unglückliche Heerkönig selbst rettete sich in einem Nachen über den Rhein, um dort, auf heimathlichem Boden, zu sterben.

Wo nun diese entscheidende Riesenschlacht, welche die Römer in Gallien ohne Rivalen ließ, stattgefunden, darüber sind die Geschichtsforscher nicht einig und Cäsar selbst nennt keinen Ort, woraus man einen definitiven Schluß ziehen könnte. Sicher ist nur, daß die Schlacht zwischen Besançon und dem Rhein stattgefunden, nach einigen Kommentaren 5000, nach Anderen 50,000 Schritte vom Rhein entfernt, und diese Differenz bringt die Verwirrung in das Urtheil. Mit größerer Wahrscheinlichkeit wird die Ebene von Courgenay bei Pruntrut als Wahlstatt angenommen, und wir wollen, ohne auf diesen Gelehrtenstreit näher einzugehen, nur Folgendes anführen:

Diese Ebene ist etwa 50,000 Schritte vom Rhein entfernt, ferner etwa 20 Stunden von Besançon, woher Cäsar aufgebrochen war. Den 7. Tag nach dem Aufbruch vernahm Cäsar, daß Ariovist nur noch 25,000 Schritte (8 Stunden) entfernt sei; wenn man annimmt, daß das römische Heer, das starke Lasten zu tragen hatte, 5 Stunden per Tag machte (also in 7 Tagen 35 Stunden), von denen man den Umweg von 40,000 Schritten oder 13 Stunden, den der Römerfeldherr hatte machen müssen, abzieht, so bleiben also etwa 20 Stunden, ungefähr die Distanz, welche die Ebene der Ajoie von jener Stadt besitzt. Die Distanzen vom Rhein und von Besançon würden also ungefähr stimmen. Ferner steht außer allem Zweifel, daß die Ebene von Courgenay südlich von einer Anhöhe des Mont-terrible begrenzt wird, die jetzt noch Jules-César genannt wird, und die zweifellos Standort eines römischen befestigten Lagers gewesen. Die Umwallungsmauern, die Fundamente von Thürmen, eine Masse aufgefundener römischer Münzen, ein tiefer, jetzt verschütteter Sodbrunnen beweisen die Sache zur Evidenz. Endlich wären die Anhöhen nach der Westseite, Hermont und La Perche genannt, gerade in der nöthigen Entfernung und die geeignetsten Plätze, wo nach Cäsar's eigener Beschreibung sein zweites kleineres Lager und dasjenige Ariovist's, durch eine tiefe Schlucht getrennt, hätten stehen können. Auch die Fama berichtet, daß in der Ebene in früherer Zeit viele Waffen, Haufen von Menschenknochen &c. gefunden worden, wovon aber Nichts mehr vorhanden ist. „Heidengerümpel"! Damit wurde das Gefundene mit Abscheu bei Seite geworfen oder vernichtet.

Selbst eine fast vollständige Abwesenheit von Funden würde gegen unsere Annahme nicht viel beweisen, da das Nämliche bei andern alten Schlachtfeldern, über deren Lokalität kein Zweifel herrscht, vorkömmt, z. B. in der Ebene der Champagne auf den Catalaunischen Feldern, wo Attila seine große Niederlage erlitt. Die besten Stücke wurden als Beute davongetragen, die Masse der Leichen, welche nicht beerdigt werden konnte, mit den hölzernen Karren und Wagen theils verbrannt, theils den wilden Thieren überlassen, die schnell genug tabula rasa machten; eine Masse menschlicher Knochen wurde bei Courgenay gefunden, aber nicht gesammelt; ferner sollen vor einem Jahrhundert, als bei dem Dorfe Courgenay eine neue Straße gebaut worden, viele Waffen aus Bronze und Eisen gefunden worden sein. Wo sie hingekommen, weiß Niemand mehr. Die Ebene selbst ist fruchtbares Ackerland, das jährlich bestellt wird; tiefere Nachgrabungen zu archäologischen Zwecken wurden aber nie veranstaltet, da das Interesse an solchen Dingen nur bei Wenigen existirt, und so ist es nicht unmöglich, daß in Zukunft noch Funde gemacht werden können, welche unsere Anschauung zur Sicherheit werden lassen.

Und schließlich, ob bei Courgenay, ob bei Montbéliard, oder näher dem Rhein! Es waren nicht die Raurachen, die da siegten oder besiegt waren; es waren zwei fremde Völker, Römer und Germanen, die da schlugen, deren Sieg, auf der einen oder andern Seite, den Eingebornen verhängnißvoll werden mußte. Sehen zum Beispiel in neuerer Zeit die Zürcher eine große Ehre in dem Faktum, daß Franzosen und Russen auf zürcherischem Boden in der Nähe ihrer Hauptstadt die große Schlacht lieferten, welche Suwarow zum Rückzug zwang?

Wie glauben es nicht; denn wer darunter am meisten litt, war unser eigenes Vaterland und unser eigenes Volk trug durch seine innere Zerrissenheit die Schuld, daß eine solche Schlacht überhaupt möglich war. Die Lehren der Geschichte sind stets wahr, so lange wir eine Geschichte kennen und immer entstand das größte Unheil daraus, diese Lehren nicht beobachtet zu haben; sie heißen aber: Einmüthigkeit im Handeln, Vertrauen auf eigene Kraft und niemals Herbeirufung fremder Hilfe.

III.

So hatte denn Cäsar, nachdem er die Helvetier besiegt, nachdem er im nämlichen Jahr, von Aeduern und Sequanern gerufen, Ariovist und die Germanen darniedergeworfen, ferner die Eidgenossenschaft der Belger

im Norden und die streitbaren Veneter an der Westküste in gewaltigen Schlachten geschlagen und endlich die Erhebung der Gallier unter dem Arvenerfürsten Vercingetorix bei Alesia vereitelt, der römischen Herrschaft in ganz Gallien einerseits bis zum Meer, andererseits bis zum Rhein die Wege gebahnt. Dazu bewies er noch den eminenten politischen Scharfblick, daß er den Germanen, welche Ariovist vom rechten zum linken Rheinufer geführt hatte und welche am linksseitigen Ufer Wohnsitze besaßen, die Sitze ließ und diese Germanenstämme zu Hütern und Wächtern des Rheins, also auch ihrer rechtsseitigen Stammesgenossen bestellte, und wir werden sehen, daß Jahrhunderte lang der Kampf zwischen Römern oder Gallo-Römern um den Rhein tobte, bis das Römerreich endlich den schweren, stets wiederholten Schlägen der Barbaren erlag.

Unterdessen gingen die Römer rasch an ihre civilisatorische Mission: „Erst nach ihrer Niederlage fingen die Gallier an, das Land ihrer Heimath allenthalben anzubauen und die Vortheile seiner geographischen Lage für friedliches Dasein zu genießen. Die Römer erfüllten es mit den großen Bauwerken, die ihre Anwesenheit überall bezeichnen, Amphitheatern, Thermen, Aquädukten, Heerstraßen, die das Land in verschiedener Richtung durchzogen und die verschiedenen Landestheile mit der Hauptstätte der römischen Einwirkung, Lugdunum, Lyon (von Munatius Plancus gegründet) brachten. Es ist kein Zweifel, daß sich die Eingebornen den Anziehenden mit freudigem Eifer anschlossen. Aus den Geschlechtern und Stämmen, die das Land von Anbeginn bewohnt hatten und der Kolonie der Ueberwinder bildete sich ein neues Volk, eine einzige romanische Nation. Im zweiten Jahrhundert ist Gallien die bevölkertste, im vierten, obwohl sich in der Tiefe manche ungebrochene Volksthümlichkeit erhielt, eine der gebildetsten römischen Provinzen. Nirgends gab es eine Zeit lang besser besuchte Schulen als in Gallien; geborne Römer lernten lateinische Beredsamkeit im Sinne des Jahrhunderts an der Garonne.“ (Weber). Natürlich legte Cäsar und sein Nachfolger eine Menge befestigter Lager und Kastelle an, die bald zu Städten anwuchsen, so Windisch (Vindonissa) an der Aare, Raurac, später Augusta Rauracorum am Rhein, ferner Worms, Köln, Trier, Aachen 2c.

Einige Decennien später wurde auch Süddeutschland bis zur Donau unterjocht, so daß Rhein und Donau die nördlichen Grenzen des Römerreichs bildeten und hier entstanden aus den römischen Standlagern allmälig die Städte Bregenz, Kempten, Regensburg, Augsburg, Passau, Salzburg, Linz, Wien 2c.

Wir können in Rauracien noch viele solcher Standlager, Kastelle, und bloße Wachtthürme (Vigilien) unterscheiden, über welche uns hauptsächlich der um den Jura so verdiente Alterthumsforscher Quiquerez Aufschluß gegeben. So war unzweifelhaft ein römisches Standlager auf dem Mont-terrible (Mont Jules César), wie früher erwähnt, welches die Ajoie beherrschte, ferner auf dem Mont Chaibeut (mons caput) und Beridiai (beau regard) für das Thal von Delsberg, dann bei Wahlen auf dem Sturmer-Köpfli für das Laufenthal. Römische Kastelle schlossen die Heerstraße auf der einen Seite bei Pierre Pertuis, auf der andern Seite bei Aesch und auf dem Wartenberg. Defilé bei Mumpf, Kaisterberg, Frick. Man kann sicher sein, daß jede militärisch bedeutende Höhe, jedes Defilé, jeder irgendwie wichtige Weg, sei es durch ein Kastell, sei es durch einen Wartthurm geschützt war; diese Posten standen in stetem eifrigen Verkehr durch Signale oder durch Läufer, durch Feuer, welche Nachts angezündet wurden. Quiquerez hat uns in seinem fleißigen Werke „Topographie d'une partie du Jura oriental" davon unzählige Beispiele angeführt, deren spezielle Angaben uns zu weit führen würden. Und die interessante Erscheinung zeigt sich uns, daß in vielen Fällen, wo früher eine keltische Stadt stand, die Römer ein befestigtes Lager schlugen, wie dann später beim Zusammenbrechen des Römerreichs die deutschen Grafen ihre Burgen (manoirs) auf den Trümmern der römischen Kastelle aufbauten. Auch viele dieser Burgen wurden mit der Zeit gebrochen und ihr Material diente zum Aufbau von Kirchen, von Häusern der ehemaligen Leibeigenen — der nämliche Kreislauf wie in der Natur, wo Nichts unbenützt gelassen wird und das Absterbende die Elemente zum Aufbau des neuen Lebens abgiebt. Es ist daher auch nicht zu verwundern, wenn wir bei Ausgrabungen an den Ueberresten einer alten feudalen Burg auf römische Mauern, Münzen 2c. und tiefer grabend auf keltische Waffen, Geräth, Geschirr 2c. stoßen, Zeugen verschiedener Völker, verschiedener Civilisationsstufen, durch viele Jahrhunderte von einander geschieden. Der nämliche Quiquerez*, dessen langes, arbeitsvolles Leben ganz der geschichtlichen Erforschung unseres Jura gewidmet war, — obwohl er im Allgemeinen so wenig Begeisterung für seine Studien bei seinen Mitbürgern fand, daß die meisten seiner Publikationen und besonders seine umfangreichern Schriften nur mit Mühe, sogar mit Staatshilfe gedruckt werden

* Vergl. die Biographieen von F. A. Stocker, X. Kohler und Prof. Dr. Hagen.

konnten, ein großer Theil seiner grenzenlosen Arbeit und Mühe gar nicht gedruckt vorliegt, sondern noch im Manuscript in Basel weilt, glücklicherweise in guten Händen, — dieser verdienstvolle Autor versichert, daß er im gegenwärtigen bernischen Jura die Spuren von mehr als 50 keltischen Niederlassungen, von etwa 25 ständigen römischen Lagern (während vorher nur eines, das des Mont-terrible bekannt war), von etwa 100 römischen Kastellen und Wachtthürmen (vorher vollständig unbekannt) und einer Menge römischer Villen aufgefunden, von welchen Niemand eine Ahnung hatte. Verzeihen wir dem eifrigen Forscher, wenn seine Phantasie ihn bisweilen etwas sehen ließ, das der Kritik nicht Stand hielt; gegen die Mehrzahl seiner Forschungen können keine stichhaltigen Einwendungen gemacht werden und er war der Erste und fast Einzige, der in dieser Richtung Bahn gebrochen, d. h. in der Archäologie, wie Greßli und Thurmann in der Geologie, wie Trouillat und Xavier Kohler in der Geschichte der historischen Zeit. Und von all' diesen ehrwürdigen Vertretern jurassischer Wissenschaft ist nur Xavier Kohler übrig geblieben, allerdings vereinsamt unter einem jüngern Geschlecht, das nicht mehr den nämlichen Zielen folgt, weiß das Haar, aber das Herz noch frisch und der Schaffensdrang unentwegt. Nicht verzeihlich ist es aber, daß man im Allgemeinen der Vorzeit so wenig Interesse entgegenbringt, daß man die wichtigsten Dokumente für die ältere Geschichte eines Landestheils, also ein Stück Menschengeschichte, dahinfahren läßt, dem Ersten, Besten zum Kauf. Wenn die Universitätsbibliothek Basel nicht gewesen wäre, wohin würden Quiquerez's werthvolle Manuscripte gekommen sein? Verweht, zerstreut! Kein Anderer hätte den Spuren mehr nachgehen, sie wieder auffinden können, denn diese Spuren verwischen sich immer mehr, sie werden seltener und seltener von Jahr zu Jahr und bald wird keine Kunde mehr davon sein — wenn die Arbeit des Forschers sie nicht aus dem Schutt hervorgesucht hätte.

Uns persönlich interessirt der Mensch und die Menschengeschichte von Urbeginn an, soweit sie enträthselbar; diesen Menschenspuren soweit nachzugehen wie möglich, ist so sehr des Schweißes des Gebildeten werth — als das Sammeln von Käfern und Schmetterlingen. Und wenn wir auch den Resten des ersten Menschen begegnen sollten in einem Zustand, welcher ihn dem Thierreich näher bringt, wenn wir schließlich, durch die Macht der Thatsachen gezwungen, annehmen müssen, daß das ganze Thierreich von Anfang an nur eine ganze folgerichtige Kette bildet mit dem Schlußstein des Menschen, hervorgegangen aus seinen thierischen Altvordern und

für alle Zukunft vervollkommnungsfähig, was liegt daran? Brauchen wir deshalb an einer Vorsehung, an einem allmächtigen Plan zu zweifeln? Ebenso gut kann diese Vorsehung den Plan der Entwickelung vorausbestimmt haben, als den ersten Menschen aus Erde selbst zu formen, und diese Entwicklung vor sich gehen lassen, ohne sich um die Details zu kümmern. Und ist es schließlich nicht das Nämliche von einem Affen als aus Erde, wozu wir wieder gelangen, abzustammen?

Doch kommen wir von unserer Abschweifung, die uns in dunkle metaphysische Welten führt, zurück auf den Boden des Thatsächlichen und auf gallo-römische Erde. Während der Zeit der römischen Herrschaft war in Rauracien nur eine größere Stadt vorhanden, das später berühmt gewordene Augusta Rauracorum; vielleicht existirten einige größere Flecken (vicus, bourg) wie Viques, eine Stunde von Delsberg entfernt, jedenfalls aber eine Menge römischer Landhäuser (villae), an deren Stelle oder um die herum die meisten unserer Dörfer entstanden sind; wenige sind seither frisch dazu gekommen, Einige aber durch Pest, Krieg oder Feuersbrunst von der Erde verschwunden, so z. B. ein Dorf zwischen Courgenay und Courtemautruy, ein anderes zwischen Court und dem Anfang der Felsschluchten, durch welche sich die Birs den Weg gebahnt. Die Namen unserer jetzigen Dörfer beweisen am besten ihren römischen Ursprung, so zum Beispiel:

Courtelary	= curtis Alarici,	Hof des Alarich.
Corgémont	= curtis montis,	Berghof.
Courrendlin	= curtis Andelini,	Hof des Andelin.
Courtetelle	= curtis Telii,	Hof des Telius.
Courfaivre	= curtis Fabri,	Hof des Schmieds.
Courroux	= curtis rufus,	rother Hof.
Develier	= Titi villa,	Villa des Titus (Dittwyl).
Montsevelier	= Montium villa,	das Landhaus am Berg.

Undervelier, undarum villa, (Underschwyler), Landhaus am Bach.
Delémont, Telsberg, Delsberg. = mons Telii, Berg des Telius.

Die Villen finden sich häufiger in der Ajoie, im Thal von Delsberg und am Rhein als in den höhern, kältern Gegenden des Münster-, Dachsfelden- und St. Immerthales und der Freiberge, wie natürlich. Wenigstens von 35 Villen hat Quiquerez die Fundamente aufgefunden, die Spuren von 25 andern, sowie etwa 60 Lokalitäten, von denen die Namen oder archäologische Reste römische Niederlassungen erkennen lassen, ohne von denen zu sprechen,

welche man übersehen und welche der Alles nivellirende Pflug in den verflossenen Jahrhunderten verwischt hat. Aus den Untersuchungen ergab sich ferner die wichtige Thatsache, daß in einer Lokalität gewöhnlich die Fundamente nur einer Villa sich zeigen, selten mehrerer und dann in gehöriger Distanz, ein Beweis von dem römischen Ursprung unserer Dörfer und von dem interessanten Faktum, daß das Land nur einer kleinen Anzahl von Besitzern gehörte, welche in steinernen Häusern wohnten, während die Colonen oder Pächter und die Sklaven um die herrschaftliche Wohnung herum in hölzernen Hütten vegetirten oder in Behausungen, aus wenig widerstandsfähigem Material gebaut, Wohnungen, die denn auch der Zeit nicht widerstanden haben und keine Spur zurückließen. Andere Villen mögen von Offizieren der römischen stehenden Lager bewohnt worden sein, während der Friedenszeiten und während die Soldaten selbst zu andern Zwecken, zum Beispiel zum Straßenbau verwendet wurden.

Auch die römischen Lager sind im Jura ebenso ungleichmäßig verbreitet. Man hat beobachtet, daß sie hauptsächlich die nördlichen Gebirgsketten eingenommen haben, d. h. besonders die, welche die Straßen von Gallien und dem Rhein nach Italien beherrschten. Sie finden sich zugleich im fruchtbarsten und bevölkertsten Theil des Jura, aus dem doppelten Zwecke, den Verkehr in diesen Gegenden, die militärischen Interessen zu schützen und zugleich den Besatzungen die nothwendigen Nahrungsmittel liefern zu können. In gebirgigen, felsigen Gegenden mögen stehende Lager errichtet worden sein, dann war aber auch die Zufuhr und der Unterhalt der Mannschaft um so schwierger, und bei den zahlreichen Kastellen war diese Nöthigung nicht so dringend, da sie verhältnißmäßig wenig Besatzung enthielten.

Die Kette des Lomont (Blauen) und das Land um Pruntrut zählten etwa 10 mehr oder weniger noch erkennbarer Lager, fast ebenso viel das Delsberger- und Laufenthal, während das Thal von Münster nur Eines aufweist, ebensoviel das Thal von Orvin (Ilfingen). Einige sind um den Bielersee, die meisten aber am Rhein, auf dessen Höhen in der Nähe des Flusses, und dem ganzen linken Ufer entlang. (Quiquerez.) In der Nähe dieser Lager, d. h. auf den Punkten, welche Wege und Päße, Flüsse und Bäche beherrschen, ferner auf den Höhen, welche einen weiten „Luginsland" darbieten, finden sich eine Menge Kastelle und Beobachtungsthürme (oft nur aus Holz gebaut), welche durch Signale miteinander kommunizieren können, eine Art Telegraph, der allerdings des häufigen

Nebels und der Wolken wegen nicht so sicher spielte, aber doch genügte, um von Rhein her ein allfälliges Hereinbrechen germanischer Horden bis tief in den Jura hinein den Wachtthürmen auf den Bergen und den römischen Lagern anzuzeigen und die Legionen im Nu zu mobilisiren.

Diese Funde Alle bestätigen nur das Eine, daß die in Legenden oft behauptete Einöde in den Juragegenden eine Fabel ist, daß lange vor der römischen Zeit die Kelten in Städten und Dörfern das Land bewohnten und zwar Höhen und Tiefen, und daß nach Cäsar's Eroberung sowohl römische Soldaten als eingewanderte Römer anderer Stände sammt den Eingebornen Rauracien inne hatten und schließlich zu einem neuen, gesitteten Stamm erwuchsen, bis endlich Burgundionen und Allemannen den Verhältnissen einen ganz neuen Anstrich gaben.

Cäsar erzählt uns selbst, daß er bei seiner Ankunft in Gallien dieses große, weithin sich erstreckende Land in drei große Territorien getheilt fand: in das aquitanische, belgische und keltische Gallien, dazu kommt noch das narbonensische, welches die Römer schon inne hatten. Sequaner, Rauraker und Helvetier gehörten zum keltischen Gallien und grenzten an den Rhein. Als dann nach Cäsar's tragischem Tode und nach Besiegung des Antonius Augustus Alleinherrscher wurde, war dessen erste Sorge, die eroberten Länder so viel möglich vor Einfällen der Barbaren zu schützen und das Eroberte zu behaupten. Im Jahr 27 vor Christus reiste er nach Gallien, später noch ein zweites Mal und änderte die Eintheilung des Landes, wie sie sein großer Oheim gelassen hatte, indem er ein narbonensisches, aquitanisches Lyonisches und belgisches Gallien schuf. Vom keltischen Gallien wurden Provinzen abgelöst, um andere zu verstärken, er ließ es aber dafür sich ganz bis zum Rhein erstrecken und nannte es Lyonisches Gallien mit Lyon (Lugdunum) als Hauptstadt. So fuhren Helvetier, Sequaner und Rauraker fort, dem keltischen, nunmehr lyonischen Gallien anzugehören (nach Strabo, während Ptolemäus und Plinius sie dem belgischen Theil zuzählt). Zur Zeit des Augustus bildete der Rheinstrom die Grenze für das römische Reich und das rechte Rheinufer war von Nationen bewohnt, welche den Galliern und besonders den Römern sich stets feindlich und gefährlich erwiesen. Augustus bildete also acht Legionen als Schutzwehr des Grenzstromes und vertheilte sie von Rhätien bis zur Vereinigung des Rheins mit der Nordsee; es mögen, nebst den Hilfsvölkern, etwa 100,000 Mann gewesen sein.

Diese Legionen wurden die Germanische Armee genannt und in eine nördliche, die Armee des untern Germaniens, und in eine südliche, Armee des obern Germaniens getheilt. Die Gegenden, welche die Truppen besetzt hielten, nahmen den Namen dieser militärischen Eintheilung an und Helvetier, Sequaner und Rauraken gehörten wahrscheinlich zum obern Germanien. Später wurde auch diese Eintheilung geändert und ungefähr Mitte des dritten Jahrhunderts wurde ein Theil vom lyonischen Gallien, d. h. der Theil Sequanien's, der an den Rhein stößt, ferner Rauracien und ein Theil Helvetien's abgelöst und zu einer selbständigen Provinz vereinigt unter dem Namen Groß-Sequanien.

Rauracien hatte also unter römischer Herrschaft aufgehört, für sich ein Land in politischem Sinne zu bilden. Als jedoch 14 Jahre vor unserer Zeitrechnung Munatius Plaucus, der Schüler und Freund Cicero's, ebenso hervorragend als Feldherr wie als Staatsmann, der schon 30 Jahre vorher eine römische Kolonie nach Lyon geführt und diese brillante Stadt gegründet, eine ähnliche Kolonie römischer Bürger in Raurac, der alten Hauptstadt Rauraciens angelegt, und somit Augusta Rauracorum, welches bald mit Lyon und Besançon an Größe, Schönheit und Bedeutung wetteiferte, entstehen ließ, besaß diese neue Kolonie eine eigene Verwaltung, erstreckte sich über das alte keltische Rauracien hinaus und schloß auch das rheinische Sequanien mit ein.

Das römische Rauracien erstreckte sich also längs des Rheins vom Zusammenfluß der Aare an bis zum Flüßchen Eschenbach, das den Vogesen entspringt und sich in die Ill ergießt unterhalb Schlettstadt oder der Linie des Landgrabens, welche das südliche und nördliche Elsaß theilt und später auch die Grenze zwischen den Diözesen Basel und Straßburg bildete, wie auch die erzbischöfliche Jurisdiktion von Besançon und Mainz schied.

Als Augustus Gallien verließ, ließ er seinen Stiefsohn Drusus zurück, dem er das Kommando der Rheinarmee übergeben und dieser junge Prinz ließ längs des Rheines bis gegen 50 Festungen bauen, um das Einbrechen der Germanen zu hindern, und Tiberius folgte ihm in der Fortsetzung der Befestigung der Rheingrenze. Unter den folgenden Kaisern wurden nicht nur die Rheinkastelle gewahrt, verbessert, sondern auch eine zweite Vertheidigungslinie organisirt, welche später noch zur Sprache kommen wird.

Ueber das Verhältniß der erobernden Römer zu den unterworfenen Galliern haben wir keine ganz sichern Aufschlüsse gewinnen können. Wahrscheinlich ist aber, daß der Grundbesitz in größere und kleinere Stücke

getheilt war, wo auf jeder Parzelle die oben angeführte steinerne Villa, oder der Hof des Besitzers, in den meisten Fällen eines eingewanderten Römers, sich befand, darum dann die Wohnungen der Colonen und Sklaven. Die Colonen werden aus den eigentlichen Bewohnern des Landes bestanden haben, die Sklaven wurden entweder mitgebracht oder aus den niedern Klassen der Kelten genommen. Uebrigens werden auch die höhern Klassen der gallischen Bevölkerung, insofern sie sich der Römerherrschaft freundlich zeigten und sich um die neue Ordnung der Dinge verdient machten, Grundbesitz neben dem Titel eines Civis romanus erhalten haben.

Die Villen, ebenso wie die Kastelle und Lager, waren natürlicherweise durch Wege verbunden, wie wir sie noch in zahllosen Spuren vorfinden und diese Wege folgten oft den alten keltischen oder stellten deren verbesserte Auflage dar.

Um aber die Kommunikation mit Lyon, Besançon, Augusta Rauracorum, besonders aber mit Italien herzustellen, mußten größere Militärstraßen gebaut werden, um deren Instandsetzung sich schon Augustus verdient gemacht hat und welche die späteren Kaiser vermehrten und verbesserten. Wir können hier nur die Straßen kurz berühren, welche Rauracien betreffen, und hauptsächlich nur den Weg, der durch das Herz des Landes führte. Es gab nämlich unter den Römern zwei Arten öffentlicher Straßen, viae militares et viae vicinales, die wieder in Unterabtheilungen zerfielen und ihre speziellen Namen je nach ihrer Bedeutung und ihrer Breite trugen. Die großen Militärstraßen, den Hauptpoststraßen späterer Zeiten und unsern Hauptlinien der Eisenbahnen gleichzusetzen, da sie nicht nur zu kriegerischen Zwecken, sondern ebensosehr dem Verkehr dienten, wurden auf Staatskosten gebaut, während die Straßen zweiter Ordnung durch die Geldmittel der Provinzen, Städte, der Landbevölkerung, selbst von reichen Privatleuten erstellt wurden. Rom war natürlich der Mittelpunkt; dahin zielte Alles, natürlich auch die Straßen des weitverzweigten Reiches und es gab eine Zeit, wo das römische Imperium 20—25 solcher Hauptadern besaß, jede 15—1600 Stunden lang. Auf diese Weise ließ Augustus durch seinen Schwiegersohn Agrippa die Hauptstraßen herstellen, welche von Italien zum nördlichen Grenzstrom, dem Rhein, führten. Die Eine kam von Lyon unterhalb Basel zum Rhein, verband sich flußabwärts mit einer andern Hauptader von Besançon und setzte sich bis zur Nordsee fort.

Auf die Konstruktion dieser eigentlichen Römerstraßen und die Art ihrer Erkennung wollen wir hier nicht eintreten; es ist dies Sache der Spezialisten, der Archäologen. Auf diesen Hauptverkehrswegen bewegten sich die von Augustus eingeführten Posten, in erster Linie den Regierungsdepeschen und Militärsachen dienend, und im Anfang nach gallischer Sitte aus Läufern bestehend. Später gab es verschiedene Arten von Posten, theilweise nur zu Pferd oder Maulesel, theilweise zu Wagen und die nöthigen Posthäuser (mutationes) zum Wechseln der Thiere und eine Art Logirhäuser für Truppen und Reisende (mansiones). Bei Petit-Champoz in der Nähe von Malleray und Seehof im Münsterthal sind nach Quiquerez wahrscheinlich solche Mutationes gewesen. Trajan verwendete einmal in Friedenszeiten 30 Legionen zur Konstruirung und Reparaturen von Straßen, welche gewöhnlich mit Meilensteinen versehen waren, aber merkwürdigerweise bei den gallo-römischen Straßen ganz fehlen. Von den drei Hauptstraßen z. B., welche nach Augusta Rauracorum führten, sind keine römischen Meilensteine gefunden worden, während Mommsen bei den helvetischen Straßen deren mehr als 25 kennt und ihre Inschriften angiebt. Die Römer hinterließen uns nur zwei Dokumente, aus welchen wir die Hauptverbindungswege, die Hauptetappen des großen Reichs erkennen können und zwar nur die militärischen Hauptetappenstraßen, das Itinerarium von Antoninus, wahrscheinlich im ersten Jahrhundert begonnen und bis Diocletian, nach Andern bis Theodosius dem Großen fortgeführt (Ende des vierten Jahrhunderts), dann die Theodosianische Tafel, eine Art geographischer Karte, die das römische Reich ungefähr um die Mitte des 3. Jahrhunderts darstellt.

Diesen Dokumenten und den genauesten archäologischen Forschungen gemäß (Ferdinand Keller) finden wir zwei Hauptmilitärstraßen, welche von Italien nach Augusta Rauracorum führen: die Eine, welche die Alpen in Rhätien passirt, dem Rhein nach zum Bodensee geht, dann über Arbon, Winterthur, Baden nach Windisch (Vindonissa) führte, von da nach Brugg, über den Bötzberg (mons Vocetius) nach Säckingen oder Sanctio und endlich nach Augusta Rauracorum. Die zweite ging von Mailand aus, überschritt die Alpen beim großen St. Bernhard, stieg in's Rhonethal hinab zum Genfersee, wo sie dem rechten Ufer nach bis nach Vevey lief, um nach Nordosten umzubiegen und über Moudon, Payerne, Avenches, Morat, Petinesca nach Solothurn und Olten zu gehen. Dann überschritt sie die Aare, gelangte nach Windisch, und, mit der ersten vereinigt, nach

Augusta Rauracorum. Diese Hauptstraßen berührten den Jura, also Sequanien und einen großen Theil Rauraciens gar nicht, und um die Verbindung mit diesen nördlicher gelegenen Theilen Gallien's herzustellen, mußten auch die Juraketten überschritten werden, die sich vom Rhein bis zur Rhone bei Genf ausdehnen und die große Ebene der Aare und der Seen begrenzen. Schon die Helvetier hatten diese Gebirge von den Seen aus wegsam machen müssen, um irgend einen Verkehr mit den Galliern zu unterhalten. Eine dieser Passagen, die von ältester Zeit her üblich war, geht zwischen dem Chasseral und andern weniger hohen Ketten in's Val de Ruz. Eine andere nimmt den Anfang zwischen Bieler- und Neuenburgersee und geht durch Diesse und Orvin (Ilfingen) in ein Nebenthal, und mündet bei Frinvillier, durch ein Kastell geschützt, in eine Straße, welche durch die von der Suze gebildete Schlucht, bei Rondchatel vorbei, von Biel herkömmt. Wir wollen sie mit Quiquerez die Straße von Pierre Pertuis nennen. Weiter nach Osten wird der Jura durch eine Klus unterbrochen, welche die Weißensteinkette von der Hauensteinkette trennt mit der Straße des obern Hauensteins, ein wenig weiter die des untern Hauensteins. Indessen, von all diesen sekundären Straßen durchzog nur eine den Jura von Süden nach Norden, um so direkt wie möglich nach Gallien zu gelangen, und es ist wieder diejenige des Pierre Pertuis, welche, einerseits den Längsthälern des Jura folgend, an den Rhein, andrerseits über Bellelay direkt nach Sequanien und Mandeur (Epomanduodurum) führte. Es ist natürlich, daß wir von all' den kleinen Nebenadern, welche die verschiedenen Thäler des Jura verbanden, hier nicht sprechen können, da wir keine Geographie schreiben, wir wollen nur einen kurzen Blick an der Hand Quiquerez' auf die Hauptstraße Rauraciens werfen, welche wir oben die von Pierre Pertuis genannt haben.

Wir haben bemerkt, daß sie, durch die Kastelle von Frinvillier und Rondchatel geschützt, einen Weg, der über Diesse und das Thal von Orvin führte, in sich aufnahm. In Sonceboz angelangt, war die Straße von Neuem durch ein Kastell behütet, um so mehr, da an diesem Ort wahrscheinlich eine Mutatio oder Mansio vorhanden war, wie Jahrhunderte später in der idyllischen Zeit der Posten und blasenden Postillone.

Von Sonceboz gingen zwei Seitenwege ab, der eine in das St. Immerthal, der andere in das Thal der Trame (Tramelan) über den Sonnenberg; die Römerstraße aber wand sich von Sonceboz weg durch eine Art unvollständiger Klus auf eine Berghöhe, wo sich Sonnenberg und

Monto vereinen und wo eine Felswand den Paß schloß. Aber die Natur hatte selbst durch diesen Felsblock ein Loch geschaffen, das die Kunst nach und nach erweitert haben mag, gegenwärtig 19 Fuß hoch, 36 Fuß breit und etwas mehr als 12 Fuß tief, durch welche Oeffnung der Verkehr möglich geworden; wir sprechen vom alt berühmten Pierre Pertuis, Petra petrusa der Römer.

Wie früher der Wanderer, den Gotthardpaß hinansteigend, die Teufelsbrücke passirt, und, durch die wildromantische Natur der Gegend betäubt, fast erschreckt, dann durch das Urnerloch schreitet, endlich, wie wenn man einen Vorhang hinwegzöge, nun in das liebliche Urserenthal hinabblickt, so, allerdings in verkleinertem Maßstabe, schweift das Auge von Pierre Pertuis weg auf das grünende, blühende Dachsfeldenthal, nachdem es sich von Sonceboz weg an der eintönigen Gesteinsformation, an dem monotonen Grün der Tannen ermüdet hatte, und ein Ah! der Ueberraschung entsteigt der Brust.

Bei Oeffnung der neuen Straße wurde ein Stück eines alten keltischen in den Felsen gehauenen Weges aufgedeckt, ein sicheres Zeichen, daß das Loch in Pierre Pertuis nicht von den Römern herstammt. Auf der nördlichen Seite des Petra petrusa, oberhalb der unregelmäßigen Gewölbeöffnung, ist in den Felsen eine Vertiefung gehauen, 5′ 3″ hoch auf 3′ 2″ Breite als Raum für eine römische Inschrift in 5 Linien, mit unregelmäßigen nach Höhe und Tiefe eingegrabenen Buchstaben, welche die Zeit mehr und mehr verwittert hat.

Die Inschrift bildete Jahrhunderte lang ein Räthsel für die Archäologen und Reisenden, sodaß einmal ein Engländer (die stereotype Form für solche Extravaganzen), da er die Buchstaben nicht entziffern konnte, mit der Pistole darnach geschossen und die werthvollen Lettern verwüstet haben soll.

Quiquerez' Sohn ist es gelungen, eine genaue Photographie der Inschrift herzustellen, und letztere durch dies Mittel viel genauer zu lesen als es von unten auf, oder auf einer Leiter stehend, möglich gewesen. Sie lautet nun

Numini Augus
torum
via facta per M.
Dunium Paternum
ii virm̄ col. Helvet.

d. h. „zu Ehren der Kaiser wurde dieser Weg angelegt durch Marcus Dunius Paternus, duumvir der helvetischen Kolonie.“

Wir wollen nun annehmen, um alle archäologischen Streitigkeiten und Bedenken bei Seite zu lassen, die Sache heiße so, die Inschrift sei von einem römisch-helvetischen Magistrat aus Aventicum gesetzt, die Straße selbst zu Ehren der Kaiser Marc-Aurelius und Verus, die zusammen regierten, gebaut worden, obwohl sie nur die Erweiterung eines alten keltischen Weges darstellte! Eine ähnliche Geschichte machte sich bei der Straße, die durch die pittoresken Schluchten bei Court führt, als die Fürstbischöfe im letzten Jahrhundert einen bessern Weg durch eben diese Felsschluchten anlegen ließen und dies in großartiger Weise durch eine in die Steine gehauene Inschrift an der Seite der neuen Straße der Welt verkündeten. Sie haben den neuen Weg sowenig durchgebrochen, als der hl. Germain die Felsen unterhalb Münster, wie die Sage erzählt, sondern nur alte Stege erweitert und restaurirt, die schon lange, vielleicht zwei Jahrtausende vorher, dem Fußgänger aus der Keltenzeit, dem römischen Soldaten auf abgelegenen Posten, dienten. Dies Verdienst soll deshalb nicht geschmälert werden, — denn „bessere Straßen, größerer Verkehr, vermehrte Civilisation.“

Pierre Pertuis besaß wahrscheinlich Befestigungen, um diesen wichtigen Paß nach Wunsch schließen zu können, ebenso wie auch bei Tavannes zum Schutz der Straße gegen Bellelay-Mandeure Kastelle erbaut waren. Anfangs der Römerzeit folgte die Hauptstraße wahrscheinlich nicht dem Lauf der Birs, sondern ging über Chindon (keltisch kindunum), Saules, Lovresse, Pontenet nach Champos (ad campos), dann nach Perefitte und Münster hinunter und erst später mag der Weg über Malleray, Court längs dem Fluß frequentirt worden sein, oder es war von Anfang an ein Seitenweg. Die Schwierigkeiten, die Felsen bei den Defileen von Court zu überwinden, der Mangel an starken Instrumenten, sind möglicherweise der Grund gewesen, den kürzeren, obwohl steileren Weg über Petit Champos zu nehmen, der seinerseits jetzt nur ein steiniger Fußweg geworden.

Trotzdem wurde auch die Nebenstraße der Birs nach, durch die Schluchten von Court, noch in römischer Zeit an die Hand genommen und begangen, wie Spuren davon nachweisen; von Münster aus theilte sich die Straße; ein Nebenzweig ging über Eschert, Bépraon, Grandval, Crémines nach Gänsbrunnen, Welschenrohr und Balsthal, die Hauptstraße, nachdem auch die Defileen von Envelier damit verbunden worden, der Birs entlang durch die Schluchten von Roche nach Courrendlin und

Delsberg. Den linken Ausgang der Schluchten schützte das römische Lager von Mont Chaibeut und damit das ganze Delsbergerthal. Die Straße verband noch Seitenwege nach Viques (vicus) auf der einen, Rossemaison mit seinen weitern Fortsetzungen über Béridiai nach Bourrignon in's Thal von Lucelle auf der andern Seite und ging auf dem rechten Birsufer nach Courroux, und nach dem jetzigen Rondez, früher Moripont, wo Birs und Sorne zusammenfließen, dann durch die Felsenenge bei Vorbourg. Es ist wahrscheinlich, daß in ganz frühster Zeit kein Fahrweg durch Vorbourg geführt hat, denn die Enge war beinahe ganz durch die schäumende Birs ausgefüllt, sondern er stieg über die Höhe von Couroux, wo Reste vieler keltischer Ansiedlungen und römischer Befestigungen aufgefunden worden. Wenn die Wasser des Delsbergerbeckens durch das Vorburger Felsenthor sich nicht rasch entleeren konnten, stieg die Fluth bis hoch an den Felsen empor, und eiserne Ringe, an dieselben befestigt, dienten den auf Nachen verkehrenden Einwohnern zum Anbinden ihrer Fahrzeuge. So erzählt die Sage. Thatsache ist aber, daß dies Felsenthor wie dasjenige von Pierre Pertuis durch ein hölzernes Thor geschlossen werden konnte; die Löcher in dem Felsen, in dem die eichernen Thürflügel durch Charnieren befestigt waren, sind noch in späterer Zeit gesehen worden und gaben vielleicht zur Sage von jenen sündfluthlichen Ringen Veranlassung.

Weiter geht die Straße durch das kleine grünende Thal von Bellerive, wo gegenwärtig links eine Holzstofffabrik diese uralten Zeiten vergessen läßt; rechts Quiquerez' modernes Landhaus aus den Bäumen herüber schimmert, dessen Besitzer leider dem Strom der Zeiten gefolgt, und dem die arbeitsfreudige Hand für immer erstarrt ist; dann nach Saugern (Soyhière), ferner auf dem linken Birsufer bei der Heidenfluh (einem keltischen heiligen Orte) vorbei, unter römischen Wartthürmen gegen die Mühle von Liesberg; auch hier sollen römische Werke gestanden haben, welche auf der östlichen Seite gegen den Rhein zu mit den dortigen Kastellen, gegen Westen mit Beridiai, mit dem Lager von Mout Chaibeut bis weit in den Jura hinauf korrespondiren konnten. Der Weg setzt sich fort nach Laufen, eine Stadt, die im Mittelalter wahrscheinlich auf einer römischen Station erbaut worden, dann nach Zwingen; eine Verbindung mit Wahlen zeigt die Stelle eines römischen Lagers (Sturmer-Köpfli) und Nebenwege nach Tittingen und Röschenz, durch militärische Werke geschützt, endlich mit dem Thal von Lützel über den Blauen zwischen den sog. Kahl

(Kuln) und Römel (Römerberg), an das jetzige Burg (Ueberreste von mehreren alten Vesten) den Seitenweg sicherten und abschließen konnten.

Bei Zwingen bildeten zwei kleine Zuflüsse der Birs, die durch die Felsen schäumt und die Straße versperrt, eine Insel, auf der sich das Schloß befindet, und erst in neuer Zeit hat man einen Theil des Grabens, der das Schloß umgibt, ausgetrocknet. Nur der Thurm des Schlosses ist alt, isolirt und auf Felsen gebaut, von einem Graben umgeben, seine Bestimmung, den Fluß und den Eintritt in das Thal vom Rhein her zu schützen und besonders die Verbindung der Wege, die hier von der helvetischen Ebene (von der Klus her), vom Paßwang und dem Laufenthal zusammenlaufen, in Obhut zu nehmen. Römische Alterthümer sind hier aufgefunden worden, aber die Bauten des Mittelalters und der modernen Zeiten haben die römischen Konstruktionen ausgelöscht.

Die Römerstraße folgte nun von Zwingen her im Allgemeinen den alten Straßen, wie sie noch vor 40 Jahren im Gebrauch waren, über Grellingen nach Aesch, oft die alten keltischen Wege kreuzend oder ihnen folgend, bei dem Schloß Pfeffingen vorbei, das, wenn auch im Mittelalter erbaut, seiner günstigen Lage wegen vielleicht doch einen römischen Beobachtungsposten als ursprüngliche Befestigung darstellte. Einige Archäologen verlegen in die Gegend von Aesch das vielgenannte Kastell Robur (Trouillat), von welcher Veste aus der römische Kaiser Valentinianus II. bei der Inspektion der Rheingegenden ein Edikt erließ (Ammianus Marcellinus); andere Forscher verweisen dieses Kastell auf die Pfalz bei Basel, die Dritten auf den Wartenberg (Quiquerez). Jedenfalls existiren bei Aesch drei römische Befestigungen, Aesch-Burg zwischen Pfeffingen und Angenstein auf einer Felsenhöhe, dann das Schloß von Ober-Aesch auf der andern Seite der Birs auf den hohen Felsen hinter Angenstein (Bärenfels) und drittens zwischen Aesch-Burg und Ober-Aesch eine Veste an der Stelle des gegenwärtigen Schlosses Angenstein, wie die Basis des viereckigen Thurmes, die römische Konstruktion zeigt, aufweist; es war der Schlüssel des Jura von dieser Seite her. Diese Befestigungen konnten also nach Bedürfniß die Straße von Augusta Rauracorum nach Aventicum schließen und mit den Höhen des Wartenberg gegen den Rhein zu sowie mit dem Sturmer-Köpfli und andern jurassischen Beobachtungsposten in Verbindung treten. Im Innern der Ebene, welche von diesen Vesten beschirmt wurde, zwischen Bäumen verborgen, blickt das kleine Dorf Duggingen hervor, die Fundstätte zahlreicher römischer Alterthümer und verlegt daher die Sage an diesen etwas

abgelegenen Ort eine römische Stadt, mit viel größerer Wahrscheinlichkeit aber eine bedeutende Villa.

Von Aesch weg führt die Römerstraße durch die Birsebene nach dem Rhein und es ist fast unmöglich, jetzt nach den Spuren derselben durch das fruchtbare Acker- und Rebland, durch das Weidland des zurückgetretenen Flusses nachzugehen. Wahrscheinlich, daß sie sich links nach Binningen, dem alten Arialbinum zuwandte, und zwar zu einer Verbindung mit einer andern wichtigen Straße, welche von Sequanien her an den Rhein führte; vielleicht, daß ein kürzerer Weg unter den Schlössern von Dornach und Reichenstein, in damaliger Zeit höchst wahrscheinlich römische Wartthürme, — von Reichenstein wenigstens scheint der römische Ursprung sicher zu sein — dem Rhein und Augusta Rauracorum zueilte.

Unter den vielen römischen Straßen, welche in Rauracien, Helvetien und Sequanien gefunden worden, haben wir gerade diesen Weg von Pierre Pertuis herausgegriffen, weil er das Herz des Jura's durchzieht und weil wir an demselben am besten studiren können, wie viel Mühe sich die Römer gegeben, um jene strategisch so wichtigen Defileen zu schützen und zu vertheidigen. Allerdings konnten die Germanen vom Rhein her auf bequemerem, breiterem Weg nach Sequanien dringen, allein auch dort fehlten die Römerwerke nicht und die Beobachtung heranstürmender Feinde war leichter und schneller als in den engen Juraschluchten. Endlich dürfen wir nicht vergessen, daß die beschriebenen Kastelle und Wartthürme für die Römer nur Reserveposten des dritten und vierten Jahrhunderts bildeten, während die Hauptwerke das linke Rheinufer garnirten, nicht zu sprechen von der großen Römermauer, das heißt der mächtigen, von Thürmen flankirten Barrière, die sie mitten in germanischen Landen, zwischen Rhein und Donau, zwischen Mainz und Regensburg, errichtet hatten, und welche dennoch die herankommende Fluth nicht stauen konnte, sondern von ihr hinweggespült wurde.

Wenn wir jetzt im bequemen Eisenbahnwagen von Biel oder Basel her durch die romantischen Thäler von Dachsfelden, Münster und Court dahinfahren, wenn wir den Tunnel unter Pierre Pertuis passiren und im Fluge noch viele andere Tunnels durcheilen, auf deren Höhen uralte Vesten standen, so denken wir kaum an die Römerzeiten. Es geht Alles so glatt und leicht und wir erinnern uns nicht daran, was für Mühe es den alten Bewohnern dieser Gegenden und deren Eroberern gekostet hat, durch die wilden Schluchten die ersten Wege, die ersten Verkehrsadern zu

treiben, wie rauh und kraftvoll jenes Geschlecht war, von dem bald alle Spuren verwischt sein werden. Die Eisenbahn trägt uns etwas auf den Höhen der Thalsohlen hin; unter uns zischt die Birs; rechts derselben geht die Poststraße, welche in diesem Jahrhundert gebaut worden, links die alte Straße der Fürstbischöfe des letzten Säkulums, schon so lange obsolet, zum großen Theil verfallen; die alten Keltenwege und Römerstraße sind verschwunden im Dunkel der Tannen, im Geröll der stets von den Bergeshöhen stürzenden Massen des Schuttes, den die Jahrhunderte aufhäuften, und nur der geübte Alterthumsforscher, Schritt für Schritt mit Schaufel und Pickel vorgehend, erkennt die alten Spuren. Auf einem kleinen Stück Erde, in enger Schlucht, durch einen einzigen Blick aus dem Waggonfenster umfaßbar, zeigt sich dem sinnenden Auge die rastlose Gegenwart, die Vergangenheit der Postwagen und hart daneben die Anfänge unserer Geschichte, wir dürfen fast sagen: der Mythos, und das Alles in einer noch großartigeren Szenerie der Natur, in welcher der Geologe ebenso die Geschichte der Erde liest, wie der Archäologe Menschengeschichte in den Werken der Menschenhand, und Räthsel zu lösen gibt es noch genug — für Beide!

Es bleibt uns nur noch übrig, einen kurzen historischen Blick auf die Ereignisse zu werfen, welche sich während der Dauer der Römerherrschaft in unsern Gegenden und am Rhein abspielten, Ereignisse von ungeheurer Tragweite, Dramen mit Blut und Feuer geschrieben.

Wir finden in der Geschichte des ersten Jahrhunderts wenige Daten, die sich gerade auf Rauracien beziehen. Man weiß nur, daß sich die um das Loos ihrer ungeheuren Länder besorgten, thatkräftigen Imperatoren viel mit der Wiederherstellung und dem Aufblühen der helvetischen Städte beschäftigten, welche während des Bürgerkriegs, der auf Galba's Tod folgte, verwüstet worden waren. Ob auch Rauracien darunter gelitten hat, ist nicht sicher, jedoch wahrscheinlich; glücklicherweise entging unser kleines Land der Verwüstung durch die aufständischen Belger, deren Horden alle römischen Vesten am Rhein verbrannt hatten, die Strecke von Mainz nach Vindonissa ausgenommen.

Im Jahr 70 kam Vespasian selbst nach Gallien und ließ die im Bataverkrieg zerstörten Städte und Burgen wieder aufbauen; ferner schickte er eine neue Kolonie in das kurz vorher von Cäcinna zerstörte Aventicum.

Es folgte ein Jahrhundert des Friedens, in welchem unsere Städte aufblühten, das Land sich bevölkerte, Handel und Gewerbe im höchsten Flor

standen, allein auch die sittliche Kraft des gallo-römischen Volkes zerfiel und Genußsucht und Verweichlichung traten als nothwendige Folge der höhern Civilisation an ihre Stelle. Doch schrecklich genug sollte das Erwachen aus diesem friedlichen, verweichlichenden Dasein sich gestalten, als ungeschwächte rohe Naturkraft über die blühenden Gefilde herfiel und germanische Urkraft sich mit dem des Kriegs ungewohnt gewordenen Gallo-Römer maß. Wir sehen von Anfang des dritten bis ins fünfte Jahrhundert das Schauspiel eines steten Vordringens und Abwehrens sowohl von Seiten der Römer als Germanen. Stets stehen Letztere auf dem rechten Rheinufer auf der Lauer, und wie sich der Römer eine Blöße gibt, wie er auf andern Kriegstheatern beschäftigt ist, im Nu steht der Germane auf dem linken Ufer, dringt in Gallien ein und zerstört mit Schwert und Brandfackel Leben und Eigenthum der tödtlich gehaßten Feinde. Bei Tag, bei Nacht, über die Eisfläche des Rheins, die Tausende trägt, oder durch Furthen, durch welche die kriegerischen Horden in aller Stille ziehen, werfen sich die Germanen auf die römischen Vesten, und, ehe der Römer erwacht, fällt die Brandfackel in den Bau, sieht er die Schatten der mächtigen Hünengestalten vor den Thoren. Hundertmal zurückgeschlagen, kehren sie tausendmal zurück; in's Herz ihres Landes zurückgeworfen und gezwungen, vor den Imperatoren sich zu demüthigen und um Frieden zu bitten, brechen sie einige Monate später wieder in Gallien ein, Alles zerstörend, was ihnen im Weg liegt, eine Fluth und Gegenfluth ohne Gleichen, bis endlich der Damm bricht und der Römer zu schwach wird, denselben wieder herzustellen. Hundertmal geflickt, sinkt er endlich in sich zusammen und die Fluth dringt widerstandslos in die gallischen Lande; es ist ein Schauspiel, wie es einzig dasteht in der Welt Geschichten.

Es war um das Jahr 213, daß die Allemannen, eine große Eidgenossenschaft verschiedener Stämme, gegen die Ausbreitung des Römerthums gerichtet, in der Geschichte erscheinen. Sie wohnten zwischen Rhein, Main und Donau, im Nordosten und ganz nahe den römischen Befestigungen; nachdem sie diese militärischen Werke forcirt, überschwemmten sie die ihnen benachbarten, mit den Römern befreundeten und ihnen zinsbaren Völker germanischer Abkunft, drangen zum Rhein und bedrohten das linke Ufer. Ein Sieg Caracalla's um 213 über diese Feinde raubt ihnen Nichts von ihrem Ruhme, vermindert nicht den Schrecken, den sie einflößen, und von jetzt an tritt der Name „Allemanne" an die Stelle des „Germanen", beide Benennungen aber kein einzelnes Volk bedeutend, sondern ein Kollektiv-

begriff für verschiedene Stämme. Unter Alexander Severus setzen sie wieder über den Rhein und dringen in Gallien ein; im Jahr 234 auf 235 von diesem Kaiser zurückgeworfen, finden sie dennoch Zeit, die römischen Etablissemente zu zerstören. Gegen das Jahr 253, unter den Kaisern Valerius und Gallius, unternahmen sie einen furchtbaren Vorstoß in unsere Gegenden und nach Helvetien, welches sie auf entsetzliche Weise schädigten; Gallius schlägt sie zurück, baut die zerstörten Festungen auf beiden Ufern des Rheins wieder auf, allein einige Jahre später muß Posthumus, der kräftig mit den überrheinischen Völkern stritt, seine Vertheidigungslinie auf das linke Rheinufer zurückverlegen und seither ist es besonders Augusta Rauracorum, welches für die römischen Armeen den Hauptstützpunkt bildet.

Von der Mitte bis Ende des III. Jahrhunderts hören die Allemannen nie auf, ihre Eroberungs- oder vielmehr Raubzüge über den Grenzstrom auszudehnen, bis in das Herz Gallien's hinein, Alles verwüstend, das nicht durch starke Garnisonen geschützt war. Seit dieser Zeit sehen sich die Römer gezwungen, nicht allein die Rheinlinie zu befestigen, sondern auch die Städte und Flecken weit nach Gallien hinein. Sie suchen alle Punkte von strategischer Bedeutung in der Nachbarschaft auf, besonders die, welche der Jura und die Vogesen ihnen lieferten, lassen auf den Höhen die Kastelle und Beobachtungsthürme entstehen, in den Defileen und an den Flußübergängen andere militärische Vertheidigungswerke; trotzdem durchbrechen die Barbaren immer und immer wieder diese Barrièren, und, stets wieder zurückgeworfen, setzen sie sich bisweilen selbst in den Bergen und Schluchten des Feindes fest, um aus gesichertem Versteck die Ebene zu brandschatzen. Der furchtbarste Einbruch der Allemannen geschah in den Jahren 275 bis 277, wobei nur in Gallien mehr wie 60 Städte in Flammen aufgingen. Probus warf sie zurück, weit über das rechte Rheinufer hinaus und pflanzte den römischen Adler wieder auf den alten Grenzwall auf, den er nun durch Veteranenschaaren bewachen ließ. Allein schon unter Maximinius und Diokletian bildete der Rhein wieder die Grenze des Römerreiches und im Jahr 296 erfolgte ein neuer Ansturm unzähliger Allemannenhorden. Konstantius Chlorus rettete die Römerehre und schlug die Barbaren in zwei großen Schlachten; zudem beschäftigte er sich von 303—306 zugleich mit Konstantin dem Großen auf's Eifrigste mit der Befestigung des linken Rheinufers. Konstantin der Große, Alleinherrscher geworden, nahm die christliche Religion an, verlieh wahrscheinlich den Bischöfen die weltliche Macht in ihren Residenzen, und nach seinen

im Jahr 337 erfolgten Tode wurde das Reich unter seine drei Söhne getheilt; zuletzt, nach langen Kriegen und nach dem Tode der beiden andern Brüder, gelangte die Herrschaft an Constantius II. (353). Diesen Bruderkrieg machten sich die germanischen Völker zu Nutze. Sie verwüsteten Helvetien derart, daß viele Städte sich nicht mehr erhoben und auf den Rang und Umfang einfacher Schlösser herabsanken; Sachsen, Franken und Allemannen zerstörten etwa 40 Städte in den dem Rhein nahe gelegenen Gegenden; Sachsen und Franken wandten sich gegen den Ocean, die Allemannen warfen sich von 353 auf 355 auf Helvetien und Rauracien. Konstantin zog im Jahr 354 gegen sie, indem er sich auf Augusta Rauracorum stützte und suchte eine Brücke über den Rhein zu schlagen; von den Pfeilen und Geschossen der Barbaren an der Vollendung des Baues gehindert, fand er endlich eine Furth, um seine Armee hinüber zu führen und erzwang den Frieden, allerdings einen faulen Frieden. Denn schon das Jahr darauf zogen kriegerische Banden der Allemannen wieder über den Rhein, drangen durch Rauracien weiter in Gallien vor, und es ist sehr wahrscheinlich, daß damals das stehende römische Lager am Mont-terrible angezündet worden; Beweis davon die vielen Münzen von Constantius II., die man dort gefunden, während die Serie römischer Münzen nach diesem Kaiser an jener Stelle plötzlich aufhört. Der Kaiser schickte dann seinen Verwandten Julianus, Neffen von Konstantin dem Großen, mit beschränkter Vollmacht an den Rhein, wo er die furchtbarsten Verwüstungen antraf: unzählige Schaaren der Allemannen kampirten neben den zerstörten römischen Werken, 45 Städte, Flecken und Burgen nicht eingerechnet, eingeäschert auf einer Gebietsstrecke von 12 Stunden in der Breite und von der Quelle des Rheins bis zum Ocean; Städte und Dörfer verlassen, die gallischen Völker verzweifelt und so entmuthigt, daß sie nicht mehr ihre eigenen Mauern zu vertheidigen wagten.

Julianus schlug zuerst im Jahr 355 auf 356 die Allemannen auf das rechte Rheinufer zurück; während er aber von Italien her ein Hilfsheer unter Barbatron erwartete, überschritt ein Allemannenheer den Rhein, und konnten sich durch die Doubsthäler durchschleichen, um ihre Verheerungen bis nach Lyon zu tragen. Durch Julianus zurückgedrängt, eilten die Allemannen durch unsere Gegenden und Banden davon warfen sich in die Befestigungen unserer Berge, bis der Römerfeldherr, nunmehr Kaiser geworden, bei einer Inspektion der Rheingegenden sie wieder daraus vertrieb.

Ungewiß sind wir in diesen schrecklichen Zeiten über das Schicksal von Augusta Rauracorum. Einige Autoren lassen diese blühende Stadt jetzt schon zerstört sein, während sie doch den römischen Heeren unter Constantius II., Julianus, Valentinianus I. und wahrscheinlich noch dessen Sohn Gratianus zum militärischen Stützpunkt diente. Der römische Geschichtschreiber Ammianus Marcellinus, dem wir die Geschichte dieser Zeiten verdanken und der den Kaiser Julianus an den Rhein begleitete, hatte noch im Jahr 354 Besançon (Vesontio), Epomanduodurum (Mandeure) und Augusta Rauracorum in blühendem Zustand gefunden, glänzender als alle andern sequanischen Städte, das helvetische Aventicum hingegen zerstört angetroffen. Sechs Jahre später schrieb Julianus selbst, Besançon sei zerstört, zeige aber noch die schönsten Trümmer früherer Herrlichkeit. Also war Besançon zwischen den Jahren 354 und 360 den Flammen überliefert worden, in jenem furchtbaren Ausfall der Allemannen, der 45 zerstörte Städte in Gallien zurückließ. Augusta Rauracorum muß das nämliche Schicksal erst später erreicht haben, wahrscheinlich im Jahr 407, allein das Datum seiner Zerstörung ist ungewiß. Wir wissen nur, daß die einst so blühende, mächtige Stadt Ende des vierten Jahrhunderts zu einer bloßen Burg, castrum Rauracense, geworden, aus den Ueberresten der Tempel und Monumente der herrlichen Stadt erbaut, während die Bedeutung schon an Basel, das auch viel von den Einfällen zu leiden hatte, übergegangen. Auch Petinesca, Larga, Arialbinum (Binningen), Cambete (Kembs), Epomanduodurum (Mandeure), die Hauptstädte Sequaniens, haben das Schicksal von Augusta Rauracorum erlitten und zeigen nunmehr nur noch ihre großartigen Ruinen.

Kaiser Julianus hatte geleistet, was in den schwierigen Verhältnissen menschenmöglich war, und sein Name glänzt trotz seiner Jugend unter den ersten römischen Feldherren. In der großen Schlacht von Straßburg rettete er Gallien, war in den Feldzügen von 358 und 359 siegreich, sein Name einzig flößte den Feinden Schrecken ein, und nachdem er 360 die Franken geschlagen, die rechtsufrigen Festungen und Garnisonen besucht, ging er nach Rauracien zurück und suchte wieder herzustellen, was verwüstet war, ein wahrer Retter unseres Landes. Man schreibt ihm auch die Gründung Basel's zu und eine große Laufbahn wäre gewiß dem jugendlichen Imperator beschieden gewesen, da sie schon so glänzend begonnen worden, wenn nicht ein neidisches Geschick durch einen Perserpfeil in der fernsten Ecke des Orients seinem Leben ein Ende gemacht. — Die Strafe

Gottes für seine Apostasie, sagen die Theologen, natürlicherweise, da er nicht glauben mochte und wollte, was in damaliger Zeit bei dem aufstrebenden Christenthum Modeglaube wurde, ein Streber, wie es zu allen Zeiten gegeben. Für solche Leute ist er Julianus apostata, für uns und Andere der jugendliche, kaiserliche Held, der in beginnender zelotischer Zeit, in seiner frühen Jugend selbst durch die neu eingeführte Staatsreligion (durch seinen Onkel Konstantin „den Großen") geknechtet, seinen Idealismus bewahrte, und im Trotz gegen die ihm aufgedrungene Religion, noch ältere Irrthümer verfocht. Staatsmänner und Kaiser sollen sich mit solchen Dingen nicht abgeben, das lehrt die Geschichte an verschiedenen Beispielen und dem Theologen lassen, was des Theologen ist, allein diese sollen auch die Unterthanen nicht zwingen zu glauben, was sie nicht glauben wollen.

Während seine Nachfolger, fern vom Rhein, ihre Schlachten schlugen, benutzten die Allemannen von Neuem die Abwesenheit der römischen Feldherren, um Gallien und Rauracien zu verwüsten (364, 366 und 378). Es ist wahrscheinlich, daß um diese Zeit die militärischen Niederlassungen der Römer in unsern Gegenden die größte Schädigung erlitten. Valentinian I. inspizirte persönlich die Rheingrenzen und beschloß, neue Befestigungen an diesem Strom zu errichten. Zu dem Behufe ließ er an geeigneten Stellen vom Ursprung des Rheines an bis zum Meer große Terrassen erstellen, gab den Werken bedeutendere Höhe, damit die germanischen Völker bei allfälligen Einbruchsversuchen sich dem Blick der Römer nicht zu entziehen vermöchten; die nämlichen Vorsichtsmaßregeln dehnte er auch auf Jura und Vogesen aus und gab den militärischen Anlagen in unsern Bergen neuen Aufschwung. Aus dieser Zeit mag auch die refouse von Pruntrut datiren, vielleicht auch die Pfalz von Basel, welche als befestigter Ort jedenfalls lange vor einer Stadt Basel existirte, wie ihre militärisch bedeutende Lage beweist, und viele andere Punkte am Rhein, welche keine Erinnerungen zurückgelassen.

Ferner organisirte er besondere Kohorten, welche sich aus den jungen Leuten des Landes zusammensetzten, zum alleinigen Zwecke der Vertheidigung der Kastelle und Wartthürme an unsern Grenzen (cohortes specularum). Um Rauracien noch besser zu sichern, baute er in der Nähe von Basel die Veste Robur, von der wir früher gesprochen und deren Lage nicht mit Sicherheit bestimmt werden kann, und der Imperator selbst logirte darin im Frühling 375. Nach dem Tode dieses, Julianus an

Tapferkeit und Genie beinahe gleichen Fürsten, und vom Frühling des Jahres 378 an, passirten germanische Völker wieder den Rhein, Dank dem festen Eis, das den Fluß bedeckte, und zogen nach Rauracien und dem Nordabhang des Jura entlang nach Sequanien; sie fanden jedoch auf ihrem Weg zwei römische Legionen, welche sie auf das rechte Rheinufer zurückwarfen. Durch diesen Mißerfolg nicht abgeschreckt, unternahmen sie den gleichen Versuch im nämlichen Jahre, wurden aber bei Argentuaria in der Nähe von Kolmar tüchtig auf's Haupt geschlagen. Es war der Imperator Gratian, der diesen Lorbeer um sein jugendliches Haupt schlang, und, durch den Sieg ermuthigt, führte er seine Legionen mitten in germanisches Land, und zwang die Barbaren, um Frieden zu bitten.

Während der letzten Jahre des 4. Jahrhunderts wiederholten sich die germanischen Ueberfälle auf dem linken Rheinufer; der Kaiser Theodosius allein widerstand ihnen noch, aber nach seinem Tode, unter Honorius, Imperator des Abendlandes und dem eigentlichen Regenten, Stilico, dem Vandalen, drangen unübersehbare Schaaren deutscher Völker über den Rhein und fanden kaum Widerstand. Stilico hatte die Armeen vom Rhein zurückgezogen — Viele sagen mit Absicht —, um Italien zu vertheidigen; unterdessen überflutheten Vandalen, Alanen, Burgunder und Schwaben das arme Gallien, während des letzten Tages des Jahres 406 und den ersten Tagen von 407, eine Sylvester- und Neujahrsnacht, wie sie wohl so blutigroth noch nie erschienen, als vielleicht noch später beim Hunnenzug.

Der erste Uebergang fand bei Mainz statt und die gallo-römischen Völker, ohne Schutz, ohne römische Armee, mit schwachen, einheimischen, entmuthigten Besatzungen in den befestigten Orten, erlagen den Streichen ihrer alten Feinde. Vae victis! Auch hier zahlten Tausende ihr Leben diesem furchtbaren Grundsatz, der doch so tief in der menschlichen Natur begründet ist, und rauchende Trümmerhaufen bezeichneten den Weg der Sieger. „Wenn der Ocean sich in die gallischen Lande ergossen hätte," sagte ein römischer Poet jener schrecklichen Zeiten, seine Fluthen würden nicht furchtbarer gewüthet haben." Der Fluch heftet sich besonders an die Vandalen, die um 411 Sequanien noch einmal verwüsteten, während römische Tyrannen, wie Jovinus, der den kaiserlichen Purpur an sich gerissen, mit Franken und Burgundern in Verbindung trat und im Jahr 413 den letztern Wohnsitze zwischen dem Rhein, der Mosel und der Vogesenkette gewährte, die erste dauernde Ansiedlung der Burgundionen am linken Rheinufer. Alle diese germanischen Völkerschaften: Franken, Allemannen, Bur-

gunder, Vandalen, Alanen ꝛc. suchten keine dauernden Eroberungen in Gallien; es waren Raubzüge, ihr Zweck Lust am Kampf mit verhaßten Feinden, Plünderung der reichen Städte und Flecken, Niederbrennung der befestigten Orte; unter sich selbst waren sie oft uneins und konnten sich unter Umständen, ihrer Privatzwecke halber, mit Römern und Gallo-Römern verständigen, selbst associiren.

Der schlimmste Feind erstand aber den gallischen Landen in den Hunnen, welche, aus der Tartarei ausgezogen und nachdem sie den Orient darniedergeworfen, dem Lauf der Donau folgten, den Rhein unterhalb Konstanz überschritten und dem linken Rheinufer entlang Alles zerstörten, was sie auf ihrem Lauf trafen. Was Vandalen- und Allemannenhorden noch übrig gelassen, zertrat der Huf ihrer Rosse, durchbohrte der Pfeil ihrer Bogen, zerstörte die Brandfackel und selbst ein Burgunderheer, das bei Basel sich dem wilden Strom entgegenstellte, wurde zermalmt. So ergoß sich der verheerende Zug dieser „Teufelsgesichter" nach Gallien, „und kein Gras erwuchs mehr, wo der Huf eines hunnischen Rosses hingetreten", bis die entmenschten schrecklichen Horden ihr Schicksal traf. In den katalaunischen Feldern bei Chalons und Mauriac wurde Attila, der Hunkönig, von den vereinigten Römern, Franken, Westgothen und Burgundern in furchtbarer Schlacht, die, nach der Sage, von den Geistern der Erschlagenen noch drei Tage in den Lüften fortdauerte, geschlagen; es war im September 451; einige Hunderttausende verloren das Leben und Attila mußte sich nach Pannonien zurückziehen. Doch die Allianz der Römer und Germanen, welche nur die schreckliche, gemeinsame Gefahr für Alle zusammengeführt, war von kurzer Dauer. Der Besieger der Hunnen, der römische Feldherr Aëtius, fiel von der meuchelmörderischen Hand seines dankbaren (?) Souverän's, Valentianus III., und dieser selbst hauchte sein Leben gerechter Weise unter Mörderhänden aus.

Die Gallier selbst, müde der römischen Herrschaft oder vielmehr Ohnmacht, von Lasten erdrückt und die Schwäche des sinkenden Römerthums einsehend, verbündeten sich lieber mit den Barbaren. Der Theil Rauracien's und Sequanien's, der dem Rhein am nächsten liegt, wurde von den Allemannen eingenommen; eine Hügelkette, welche Vogesen und Jura verbindet und das Flüßchen Larg bildeten die Grenze nach Norden, während sie nach Süden mitten durch den Jura bis in's Delsbergerthal nach Vorburg reicht. Noch jetzt wird westlich von Vorburg französisch, östlich davon deutsch gesprochen; dort klingen die Ortsnamen keltisch-

romanisch, hier herrschen deutsche Laute vor und so ist es auch im Allgemeinen mit dem Charakter der Bewohner. Burgunder in Rauracien und Sequanien bis zur Larg und Vorburg, die von ihnen wahrscheinlich hier als Grenzwall neu befestigt worden, und Allemannen im Elsaß und den dem Rhein nahe gelegenen alt-rauracischen Gegenden! Das war der Zustand der Völker unserer Gegenden im 5. Jahrhundert. Das Römerthum hatte sich ausgelebt. Sic transit gloria mundi.

Zum Schluß noch eine letzte, zeitgemäße Bemerkung: In gegenwärtiger Zeit, mehr noch wie früher, spuckt in vielen Köpfen der Glaube an die Verschiedenheit der lateinischen und germanischen Race, wie wenn eine Jede für sich und als etwas Eigenartiges vom Himmel gefallen oder von Gott selbst fix und fertig hingestellt worden wäre. In Paris sowohl wie in Spanien und Rom vernimmt man von Staatsmännern und Publizisten solche barocke Ideen, von Idealisten, welche sich die Welt a priori nach Gutdünken konstruiren, ohne die Geschichte zu kennen und ohne zu bedenken, daß unsere Zustände, seien sie sozialer oder völkerrechtlicher Natur, gewordene sind. Urgermanisches Westgothen- oder Ostgothenblut rollt in heißen spanischen Adern so gut wie das der Römer und Mauren; Alarich's und Theodorich's Kriegsgesellen haben Italien und Griechenland besucht, sich in diesen Ländern niedergelassen, und gallo-römische Bewohner vermischten sich in Frankreich mit Burgundern und Franken auf's Innigste. Wie viel von jedem Stamm in jeder Ader fließt, können wir nicht mehr sagen, aber „wir wollen hingehen und einen Gelehrten fragen."

Erinnerungen an einen Langbeinigen.

Eine wahre Aarauer Stadtgeschichte.

Von Ludwig Karrer.

Papa, erzähle uns wieder einmal die schöne Geschichte — weißt Du, — von Buchs!

Ja, ja, die Geschichte von Hansli Langbein!

Meinetwegen! Von Buchs bei Aarau, dem breiten behäbigen Dorf mit den hohen Strohdächern, von deren weithinschauenden Giebeln, wie auch im benachbarten Dorfe Suhr, einst zahlreiche gewaltige Storchennester herniederschauten, wahre und wirkliche Vorbilder der Bärenmützen, wie sie einst vor 50 Jahren noch die Sappeure trugen bei den Aarauer Kadetten, oder Typen der krausen Struwwelpeterfrisuren vieler modernen Damen.

Um das Dorf Buchs her dehnen sich reichbewässerte Matten aus mit üppigem Gras. Da werden die Löwenzahnstengel noch einmal so lang wie um die Stadt herum, die wir jetzt bewohnen, und saftigere Habermark gibt es nirgends als dort. Zahlreiche Hecken von hohen Weiden und Erlen ziehen sich den krystallklaren Bächen entlang oberhalb und unterhalb des Dorfes durch das weite Thal hinunter, und hüllen in tiefen Schatten alle die fröhlichen Vögel, die zwischen den Zweigen sitzen und singen den Tag über, bis sie am Abend wieder heimfliegen in die nahen Wälder. Und hebst du die Aeste auseinander und blickst hinunter in die kühle Fluth, dann siehst du neues Leben; in weiten Kreisen schwimmen silberbeschuppte Fische umher und zeigen keine Furcht; nur die dunkle Forelle sieht anfänglich ängstlich hinauf zu dem Eindringling, der sie in ihrer geheimnißvollen Einsamkeit überraschte, und flieht dann pfeilschnell bachaufwärts in ihr Versteck zwischen den weitverzweigten Wurzeln unter dem hohlen Bord des Baches.

Aber auch in dem blumenreichen Wiesengrund und in den Wassertümpeln regt und bewegt es sich. Grüne Fröschlein die helle Menge hüpfen vor Lust, und erspähen die vielgestaltigen Insekten, die über und zwischen den Stengeln dahineilen. Durch das hohe Gras aber, oder zwischen den duftenden Heuhaufen umher schreitet gravitätisch der rothbeinige Storch; man vermag sich eine Sommerlandschaft in jener Gegend kaum vorzustellen ohne den schwarzweißen Schmuck dieses schönen Thieres. Von Zeit zu Zeit hebt es die Flügel, schwingt sich in die Höhe und fliegt seinem Nest auf dem hohen Dache zu, in seinem Schnabel aber zappelt eines jener Fröschlein, aus deren Menge es sich eines für seine Jungen daheim herausgeholt hat. Hei wie strecken ihm diese ihre lange Hälse entgegen, aus weiter Ferne schon, denn sie wissen ja:

Nie kehrt' er heim, er bracht' uns etwas, — war's
Ein buntgeschupptes Schlänglein, war's ein Frosch,
Wie ihn das Störchlein findet in den Tümpeln.

So ungefähr wird das zu übersetzen sein, was Vater Storch, wenn er sich an dem herrlichen Appetit seiner Jungen ergötzt, auf die gigantischen Abendschatten der Pappelreihen hernieder klappert.

Der Storch sei fromm, sagen die Leute. Habt ihr es nicht schon gesehen, wie er den Hals nach links und rechts dreht, den langen Schnabel nach oben gegen die rothen Wolken schwingt und dazu sein Abendgebet spricht, in seiner nur ihm und dem lieben Gott verständlichen Sprache? Wo ein Storchennest den Giebel eines Hauses krönt, da schlägt kein Blitz hinein, da gibt's auch selten Unglück im Stalle. Darum ist ihm auch das hohe Amt anvertraut, die kleinen Kinder aus dem Himmel herunter zu holen und sie den Müttern zu bringen.

Wie ein rechter Hausvater denkt er zuerst an die Seinen und erst hernach an sich selbst. Beim Zunachten steht er auf seinem Nest, und hebt, wie zum Schlafe, das eine Bein in die Höhe, aber nur, damit seine Kleinen ein Gleiches thun und einschlafen. Dann fliegt er leise davon, um sich bei einem Bache oder Teiche niederzulassen. Dort steht er stundenlang unbeweglich in anderthalbfußtiefem Wasser, und späht im Mondeslicht auf die stille gewordenen Fischlein. Jetzt ist die Stunde seiner Mahlzeit gekommen, denn was er den Tag über fing, das brachte er ausnahmslos seinen immer hungrigen Kindern. Von Zeit zu Zeit schleudert er seinen langen Schnabel senkrecht in's Wasser, und wehe der Forelle, der er seine unerbittliche Zange um den Leib gelegt hat. Da hilft kein

Winden und Drehen, da vermögen selbst die purpurnen Sternchen auf den goldenen Flanken ihres schlanken Leibes sein Mitleid nicht zu erwecken. Harrend und schmausend bis zum Morgenlichte steht er da allein; dann fliegt er heim und denkt: Es thut's für heute.

Eines Tages hatte Papa Storch den ganzen langen Vormittag seine Vaterpflichten redlich gethan. Da fing es aber an unruhig zu werden im Nest, und stundenlang wollte das Klappern kein Ende nehmen; selbst die Jungen, obschon sie noch nicht flügge geworden, betheiligten sich je länger desto lebhafter daran. Da kollert auf einmal eines derselben über das lange steile Dach herunter auf die Straße, mitten hinein zwischen einen Rudel spielender Kinder. Wie diese auseinander stoben! Erst aus angemessener Entfernung schauen die muthigsten unter ihnen zurück, um sich dessen zu vergewissern, was sie in der ersten Ueberraschung nicht ordentlich hatten sehen und in seiner Wirklichkeit erkennen können. Zahlreich eilen nun auch Erwachsene herbei und sehen den armen Vogel, unverletzt zwar, aber hilflos dastehen. Sie treten näher, der Eine räth zum Zugreifen und Einfangen, die Andern wehren solchem Beginnen, wissen aber in Eile doch keinen ordentlichen Rath. Da kommt gerade der Herr Pfarrer von Suhr daher, wie gerufen; man drängt sich zu ihm heran, um ihm das Vorgefallene zu erzählen, und was er nun anräth, wird sofort und ohne Widerrede von jedem Anwesenden vollzogen: Alle mußten zurückweichen, weiter, noch weiter, immer weiter, um dem alten auf dem Neste zurückgebliebenen Storchenpaar Gelegenheit zu bieten, furchtlos hernieder zu steigen und das vermeintlich verlorne Kind heraufzuholen. Mit erwartungsvoller Spannung blickt die versammelte Menge; dort oben dauert die Aufregung noch eine Weile fort, und erst allmälig scheint in die bewegten Storchengemüther wieder einige Ruhe zurückzukehren. Aber, wie weit auch auf des Pfarrers mildes Zureden die Volksmenge zurückweicht, weder Papa noch Mama steigt herunter, um sich des Verlassenen anzunehmen; sie bleiben kalt, gefühllos, schauen nicht einmal nach ihm hin. Jetzt wird's Jedermann klar: der arme Kleine ist nicht von ungefähr hinausgefallen aus dem Nest und auf diese Weise verunglückt, er ist hinausgestoßen, hinuntergeworfen worden! Warum? Das bleibt auch in künftigen ähnlichen Fällen ewiges Geheimniß, wenn es nicht früher oder später einmal gelingt, die Sprache der Störche zu entziffern, wie man die Hieroglyphen und die Keilschrift entziffert hat, und wie der Telegraphist das Klappern des von ferner Hand in Funktion gesetzten Telegraphen

abhört und Wort für Wort versteht. An Vermuthungen aller Art ließen es freilich die staunenden Zuschauer nicht fehlen. Die Einen erzählen wahrheitsgemäß, wie man schon oft Versammlungen von Vögeln mit seltsamer Anordnung und eigenthümlichem Gebahren beobachtet habe, und wie es schon vorgekommen sei, daß Störche sich zu Gerichtssitzungen versammelten, einen Delinquenten mitten in ihren Kreis treten ließen, ihn unter allgemeinem Geklapper zu Tode verurtheilten und dann mit ihren Schnäbeln elendiglich hinrichteten. Aeltere Leute von Buchs wollten sich nun auch erinnern, daß vor Jahren einmal auf ähnliche Weise wie heute ein junges Störchlein aus dem Nest geworfen und seinem Schicksal überlassen worden sei. Und ein armes Büblein, das dabei stand, meinte, es werden wohl ihrer zu Viele im Nest gewesen sein, und sagte das Sprüchlein auf:

„Eusi Muetter jommeret,
Daß's Eusere so viel sind;
Drum wämmer flyßig bätte,
Und chlini Mümpfeli äße,
Denn sind mer bravi Chind."

Das verlassene junge Störchlein war nicht nur in sichtlicher und begreiflicher Aufregung und komisch-trauriger Verlegenheit, es wurde selber eine Verlegenheit für die guten Leute; es überkam sie eine aufrichtige Barmherzigkeit. „Wohin mit der Freud," war jetzt die Frage. Ein munterer weißlockiger Knabe wußte Rath. Er kannte in Aarau einen menschen- und thierfreundlichen Herrn mit Namen Friedrich; erst vor vierzehn Tagen hatte er ihm ein liebliches dreifarbiges Maienkätzchen gebracht und dafür fünf Batzen erhalten, und der würde gewiß auch den Storch nehmen. Sprach's, drehte sich um, schleuderte seine Schuhe in den nächsten Hausgang, um schneller laufen zu können, und rannte dann, ohne sich auch nur einmal umzusehen, nach Aarau.

Herr Friedrich war gerade zu Hause und las im „Schweizerboten", als der Knabe in seine Stube trat und ihm das neueste Ereigniß von Buchs erzählte. Schnell entschlossen ließ er einspannen, um das Störchlein zu holen. Laute Freude empfing ihn, als er auf der denkwürdigen Stelle anlangte. Aber was war das im Vergleich zu dem Jubel, mit welchem Herr Friedrich von seinen Töchterchen empfangen wurde, als er mit dem prächtigen Vogel nach Hause kam! Diese Sorte von Freude, diese wunderbare Mischung von Mitleid und Wonne hatte ihre jungen

Herzen noch nie erfüllt. Mit äußerster Sorgfalt hoben sie das Thier aus dem Wagen, und trugen es in eine Abtheilung des Stalles in sicheren Gewahrsam. Jetzt mein Herzchen, was willst du? So hieß es nun für das unaussprechlich liebe Störchlein, dem man sofort den Ehrennamen „Hansli" beilegte. Gewiß hatte es Hunger, sie sahen es ihm ganz deutlich an; aber es nahm nichts von dem dargereichten Zuckerbrod, ebenso wenig von dem Hanfsamen, den die Kanarienvögel in der Wohnstube bekamen. Papa belehrte sie über die Natur der Nahrung, die man dem Störchlein verabfolgen müsse, und hätte Hansli reden können und Straßburger Gänseleberpasteten oder ein Klapperschlänglein aus dem brasilianischen Urwald verlangt, sie hätten es ihm aufzutreiben gesucht; so sehr lag es ihnen jetzt am Herzen, nicht nur das liebliche Thierchen am Leben zu erhalten, sondern dem Unglücklichen Freude in seinen unverdienten Wermuthsbecher zu träufeln. Dann wurden die langen Beine mit den rothen Strümpfchen, der lange Schnabel, das herzige Köpfchen überlaut bewundert, die Flügel mit den flaumig weichen Federn zart betastet; Alles an ihm war ja so schön! Und das Störchlein ließ sich das Alles gefallen, anfänglich aus lauter Resignation, allmälig aber mit sichtlich wachsendem Wohlbehagen. Daß es auch nur die leiseste abwehrende Bewegung gemacht oder gar die Umstehenden erschreckt hätte, davon war keine Spur zu sehen. Der Mensch gewöhnt sich an Alles, — wie es scheint auch der Storch.

Gleichwohl war es keine Kleinigkeit, dem Ankömmling ein seiner Natur, seinem jugendlichen Alter und seiner Lebensweise entsprechendes Menü aufzustellen. Schriftliches hatte er aus seinem heimathlichen Nest in Buchs nichts mitgebracht, reden konnte er nicht, aus seinem überaus fleißigen Klappern war mit Sicherheit nichts Verständliches herauszuhören und so mußte man auf empirischem Wege vorgehen. Man fing eine Blindschleiche ein, er schien sie nicht zu kennen; man brachte ein grünes Fröschlein von unzweifelhaft zartester Konstitution herbei, er benahm sich anfänglich wie ein Bauernjunge, der zum ersten Mal einen Teller voll Austern bekommt. Er war gewöhnt, seine Speise ausschließlich aus elterlichem Schnabel zu empfangen, und der fehlte nun eben. Allein bald überwog der Hunger alle Vorurtheile und jegliche Schüchternheit, und nun fing er an zu thun wie bei Hause. Tag um Tag zog aus, wer Zeit hatte, um die Speisekammer des Störchleins mit frischer Lebwaare zu versorgen, und die Freude, den seltsamen Kostgänger bei der Mahlzeit zu sehen, sein

Thun und sein wohliges Behagen zu beobachten, lohnte alle Mühe und die darob oft durchnäßten und verdorbenen Kleider reichlich.

Allein bange Sorge erfüllte die Herzen der Töchterchen des Hauses, wenn sie der Zukunft gedachten, der Zeit, da es stille wird in den Bächen, Sümpfen und Teichen, und für Hansli das gewohnte Futter ausgehen würde. Und siehe da! Als hätte der Gute ihre Gedanken, ihren Kummer auf der Stirne gelesen, als hätte er im traulichen Umgange mit seinen täglichen Gespielen deren Sprache verstehen gelernt, plötzlich entfaltete er eine Initiative, die ihm zur höchsten Ehre angerechnet wurde. Das ging so zu: Dicht vor dem Lattenverschlag, der das dem Hansli angewiesene Lokal von dem gewöhnlichen Aufenthaltsort zweier Hunde und eines riesigen Katers trennte, stand die Schüssel dieser Vierbeinigen, ein auf einen gesegneten Appetit berechnetes und selten leergefressenes Gefäß. „Willst du in die Ferne schweifen? sieh, das Gute liegt so nah!" So dachte Hansli, und streckte eines schönen Mittags, als weder Hund noch Katz anwesend waren, seinen langen Schnabel zwischen den Latten hindurch nach der Schüssel. Der Duft solcher Speise war ihm total neu, aber vielleicht gerade deßwegen um so anziehender und angenehmer. „Was Vierbeiner fressen," dachte er, „wird doch wohl auch einen Zweibeiner nicht umbringen; gewiß sind die sanitarischen Rücksichten, welche meine menschlichen Freunde mir in weitgehender Fürsorge zuwenden, übertrieben." Er fand seine Vermuthungen über die Vortrefflichkeit der weichen Bissen in der Schüssel vollkommen bestätigt, und fraß mit Jugendlust fröhlich weiter. Ob das Dings da für einen jungen Storchenmagen schwer oder leicht verdaulich, ob Gekochtes oder Rohes würdiger sei des bis vor kurzem freien Sohnes der Natur, das war ihm jetzt völlig egal. Es schmeckte ihm nun einmal vortrefflich; wozu denn sich geniren? Man lebt ja nur einmal!

Die Nachricht, daß Hansli aus dem Kübel fresse, erweckte in der ganzen Familie zuerst ernste Zweifel, dann aber freudiges Erstaunen. Aber mit Bangen sah man dem Moment entgegen, da Hansli einmal sich unterstehen würde, gleichzeitig mit dem Hunde und dem Kater zuzulangen. Denn daß er solcher Unbefangenheit fähig wäre, daran zweifelte man von vornherein nicht mehr. In der Wohnstube war er ein gerne gesehener, weil unwandelbar munterer Gast, und dort konnte ihm nicht verborgen bleiben, daß ihm die Vierbeiner stets mit einem gewissen Respekt aus dem Wege gingen. Das sah man wohl, allein man

kennt ja die Eifersucht der Hunde, wenn es sich um das Fressen handelt; da hört ja gewöhnlich die dickste Hundefreundschaft auf. Scheinbar schüchterner und resignirter allerdings benehmen sich die Katzen; aber wer hätte noch nichts von ihrer gräulichen Tücke erfahren! Sollte man unter solchen Umständen riskiren, daß einmal das Unsagbare geschehe und der Caro oder der Spitz in übel angebrachter Eifersucht und Mißgunst dem arglosen Hansli den herrlichen Schnabel entzwei beiße? Oder daß sich der Kater in einem unglücklichen Momente in seiner incommensurablen Katzenlaune auf das liebliche Köpfchen Hansli's stürze und in grausigem Attentat das Schrecklichste begehe? Nimmermehr! — Man brachte die Schüssel der Hunde in angemessene Entfernung vom Lattenverschlag, kaufte für Hansli ein besonderes Gefäß, und die Gefahr war beseitigt. Wer weiß — vielleicht wäre all' diese Vorsicht nicht nöthig gewesen, denn in bewachten Augenblicken ließ man es hier und da zu, daß Hansli mit seinen Nachbarn jenseits der Latten fraß, und sie thaten nicht unfreundlich mit ihm; offenbar anerkannten sie auch in ihm die Superiorität des Zweibeiners über den Vierbeiner.

So wuchs Hansli unter der treuesten Pflege, die er sich hätte wünschen können, zum stattlichen Storchenjüngling heran. Leute, die ihn nicht alltäglich sahen, konnten sich nicht genug darüber verwundern, wie vortheilhaft er sich seit dem letzten Besuche entwickelt habe und groß geworden sei. Nur Eines, das ihm im heimathlichen Storchennest zu Theil geworden wäre, mußte er hier schmerzlich vermissen: den Unterricht im Fliegen, den die Störche ihren Jungen zu ertheilen pflegen. Es ist ein schönes, herzerfreuendes Ereigniß, wenn ein Bübchen die ersten Hosen bekommt; für Papa und Mama Storch mag es nicht minder erfreulich sein, wenn das Junge auf dem Rücken des Alten den ersten Ausflug unternimmt und auf der Wiese das erste Fröschlein fängt, oder wenn es nach mehrtägiger Uebung im Flügelschlagen unter fürsorglicher Begleitung des Alten einen selbstständigen Flug unternimmt und ohne Unfall glücklich durchführt. Hier war der Verstoßene auf die eigene Initiative angewiesen; er begann aber so mächtig die Schwingen zu rühren, daß an dem endlichen Erfolg kein Zweifel mehr aufkommen konnte. Daher beschloß der Familienrath, ihm für alle Fälle die Flügel um ein Kleines zu stutzen.

Man hat schon oft davon gehört oder gelesen, mit welchem anfänglichen Erfolge man junge Füchse, sogar junge Wölfe und Hyänen in der Gefangenschaft auffüttern und bis zu einem gewissen Grade zähmen kann.

Ich selber habe mit eigenen Augen gesehen, wie eine junge Hyäne der Frau des Hauses auf dem Wochenmarkt nachlief wie ein Hündchen und Niemanden ein Leides that. Aber schließlich kommt's damit wie mit dem Krug, der zum Brunnen geht. Die schon lange schlummernde Raubthiernatur erwacht mit der Zeit doch, und wenn das schlaue Füchslein noch so schön und zart that, — eines schönen Morgens raucht das Blut eines von ihm gemordeten unschuldigen Hühnleins zum Himmel empor, oder es schnappt das Maul wie aus Versehen nach der Hand, die die Schüssel bringt, statt nach dem Futter. Da ist's dann hohe Zeit, einen raschen Entschluß zu fassen und der Freud ein Ende zu machen. Wie? Sollte für den bisher so drolligen, ja lustigen, allezeit grundgutmüthigen Hansli auch eine Zeit kommen, da er unangenehm werden, eine rohe Thiernatur plötzlich zum Vorschein kommen lassen könnte? Er war ja so zutraulich! Wenn man Abends hinter dem Hause auf dem Bänklein saß, spazierte er so gerne dicht vor den Dasitzenden vorbei, hin und her, klapperte bald Diesem, bald Jenem eine Storchengeschichte vor, hüpfte vor Lust, und führte mit Vorliebe die Bewegung aus, die man im Rekrutendienst das „Schrittverändern" nennt. Und all' diese Herrlichkeit sollte ein Ende voller niederschmetternder Enttäuschung nehmen? Nimmermehr!

Zwar auch dem Storch kommt die Zeit, da er sich seiner eigentlichen Natur bewußt wird; sie rückte auch für Hansli heran. Aber jetzt kam erst recht seine natürliche Intelligenz und sein gutmüthiges Wesen zur vollen Erscheinung. Er hatte im Umgange mit Menschen, die ihm nur Liebes und Gutes erwiesen, nach diesen beiden Seiten hin entschieden gewonnen. Nach mehr Freiheit verlangte auch ihn, man ließ sie ihm, und er machte davon den denkbar vernünftigsten Gebrauch. Der weite Garten hinter dem Hause war sein erstes Reiseziel, — er hätte auch unbehindert ein anderes wählen können, — und für seine Bescheidenheit wurde ihm der fette Lohn einer überreichen Schnecken- und Würmerernte zu Theil. Diese Thiere hatten sich in den dichten Einfriedungen eingenistet, und erfreuten sich schon allzulange des süßen Bewußtseins der Unerreichbarkeit und Sicherheit in ihrem feucht-grünen Versteck, von dem aus sie auf ihren nächtlichen Schleichwegen die zarten Gemüsepflänzlinge schwer zu schädigen pflegten. Dieser Herrlichkeit machte nun Hansli mit seinem auch die tiefsten und geheimsten Schlupfwinkel sicher erreichenden Schnabel ein Ende mit Schrecken.

Nicht lange ging's, so führte ihn die freie Wahl seiner weiteren Wege

auch vor das Haus, auf die Straße, und hier stand er nun, wie einst Herkules, am Scheidewege. Ohne Zweifel hat sich Herkules in seinem Fall trefflich herausgebissen, jeder Lateinschüler weiß das und man lobt ihn allgemein dafür; aber wie wird sich Hansli herausbeißen? Das war nun die Frage, welche die Hausbewohner und nicht minder die aufmerksame Nachbarschaft in nicht geringem Maße beschäftigte. Es war ja so Vielerlei möglich! Sollte er vielleicht doch einen Theil des Lobes, das die nützlichen Schriften des Thierschutzvereines über sein Geschlecht ausschütten, zu Schanden machen?

Verwundere man sich nicht über die Spannung, mit der man Hansli's erste Schritte in die Außenwelt beobachtete. Das Nächstliegende interessirt auch zunächst. Damals gingen große Ereignisse durch die Welt. Vor Kurzem hatte ein Komet seine Ruthe mitten über den Himmelsraum ausgestreckt, von einem Horizont zum andern; die Erdäpfelkrankheit war in Hansli's Geburtsjahr zum ersten Male aufgetreten, und hatte die ganze Erndte gerade der besten Sorte, der „alten rothen", ausgerottet. Die Freischaarenzüge hatten ihre schwarzen Schatten bis in die Jesuitenkirche von Luzern hinein geworfen. Doktor Steiger war aus dem Kesselthurm entflohen, die Butter hatte um zwei ganze Batzen aufgeschlagen, und durch die Stadt ging mit Blitzeseile die Nachricht von einer sensationellen Verlobung. Jedes dieser Ereignisse machte auf die verschiedenen Gemüther einen verschiedenen Eindruck, denn nicht die soziale, politische oder kulturelle Bedeutung eines äußeren Vorganges bestimmt dessen Werthschätzung bei den einzelnen Menschen, sondern das Maß, in welchem derselbe unsere Seelenthätigkeit, unsere Empfindung anregt, unsere Phantasie beschäftigt. Darum war es für die Nächstbetheiligten eine Nachricht von ganz besonderer Tragweite, als Herr Friedrich den Seinen verkündete, Hansli schreite in gewohnter Gelassenheit in der Vorstadtstraße umher, zwischen den zahlreichen Fußgängern hindurch, neben den spielenden Kindergruppen vorbei, weiche eben so ruhig wie geschickt den Pferden und Wagen aus, stehe da und dort still und betrachte freundlichen Blickes die erstaunte Umgebung. Niemand denke daran, ihm ein Leides zu thun. Freilich, als dann nach einigen Tagen verschmitzte Schulbuben versuchten, ihn zu necken, erachtete er es für angemessen, auf den Spaß, den sie aus bescheidener Entfernung mit ihm trieben, zu antworten. Den Einen lief er mit weit ausgreifenden Schritten nach, wenn's Ernst galt, mit geöffnetem Schnabel; Andern gegenüber begnügte er sich, hoch aufgerichtet die Flügel zu schlagen;

und waren ihm die Buben zu dumm, so schritt er ruhig weiter. Kleinere Kinder konnten ihn streicheln, liebkosen, ihn ausfragen, er ließ sie ruhig gewähren. Einmal fragte ihn ein braunlockiges lustiges Kurzröckchen, ob er das kleine Brüderlein, das er der Mama vor einem Monat gebracht, nicht wieder zurücknähme, denn es schrie ganze Tage und halbe Nächte hindurch. Aber Hansli trat nicht darauf ein; er hatte ja nur seine Pflicht gethan, und durfte es nun wohl fraglicher Mama überlassen, ihrerseits ein Gleiches zu thun.

Etwa dreihundert Schritte weit vom Friedrich'schen Hause entfernt, auf dem Schlößliplatz, stand die alte Kaserne, auf der Stelle, wo man in neuerer Zeit ein Gesellschaftshaus gebaut hat, dem man, um jeder Verwechslung mit irgend einem andern Gebäude in der ganzen Schweiz vorzubeugen, den Namen „Saalbau" gab. Dort ging es in jenen Tagen lebhaft zu, denn es waren recht kriegerische Zeiten. Soldaten gingen in der Kaserne ein und aus, und marschirten von dort aus unter Trommelschall, oft auch unter den kriegerischen Weisen der weiland Zofinger oder Fricktaler Feldmusik, nach dem Exerzierplatz auf dem Schachen. In der Zwischenzeit trieben sie allerhand Zeitvertreib auf dem Platze oder in den Straßen der Stadt, weil es dort wesentlich schöner war als auf den düstern Böden der Kaserne. Dorthin wendete nun Hansli seine gravitätischen Schritte, und sein unbegrenztes Vertrauen in die absolute Friedfertigkeit und Harmlosigkeit der Krieger wurde nicht unerwidert gelassen. Trugen sie gleich tropischen Vögeln schönfarbige Schwalbenschwänze, und mußten sie doch trotz ihren mörderischen Waffen und dem entsetzlichen Exerzitium immer noch Menschen geblieben sein, denn etliche sangen das minnigliche Lied vom Röseligarten, andere zehrten eben an den letzten Resten ihres „Spatz". Auch das homerische Gelächter, mit welchem sie den zum ersten Male daher kommenden Hansli begrüßten, schüchterte ihn keineswegs ein, denn seitdem er unter Menschen wohnte, hatte er mehr freundliche und lachende als griesgrämige Gesichter gesehen. Er trat näher, klapperte geziemend, und in die Herzen der rauhen Füsiliere schlichen menschen-, will sagen storchenfreundliche Gefühle. „Sä, friß au," sagte Einer, und Hansli that Bescheid. Brocken um Brocken saftigen Fleisches und wohlduftenden Soldatenbrodes folgten, und Hansli wurde satt und fröhlich. In gehobener Stimmung entschloß er sich zu etwas, das er bisher noch nicht einmal im Ernste probirt hatte. Er schwang seine wieder ordentlich nachgewachsenen Flügel, streckte die Füße wagrecht nach hinten,

Hals und Schnabel geradeaus nach vorne, und hob sich in wohlgelungenem Fluge auf die hohe First der Kaserne. „So, da wäre ich," dachte er; „wie wäre es, wenn ich noch gleich nach Buchs flöge, zu Vater und Mutter, zu meinen Brüdern und Schwestern?" — Heimweh ist unter allen Umständen verzeihlich, auch wo von den Fleischtöpfen Egyptens alle hemmenden Deckel abgehoben sind; sogar auch dann, wenn die traute Heimath unter fatalen Umständen, wie dies bei Hansli ja thatsächlich der Fall war, mit der unbekannten Fremde vertauscht werden mußte.

Aber neben dem Heimweh besteht unerbittlich die Pflicht, bei Hansli war es die Pflicht der Dankbarkeit; sodann mußte die ruhige Ueberlegung das Bild des Wohlbehagens, des freundlichen Umganges mit den Menschen vor sein inneres Auge führen, wenn er eines hatte, und zu seinen Füßen hatte er ja heute neue Freunde und neue Genüsse kennen gelernt. „Fahret hin, ihr verführerischen Gedanken," müßte er ausgerufen haben, wenn er es gekonnt hätte, hob sich in die Höhe und flog nach Hause.

Wie war man dort insgemein froh, ihn wieder kommen zu sehen! Man hatte ihn wohl beobachtet auf dem Kasernendach, hatte sich den aufrichtigsten Befürchtungen über sein ferneres Verbleiben hingegeben, denn er konnte jetzt fliegen! Und nun erkannte man mit bitterer Beschämung und Reue, daß man Hansli Unrecht gethan, ihn für schlecht und undankbar hatte halten können. — Aber die Flügel stutzte man ihm doch wieder ein wenig! — So ist der Mensch; wenn er einmal .... — Doch ich will das Moralisiren lassen, denn was sich darüber sagen ließe, verdürbe Euch den guten Humor.

Was Hansli auf dem Platze vor der Kaserne gesehen, genossen und erlebt hatte, gestaltete sich in seinem Denken und Empfinden offenbar zu einem anziehenden Gesammtbilde, in welchem, wie sich in der Folge zeigte, zwar die fetten Fleischbrocken gewiß eine hervorragende Stelle einnahmen, daneben aber auch Züge rein ästhetischer Natur im Vordergrund und in der Perspektive sich deutlich abhoben. Hatte er dort nicht auch die glänzenden Gewehrläufe, Bayonette und Säbel, die blendend weißen Säbel- und Patrontaschenkuppel, die sich über der Heldenbrust der jungen Krieger kreuzten, die spiegelblanken Knöpfe auf den Fräcken und die Gansen und Sturmbänder auf den pyramidalen Tschakko's, die im Sonnenglanz blitzenden Trommeln und Trompeten gesehen? So etwas macht auf ein Vogelgemüth erfahrungsgemäß einen tiefen Eindruck; man kennt ja die Thatsache, daß einzelne Vogelarten darob zu Narren werden und sogar glänzende

Dinge stehlen, wo und wie sie können, obschon sie einen vernünftigen Gebrauch davon nicht zu machen verstehen. Denn was sollen sie z. B. mit gestohlenen Diamantringen anfangen, da sie doch keine Finger haben, oder mit Fingerhüten, da sie doch nicht nähen? — Noch mehr: Hansli hörte dort trommeln und Trompeten blasen, und Hansli war entschieden musikalisch.

Ich weiß wohl, daß Einige allemal ungläubig lächeln, so oft ich an dieser Stelle meiner Erzählung ankomme. Sollen denn die Amseln und Drosseln, die Staare und die Nachtigallen, welche nicht nur irgend ein stereotypes Gesätzlein herpfeifen wie etwa die Finken, sondern ihre herrlichen Töne nach der ihnen innewohnenden Herzenslust moduliren, die einzigen musikalisch beanlagten Vögel sein? Oder die Vogelarten, welche Lieder zu lernen und demnach die Höhe der einzelnen Töne, ja die Melodien zu unterscheiden vermögen? Kaum! Die Störche können zwar nicht singen, denn ihnen fehlt das Organ dazu; aber damit ist keineswegs gesagt, daß sie für die Musik der Singvögel oder der Menschen keinen Sinn haben. Es geht ja vielen Menschen auch so.

Hansli besuchte von da an die Kaserne täglich, so lange sie Soldaten beherbergte. Hatte er seine Portionen entgegengenommen, dann spazierte er gerne um die einzelnen Gruppen seiner militärischen Wohtthäter umher, oder er flog trotz seiner eingekürzten Flügel auf das Dach, und wartete dort — ich weiß nicht ob geduldig oder ungeduldig, bis zur Sammlung geschlagen oder geblasen wurde und sich die Mannschaft zum Abmarsch auf den Exerzierplatz in Reih' und Glied gestellt hatte. Dann kam er herunter und stellte sich neben der Musik auf.

Wenn der Sommer- oder Herbstabend den Himmel und die Landschaft mit wundervollen Farben malt, so gewinnt man oft den Eindruck, ein von Meisterhand auf die Leinwand genau so hingemaltes Bild würde uns sofort als unglaublich, unnatürlich erscheinen. Und wenn ich mit der Beredsamkeit eines Demosthenes oder dem Talent eines Herodot erzählen könnte, wie Hansli alltäglich, sobald sich die Truppe in Bewegung setzte und abmarschirte, neben der Musik einherschritt, stets auf gleicher Höhe mit derselben, und sie durch die Grabenstraße hinauf bis zum oberen Thor begleitete, so würden gleichwohl Viele, die es nicht mit eigenen Augen gesehen haben, sich des Eindruckes nicht erwehren können, hier höre die Wahrheit, die historische Treue in den „Erinnerungen an den Langbeinigen" auf und die Dichtung habe ihren Anfang genommen. Im Grunde genommen wäre dies ja eigentlich keine Sünde, aber schön wäre es nicht zu

behaupten, man erzähle „eine wahre Geschichte“, wenn schließlich ordinäres Jägerlatein an deren Stelle träte, und das ganze schöne Hansli zum eitlen Trugbilde würde. Daher appellire ich frohen Gewissens an das Gedächtniß der älteren Bürger und Bürgerinnen von Aarau, welche nicht zugeben werden, daß Hansli's schönste Thaten und Charakterzüge zum Mythus, oder gar zur grund- und haltlosen Sage werden. In solchen Dingen zählt doch eine ganze Bevölkerung zu den Primareferenzen.

Also er zog thatsächlich und wirklich mit den Soldaten neben der Musik her bis zum oberen Thor. Dort, vor dem ehemaligen Landjägerposten, da wo sich plötzlich die Straße steil nach dem Schachen hinunter wendet, stellte er sich jedesmal auf, und ließ die Truppe an sich vorüber defiliren. Papa Nägeli, der alte Trompeterinstruktor gutmüthigsten Angedenkens, hätte zwar eigentlich gegen diesen ganz sonderbaren Tambourmajor mehrerlei Einwendungen zu machen gewußt, wenn er an ihm nicht seine helle Freude gehabt hätte. Denn was konnte der Primtrompeter oder der Posaunenbläser dafür, wenn er beim Anblick des stolz nebenher schreitenden Storches lachen mußte, den Mund infolge dessen nicht mehr regelrecht büschelen konnte und dann Pausen machte, wo das Notenblatt keine Pausen vorschrieb? Was der Klarinettist, daß ihm just diejenigen Muskeln, die seine Lippen rings um das kunstvolle Mundstück des Instrumentes pressen sollten, beim Lachen den Mund quer auseinander zogen? Es gab Verlegenheiten dieser Natur durch die ganze zahlreiche Feldmusik hinweg, und es war ein wahres Glück, daß das Publikum über dem Interesse, das es selbst an der seltsamen Erscheinung nahm, solche Störungen überhörte. Auch klangen die überaus melodischen und doch so intensiv kriegerischen „Nägelimärsche“, gegen welche die modernen Märsche, wie z. B. „O bitt' euch liebe Vögelein“ und andere, sind wie ein Kerzenlicht im Sonnenschein, Kleinen und Großen mit solcher Haltbarkeit in die Ohren und Herzen, daß das Defekte im Vortrage einzelner Stellen auch sonst kaum wahrgenommen worden wäre. Ich wenigstens, ob ich auch seither ein älterer Mann geworden bin, kann sie heute noch auswendig: jenen „Schweizer Nationalmarsch“, jenes „Nr. 14“, jenen „Alphornmarsch“, den „Straßburger“, und wie sie sonst hießen.

War das Defile vor dem Landjägerposten vorüber, dann wanderte unser Hansli gerne hinauf in den Rathhausgarten, denn es gab dort viele Schnecken und Würmer; wer weiß, ob nicht die zahlreichen Kinderwägelchen mit ihren kleinen lustigen Insassen, die er dort traf, auch ihre

Anziehungskraft auf ihn ausübten! Denn den kleinen Kindern war er in auffallender Weise zugethan, und er ließ sich von ihnen Manches gefallen, das er, wenn es von Erwachsenen kam, vornehm ablehnte.

Mitte August kam; in der Kaserne war's vorübergehend stille geworden, und draußen auf den Wiesen dörrten die Bauern das Emd. Hansli langweilte sich offenbar, und in seinem Innern dämmerte etwas auf wie Heimweh nach dem fernen Afrika. Seine Flügel hatten die normale Spannweite wieder erlangt, und man schnitt sie ihm nicht weiter zurück, damit er von seinem natürlichen Rechte auszuwandern Gebrauch machen könne, wenn ihn die Lust dazu anwandeln sollte. Auf dem Pulverthurm wohnte damals eine Storchenfamilie, und dort machte er nun einen langen Besuch. Dann flog er nach Buchs und Suhr, wo seinesgleichen viele wohnten, und nahm an Zusammenkünften Theil, die drunten im Rohrerschachen abgehalten wurden. Bald darauf flogen die Störche fort, alle auf Einen Tag, um erst auf den Frühling wieder zu kommen. Nur Hansli zog nicht mit. Mehrere Tage und Nächte war er weggeblieben, aber eines schönen Abends spazierte er wieder vor den Fenstern hin und her, als ob er niemals fortgewesen wäre. Schade, daß er nicht verstanden werden konnte, als er bald leiser, bald lauter, bald schneller, bald langsamer klapperte und unter lebhaftem Herumwerfen und Drehen des Halses seine Abwesenheit entschuldigte und die Motive auseinander setzte, welche seinem Nichtauswanderungsentschluß zu Grunde lagen. War er überhaupt jemals gesonnen zu gehen? Machte man ihm diesbezügliche Schwierigkeiten bei der Hauptversammlung der Störche? Ueberwogen bei ihm die kulinarischen, sozialen und ästhetischen Genüsse, die er im Anschluß an civilisirte Menschen gefunden hatte, den Instinkt, der seine Genossen über das Meer trieb? Resignirt suchte er sein Gemach auf, und Hund und Katz ehrten seinen Entschluß durch neidloses Gewährenlassen, so oft er mit ihnen aus demselben Kübel fraß, und dies that er nun mit ausgesprochener Vorliebe und zuletzt regelmäßig.

Es wurde Herbst, es wurde Winter. Sonderbar genug kam es ihm vor, als die ersten Schneeflocken ihm um den Kopf wirbelten, denn anfänglich schüttelte er darüber bedenklich den Leib. Aber es wurde ja auch wieder Frühling, und damit fingen alle die Herrlichkeiten des vergangenen Sommers von vorne an; als Stern erster Größe prangte an seinem Himmel die Freude, sich zu den Ausmärschen der Soldaten vor der Ka-

ferne einzufinden und das selbstgewählte Programm vom ersten Sommer zu wiederholen.

Vier glückliche Jahre verlebte Hansli unter den Menschen. Wer ihn sah, liebte ihn und freute sich seiner, und Niemand wäre im Stande gewesen, ihm absichtlich ein Leid zuzufügen.

Ich habe da so eben zu viel gesagt — Einer machte eine Ausnahme. Eines Tages stand Hansli ahnungslos auf einer Dachfirst in der Nähe der Kaserne und wartete auf das Signal zum Abmarsch; da flog ein böser Stein heran, geschleudert aus roher, aber unbekannt gebliebener Bubenhand, und zerschmetterte ihm das Bein, auf dem er stand. Wie einem Kinde, das nach erlittenem Unglück nach der Mutter schreit und nur heimzugehen verlangt, so mochte es auch dem armen Hansli zu Muthe gewesen sein. Er flog sofort nach Hause. Dort besah man seinen Schaden, man verband ihn, pflegte ihn, liebkoste, beweinte ihn, — umsonst! Nach wenigen Tagen erlag er der erlittenen Verwundung. Wenn es aber auch für die Störche einen Himmel gibt, so ist gewiß auch Hansli hineingekommen.

Historische Bilder aus der Armagnakenzeit.

(1444—1445).

Von Dr. C. W. Faber.

Die Schlacht von St. Jakob an der Birs.

(26. August 1444.)

Dulce et decorum est pro patria mori. (Horaz.)

Wen Gott will herrlich ehren, dem spendet seine Hand
Den schönsten Kranz auf Erden: den Tod für's Vaterland.

Schon mit dem grauen Morgen entbrennt der wilde Kampf,
Und bald versinkt das Blachfeld im Staub und Pulverdampf,

Kanonenblitze zucken aus düst'rer Wetternacht
Und senden auf zum Himmel den Donnerruf der Schlacht.

Der Dauphin will bezwingen mit seiner Söldnerschaar
Von wilden Armagnaken den Schweizer Königsaar;
Begierig jagt die Meute in's off'ne Land hinein,
Sie wittert reiche Beute in Keller, Stall und Schrein.

O weh' Dir, Stier von Uri, umsonst hast Du getrutzt,
Lern' Deinen Nacken beugen, das Horn wird Dir gestutzt,
Nicht länger sollst Du schweifen in ungebrochnem Stolz,
Mußt selbst zum Zwingbau schleifen die Steine und das Holz.

Nun wehr' Dich Deiner Klauen, Du grimmer Bär von Bern,
Man will sie Dir behauen; sie thäten's längst schon gern!
Drum leisten heut' die Schweizer so tapfern Widerstand;
Es gilt für Weib und Kinder, für Gott und Vaterland.

Wohl sind's nur fünfzehnhundert, der Feind ein ganzes Heer
Von dreißigtausend Kriegern, erprobt in Waffenwehr;
Doch Einer gegen zwanzig, als ging' es Mann auf Mann
Beweisen sie den Brüdern, was fromme Treue kann.

Sie dringen muthig vorwärts, erklommen ist der Wall,
Bald dröhnt der Feinde Lager von dumpfer Hiebe Hall.
Die tapfern Schnitter mähen ein blutig Aehrenfeld,
Doch ach! es fällt dazwischen auch mancher Schweizerheld!

„Was kümmern uns die Todten! Laßt' stürzen Rott' um Rott':
Den Feinden unsre Leiber und unsre Seelen Gott!"
Und rückwärts stäubt die Masse, und vorwärts strebt die Schaar;
Hei! breitet seine Schwingen der stolze Schweizer Aar!

Bei Basel liegt ein Kirchlein, St. Jakob an der Birs,
Dort tobt am allerlaut'sten der Lärm des Kampfgewirrs,
Dabei ein Siechenhäuslein und rings ein Todtenfeld
Sind heut' die Ruhestätte für manchen todten Held.

Vom frühsten Morgengrauen den heißen Sommertag
Bis wieder hin zum Abend erdröhnt dort Schlag auf Schlag.
Doch als die Abendsonne versinkt in blut'ge Nacht,
Verstummt das wirre Toben, das Blutwerk ist vollbracht.

Die Schwingen sind gebrochen dem stolzen Schweizer Aar.
Nur auf dem Thurm des Kirchleins hält sich ein Bruderpaar.
Man will sie lebend greifen, doch fliegt so manchem Schelm,
Der sich zur Treppe drängte, die Axt durch Busch und Helm.

Vergeblich ist das Ringen, man bringt sie nicht heraus.
Da fliegen lohe Kränze in Kirch' und Siechenhaus.
Begierig leckt die Flamme bis zu des Thurmes Knauf,
Weit schießen Feuergarben zum Sternenhimmel auf,

Verstieben in die Runde und künden weit in's Land,
Wie freie Männer sterben für Gott und Vaterland.
Da sinkt die Gluth zusammen, und hastig flieh'n sofort
Die Feinde aus dem Kirchhof, aus diesem Schreckensort.

Und stille kommt und stiller nach heißem Tag die Nacht,
Nur Mond und Sterne halten die letzte Ehrenwacht.
Hier noch ein dumpfes Röcheln, dort noch ein Stoßgebet,
Ein Seufzen, leises Wimmern, vom feuchten Hauch verweht.

Dann alles still. Doch plötzlich wird neuer Hufschlag laut,
Es kommt ein stolzer Ritter, der spähend um sich schaut.
Herr Burkard Mönch von Basel betrachtet sich die Zahl
Der hingemähten Kämpfer beim bleichen Mondesstrahl.

Und wo die todten Schweizer am dichtesten gesät,
Hat bald sein gierig Auge im Zwielicht ausgespäht.
Dort ruft er, und sein Antlitz durchzuckt's mit düstrer Gluth:
„Heut' baden wir in Rosen, das macht uns gutes Blut.

Jetzt, Bauer, heißt es zinsen und frohnden drauf und drauf,
Jetzt, Bürger, lern' Dich bücken, das Herrenspiel hört auf!"
Und finstres Lächeln kräuselt den herben Spöttermund,
Ihn hört ein frommer Schweizer, der lag zum Tode wund.

„Da schmeck' an Deinen Rosen!" So ruft er, und er rafft
Vom Boden einen Feldstein und trifft mit aller Kraft
Des Landverräthers Stirne. Nun hat der freche Hohn
Schon auf der Welt hienieden den wohlverdienten Lohn.

Und als die nächste Sonne das Schlachtfeld überscheint,
Da findet sie die Beiden in einen Tod vereint;

Den Einen blutberonnen, verzerrten Angesichts,
Den Andern friedlich lächelnd gewärtig des Gerichts.

Wen Gott will herrlich ehren, dem spendet seine Hand
Den schönsten Kranz auf Erden: den Tod für's Vaterland.

Der Herbst von Ensisheim.

(1444.)

„Bei Basel setzt' es Hiebe von guter deutscher Art!"
So denkt der Dauphin Ludwig und kaut an seinem Bart.
„Mein bestes Volk vernichtet in einer einz'gen Schlacht!
Versuch's ein andrer weiter, wenn's ihm Vergnügen macht!

Ist das die reiche Beute, die man uns hoffen ließ?
Sind das die leichten Siege, die man so fest verhieß?
Sind das die schönen Dörfer, wo sich's so warm und weich
In fremden Federn schlummert, ihr Herrn von Oesterreich?

Wir wollen's euch nicht neiden und gönnen euch das Glück,
Wir treten ganz bescheiden vor eurem Recht zurück. —
Ihr habt uns eingeladen, drum ist es Recht und Fug,
Daß ihr uns jetzt bewirthet, bei euch gibt's ja genug!

Was ich bis jetzt gesehen, hat trefflich mir behagt,
Ein Land voll Vieh und Weizen, und wie man mir gesagt,
Wächst an den Bergen drüben ein edler Feuerwein.
Wohlauf! es kommen Gäste, laßt sie willkommen sein!"

Wo sich die Wasserwoge ergießt in trüber Fluth,
Wie sich verderbenbringend stets weiter wälzt die Gluth,
So wälzt sich wildverheerend der rohe Söldnerschwarm
Das weite Land hinunter und haust, daß Gott erbarm'!

Es färben Feuerflammen den Himmel blutigroth,
Es brennen rings die Dörfer, die Bauern liegen todt.
Und wo ein Schloß gestanden, da raucht ein Trümmerhauf',
Kaum hält der Wall der Städte die wilden Wogen auf.

Wie kleine Inselflächen auf weiter See zerstreut,
So stehen ihre Mauern der Fluth, die sie bedräut.

Bald hat die hohe Woge auch ihre Höh' erreicht
Und eine nach der andern in's Wanken kommt und weicht.

Nur Ensisheim alleine weiß nichts von dieser Noth,
Es steht geschützt im Wirbel, der alles rings bedroht.
Es drängt in seinen Mauern sich eine bunte Welt:
Denn hier hat sich der Dauphin sein Hauptquartier bestellt.

Stets ziehen neue Schaaren zum offnen Thore ein,
Sie bringen reiche Beute an Vieh, an Korn und Wein,
An Hausgeräth und Betten, an Tuch und Leinewand,
Bei Kirchenschmuck und Büchern auch manchen eitlen Tand.

Und leicht, wie er's gewonnen, gibt's auch der Söldner her,
Kaum hat er's weggetragen, so däucht's ihm schon zu schwer;
Er gibt die reiche Beute im leichten Kauf dahin,
Der Bürger weiß zu nutzen des Söldners leichten Sinn.

Er birgt in Faß und Kasten die Früchte und den Wein,
Er schließt in seine Truhe die blanken Gulden ein,
Er legt in seine Laden so manches warme Kleid,
Im Keller wird begraben das reiche Goldgeschmeid.

So geht es viele Wochen in tollem Saus und Braus,
Soldat und Bürger trinken gar manches Fäßlein aus.
Schon will's dem Küfer dünken, daß bald das letzte naht,
Doch auch für diese Klemme weiß Ensisheim sich Rath.

„Zu Rufach und Westhalden, im Bann von Geberschwier,
Zu Herlisheim und Egse, im ganzen Weinrevier —
Da hängen noch die Reben voll Trauben groß und gut,
Doch Niemand denkt zu herbsten das edle Rebenblut.

Was lassen wir den Füchsen, den Dohlen und dem Staar
Die edle Gottesgabe? Das wäre schad fürwahr!
Wir wollen selber herbsten, was auf den Stöcken steht
Und alles wohl bewahren, daß nichts zu Grunde geht!"

Schon mit dem nächsten Morgen zieht man zum Herbsten aus,
Beständig bringen Wagen die süße Last nach Haus.
Zwei ganze Wochen herbstet der Bürger auf dem Land,
Und voll sind Faß und Bottich und Kübel bis zum Rand.

Begierig nascht die Jugend die süße Lieblingskost,
Manch' Weiblein schlürft vergnüglich den honigsüßen Most;
Doch erst als seine Gährung der neue Wein begann,
Da prüft mit Kennermiene den Labetrunk der Mann.

Und weiter gährt der Sauser und wird dann federweiß,
Zwar werden vom Versuchen die Köpfe glühend heiß,
Die Augen feucht und trübe, die Füße centnerschwer,
Doch probt man ruhig weiter, und manches Faß wird leer.

Schon fing man an zu rechnen, wie weit der Vorrath langt,
So daß es manchem Bürger schon vor dem Ende bangt.
„Soldaten, seid vernünftig und haltet besser Haus,
Sonst fehlt der volle Becher euch gar zu bald beim Schmaus!"

„Was? Ihr wollt uns befehlen? Ihr habt das Geld im Sack
Und wollt den Wein uns nehmen, ihr freches Bürgerpack?
Glaubt ihr, die Armagnaken verspritzen nur ihr Blut,
Um Bürger reich zu machen? Fürwahr, das wäre gut!

Meint ihr, es sind zu viele für unsern Wein im Ort,
So laßt uns ruhig trinken, ihr andern scheert euch fort.
Fort müßt ihr heute alle! Dort drüben in den Rhein,
Mögt ihr dann Wasser trinken; das hält die Köpfe rein!"

Vergeblich ist das Bitten, es hilft kein Flehen mehr,
Der Dauphin, ihr Beschützer, weilt längst nicht mehr beim Heer. —
Mit Mühe nur erlangen sie noch zwei Tage Frist,
Daß jeder mit sich führe, was ihm am liebsten ist.

Und in der dritten Frühe, da geht ein Jammern an,
Es weinen Weib und Kinder, es weint manch harter Mann,
Sie müssen weiter ziehen, kein Flehen hilft, kein Schrei'n;
Sie schleppen schwere Bündel hinüber nach dem Rhein.

Schon hat die zage Menge den nahen Wald erreicht,
Schon glaubt man sich geborgen und athmet wieder leicht;
Denn was man mitgenommen, reicht ja für manches Jahr. —
Da bricht aus dunklem Walde der Armagnaken Schaar.

Rasch ist der Zug umzingelt. Da gibts kein Fechten mehr,
Das Gold hat man gerettet und ließ daheim die Wehr.
Geduldig muß man leiden der frechen Uebermuth,
Sie plündert ihre Habe und schlagen sie auf's Blut.

Dann ruft ein Armagnake: „Glück auf zu eurer Fahrt
Und Dank, daß ihr so freundlich das Suchen uns erspart;
Doch kommt ihr einmal wieder in euer Städtchen heim,
Erzählt noch Kindeskindern vom Herbst zu Ensisheim!"

Der Ueberfall von Gebweiler.

(13. Febr. 1445).

Hart an des Städtleins Mauer, am Rand der klaren Lauch,
Befindet sich ein Waschhaus, geschwärzt von Ruß und Rauch.
Dort schalten fleiß'ge Weiber die lange Winternacht
Und halten bei der Wäsche, wie sich's gebühret, Wacht.

Beständig werden Bütten und Kessel umgefüllt,
Das kocht und zischt und brodelt. In dichtem Dampf gehüllt
Hantieren flink die Weiber; das Auge sieht sie kaum,
Denn nur die Feuerbrände erhellen matt den Raum.

Da öffnet sich die Thüre; die kalte Winterluft
Dringt mächtig durch die Oeffnung, fährt wirbelnd in den Duft
Und facht die Feuerbrände am Kessel lustig an,
Die Schwelle überschreitet ein großer alter Mann.

Die breiten Schultern decket ein wollig Widdervließ,
Die starke Hand bewehret ein mächtig langer Spieß,
Der Helm von blankem Eisen trägt einen Falken vorn,
Es hängt an seiner Seiten ein blankes Wächterhorn.

Die Weiber grüßen freundlich den gern geseh'nen Gast:
„Wie schön, daß du uns heute nicht ganz vergessen hast!
Komm', setz' dich her und trinke ein Schlückchen neuen Wein,
Das wird für deine Knochen die beste Salbe sein!"

Und freundlich reicht die eine ihm einen weiten Krug;
Der Alte nimmt ihn dankend und schlürft in vollem Zug.
Dann setzt er sich zum Feuer und wärmt sich an der Gluth
Und wischt die schweren Tropfen von seinem Eisenhut.

„Bei Gott! man sollt' nicht meinen," fing da die Eine an,
„Daß man wie du so lange den Schlaf entbehren kann;
Seitdem die „armen Gecken" in's Land gekommen sind,
Bleibst du auf deinem Posten trotz Regen, Schnee und Wind!"

„Was wollt Ihr, liebe Schickin! Ich thu' nur meine Pflicht,
Und wollt' ich sie versäumen, gewiß, ich könnte nicht.
Denn würd' ich einmal schlafen, so träte groß und wild
Vor die geschloss'nen Augen des Landes Jammerbild.

Schon liegt bei zwanzig Wochen das böse Volk im Land
Und haust im ganzen Sundgau mit Rauben, Mord und Brand;
Bei Tag seh' ich die Armen gehetzt vorüberflieh'n,
Bei Nacht die Feuersäulen zum dunklen Himmel zieh'n.

Auch ich hatt' einst dort drüben ein schönes Bauerngut;
Da kam vor zwanzig Jahren die freche welsche Brut.
Mein Weib und meine Kinder erschlug das wilde Heer,
Mein Haus ging auf in Flammen; ich brauchte keines mehr.

Von Blutverlust entkräftet, den Meinen beizusteh'n,
Mußt' ich mit eignen Augen den ganzen Jammer seh'n.
Erst spät nach langem Ringen ward mir durch Gottes Huld,
Mein herbes Loos zu tragen, Ergebung und Geduld."

Mitleidig sprach Brigitte, und manche Thräne rann
Aus ihren hellen Augen für den geprüften Mann:
„Gott hat dir aufgebürdet des schwersten Kummers Last,
Er wird dich auch erquicken, wie du getragen hast!"

„Gott lohn' euch!" ruft der Alte. „Nun muß ich aber geh'n
Und schau'n, ob die Gefährten auf ihren Posten steh'n,
Ob alles wohl gerüstet, ob jeder Stein so liegt,
Daß er beim kleinsten Stoße auf uns're Feinde fliegt!"

So tritt er auf die Schwelle. Da poltert mit Gekrach
Ein mächtig großes Felsstück durch das zerriss'ne Dach.
„Hilf, Gott! die armen Gecken!" schrei'n da die Weiber auf.
Der Alte eilt zur Mauer mit ungestümem Lauf.

Schon faßt ein Armagnake am Mauerrande Fuß,
Ihm gibt der Spieß des Alten den unwillkommnen Gruß.
Er fällt durchbohrt nach hinten, zwei and're folgen gleich,
Der Alte schlug sie nieder mit einem einz'gen Streich.

Schon eilen auch die Weiber mit Eimern rasch herbei
Und gießen heiße Laugen. Manch' unterdrückter Schrei
Beweist, daß sie getroffen. Sie schütten eilig nach,
Da bläst der Alte mächtig, als blies' er Todte wach.

Den guten Spieß zu fassen, hat er jetzt keine Zeit,
Er muß beständig blasen, doch läßt er nicht vom Streit.
Will einer übersteigen, zerschlägt in grimmem Zorn
Der Alte ihm den Schädel mit seinem schweren Horn.

„Gebt rasch ein Feuerzeichen!“ So ruft er, und Frau Schick
Reißt aus des Herdes Flammen ein Scheit gar groß und dick,
Eilt schnell damit zur Mauer und schwingt in starker Hand
Hoch über ihrem Kopfe den hellen Feuerbrand.

Gebweiler wird lebendig, ein Jeder greift zur Wehr
Und eilt so schnell als möglich zum Feuerzeichen her.
Obgleich nur halb bekleidet, erglüht man doch voll Muth,
Das Städtlein zu beschirmen. Es geht um Gut und Blut.

Doch nirgends naht ein Stürmer sich zu der Mauer mehr.
Verriethen nicht die Scharten an ihres Wächters Wehr,
Verrieth nicht Lärm und Laufen der Feinde Gegenwart,
Sie glaubten alle sicher, man hätte sie genarrt.

Zwar hält man auf der Mauer von nun an scharfe Wacht;
Doch als sich naht der Morgen nach langer Winternacht,
Ist nichts mehr zu erblicken vom ganzen großen Troß,
Nur hie und da grast ruhig ein herrenloses Roß.

Das Lager ist verlassen, zerstoben ist das Heer,
Am Boden liegt zerbrochen die weggeworf'ne Wehr.
Der Raub, den man seit Wochen im Lager eingebracht,
Liegt in den stillen Zelten, von keinem Aug' bewacht.

Man kann es nicht begreifen, wie's so gekommen ist,
Es wittert der und jener schon eine arge List.
Doch bringt man in die Mauern, was man nur schleppen kann,
Und an den reichen Sachen erfreut sich Jedermann.

Auf Wall und Graben lagen die Todten hingestreckt;
Dort hielt sich einer lebend den ganzen Tag versteckt.
Ein Bein war ihm gebrochen, verbrüht sein Angesicht,
Von dem erhält man endlich getreulichen Bericht.

„Wir glaubten schon, es glückte, als plötzlich uns erschien
Die Mutter Gottes selber, mit ihr St. Valentin,
Von hellem Glanz umflossen hoch über eurer Stadt.
Der Teufel stürm' die Mauer, die solche Schützer hat!“

Mit Lachen stößt Brigitte den alten Wächter an:
„Merkst du, wie man auf einmal zu Ehren kommen kann?
Dich macht zum heil'gen Bischof dein Spieß, des Helmes Glanz,
Mich gar zur Mutter Gottes der helle Feuerkranz.

Doch ernst verweist der Alte der Witzigen den Spott:
„Viel eher sollst du rühmen, wie unser treuer Gott
In seiner großen Gnade der Feinde Sinn verwirrt,
Daß sie sich in uns Schwachen so wunderbar geirrt!"

* * *

Will einer nach Gebweiler zur Oberkirche geh'n,
So kann er noch die Leitern der Armagnaken seh'n.
Sie hängen als ein Zeichen für alle Zeiten dort:
Gott ist und bleibt der Seinen getreuer Schutz und Hort!

Im Leberthal.

18. März 1445.

Noch deckt den Grad der Berge der festgefror'ne Schnee,
Doch träumen tief verborgen im stillen Weißen See
Die zarten Wasserfrauen von Lieb' und Sonnenlicht.
Und süße Hoffnung röthet ihr sanftes Angesicht.

Denn an den Sommerhalden erglänzt's in gold'nem Schein
Von diamantnen Tropfen; an Halm, an Strauch und Stein
Da rieselt's in einander, da rinnt's und rauscht zu Thal,
Da regt sich neues Leben im warmen Sonnenstrahl.

Die zarten Gräslein strecken die Händlein leis hervor,
Die Anemonen recken die Köpflein hell empor,
Den Weidenbusch umschwirret der Bienlein leck're Schaar;
Im Eichenwipfel girret ein weißes Taubenpaar.

O Frühling, kommst Du wieder nach langer Winternacht
Und zeigst Dich uns auf's Neue in Deiner ganzen Pracht!
O komm' doch in die Herzen, befreie, was erstarrt,
In Noth und Sorg und Schmerzen auf die Erlösung harrt!

So kommt Dein sanftes Wehen, so hallt Dein süßer Sang
Im ganzen Elsaß wieder, wie Osterglockenklang.
Denn rings im ganzen Lande ertönt der Jubelschrei:
„Die Welschen ziehen weiter, das Land wird wieder frei!“

Wohl scheiden sie nicht gerne aus dem gelobten Land,
Wo man den ganzen Winter ein warmes Plätzchen fand.
Denn noch sind nicht die Früchte im Kasten ganz verzehrt,
Noch sind nicht alle Fässer im Keller ausgeleert.

Noch mancher wär' zu schätzen um schweres Geld und Gut,
Manch Städtlein wär' zu strafen für der Genossen Blut.
Doch nahen sich die Deutschen, der Rückzug ist bedroht,
So ziehen sie denn weiter auf ihres Herrn Gebot.

Als rechte Räuberbande benützen sie die Frist.
Sie raffen rasch zusammen, was nur zu nehmen ist,
Und was man nicht kann schleppen, wird mitleidslos zerstört;
Der armen Leute Klagen verhallen ungehört.

Die Feuerflamme lodert durch das geborstne Dach.
Die Weiber und die Mädchen beweinen ihre Schmach.
Die bleichen Kinder jammern um einen Bissen Brod.
So zeichnet ihre Wege Verzweiflung, Noth und Tod.

So fährt ein wildes Wetter in rauhem Sturm durch's Land.
Zerzaust die zarten Zweige, zerknickt mit schwerer Hand
Die angemorschten Stämme, zerreißt sie Stück um Stück
Und doch bringt dieses Wüthen die Wonnezeit zurück.

Und Frühling ist's geworden auch in der Männer Herz;
Sie sehen mit Entsetzen des Landes herben Schmerz.
Der Feinde Schreckensthaten entfeßlen ihre Wuth,
Die Hoffnung naher Hilfe gibt der Verzweiflung Muth.

Aus Höhlen und aus Klüften und aus dem wilden Wald,
Wohin sie sich geflüchtet, versammlen sie sich bald.
Im Thale wird's lebendig; mit Morgenstern und Speer
Mit Hacken und mit Sensen zieht ihre Schaar daher.

Aus Straßburg's alten Thoren fährt auch ein Haufen aus,
Des Sundgau's starke Bauern bereiten sich zum Strauß.
Es rottet sich zusammen des Münsterthales Bann,
Es rüstet seine Schaaren der tapfere Vogt von Thann.

Der Städter läßt sein Handwerk, der Bauer seinen Pflug,
Wie finstre Unglücksraben umflattern sie den Zug.
Und weh' dem Armagnaken, der sich beim Rückzug säumt,
Den hacken sie in Stücke, wo er sich sicher träumt.

So hatten sich die Bauern im Leberthal gestellt,
Zu ihnen hat sich eben ein großer Mann gesellt.
„Das ist der lange Konrad," so rufen alle gleich;
„Komm' sei Du unser Führer, Du führst den besten Streich!"

Doch weinend steht der Große und zitternd hebt er an:
„O Brüder, helft mir reisen, was ich nicht reisen kann,
„Euch hat die freche Bande so manches Glück geraubt,
„Doch ihre größte Schande trifft dieses greise Haupt.

„Im Kampfe ist gefallen mein letzter lieber Sohn,
„Er fand, wie seine Brüder, des Kriegers schönsten Lohn.
„So sucht' ich mich zu trösten, allein der herbe Schmerz
„Brach meinem armen Weibe das kummerschwere Herz.

„Mir blieb zum Trost im Alter nur noch ein Töchterlein,
„Ein Kind fast noch zu nennen, so zart, so sanft, so rein.
„Erst gestern in der Frühe verließen wir das Haus,
„Sie trug zum Grab der Mutter den ersten Blumenstrauß.

„Als wir von unsern Gräbern uns wenden zu dem Thor,
„Da bricht aus dem Gebüsche ein Reiterschwarm hervor.
„Mich wirft sofort zu Boden der ungestüme Troß,
„Ein Räuber packt mein Mädchen und schwingt es auf sein Roß.

„Als ich nun endlich wieder zum Leben neu erwacht,
„Da stürmte auf mich Armen des Unglücks volle Macht.
„Es jagen auf den Rossen die Räuber pfeilgeschwind
„Zurück zu den Genossen. Mein Kind! mein armes Kind!"

Und zitternd mit Entsetzen lauscht man dem armen Mann
„Und manche herbe Zähre von braunen Wangen rann.
Doch als er nun geendet, da rufen alle gleich:
„Bei Gott, sie sollen büßen den bösen Bubenstreich!"

Da kommt ein junger Bauer in athemlosen Lauf:
„Ihr Männer seid gerüstet, sie kommen hier herauf."
Laut jubelnd schreit die Runde: „Wir sind zum Kampf bereit,
„Wenn wir sie jetzt erwischen, dann kommen sie nicht weit!"

Nur mühsam hält noch Konrad die Ungestümen ab:
„Wollt Ihr dort unten fechten? Ihr findet nur das Grab.
„Dort mähen ihre Schwerter die ungedeckten Reih'n,
„Vergeblich wird das Ringen, umsonst das Opfer sein!

„Doch locken wir sie weiter in's obre Thal hinauf,
„Wo starre Felsen engen des Wassers raschen Lauf,
„Wo statt der breiten Straße ein Pfad nur geht im Thal,
„So können wir sie schlagen trotz ihrer großen Zahl."

Die Streiter hören willig des klugen Führers Wort.
Sie ziehen schweigend aufwärts an den genannten Ort.
Dort rüsten sie sich eilig auf den Entscheidungskampf
Und horch! schon hört man deutlich Geklirr und Hufgestampf!

Schon reitet durch die Enge die erste Söldnerschaar,
Und keiner ahnt von allen die drohende Gefahr.
Doch ernst gebietet Konrad: „Laßt sie nur weiter zieh'n,
„Sie würden euch verrathen, wenn sie zum Heere flieh'n."

Die ersten sind vorüber. Nun kommt das große Heer
Voll Ingrimm greift der Bauer nach seiner guten Wehr.
Allein der kluge Führer beschwichtigt ihre Wuth:
„Wollt ihr umsonst verspritzen das ungestüme Blut?

„Das sind nur arme Knechte, kein Führer ist dabei,
„Sie leben oder sterben, das ist uns einerlei.
„Ein Jeder that nur willig, was ihm sein Herr gebot,
„An diesen müßt ihr rächen der Euren Schmach und Noth!"

Da kommt der letzte Haufen mit einem großen Troß
Von Knechten und von Treibern. Die Ritter hoch zu Roß,
Geschmückt mit Hofgewändern, begleiten schöne Frau'n,
Die aus den hellen Augen vergnüglich um sich schau'n.

Doch als die schmucken Reiter herangekommen sind,
Erkennt der arme Vater dabei sein liebes Kind.
Mit roth geweinten Augen, mit Wangen, wie der Tod!
Da schießt's ihm vor die Stirne so heiß, so blutig roth!

„Drauf denn in Gottes Namen!" der lange Konrad ruft.
Laut donnernd stürzen nieder zur engen Felsenkluft
Gewalt'ge Felsenstöcke, mit polterndem Gekrach
Rollt dem gestürzten Felsen der schwere Baumstamm nach.

Verstummt sind Schmerz und Lachen! Was nicht zerschmettert liegt,
In ungestümem Hasten zum Thale abwärts fliegt.
Allein dort hat der Bauer den engen Weg verstellt.
Vom Todesschrei der Ritter die düstre Schlucht ergellt.

Die Treiber und die Knechte verließen ihre Herr'n
Es schwingen schwere Fäuste den scharfen Morgenstern,
Wen Bauernfäuste fassen, der ist ein todter Mann,
Nur wenige entkommen den steilen Berg hinan.

In wenig Augenblicken erstirbt die Gegenwehr
Nicht einen einz'gen Todten verlor das Bauernheer.
Nur wenige verwundet und diese auch nur leicht.
So war mit Gottes Hilfe das große Ziel erreicht!

Bei dreißig hohe Herren, die Führer jener Schaar,
Trug man dort todt zusammen, sie liegen Bahr an Bahr.
Dreihundert Armagnaken sind in den Sand gestreckt.
Man fängt vierhundert Rosse mit reichem Schmuck bedeckt.

Und unermess'ne Schätze an Gold und reichem Gut
Belohnen jetzt als Beute der kühnen Streiter Muth.
Allein die schönste Beute aus diesem harten Strauß
Führt sich der lange Konrad in sein verlass'nes Haus.

„O Gott!“ so ruft er freudig, „Du hast mir reich bescheert,
„Du hast mein liebes Mädchen mir wieder unversehrt
„Und rein zurückgegeben! Nun bin ich wieder reich!
„Wie dank' ich Dir, o Vater in Deinem Himmelreich?

„Es stießen mich die Menschen in Finsterniß und Nacht.
„Du Herr hast mich gerettet, Du Rächer in der Schlacht.“
Nun schwingt im Frühlingsjubel mein Herz zu Deinen Höh'n,
Nun blühen Deine Blumen mir noch einmal so schön.

Das Dankfest zu Heiligkreuz.

21. März (Palmsonntag) 1445.

Vor Heiligkreuz erklingen gar lustig die Schalmei'n,
Die Flöten und die Geigen, Trommeten schmettern drein.
Das ist ein fröhlich Leben, das rauscht und singt und klingt,
Und heller Frühlingsjubel das grüne Thal durchdringt.

Am Thor des alten Städtleins versammelt sich die Schaar
Und ordnet sich in Reihen. So schreiten Paar für Paar,
Geschmückt mit grünen Palmen, mit Buchs und Blumenflor,
Die frommen Festgenossen zum Gotteshaus empor.

Die bunten Fahnen wehen in lauer Morgenluft.
Der Priester schwingt das Rauchfaß, daß süßer Weihrauchduft
Umhüllt mit blauen Wolken der Waller fromme Reih'n.
Zum Himmel hell erklingen die frommen Melodei'n.

Wohl ist für diese Masse das Kirchlein viel zu eng,
Es füllt sich noch der Kirchhof mit festlichem Gedräng
Und immer kommen Neue! Das braust und rauscht und summt,
Doch jetzt ertönt das Zeichen und jeder Laut verstummt.

„Ihr Christen,“ ruft der Priester, „Ihr kommt von nah' und fern,
„Den Festtag zu begehen, wo Christum, unsern Herrn
„Die Juden eingeleitet in ihre heil'ge Stadt,
„Und ihm auf's neu zu danken für die Erlösungsthat.

„Ihr habt, geliebte Brüder, in dieser Feierstund',
„Des Höchsten Huld zu rühmen wohl mehr als jemals Grund,
„Er hat in Treu und Gnaden durch eure schwache Hand
„Der Feinde Trotz vernichtet, befreit das Vaterland.

„So ward an euch auf's Neue die Gnade offenbar
So bringet denn in Demuth ein Liebesopfer dar!
Fallt nieder auf die Erde und sprecht ein still Gebet
Zum Vater aller Gnaden, der bei den Seinen steht!"

Sie sinken auf die Kniee. Da sendet jedes Herz
Aus seinen tiefsten Tiefen die Worte himmelwärts,
Und wo die Worte fehlen dem brünstigen Gebet,
Vernimmt es doch der Vater, der Seufzen auch versteht.

Als das Gebet geendet, da rauscht in vollem Chor
Ein feierndes Tedeum zum Herrn der Welt empor.
Laut tönen die Posaunen, die Pauken bersten schier,
Und tausend Kehlen singen: „Herr, Gott Dich loben wir!"

Der Priester spricht den Segen. Nun fängt im Wiesenplan
Das bunte frohe Treiben der Festgenossen an.
Dort steht die hohe Tanne geschmückt mit buntem Kranz
Die Pfeifen und die Geigen rumorten hell zum Tanz.

Hat auch der Feind genommen das reiche Goldgeschmeid,
Viel schöner schmücken Blumen die schlankgewachs'ne Maid.
Gewichen ist der Kummer, vergessen der Verlust,
Und alles lebt und webet in süßer Jugendlust.

Es faßt der stolze Sieger die vielgeliebte Braut
Und schwingt sie rasch im Wirbel und jauchzt und jubelt laut.
Es fliegen ihre Zöpfe, gelöst vom raschen Tanz
Und Lust und Liebe leuchten aus feuchten Augen Glanz.

Sogar ein alter Bauer versucht es noch einmal,
Ob er noch walzen könne so gut, wie dazumal,
Wo noch so hell sein Jauchzen vom Felsen widerklang,
Wenn er sein schönes Schätzchen im Tanze lustig schwang.

Allein bald kehrt er wieder an der Genossen Tisch,
Die dort sich fröhlich laben an Braten und an Fisch.
Er nimmt den vollen Becher und trinkt ihn zornig leer:
„Ja nicht einmal das Tanzen versteht die Jugend mehr!"

Hart auf dem Wiesenplane, auf dem die Jugend tanzt,
Hat man beim Sitz der Alten die Fahnen aufgepflanzt,
Die man im harten Kampfe dem Feind genommen hat,
Dort sitzen nun die Führer und halten weislich Rath.

Bei ihnen sitzt der Konrad mit seinem Töchterlein
Und schlürft mit ernstem Sinnen des Vogtes Ehrenwein.
Jetzt steht er auf zum Zeichen, daß er nun sprechen will.
Da schweigt der tolle Reigen und Alle lauschen still.

„Ihr seht, geliebte Brüder, die stolzen Banner weh'n,
„Die ihr so oft mit Schrecken in unserm Land geseh'n.
„Der Fang hat sicher alle mit ächtem Stolz erfüllt;
„Doch hier sind noch zwei andre mit dunklem Tuch verhüllt."

Er spricht's und hat das eine der Banner aufgerollt.
„Hier glänzt auf weißer Seide gestickt in rothem Gold
„Des Frankenkönigs Wappen. Erkennt an dieser Zier
„Der goldnen Königslilien, der Welschen Hauptpanier!"

Und rauschend fällt die Menge mit hellem Jubel ein
Es schmettern die Trommeten, die Pauken rasseln drein,
Doch Stille heischt der Konrad und demuthsvoll geneigt,
Nimmt er das zweite Banner und ringsum alles schweigt.

Er rollt es aus der Hülle. Zerschlissen und zerhau'n,
Mit Schmutz und Blut besudelt erweckt sein Anblick Grau'n.
Gar manchen Fetzen hatten die Kugeln weggerafft;
Es sitzen schwere Hiebe in seinem Eisenschaft.

Der Alte hebt das Banner und drückt es unbewußt
Von Rührung übermeistert an die bewegte Brust.
Er küßt's mit seinen Lippen und manche Zähre rinnt
Auf die beschmutzten Fetzen, als stockend er beginnt:]

„Seht hier die schlichten Reste von Blut und Schmutz entstellt,
„Das schönste Ehrenzeichen auf dieser weiten Welt.
„Es führte einst dies Banner die kühnen Schaaren an,
„Die dort bei Basel fochten und fielen Mann für Mann!

„Man hat es nicht erobert, die Streiter deckten all'
„Mit ihren todten Leibern das Kleinod wie ein Wall.
„Des letzten Trägers Hände umfaßten es im Krampf.
„Nun ist die schönste Beute aus unserm letzten Kampf!"

Mit tief bewegtem Herzen hört man den Alten an,
Es netzen herbe Thränen gar manchen harten Mann;
Die Jugend lernt begreifen, was das bedeuten will,
Wenn starke Männer weinen, und steht gerührt und still.

Da spricht ein andrer Führer: „O Konrad, Dir gebührt
Dies hohe Ehrenzeichen, Du hast uns treu geführt,
Du hast zum letzten Kampfe die ganze Kraft gespart,
Und unsre heißen Köpfe vor Noth und Tod bewahrt.

Nimm es mit Dir nach Schlettstadt und setz' es am Altar
Der Mutter Gottes nieder. Dort mag es manches Jahr
Mit jenem Lilienbanner als Zeichen Gottes steh'n,
Der Dich zu diesem Siege als Rüstzeug sich erseh'n."

Und jubelnd rufen alle: „Ja, ja! so soll es sein!"
Der Alte nimmt die Banner und hüllt sie sorgsam ein,
Vertraut sie seiner Tochter: „Bewahr' sie gut und fein,
„Sie sollen unser Opfer zur Ehre Gottes sein!"

Da spricht der Vogt mit Lachen: „Hör' Jungfer, Du hast Glück!
„Es kommt zu Deiner Beute noch manches gute Stück.
„Du führst des Königs Banner, mithin hast Du das Recht,
„Von mir zurückzufordern, was mir vertraut sein Knecht.

„Komm' schick' die jungen Leute hinauf zu meinem Schloß,
„Dort stehen die Kanonen mit Pulver und Geschoß,
„Mit allen Sturmgeräthen und and'rer guten Wehr,
„Laß das nur ruhig nehmen, es kommt kein Welscher mehr."

Da macht sich mit dem Vogte der Konrad eilig auf,
Die jungen Leute stürmen voran in schnellem Lauf.
Sie dringen in die Höfe und finden auch die Wehr,
Da kommt in hellem Eifer ein Welscher noch daher.

„Bleib' mir von diesen Sachen, Du unverschämte Brut."
So ruft der Welsche zornig. „Sie sind des Königs Gut.
„Der Vogt muß sie beschützen, er hat sich selbst verbürgt,
„Kommt er, so werden alle von seinem Schwert erwürgt."

Verwundert seh'n die Jungen den frechen Welschen an,
Schon packen schwere Fäuste den unverschämten Mann.
Wie hebt er an zu winseln, zu zetern und zu schrei'n!
Da kommt zu seinem Glücke der Vogt zum Thor herein.

„Hör' Alter!" ruft er munter, „das Flunkern ist jetzt aus.
„Pack' Dich so schnell als möglich auf gradem Weg nach Haus.
„Dort hinten ist ein Pförtchen, der Schlüssel ist schon dort,
„Das merk' Dir, sag' kein Wörtchen und scheer Dich eilig fort.

„Und siehst Du Deinen Fürsten, so melde ihm von mir,
„Die Wehr sei wohl geborgen bei seinem Hauptpanier.
„Er werde beide finden in treuer Hut und Wacht
„Er solle sie sich holen, wenn's ihm Vergnügen macht!"

Vor Heiligkreuz erklingen gar lustig die Schalmei'n,
Die Flöten und die Geigen, Trommeten schmettern drein.
Das ist ein fröhlich Leben, das rauscht und singt und klingt,
Und heller Frühlingsjubel das grüne Thal durchdringt.

Anmerkungen.

Ueberfall von Gebweiler.

Chronique des dominicains de Gebweiler 1844 veröffentlicht von X. Moßmann in Kolmar enthält Seite 63 f. ad annum 1445 folgende Stelle:

Gebweiler minste endtlichen auch an den Tantz undt zwar unvermuthender Weis, weil man geglaubet sie hielteten sich ietzundt still in dem Winterquartier, so kamen sie urblitzlichen mit 40,000 Mann, undt lagerten sich unweith unser Frauwen Capellen undter halb auff Schenkhen-Wuest genandt. Nach dem der Delphin mit seinen Generalen und Kriegs-Obristen Rath gehalten, zoch er auf Sanct Valentind Abendt (13. Februar), für diese Statt undt nach Mitternacht umb die drey Uhren gegen den Tag, kamen sie und legten Leitheren an die Ringmauwren auswendig gegen der hindern Badstuben, undt stigen auff die Mauwren; undt als die Mauwr mit Stein belegt ware, da fielen die Stein auff das Gerüst, das es ein großes Geboldter und Getös von sich gabe, ab welchem die Wächter erwachten (dan sie hatten sich in die Badstuben in die Wärme gelegt, weilen es selbige Nacht

sehr kalt ware); die Wächter fingen an zu schreüwen undt machten einen großen Lärmen, also das die Leith aus dem Schlaff erwachteten, und luffen alle dem Geschreüw zu. In dessen aber war ein wackheres Weib in der Statt mit Namen Bridt (Brigitte) Schikhin; sie lies ihr das Heil der Statt wohl angelegen sein; dieselbige nahm etliche Wellen Stroh undt luff anpf den Prediger Gang, zündete dasselbige Stroh an wurffe solches mit großem Geschreüw über die Mauwren hinaus in den Stattgraben, ab welchem ein solcher Forcht undt Schräckhen undter den Feind kame, das er eiligst wiederumb zurückh, den Schinberg hinauff, undt die Flucht nahme, nicht ohne sonderbare Schickhung Gottes.

Dan als just selbiger Zeit gar will Volckh in der Statt ware, haben sie nicht ohne große Verwundterung gesechen, das die glorwürdigste Mueter Gottes, undt der heilige Bischoff undt Martyrer Valentinus auff den Ringmauwren mit einem grossen Glantz umgeben hin undt här spatziereten, anzuzeigen, das sie die Statt und dero Bewohner undter ihren Schutz und Schirm genommen haben.

Da es am Morgen Tag ware, undt man die Thore auff thäte, hat man etliche Leither von sonderbarer Invention, theils von Strickh, theils von Holtz gemacht, die man zusammen legen kundte, an den Ringmauwren hangendt gefundten, die man zur ewigen Gedächtnus in der Pfarkhürchen allhier auff gehenkht (Ein Theil hängt jetzt noch dort). Es giengen auch etliche Männer hinaus auff Schenkhen Wuest, in das Läger wo sich der Feind aufgehalten; fundten aber niemandt mehr, dan die Feindliche waren all darvon geflochen mit Hinderlassung viller Pferdt undt anderer Sachen, welches alles die Burger in die Statt gebracht undt grosz Gueth damit gewunnen haben.

Die auf dem Schinberg gefangnen Armagnaken bestätigten die Erscheinung (siehe Seite 65) und der Rath von Gebweiler beschloß zum ewigen Gedächtnis der Errettung den Valentinustag (14. Febr.) fortan wie Weihnachten zu feiern. Siehe eine Abschrift des Gelübdes Chronique des dominicains Seite 423 und 424).

Die Rüde, der Jagdhund war im Wappen des Klosters Murbach, unter dessen Botmäßigkeit Gebweiler stand.

Gerade zwanzig Jahre früher war Oberelsaß von den Burgundern überfallen und verwüstet worden.

Im Leberthal.

Ueber den hiererzählten Vorfall findet man bei Schilter-Königshofen zwei Berichte, die augenscheinlich auf einer Quelle beruhen.

Wir lassen hier die Darstellung, welche sich Seite 1018 und 1019 befindet, folgen und fügen in Klammern bei, was aus der Darstellung auf Seite 935 und 936 für unsern Zweck richtig erscheint.

Die Thatsachen selbst sind durch die bei A Tuétey Les ecorcheurs sous Charles VII. Montbeliard 1874 Band II, pag. 113—122 abgedruckten Schreibens Karl VII urkundlich belegt.

Schilter schreibt p. 1018: Mitwoch zochen die Gecken von Dambach auch hinweg, teilten sich in drey hauffen, den Abzug durchs Lebertbal zu nemen. Da rüsteten sich heimlich 800 mann, nahmen 4 Haubtleuth einen von Straßburg, einen von Schletstatt, der lang Conrat genant, einen von Wiler, und einen von Stein, die wüsten all die gelegenheit und gebürg und stelten sich zum gebürg bei H. Creutz, da der weg am engesten ist, und nit über zwen neben einander reiten können. Am Donnerstag neben dem Palmtag zogen die Kranken und übel bewahrten in zwen Hauffen auff 6000 stark. Im letsten hauffen waren die vornehmsten Herren und Edelleuth, da sie nicht weit vom Heiligen Creutz kamen, liessen sie oben gefällte bäum und stein herab fallen und warffen mit steinen under sie und fielen in den hinderen hauffen mit großem geschrey und schlugen über 300 zu tod, eitel vornehmer Herrn und drey Obristen, darunder über dreyßig Fürsten Hertzogen und Grafen (und den besten Kernen von Rittern und Edelleuthen, namen viel gefangen auch 2 frauwen und führeten sie gen Schletstatt. Sie eroberten 416 schöne pferdt (80 gantze Harnische) (drey fliegende Panier) und vil ander Paner [in secken] darunder eins der Schweitzer die bei Basel geschlagen worden gewesen, auch des Königs Haubtpanner, so groß schatz wert war. Diese Panner steckte man zu Schletstatt auf in die Kirchen . . . . Ihrerseits bliebe keiner todt, nur etliche wurden verwundt. [doch nit schedlich. Dann die knecht merer teils alle arm nackete unverzugete knecht worent p. 936.]

Der Weiße See liegt in der Nähe der Schlucht.

Ueber die Verhandlungen der deutschen Fürsten und über ihre Richtungen siehe Schilter, Tuetey, Chmel u. s. w.

Das Siegesfest.

Karl VII. schreibt in seiner Instruktion für die Gesandtschaft zum Markgrafen in Baden, Tuetey II, Seite 118: et furent les dis brigans, qui ainsi avaient fait ladite destrousse sur les gens du Roy, receuz et fertoiez en ladite ville de Sainte Croix tout à leur aise et eurent pain, vin et autres vivrez du dit chastel, et ala le maire et autres des habitans du dit chastel avecques eulx, disans les ungs aux autres, qu'ilz estoient tout ung et se fertierent ensemble, ainsi que bon leur sembla,

Die Kanonen und Kriegsgeräthe sind Seite 115 — 117 aufgezählt, sie waren bewacht von Jehan Gon und Jehan le Charpentier, ils dirent an chartelain que c'estait mal fait à lui de la (l'artillerie) lairser ainsi enmener et que le Roy n'en sens pas contant, quant il la sanroit . . . mais Arlit chastelain dit . . . . qu'il leur conseilloit qu'ilz prissent une guide et qu'ilz s'en alassent le plus tort pu'ilz porroient, on autrement ilz seroient en danger de leurs viez.

Blüthen und Falter.

Gedichte von **Paul Scholer** aus Basel. *

Lob des Leman's.

Breit, wie's Franzosen gefällt, in hochpathetischem Style
Sang Deinen Ruhm Ferney's weltgepriesener Gast;
Matthisson auch der Germane, Britannien's düsterer Byron
Hatten ihr Lied für Dich, thauige Perle der Schweiz.
Und so sang es und klang es so lang von Kleinern und Kleinsten
Bis der gemarterte Stoff völlig an Reizen erschöpft;
Aber noch heute belauscht vergnügt am Jurten der Winzer
Manch' ein staunendes „Oh!" bradschawbeflissener Lords.

Genf.

Finster drohen die Thürme der Kathedrale Sankt Peter's
Der leichtlebigen Stadt, finster wie einst Calvin.
Aber die Mauern, woran vergeblich lagen Savoyen's
Leitern, nieder zumal hat sie die Freiheit gelegt.
Und durch's freundliche Grün, das aus dem Schutte gesprossen,
Grüßt des Wissens Asyl, lachen die Tempel der Kunst.

Einst und jetzt.

1.

Als noch die Schanzen um die Stadt sich schlangen,
Drauf alte Linden ihre Kronen wiegten,
Und lausch'ge Gräben sich an's Bollwerk schmiegten,
Wie oft als Kind hab' ich mich dort ergangen!

---

* Blüthen und Falter. Gedichte von Paul Scholer. Zürich, 1887, Cäsar Schmidt.

Und gar im Lenz, wenn alle Vögel sangen,
Zum hellen Spott des Winters, des besiegten,
Wie da wir Jungen selbst so tapfer kriegten
In freiem Scherz, weil rings die Stadt gefangen!

Drauf wenn uns müd vom Spiel die Wangen glühten,
Sind in die kühlen Gräben wir gedrungen,
Wo still versteckt die schönsten Veilchen blühten.

Und war uns erst ein duft'ger Fund gelungen,
Wie bargen wir ihn sorgsam in den Hüten!
Und „Mutter!" jauchzend sind wir heimgesprungen.

2.

Die Linden und die Wälle sind gefallen,
Frei dehnt die Stadt sich aus in stolzen Bogen,
Und an den Wegen, die wir einsam zogen,
Steht Haus an Haus gereiht und Hall' an Hallen.

Verklungen ist der Vögel Jubelschallen,
Die scheuen Sänger sind davon geflogen,
Fort aus den neuen, wildgeschäft'gen Wogen,
Voll Staub und Dampf und Dunst und Peitschenknallen.

Die stillen Veilchen auch sind all' verkommen,
Und so sich ein's, ein blasser Fremdling, fände
An kümmerlichem Ort, was möcht's mir frommen?

Der Mutter sprossen schön're im Gelände
Des Grabes doch, das längst sie aufgenommen,
Und leerer ist mein Herz schon als die Hände.

Zur Geschichte der Basler Mundart.

Nach einem Vortrage von Dr. A. Socin in Basel.

In der Geschichte der deutschen Sprache nimmt der alemannische Dialekt, zu dem unsere Basler Mundart gehört, eine ehrenvolle Stellung ein, nicht nur, weil er im Gegensatze zu andern bis auf den heutigen Tag im Munde der Gebildeten wie des gemeinen Mannes gleichmäßig sich behauptet hat und dadurch vor Verarmung und Verrohung bewahrt geblieben ist, sondern auch wegen seines Auftretens schon in den frühesten Denkmälern deutscher Sprache. Die Anfänge der deutschen Literatur sind bekanntlich hervorgegangen aus einem praktischen Bedürfnisse, sie knüpfen insbesondere an an die Bestrebungen Karls des Großen um die Förderung und Befestigung des Christenthums, und so sind denn die ältesten Aufzeichnungen in deutscher Sprache entweder Uebersetzungen oder Bearbeitungen lateinischer Formeln kirchlichen Inhalts, dazu bestimmt, der Gläubigkeit des Laienvolkes wenigstens eine sichere und einheitliche Grundlage zu geben oder beim Unterricht an Novizen als Hilfsmittel zu dienen; den hervorragendsten Antheil aber an der Schaffung dieser Literatur hat das Kloster St. Gallen. Der Werth dieser ältesten alemannischen Schriftdenkmäler liegt also ihrer Natur nach vorwiegend in der sprachlichen Seite; sie geben uns ein treues Bild unseres Dialektes, wie er vor mehr als tausend Jahren geschrieben und — gesprochen wurde, denn es ist klar, daß, wo eine Sprache zum ersten Mal für die schriftliche Aufzeichnung verwendet wird, dies in keiner andern Form geschehen kann als genau so, wie man sie hört; erst nach und nach bildet sich auf Grund der vorhandenen Schriftwerke eine Schreibertradition, eine Schriftsprache, die mehr oder weniger stabil bleibt gegenüber der wandelbaren gesprochenen Mundart. Eine allgemeine, über den Dialekten

stehende Kunst- oder Schriftsprache aber war in jenen Zeiten schon aus dem Grunde nicht nöthig, weil das Lateinische als solche galt, und weil, was deutsch abgefaßt wurde, meist nur dem Bedürfniß des Schreibers oder seines engern Kreises entgegenkommen sollte; und so ist denn die „althochdeutsche" Sprache nicht eine einheitliche, etwa nach Art unseres jetzigen Hochdeutsch, sondern es ist einfach ein Sammelname für die verschiedenen Dialekte vom achten bis in's elfte Jahrhundert: alemannisch in der heutigen deutschen Schweiz, Schwaben, Breisgau, Ortenau, Elsaß; bayerisch in Altbayern, Tyrol und den österreichischen Marchen; fränkisch zu beiden Seiten des Mittelrheins, nach Osten den Main, nach Westen die Mosel entlang und nordwärts durch Hessen bis nach Thüringen hinein sich erstreckend. Wenn nun die Sprachgeschichte lehrt, daß die Verschiedenheit dieser Dialekte nicht so groß war, als daß sie mündlich und schriftlich nicht gegenseitig wären verstanden worden, daß mithin die Dialektspaltung erst im Laufe der Zeit fortgeschritten ist, so dürfen wir wohl auch den Schluß ziehen, daß gleicherweise innerhalb der einzelnen Dialektgebiete zu jener Zeit weniger Schattirungen bestanden als heutzutage, und daß die Sprache, in der das Vaterunser um 780 in St. Gallen deutsch aufgezeichnet wurde, zugleich auch die Mundart vorstellt, wie sie damals zwischen Jura und Schwarzwald galt:

Fater unsar, thû pist in himile, wîhi namun dînan. qhueme rîhhi dîn. werde willo diin, sô in himile sôsa in erdu. prooth unsar emezîch kip uns hiutu. oblâz uns sculdî unsaro, sô wir oblâzem uns sculdikêm. enti ni unsich firleiti in khorunka. ûzzer lôsi unsih fona ubile.

Selbst gegenüber dem gleichzeitigen Fränkischen, dem Dialekte des herrschenden Stammes und infolge dessen der Norm des Althochdeutschen, hat diese alt-alemannische Sprache ein alterthümliches Gepräge; volle Vokale, gewichtige Endungen verleihen dem Vortrag etwas Gemessenes, Feierliches; die Bevorzugung der harten Stummlaute p, t, k, ch ist eine Eigenthümlichkeit, die heute noch ihren rauheren Charakter begründet. Doch reicht unser jetziges Schweizerdeutsch von ferne nicht hin, daß wir diese Sprache ohne grammatische Vorstudien lesen könnten; ja schon im XVI. Jahrhundert bemerkt der Geschichtsschreiber Aegidius Tschudi, der in St. Gallen diese alten Texte eingesehen hatte, unter fünf Worten verstehe man kaum eines, und erst aus der danebenstehenden lateinischen

Uebersetzung könne man erkennen, was dieses Deutsch bedeute. Solche Aenderung gebäre die hinschleichende Zeit.

Damit werden wir auf die Entwicklung der Sprache hingewiesen. Um's Jahr 1270 wurde zu Engelberg, wie fast ein halbes Jahrtausend zuvor in St. Gallen, die Regel des heiligen Benediktus in's Deutsche übertragen. Man vergleiche nun den Eingang beider Texte:

St. Galler Uebersetzung, ca. 802.

Hlose, welago chind, pibot des meistres indi kehneigi oora des herzin dines indi ze manungu des eerhaftin fateres cernlihho intfah indi hwaslihho erfulli, daz ze inan duruh horsamii arabeit hwarabes, fona demu duruh unhorsamii slaffii keliti.

Engelberger Uebersetzung, ca. 1270.

Liebs chint, vernim dü (die) gebot dins meistirz (Meisters) und gneige daz ore dins herzen und impfach (empfange) gerne die manung dins miltin vatirs und vollfülle si durnehtchlich (vollständig), daz tu (du) ime (ihm) wider cherest (zurückkehrest) mit der erbeit (Arbeit) dir gehorsami (deines Gehorsams), von dem du wer (warst) gevarn (gefahren) mit dem trag (Trägheit) dir ungehorsami (deines Ungehorsams).

Zwischen dem Alemannischen der ersten Zeiten und der heutigen Volkssprache hält, wie aus dieser Probe ersichtlich ist, die Sprache des XIII. Jahrhunderts ungefähr die Mitte, sie ist weniger volltönend, dafür aber beweglicher geworden.

In der Zwischenzeit hat die Geistlichkeit mehr und mehr aufgehört, die ausschließliche Trägerin der Literatur zu sein. Die Kreuzzüge und die Romfahrten hatten ein ganz anderes Element allmälig erstarken und in den Vordergrund treten lassen: den Ritterstand. Die Höfe wurden Mittelpunkte feiner Sitte und Bildung; in diesen Kreisen fand lyrische und epische Poesie alsbald geneigte Gönner und Pfleger: es ist das erste klassische Zeitalter der deutschen Literatur. Die deutsche Sprache ist nicht mehr ein ungern gebrauchter Nothbehelf an Stelle der lateinischen Kirchen-, Gelehrten- und Staatssprache, sondern als vollgiltiges Mittel des literarischen Ausdrucks findet sie jetzt ihre Ausbildung in der „mittelhochdeutschen Dichtersprache". Und wenn auch der moralische Niedergang des Ritterthums zu Ende des XIII. Jahrhunderts den Zerfall des Minne-

sangs und der ritterlichen erzählenden Dichtung und des zarten Gebildes der Kunstsprache im Gefolge hat: die Anwendungssphäre des Deutschen ist dadurch nicht beeinträchtigt worden; im Gegentheil, vom XIV. Jahrhundert an bildet es sich als Prosasprache erst recht aus. Wieder sind es unsere alemannischen Gegenden, welche mit der Verwendung des Deutschen als Urkundensprache den Anfang machen; durch die Mystik, die unter den Auspicien der „Gottesfreunde" am Oberrhein ihre Stätte aufschlägt, erhält die nationale Sprache ihre Eignung zum Ausdruck philosophischer Ideen, und ebenso bedient sich ihrer die Geschichtsschreibung, welche seit der zweiten Hälfte des XIV. Jahrhunderts unter dem aufstrebenden und selbstbewußten Bürgerthum der Städte mächtig emporblüht. Von der Mitte des XV. Jahrhunderts an machen sich die Ansätze zu einer einheitlichen alemannischen Schriftsprache deutlich bemerkbar; Zeugniß dessen das berühmte „Narrenschiff" Sebastian Brants, welches zuerst 1494 zu Basel erschien, und dessen Sprache ebensogut das Straßburger Deutsch des Verfassers als das baslerische des Druckortes vorstellen kann. Dem Irrthum darf man sich freilich nicht hingeben, als sei dieser alemannische Literaturdialekt mit der Volksmundart, der Sprache des täglichen Lebens, noch durchaus eins gewesen; ist doch das echt schweizerische ch, welches die vorigen Proben in chind u. s. w. noch bieten, seit 1300 aus der Schrift verschwunden, trotzdem es im XIV. und XV. Jahrhundert in der gesprochenen Sprache so gut bestanden haben muß wie heutzutage. — Auch für diese Entwicklungsperiode ein Beispiel (Bericht des baslerischen Hauptmanns Ulrich Meltinger über die Schlacht bei Grandson 1476; Basl. Chron. II, 359):

Glich dovor worent die Eydgenossen alle uff ir knü gefallen und mitt zertrennten armen gebetten by dry pater noster und dry ave Marie lang, und als der hertzog in dem hinin rannte, do gestunden sy als die frommen. do begab sich, dasz wir muosten zuo siner syten hinin. do das erst treffen beschach, do wante er sich und floche. hielt sich herre Herman von Eptingen als ein wyser und schickte im die soldener und knecht hinnoch und sprach: ir frommen von Basel, begebend üch keins vorteils, denn das fuoszvolk mag üch nit zuo gevolgen; solte er sich denn gegen üch wenden, so wære uwer zuo wenig. glich als er die flucht genam, was ein reyn noch daby, stalt er wider und aber dran, do hiewend aber die Eydgenossen do-

rin unerschrocken. do floch er aber, das beschach zum dickern mol, also dasz wir inen jageten von dem slossz Famerkü für sin erst wagenburg, die waz an einem wasser, in demselben wasser beschach ouch ein scharmützen. es sind nit recht wagenburg, aber es sind holtzen hüser, wie in einem dorff, und die uff grossem forteil. und floch alles uszhin und hatt brocht etlich grosz houbtbuchsen, grœsser denn die myn herren zum nechsten habent lossen giessen. da si nu so verre hindan gefluchen, do verzuhen wir und samleten uns und zugend in sin leger . . .

Was in dieser Sprache von der heutigen am meisten abweicht, ist Folgendes: Das Alemannische des XV. Jahrhunderts besitzt noch die einfache Form der Vergangenheit: ich was (ich war), stund, mußte, hielt, sprach u. s. w., wo der jetzige Dialekt (und vielleicht damals schon die Sprache des mündlichen Umgangs) das schleppende Perfekt: ich bin gestanden, habe gehalten etc. ausschließlich gebrauchen muß. Ferner hieß es hier noch wir gebend, wir habend für gend, hend; doch müssen auch letztere mehr der täglichen Rede angehörende Formen schon dagewesen sein, denn der Dramatiker Pamphilus Gengenbach gebraucht 1515 gen (heute ge) für geben, nen für nemen, lon für lossen, kon für kommen, ich sot, si wend, ir sähen = ihr seht u. s. w. Viel größer aber ist die Uebereinstimmung: wir sprechen heute noch glich und nicht gleich, Syte = Seite; uff = auf; Knü (Kneu) = Knie, Hüser = Häuser; zuo (zue) = zu, Fuoß (Fueß) = Fuß; noch (no) = nach, Mol = Mal, lossen = lassen.

Wir gehen um ein Jahrhundert weiter. 1580 beschreibt Christian Wurstisen die gleiche Schlacht bei Grandson unter Benützung jenes Meltingerschen Berichtes mit folgenden Worten:

„Sampstags vor Invocavit, den dritten Tag Mertzens, ruckten die Pundtsgnossen von Basts, einem Dorff ob Welschen Neuwenburg, fürbas, vorhabens das Schloß Famerkü (Vaumarcus), welches das Gebirg und See mit seiner gelegenheit beschlossen und der Hertzog am Tag darvor einnemmen lassen, zuo erobern. Ehe sie aber zum Schloß kamen, waren des Burgundischen Hers Vorleuffer, auß dem Leger bey Gransee, schon vorhanden, die doch bald widerumb zuoruck muoßten. Als nun der Pundtsgnossen Heer uber ein Hügel an ein weite hinauff kommen, sahen sie den Feind in dreien Häuffen mit dem Geschütz halten, ehe man sich ihren

versehen. Des schicketen sie sich zum ernst. Die Fehnlin Bern, Schwitz, Biel und noch eins waren im Vorzug, diesen folget der recht Hauff mit den Panern. Die Reisigen, welcher ein geringe anzal, regieret Hermann von Eptingen. Deren von Straßburg Reisige, auf 212 Pferdt, waren nicht zugegen, dann sie am Freitag umb besserer Füeterung willen an ein ander Ort gelosiert worden und, weil man sich des Feindts so bald nicht versehen, so zeitlich beym Heer nicht erscheinen mögen. Das Fuoßvolck von Basel ward in die Nachhuot geordnet, auß ersorgung einer verschlagnen Hinderhalt, die sie zuo ruck angreiffen möchte.

Vor dem Angriff fielen die Pundtsgnossen zur Erden, betteten mit zerthonen Armen bey drey Vatter unser lang. Darzwüschen war der Hertzog verrucket, hat seine drey Häuffen zuosammen geschlagen und mit eitel Kürissern ein spitz gemacht. Diese setzten in den Hauffen, darinn die Paner hielten, mit großem geschrey, wurden aber mannlich bestanden. Die Reuter greiffen beyseits an und fechtet man mit den Walhen also kecklich, das sie der Pundtsgnossen ernstlichen nachtruck nicht lang bestehn mochten, sonder die flucht gaben. Als ihnen die gering anzal Reutern vom Hauffen nacheilen wolte, manet sie der von Eptingen ernstlich ab, sich ihres Vortheils nicht zu begeben, damit sie nicht irgent die Feinde (wann der Fuoßzeug nicht gefolgen möchte) wendeten und ubermehret wurden. In der nähe was ein Rain, da sich der Hertzog widerumb zum Streit stellet. Aber die Teutschen hiewen also unerschrocken drauff, das er widerumb abweiche, und dieses beschach etliche mal. Dergestalt jengeten die Pundtsverwandten hernach vom Schloß Famerkü für sein erste Wagenburg an einem Wasser gelegen, da auch ein Scharmützel beschahe, durch das rechte Lager vor Gransee biß gehn Montagn, erschluogen ob 400 Fuoßknechten. Von Kürissern verlohre der Hertzog nur sieben, wie Philips von Comines sagt."

Das bloße Durchlesen genügt, um zu erkennen, daß der Sprachunterschied dieses Stückes gegenüber der ältern wie gegenüber der heutigen Mundart sich nicht auf den bisherigen natürlichen Gegensatz von geschriebenem und gesprochenem Dialekte beschränkt, sondern ein prinzipieller ist: der Chronikenstyl Wurstisen's ist nicht mehr das Baslerische, sondern das uns allerdings alterthümlich erscheinende Hochdeutsch des XVI. Jahrhunderts. Wohl heißt es noch zuo, Huot, schluog; Füeterung; zerthon = zerthan; Fehnlin = Fähnlein; — aber nicht sîn, sondern sein, nicht by, sondern bei; auß : uß, drauff : druff; die Häuffen :

Hüffen, Teutsch : Tütsch; Mal : Mol — es kommt noch vor das Dialektwort der Rain, aber auch das hochdeutsche der Hügel.

Was war geschehen in den zwei Menschenaltern, die Wurstisen von Pamphilus Gengenbach trennen, daß der alemannische Schriftdialekt verdrängt wurde? Antwort: Die Reformation hat das Hochdeutsche gebracht. Dieses war ursprünglich der auf fränkischer Grundlage beruhende Dialekt, welcher in den Ländern östlich der oberen Elbe: Nordböhmen, Schlesien, Meißen galt und als „Kanzleisprache" in der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts auch in Thüringen, der Heimath Luther's, sich einbürgerte. Luther brauchte um so weniger zu zögern, sich dieser Sprache zu bedienen, als sie bereits vor ihm der verbreitetste deutsche Literaturdialekt, gewissermaßen die offizielle Reichssprache oder „Gemeinsprache" geworden war, da nach seiner eigenen Aussage Kaiser Maximilian und Kurfürst Friedrich von Sachsen sich auf sie geeinigt hatten. Das Ansehen des Reformators, die unvergleichliche Verbreitung seiner Schriften und die schöpferische Kraft, mit welcher er ihren Wortschatz erfrischte und bereicherte, vermehrten ihr Uebergewicht; als der mächtigste Hebel für ihre Ausbreitung aber erwies sich die Buchdruckerkunst. Schon das rein geschäftliche Interesse an einem durch keine örtliche Schranken gehemmten Absatz ihrer Produkte mußte den Druckern die Existenz einer allgemein giltigen Büchersprache willkommen, ja unentbehrlich erscheinen lassen.

Ein merkwürdiges Zeugniß für diese Verhältnisse haben wir gerade aus Basel selbst. Im Jahre 1523 druckte hier Adam Petri Luther's Neues Testament unverändert nach, obschon es ihm nicht entgehen konnte, daß sein Leserkreis die hochdeutschen Wörter gar nicht alle verstehen werde. Aber er wagte nicht, die Autorität des Uebersetzers auch nur in einem Worte anzutasten, sondern zog es vor, unter dem Titel: „Die außlendigen Wörter auff unser Teutsch angezeigt" der Ausgabe ein in der Eile angefertigtes acht Seiten starkes Wörterbüchlein anzuhängen. Es sind allein 195 Wörter, welche in diesem Verzeichnisse erklärt werden, darunter solche, die wir längst als überall verständlich anzusehen gewohnt, ja die zum Theil in unsere Mundart übergegangen sind. So muß ænlich noch übersetzt werden durch gleich, bang durch engstig, deutlich : merklich, eyffer : ernst, flicken : bletzen, gegent : landtschafft, getreyde : frucht, hauchen : blosen, hügel : bühel, lippen : lefftzen, schmücken : auffmutzen, trenen : zehern, ufer : gestad.

Eine zweite Thatsache: Wurstisen's Tagebuch weist bis in die Siebenziger Jahre Dialekt auf; in seinen gedruckten Schriften der früheren Zeit verfällt er in Lauten und Wortformen noch vielfach in's Alemannische; aber in seinem Hauptwerk, der Basler Chronik, die er 1572 zu schreiben begann, hat er das mundartliche uß (aus), uff, verston (verstehen), bruchen, syge (sei), min (mein), sigind, werdind (seien, mögen werden) u. s. w. durchaus abgestreift. (Ach. Burckhardt in den Basler Beitr. z. vaterl. Gesch. XII, S. 389). Aehnlich sind die von 1514 bis 1585 reichenden Chroniken von Fridolin und Peter Ryff, sowie die autobiographischen Aufzeichnungen Thomas Platter's 1572 und seines Sohnes Felix 1612, weil nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt, in der alt-baslerischen Sprache abgefaßt.

Mit dem Jahre 1600, um eine runde Zahl anzunehmen, beginnt also die zweite Periode in der Entwicklungsgeschichte des alemannischen Dialektes: er ist fortan nur noch als Mundart gebräuchlich, nicht mehr als Schriftsprache; wo man ihn schreibt, geschieht es nicht mehr wie früher als etwas Selbstverständliches, sondern zu bestimmten literarischen oder sprachlichen Zwecken mit der ausgesprochenen Absicht, die Sprache des täglichen Lebens genau zu kopiren.

Aus dem XVII. und bis in die zweite Hälfte des XVIII. Jahrhunderts sind uns nur wenige solcher schweizerischen Dialektproben überliefert, deren Verständniß im Gegensatz zum früheren Schriftalemannischen uns nicht die mindeste Schwierigkeit bereitet. Erst durch die neue, von den Zürcher Kritikern Bodmer und Breitinger ausgehende, von Klopstock und Haller zur That umgesetzte literarische Richtung, welche das Wesen der Poesie nicht in einem glatten Versbau, sondern in der Natürlichkeit und Leidenschaftlichkeit der Schilderung suchte, wurde die Aufmerksamkeit wieder auf die Volkssprache mit ihrer Tonmalerei, Anschaulichkeit und Fülle hingelenkt. Der „Helvetische Patriot", eine zu Basel erscheinende Wochenschrift, bringt im Jahrgang 1756 einen für den heutigen durch Romanlektüre überreizten Geschmack zwar zu harmlose Liebesgeschichte: „Die schöne Alpmayerin oder das Verenichen ab dem Guggisberge" (womit eine Alp in der Gegend des Paßwangs gemeint ist), die aber dadurch interessant wird, daß sie ein Liedchen und eine Liebeskorrespondenz im Dialekt enthält. Die Verschollenheit der Quelle und die Wichtigkeit dieser Stücke für unsere Kenntniß des Idioms des westlichen oberen Baselbiets

und des Schwarzbubenlandes im vorigen Jahrhundert mögen deren unverkürzte Wiedergabe an diesem Orte rechtfertigen.

Ein Jüngling begleitet einen Maibaum, den er seiner Liebsten setzt, mit folgendem Zeddelchen:

„I bi wohl din, du aber nonig min,
My liebste Schatz! Mys schöns bruns Frenelin!
Nit rich, doch dir vo Herze hold und bieder,
Und sturb für di wohl zweinisch und denn wieder,
Könnt i di denn, mys Freneli lobesan,
So lang i leb, für mys liebs Bühlin han.
Das Tännlin isch hüt grün und bald würds dorre,
Denk nit so lang, mys Schätzli ußerkohre!"

„Sie erkannte nun gewiß die Schrift ihres Geliebten. Sie las. Sie überdacht's. Sie las wieder. Sie küßte das Zeddelchen. Sie lief hinein zu ihrem lieben Vater, sie wies es ihren Knechten, ihren Mägden. Sie mußten den Baum besehen, sie mußten sich auch mit ihr erfreuen. Sie fühlten Alle eine innige Freude an ihrer Freude. Das Meyelin, das Bäblin, der Stoffel, der Hans, ja sogar der ernsthafte Sennenbaschi, übrigens ein redlicher Kerl, aber welcher sonst niemals lachte (darum hießen sie ihn den Niefroh), lächelte diesmal über der unschuldigen Freude des Verenichens." — Aber diese Freude wird durch einen Nebenbuhler gestört, der Jungknabe zieht nach Basel und nimmt Handgeld. Von da entspinnt sich zwischen den Beiden der nachfolgende, auf das schließliche Sichkriegen hinauslaufende Briefwechsel:

Er. „Mys einisch no liebis Freneli! I muß ders doch au säge, mys untreuis Schätzeli! aber balg mi nit, du, albe mys Freneli! I ha z'Krieg dinget. Wenn der vergange hättist welle Hof ha, se hät is nit do. I denk, i hät sieder bald müsse füre sto. Denn wär i nit gange und i hät denn gwüst, daß de mi liebist und nit der Wasserthaler Peter. De kasch ems minetwege iez säge. My Hautme het mer in d'Hand versproche, er well mi in dry Johre wieder go lo. Kumen i denn wieder, se will i der es sidigs Halstuch krome und es sammigs Brusttuch. O Heye! wen i dra denke, an de Samstige Z'nacht. De bisch mer notte no liebe, aber dä Märe Peter! Er isch ke Narr, schön-bruns Freneli! Aber de hättisch in nie sölle zu der lo. I ha di doch so gliebet, i hätt mys Lebe für di glo. Es wär nit z'viel gsie. Hesch scho vergesse, wieni dinetwege fast umbracht wär worde? Und daß dy Mueter selig g'sait het, S'freneli muß doch ke andere ha as der Hansli? O heye, heye! Me trumt und gygt mer eweg. I hätt di gern no einisch gsee, aber i ka nit. Gelt, wenn de no ledig bisch, wen I wieder kumme, mer wei doch hofe? Bhüti Gott, Freneli, und grüß mer dy redliche

Aetti. Bhüti Gott no einisch, bis der Hansli wiederkunt. Eimohl de bisch no mys Freneli, wen I scho nimme by Hansli bi. Wen de wit, schryb mer; mer blybe vier Wuche z'große Kems.

Hüniger Schanz, uf Mareye Geburth . . . ."

Sie. „Liebe Hansli! Han i ders nit allewyl gsait? De trauisch mer nit, was i au gsait ha. Mit dym Peter! Wen isch er den by mer alei gsie? Hansli, Hansli! e heschs e so wölle ha, gang iez. De schrybsch vom Hof ha. De weisch jo, daß euse Pfarrer het welle, i söll z'erst zu 's Herre Tisch go. Me muß jo de Here folge. Aber Hansli, das hätt I nit denkt. De kasch iez ußem Handgelt e Wälschi kaufe. Sie sy no schwärzer as dys bruns Freneli und könne au parle. Wenn de mer doch au ebbiß dervo gsait hättisch. Aber de bisch froh, daß de am Peter en Usred hesch. Gelt? es isch nit der Peter, aber i bi der verlaidet. Se will i denn di au vergesse. Bhüti Gott au. Wärs nur Gottswill, daß de wüßtisch, wie urecht de hesch.

uf † erhöhung

Diß bekenn I
Freneli abbem Guggisberge.

Wenn i eimol wüst, daß der Ernst wäri, i käm selber zu dym Hautme; I glaube, wen i em die dryßg Cronenthaler brächti, wo my Aetti am Beibeler Märet glöst het, er gäb di wieder."

Er. „Mys allerliebstes Freneli! my Gruß zuvor.

Nei Freneli, kum nit. Er ist gar fulärtig der Hautme. Er het mi gar sölch usglachet, woni ems gsait ha. Aber er het mer gsait, wen de die dryßg Krone bringisch, se well er mi go lo. I denke, es syg im um dryßg Krone, nit um di. Schick mer sie den, Freneli, di Aetti wird sie scho ummegä, ich will im au drum schribe. O Freneli, I will der den gern my Lebdig derfür diene. O Heye! wenn du nur wöttist; Freneli für allewyl, und wenn i zwey Lebe hätti. Kum mer den bis go Sebe is Wirthshuß eggegen. Emohl de machisch, daß i der Peter nimmemeh fürchti. Dä redlig Peter, I han im unrecht do. I bi ne rechte Tell gsie, verzieh mers, und säg em doch nüt dervo. Bhüti Gott, mys liebis Freneli. O Heye, Heye! hätt nur der Hautme die dryßg Kronenthaler scho und I my Abscheid, und wäre mer nur bynenander, z'Sebe im Wirthshuß.

Große Kems uf Mathestag.

Hansli vo Melchthal,
bekenn wie obstoht."

Sie. „Liebe Hansli! O du Trauübel du! kasch de denn eme ehrliche Maidli nit einisch traue? Emohl wenn I nit usere Einödi wohnti, i wött di nit. Wenn euse Sennebaschi nit krum wäri und so ne Surrübel i glaube, i dörft en nit aluege. Hansli, thu das Mißträuisch sy ab. De förchtist di nur z'übel vorem Hautme. Dä guldig Spitzhösler wird mer nüt thu, wyl I di ha. O Hansli, Hansli! wen de eim nur trautisch! Denkst du nimme dra, was mer enander versproche hey, unter der alte Eiche, wo mer unterm

Scherme gstande sy unds eso donneret het, und wo mer d'Rinkele Kuh fast über d'Fluh abe g'falle isch. Wen I a dä Klapf denki, und wie der Himmel fast in eim Für gstande isch, wo de mi by der Hand gno hesch und se trurig gseit: O Freneli, wen is 's Wetter lebe lot, werde mer echtert enander allewyl so lieb ha as iez? Und win I der g'antwortet ha: jo Hansli, wen is 's Wetter lebe lot, wei mer wills Gott so blybe; und wo de derno gsait hesch: i wills blybe se gwüß as I weusche, daß mer 's Wetter nüt thut; und i der denn dy Hand au drucket ha und g'sait: es blybt derby und I au, Hansli. Se lang i a dä Schwur denki, se kasch de ruhig schlofe, Hansli. Drum blybts derby, i will der 's Gelt selber bringe, sust bhalt dy Hautme 's Gelt und di au."

Diese Proben enthalten bereits eine Anzahl Wörter, die uns Baslern nicht mehr geläufig sind, z. B. Hof ha oder hofen = Hochzeit machen, füresto als Vater bei der Taufe vortreten, mär Schimpfwort = verflucht, verdammt; der Her der Herr Pfarrer, sölch gar sehr, Tell Einfaltspinsel, Einödi einsamer Hof. Das Verzeichniß verloren gegangenen Sprachgutes schwillt aber in's Große an, wenn wir das Idioticon Rauracum, eine systematische Sammlung des baslerischen Wortschatzes, welche um 1760 der Professor Johann Jakob Spreng in einem starken, jetzt auf der Universitätsbibliothek zu Basel aufbewahrten Folianten anlegte, mit dem heutigen Stande vergleichen. Eine genaue Durchsicht des Werkes ergibt nämlich, daß mindestens der zehnte Theil der darin aufgeführten Ausdrücke heute nicht mehr gangbar, sondern ersetzt ist entweder durch ebenfalls mundartliche Neubildungen oder zum weitaus größeren Theile durch hochdeutsche Wörter, also zumeist durch Umschreibung; oder diese Idiotismen werden zwar noch verstanden, ihr Gebrauch dagegen tritt bereits gegen die gemeinsprachlichen Wörter und Wendungen zurück. — Umgekehrt war vor hundert Jahren die hochdeutsche Schriftsprache Denjenigen, die nicht von Berufswegen mit der Feder zu thun hatten, noch lange nicht so geläufig wie heutzutage; gar manche baseldeutsche Brocken flossen ihnen noch unabsichtlich in die Schrift. Auch von dieser Mischsprache gibt der „Helvetische Patriot" Belege in dem Briefe eines Kleinbürgers, der sein Tagewerk beschreibt, und demjenigen eines Bauersmannes, der sich über das Gebahren junger Baslerherren auf der Landschaft beschwert.

I. Brief des Bürgers (Jahrg. 1756, S. 439):

„Ihr müßt wissen, daß ich ein halber Handwerksman bin und ein halber Feldman, und daß ich z'lebe hab, trutz dem Burgermeister. Vergangenen Merz bin ich in mein sehzigst Jahr tretten und bin also noch nicht steinalt. Aber ihr glaubet nicht, wie ich anderst bin erzogen worden, als jetzt. Ich

trinke kein Caffee und Thee und mein Hausweibli auch nicht. Am Morgen eine Mehlbrühe, und darnach ist mir der eichen Hafe gutgenug. Mein Sohn darf kein seiden Kamisol tragen, und meine zwo Töchtern haben noch keine seidene Feze an sich gehabt als an Haube und Halstüchere. Gute Kalmander und Halblein oder halb Bauele schickt sich für Handwerkstöchtere. Desto besser kan ich sie aussteuren, wann ich ihnen nit alles an den Leib henk. Aber wer schafft, kan nicht gnuzt seyn wie aus dem Dockelenkensterlein. In der Jugend hab ich garbeitet, jetzt han ich mich so ruhig gesezt als einer. Mein Sohn treibt das Handwerk und meine Töchtern gehnd auf d'Güter, und mein Weiblein kocht mir. — Wenns Grichtstag ist, gang ich in die Grichtsstube. Es ist schad, daß man dort nit rauchen darf. Sonst wär es sehr kurzweilig. Dann die Proceßkübel sind entweders unfreundliche Nachbaren oder sind Flöser. Ich muß manchmal lachen, wie d'Advocaten d'Sachen verdraien, und manchmal erzürn ich mich und wünschte, daß der Richter mehr strafte, sonderli d' Advocaten. Wanns Gricht ein End hat, so ist Essenszeit, da find ich an Fleischtagen Suppen und Fleisch und ein Gemüß und der Tisch scho deckt. An andern Tagen sonst ein Gäzlein. Nachmittag holt uns mein Weiblein ein Meyel Rothen. Ich ha fast vergesse, daß der Richter doch nicht allemohl spricht, wie ich spräch, wenn ich Richter wär. Und vor 14 Tagen hat mir getraumt, ich syg der Advocat Triebisen, und der Böse (Gott behüt uns davor!) woll mich holen. — Am Sonntag gang ich zweymal in die Kirche und hernach in meine Güter, und es freut mich, wenns d'Pfarrer unsern Herren recht sage. Aber sie thuns manchmal selber nit, was sie andern predigen. Ich schick meim Pfarrer das gut Jahr, darum besucht er mich einmal im Jahr und dankt mir. Wer ihms nit schickt, zu dem goht er nit. Das letzte Neujahr hab ichs ihm doppelt geschickt, aber er ist doch nur einmal darfür gekommen. Ich glaub, ich hab ihn erzürnt. Ich hab ihn gefragt, warum doch er das Bös an den Gmeinen eher seh als an den Vornehme? — Alle Abend gang ich zu Meister Raublieb, dem Weinschenk. Dahin kummen unserer Zwölf. Wir lesen d'Zeitunge und höre was im Roht paßirt ist. Wir wären noch wohl z'friede, wenn nur alle Rohtsherre rechte Burgerfreund wären. Wir halte d'Schaffhuser und Baßler-Zitung. Wir disputiren alle Tag, ob d'Eidsgnosse werde müsse mithalten und mit wem? Ich glaub, es würd schwär halten z'wisse, welches besser wär, oder ob wir sollen Eidgnossen bleiben. Einmal in unserm Tubackkämmerlin sind wir darüber uneins, was aus uns werde wird. Und das wird uns wohl auseinander stäuben. — Um Achte gang ich heim. Ich iß nit viel z'nacht, aber einen nehmen mag ich wohl. Es ist g'sünder, mit dem schwären Kopf als mit dem schwären Bauch in's Bett go. Heißt das alles nit recht schwitzerisch?"

II. Brief des Bauern (Nachlese zum Helv. Patr., 1759, S. 94):

„Ehrbarer und bescheidener Gevater Meister Undervogt! Meinen Gruß zuvor. Ich muß euch doch brichten, daß ich erst die vergangene Woche etwas Neus gelernt hab. Ich hab gemeint, der Herrenstand sey in der Jugend

schon witziger als der grobe Bauerstand im Alter. Aber ein Herd junge Herrlein, welche 5 Tag bey unserm Wirth trunken habe, habe mir anders zeigt. Er hat das Esse nit genug könne auftreibe, und seine Magd wäre fast wild worde und lieber auf der Weite als im Wirthshaus übernacht bliebe, vor diese Maidleinstäubern. Es ist nit anderst, als wenn sie gemeint hätte, Thur und Thor stehe ihnen allwegen offen, wenn sie ein schön Weibervolk erblickt habe. Und noch darzu greife sies so grob an, daß die ärgste Lunz vor ihne verscheuche müst. Der gute Wein ist fast auf dem Bode herumglaufe, und sie hätte doch nit so ein gut Herz ghabt, einem ehrlichen Landmann mit einer rechten Art ein Gläßlein zu gönne. Nur unser krummer Peter (Ihr wißts Gvatermeister Undervogt, Niemand im Dorf wischte gern die Schuh an diesem Vollzapf) hat ein par Maß von ihnen bekommen und sich dafür gnug leide müsse; und dem narrechtige Thöni ist noch ärger gange, sie haben ihm zlest den Wein gar mit dem Küchleinträchter eingschüttet. Es dunkt mich, es sey kein Kunst, Narre für Narre z'halte, und ein witziger thu' es nit. Es sind Arme gekomme, denen haben sie ganze Handvoll Rappe in ein Mist-gülle gworfe, und es hat sie lustig dunkt, wenn sie sie us dem Koth gsucht und ihre Kleider verderbt han. Ueber andere sind ganze Zuber voll Wasser wehrend dem Uflesen gschüttet worde. Am Sontag han sie in der Kirche so glacht und gmacht, daß der Pfarrer fast nit hat fortkomme könne und der Gmein alle Andacht vergange ist. Einer ist in der Nachtkappe komme, der Ander mit der Peitsche, der Dritt hat seine Strümpf nit bunde ghabt, und Andere noch ungebührlicher. Ich will nit davon sage, daß sie die graueste Männer auf den Buggel hinaus duze und mit uns rede, als wenn wir ihre gekaufte Knecht wäre. Einmahl wenn unser Pfarrer uns nit predigte, wir seyn Christenleuth und unser Seel sey unsterbli, sie machte mich bald glaube, daß sie uns nit für Mensche ansähn. Gott gegrüst verbleib ich euer getreuer Nachbar Jogge Altenfluh."

Heute ist das nun alles anders geworden. Die Schweizersprache, insbesondere in den großen Städten, hat einen schweren Stand. Zunächst ist es die vermehrte Schulbildung, die die Mundart langsam untergräbt. Jemandem, der mehr liest als spricht — und deren Zahl und Einfluß ist nicht gering — werden unvermerkt die hochdeutschen Wörter geläufiger als die mundartlichen. Sodann die durch die Eisenbahnen bewirkte soziale Revolution. Die geborenen Basler, die berufenen Träger der traditionellen Sprache, verschwinden mehr und mehr in der Fluth der nicht nur aus den Schweizerkantonen, sondern namentlich auch aus dem Ausland in einem Maße Einwandernden, welches selbst die vielgerühmte Assimilationskraft des baslerischen Charakters nicht mehr zu bewältigen vermag. Wie Jahrhunderte alte Sitten und Gebräuche spurlos sich verlieren oder dem Gespötte preisgegeben werden, so arbeitet die nivellirende

Tendenz sich fremdfühlender Elemente bewußt oder unbewußt an der Beseitigung der ausgeprägtesten unserer Eigenthümlichkeiten, der ihnen unverständlichen oder unerlernbaren und darum unsympathischen Mundart. Seit dem Beginn der Siebenziger Jahre, dem Zeitpunkte des rapiden Anwachsens der Stadt, ist eine entschiedene Abnahme des reinen Baseldeutsch zu beobachten. Die Ansicht, wenn die Basler Sprache ihre Eigenthümlichkeiten aufgebe, so werde es wenigstens geschehen zu Gunsten eines mit der Durcheinanderwürfelung der Bevölkerung sich etwa bildenden allgemeinen schweizerischen Dialektes, dürfte sich trotzdem kaum bestätigen. Das Hochdeutsche, das uns durch die tägliche Zeitungslektüre zugeführt wird, wirkt stärker als der mündliche Verkehr mit Solchen, die selber unter einander in der Mundart noch abweichen. Wenn ein baslerisches Wort abkommt, tritt selten ein gemeinschweizerisches, sondern fast immer ein hochdeutsches an seine Stelle.

Noch einige irrthümliche Anschauungen seien zum Schlusse berichtigt. Es wird vielfach behauptet, die stadtbaslerische Sprache gehöre zur elsässischen Mundart, da sie mit dieser gewisse Lauteigenthümlichkeiten, wie Kind, Dag, scheen, gwis, grien gegenüber Chind, Tag, schön gwüß, grüen der anstoßenden Schweizerdialekte gemeinsam habe. Nun hat aber gerade das benachbarte Sundgau, zu dem wir nach dieser Theorie sprachlich doch wohl gehören würden, das am meisten charakteristische anlautende ch so gut wie die Schweiz und der südliche Breisgau, denn jene Verflachung von ö und ü haben auch unbezweifelt schweizerische Mundarten wie die Urner, Unterwaldner und Berner Oberländer entwickelt. In keiner historischen Urkunde findet sich Basel als elsässische Stadt aufgeführt, wie es denn durchaus nicht sicher ist, daß der Sundgau bis an die Birs gereicht habe, während umgekehrt das Ober-Elsaß unter dem Bisthum Basel stand; und doch wird schwerlich Jemandem einfallen, aus diesem Verhältnisse heraus eine Beeinflussung der Elsässer Sprache durch die baslerische zu erschließen. Die der Stadtbasler Mundart am nächsten stehende ist vielmehr diejenige, welche in Rheinfelden, im Wiesenthal und landab etwa bis halbwegs Freiburg gesprochen wird, trotzdem weder kirchliche noch politische Administration mit diesen Gegenden uns je verband. Daß wir jenes rauhe ch aller unserer Nachbarn durch k ersetzen, beruht wohl auf der verschiedenartigen Zusammensetzung unserer Bevölkerung, wofür die Geschlechtsbücher seit dem XIV. Jahrhundert genügende Zeugnisse liefern, und auf dem in einer Stadt zu allen

Zeiten mächtiger als auf dem Lande sich geltend machenden Einfluß der geschriebenen Sprache.

Seit Hebel haben Fernerstehende sich vielfach daran gewöhnt, einen Unterschied zwischen „schweizerisch" und „alemannisch" aufzustellen, indem als letzteres nur der Dialekt „in dem Winkel des Rheines zwischen dem Frickthal und ehemaligen Sundgau" gelten soll. Aber Hebel selbst hat hinzugefügt: „und weiterhin in mancherlei Abwandlungen bis an die Vogesen und Alpen und über den Schwarzwald hin in einem großen Theile von Schwaben." Jeder Kenner der lebenden Mundart wird bestätigen, daß das „Schweizerische" der nördlichen Abdachungen des Jura, also in Baselland und in Theilen von Aargau und Solothurn, mit dem „Alemannischen" des Markgrafenlandes weit näher verwandt ist als mit der doch wieder „schweizerischen" Mundart des Thurgau's, Appenzell's u. s. w. Politische Grenzen und konfessioneller Unterschied können wohl auch im Laufe der Zeit sprachliche Besonderheit erzeugen; bis jetzt haben sie den allmäligen Uebergang einer Mundart in die andere noch nicht aufgehoben. Lassen wir also den von der Gelehrsamkeit des XVI. Jahrhunderts wieder aufgebrachten Ausdruck „alemannisch" im wirklich gelehrten und ursprünglichen Sinne als Gesammtbezeichnung der südwestlichen Mundarten im Gegensatz zu den fränkischen und bayrisch-österreichischen ruhig weiter bestehen; die Benennung der Unterabtheilungen ist ja durch die Namen der einzelnen Landschaften auf die einfachste und unzweideutigste Weise bereits gegeben.

Ueber das Vorurtheil, als sei der Dialekt eine verderbte Schriftsprache, ist nach dem Gesagten kein Wort mehr zu verlieren. Sollen wir eine bündige Formel für die Charakterisirung unseres Dialektes vorschlagen, so wäre es diese: Unsere Mundart ist die natürliche Fortsetzung einer älteren Schriftsprache, welche derjenigen, auf welcher das „Gutdeutsche" beruht, in keiner Beziehung nachstand und nur durch die Ungunst äußerer Verhältnisse vom Schauplatz verdrängt wurde.

Vgl. des Verfassers Werk „Schriftsprache und Dialekte im Deutschen nach Zeugnissen alter und neuer Zeit" (Heilbronn 1888); Titus Tobler, Alte Dialektproben der Schweiz (St. Gallen 1872); Birlinger's Alemannia, Bd. XV (Bonn 1887/88); Götzinger's Hebelausgabe (Aarau 1873); Seiler, die Basler Mundart (Basel 1879).

Die ältesten Kirchen im aargauischen Jura

und die heilige Gysula.

Von R. Birrcher. †

Die frühsten urkundlichen Nachrichten über kirchlich religiöse Angelegenheiten knüpfen sich meist an Kirchen, Klöster und Bischofssitze; gleichwohl weiß die ältere Geschichte oft wenig mehr als einzelne Namen zu melden. So erfahren wir aus Wurstisen, daß Justinianus episcopus rauracensis noch am 12. März 347 auf dem Konzil zu Köln den ketzerischen Bischof Euphrat verdammen half, und Adelphius, noch 527 als rauracischer Bischof, erwähnt dem Konzil zu Orleans beiwohnte. Nach der Zerstörung von Augusta Rauracorum und unter der Herrschaft der Franken wurde der Bischofssitz nach Basel so wie der von Windisch nach Konstanz verlegt. Bischof Vualanus heißt daher schon 748 episcopus basiliensis. Zwar sträubten sich die allemannischen Herzoge gegen die fränkische Oberherrschaft, weßhalb 750 nach dem Tode Thiebolds die Grafschaft unmittelbar unter die Könige gestellt wurde, aber im Innern gestalteten sich die Verhältnisse nach fränkischem Vorbild, weßhalb die zuerst von König Theodorich 540 gesammelten und 100 Jahre später von Dagobert verbesserten alemannischen Gesetze durch das römische Gesetz verdrängt wurden. Im Jahr 752 schenkte ein Dudar dem Kloster St. Gallen seinen Erbtheil zu Augen, Lollingen und Corberio.* Das Christenthum war aber nicht volksthümlich, sondern verbreitete sich vom Hofe aus, der es auch zuerst aus politischen Gründen angenommen hatte. Chlodwig, König der Franken, erhob erst in der Schlacht von Tolbiacum gegen die Allemannen (496),

* Corberio, wahrscheinlich der Hof Görbel zwischen Kaiseraugst und Rheinfelden.

als seine Schlachtordnung wankte, die Hände zum Gott der Christen, und ließ sich zum Dank für den errungenen Sieg zu Rheims taufen, wozu eine Taube vom Himmel das Oelfläschchen gebracht haben soll.

Die vielen Naturtempel und heidnischen Opferstätten veranlaßten die Gründung von ebenso vielen Kirchen, Klöstern und Kapellen, wie Säckingen, durch den heil. Fridolin; Reichenau durch den sel. Virmin (924); St. Blasien (960); Gengenbach im Kinzigthal (740); Schuttern (734); St. Trutbert (890); St. Petri zu Sißach (erwähnt 858); Kapelle zu St. Jakob (1052); Kloster zu St. Alban (c. 1221); zu Olsberg u. a. m.

Die Göttermärchen verwandelten sich in Kirchenlegenden und Wundergeschichten, wie sie sich noch in den Sagen von den eilftausend Jungfrauen, vom heil. Fridolin, der heil. Verena von Zurzach u. a. m. finden. Die Heiligkeit solcher Klöster wurde dadurch noch erhöht und befestigt, daß sie später zu Versorgungsanstalten und Begräbnißstätten gekrönter Häupter bestimmt wurden. So war Bertha die Schwester Karls des Dicken um 870, und Richardis, dessen verstoßene Gemahlin, um 888 Abtissin des Klosters Säckingen, und Karl selbst fand eine Ruhestätte im Kloster Reichenau. Es war eben das mysteriöse Leben und Gebahren der Mönche und Nonnen, was das gemeine Volk anzog. Daher schon Rudolf mon. Fuld. in vita F. Bonifacii bemerkt: Es sei weniger die kirchliche Gnade als das Wesen der Mönchs- und Nonnenklöster, was das Volk dem katholischen Glauben geneigt machte. Den Einsiedeleien und Klöstern im Waldesdunkel mit ihren Reliquien und Heiligenbildern entsprachen die heidnischen Tempelhaine als Wohnstätten des unsichtbaren Gottes, dem äußern Kultus mit seinen Prozessionen die alten Opfer und Umzüge und der lateinischen Sprache, die Runen- und Geheimschriftzeichen der Priester. Wo immer möglich, suchte sich das Christenthum den alten Sitten und Gebräuchen des Volkes anzubequemen und dieselben sich dienstbar zu machen. Ein von Mone beigebrachtes Fragment aus dem zwölften Jahrhundert, eine Vorschrift zur Ermittlung des Schuldigen durch ein Gottesurtheil bei Gensingen, einem Dorf zwischen Kreuznach und Bingen am rechten Ufer der Nahe zeigt uns den christlichen Kirchendiener gerade an der Stelle des heidnischen Richters und Priesters. Nach Celebrirung der Messe und Einsegnung des Wassers stellen sich Kläger und Beklagte letzterer mit seinem Stellvertreter, einem Knaben, an den Fluß, das Gesicht nach Osten gekehrt und den sog. Sunnestab in der Hand. Hierauf betheuert der Be-

klagte die Grundlosigkeit der Anschuldigung, dem Kläger ein Roß gestohlen zu haben, und erbietet sich den Beweis der Unschuld mittelst des gesegneten Waags zu leisten.

Allein trotz allem kirchlichen Gepränge erhielten sich die alten heidnischen Göttervorstellungen, Sitten und Gewohnheiten im Volksleben fort und flüchteten sich zuletzt in die Sage hinüber, um noch Jahrhunderte lang als Aber- und Zuglaube den Unterhaltungsstoff des gemeinen Mannes zu bilden. Der Kriechgarten von Gansingen, die räthselhafte Inschrift von Sisseln, das Dorfwappen von Hornussen, der Kreidenberg von Laufenburg und viele andere Sagen beweisen, wie zähe der immanente Naturgottesdienst mit dem Volksbewußtsein verwachsen war. Das sog. Geiß- oder Gänsspiel der Muttenzer auf den Rheininseln, so wie die Kunsttänze der Pratteler um ihre Dorflinde mußte sogar die Regierung noch 1478 verbieten. Die Christianisirung heidnischer Gottesverehrung veranschaulicht besonders den Gedächtnißtag der Juraheiligen Gysela.

Zu dem alten Kapitel Frickgau gehören nach dem Laufenburger Anv.-Buch 34 Gemeinden: Lucgern, Mandach, Mettow, Remigen, Gansingen, Sulz mit Rinsulz, Louffenberg, Frick, Hornaskon, Elfingen, Hertznach, Bötzberg, Monenthal, Umikon, Schinznach, Talheim, Gowenstein, Kilchberg, Ernlispach, Veltheim, Kienberg, Wulfiswil, Oltnigen, Witnow, Eiken, Mumpf inferior, Mumpf superior, Butzkon, Schupfhart, Wegenstetten, Stein, Oeschkon, Rotenfluo und Bus.

Nach der Reformation fielen natürlich alle mehr jenseits des Jura gelegenen Gemeinden weg, und das fast auf die Hälfte reduzirte Kapitel wurde mit dem Kapitel Sisgau vereinigt, in Folge dessen andere Ortschaften wie Zuzgen, Zeiningen, Magden, Möli und Augst dazu kamen. Die Seelenhirten dieses alten gesammten Kapitels Frickgau (quia neculiis spectat sagt die Urk.) feierten nun seit uralten Zeiten in der Kirche zu Veltheim zu Ehren einer heiligen Jungfrau Gysela eine Todtenfeier, welche in einer Abend- und Morgen-Prozession mit Kreuz und Rauchfaß zum Grabe der gottseligen Märtyrerin, den üblichen Todtenmessen und einer darauf folgenden Mahlzeit (prandium) für die Priester stattfand.

Das Fest fiel zufolge Renovatio Aniversarii b. G. d. d. Veltheim den 8. Februar 1277 auf den Todestag der Jungfrau, den 8. Februar, und die Kosten dazu wurden nicht aus den Erträgnissen einer besondern Stiftung, obschon Vergabungen zu Gunsten des Altars dieser

Heiligen noch vorkommen, sondern ex collatione fidelium, das heißt aus den allgemeinen freiwilligen Beiträgen der Gläubigen überhaupt bestritten.

Wo und wann diese gottselige Jungfrau gelebt, der zu Ehren doch ein so allgemeines Erinnerungsfest gefeiert wurde, wie sie gewirkt und endlich ihren Tod gefunden habe, weiß Niemand zu sagen. Nur so viel steht fest, daß ihr Gedächtnißtag schon lange vor dem Jahr 1277 festlich begangen wurde, daß aber schon damals eine kindische Nachlässigkeit und thörichte Gleichgültigkeit unter den celebrirenden Geistlichen eingerissen war, indem viele von ihnen nur aus Gewinnsucht oder aus Hang nach den üblichen Tafelfreuden sich zur Theilnahme an einer Feier noch bewegen ließen, deren Sinn und Bedeutung sie entweder nie begriffen oder wieder längst vergessen hatten. Das Fest wurzelte jedoch im Glauben des Volkes, und bot somit dem Klerus eine günstige Gelegenheit zur Entfaltung kirchlichen Glanzes und religiösen Pompes. Die Vernachlässigung der Feier erschien daher auch dem Dekanat als eine thörichte und strafbare Pflichtversäumniß, welcher durch eine gründliche Renovatio gesteuert und abgeholfen werden müsse. Die Vereinigung der Gedächtnißfeier der Mutter des damaligen Pfarrherrn von Umiken, Hrn. Dietrich von Hallwyl, mit dem Anniversarium der heil. Gysela schien daher besonders geeignet, das Andenken an diese Heilige wieder aufzufrischen und ihr einen neuen festern Halt im geschichtlichen Bewußtsein der Geistlichkeit sowohl als des Volkes zu verschaffen.

Für jene Zeit noch schreckliche Drohungen vor einstigen Höllenqualen in Gesellschaft von Judas und seiner Genossen sollten überdies die Geistlichen abhalten, durch Spiel und Trunk oder durch Schlafsucht sich zu entschuldigen und gewissenlos die Renovatio zu mißachten. Endlich war eine gerechte Vertheilung der Beiträge nur unter die Theilnehmer grundsätzliche Bestimmung.

Jedenfalls hatte diese Todtenfeier der Gysela durch das Nächtliche etwas Mysteriöses, was durch die Verbindung mit dem Genuß der Hostie noch vermehrt wurde.

Zufolge einem Bruchstück von einer Schenkungsurkunde auf dem Deckel des An.-B. hatte im Jahr 1346 ein gewisser Henricus, Rektor der Kirche Herznach, dem Kapitel Frickgau eine Summe Geldes geschenkt, weßhalb die Confratres beschlossen, zu Gunsten des hochherzigen Gebers entweder in ihrer Hauptversammlung zwei Messen selbst zu lesen oder dieselben

durch den Kaplan zum Altar der heil. Gysela lesen zu lassen. Als Kaplan dieses Altars wird in einer Bischenzen-Urkunde vom Jahr 1309 ein Arnold genannt. Ferner legirte Anno . . 69 Johannes Wüst, Pfarrer in Veltheim, dem Kapitel Frickgau zu Gunsten der Kaplanei der sel. Gysela eine Wiese auf Rischmatt im Banne Veltheim.

So viel berichtet die Geistlichkeit über die Juraheilige Gysela; das Volk dagegen hat noch ganz andere Erinnerungen an dieselbe in seinen Sagen aufbewahrt. Auf dem sog. Hauptli zwischen dem Ober- und Unterdorf Thalheim, erzählt es, habe vor Zeiten ein heidnischer Tempel gestanden, aber ein fremdes Volk sei in's Land eingefallen, und habe das Heiligthum zerstört. Noch fördern Spaten und Pflug bisweilen aus dem Boden Knochen von Schafen und Ziegen zu Tage, welche ehemals daselbst den Göttern geopfert worden seien, und heute noch liebe es der arme Bauer, jene sonnigen Felder mit Korn zu bestellen, weil die Frucht dort am frühsten reife. Nach der Zerstörung des Heidentempels habe man versucht, eine christliche Kirche in der Nähe zu errichten, allein alles Bauholz, das man herbeigeschafft, sei nächtlich zur Steig hinübergeflogen an den Fuß der Gysulafluh, weßhalb man sich zuletzt habe entschließen müssen, an jenem Orte die alte Gyslikirche wieder aufzubauen. Indessen auch von diesem Gotteshause sei in Folge der Glaubensänderung jede Spur verschwunden, und nur der Name Gyslimatt erinnere noch an ihren ehemaligen Standort.

Zwischen den Flühen auf Baldern sei ferner die Einsiedelei der heil. Gysela gestanden; diese eine reiche Jungfrau habe ihren ganzen Reichthum zu Wohlthaten und Schenkungen an Arme verwendet, in Veltheim eine Kirche bauen lassen, und dieselbe mit Pfarrgeistlichen und Chorherren bestellt, so daß das kleine Veltheim ein angesehenes und blühendes Städtchen geworden sei. Die Frömmigkeit Gysela's sei aber auch so makellos gewesen, daß wenn sie zum Gebet in die Kirche hinabgestiegen, die Kirchenthüre sich von selbst geöffnet habe. Als sie aber einst durch die Hädermatte und das Moos an den Erlibach hinabgeschritten, habe sie sich so matt und müde gefühlt, daß sie von einem Weinstock einen Pfahl ausgezogen habe, um darauf gestützt den abschüssigen Weg zurückzulegen. Von da an habe sich vor ihr die Kirchenthüre nicht mehr von selbst geöffnet. Bei ihrem Tode habe sie den Dörfern Veltheim, Schinznach und Oberflachs den Eichwald Alspoltar, heißt jetzt noch „Aspalter", mit der Bedingung geschenkt, daß man jeden Abend zu ihrem Andenken in Velt-

heim und Schinznach die Glocken läute, ein Gebrauch, der sich in den beiden obschon nun protestantischen Gemeinden bis in die neuere Zeit erhalten hat.

Mit dem Hinscheid der gottseligen Jungfrau sei auch ihre Kapelle zerfallen, da Niemand mehr hinauf gestiegen, um zu beten, aber auch die Pracht und Herrlichkeit im Thal habe ein Ende genommen, so daß Veltheim nun wieder sei, was es anfänglich gewesen, ein armseliges Bauerndorf. Nur einige Häuser, die sog. Pfaffenhäuser, erinnern noch heute an die ehemalige Anwesenheit einer zahlreichen Priesterschaft.

Noch sei die Gyslijungfer zu gewissen Zeiten armen Kindern erschienen, die im Walde Holz sammelten, und habe sich mit ihnen liebreich unterhalten. Die Kleinen wußten denn auch nicht genug von der Artigkeit und Freundlichkeit der Jungfrau zu erzählen und versicherten, sie sei weiß gekleidet und trage ein schwarzes Handkörbchen. Die Dame müsse aber nicht zur Strafe herumwandeln, sondern nur, um ihre verborgenen Schätze zu hüten, bis sie dieselben in die Hände eines Würdigen legen könne. (Rochholz A. S. Nr. 289, Historisches Taschenbuch 1862, pg. 34.)

In alten Zeiten war Gysela in Fürsten- und Adelsfamilien ein beliebter Frauen-Name; man liebte es vielleicht Götternamen auf Sterbliche zu übertragen, als ob ihnen dadurch eine höhere gottverwandte Natur, eine beglückte oder beglückende Würde verliehen werden könnte, aber an keinen solchen historischen Namen knüpft sich ein so allgemeiner, von Volk und Kirche zugleich geheiligter Kultus, wie an die Juraheilige Gysela, um welche eine wahre Sagentraumnacht dämmert, die sie aber über die gewöhnliche Sphäre der Sterblichen emporhebt. Von ihrer Klause ist keine Spur mehr vorhanden, obschon Fäsi (Helvet. Erdbeschreibung I, 621) noch 1765 die Stelle bemerkt haben will, wo das alte Heiligthum gestanden. Dieses befand sich der Sage nach auf Baldern, wenn nicht im Eichwald Aspolter, das heißt im heil. Walde Baldurs, des guten und schönen Lichtgottes, denn althd. bedeutet nach Grimm (Myth. 57) gudhus Tempel und Paltar ays bäldäg der weiße gütige leuchtende Lichtgott, dessen himmlische Wohnung Breithablick oder Breitglanz heißt. Der schuldlose Gott wird vom blinden aber starken Kriegsgott Hödhr oder ahd. Hadu, der arglos den verhängnißvollen Pfeil mististein auf ihn abschießt, getödtet und muß hinab zur Unterwelt. Vergebens senden die Götter Hermodr zu

Hell, den geliebten Bruder zurückzufordern, nichts vermag ihn zurückzubringen und Nanna, die treue Gattin, folgt ihm nach in den Tod.

Merkwürdigerweise befällt nun auch die Jungfrau Gysela gerade in der Hädermatte eine sonderbare Müdigkeit, so daß sie sich einen Rebpfahl zur Stütze auszieht, und nun diese Schwäche damit büßt, daß sich ihr die Kirchenpforte nicht mehr von selbst wie bisher öffnet. So stellt sich diese heil. Gysela, in der Hr. Rochholz eine speerschwingende Walküre Wuotans erblickt, dessen Schimmelpferd ebenfalls noch auf dem Platz der alten Gyslikirche erscheint, als das Femininum zu jener merkwürdigen Geisel dar, dem auf der Ringlisau bei Gansingen das Hammersteinkreuz geweiht ist. Sie vertritt mit Baldur den heitern beglückenden Sonnenstrahl, während Geisel das mehr im Zornesausbruch grollende zerstörende Element des Feuers, die Himmels- oder Wolkengeisel, den Blitz darstellt. Auf dem höchsten Berge des aargauischen Jura dachte man sich auch den geeignetsten Ort zur Anbetung dieser Lichtgöttin der Sonne, daher auch noch bis in die neuste Zeit die jährlichen Ausflüge auf die Gysulafluh, um den Sonnenaufgang zu sehen.

Der Gedächtniß- und Todestag der Gauheiligen fällt nach dem Jahrzeitenbuch auf den VI. ante 7. dies Februarii, also den 8. Tag des Blut- und Opfermonats Hornung. Der ursprüngliche Heidentempel stand auf dem Häuptli, das heißt auf Roßhaupten, und deutet somit auf eine ehemalige Opferstätte. Noch ist das uralte Uirsmontagfest jener Freudentag des ersten Montags nach Aschermittwoch mit allen seinen Schmausereien, Umzügen und Fastnachts-Maskeraden nicht ganz vergessen, er galt ja dem Frühlingsempfang und Abschied vom Winter.

Die Renovatio von 1277 weiß von keiner Stiftung der nach der Sage doch so reichen und mildthätigen Jungfrau, sondern erwähnt nur ihres angeblichen Grabhügels im Dorfe Veltheim. Statt dessen dienten die Beiträge und elemosina der Gläubigen, die von allen Seiten zur Festfeier herbeiströmten, zur Bestreitung der Kosten für ein Kirchenfest, dessen Nationalfeier der gesammten Geistlichkeit des Kapitels Frickgau zur Pflicht gemacht wurde. Am Erinnerungstage hatte sich dieselbe in Veltheim einzufinden, in später Abend- und früher Morgenstunde die Todtenmessen und Vigilien zu lesen und dann in feierlicher Prozession mit Kreuz und Rauchfaß zum Grabhügel der Heiligen zu wallfahrten. Die Andachtsübungen scheinen bis spät in die Nacht, wenn nicht die ganze Nacht hin-

durch gedauert, und erst andern Tags mit einer Frühmesse und einem nochmaligen Besuch der Gruft geendet zu haben.

Zu dieser Annahme berechtigt wenigstens die Bemerkung in der Renovatio, es haben sich bisweilen manche von den Geistlichen vom Schlaf übermannen lassen oder durch Spiel und Trinkgelage sich wach zu halten versucht, statt der Ceremonie in der Kirche von Anfang bis zum Ende beizuwohnen.

Merkwürdigerweise wird das Verhalten des Volkes mit keiner Sylbe berührt, das doch für diese Landesfeier ein größeres Interesse bewahrte als die gesammte Geistlichkeit. Flossen vielleicht die Geldspenden weniger reichlich, seitdem das Volk selbst keinen materiellen Antheil und Genuß mehr an der Festlichkeit hatte?

Hauptresultat bleibt, daß ein gewisses heidnisches Opferfest durch ein Kirchenfest ersetzt und die jenem zu Grunde liegende Anschauung durch eine christlich-religiöse Idee vergeistigt wurde. Aus dem altheidnischen Naturtempel zog der Opferdampf als Weihrauch in den christlichen Tempel; Kerzen und ewige Lampen traten an die Stelle des reinen Naturlichts, das Blut-, Dank- und Sühnopfer wurde zur Hostie im heiligen Abendmahl, die Opferstätte selbst zum Grabhügel der gottseligen Jungfrau. Die Umzüge und Mummereien verwandelten sich in eine anständige Fridolinsprozession und die freiwillige Opferspende in eine Gabe auf den Altar Gysela's zur Bestreitung der Kosten für das Messelesen und das Prandium der celebrirenden Geistlichen.

So repräsentirt Gysela's Gedächtnißfeier den anfänglich christlichen Gottesdienst im Frickthal. So wurden die Heiden bekehrt und die Religionsgebräuche vergeistigt.

Der aargauische Jura, statt wie heut zu Tage die Bevölkerungen nach dem Glaubensbekenntnisse zu trennen, bildete im Gegentheil damals in seinem Höhepunkt die Gysulafluh ihre Vereinigung. Was Menschenverstand scheidet, kann nur der Naturgeist wieder vereinigen.

Die Buchdruckerkunst in Freiburg.

Von B. G.

Aus den „Nouvelles étrennes fribourgeoises“.

Kaum hundert Jahre waren verflossen, seit Altmeister Gutenberg seinen Namen durch Erfindung der Buchdruckerkunst unsterblich gemacht hatte, als schon an allen Ecken und Enden die Pressen seufzten und den Nationen die Schöpfungen einer neuen Zeit vermittelten; überall erwachten die Völker aus langem Geistesschlaf und brachen begierig das Brod von dem Baum der Erkenntniß.

Die Republik Freiburg jedoch, sagt der Katalog der Kantonsbibliothek, nahm erst nach langem Zögern an diesem allgemeinen Erwachen Theil. Der Grund hiervon lag in der Reformation und den aus ihr hervorgegangenen Religionsstreitigkeiten.

Während die wichtigsten Buchdruckereien der Schweiz sich sämmtlich in den Händen der Reformirten befanden, ermangelten die Hauptorte des Katholizismus in unserm Vaterlande derselben gänzlich.

Die freiburgische Regierung ging sogar in ihrem Eifer, den katholischen Glauben zu wahren, so weit, überhaupt den Gebrauch irgend eines gedruckten Buches auf's strengste zu verpönen. Dieses Verbot traf nicht allein die Klöster, wo damals von vornherein Sammlungen wissenschaftlicher Bücher einzig anzutreffen sein mochten, sondern auch den ganzen Bürgerstand ohne Ausnahme (Verordnung vom 19. November 1523), und mit ganz besonderem Ernst ließ man sich jetzt die Fahndung auf hebräische und griechische Bibeln angelegen sein.

Im Jahre 1595 enthielt die den sämmtlichen Staatsbeamten auferlegte Eidesformel die ausdrückliche Verpflichtung, „alle ketzerischen Bücher“ ihrem Pfarrer auszuliefern. Unter dieser Bezeichnung verstand man die überhaupt an einem protestantischen Ort oder von einem protestantischen Verleger veröffentlichten Bücher.

Lange Zeit konnten deßhalb Druckwerke nur als verbotene Waare und unter Beobachtung größter Vorsicht auf freiburgisches Gebiet gelangen. Hieraus erklärt es sich, warum in einer Menge von der Kantonsbibliothek angehörigen Werken, welche im 15. und 16. Jahrhundert die Presse verließen, Druckort wie Name des Buchhändlers entweder mit äußerster Sorgfalt entstellt oder mit Tinte überstrichen und völlig unleserlich gemacht worden sind.

Der berühmte Froben in Basel hatte 1582 die Erlaubniß eingeholt, in Freiburg eine Buchdruckerei auf eigene Rechnung errichten zu dürfen, es scheint jedoch, er habe seine Absicht nicht ausgeführt. Im Monat August des Jahres 1584 ermächtigt nämlich die Regierung den Abraham Gemperlin von Freiburg im Breisgau zur Errichtung einer Buchdruckerei, sichert ihm ein Einkommen von 60 Pfund (Silber), 32 Säcke Weizen, nebst Wohnung und Bürgerrecht zu, und befreit ihn von Zoll und Ohmgeld, sowie von der Pflicht auf die Wache ziehen und einer Zunft beitreten zu müssen. „Auch wollen Meine Hochgeachtete Herren ihm sein Geschäftsmaterial und den Hausrath von Basel nach Freiburg schaffen lassen." Er war demnach der erste freiburgische Buchdrucker und veröffentlichte etwa 30 Bände theologischer oder religiöser Zeit- und Streitschriften. Gemperlin, welchem die Regierung bereits vor seiner Ankunft die in Basel gemachten Schulden bezahlt hatte, erlangte von seiner Thätigkeit als Buchdrucker keine sonderlich glänzenden Erfolge. Auch nahm die Behörde ihm 1597 die Presse weg und überließ sie einem Wilhelm Maes, der jedoch nur ein halbes Dutzend religiöser Werke herausgab.

Im Jahr 1599 erhielt ein gewisser Stephan Philot die Buchdruckerei, ging jedoch fallit und starb bald hernach. Nach seinem Tode wurde ein Theil des Materials nach dem Kanton Uri verschickt; das Uebrige blieb sammt der Presse zu Freiburg und wurde auf dem Dachboden des Stadthauses verwahrt.

Buchdrucker Darbelley, der durch den Krieg von Pruntrut, wo er bisher seinen Beruf betrieben hatte, verscheucht worden war, bewarb sich 1635 um die Erlaubniß, das Material in Gebrauch zu nehmen und das Geschäft wieder einzurichten. Der Rath beauftragt den Bannerherrn Bumann (de l'Auge) und den Kanzler Anton von Montenach, ihm jede wünschbare Auskunft und Anweisung zu geben. Die beiden Beauftragten lassen ihn von dem Material Einsicht nehmen, damit er sich die Sache überlege. Das Schriftzeug und die Presse scheinen seinen Wünschen nicht

ganz entsprochen zu haben, denn im Jahre 1640 stellt Darbelley das Begehren, man möge ihm die Mittel darreichen, die Buchdruckerei wieder in Stand zu setzen und ihm ein Haus anweisen, worin er seinen Beruf ausüben könne. Er versicherte den Rath seines Eifers, und erbietet sich einen Jüngling in die Lehre zu nehmen. Der Rath gibt dem Stadtseckelmeister und den zwei Bannerherrn Montenach und Techtermann Auftrag und Vollmacht, seinem Verlangen zu willfahren.

Zwei Jahre darauf (1642) ersucht Darbelley den Rath, man möchte ihm wie seinen Vorgängern einen bestimmten Gehalt auswerfen und Censoren (Bücherrichter) einsetzen; ihm seien nämlich von Solothurn aus die Lebensbeschreibungen von St. Ursus und St. Viktor nebst der Widerlegung eines in Zürich erschienenen Buches zum Druck übersandt worden, welche Schriften übrigens der Generalvikar gebilligt habe.

Im Juni 1650 ist der Seckelmeister beauftragt, dem Buchdrucker (Darbelley) die Druckkosten von 35 Pfd. 5 Batzen für eine Anzahl Exemplare des Landbriefes zu vergüten, welcher aus seiner Presse hervorgegangen war.

Wilhelm Darbelley starb 1651.

Am 24. November 1651 wird die Druckerei an David Irbisch aus Freiburg im Meißnerlande (Sachsen) nach Leistung einer Sicherstellung übergeben, unter den gleichen Pflichten und Rechten, wie sie sein Vorgänger hatte. Das Jahr darauf erbittet sich Irbisch ein Haus als Druckereigebäude; der Kanzler Hr. von Alt und der Bannerherr von Lanther erhalten die nöthigen Vollmachten, diese Wohnung zu suchen. Irbisch war gehalten, die Matrizen (d. h. die Formen für den Guß der Lettern) auf der Kanzlei zu hinterlegen. Es scheint demnach, die damaligen Buchdrucker mußten ihre nöthigen „Schriften" selbst gießen. 1655 wird das Buch von Rouvray über den „calvinisten Greuel" gedruckt.

Am 15. Januar 1663 verehrt Irbisch MHG. Herren zum Neuen Jahr zwei eingerahmte Bilder. Er drückte zugleich den Wunsch aus, man wolle ihm fernerhin ein Gewisses sammt der vor drei Jahren gewährten Zulage ausbezahlen; auch möge man unverzüglich die Ausbesserung des von ihm bewohnten Hauses anordnen. Der Rath beauftragt in Folge dessen den Stadtseckelmeister mit der Instandsetzung des Hauses und befriedigt Irbisch dieses Mal mit einem Sack Weizen. 1665 werden die „Constitutiones synodales" des Monsignore Strambino gedruckt.

Am 1. Juni 1666 bittet Buchdrucker Irbisch MHG. Herren, ihm zu Hilfe zu kommen: Die Presse sei sehr alt, die Buchstaben seien abgenützt, und es sollten neue gegossen werden. Die Ausgaben dürften sich indessen auf 300 gute Thaler (1050 Fr.) belaufen. Weil jedoch die Regierung aus der Buchdruckerei keine Einnahmen erzielte, fand sie, sie habe dieselben nicht zu unterstützen, und ernannte eine Kommission zur Untersuchung der Angelegenheit. Es wird nirgends gesagt, ob jener Bitte entsprochen worden sei.

Im Jahre 1669 erachtet es der Rath für überflüssig, dem Buchdrucker fernerhin einen Gehalt zu geben, und streicht denselben; das Wohnhaus jedoch wird ihm belassen. Am 12. Dezember 1670 wünscht Irbisch MHG. Herren ein glückliches Neujahr und bietet jedem Rathsmitglied einen Kalender an; zugleich bittet er sie, die früheren Zugeständnisse, welche abgeschafft oder wenigstens verweigert worden, zu bestätigen oder zu erneuern.

Anno 1676 verbietet der Rath dem Drucker irgend etwas zu veröffentlichen ohne Zustimmung des „Briefschätzers" (Censors). Dann heißt es ferner: es muß doch in der Stadt ein geschickter Buchdrucker zu finden sein, der zugleich Bürger ist; die Bannerherren sollen sich hienach erkundigen und dem Großen Rath ihre Vorschläge unterbreiten. Aus diesen Worten könnte man schließen, es habe damals noch andere Buchdrucker außer Irbisch in der Stadt gegeben, und man sei mit diesem unzufrieden gewesen; es wird sich sofort zeigen.

Am 6. Juli 1676 erhielt der Rath ein Schreiben aus Bern, in welchem die Behörde dieser Stadt ihn ersucht, der in Freiburg gedruckten Schmähschrift seines Mitbürgers Peter Huber gegen dessen Schwager, ein Mitglied des bernischen Raths, keinen Glauben zu schenken, indem der Große Rath das genannte Libell mißbilligt und die Konfiskation sämmtlicher ausgegebener Exemplare angeordnet habe. Er bittet, es möchten die nöthigen Befehle gegeben werden, damit der Druck von Schmähschriften unmöglich werde, wie bei Irbisch's Kollegen Jenner (in Bern) der Fall sei; auch erbiete man sich von Staatswegen, in dieser Hinsicht zu gleichem Verhalten, Freiburg gegenüber.

Irbisch wird alsbald vom Rath vorgeladen und über die Sache befragt. Er leugnet, daß das Schriftchen von ihm gedruckt worden, gibt jedoch zu, daß er es eingebunden und eine gewisse durch ihn herausgegebene Tabelle beigefügt habe; auch glaube er nicht, dadurch seinen

Pflichten zuwider gehandelt zu haben, indem das Büchlein weder auf Religion noch Bekenntniß im Geringsten Bezug nehme. Finde jedoch der Rath ihn dennoch schuldig und seien MHG. Herren durch ihn beleidigt, so bitte er um deren Verzeihung; im Uebrigen erbiete er sich die Druckerei fortzuführen, sofern man ihm das ehedem Festgesetzte von Neuem zukommen lasse.

Von anderer Seite her stellt sich jetzt der junge Johann Jakob Quentz vor, und bietet seine Dienste als Buchdrucker an. Die Untersuchung der Angelegenheit wird Bevollmächtigten übertragen, welche der geheimen Absicht des Rathes gemäß darüber berichten sollen. Aus eben bemerkten Gründen entschließt sich der Rath, die Druckerei dem Irbisch zu entziehen und Quentz zu übergeben. Zu diesem Ende beauftragt er den Seckelmeister, die Bannerherren und den Kanzler mit der Suche nach dem bei Anstellung des Irbisch aufgesetzten Inventar und mit der schriftlichen Aufzeichnung dessen, was dem neuen Buchdrucker zu übergeben sei. Auch solle Quentz ein Examen bestehen, auf daß man erfahre, ob er seine Profession und seinen Verpflichtungen der Behörde gegenüber genügsam inne habe.

Am 16. September 1676 hat David Irbisch den Beauftragten zurückgestellt:

Die alten Lettern im Werth von 1835 Pfd. zu 5 Batzen. Die sogenannten Spatien im Werth von 20 Pfd. Die neuen Lettern im Werth von 682 Pfd. Im Ganzen 2537 Pfd. oder 1735 Franken. Ferner das übrige Material.

Im Jahr 1678 erlaubt der Rath dem Stadtbuchdrucker den Druck und Verlag von französischen Kalendern. Im Juni desselben Jahres wünscht Quentz gleich seinen Vorgängern sein Gewisses an Getreide zu bekommen; man gewährt ihm für dieses Mal zwei Säcke Korn. 1694 erhielt er die Erlaubniß, einen Buchladen an der Hausmauer des Rathsherrn Franz von Glernesse unterhalb der Krämerzunft zu errichten.

Am 8. Februar 1710 wird der Guß von neuen Lettern zum Werth von 2393 Pfd. (1640 Fr.) begonnen. Zwei Jahre später (1. Februar 1712) gibt der Rath dem Seckelmeister Befehl zur Wiederherstellung des in der Auge gelegenen Buchdruckereigebäudes. Am 29. des gleichen Monats gibt Johann Jakob Quentz hohen Alters und Schwachheits halber das Geschäft auf und empfiehlt zum Nachfolger seinen Schwiegersohn Innocenz Theodor Hautt von Luzern. Der Rath nimmt diesen zu den

gleichen Bedingungen und Vorbehalten an. Im Monat März wird Hautt um 50 Thaler in das Bürgerrecht aufgenommen. Er starb aber schon 1736.

Den 6. November 1736 erbittet sich Heinrich Ignaz Hautt vom Rath die gleiche Gunst, die seinem verstorbenen Vater zu Theil geworden, und bewirbt sich demgemäß um Uebernahme der Stadtbuchdruckerei. Er verspricht williges und ehrbares Betragen und Vermeidung jeden Anlasses zu Klagen. Der Rath geht auf sein Begehren ein für so lange, als Hautt gegen seine Mutter die Pflichten der Kindesliebe erfülle. Auch verordnet er die Aufnahme eines Inventars der Buchdruckerei, die Stellung einer Kaution und die übliche Eidesleistung. Er billigt die Maßnahme des Seckelmeisters betreffend Abschaffung gewisser Buchstaben.

Den 24. Januar 1737 bestätigt der Rath auf Hautt's Ansuchen die seinem Vater am 7. März 1734 ertheilten Privilegien zur Verfertigung von Papier. Wie man sieht, mußte der damalige Buchdrucker sich zugleich auf die Schriftgießerei und die Papierfabrikation verstehen. Am 9. Dezember 1737 ermächtigt der Rath Hautt zur Herausgabe eines „Avisblattes" zum Zweck der Bekanntmachung der Kaufsgelegenheiten u. s. w. Vor dem Erscheinen mußte jedoch das Blatt jedes Mal den Censoren vorgelegt werden. In derselben Sitzung läßt sich der Große Rath einen neuen Kalender verehren und überreicht Hautt nach Gewohnheit ein Geschenk von zwei „Mirlitons".

Den 29. August 1740 überläßt der Rath dem Buchdrucker auf sein Begehren drei Eichenstämme zur Ausbesserung der Baulichkeiten der Papierfabrike, unter der Bedingung, daß er der Kanzlei gutes Papier liefere und den Preisunterschied bezahle, wenn man anderwärts theurer einkaufen müsse. Am 10. Juli 1741 nimmt Hautt auf der Kanzlei die 58 Thaler (250 Fr.) Bernergeld in Empfang, die man ihm zu einer neuen Presse vorgestreckt hat; nichts desto weniger soll diese Presse auf dem Verzeichniß der Buchdruckerwerkzeuge stehen, welche Eigenthum der Regierung sind.

Im Monat August 1747 erbittet S. Excellenz der Schultheiß von Alt, der soeben seine „Geschichte der Schweiz" vollendet hat, um gnädige Gestattung, dieselbe in Freiburg drucken lassen zu dürfen. MHG. Herren geben mit Freuden hiezu ihre Einwilligung, und bezeugen Herrn Schultheiß von Alt ihren Dank. An diesem zehnbändigen Werke wurde von 1749 bis 1753 gedruckt.

Den 14. März 1748 verlangt Hautt von MHG. Herren ein Dar-

lehen von 150 Thalern (630 Fr.) zur Bezahlung der zu Basel gegossenen neuen Lettern und verspricht diese Summe nach und nach vermittelst der durch die Regierung überwiesenen Arbeiten abzutragen. Der Rath läßt durch Beauftragte sogleich ein Inventar der Buchdruckerei aufnehmen, ihren Zustand prüfen und darüber Bericht erstatten.

Noch im gleichen Jahre, wie Alt's Geschichte vollendet wurde, machte Hautt MHG. Herren Vorstellungen wegen der im Buchdruckereigebäude herrschenden Feuchtigkeit, welche nicht allein dem Papier und den Schriften, sondern auch der Gesundheit seiner Familie und seiner Arbeiter nachtheilig sei, worauf beschlossen wird, die Offizin anders wohin zu verlegen. Zuerst wird an den Ankauf der Seifenfabrike (en l'Auge) um 2900 Thaler (6900 Fr.) gedacht; allein der Rath will hiezu nicht Hand bieten und beauftragt eine Kommission, ein anderes Gebäude ausfindig zu machen. Zuletzt wird auch diese Absicht aufgegeben. Hautt starb 1792. In seinem Todesjahr ertheilt ihm der Rath noch das alleinige Recht zum Druck der Katechismen.

Auf Heinrich Ignaz Hautt, der 36 Jahre die Druckerei betrieben hatte, folgte Beat Louis Piller, welcher die Staatsbuchdruckerei bis 1816 fortführte.

Nach seinem Tode wurde der Sohn François Louis Piller sein Nachfolger und betrieb das Geschäft bis 1838. Der letzte von der Regierung angestellte Buchdrucker war Joseph Louis Piller, welcher 1860 starb. Wir geben im Folgenden das Namensverzeichniß der Buchdrucker, wie sie seit 1829 ohne Unterbrechung hinter einander auftraten:

Ludwig Joseph Schmid 1827—1858; Bonifaz Galley 1841; Leonz Schmid-Roth 1844—1867; Peter Meyll 1848—1854; J. Koch-Arbischer 1850—1861; Charles Marchand 1855—1871; Heliodor Rämy 1855 bis 1864; J. F. Forney-Schmid 1858; F. Rädle 1863; C. Clerc 1864; Fragnière; Ph. Häsler und Cie. 1865—1870; Mamert Soussens 1870; Aug. Marmier und Ed. Bielmann 1871—1876; Katholische Buchdruckerei 1872; Buchdruckerei zu St. Paul 1886; Ed. Bielmann 1876—1880; Anton Henseler 1876.

Gegenwärtig zählt die Stadt Freiburg 5 Buchdruckereien, Bulle 2, Murten 1 und Romont 1.

Ueber das Schützenwesen in Hallau
aus alter Zeit.

Von J. G. Pfund, Archivar.

Die erste Spur einer Schützengesellschaft in Hallau und Neunkirch treffen wir im Jahre 1541, also vor 347 Jahren. Damals schickten die Schützen dieser Gemeinden die zwei Abgeordneten Haini Schöttli von Hallau und Hans Brotbeck von Neunkirch an den Rath zu Schaffhausen, um von diesem zu erwirken, „noch ein Barchet thuch vnd bulffer vnd bly und das Min Herren Jnen zulaßit, das si vff aim blatz zesamen kemind und das die gemainden Jnen etwas am hüttli erschüßint." Wir sehen hieraus, daß in Hallau und Neunkirch bereits Schützengesellschaften existirten, daß sie den Rath um weitere Ehrengaben angingen, diese aber auf einer gemeinsamen Zusammenkunft aufschießen wollten, und daß die Gemeinden verpflichtet würden, ihnen an den Kosten der zu errichtenden Schießhütte resp. Schützenstand einen etwelchen Beitrag zu leisten. Daß der Rath hauptsächlich dem ersten Begehren bezüglich der Ehrengabe entsprochen hat, geht daraus hervor, daß folgenden Jahrs Anno 1542 auch den Schützen von Thayngen jährlich nicht nur ein, sondern „zway barchet thücher ze verschüßen" sollen gegeben werden. Auch Anno 1547 verordnete der Rath, daß die Hallauer Schützen zwei Barchettücher erhalten sollen.

Einen neuen Aufschwung erhielt die Gesellschaft durch die im Jahre 1547 stattgefundene Eintheilung der Hallauer Kriegsmannschaft und Aufstellung einer Kriegsverfassung. Es verordnete der Rath betreffend „den landlütten, das sy die taillung des vßzugs sollen machen, wie der bruch Jn der Statt vnd vff den Zünfften sige." Es mußte nämlich das Kriegsvolk jeder Ortschaft in 4 Theile oder Quartale abgetheilt werden. Größere Gemeinden, wie z. B. Hallau, theilten jedes Quartal wieder in 4 Fähnlein ein, so daß die ganze Mannschaft aus 4 Quartalen oder 16 Fähn-

lein bestand. Das ist der Ursprung unserer alten 16 Fahnengesellschaften. Gemäß der Verordnung mußte das „Erst viertail“ unter dem „fendlin“ marschiren und das „ander viertail mit dem ersten viertail, das ist der Halbtail des ganzen Dorfs vnder das Banner gehören. Vnd sollen die, so im Menzinger krieg allda vff dem Berg gsin (auf dem Gubel 1531) weder in das Erst, ander, noch dritt, sondern in das letst Viertel getaillet werden, vnd soll sonst kain krieg, weder der Müsser- (1531) puren- (1525) noch Rottweilerkrieg (1525) damit gerechnet werden.“ Dieser Verordnung zufolge wurden also nur diejenigen zum letzten Viertel oder zur Reserve eingetheilt, welche die Schlacht auf dem Gubel im Kappelerkriege (1531) mitgemacht hatten. Aus Hallau nahmen damals 37 Mann Theil am Kampfe, von denen 5 todt auf dem Schlachlfelde blieben. Wer aber nur den Müsserkrieg am Comersee in Italien, den Bauernkrieg 1525 und den Rottweilerkrieg mitgemacht, wurde eingetheilt wie jeder andere. Wenn also nur ein Quartal oder 4 Fahnen ausmarschirten, wurde nur das Fähnlein mitgenommen. Wenn aber die Hälfte Mannschaft oder 8 Fahnen aufgeboten wurden, so mußte mit dem Gemeindsbanner ausgerückt werden. Im Fernern wurde den Untervögten anbefohlen, daß sie bezüglich der anstoßenden Grenzgemeinden, „so fremd volk vorhanden, gut „sorg und acht habint,“ und bei Kriegsgefahren so schnell als möglich, „es sye tag oder nacht min herren ain waren grund bringen.“ Zum dritten, wenn ein Kriegsaufbruch geschehen müsse, so wolle man die Gemeinden „in yl berichten, wer und wohin sy louffen oder zühen söllint. Vnd darumb so sölle sich der halbtail darnach versehen, so man Inen embütt (aufbietet); wann man vnder dem Banner zühen wöllte, das derselbig halbtail schon wohl gerüst sige. So man aber wurd mit dem fendlin vffbrechen, daß alßdann der erst viertail gerüst sige.“ Im Fernern wurden die Untervögte verpflichtet, solchen, die Vorrath an Früchten hatten oder im Besitz von Geld oder werthvoller Habe waren, anzurathen, solches alles „in die Statt zu flöuken.“

Im Frühjahr 1553 wurde mit dem Bau eines neuen Schützenhauses begonnen und zwar auf der eine Juchart großen Klosterwiese auf Hochägerten an der Nordseite des Dorfes, die Schußlinie gegen den Berg gerichtet. Das Areal gehörte zum aufgehobenen Kloster „Allerheiligen“, war somit Eigenthum des Staates; für dieselbe trat die Gemeinde eine andere ebenso große Wiese an den Staat ab.

Das Erdgeschoß des neuen Schützenhauses wurde mit Ausnahme des

Kellerraums zur Aufbewahrung der Geschosse, Munition und Fahnen eingerichtet. Oben darüber war eine Küche, mehrere kleine Zimmer und die große Schützenstube mit den runden Fensterscheiben, wo während des Schießens gewirthet wurde, und wo auch die Verhandlungen der Schützengesellschaft stattfanden. Das Dach krönten zwei schön durchbrochene eiserne Fahnen mit den Gemeinds- und Stadtwappen. Die obern Theile der Fenster wurden mit prächtigen Glasmalereien geschmückt, welche Kunst gerade damals in der höchsten Blüthe stand. Es waren diese Scheiben meistens Geschenke sowohl der Regierung, als früherer Obervögte und Nachbargemeinden, da damals die schöne Sitte existirte, solche öffentliche Gebäude mit Gaben und Geschenken aus den Gebieten der Kunst zu schmücken. So war auch unser altes Gemeindehaus, das nur 38 Jahre früher erbaut wurde, mit prächtigen Glasmalereien geziert, von denen die meisten Geschenke der 13 Orte der Schweiz waren, und ihre Standeswappen und Bilder aus der Schweizergeschichte darstellten. Auch später noch haben Obervögte die Schützenstube mit ihren Wappen in Glas verzieren lassen, so der Obervogt Kaspar Ringk von Wildenberg, welcher 1568 bei seinem Abzug sein Familienwappen und dasjenige seiner Ehefrau mit einem geharnischten Ritter als Schildhalter in dem Fenster anbringen ließ. Diese prachtvolle Scheibe, der letzte Rest des alten Schützenhauses, ist jetzt noch vorhanden und bildet eine schöne Zierde unserer Rüstkammer.

Nachdem das Schützenhaus zum größten Theil auf Kosten der Gemeinde erstellt worden war, so betrachtete man dasselbe auch als ein Gemeindsgebäude, in dem allerdings die Schützengesellschaft in ihren Angelegenheiten ziemlich frei verfügen konnte. Die Gemeinde wahrte sich jedoch das Recht, die Wirthschaft im Hause und auf dem Schützenplatz zu verpachten, ebenso die angebrachten Kegelbahnen. Es gestaltete sich der Schützenplatz von jetzt an zum Vergnügungsort und Tummelplatz der Hallauer Bevölkerung. An warmen Sonntagen sammelte sich Jung und Alt unter dem Schatten der prächtigen Linden, um dem Wettkampfe der Schützen zuzusehen. War dann gar Musterung oder Inspektion der Wehrmannschaft durch den Stadtmajor und den Landvogt, wo gewöhnlich die alten Hallauer Banner entfaltet wurden, da strömte Alles auf den Schützenplatz, um sich der Freude und Lust hinzugeben.

Einer der ersten Schützenwirthe war Hans Weider; er gab der Gemeinde im Jahre 1555 fünf Gulden Zins vom „Gsellenhus", so hieß das Gebäude damals im Volksmund. „Geselle" nannte man Jeden, der einer

Gesellschaft oder einem Vereine angehörte. So nannten sich die Mitglieder der 16 Fahnengesellschaften bis auf unsre Zeit „Rottgsellen", d. h. Gesellen einer Rotte oder einer Fahne. Diejenigen einer Zunft hießen Zunftgesellen. „Knecht" nannte man jeden, der einen Dienst hatte. Der Weibel hieß früher Stadtknecht oder Dorfknecht, der Pächter der Gemeindsstube war der Stubenknecht. Das Wort „Knecht" hatte durchaus nicht den herabwürdigenden Begriff, wie heut zu Tage. Im Jahre 1556 war der Vogt Hieronymus Gasser, also der erste Ortsvorsteher, zugleich Schützenwirth und bezahlte einen Pachtzins von 6 Pfund oder 4 Gulden, scheinbar eine kleine Gebühr, die aber nach jetzigem Geldwerth doch eine 10 bis 20 mal größere Summe darstellt. 1560 und die folgenden Jahre hatte der Stubenknecht Jakob Keller die Schützenwirthschaft ebenfalls für 4 Gulden Zins. Was die Kegelbahnen der Gemeinde früher eingetragen, kann nicht bestimmt gesagt werden; erst im Jahre 1779 wird gemeldet, daß das Säckelamt 30 Pfund oder 20 Gulden „Kegelgrabenzins" bekommen habe.

Bezüglich der unentgeltlichen Verabfolgung von Pulver und Blei, oder wie man damals sagte „Kraut und Loth", an die Schützen der Landschaft durch die „gnädigen Herren" entstanden häufige Unordnungen, so daß sich der Rath veranlaßt sah, Anno 1556 eine bezügliche Verordnung zu erlassen. Es müssen zu dieser Zeit sich besonders die Schützen von Schleitheim, Beggingen und Hallau die Gunst der Regierung erworben haben, denn sie erhielten 1561 neben der gewöhnlichen Ehrengabe noch ganz besonders „ein stuck Barchet", doch sollen in Zukunft zu Stadt und Land alle „gestrubten büchsen" verboten sein. Auch diejenigen Schützen, die sich durch Erlegung von größeren Raubthieren, besonders Wölfen, verdient machten, bedachte die Regierung mit Schußgeldern. Ein solches, bestehend in 1 Gulden, erhielt auch 1564 der hiesige Schütze Jakob Hübscher für einen geschossenen Wolf. Als sich aber später in Folge des dreißigjährigen Krieges die Wölfe in schauderhafter Weise bei uns vermehrten, da mußten die Gemeinden, auf deren Gebiet die Wölfe geschossen wurden, die betreffenden Schußgelder zahlen. 1632 war es sogar nöthig, zur Vertilgung dieser Raubthiere eine allgemeine Wolfsjagd zu veranstalten. 1635 schossen die hiesigen Schützen wieder 4 Wölfe und 1639 wurden 6, 1642 10 und 1645 sogar 17 getödtet.

Von jetzt an kamen auch die Jagdbüchsen oder sog. Birschbüchsen in Gebrauch. Obschon sich auch verschiedene Schützen auf den „Zylstätten" damit übten, so hatte doch der Rath bis jetzt keine Ehrengabe für solche

Schützen ausgesetzt, weil diese Büchse mehr nur ein Jagdgeschoß, als eine Kriegswaffe war. Erst im Jahre 1567 bewilligte der Rath, daß auf dem Schießet zu Neunkirch, wo sich auch die Schaffhauser Schützen einfanden, „mit den pirßbüchsen umb des obervogts erhengab" geschossen werden dürfe.

Im Jahre 1576 veranstalteten die Schützen in Straßburg das berühmte Gesellenschießen, wozu auch die Schweizer freundnachbarlich eingeladen wurden und dabei die bekannte Hirsbreifahrt ausführten. Ein einziger Hallauer Schütze entschloß sich, den weiten Weg unter die Füße zu nehmen und in Straßburg unsere Gemeinde am Schützenwettkampfe zu vertreten. Es war dies der reiche Uli Schöttli, der Erbauer des obern Hauses in Oberwiesen und Mitglied des hiesigen Rathes. Es scheint, daß die Gnädigen Herren Anfangs nicht gewillt waren, ihm das Reisgeld von 5 Gulden zu geben, vermuthlich weil er ein Unterthan und kein Stadtburger war. Da er aber ein Jahr später die 5 Gulden von der Regierung dennoch erhielt, so ist zu vermuthen, daß er sich in Straßburg als Schütze wohl gehalten habe.

Im Jahre 1593 existirte auch schon eine Schützengesellschaft in Oberhallau. Sie wendete sich gemeinschaftlich mit Unterhallau, Wilchingen, Schleitheim und Beggingen an den Rath um Verabfolgung noch einiger Ehrengaben. Dieses Vorgehen hatte den Erfolg, daß der Rath zu den früher bestimmten 7 Stück Barchet „uß gnaden" noch 4 Stücke zum „verkurzwylen" dekretirte.

In Folge fortwährender Verbesserungen an den Handfeuerwaffen bewehrten sich nach und nach immer mehr Wehrpflichtige mit der sog. Muskete. Sie war gegenüber dem langen schweren Zielrohr leicht zu handhaben. Der Lauf hatte nur eine Länge von 4 Fuß und statt des unpraktischen Luntenschlosses war bereits das Radschloß in Anwendung. Dessen ungeachtet gab es immer noch vermögliche Militärpflichtige, die aus lauter Sparsamkeit und Bequemlichkeit, statt eine Feuerwaffe anzuschaffen, lieber mit der Hellebarte oder dem Spieß ausrückten. Da nun aber wieder drohende Kriegswolken im Anzug waren, so verordnete der Rath im August 1607, daß bis nächsten Gallustag jeder Landmann, der mit einem Pflug sein Feld baue, der einen ganzen oder halben Bauerngewerb habe, oder sonst in vermöglichen Verhältnissen sich befinde, eine Muskete zu kaufen verpflichtet sei, welche Waffen im Zeughaus Schaffhausen per Stück zu 4 Gulden bezogen werden könnten. Nur ärmern Unterthanen sei noch gestattet, die Hellebarte oder den Spieß zu tragen.

Doch scheint diese Verordnung nicht von allen Betreffenden befolgt worden zu sein, denn der Rath mußte ein Jahr später mit Androhung von Gefangenschaft und 20 Gulden Buße die Anschaffung der Muskete anbefehlen. Und damit der Verordnung um so schneller Genüge geschehe, wurde erkannt, daß in Zukunft auch mit der Muskete um die Ehrengaben der Gnädigen Herren geschossen werden dürfe, während die „Zielbüchsen", welches sehr wahrscheinlich die frühern Pirßbüchsen waren, ausgeschlossen seien.

Bis jetzt benutzten die Schützen von Oberhallau in Gemeinschaft mit denjenigen von Unterhallau den hiesigen Schützenplatz. Den 13. April 1610 wandte sich nun die Gemeinde Oberhallau an den Rath um die Erlaubniß „wegen der Ville der schützen ein eigne Zillstatt" errichten zu dürfen, was der Rath auch bewilligte und den Oberhallauern nebst gewohntem Blei und Pulver jährlich 2 Stück Barchet verabfolgen ließ, die aber denen von Hallau an ihren bisher bezogenen 10 Stück abgebrochen wurden. Anno 1616 fand eine Hauptmusterung der Wehrmannschaft des ganzen Klettgaues in Neunkirch statt, wozu nicht nur der Obervogt, sondern noch zwei Rathsglieder abgeordnet wurden. „Sie mögen auch spilleüt haben und ein schlachtordnung machen," heißt es im Protokoll. Folgenden Jahres mußten die Obervögte des ganzen Kantons die Mitgliederverzeichnisse sämmtlicher Schützengesellschaften der Regierung einreichen, damit diese die Ehrengaben im Verhältniß der Schützenzahl an die Gemeinden abherrschen könne. Jedes Stück Ehrenbarchet bestand aus 22 Ellen, wovon aus jedem Stück 5 Gaben gemacht wurden.

Bald kam Kriegsgeschrei in's Land; bereits war im Deutschen Reich der dreißigjährige Krieg losgebrochen, weßhalb die Regierung Allem aufbot, um im Nothfalle gerüstet zu sein. Jeder Musketenschütze auf der Landschaft erhielt 1620 unentgeltlich ½ Pfund Pulver und 5 Kugeln, welcher Vorrath aber durch die Pfarrer (!) einstweilen aufbewahrt werden sollte. Dann wurde den Stadtoffizieren alles Ernstes der Auftrag zu Theil, bei den Musterungen des wehrhaften Landvolkes Acht zu geben, „ob sy nit allein mit ihren seyten wehren gehenkt und mit spießen versehen, sondern auch die Mußcetirer mit Mußceten, gablen, Bandalier, „Zundtfläschen, Ladung, Zundtstrickhen, und was hiezu gehörig der notturfft „nach versehen, gerüst und verfaßt seyen." 1622 näherte sich wirklich feindliches Kriegsvolk unsern Grenzen, weßhalb Schaffhausen sofort 400 Musketiere ab der Landschaft in die Stadt zu ihrem Schutze beorderte.

Das mochte den Hallauer Schützen nicht gefallen. Sie wollten ihren Herd und ihr heimathliches Dorf nicht den Feinden preisgeben und die ummauerte Stadt beschützen helfen, weßhalb sie sich bei ihrem Einmarsch ganz ungestüm und rebellisch erzeigt und über die Schaffhauser alle möglichen Verwünschungen ausgestoßen hatten. Hans Keßler, Hans Stüdli und Hans Brunner wollten durchaus den Eid nicht schwören. Da wurden sie „der ehrlichen Companey endsetzt", in den obern Thorthurm gesteckt und ihres Aktivbürgerrechtes verlustig erklärt. Die sämmtliche Mannschaft wurde aber im November in ihre Dörfer wieder entlassen.

Im Jahre 1627 veranstaltete Erzherzog Leopold in Konstanz ein Freischießen; 20 der besten Schaffhauser Schützen nahmen Theil daran und gewannen 6 vergoldete Becher und 3 Paar Hosen. Dann zog dieser Fürst mit seinem Gefolge durch das Klettgau in's Elsaß. Auf seiner Reise kam er über Neunkirch und Hallau. Dorthin wurden alle Klettgauer Schützen aufgeboten, mußten sich in Reih und Glied stellen und bei Ankunft der hohen Gäste eine gemeinschaftliche Salve losbrennen und nach dem Vorüberziehen sie schließlich wieder mit einer Salve verabschieden. Als der fürstliche Zug sich Hallau näherte, wurden die auf dem Kirchthurme aufgepflanzten Doppelhaken losgebrannt. Vogt und Räthe bewillkommten den Erzherzog beim Einzug in's Dorf und die Hallauer Schützen bildeten die Ehrenwache. Der Fürst und sein Gefolge hielten dann ein Mittagsmahl im Flecken, wozu die Gemeinde aus dem Gemeindskeller einen Saum und 14 Viertel Ehrenwein vom besten Hallauer spendete. Bei der Abreise gaben die hiesigen Behörden und Schützen dem Fürsten das Ehrengeleite, und wurden die Gäste sogar mit den schönsten hiesigen Pferden auf Kosten der Gemeinde „geführt", wahrscheinlich bis nach Thiengen oder Waldshut.

Im folgenden Jahre 1628 drohte unserer Gegend wieder Kriegsgefahr. 13 Wochen lang waren die Hallauer genöthigt, die Grenze von Wunderklingen bis Hausen streng zu bewachen; auch der Flecken wurde mit Thoren und Schanzgräben versehen. Wer eine Feuerwaffe hatte und nicht zufällig auf der Wache war, mußte alle Sonntage auf der „Zielstatt" Schießübungen halten, bis zum Schaffhauser „Kilbischießen" im August war die größte Gefahr wieder etwas vorüber, weßhalb die Hallauer sich ebenfalls dort einfanden. Es durfte jedoch kein Landschütze auftreten mit dem alten Stellschloß oder „Blächen," d. h. mit dem Luntenschloß, sondern jeder solle nach Kriegsgebrauch der Eidgenossen „frey mit dem Schlüßel oder Schnapper (resp. Radschloß) zu dem fürgesetzten Ziel losschießen."

Die Spielleute durften wohl beim Auf- und Abmarsch blasen, jedoch war ihnen bei Gefängnißstrafe verboten, „zue Dantz oder anderer leichtfertiger kurtzweill" aufzuspielen.

Nun ging es aber nicht lange, so hatten unsere Schützen wirklich Gelegenheit, ihre Schießkunst und Tapferkeit auch im Ernstfalle zu bethätigen. Als im Spätjahr 1633 die ausgehungerte kaiserliche Armee unter General Altringer sich dem Kanton näherte, trat Alles unter die Waffen. Zahlreiche feindliche Schaaren aus dem Wutachthal überschritten die Landesgrenze und überfielen mehrere Schaffhauser Dörfer, so auch Beggingen, Schleitheim, Oberhallau, mit Raub, Mord und Brand. Die Mannschaft der Gemeinden Wilchingen und Hallau hielt allen Ueberfällen muthig Stand. Wer in die Flecken eindringen wollte, wurde ohne Gnade niedergemacht. Allbekannt ist die That des „Spiegelbetheli" im Bufisegg. Wenn die Hallauer Chronik mit kurzen Worten erwähnt: „es ist manker Mann druff gangen", so ist das ein Beweis, wie mancher Feind seine Raubgier mit dem Leben büßen mußte. Auch in den Jahren 1634 und 1635 hatten die Hallauer Gelegenheit, sich mit dem Feinde zu schlagen. Beide Male wurden ihnen von feindlichen Schaaren ihre Viehheerden weggetrieben, doch die Mannschaft der 16 Fahnen eroberten dieselben wieder auf der Bonndorfer Alp im Feindeslande, wobei allerdings auch einige Hallauer ums Leben kamen.

Als die Kriegsjahre vorüber waren, feierten die Hallauer auf Lätare 1638 ein Freudenfest und stifteten diesen Tag zu einem immerwährenden Gedenktag an ihre Kriegsnoth während des 30jährigen Krieges, an welchem Tage alljährlich die 16 Fahnen den Freudentrunk erhielten bis auf das Jahr 1853. Diese schweren Zeiten waren aber für die Hallauer zugleich eine Mahnung, das Schützenwesen und die Militäreinrichtungen nicht zu vernachlässigen.

Aus der im Jahr 1647 zu Stande gekommenen eidgen. Kriegsverfassung geht hervor, daß der Stand Schaffhausen zum ersten eidgen. Auszug 400 Mann und eine Kanone zu stellen verpflichtet war, und für den zweiten und dritten Auszug doppelt so viel. Eine aus 200 Mann bestehende Kompagnie mußte zählen: 120 Musketiere, 30 Spießknechte mit Schwertern, 30 mit bloßen Spießen und 20 mit Hellebarten. Mit dem ersten Auszug soll die Schützenfahne oder eine andere mit des Orts Ehrenfarbe marschiren, mit dem zweiten Auszuge die Stadtfahne und mit dem dritten das Banner. Durch die im Jahre 1652 abgehaltene Militär-

musterung traten im Militärwesen manche Uebelstände zu Tage. Nicht nur zeigten sich viele untaugliche Waffen, sondern auch das Volk „war „wenig exerzirt und abgericht, weliches übelanstendig und in fürbrechenden „militärischen fälen sehr schedlich" sein könnte. Deßhalb wurden aus der Stadt Hauptleute auf die Landschaft verordnet, welche eine Rotte nach der andern in Wehr und Waffen einexerziren mußten und zwar so lange, „bis sy darin wol underrichtet und geübt sind". Aus jeder Gemeinde sollen auch zwei oder drei Mann „erkiest werden, welche das Mustern „wol erlernen sollen, damit sy hernach andere in Waaffen abrichten köndind."

In den bernischen Bauernkrieg sandte Schaffhausen unterm 18. Mai 1653 550 Mann Hilfstruppen aus Stadt und Land. Aus Hallau mußte die erste und zweite Fahne ausziehen. Sie kamen nach Brugg und Mellingen, wo die eidgen. Armee unter General Werdmüller stand. Der Bauernaufstand in Bern und Luzern wurde blutig unterdrückt, und unsere Hallauer Mannschaft kehrte im Juni mit dem Bewußtsein wieder zurück, gezwungen worden zu sein, die Freiheit jener Landleute vernichtet und der Städtearistokratie wieder zum Siege verholfen zu haben.

Auf Antrieb der Geistlichen, welche das Zielschießen, Kegeln und Blättlen als eine Sonntagsentheiligung betrachteten, wurden die Schießübungen eine Zeit lang an den Werktagen gehalten; allein es fehlte an der gehörigen Theilnahme, weil der Handwerker und Bauer die nöthige Zeit nicht aufbringen konnte. Nachdem daher das Schützenwesen gänzlich in Zerfall zu kommen drohte, beschloß der Rath 1654 zu Handen der Synode, es sei das Zielschießen als ein „nothwendiges ehrliches Exerzitium" an den Sonntagen nach der Predigt wie früher zu gestatten, weil der Handwerksmann am Werktag seine Arbeit unmöglich versäumen könne. Hingegen bleibe das „Kegeln, blatenschießen (Blättlen) und andere ungebür, durch welliche der Sabbath entheilliget werden möchte", abgeschafft.

Damals besaß die Gemeinde Hallau einen sehr tüchtigen Büchsenschmied, Namens Martin Atzinger. Er hatte sein Handwerk zu Preßburg in Ungarn erlernt und 30 Jahre daselbst als tüchtiger Meister gearbeitet. Als ihm dort seine Frau gestorben, kehrte er wieder nach Hallau zurück und fing mit Lust und Freude sein Geschäft an. Obgleich die Büchsenschmiede damals sehr selten waren und auch die Stadt Schaffhausen diesen Mangel empfand, so wurde ihm dennoch das Handwerk gelegt und ihm verboten, ferner darauf zu arbeiten, weil solches Handwerk nur in der Stadt betrieben werden dürfe. Da blieb nun unserm Atzinger nichts

anderes übrig, als sich um das Stadtbürgerrecht zu bewerben. Er wurde 1661 um 100 Gulden aufgenommen in Anbetracht, daß man „seiner wohl bedürftig und benötiget" sei. So ging's mit allen andern Kunsthandwerkern. Aller Verkehr und Verdienst wurde in die Stadt gezogen, und unsere Schützen durften nicht einmal ihre Büchsen bei den hiesigen zwei Schlossern repariren lassen, denn diesen wurde bei Strafe untersagt, sich mit Verbesserung von Schrauben, Deckeln „und dergleichen Klutterarbeit an geschoßen, rohren oder büchsen" abzugeben.

Um dem Schützenwesen eine immer größere Ausdehnung zu ermöglichen, wurden von 1663 an auf jede Zielstatt der Landschaft zu dem gewöhnlichen „Verschießbarchet" noch weitere 6 Ellen als „Freigab" beigegeben. Hallau aber als die größte Gemeinde erhielt 18 Ellen.

Im Jahre 1666, nachdem die Gesellschaft bereits 125 Jahre bestanden, war es nöthig, eine neue Schützenfahne anzuschaffen. Die Gemeinde betheiligte sich an den Kosten mit der schönen Summe von 20 Pf. 5 ß 6 Hlr.

Eine neue Kriegsgefahr bedrohte unsern Kanton, als 1668 französische Kriegsvölker gegen die schweizerische Grenze rückten. Die militärischen Wachen wurden wieder eingeführt, die Schlagbäume und Thore an den Dorfeingängen hergestellt und alle Landgemeinden in Vertheidigungszustand gesetzt. Die Freikompagnie der Landschaft mußte mit „Kraut und Loth, „Ober- und Untergewehr" nach Schaffhausen einrücken, um einstweilen tüchtig einexerzirt zu werden. Den Gemeinden des Klettgaus wurde anbefohlen, ihre Hochwachten, wie im 30jährigen Kriege geschehen, wieder einzuführen, damit bei Feindesgefahr mit den Feuerzeichen gegen einander gehörig korrespondirt werden könne. Hallau erhielt einen eigenen Kommandanten in der Person des Tobias Peyer von Schaffhausen, und damit die Gemeinde desto wachsamer und eifriger sich zur allfallsigen Vertheidigung rüste, schenkte ihr der Rath einen halben Centner Pulver. Auch dadurch gab die Regierung der Gemeinde ein Zeichen der Zuneigung und des Wohlwollens, daß sie der 1664 organisirten Reiterkompagnie, in welcher auch 6 Hallauer Dragoner sich befanden, einen Hallauer Bürger, Hans Meyer, als „Fahnenjunker" erkor, eine Ehre, die bisher keiner Landgemeinde zu Theil geworden.

Nachdem das bisherige Schützenhaus bereits 137 Jahre gestanden, wurde es so baufällig, daß 1690 eine großartige Renovation vorgenommen werden mußte, die sich fast zu einem gänzlichen Umbau gestaltete. Um

nun die Baukosten etwas zu reduziren, griffen die Hallauer leider zu dem verwerflichen Mittel, mehrere der alten Glasscheiben von 1553, wahre Kunstwerke der Glasmalerei, die sich in der alten Schützenstube befanden, zu verkaufen. Der bischöflich konstanzische Amtmann erwarb sich zwei Stücke für den Spottpreis von 10 Pf. 10 ß., ebenso die Standeshäupter Burgermeister Hs. Conrad Neukomm und Seckelmeister Wepfer zwei Stücke um den gleichen Preis. Das Schönste aber dabei ist, daß, nachdem die Gemeinde in die Falle gegangen und sich von diesen Herren hat erwischen lassen, noch jedem derselben von der Gemeinde ein „Brathen verehrt" worden war. In das neue Schützenhaus kamen allerdings wieder einige Geschenke von neuen Glasmalereien, die aber an Kunst und Farbenpracht den alten verkauften weit nachstanden. So schenkte die Regierung eine Scheibe mit dem Standeswappen, dem Schaffhauser Bock. Auch Burgermeister Tobias Holländer, Landvogt Melchior Pfister und Jungfrau Juditha Peyer, „Gerichtsherrin zu Haßlach", haben das neue Gebäude mit solchen Geschenken geehrt.

Im Mai 1695 wurde in Neunkirch der aus dem dreißigjährigen Kriege her datirende und alle 24 Jahre sich wiederholende „Schießet" wieder abgehalten. Er wurde von 400 Schützen besucht und währte drei Tage. Es waren an Gaben vorhanden 14 Silberbecher, 121 Stück Zinngeschirr und ein Paar Hosen im Werth von sechs Gulden. Die drei hiesigen Schützen Hieronymus Fotsch, Hs. Melchior Brunner und Esajas Heer, Seiler, gewannen Becher und Jerg Zimmermann von hier wurde mit den schönen Schweizerplumphosen beglückt. Die Regierung hatte ein Mandat erlassen, daß während des Schießens alles in gebührender Bescheidenheit hergehen und Jedermänniglich sich Alles Uebermuthes, Tanzens und Spielens entmüßigen solle. Allein das Verbot wurde in keiner Weise beachtet, weßhalb der Landvogt den Auftrag erhielt, die Fehlbaren ausfindig zu machen und andern zum Exempel gebührend abzustrafen. Der Schießet hat auch sonst, wie ein Hallauer Chronist berichtet, „vill geldt kostet".

Es scheint, daß Hallau um diese Zeit eine Anzahl recht guter Schützen hatte. Es war ihnen daher ein Zwischenraum von 24 Jahren bis zum Zeitpunkt des nächsten Schießets zu lang, und wünschten sie, nach Verfluß von 12 Jahren einmal einen Klettgauer Freischießet in Hallau zu veranstalten, und der nicht nur 3, sondern 4 Tage dauern sollte. Die Regierung gab die Bewilligung. Die eingesandten Gaben beliefen sich auf 170 Gulden.

Den 25. September 1707 wurde das Freischießen eröffnet, und die Hallauer hatten wirklich die Freude, den Schützenkönig in der Person des Esajas Heer, Seiler, zu haben, welcher die beste Gabe gewann, bestehend in einem vergoldeten Becher, 23 Gulden im Werth. Die zweite Gabe, ein Wasserkessel, 21 Gulden geschätzt, erhielt der Schaffhauser Hans Moßmann. Auch die dritte und vierte Gabe, ebenfalls Becher, wurde wieder Hallauern zu Theil.

Der auf das Jahr 1719 fallende 24jährige Klettgauer Schießet fand wahrscheinlich nicht statt, da gerade damals der politische Wilchingerhandel die Gemüther in Aufregung hielt und das meiste Militär in dem rebellischen Wilchingen in Besatzung lag. Ueberhaupt wurden diese Schießet immer mehr nur Vergnügungsfeste; fand sich doch 1722 die Regierung bewogen, die Abhaltung sämmtlicher Freischießen zu verbieten, weil die Erfahrung gelehrt habe, daß mit diesen Festen Unordnungen und „große Köften" verbunden seien und Manche „zu Schaden ihrer Haushaltungen sich bei denselben eingefunden". Dieses Verbot wurde zwar 1732 indirekt wieder aufgehoben; allein selbst in manchen Schützengesellschaften herrschte Unordnung, Untreue, Bestechlichkeit und Betrug. So ließ sich die Neunkircher Schützengesellschaft jahrelange betrügliche Handlungen gegenüber dem Seckelamt in Schaffhausen zu Schulden kommen. 1740 kam die Sache an den Tag, und die Regierung verurtheilte die Neunkircher Schützen zu 200 Gulden Buße und Ersatz des Schadens. Auf Anhalten derselben wurden jedoch 50 Gulden an der Buße nachgelassen. Dieser bedenkliche Fall veranlaßte den Rath, für die ganze Landschaft eine neue Schützenordnung aufzustellen. Ob durch dieselbe wirklich die rechte Ordnung im Schützenwesen hergestellt wurde, bleibt dahingestellt. Immerhin wurde der Schießet in Neunkirch 1743 abgehalten, der allem Anschein nach von Hallau aus nicht stark besucht, da das Zutrauen zu der Neunkircher Gesellschaft nicht so bald wieder befestigt war.

Zu dieser Zeit waren bereits alle Handfeuerwaffen mit dem Feuersteinschloß versehen, wodurch die frühern Luntenschlösser und Radschlösser total verdrängt wurden. Die Muskete oder Flinte bürgerte sich nach und nach vollständig ein. Es war ein Vortheil, daß sie ohne Ständer oder Gabel frei abgefeuert werden konnte. Jetzt erhielt sie noch das Bayonnet und wurde hiedurch nicht nur Schuß-, sondern auch Stichwaffe, so daß dem Infanteristen in Zukunft das Tragen eines Seitengewehrs erlassen wurde. Einzig die Offiziere und Unteroffiziere behielten letzteres

als Unterscheidungszeichen noch bei. Die Offiziere trugen zudem statt einer Flinte einen kurzen Spieß oder sog. Esponton. Da die Musketen oder Flinten Rollgewehre mit kurzen Läufen waren, so konnten sie allerdings schnell geladen und abgefeuert werden, aber die große Schußweite und Treffsicherheit der Zielrohre mit den langen gezogenen Läufen hatten sie nicht. Daher wurde das Zielrohr als eigentliche Schützenwaffe immer noch beibehalten, wogegen den Musketenschützen auf den Zielstätten besondere Schießstände, jedoch mit kürzerer Schußweite als für die Zielrohrschützen, eingerichtet wurden. In Hallau wurde der Schießstand für die Musketenschützen im Jahre 1740 errichtet und hieß dieser in Zukunft der halbe Stand und der andere der ganze Stand. Der halbe Stand kam auf die nördliche Seite des Schützenplatzes, und die Scheiben wurden an der Oberwiesenstraße plazirt, während die Zielrohrscheiben bei der Deuchelrooß standen. In jeden Stand wurden zur Aufsicht und Handhabung der Ordnung zwei Schützenmeister bestellt, die von 1774 an von der Gemeinde eine kleine Besoldung erhielten.

Große Uebungen und Vorbereitungen wurden dann veranstaltet auf den im Jahre 1767 wieder abgehaltenen 24jährigen Schießet in Neunkirch. Schon am 9. März fanden sich zwei Abgeordnete der Neunkircher Schützen in der Versammlung der obern Schützengesellschaft zu Schaffhausen ein und brachten die Angelegenheit der Abhaltung des großen Freischießet zur Verhandlung. Der Beschluß wurde gefaßt, und nachdem die Gnädigen Herren den Freischießet „in gnaden bewilliget", geschah die Einladung hiezu auf den 17., 18. und 19. Juni in allen Kirchen des Klettgaus von den Kanzeln herab. Schöne Ehrengaben gingen ein, im Ganzen 20 Silbergaben, 16 Kupfergaben und 139 Zinngaben. Der Bischof von Konstanz, als früherer Besitzherr von Neunkirch und Schirmherr von Hallau, sandte 12 silberne Löffel, im Werthe von 60 Gulden, für den besten Schützen. Das Domkapitel Konstanz schenkte als zweitgrößte Gabe 6 goldene Kopfdukaten, also 30 Gulden und der Prälat des Klosters Rheinau als dritte Gabe 5 Kopfdukaten, also 25 Gulden. Mit dem Schießet wurde zugleich ein Kegelschieben verbunden und 3 „Kegelgräben" oder Kegelplätze eingerichtet, wo die Hauptgewinner ebenfalls Gaben erhielten. Am Morgen des 17. Juni rückten die Schützengesellschaften aus sämmtlichen zur Herrschaft Neunkirch gehörenden Ortschaften ziemlich zahlreich trotz des strömenden Regens in Neunkirch ein. Die Hallauer erschienen in ihrer alten Nationaltracht mit Fahne, Tambour und Pfeifer

an der Spitze, 67 Mann stark. Gächlingen sandte 34 Mann, Wilchingen 32, Neunkirch 31, Siblingen 32, Trasadingen 30, Oberhallau 24 und Osterfingen 20, im Ganzen mit den 75 Stadtschützen aus Schaffhausen 345 Mann. Die Schaffhauser sammelten sich am Morgen bei der „Weberstube" und zogen mit ihrer Fahne und in Begleitung mit der ganzen Regierung in feierlichem Zuge zur Stadt hinaus nach Neunkirch. Unterdessen stellten sich die Klettgauer Schützen auf dem Neunkircher Schützenplatz in Reih und Glied und marschirten während anhaltendem Regen den Schaffhausern entgegen, aber nicht bis zur Stelle, wo die Schaffhauser warten, sondern bis zu einem näher gelegenen Rendevous. Endlich brachen die Schaffhauser auf und trafen die Ländler am Rank bei Erlatingen. Unfreundlich war das erste Begegnen. Mit Vorwürfen wurden die Landschützen überschüttet, daß sie die Frechheit gehabt, die Herren beim größten Regen am Schmerlat warten zu lassen. Die Bauern waren aber an Entschuldigungen nicht verlegen und meinten, „sy seien nicht schuld, warum Unser Herr Gott so schlecht wetter schike, „die Schaffhauser sollen Unserm Herr Gott die schuld geben ꝛc." Doch fand nach und nach eine gemüthlichere Stimmung unter den gereizten Gemüthern Platz. Der Redner der Landschützen, Adam Pfeiffer, Küfer von Neunkirch, bewillkommte die Schaffhauser im Namen aller „Landleuten und Unterthanen" in einer freundschaftlich gehaltenen Anrede. Auch der Himmel schien sich aufhellen zu wollen. Der Statthalter der Schaffhauser Schützen, Zunftmeister Wipf, hatte den Auftrag, die „Anrede und Danksagung" zu halten an die sämmtlichen Festtheilnehmer. Er gedachte in seiner Schützenrede, die heute noch wörtlich vorhanden ist, des köstlichen Gutes der Freiheit, welches uns unsere Vorfahren mit Aufopferung ihres Blutes und Lebens erkauft und erstritten hätten und wie zur Vertheidigung dieser Freiheit des Vaterlandes tüchtige Schützen unentbehrlich seien. Dann berührte er die Entstehung der Schützengesellschaften, und mahnte zur Ordnung und Einigkeit und zur Beobachtung der Schützenartikel, die „sogleich auf der Gemeindstuben einem jeden zur Nachricht" würden vorgelesen werden, dankte den „lieben Landleuten und Unterthanen" im Namen der löblichen Schaffhauser Schützengesellschaft für die „geschehene, nicht „wohl überlegte, zwar dem Schein nach freundliche Bewillkommnung" und munterte alle auf, „nach dem Beispiel unserer tapfern Vorfahren stets „bereit und willig zu sein im bedürffenden Fall für unser Vaterland und „für unsere geist- und leibliche Freiheit auch unser Gut und Blut auf„zuopfern."

Dann ging's mit klingendem Spiel Neunkirch zu. Auf dem Gemeindhaus wurde zuerst die Schützenversammlung abgehalten und die Schützenartikel speziell verlesen, worin festgestellt war, daß Niemand zu schießen erlaubt sei, „als den sämmtlichen Junkern und Herren von Schaffhausen „und den Landleuten der Herrschaft Neunkirch, jedoch mit dem klaren Anhang, daß ein jeglicher, der schießen wolle, schon müeße zur heiligen „Kommunion gegangen sein, und sein Seitengewehr in dem Kuppel an der „seiten haben". Dann wurde vor Eröffnung des Schießet das Loos geworfen, in welcher Reihenfolge die Schützen der verschiedenen Gemeinden zu schießen hätten. Aus Schaffhausen und den klettgauischen Gemeinden war eine Menge Volks herbeigeströmt. Es muß über den Schießet ein tolles, verschwenderisches Leben geführt worden sein. Im landvögtlichen Hof wurden auf Staatsrechnung 20 Ehrengäste und ihre 16 Bedienten bewirthet, und obgleich es ziemlich nasses Wetter war, haben diese 36 Personen dennoch über 5½ Saum Wein und 37 Maß Bier vertilgt, wodurch dem Säckelamt eine Ausgabe erwuchs von 333 Gulden. Auf dem Schützenhaus zechten auf Rechnung der Gesellschaft die Schreiber, Aufseher, Standmeister, Spielleute und Zeiger, welche einzig an Fleisch für 45 Gulden verbrauchten.

Als die beiden besten Schützen zeichneten sich aus Hs. Jakob Neukomm von Unter-Hallau und Hans Weber von Gächlingen. Sie standen sich gleich und mußten um die erste Gabe, die 12 silbernen Löffel des Bischofs von Konstanz, stechen. Das Glück war dem Hans Weber günstig, und es erhielt somit Hs. Jakob Neukomm die zweite Gabe, 6 Golddukaten oder 30 Gulden vom Domkapitel Konstanz. Die dritte Gabe, 5 Golddukaten oder 25 Gulden vom Prälat zu Rheinau, erhielt Hs. Georg Schelling, Richter von Siblingen. Bedeutende Gaben gewannen noch drei Hallauer Schützen im Werthe von 18 und 5 Gulden. Tobias Gasser, Klostervogt, war Hauptschütze in den Trüllscheiben; er erhielt verschiedene Gaben 12½ Gulden an Werth. Adam Bringolf erhielt die sog. „Jungferngab". Im Ganzen hatten 34 Hallauer kleinere oder größere Gaben gewonnen, selbst der Schulmeister Jakob Rahm befand sich unter den Glücklichen. Dieses Resultat hatte besonders unter den Schaffhauser Schützen böses Blut gemacht. Als sie sahen, daß die Landschützen sie überholten, gaben sie sich so der Schwelgerei und Ausgelassenheit hin, daß nach Schluß des Festes sich nur acht Mann einfanden, um die Fahne nach Schaffhausen zu begleiten, obgleich die Stadtschützenordnung vor-

schrieb, daß jeder Schütze bei einem Gulden Buße gehalten sei, „mit dem Fahnen wider nach Hauß zu ziehen".

Diese schlimmen Auswüchse im Schützenwesen gaben nachher Veranlassung zu verschiedenen Beschwerden und Wünschen unter den Gesellschaften. Ein großer Theil der Stadt- und Landschützen drang darauf, es möchten in Zukunft die Gaben auf die verschiedenen Zielstatten zum Verschießen vertheilt werden, wodurch im Schützenwesen mehr geleistet und den Gnädigen Herren wenigstens 4- bis 500 Gulden erspart würden, auch „die großen Exzeß, Hurerey und schwelgerey von Burgeren und Land„leüthen vermieden" werden könnten. Den Stadtschützen besonders gefiel nicht, daß sowohl die Umschützscheiben, als auch die Stich- und Trüllscheiben in Neunkirch verschiedene Größe hatten und in ungleicher Distanz von einander standen, und daß für die Sicherheit der Zeiger zu wenig Sorge getragen worden sei.

Der verlotterte, politische Zustand am Ende des vorigen Jahrhunderts übte auf das Schützenwesen einen lähmenden Einfluß aus. Die Regierung verabreichte zwar die Barchetgeschenke an die Schützengesellschaften noch; allein 1778 wurde eine Abgabe darauf gelegt, so daß die Schützenmeister in Zukunft zuerst die sog. „Barchetlösung" von 1 Pfund 16 Schilling bezahlen mußten, ehe sie das Geschenk von den Gnädigen Herren in Empfang nehmen durften. Seit die Regierung der Landschaft in Bezug auf Gewerbe, Handel und Verkehr alle Lebensadern abgeschnitten, alle Offizierstellen den Schaffhausern gegeben und das Studium der Wissenschaften den Landleuten verboten worden, schwand das gegenseitige Zutrauen zwischen Stadt und Land immer mehr und die Kluft wurde zusehends größer. Die Landschaft verarmte, und mit ihrem finanziellen Ruin erstarb nach und nach jedes nationale Gefühl, jedes politische Selbstbewußtsein. Der Verlust der Freiheit und Selbständigkeit hatte natürlich zur Folge, daß auch auf dem Gebiete des Schützenswesens aller Eifer auf der Landschaft erkaltete. Die Gemeinde Hallau nahm zwar 1790 noch einen politischen Anlauf, um wieder in den Besitz ihrer früheren Rechte und Freiheiten zu gelangen; allein das unglückliche Ende dieser Revolution, verbunden mit Einkerkerung, Folter und Verbannung unserer besten Bürger, mit Bezahlung der großen Gemeindsbuße und der deßhalb nothwendig gewordenen Veräußerung der 46 alten prachtvollen Silberpokale, wirkte zu niederschlagend auf die Gemüther, als daß dem Schützenwesen noch irgend welche Aufmerksamkeit hätte geschenkt werden können.

Immerhin fand der 24jährige Schießet 1791 in Neunkirch noch statt, aber ohne irgend welchen nationalen Schwung. Vermuthlich haben ihn die Hallauer gar nicht besucht, denn es fehlen alle speziellen Berichte darüber. Man weiß nur, daß der Speiszeddel der Schaffhauser Ehrengäste, die auf Staatsrechnung zechten, sich auf 677 Gulden belief. Es war der letzte 24jährige Klettgauerschießet und zugleich das Todtenfest des alten Schaffhauser Schützenwesens.

Da kam das Jahr 1798. Der Donner der französischen Kanonen zertrümmerte die Throne der aristokratischen Machthaber in der Schweiz, und die Rechte des Landvolks kamen wieder zur Geltung. Aber durch die immerwährenden Einquartierungen und Durchzüge fremder Truppen geriethen die Gemeinden in große Schulden. Niemand kümmerte sich mehr um das Schützenwesen. Das Hallauer Schützenhaus diente von 1798 an abwechslungsweise als Unterkunft für französische, kaiserliche und russische Soldaten, die in ihrem Uebermuthe alles daran ruinirten. Die Fenster und prächtigen Glasmalereien wurden zerschlagen; Schlösser, Thüren und Wände demolirt, so daß, als die fremden Truppen abgezogen waren, das Haus einer Ruine glich. Da das Gebäude nicht mehr geschlossen werden konnte und Tag und Nacht offen stand, so holte von jetzt an jeder Bürger heimlich davon, was ihm beliebte. Thüren, Läden, Fenster, Bretter, alles bekam Füße und so mochte wohl auch auf diese Weise die von Junker Landvogt Ringk 1568 geschenkte Glasscheibe, sowie eine andere vom Jahre 1593 in hiesige Privathände gekommen sein, die dann aber 1870, als sie bereits an Juden verschachert waren, durch meine Dazwischenkunft der hiesigen Rüstkammer gerettet werden konnten. Die Gemeinde hatte zwar schon 1799, als noch kaiserliches Militär hier lag, beschlossen, es solle das „in „Ruin verfallene Schützenhaus" einer Renovation unterworfen werden; allein das Jahr 1800 mit dem sog. „Ritterat" (Retraite, Rückzug der Armee), brachte neues Kriegsunglück. Die zwei feindlichen österreichischen nnd französischen Armeen stießen bei Hallau aufeinander, so daß am 1. Mai 1800 in und um unsern Flecken wohl gegen 80,000 Mann Militär lagen, und zudem noch um Mitternacht auf dem Metzgerrain eine Feuersbrunst entstand, die zehn Häuser und das Gemeindsmetzglokal einäscherte. Die Gemeinde erhielt Kriegsschulden auf Kriegsschulden, und an eine Renovation des Schützenhauses konnte nicht mehr gedacht werden. Nach einigen Jahren glich dasselbe einer zerbrochenen Laterne; Sturm und Regen, Eulen und Spatzen waren eingezogen, bis endlich 1809 der Ver-

kauf auf Abbruch erfolgte. Die Gemeinde faßte den Beschluß am 12. März mit 107 gegen 78 Stimmen „mit dem deutlichen Vorbehalt, daß das „Schießrecht dabei für die Gemeinde vorbehalten bleibe." Doch die Freunde des Schützenwesens machten gegen den Verkauf und Abbruch Opposition und drangen darauf, es solle der bezügliche Beschluß rückgängig gemacht und ein Umbau oder eine Renovation des Hauses vorgenommen werden. Wirklich kam die Sache am 14. Dezember 1809 noch einmal vor die Gemeinde, welche aber mit 159 gegen 111 Stimmen erkannte, daß das Schützenhaus „solle verkauft und abgerissen werden". Der Käufer war Georg Gasser, Beck, welcher damals gerade mit dem Bau eines neuen Hauses im Eigen beschäftigt war. Die noch brauchbaren Balken, Rafen, Dachziegel, Steine &c. verwendete er zu seinem neuen Bau, wo jetzt Adam Gasser wohnt. Was erlöst worden ist, bleibt ein Räthsel, da in den damaligen Gemeindsrechnungen nichts hierüber figurirt.

Kaum hatte sich die Gemeinde unter der Napoleonischen Mediationsverfassung wieder etwas erholt, so traten 1813, 14 und 15 neue Kriegsjahre ein. Unaufhörliche Truppendurchzüge und Einquartierungen brachten unsere Gemeinde in neue Schuldenlasten hinein. Der Sturz Napoleon's bei Leipzig war für die Stadtaristokratie und Junkerherrschaft das Auferstehungsfest. Während das Volk unter den Drangsalen des Krieges seufzte, proklamirten die Schaffhauser Machthaber 1814 eine Verfassung, wodurch die politischen Rechte des Landvolks wieder gebrochen wurden. Daher kam es, daß nun seit mehr als 20 Jahren das Schützenwesen total erstorben war. Der Schützenplatz sah öde und leer aus. Selbst die alten, ehrwürdigen Linden, die beim Bau des Schützenhauses 1553 gesetzt worden waren und unter deren Schatten unsere Voreltern so manche frohe Stunde verlebten, sollten unter den Axthieben einiger verdrehter Köpfe fallen. Wie schade, daß es selbst diesen herrlichen 300jährigen Zeugen der Geschichte Hallaus nicht vergönnt bleiben sollte, auch dem jüngern Geschlecht noch lebendige Prediger zu sein von dem vaterländischen Sinn und Geist unserer Altvordern. Und wo ist die uralte Schützenfahne hingekommen? Das weiß bis zur Stunde Niemand. Es mag ihr gegangen sein wie den zwei alten Gemeindsbannern, die 1798 im sinnlichen Freiheitsrausche zerscheert und zerrissen und die Bänder an die neuen Freiheitsbäume aufgeknüpft wurden, die größern Stücke auch als Privathalstücher zur Verwendung kamen.

Der bernische Jura.

Von J. Elzingre.

(Mit acht Abbildungen.)

Pruntrut, seine Lage und Geschichte.

Hauptort eines Landestheiles, der keilförmig zwischen Frankreich und Deutschland eingeschoben ist, verdankt die Stadt Pruntrut dieser außergewöhnlichen Lage ihre Bedeutung in Bezug auf die Handelsbeziehungen zwischen den drei benachbarten Völkern. Ihre monatlichen Märkte, die eine beträchtliche Anzahl elsässischer und französischer Kaufleute herbeiziehen, geben ihr eine große Belebtheit und sind der hauptsächlichste Tauschmarkt des Jura. Die Fruchtbarkeit des Bodens des Elsgau's, die Schönheit der Weinberge der Baroche, die Landwirthschaft, welche in den Dörfern mit Erfolg betrieben wird, die Bemühungen der Ackerbaugesellschaft machen aus dem Ort gleichsam ein Centrum der bäuerlichen Gewerbsthätigkeit. Endlich ist die Stadt durch ihre Anstalten für den höheren Schulunterricht, durch die Kantonsschule und das Lehrerseminar, durch ihre Bibliothek, ihre Archive, ihren botanischen Garten zur pädagogischen und wissenschaftlichen Hauptstadt des Jura's sozusagen designirt.

Die Altstadt ist malerisch zwischen zwei Hügeln gelegen, deren einer das Schloß und der andere die Gebäude des Kollegiums trägt. Am Verbindungspunkt von mehreren kleinen Thälern placirt, von zwei Bächen bespült, von Weinbergen, Promenaden, koketten Landhäusern umgeben, gewährt der Ort, dessen alte Befestigungen wohl noch leicht zu erkennen sind, einen recht eigenthümlichen und interessanten Anblick.

Die Gelehrten haben nichts Positives und Sicheres über den Ursprung der Stadt entdecken können. Eine Zeit lang hatten unsere Alterthumsforscher dem Einen leicht verzeihlichen Eifer, unsere Stadt auf einen berühmten historischen Namen zu pfropfen, als Mutterstadt das vielberufene Amagetobria gewählt, welches in den Denkwürdigkeiten Cäsar's angeführt ist anläßlich eines von dem Germanen Ariovist über die Eduer

davongetragenen Sieges, aber schließlich mußten sie auf deren ruhmvollen Adelsbrief verzichten, mangels genügender Beweisgründe.

Der Name des Ortes wird verschieden erklärt. Von den vier Erklärungen, die man von demselben gegeben hat, scheint uns die plausibelste und annehmbarste diejenige zu sein, welche das Wort Pruntrut (Porrentruy), das in den ältesten Texten in der Form Pouteragenrud erscheint, von den keltischen Wörtern Pons-ragen-trud, gleich: Brücke über die Zauberquelle, ableitet. Diese Quelle ist der Creugenot, dessen intermittirende Ueberschwemmungen und dumpfes Geräusch bei seinem Anschwellen die Einbildungskraft der naiven und abergläubischen ersten Bevölkerung des Landes lebhaft erregen mußten. Der Name Creugenot bedeutet noch heute im Patois die Höhle der Zauberer. Wir werden übrigens noch Gelegenheit haben, auf diesen Waldbach, der so bemerkenswerthe hydrographische Eigenthümlichkeiten zeigt, zurückzukommen.

Es gab aber zur Zeit der Gallier eine kleine, von Naurakern bewohnte Ortschaft. Das Wappen der Stadt, der schwarze Eber, soll, wie man glaubt, von dem symbolischen Wappenthier Nauracien's herrühren. Die Römer erstellten nach der Eroberung des Landes auf dem Schloßhügel ein Kastell und später bauten sie den Thurm Réfouse.

Das erste Dokument, welches den Namen Pruntrut trägt, ist vom Jahre 1140 datirt, es stellt die Kapelle Saint-Germain unter die Abhängigkeit der Metropole von Besançon. Der Thurm der St. Peterskirche ist 1055 gebaut worden, wie eine auf einem Stein der Mauer entdeckte Inschrift bezeugt. Pruntrut hat die Schicksale aller romanischen Gegenden jener Zeit getheilt; der Ort gehörte nach einander zum alten Königreich der Burgunder (bis 534), zum fränkischen Reich (bis 887), um dann wieder an das zweite burgundische Königreich und schließlich, 137 Jahre später, unter die Herrschaft der deutschen Kaiser zu fallen, deren mehr oder weniger durchgreifende Suzeränetät der Jura während nahezu acht Jahrhunderten anerkennen mußte.

Der Elsgau oder die Ajoie war der regierenden Familie der Grafen von Sundgau, später Grafen von Montbeliard, zugefallen; indessen besaß auch das Kloster St. Ursanne, welches vom Kapitel von Münster abhängig war, Güter, Häuser und Leibeigene in der Stadt und dem Bezirk. Als der letzte König von Burgund, Rudolf III., die Abtei Münster dem Bisthum Basel schenkte, fielen alle Güter, Rechte und Privilegien des Abtes an die Fürstbischöfe von Basel. Die Grafen von Montbeliard und der

bischöfliche Stuhl, diese beiden mächtigen und rivalisirenden Häuser, die beide in der gleichen Stadt Besitzer waren und dort eine getheilte Autorität ausübten, konnten nicht ohne schwere Streitigkeiten neben einander bestehen. Nach mehrjährigen Zänkereien willigte schließlich Theobald, Graf von Montbeliard, ein, auf alle seine Rechte über die Stadt Pruntrut vermittelst einer starken Geldsumme zu verzichten (1280). Dieser erste Konflikt war kaum beendet, als Renatus, Nachfolger von Theobald, gegen dieses Abkommen Einsprache erhob und alle Ansprüche seiner Familie wieder frischerdings vorbrachte. Es wurde beschlossen, daß ein Schiedsgericht ernannt werden solle zur Schlichtung des Streites. Ohne aber den Richterspruch abzuwarten, bemächtigte sich Renatus verrätherisch der Schlösser. Der Bischof von Basel, ein vertrauter Rathgeber Rudolfs von Habsburg, bat um den Beistand seines Suveräns, des deutschen Kaisers. Rudolf eilte an der Spitze eines starken Heeres zur Belagerung Pruntruts herbei (2. März 1283). Nach einem Widerstand von sechs Wochen ergab sich Renatus und schwor feierlich, auf alle Rechte auf die Stadt zu verzichten. Die Einwohner hätten zweifelsohne es vorgezogen, unter der Herrschaft eines französischen Grafen zu bleiben, statt als Vasallen eines deutschen Fürsten zu leben. Auch gewährte ihnen der Kaiser, um sie fester mit dem Bisthum von Basel zu verbinden, eine Charte, durch welche die Stadt zum Rang einer kaiserlichen Stadt erhoben wurde; und ein Wochenmarkt wurde unter der Protektion des Reiches eingerichtet.

Trotz seines Eides suchte Renatus das Schloß durch einen kühnen Handstreich wieder in seinen Besitz zu bringen. Der Kaiser eilte zum zweiten Mal herbei und trieb den Grafen bis nach Besançon zurück. Renatus machte darauf seine Unterwerfung und erklärte sogar, für die wenigen Güter, welche seine Familie noch im Elsgau besaß, die Suzeränetät des Bisthums anzuerkennen. So endete der Streit zwischen den beiden rivalisirenden Häusern.

Der Elsgau sollte jedoch noch durch andere Hände gehen, bevor seine Stellung endgültig festgestellt wurde. Die Bischöfe von Basel waren bei den fast beständigen Kriegen, welche sie gegen ihre Unterthanen unterhielten, so in Schulden gerathen, daß sie ihre Güter und Besitzungen verkauften oder als Hypotheken hergaben. Pruntrut wurde nach und nach an vier Häuser vergeben, zuletzt an die Grafen von Montbeliard unter dem Vorbehalt, daß diese Cession nur eine bedingte sein solle. Die Bischöfe behielten sich nämlich das Recht zum Rückkauf vor (1386). In diese Zeit fällt die Regierung der guten Gräfin Henriette, der guten „Arie", von

der das Volk durch Jahrhunderte hindurch eine unbestimmte Rückerinnerung bewahren sollte. Diese Fürstin begünstigte die Handwerkergilden, gründete das erste Spital, welches sie großmüthig dotirte, und soll auch, wie die Legende berichtet, den Elsgauern eine sehr wichtige Charte gewährt haben, auf welcher die Auflagen und Frohndienste verzeichnet waren, welche die Herrschaft verlangen durfte. Dieses Dokument, dessen Existenz fraglich ist, ist niemals aufgefunden worden. Aber es sollte in der Folge in den Zeiten der Unruhen trotzdem Gegenstand von Nachforschungen Seitens der aufrührerischen Bauern und der Freibrief werden, auf welchen sie alle ihre Forderungen stützten.

Im Jahre 1461 kauften die Bischöfe, den Verträgen gemäß, die Stadt und auch die umliegenden Dörfer, die ebenfalls in Hypothek vergeben worden waren, zurück. Bis zum Jahr 1793 blieb der Baselstab im Besitze aller Distrikte des Jura.

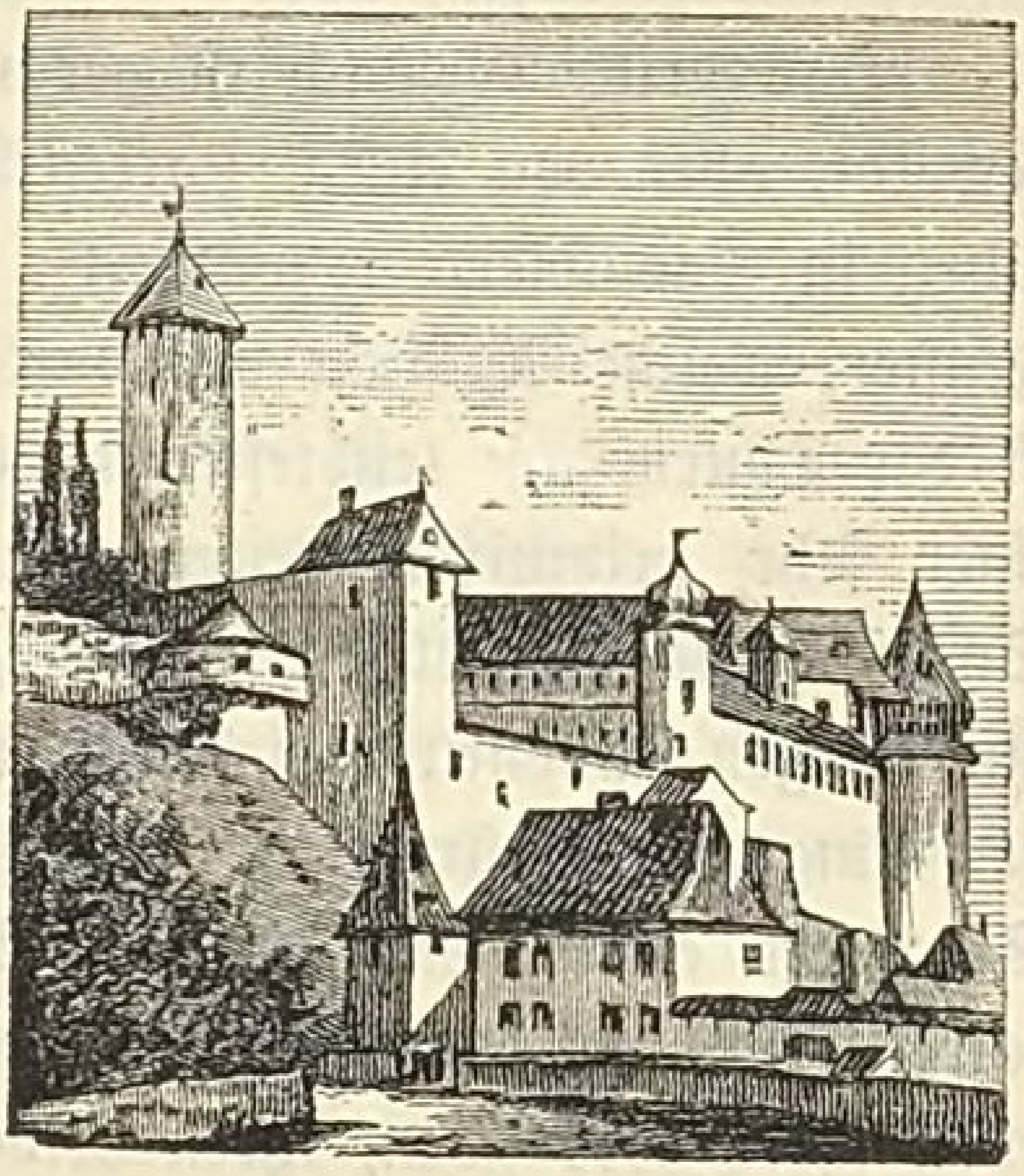
Während den Burgunderkriegen ergriff der regierende Fürstbischof die Partei der Schweizer gegen Karl den Kühnen. In der Schlacht von Hericourt, welche von den Bernern gewonnen wurde, war auch das Elsgauer Kontingent betheiligt; die nämlichen Truppen nahmen auch Theil an den glorreichen Schlachten von Grandson und Murten und kamen aus denselben mit Siegeszeichen und reicher Beute zurück. Erst nach Beginn der Reformation, als der bischöfliche Hof gezwungen war, das protestantisch gewordene Basel zu verlassen, schlug er seine Residenz dauernd im Schloß von Pruntrut auf (1528). „Diese Uebersiedlung," sagt unser nationale Geschichtsschreiber, Dr. Quiquerez, „war den politischen Freiheiten dieser Stadt weniger günstig, als man glauben konnte. . . . Bald wollten der Fürst und seine Diener die Gerichtsbarkeit an sich ziehen und drängten sich immer mehr in die städtische Verwaltung ein." Diese Politik hatte im Laufe der Zeit viele Unruhen zur Folge. Aber wir wollen für einen Augenblick diese lange historische Auseinandersetzung abbrechen und sie in dem Schlosse dieser Fürsten, Angesichts ihrer eigenen Bilder, wieder aufnehmen.

Das Schloß Pruntrut.

Die sehr gut erhaltenen Gebäulichkeiten, welche die bedeutendsten der ganzen Gegend sind, beherrschen stolz die Stadt. Wenn man, um dahin zu gelangen, der Fahrstraße folgt, so kommt man durch eine Allee von

schönen und großen Bäumen, dem ehemaligen Spazierweg der Fürstbischöfe.

Im Hof des Schlosses ist das erste in die Augen fallende Gebäude „der Thurm Réfouse“. Er ruht direkt auf dem Felsen; seine Mauern haben an der Basis 14 und gegen den Dachstuhl 6 Fuß Dicke. Der Thurm ist 45 m. hoch. Von den Römern erbaut, zwar nicht gerade in den ersten Zeiten der Eroberung, sondern in der gallo-römischen Epoche, mußte der Thurm in Augenblicken der Gefahr als Zufluchtsort (refuge, von refugium, daher Réfouse) dienen. Das Gebäude hatte damals noch kein Dach und auf der ungedeckten Plattform wachten Tag und Nacht die Wächter dieses Speculums, welche beauftragt waren, für die Sicherheit der Straßen zu sorgen. Wie die Abbildung zeigt, ist das Thor mehrere Meter über dem Bache angebracht, eine ausgezeichnete Vorsichtsmaßregel gegen jeden unvorhergesehenen Angriff.



Das Schloß Pruntrut.

Die Verbindung konnte nur durch Strickleitern hergestellt werden. Die Burgunder verschonten diesen Thurm, der eine so große Wichtigkeit als Vertheidigungsmittel hatte. Die Herren von Sundgau und Montbeliard ließen ihn ebenfalls beständig besetzen.

Man gelangt auf den Balkon durch eine kleine Wendeltreppe. Die Flur war am Eingange durch zwei Thüren abgeschlossen, wie die Ueberreste von Thürangeln beweisen. Der erste Saal, als Gewölbe gebaut, empfängt sein Licht nur durch ein sehr kleines, langes und rechteckiges Fenster; dasselbe enthält einen „Vergeßwinkel“ (oubliette), ein dunkles und tiefes Gelaß, in welches die Gefangenen vermittelst einer Strickleiter hinabgelassen wurden. Durch eine nicht erleuchtete Wendeltreppe, welche in der Mauer angebracht ist, gelangt man in den zweiten Stock, welcher ebenfalls aus einem einzigen gewölbten Gemach besteht, das durch eine kleine und enge Oeffnung sein Licht erhält. Von einem ungeheuren Kamin stehen noch die alten in die Mauer eingelassenen Säulen aufrecht. Der Mantel ist unglücklicher Weise zerbrochen und weggetragen worden. Der in der Mauer angebrachte Rauchfang endet am Dachstuhl. Dieses Kamin

hat denjenigen Archäologen, welche den römischen Ursprung des Thurmes leugnen, ihr Hauptargument geliefert; aber die Ausgrabungen von Pompeji haben bewiesen, daß die Römer bisweilen ganz ähnlich gebaut haben.

Das dritte Gemach ist geräumiger und besser erleuchtet; es ist nicht gewölbt, aber von einem starken Balkenwerk bedeckt. Eine hölzerne Stiege führt in das vierte Stockwerk. Dasselbe besitzt drei große und breite Fenster, welche Aussicht auf das flache Land gewähren; von dieser Seite ist der Thurm am leichtesten zugänglich. Endlich gelangt man vermittelst einer sehr primitiven Leiter auf die alte Plattform, welche durch eilf Schießscharten geschützt ist, die zur Zeit der fürstbischöflichen Herrschaft mit einigen Kanonen versehen waren. Das Dach ist, wie bereits bemerkt, von jüngerer Konstruktion. Wer muthig genug ist, kann noch ein letztes Stockwerk erklimmen, bis zum Wächterhäuschen. Von diesem Platz aus entrollt sich vor dem Beschauer ein prächtiges Panorama: die Stadt mit allen ihren Gebäuden, ihren beiden Flüßchen, den zwei Hügeln la Perche und Cras d'Hermont, die von Cäsar und Ariovist vor der großen, später noch zu erwähnenden Schlacht besetzt worden sein sollen, endlich im Hintergrund die Kette des Mont Terrible, von welcher sich sehr deutlich der Mont Terri mit seinem gewölbten Rücken abhebt. In der Ebene sieht man die Dörfer Courtedoux, de Fontenais und, zur Linken, Courgenay.

Am Fuße des Thurmes kann man einen etwa 60 m. tiefen Brunnen sehen, der zum großen Theil in den Felsen eingehauen ist. Man glaubt nicht, daß diese Arbeit den Römern zuzuschreiben sei.

Bevor wir den sogenannten Empfangssaal besuchen, ist es vielleicht angezeigt, den Gefängnissen des Schlosses, welche sich in dem alten Gebäude rechts von dem großen Eingangsthore befinden, einen Besuch abzustatten. In den unterirdischen Räumen befinden sich die alten Gefängnisse, kalte und feuchte, finstere und schreckliche Löcher, in denen man noch die Ueberreste einer in der Mauer befestigten Kette sehen kann. Noch schrecklicher sind die unter einem dieser Keller liegenden „Vergeßwinkel", die keine andere Oeffnung haben, als ein viereckiges Loch. Fast noch entsetzlicher aber ist die enge und finstere Zelle, welche unter der Stiege angebracht ist und in welcher der Gefangene gezwungen war, beständig in derselben Stellung zu verbleiben.

Im ersten Stock des alten Gefängnißgebäudes ist seit mehr als vier Jahren die Uhrmacherschule des Bezirkes installirt. Diese Schule gedeiht gut und verdient wohl einen Besuch der Gäste.

Der Empfangssaal ist in dem Flügel angebracht, den man das Haus der Prinzessin Christine nennt, welche eine Tante Ludwigs XVI. und Direktorin der Abtei von Remiremont war. Die Aebtissin hatte in ihrem Kloster eine Schwester und eine Nichte eines Fürstbischofs und pflegte ziemlich oft diesen Prälaten zu besuchen.

Der Saal ist mit den Bildern der Fürstbischöfe geschmückt; er enthält überdies noch ein Relief der Gemeinde von Pruntrut und einen Karton, auf welchem das alte Schloß abgebildet ist. Diese Oelgemälde sind authentische Kopien der seither verschwundenen Bilder, welche den Thronsaal zierten; sie sind von Dr. Quiquerez gesammelt worden.

Das erste an der Wand rechts vom Eingang befindliche Portrait ist das des Christoph von Blarer (1575 bis 1608), eines der ruhmreichsten Fürsten des Basler Bisthums. Dieser Fürst war einer der ersten, der zum Zweck der Bekämpfung der Reformation sich mit den katholischen Schweizer Kantonen verbündete (1579). Er ließ das Schloß restauriren und vergrößern, gründete die erste Buchdruckerei und beschenkte die Stadt mit einer Schule (Collège), deren Leitung er den Jesuiten anvertraute und die bald sehr wichtig wurde. Er selbst war ein großer Freund der Gelehrsamkeit; seine in den Archiven aufbewahrte Korrespondenz verdiente wohl veröffentlicht zu werden, im Interesse der Geschichte sowohl als wegen ihres literarischen Verdienstes. Ein thätiger und wachsamer Fürst, verstand er es durch Energie und weise Sparsamkeit, Ordnung in die Finanzen des Staates zu bringen und das Bisthum von seinen hundertjährigen Schulden zu befreien. In der lokalen Geschichte führt er dafür den Namen eines Restaurators des Fürstenthums.

Sein Neffe und Nachfolger, Wilhelm Rink von Baldenstein (1608 bis 1628), führte das Werk seines Vorgängers fort, er gründete das Kloster der Ursulinerinnen, deren Aufgabe die Erziehung der jungen Mädchen war und machte demselben reiche Vergabungen. Dieses religiöse Institut besteht jetzt noch unter dem Namen der Klosterschule (Ecole du Convent).

Die Ruhe sollte nicht lange dauern. Der dreißigjährige Krieg mit allen seinen Schrecken brach über das Land ein. Vergebens hatte der Bischof Johann Heinrich von Ostein, deutscher Reichsfürst und schon deßwegen mit Einfällen französischer und schwedischer Banden bedroht, seine Vorsichtsmaßregeln getroffen, indem er die Vertheidigungswerke der Stadt vermehren ließ: Pruntrut wurde zu wiederholten Malen belagert, be-

schossen und von den Schweden, den Franzosen und den Kaiserlichen besetzt. Die feindlichen oder verbündeten Banden ließen sich die größten Ausschreitungen zu Schulden kommen. Diese Plünderer folgten ohne Unterbrechung auf einander; es war nach dem bezeichneten Ausdruck der Chronisten dieser Zeit, wie die Wogen des Meeres andere Wogen verdrängen und sich ohne Unterlaß ablösen. Diese zwanzig Kriegsjahre ließen Pruntrut ruinirt und fast als eine Einöde zurück. Das Schloß war verwüstet und geplündert.

Die Herren von Ramstein, von Schönau und Roggenbach bemühten sich, die Uebel dieser Zeit zu heilen. Die Abgaben drückten immer schwerer auf das erschöpfte Volk. Es setzte einige Aufstände ab, die aber sofort unterdrückt wurden. Aber die Unzufriedenheit brach unter der Herrschaft des Johann Konrad von Reinach aus. Dieser Fürst promulgirte in der Absicht, Uebelstände abzustellen und einige Verbesserungen in seiner Regierung einzuführen, seine viel berufenen Ordonnanzen von 1726, indem er, nach dem Muster des Hrn. Dr. Eisenbart vorgehend, die verschiedenartigsten Reformen in einem einzigen Gesetz zusammenstellte. Die Bevölkerung sah in diesen Verringerungen nur die Schaffung von neuen Beamten, von neuen Kommissionen, von neuen Steuern und glaubte, daß man damit an seine alten Rechte rühre. Eine hartnäckige Ueberlieferung behauptete das Vorhandensein einer von der guten Gräfin Henriette gewährten Charte. Man beschuldigte den Fürstbischof, daß er dieses Dokument verborgen halte. Die Bauern versammelten sich des Nachts bei Courgenay, und ernannten vier Vertreter, deren Aufgabe war, die Rechte des Volkes zurückzufordern. Péquignat von Courgenay übernimmt trotz seiner 60 Jahre diese undankbare und gefährliche Aufgabe; seine Kollegen waren Lion, Riat und Vallat. Die Bauern erklärten, unterstützt von der Stadtbevölkerung, daß sie keine Steuern mehr zahlen werden und brachten beim Wiener Gerichtshof eine Klage ein. Während 10 Jahren ging im Lande alles drunter und drüber. Dieser Intervention eines Reichskommissarius, die Aufforderung des Kaisers, der Beschluß des Reichgerichtes, welches die Aufständischen verurtheilte, alle diese Maßregeln blieben ohne Wirkung; die Landbevölkerung, zum Widerstand entschlossen, verweigerte die Unterwerfung. Vergebens versuchte Bischof Johann Konrad, sich durch Ueberraschung der Führer, der Bewegung zu bemächtigen, seine Truppen wurden bei Courgenay von 1700 Bauern zurückgeworfen, welche auf das Geläut der Sturmglocken in Waffen herbeigeeilt waren, um Péquinat zu

schützen. Der Nachfolger von Johann Konrad, Jakob Sigmund von Reinach, knüpfte mit dem König von Frankreich geheime Verhandlungen an, zum Zweck der Unterdrückung der Unruhen. Während Pequignat und seine Kollegen sich nach Bern begeben hatten, um Hilfe zu erbitten, dringen unvermuthet 400 französische Dragoner und 200 Grenadiere in Pruntrut ein und unterwerfen in wenig Tagen das ganze Land. Die Beauftragten des Volkes werden bei ihrer Rückkehr verhaftet und in die Gefängnisse der Sept-Pucelles geworfen. Entsprechend der langen Dauer des Widerstandes fiel die Strafe schrecklich aus. Nach einer fünfmonatlichen Untersuchung wurden Péquignat, Lion und Riat zur Enthauptung verurtheilt. Die Exekution fand am 31. Oktober 1740 vor dem Stadthaus statt, der Körper des Erstgenannten wurde vom Henker geviertheilt und an den Galgen geheftet. Im Volk ist das Andenken an seine Beauftragten nicht erloschen und obwohl die Rolle des Péquignat je nach dem Standpunkte, auf den man sich stellt, sehr verschieden beurtheilt wird, verewigt eine männliche und energische Weise, die bei allen unsern Volksfesten gesungen wird, den Namen des Opfers des Aufstandes.

Fünfzig Jahre später brach die Revolution aus und der letzte Fürstbischof Joseph von Roggenbach sah sich gezwungen, in der Nacht vom 27. zum 28. April 1792 seine Residenz zu verlassen, nachdem ihn eine österreichische Garnison während einiger Jahre beschützt hatte. Am 19. September 1793 wurde die Rauracische Republik gegründet, aber nach einer flüchtigen Existenz von neun Monaten wurde sie unter dem Namen des Departément du Mont Terrible mit Frankreich vereinigt, der Bischof Xaver von Neveu ist nur dem Namen nach Fürstbischof gewesen.

Es ist Brauch, daß man nach dem Portraitsaal die Gefangenzellen des Sept-Pucelles besucht. Man steigt auf einer engen und dunklen Steintreppe in dieselben hinab. Die vier Zellen sind niedrig, feucht und dunkel; erst nach einigen Minuten bemerkt man, wie ein sehr mattes Licht durch eine in die drei Meter dicke Mauer angebrachte Oeffnung eindringt. Der Portier zeigt dem Besucher mit der Laterne in der Mauer eingeritzte Initialen und rohe Skizzen, welche man den Vertretern des Volkes zuschreibt. Ob diese Inschriften authentisch sind, ist freilich zweifelhaft. Die Gebäude, in welche wir nun eingetreten sind, werden die Residenz genannt; hier war in der That die Privatwohnung der Fürstbischöfe. Im Erdgeschoß befanden sich die Küchen, Brodstuben, Bäckerstuben, die Confiserie und die vier Speisesäle; im zweiten Stocke die für Gäste bestimmten Gemächer

und die Kanzlei. Man zeigt hier ein kleines Zimmerchen, welches Point-de-vue genannt wird; man kann von demselben alle Straßen der Stadt überblicken, es soll der liebste Zufluchtsort der Bischöfe gewesen sein. Der dritte Stock blieb den Privatgemächern des Fürsten reservirt; er enthielt den Thronsaal und den Empfangsaal. Gegenwärtig ist dieser Palast des Reichthums das Asyl der armen Waisenkinder und alter Leute und die einst so prachtvollen Säle sind in einfache Schlafgemächer der Waisenanstalt und des Spitals umgewandelt worden. Der Thurm du Coq, so genannt von dem ehemals auf der äußern Mauer gemalten Wappen Christophs von Blarer, enthält die kostbaren Archive des Jura.

Man verlasse das Schloß nicht, ohne die großen Keller besucht zu haben, welche auch ihrerseits ihre Zeit der Pracht und Majestät gehabt haben. Man bewunderte damals — man kann es auch heute noch thun — die geräumigen Stiegen, die Größe der ungeheueren in den Felsen eingeschnittenen Keller, die beträchtliche Höhe ihrer Gewölbe und ihre gewaltigen Kellerlöcher. Wenn die Keller mit ihrem Mobiliar ausgestattet waren, müssen die Wogen der Bewunderung jeweilen hochgegangen sein. Der König der Keller, ein Prachtexemplar von 60,000 Litern, welches als Spund ein kleines, dreißig Maß haltendes, mit einer Statuette des Bacchus gekröntes Fäßchen hat, thronte inmitten von 44 mächtigen Fässern, von denen jedes 250 bis 330 Hektoliter hält. In den Flaschenkellern waren tausende von versiegelten Flaschen mit köstlichem und feurigem Wein bis an das Gewölbe angehäuft. Es gehörte dies übrigens zu den großen politischen Hilfsmitteln jener Zeit.

Gewöhnlich biegt man durch die Treppe des Schatzthurmes in die Stadt hinab. Die Decke dieses Thurmes ist mit schönen Skulpturen geschmückt, auf denen das farbige Wappen des Bischofs von Roggenbach angebracht ist. Der Thurm diente ursprünglich als Kapelle.

Die Stadt.

Wenn man sich vom Schloß in's Collège begibt, begegnet man dem „Hôtel des halles“, wo seit dem XIII. Jahrhundert der Markt abgehalten wurde. Hier war auch der Sitz der zivilen Gerichtsbarkeit; man fand hier auch die öffentliche Waage und den allgemeinen Backofen. Diese 1766 von dem Fürstbischof von Montjoie wiederhergestellten Gebäude wurden

zur französischen Zeit als Präfektur des Kreises Mont Terrible, und später als Unterpräfektur des Departements Haut-Rhin verwendet. Gegenwärtig sind die alten Hallen für die Post und die Administration des Bezirksgerichtes verwendet. Das Stadthaus ist das alte Bürgerhaus; seine zwei von einem eleganten Thürmchen gekrönten Façaden sind im Jahr 1762 rekonstruirt worden. Der Haupteingang besaß außen eine bedeckte Stiege wie bei ähnlichen Häusern, die man heute noch in Bern und Freiburg sehen kann. Neben der Stiege befand sich der „Fischstein", auf welchem sich bei Volksversammlungen der Präsident der Bürgerschaft setzte. Von dieser primitiven Kanzel herab richtete der Reformator Farel seine leidenschaftlichen Reden an das Volk; erfolglos, denn er war gezwungen, vor der Wuth der Einwohner zu flüchten.

Das Spital ist ein sehr schönes Gebäude mit einem schmiedeisernen Gitterthor von bemerkenswerther Arbeit. Die Gründung dieser philantropischen Institution geht in's zwölfte Jahrhundert zurück, die jetzt vorhandenen Bauten aber datiren von 1760. Das Spital ist ziemlich reich, Dank großmüthiger Vergabungen; sein Vermögen übersteigt gegenwärtig eine Million Franken.

Es steht armen Kranken aller Länder unentgeltlich offen; von Jahr zu Jahr dehnt sich der Kreis seiner wohlthätigen Wirksamkeit aus. Der ärztliche Dienst ist ausgezeichneten Aerzten der Stadt anvertraut; dieselben werden in ihrem Werk unterstützt durch die Schwestern der heiligen Martha, deren Barmherzigkeit und Hingebung bewunderungswürdig sind.

Unterhalb des Spitals steht ein alter zum Theil zerstörter Brunnen, der Samaritaner-Brunnen. Derselbe ist im Jahr 1564 errichtet worden; er zeigt zwei gleichgebaute Säulen von sonderbarem Aussehen und ist ein seltenes und merkwürdiges Beispiel der Skulptur jener Zeit. Die Stadt besitzt noch einen andern architektonischen Typus aus dem nämlichen Jahrhundert, den Schweizerbrunnen, der seinen Namen von der Statue eines Schweizer-Soldaten trägt, welche ehemals seine Spitze krönte. Durch ein merkwürdiges Zusammentreffen stürzte dieser alte Eidgenosse in der nämlichen Zeit in's Wasser, als der Jura mit den Schweizer Kantonen vereinigt wurde; er ist seither von der Bildfläche verschwunden.

Wenn man durch ein kleines Gäßchen links hinauf geht, kommt man bei der Kapelle und dem Kloster der Ursulinerinnen vorbei. Dieses im Jahr 1622 gegründete, im Jahr 1793 aufgehobene und seit 1816 wieder eingerichtete Stift enthält gegenwärtig eine sehr gut gedeihende

Schule. Es ist dies von den zahlreichen Klöstern der Stadt das einzige, welches sich noch als religiöses Institut erhalten hat.

Der Thurm der Peterskirche ist im Jahr 1055 erbaut worden. Als Ueberbleibsel dieses alten Baues ist noch das Fundament des Thurmes und sein erster Stock erhalten, der Rest ist mehrere Male umgebaut worden.

Die Pfarrkirche ist reich geschmückt mit alten Gemälden von großem Werth und mit gemalten Fensterscheiben. In der ersten Kapelle rechts steht der vom Jahr 1600 herrührende Taufstein. Es ist das eine sehr schöne Bronze-Arbeit, auf welcher religiöse Szenen dargestellt sind. Die Mehrzahl der Bodenplatten trägt Inschriften von Gestorbenen, eine davon ist als der Grabstein des berüchtigten Bischofs Johann von Vienne bezeichnet.

Endlich sind wir nach allen diesen Umwegen beim Kollegium angekommen. Diese weitläufigen Gebäulichkeiten könnten heute sehr altmodisch erscheinen; wenn man sich aber in das Jahr ihrer Erbauung (1597) zurückversetzt, so wird man nicht umhin können zuzugeben, daß das Kollegium für diese Zeit einen großen Fortschritt in Bezug auf die Installation bedeutete und recht wohl den Ruf einer der größten und reichsten Schulen des ganzen Reiches verdiente. Diese von Christoph von Blarer gegründeten Gebäude enthielten drei verschiedene Schulinstitute, von denen jedes ein besonderes Gebäude inne hatte: Ein Seminar, ein Gymnasium und eine Pagenschule. Von den Jesuiten geleitet, blühten diese Schulen schnell auf und erwarben sich einen großen Ruf. Sie wurden durchschnittlich von 400 bis 500 Schülern besucht, welche Zahl selbst bis 600 stieg.

Die Disziplin war sehr streng, und wehe den Lärmern, Nachtschwärmern, ja selbst den „Tabacarii“, welche im Versteck rauchten! Der Karzer, ein Gefängniß, welches sich im Hofe befand, bot aber — dura lex, sed lex — eine großmüthige Gastlichkeit. Doch die Väter verstanden es auch, vom Ernst zur Gutmüthigkeit und von der Nachgiebigkeit zur Strenge überzugehen. Ein Theater bot den Schülern jedes Jahr einen angenehmen Zeitvertreib. Dieser Theatersaal besteht noch, doch darf man nicht vergessen, daß er zur Schule gehörte und nur für die öffentlichen Abendunterhaltungen der Studirenden bestimmt war. Das Institut wurde im Jahre 1790 unterdrückt. Die Nationalversammlung ordnete zwar im Jahre 1794 die Errichtung einer Centralschule an, welche später in eine Sekundarschule umgewandelt wurde und welche einige Bedeutung beibehielt und bewährte Lehrkräfte aufzählen konnte. Der Zeichenlehrer,

Bandinelli, hatte die Ehre, den berühmten Neuenburger Maler Leopold Robert heranzubilden. Im Jahre 1856, nach verschiedenen Wandlungen, wurde das Institut in eine Kantonsschule verwandelt. Dieses Gymnasium, welches durchschnittlich 110 Schüler zählt, bereitet zur Universität und zum Polytechnikum vor. Die Normalschule, eine besondere Anstalt, im Jahre 1837 gegründet, ist in den Gebäulichkeiten des Gymnasiums installirt. Die Kurse werden von ungefähr 50 Lehramtskandidaten besucht. Die Büsten von zwei Freunden des Unterrichts, früheren Schülern unserer Anstalt und hervorragenden Männern, Thurmann und Stockmar, schmücken den Garten der Kantonsschule. Thurmann ist der gelehrte Botaniker und Geologe, der Verfasser des Werkes „Soulèvements du Jura" und der „Phytokosquischen Versuche", Werke, welche klassisch geblieben sind. Lehrer an der Schule, dann Vorsteher der Normalschule, ist er der Gründer der mineralogischen Sammlung und des botanischen Gartens. Xaver Stockmar, ein hervorragender Politiker, wurde Staatsrath des Kantons nach der Revolution von 1830, deren Haupturheber er war. Als Redner und Schriftsteller hat Stockmar seinem Vaterlande große Dienste geleistet; seinem Einfluß und seiner Willenskraft verdankt der Jura seine Eisenbahnlinien, deren Ausbau unser Mitbürger jedoch nicht mehr erlebte, denn er starb inmitten seiner Bemühungen, bevor die Sache in Angriff genommen wurde.

Der erste Stock der Normalschule enthält die Säle für die verschiedenen Sammlungen, die Bibliothek, den naturwissenschaftlichen Saal, das mineralogische Museum und den Meridian. Die Bibliothek ist sehr reich an alten Manuskripten und Büchern, welche noch von der ersten Zeit der Buchdruckerkunst herrühren. Einige dieser Werke, welche fortwährend der Habsucht der auswärtigen Bücherwürmer ausgesetzt sind, sind von der größten Seltenheit. Diese prachtvollen großen Ausgaben sind der schönste Schmuck der Sammlung. Die zwei großen Säle, welche durch eine Wendeltreppe verbunden sind, zählen augenblicklich mehr als 20,000 Bände. Darunter befinden sich 400 Manuskripte und Incunabeln; ferner ein kleines historisches Museum mit Gegenständen aus dem Pfahlbauten=, dem keltischen und römischen Zeitalter, eine Münzen=Sammlung, welche aus mehr denn tausend Münzen besteht, worunter gallische und römische Münzen, und die ganze Sammlung der Geldstücke des bischöflichen Hofes, einige Bilder, Gemälde und archäologische Karten.

Das Naturhistorische Kabinet nnd die Mineralogischen Säle, welche

von Thurmann und seinem Schüler, dem Geologen Greßly eingerichtet wurden, werden die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf sich ziehen, welche dort kostbare und merkwürdige Schaustücke finden werden.

Ein sinnreicher Meridian wurde in der Flur des Museums errichtet. Diese sehr komplizirte Arbeit ist im Jahre 1812 durch Herrn de Bilieux, Provikar des Institutes, ausgeführt worden.

Pruntrut besitzt mehrere industrielle Anstalten, welche die Besucher interessiren können: Unter denselben sind einige große Uhrenfabriken, welche auf den letzten Ausstellungen ausgezeichnet worden und welche für die Güte ihrer Erzeugnisse bekannt sind; eine Brennerei und Branntweinfabrik. Diese Anstalt, welche in der modernsten Weise eingerichtet ist, besitzt die neuesten Apparate. Der Anstalt ist ein Muster-Viehstall angeschlossen, welcher circa 60 Mastochsen zählt, die mit den Brennereiabgängen gefüttert werden. Ferner ist noch eine große Fabrik, die Wein aus getrockneten Trauben bereitet, zu erwähnen. Endlich eine bedeutende Korbmacherei, eine erst aufblühende Industrie, welcher man eine glänzende Zukunft voraussagen kann. Diese Fabrik liefert außer den gewöhnlichen Artikeln sehr elegante Luxusgegenstände.

Die Umgegend von Pruntrut.

Dank der Beschaffenheit des Bodens, seiner Obstgärten, seiner großen Waldungen, Dank seinen Bergen, bietet der Distrikt mannigfaltige, anziehende Ausflugspunkte. Die Reisenden können entweder die nördlichen Dörfer besuchen, Courchavon mit seiner alten Burg und seiner alterthümlichen Kirche, Courtemaiche und Buix mit seinen prächtigen, zum größten Theil noch unerforschten Grotten, Grandgourt mit den Ueberresten seiner nunmehr restaurirten Abtei, Milandre mit dem noch ziemlich erhaltenen Thurm seines alten Schlosses, Boncourt, dessen Tabakmanufakturen berühmt sind, und endlich die kleine französische Stadt Delle, oder sie können die lachende Baroche durchwandern, welche wegen ihren Obstgärten und ihrem weitbekannten Kirschwasser berühmt ist, und welche die Dörfer Alle, Miecourt, Charmoille und die zwei alten Burgen Pleyouse und Asuel enthält. Oder sie können sich auch nach Fontenais begeben, ein sehr betriebsames Dorf, um die kleine einsame Kapelle von Ste. Croix zu besuchen. Doch gibt es besonders zwei bedeutende Ausflüge zu machen,

welche man nicht unterlassen soll: den nach Courgenay und den nach Roche d'or.

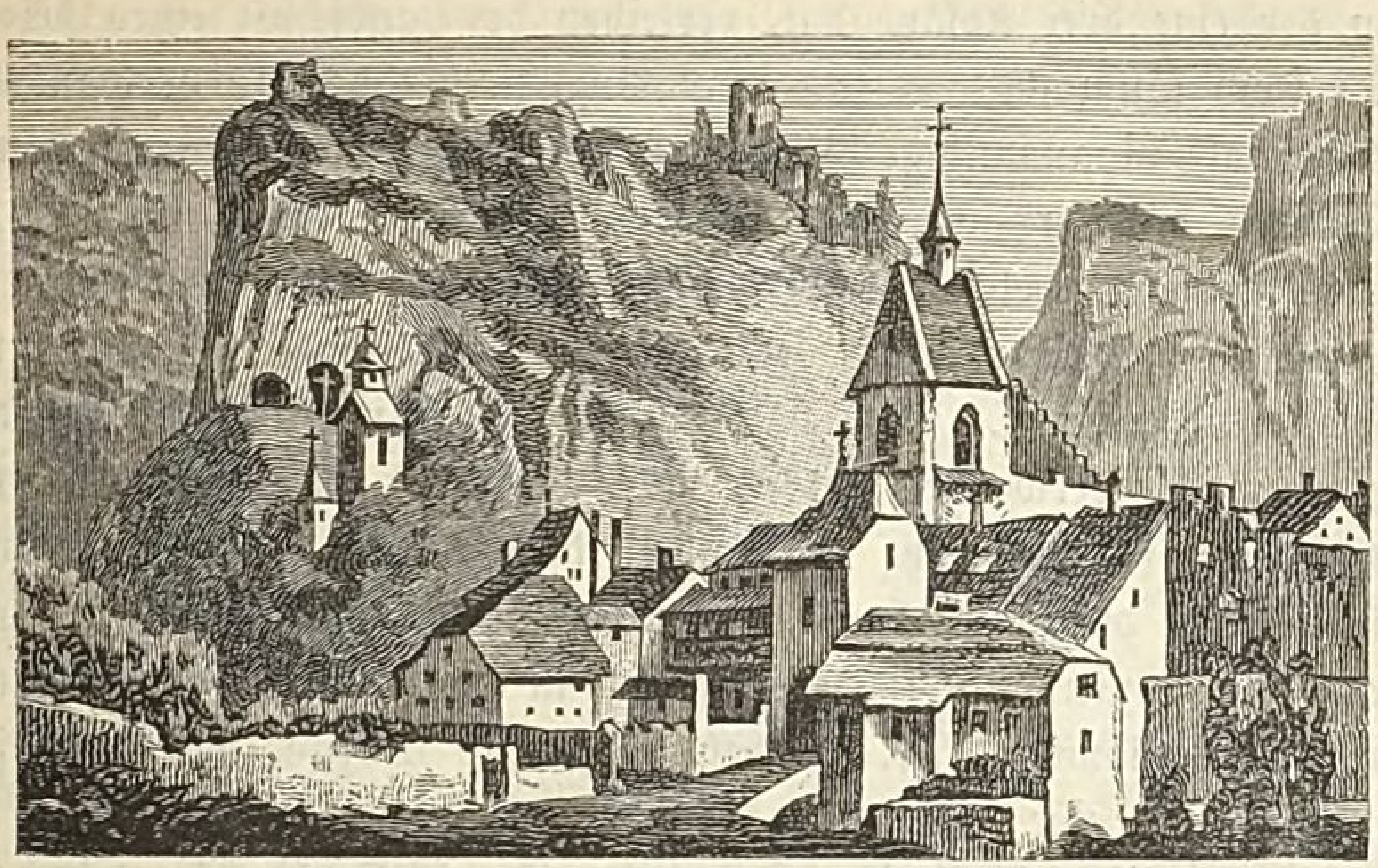
Courgenay besitzt zwei merkwürdige historische Monumente. Zuerst die Pierre percée, ein Monolith von 2½ Meter Höhe, welcher durchbohrt ist. Es ist ein keltischer Menhir, welcher den Druiden als Opferaltar diente. Dazumal war die ganze Umgegend mit einem ungeheuern und düsteren Eichenwald, welcher heutzutage verschwunden ist, bedeckt, dessen Ueberreste man aber vor circa 50 Jahren noch sehen konnte. Der Druidenstein war lange Zeit der Gegenstand abergläubischer Praktiken. Die kleinen Kinder, welche an Magenkrankheiten litten, wurden radikal geheilt, wenn sie durch das Loch des Steins durchgeschoben wurden, und die Schnaps- und Essigflaschen, welche denselben Weg genommen hatten, bekamen unglaubliche therapeutische Eigenschaften. Die Kirche des Dorfes, in modernem Styl erbaut, ist eine der schönsten in der ganzen Gegend. Das Haus von Pequinat, welches sich einige Schritte weiter unten befindet, erinnert an die Unruhe von 1740. Schließlich rufen der Mont Terrible und das Lager von Julius Cäsar die Niederlage von Ariovist und den Sieg des großen römischen Eroberers in der Erinnerung wach. Dieses Schlachtfeld wird uns übrigens von der kleinen Stadt Mandeure streitig gemacht. Wir können hier nicht die diesbezügliche Debatte resümiren, welche durch Bücher, Schriften, Brochüren und Notizen von beiden Seiten geführt wurde. Wie sich die Sache auch verhalten mag, eine unleugbare Thatsache ist, daß ein römisches Lager am Abhang des Berges Terri existirt hat. Die vielfachen Gegenstände, wie alte Münzen, Waffen, Schmuckgegenstände, Töpfe, welche ausgegraben wurden, beweisen es zur Genüge. Der Besuch dieses Lagers wird das Interesse jedes Freundes der Archäologie in hohem Grade erregen; er kann hoffen, dort einen glücklichen Fund zu thun. Bemerkenswerth ist namentlich ein Brunnen von 30 Meter Tiefe, ganz in den Felsen gehauen, und die Ueberreste von Mauern und Wällen eines Kastells.

Vom Mont Terri steigt man in einer halben Stunde nach St. Ursanne herab. Die Leute, welche die Gebirgstouren lieben, können sich jedoch dabei auf einen andern Weg begeben, dessen mäßige Schwierigkeiten reichlich durch die schönen Aussichtspunkte und den wunderbaren Anblick, welchen der Sonnenaufgang (von der Roche d'or aus gesehen) gewährt, entschädigt. Verfolgen wir die Straße von Courte doux; doch bevor wir nach Chenevez kommen, biegen wir links ab durch die Felder, um die Quelle von Creugenat zu besichtigen. Sie wird durch ein großes Becken

von 12—15 Meter Tiefe gebildet. Gewöhnlich, wenn der Wasserstand niedrig ist, kann man bis auf den Grund des Beckens hinabsteigen, und dann sieht man unter einer kleinen Grotte eine unbedeutende Quelle hervorsprudeln.

Wenn jedoch der Schnee schmilzt oder es anhaltend geregnet hat, so stürzt sich das Wasser mit einem Getöse aus der Grotte, welches einem fernen Gebrüll zu vergleichen ist, füllt rasch das Becken und ergießt sich dann über die Felder, dieselben überschwemmend. Dieses lang unaufgeklärte Phänomen rührt von einem unterirdischen Seespiegel her, welcher von den Bächen der umliegenden Berge gespeist wird und seinen natürlichen Ausgang in der Stadt hat. Wenn der Wasservorrath zu groß wird, so daß der Ablauf der Brunnen ein zu langsamer ist, so füllt sich das Becken an und bald läuft es über durch die Höhle von Creugenat. Von Chenevez gelangt man durch einen angenehmen Weg zu dem Dörfchen von Roche d'or, welches die Ruinen eines auf einem hohen Felsen gebauten Schlosses aufweist. Vom Signal aus umfaßt der Blick ein Panorama von 80 Stunden, welches sich wie eine unendliche Dekoration zu Füßen des Touristen aufrollt. Auf der einen Seite die Ebene des Elsgau mit seinen zahlreichen Dörfern, welche wie Spielsachen zerstreut liegen und in der Ferne ein blauer Vorhang, welcher durch die Vogesen gebildet wird. Auf der andern Seite mehrere Reihen grüner Berge, welche sich wellenförmig wie gigantische feste Wellen dahinrollen, und darüber eine immense und glitzernde Mauer die mit ewigem Schnee bedeckten Alpenspitzen. Bei Sonnenaufgang ist der Anblick ein feenhafter. Am Horizont werden zuerst schwache Lichtschimmer immer deutlicher, die umliegenden Felsen nehmen nach und nach mattrosa- bis dunkelrothe Färbungen an, und in der Ferne glitzern die Alpen wie ein riesiges Diamanten-Diadem. Das majestätische Gestirn erscheint, taucht mit einem plötzlichen Ruck näher den hintersten Spitzen auf, und die glänzenden Bergrücken leuchten, wie durch Zauber von tausenden von großen goldrothen Flecken.

Man steigt in die Doubsebene hinab an den französischen Dörfern von Fol und Glere vorbei. In Ocourt, der ersten schweizerischen Ortschaft ist es leicht, sich einen Wagen zu verschaffen, um den Weg bis nach St. Ursanne fortzusetzen. Die Straße folgt den breiten und ruhigen Fluß, durch ein tiefes, enges Thal zwischen zwei riesigen Felsenmauern. Man geht an der frühern Schmiede von Bellfontaine vorüber, welche einsmals sehr prosperirt haben. Diese alten Waffenfabriken sind gänzlich verlassen.



St. Ursanne.

St. Ursanne ist ein kleines Städtchen in einer ungemein malerischen Lage an einer Biegung des Stromes. Die Gemeinde besitzt die älteste Kirche des Jura's mit einem bemerkenswerthen Chor und Hauptaltar. Der Bau der Kirche wird der guten Königin Bertha zugeschrieben. Hier kann man das ehemalige Kloster, die Einsiedelei und den prachtvollen Viadukt von Maran besichtigen.

Jetzt sind wir an die äußerste Grenze unseres Distriktes gelangt. Mögen alle unsere Gäste und Freunde, wenn sie uns verlassen, ausrufen: „Auf Wiedersehen, und es lebe das Elsgau!"

Glovelier, le Pichoux, Bellelay, Tavannes, Delsberg.

Gute Fußgänger können, wenn sie über St. Ursanne heimkehren, ihren Weg von Glovelier durch die Engpässe von Undervelier und Pichoux nach Tavannes nehmen. Dieser Ausflugspunkt ist vielleicht der bemerkenswertheste und schönste des Berner Jura's. Die zwei Pässe, die Kleinode der Jurakette, sind ungemein interessant; namentlich der letztere bietet ein malerisches Bild eines auffallenden Durcheinanders dar. Der Eingang ist am Fuße eines Berges: ein riesiger Einschnitt, der wie durch die Axt eines Titanen in den Berg gehauen. Der Weg bildet einen so engen Gang, daß oft die Wände der Felsen zusammen gehen und die Tannen sich vereinigen, um einen dunkelgrünen Laubgang zu bilden. Mehrere Wasserfälle,

wovon der eine drei Absätze hat, verleihen der Landschaft einen besondern Reiz. Doch kaum ist man aus dem Engpaß heraus, so verwandelt sich die Landschaft in anmuthige Bilder. Bellelay, dessen umfangreiche Gebäulichkeiten bald erreicht sind, ist eine ehemalige Abtei, im 12. Jahrhundert gegründet, welche als Erziehungsanstalt für junge Leute lange einen wohl verdienten Weltruf besaß. Zur Zeit der französischen Revolution wurde das Kloster aufgehoben. Auch nachdem die Gebäulichkeiten zu verschiedenen Industriezwecken verwendet worden sind, wie z. B. zu Bierbrauereien und Glasfabriken, sind die jetzt zu landwirthschaftlichen Zwecken bestimmten Gebäulichkeiten dort auch heute noch sehenswerth. Man fabrizirt jetzt dort wie auch in denen, in frühern Zeiten in den vom Kloster abhängigen Höfen, den berühmten Käs, welcher „Tête de moine, Mönchskopf" genannt wird und eine Hauptliebhaberei der Feinschmecker ist. Von Bellelay nach der Eisenbahnstation Tavannes ist die Entfernung keine bedeutende, und der Weg über die Landstraße ein angenehmer. Doch wird dieser Ausflug trotz seinen Reizen unsern Gästen wenig zusagen. Nach einigen Stationen bringt uns der Zug nach Delsberg, in ein schönes, heiter und munteres Städtchen, mit breiten sauberen Straßen, welche von zahlreichen Brunnen geschmückt sind. Die kleine Stadt macht einen sehr angenehmen Eindruck. Sie besitzt ein umfangreiches Schloß, welches im vorigen Jahrhundert wieder aufgebaut wurde, um den Fürstbischöfen als Sommeraufenthalt zu dienen. Heutzutage dienen die schönen Gebäulichkeiten als städtisches Schulhaus. In der Umgegend von Delsberg baut man Eisenerz ab. Die Grubenarbeiten mit ihren Schachten und Galerien, der kleinen Drahtseilbahn, werden gewiß die Besucher lebhaft interessiren. Die Erzeugnisse dieser Gruben speisen die Oefen von Choindez.

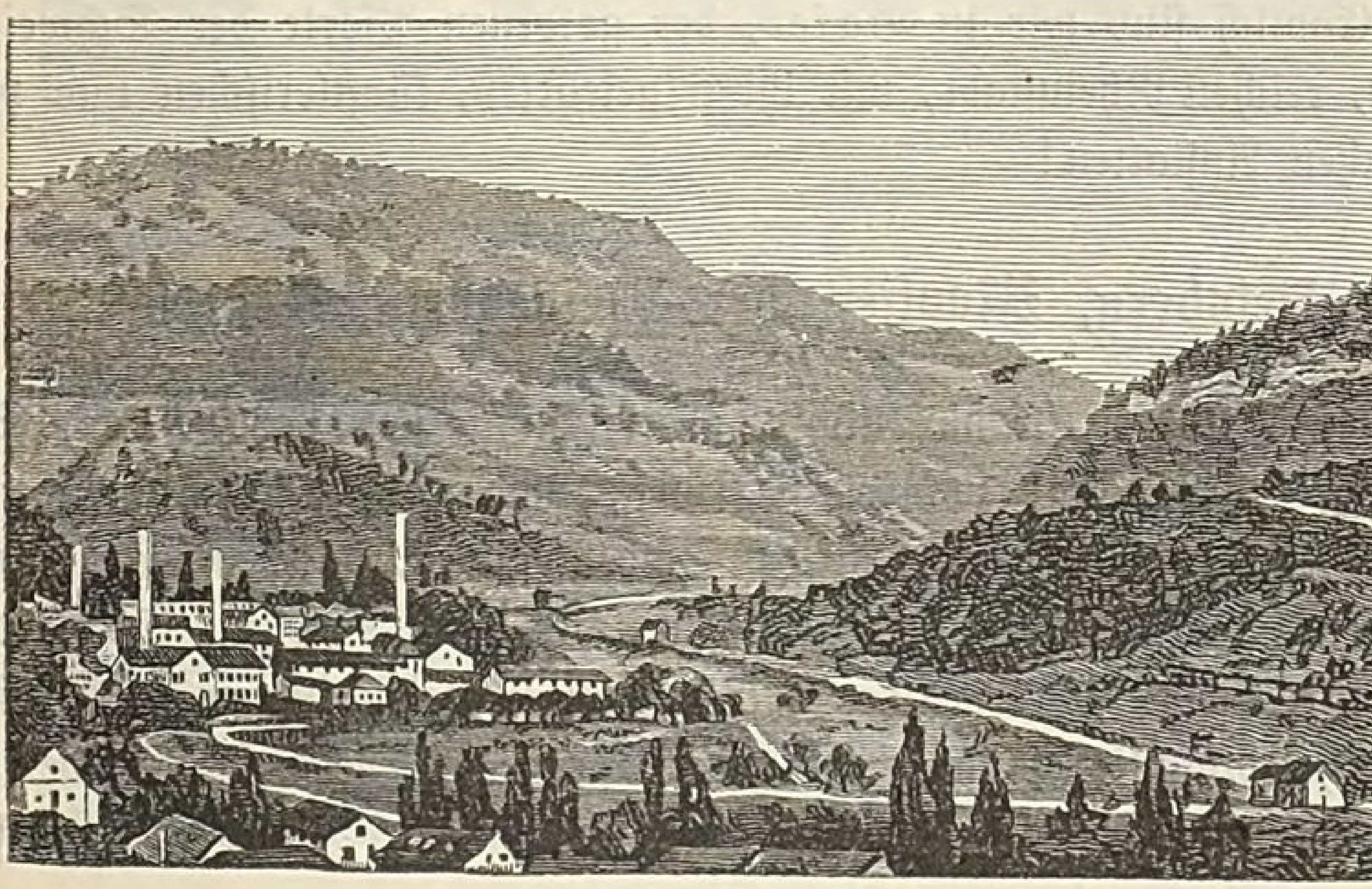
Von Delsberg gelangt man in einer Viertelstunde zu der Kapelle und den Ruinen von Vorburg. Die Schloßruinen, feste und breite Mauern von drei großen viereckigen Thürmen, sind noch sehr imponirend. Das Schloß, welches lange Zeit ein Schlupfwinkel von Raubrittern und Wegelagerern war, wurde als Räuberneſt verwüstet. Sonderbare Zusammenstellung: eine kleine Kapelle, welche an die Ruinen gestützt ist, zieht seit Jahrhunderten eine große Anzahl Pilger an. Sie ist auf einem Felsen erbaut, in einer schwindelnden Höhe. Doch die wunderbare Aussicht auf die fruchtbare an Waldungen reiche Ebene der Sorne und auf die Päſſe von der Birs ist ein genügender Ersatz für die Mühseligkeiten des Aufstiegs. Die Kapelle wurde im Jahre 1049 gegründet und durch den Papst Leo IX. in Person

eingeweiht, wie es eine im Chor aufgehängte Gedenktafel bezeugt. Am Fuß des Hügels befindet sich Bellerive, welcher von der Birs bespülte Ort eine bedeutende Holzstofffabrik besitzt.

Delsberg-Basel.

Beim Ausgang von der Stadt Delsberg verläßt der Zug die Ebene, um in die Pässe von Bellerive einzudringen. Bald ist das kleine Dorf Soyhière erreicht, dessen Häuser, zwischen Felsen eingekeilt, sich malerisch um die Kirche gruppiren. Die Ruinen des Schlosses, von einer unzugänglichen Felsenmasse umzingelt, krönen das kleine Thal.

Die Landschaft wird immer romantischer, der Engpaß, welcher sich zwischen bewaldeten Felsen hinschlängelt, erweitert oder verengert sich jeden Augenblick. In der Nähe der Glashütte befinden sich große Kalksteinwände, welche wie massive Schanzen aussehen und den Gang zu schließen drohen; dann auf einmal erweitert sich der Paß, und in einem idyllischen Thal gelegen taucht ein pittoreskes Städtchen auf, Laufen, in seine engen alten Festungswerke eingezwängt. Weiter erblickt man die Burg und den viereckigen Thurm von Zwingen, welche bis zu Anfang der Revolution den bischöflichen Landvögten zur Residenz dienten. Der breite Kreis verengt sich wieder, die Felsen nähern sich und die Eisenbahn dringt in die Schluchten von Grellingen ein durch einen tiefen Schacht. Zweimal überschreitet die Bahn die Birs, welche dort einen brausenden Wasserfall bildet. Grellingen besitzt große Papierfabriken. Auf allen Hügelspitzen erblickt



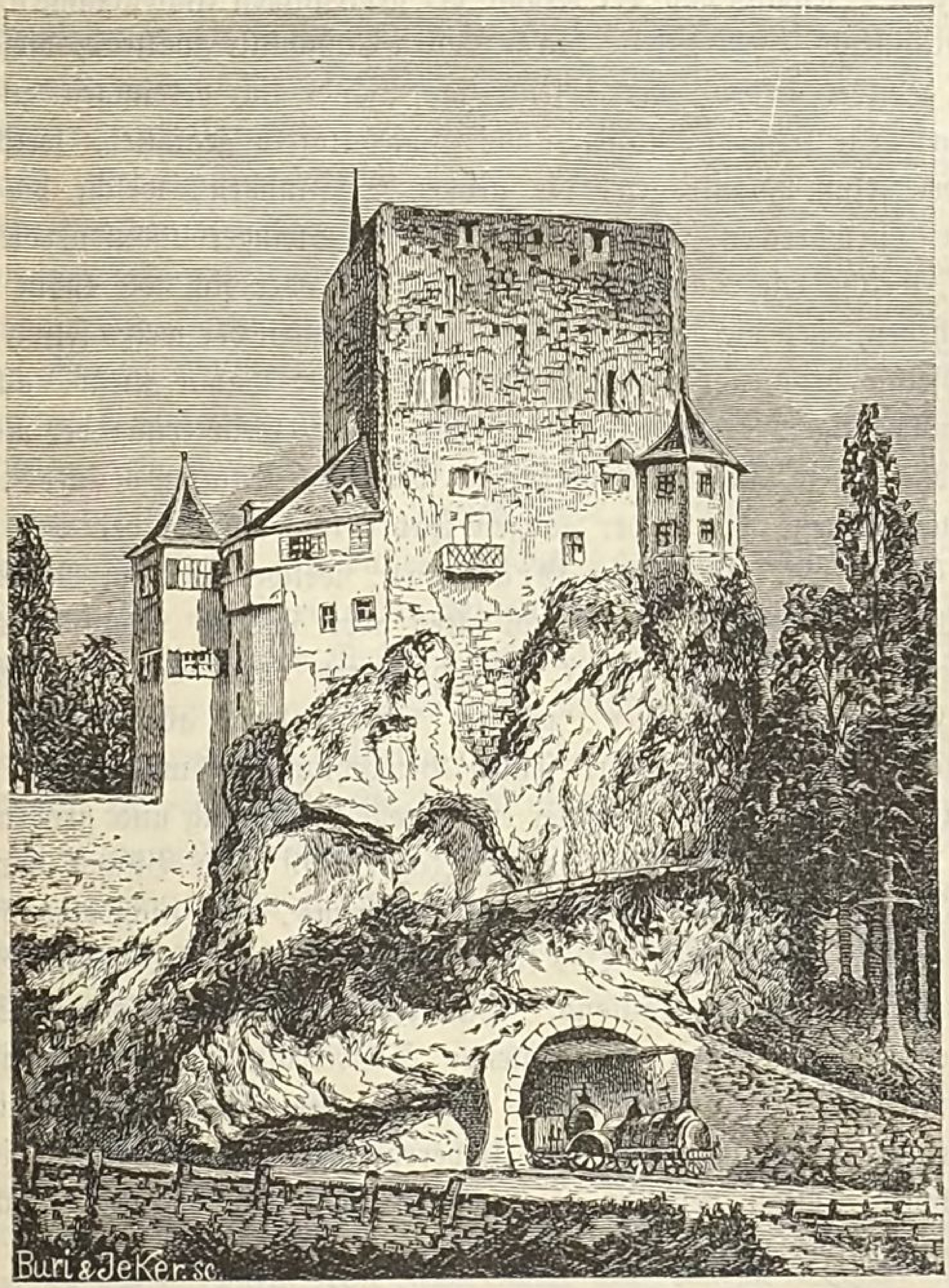
Grellingen.

man Burgruinen, und bis Basel kann man deren bei 15 zählen. Von Weitem kann man Pfeffingen erkennen. Seine alten Ueberreste ragen stolz auf einem senkrechten Felsen empor. Im Jahre 1356 durch das furchtbare Erdbeben, welches 80 Schlösser umwarf, zerstört, wurde das Schloß wieder aufgebaut und von einem bischöflichen Vogt bewohnt. Gegen Mitte des 18. Jahrhunderts aufgegeben, fiel es nach- und nach in Trümmer. Doch machen seine alten Mauern immer noch einen gewissen düsteren und erhebenden Eindruck. Weiter weg sind die Burgen Bärenfels und Angenstein, unter welchen die Eisenbahn durchfährt. Diese noch ziemlich erhaltene Burg vertheidigte den Eingang des ersten Jurapasses. Durch das Erdbeben im Jahre 1356 stürzte sie ebenfalls ein; wieder aufgebaut, wurde sie einige Jahre darauf durch einen Brand ganz zerstört. Wolf von Lichtenfels, der Burgherr, ging in diesem Brand mit seiner ganzen Familie und seinen Leuten zu Grunde. Die Zugbrücken waren von den Flammen zerstört worden, und die engen Eisenstangen der Fenster machten die Flucht zur Unmöglichkeit. Zum zweiten Mal wurde das Schloß mit Rücksicht auf seine strategische Bedeutung wieder aufgebaut. Angenstein ist die letzte Station des Berner Jura. Eine lachende Ebene breitet sich vor dem Auge des Reisenden aus. Dort ist Dornach, eine schöne solothurnische Gemeinde, inmitten von Weinbergen und Obstgärten gelegen. Hier ist das Schlachtfeld von 1499. Dort auf jenem bewaldeten Hügel steht das Schloß Birseck mit seinem schönen Park, welcher Grotten und eine interessante Einsiedelei enthält. Wir passiren Mönchenstein, durchschreiten die Häusergruppe von St. Jakob, stolz auf ihr schönes Denkmal. Endlich sind wir in Basel, der goldenen Pforte der Schweiz, der schönen, reichen Rheinstadt, mit ihren gelehrten, künstlerischen und philanthropischen Anstalten!

Delsberg, Moutier, der Weißenstein, Sonceboz.

Von Delsberg ist die Richtung der Bahn von Norden nach Süden. Sie erreicht bald das industrielle Dorf Courrendlin und nicht weit von da die Hochöfen und die Schmieden von Choindez, das einzige der metallurgischen Etablissemente des Jura, welches noch besteht. Es gehört zu den Fabriken von Roll, welche schon seit langer Zeit existiren. Die Gießerei erzeugt hauptsächlich Röhren von allen Größen. Die Schlacken des Hochofens werden zu Ziegeln und Backsteinen verwendet. Nichts ist interessanter

als das Leben, welches in den Werkstätten herrscht; hunderte von Arbeitern, deren Gesichter durch Rauch geschwärzt sind, arbeiten, mit langen Hemden angethan, beim Schein eines Schmiedefeuers. Einige davon, mit großen Zangen versehen, halten glühende Eisenblöcke, auf welche Andere mit kolossalen Hämmern losschlagen. Man könnte sich in der Höhle der Cyklopen wähnen. Wenn dieser Anblick sogar den praktischen Menschen genügen kann, wie viel mehr wird der Tourist von dem Bild dieser wilden und romantischen Natur ergriffen sein, denn was das Pittoreske anbelangt, so läßt die Gegend nichts zu wünschen übrig. Es ist empfehlenswerth —



Schloß Angenstein.

variatio delectat — in Courrendlin auszusteigen und bis nach Moutier zu Fuß zu gehen, um dort die Pässe zu besuchen, von welchen der eine romantischer denn der andere ist, und deren wilde Schönheiten sich elf Stunden wiederholen werden, mit stets ergreifenderen Abwechslungen. Es wäre am besten, Morgens vor Sonnenaufgang sich auf den Weg zu machen. Die Höhen erglänzen in Lichtstrahlen, und der Paß ist deßhalb nur um so finsterer. Die riesigen Risse, durch welche sich die Bahn und der Fluß mühsam einen Weg bahnen, die eine, indem sie sich durch mehrere Tunnels Bahn bricht, der andere, indem er über überschüssige Felsen schäumt, sind ein ergreifendes Zeugniß von der Macht der geologischen Umwälzungen, welche die mitlaufende Gebirgskette durch Seiten-Einschnitte spaltend, diese engen Pässe gebildet haben, deren senkrechte Wände sich vereinigen zu wollen scheinen. Die felsigen Massen, wie Schiefertafeln geglättet, welche quer über den Fluß hinaufragen, die großen Spaltungen, welche die grauen Mauern durchbrechen, die grünen Wiesen, die Steingeröllhaufen, die großen Felsen, welche wie Schanzen abgerundet sind oder sich wie kühne Säulen emporheben, oben die Reihe dunkler Tannen, unten der weiße Fluß, welcher abwechselnd brausende Fälle bildet oder ruhig dahin fließt: alle diese so mannigfaltigen Scenerien werden stets in der Erinnerung der Reisenden einen dauernden Eindruck hinterlassen. Nach der Station Roches, welche der interessanteste Punkt der ganzen Fahrt ist, mündet der Paß in eine kleine Ebene ein. Moutier-Grandval, welcher Ort in Mitte dieses Amphitheaters gelegen ist, ist ein altes aber schönes industrielles Dorf. Gegründet im Anfange des 7. Jahrhunderts durch den heil. German, einen Edelmann von Trier, welcher sich in diese abgelegenen Thäler zurückzog, um sich ungestört seinen Betrachtungen hingeben zu können, erlangte das Kloster von Moutier eine große Bedeutung und großen Reichthum. Rudolf III. überließ es im Jahre 999 dem Bischof von Basel und Moutier theilte das Schicksal des Bisthums, doch nicht ohne sich zeitweise dagegen aufzulehnen. Das kleine Dorf besitzt eine bedeutende Glaserei, die einzige des ganzen Kantons. Wir können hier einen schönen Spaziergang empfehlen, dessen unbedeutende Schwierigkeiten man gewiß nicht bereuen wird. Der angenehmste Aufstieg zum Weißenstein ist vom Norden aus, von Moutier, die Ueberraschung des Ausblickes ist auch angenehmer. Man verfolgt den schönen Weg von Cornet, frisch, anziehend und bewaldet, durch einen kleinen Fluß, die Rausse, durchschnitten, welche einige schöne Fälle bildet, bis zu dem Dörfchen Gäns-

brunnen (St. Joseph). Von da an gelangt man in anderthalb Stunden, halb durch Waldungen, auf den Gipfel des Berges. Von der Terrasse des Hôtels, welches sich oben befindet, bietet sich dem Auge ein prachtvolles Panorama dar. Es ist eine der ausgedehntesten Aussichten, der einzige Punkt des Jura, glauben wir, von dem aus man ein solches Landesgebiet erblicken kann, welches 7 Seen, 52 bewohnte Orte und nicht weniger denn 140 Bergspitzen aufweist, vom Mont-Blanc bis zum Glärnisch und zum Säntis, und im Vordergrund die ganze Schweizer Ebene. Das Hôtel, in einer Höhe von 1200 Meter gelegen, ist ein vielbesuchter Kurort; die Luft ist dort rein, frisch und kräftigend. Von Moutier geht die Bahn in die Pässe von Court, die vielleicht etwas wilder sind als die vorigen, aber mit derselben Abwechslung der Bilder. Das Thal wird breiter, die zahlreichen industriellen Dörfer von Sonvillier, Bévilard, Malleray, Reconvillier und Tavannes folgen sich mit Geschwindigkeit. Hier erwartet den Reisenden eine neue Ueberraschung: Der Pierre-Pertuis erhebt seinen gähnenden Bogen über dieses letzte Dorf. Diese natürliche Oeffnung, welche schon der keltischen Bevölkerung als Weg diente, wurde von den Römern erweitert. Eine römische Inschrift, welche von dem Zahn der Zeit stark zu leiden gehabt hat und die nicht älter als vom Jahr 161 nach Christus sein kann, schreibt diese Arbeit dem Paternus Diumvir der helvetischen Kolonie (Avenches) zu. Dieses Thor, welches 12 Meter hoch ist und am höchsten Punkt des Passes zwischen Tavannes und Sonceboz liegt, diente seiner Zeit als Grenze der helvetischen und rauracischen Provinzen, und später der Bisthümer Basel, Lausanne und Avenches. Die Birs hat einige Schritte davon ihre Quelle; mit großem Lärm stürzt das Wasser aus den Felsen und einige Meter tiefer hat es schon die Kraft, das Rad einer Mühle zu treiben. Die Bahn geht unter dem Berg von Pierre-Pertuis durch einen Tunnel, welcher ¹/₄ Stunde lang ist und in das Thal von St. Imier mündet, wendet sich dann, indem sie einen starken Bogen macht, zwischen Sombeval und Corgémont, und fährt zwei Mal über die Suze, um in Sonceboz anzulangen.

Sonceboz, St. Imier, les Convers, der Chasseral.

Das Thal von St. Imier, durch welches die Suze fließt, schlängelt sich wie ein schmales Band zwischen zwei bewaldeten Bergen hin. Es zeichnet sich mehr durch seine zahlreichen und reichen Dörfer aus, denn

durch malerische Aussichten. Die Uhrenindustrie hat das Thal vollständig verändert, indem sie Wohlstand und Thätigkeit hineinbrachte. Ueberall schön gebaute Häuser, von niedlichen Gärten umringt, überall saubere Niederlassungen, welche kleinen Städten ähneln und von welchen eine jede ihre industrielle Bedeutung hat. Es gibt das Alles dem Erguel einen ganz eigenthümlichen und modernen Charakter. Zu bemerken ist, daß sich die Bevölkerung stets durch heitere Laune, Bildung und Gastfreundlichkeit ausgezeichnet hat. Die großen Dörfer, welche alle ebenso viele Centren der Uhrenfabrikation sind, folgen sich in den fünf Stunden des Thales, wie wenn sie sich die Hand geben wollten. Sonceboz, Cortébert, Courtelary, Hauptort des Distriktes, Cormoret, Villeret, haben bedeutende Fabriken und die Industrie, je weiter man in das Thal vordringt, nimmt mehr und mehr an Werth und Thätigkeit zu. Bei Villeret ergießt sich ein Bach in die Suze durch einen Fall von 4 Metern. Ueber den „Corrent", so nennt sich dieses stille und zahme Gewässer, sind drei merkwürdige Brücken geworfen, welche sich eine über der andern befindet und drei sehr verschiedenen Arten von Verbindungsstraßen vorstellen. St. Imier, die Perle des Thales, ist ein sehr niedliches Dorf von 8000 Einwohnern. Seine öffentlichen Gebäude, seine zwei Kirchen, seine breiten Verkehrsstraßen und reichen Läden, seine Gasthöfe, ja selbst seine Privathäuser geben ihm den Anschein einer Stadt. Vier Mal wurde St. Imier durch große Brände verwüstet, und immer ist es wieder aus dem Schutt emporgewachsen, schöner und jünger denn zuvor.

Eine halbe Stunde davon entfernt, auf einem mit Tannen bewachsenen Hügel, befinden sich die Ruinen des Schlosses Ergöu, der Wohnort der früheren Amtmänner der Fürsten. Im Jahre 1367 durch die Berner und Bieler zerstört in ihrem Krieg gegen den Bischof Johann von Vienne, wurde die Burg wieder aufgebaut, um drei Jahrhunderte später ganz verlassen zu werden. Die Zeit, diese große und beharrliche Zerstörerin, nahm es auf sich, das Zerbröckelungswerk zu vollenden.

Sonvillier und Renan sind zwei große industrielle Dörfer, mit je über 2000 Einwohner. Bei Convers schließt sich die Linie Jura-Bern der Linie Jura-Neuchâtelois an. Die Station, welche ganz in einer Vertiefung gelegen ist, von welcher aus die beiden Tunnels von Val-de-Ruz und Chaux-de-Fonds sichtbar sind, ist mehr unter dem Namen Roc-Mil-Deux bekannt, welcher von einer Felseninschrift herrührt, die besagt, daß zu dieser Zeit das ganze Ergöu von Pierre-Pertuis bis zu den Felsen

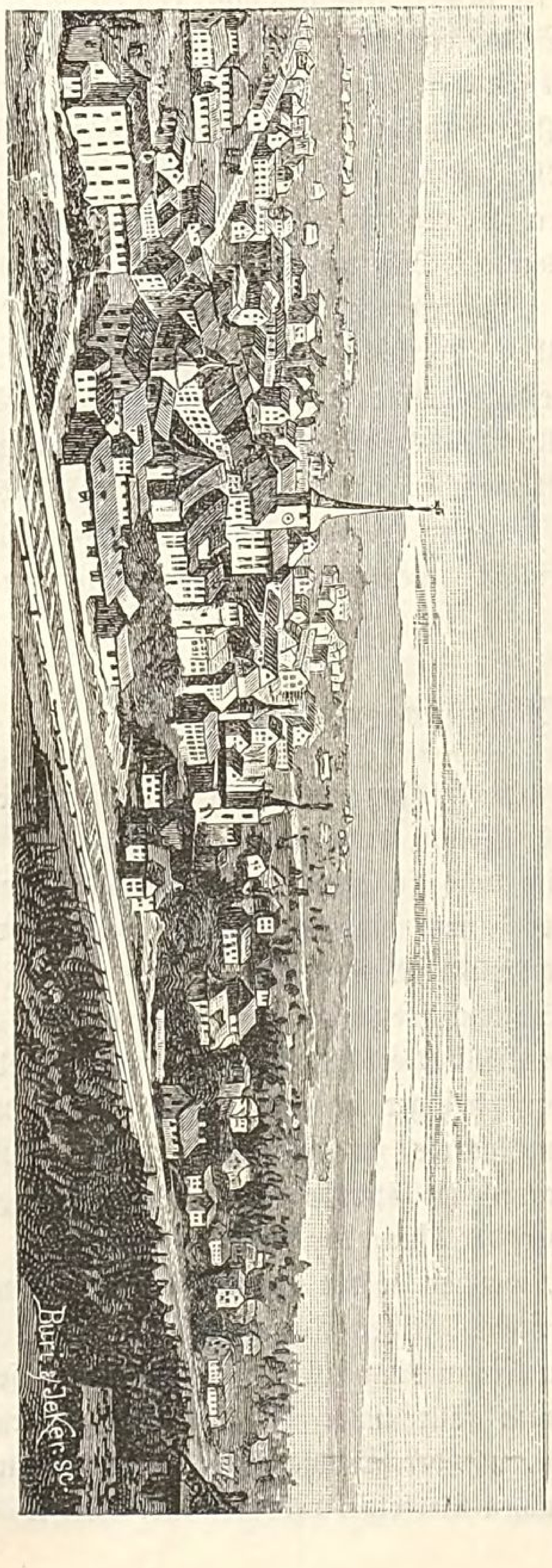
von Convers an das Basler Bisthum durch den Bischof von Lausanne abgetreten worden war.

Wie für den Weißenstein, so ist der Aufstieg auf den Chasseral viel leichter von der nördlichen Seite, das heißt über St. Imier. Es ist dies überhaupt der klassische Ausflug der Thalbewohner, und an schönen Tagen steigen fröhliche und lustige Schaaren karavanenweise den Berg hinauf. Welche Freude, aus voller Brust die reine Luft der Berge einzuathmen, das grüne Gras der Weiden zu betreten, unter den hellgrünen Buchenwäldern oder im dunkeln Schatten der Tannen auszuruhen! Welche reiche Beute an wilden Pflanzen für die Botaniker: die Rosa-Lilien, die blaue Gentiane, die rothen Myrthillen in ihrem geschecken Moos. Und für den Geologen, wie viele Motive zu interessanten Studien! Das Panorama des Chasseral ist vielleicht ausgedehnter als das des Weißenstein; doch unser glücklicher solothurnischer Rival mit seinem prachtvollen Hôtel wird stets den Sieg vor unserem weniger bekannten Berg davon tragen, welcher nichts als eine einfache Pension nnd einige Hütten aufzuweisen hat.

Sonceboz, Biel, Magglingen, Neuveville.

Von Sonceboz aus wendet sich der Zug nach Biel und überschreitet die Suze; dann, einen Zweig des Montoz durchfahrend, dringt er in ein schön bewaldetes Thal, welches sich bald zu einem Paß umgestaltet, durch welches sich der Bach, so gut er kann, hindurchzwängt. Letzterer verschwindet, nachdem er einen prachtvollen Wasserfall gebildet, unweit der inmitten der Felsen verlorenen Station Reuchenette, in der Tiefe des Passes. Am wildesten Eingang des Passes erblickt man die magern Ueberreste von dem, was einstmals der Zwinger von Rondchâtel war. Der Anblick dieser Ruinen erinnert an Kämpfe, welche einst in dieser rauhen Gegend gewüthet haben. Eine ergreifende Episode knüpft sich daran. Zur Zeit der Kreuzzüge war der Besitzer der Burg der Ritter Enguerrand, ein wüster und gefürchteter Freiherr, welcher in der ganzen Umgegend durch seine Räubereien Schrecken verbreitete. Eines Tages überfiel er in der Nähe seines Schlosses einen jungen Mann Namens Boujean, um ihm seine Braut zu rauben. Der Bräutigam fällt unter den Hieben der feigen Mörder, doch das junge Mädchen, um der Schmach zu entgehen, stürzte sich in den Abgrund, ihren grausamen Verfolger verdammend. Dieses ab-

scheuliche Verbrechen empörte die Bauern der ganzen Gegend. Enguerrand, in einen Hinterhalt gelockt, wurde mit seinen Leuten erstochen und sein Schloß in Grund und Boden zerstört. Kaum sind heutzutage noch die letzten Ueberreste unter den wuchernden Gebüschen herauszufinden.

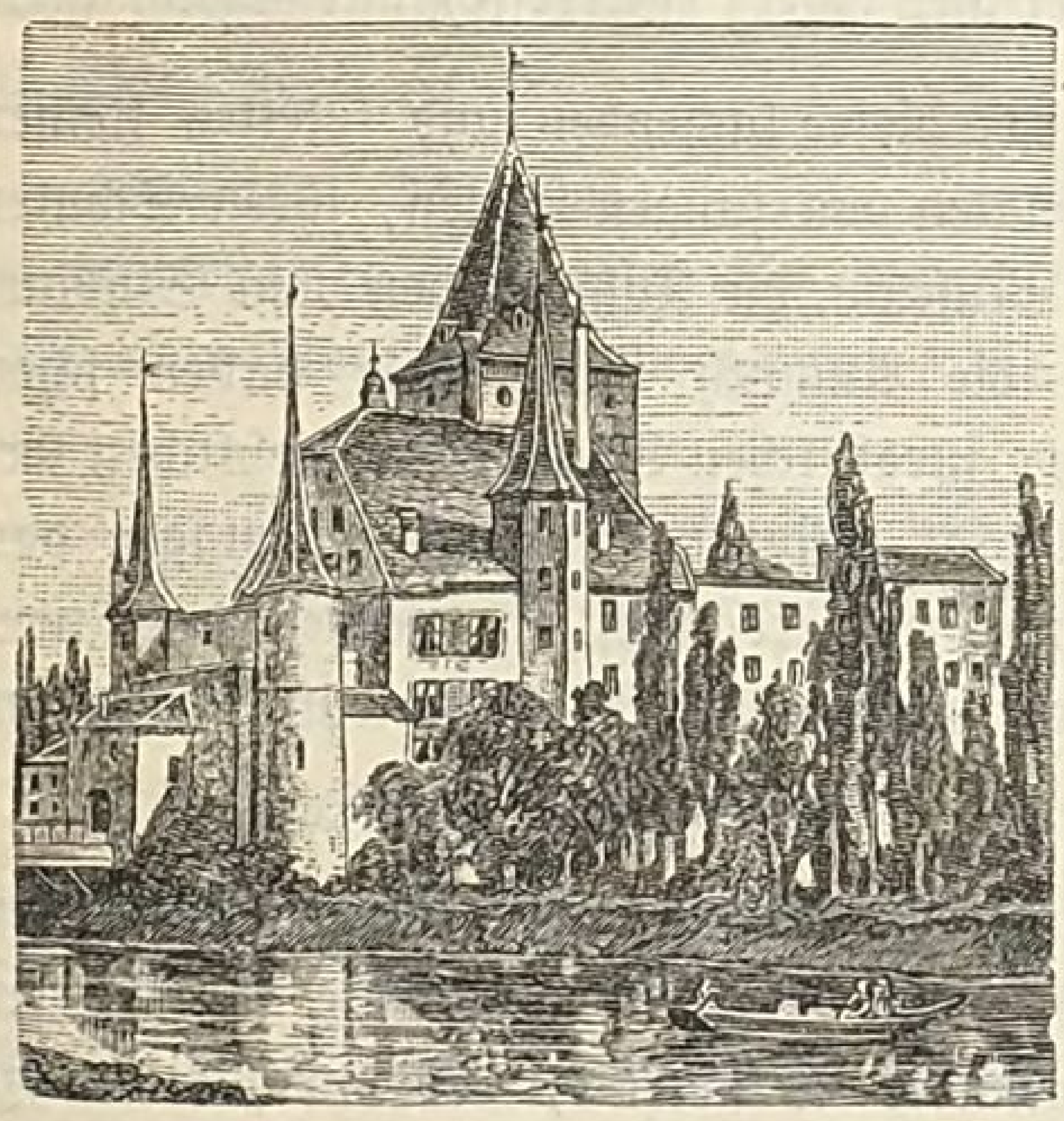


Biel.

Der Ort, wo das junge Mädchen den Tod fand, führt heute noch den Namen: „das Taubenloch". Lang hat ein einfaches Kreuz das Schicksal der Armen bezeichnet. Eine prachtvolle Brücke, ein kühner Bau, ist über die Kluse geworfen. Neben Bötzingen bemerkt man einen Fall der Suze. Doch genug von diesen wilden Scenerien, genug von diesen finstern Pässen, von diesen dunkeln und engen Schluchten: jetzt kommen die weiten Ansichten, die prachtvollen und entzückenden Gegenden! Wir befinden uns am Eingang der schweizerischen Ebene, und plötzlich taucht ein wunderbares Panorama, das entzückendste unseres schönen Vaterlandes vor uns auf. Zu unseren Füßen der Bieler- und der Murten-See, dann der Neuenburgersee; unzählige Städte, Dörfer und Kirchthürme auf dem Plateau gesäet, und die silbern schimmernden Flüsse, die Thièle, die Aare, und andere Gewässer, welche sich längs der Hügel

hinschlängeln, durch Wälder, bis weit in die Ebene hinaus. Dort, im Hintergrund die beschneiten Höhen der Alpen, vom Mont-Blanc bis zum Säntis, das Massiv des Glärnisch, die drei Spitzen vom Tödi, die Zwillingskuppel des Wetterhorns und all' die stolzen Riesen des Oberlandes, ein prachtvolles blendend weißes Amphitheater. Der Zug braust durch Weinberge, auf einem steilen Abhang, er hält an: Wir sind in Biel. Die Bieler finden Gefallen daran, ihre Vaterstadt die „Stadt der Zukunft" zu nennen. Keine schweizerische Gemeinde hat aber auch eine solche wunderbare Ausdehnung genommen; in einigen Jahren hat sich die Bevölkerung Biels vervierfacht; neue Straßen, neue Stadtviertel sind wie durch Zauber entstanden. Biel verdankt besonders der Uhrenindustrie sein neues Aufblühen.

Die Einwohnerzahl beträgt nahe an 16,000 Seelen. Biel hält drei Wochenmärkte und acht große Jahrmärkte ab, welche viel besucht sind. Schöne Gebäude, darunter hauptsächlich die katholische Kirche und das Museum schmücken die Stadt, und außer seiner Schule und den Uhrenwerkstätten besitzt sie eine große Anzahl Manufakturen: Webereien, Nagelfabriken, Konstruktions-Werkstätten. Sie ist reinlich, elegant, schön gebaut und ihre Lage ist höchst malerisch. Wenige Städte besitzen so viel Wohlthätigkeits-, Gesang-, Musik- und Turnvereine, welche von der Intensität des öffentlichen Lebens zeugen. Man wird mit Interesse die archäologische Sammlung besichtigen, welche zum größten Theil vom Obersten Schwab in dem Museum, welches seinen Namen trägt, zusammengestellt wurde. Eine Trambahn, welche den Fahrdienst zwischen dem Bahnhof und der Stadt besorgt, verbindet Biel mit dem schmucken Nachbarstädtchen Nidau, mit einem alten Schloß, deren Herren eine große Rolle in dem Kampf des Feudaladels gegen Bern gespielt haben, welcher seinen Ausgang auf dem Schlachtfelde von Laupen fand. Eine Drahtseilbahn setzt Biel in Verbindung mit dem am südlichen Abhang der



Schloß Nidau bei Biel.

Gebirgskette vom Chasseral gelegenen Kurort Magglingen. In Fünfviertelstunden kann der Fußgänger das dort sich befindende Hôtel erreichen. Von Evilard ab windet sich der Weg im Zickzack durch Weinberge und Gehölze und über den grünen Teppich der Weiden. Das Hôtel, ein eleganter Bau, welcher in einer Höhe von 900 Meter gelegen ist, im Schutz eines Tannenwaldes, erfreut sich eines ausnahmsweise milden Klimas. Es ist auch ein viel besuchter Sommeraufenthalt, an welchem kranke oder schwache Leute Ziegenmilchkuren, Sauermilch und im Herbst selbst Traubenkuren durchmachen können. Der Kurort bietet dem Fremden einen schönen Park, reizende Spaziergänge, große Konversationssäle, und zum Ergötzen der Augen eine prächtige Natur. Das Panorama kann mit dem von Weißenstein verglichen werden, doch muß man zugeben, daß es weniger frei, weniger ausgebreitet ist. Von Biel nach Neuveville geht die Bahn längs der nordöstlichen Küste des See's. Die Kanalisations-Arbeiten der Thièle und der Aare haben leider das Niveau des See's ein wenig verringert, und dieser lange Sandgürtel, mit seinem Schilfrohr und seinen Kieselsteinen hat dem Seebecken ein wenig von der durch Rousseau klassisch gewordenen „romantischen Wildheit" geraubt. Doch ist die Aussicht auf den See, seine Inseln und die Alpen, welche sich nach und nach entrollen, je weiter der Zug durch die Stufen der Weinberge saust, immer noch prächtig. Wie viel schöne Dörfer, welche den ländlichen Anblick der guten alten Zeit fast unberührt bewahrt haben. Da sehen wir Twann mit einem schönen Wasserfall, Ligerz (Gleresse) und Chavannes.

Wir kommen nach Neuenstadt, dieser lachenden und koketten kleinen Stadt mit ihren zahlreichen Pensionaten von jungen Leuten, ihren Schulen und gelehrten Sammlungen, ihrem Museum, die Kunde geben vom Studium und von Arbeit. Der Reiz und die Anmuth ihrer Lage haben schon manchen enthusiastischen oder zarten jurassischen Sänger zu lieblichen Ergüssen der Poesie begeistert. Die Stadt besitzt das Spital Montagu, das der Großmuth eines englischen Lords zu verdanken ist, ferner das neuerbaute Museum, das die Beute der zahlreichen Pfahlbautenstationen am See enthält.

Auf der Höhe liegen die Ruinen des Schloßberges, eines ehemaligen Sitzes der Landvögte der Bischöfe von Basel, und nahe dabei, ein hübscher, im Sommer oft eingetrockneter Wasserfall, der durch die Ruz-de-Vaux gebildet wird.

Nun die St. Peters-Insel! Eine Barke führt uns dahin. Die Insel, „die Perle des See's", bietet sich uns unter einem angenehmen und originellen Anblick. Ihr Gipfel ist gekrönt von hundertjährigen Eichen, auf der Südseite begegnen uns Weinberge und Obstgärten. Welche Verschiedenheit in der Anlage! Alleen von Obstbäumen, düstere dunkle Wege, frohmüthige Terrassen, die jeden Augenblick die Aussicht gestatten auf den See.

Die kleine Insel erhält ihren Namen von einer Abtei, die im 12. Jahrhundert vom Kloster Cluny in Burgund gegründet worden und dem heil. Petrus geweiht war. Sie wurde 1488 den Benediktinern des benachbarten St. Johann abgetreten, welches den Kirchendienst durch sechs Mönche versehen ließ. Zur Zeit der Reformation wurde das Kloster unterdrückt, und seine Güter gingen an den Stand Bern über, der es dem Bürgerspital abtrat, und der sie heute noch besitzt. Ein Schaffner verwaltet das Gut. Im Osten befindet sich das Schaffnereigebäude, in dem J. J. Rousseau 1765 gewohnt hat. Aber sein Aufenthalt war nicht von langer Dauer. Schon nach zwei Monaten erhielt er vom Rath von Bern den Befehl, diesen Ort zu verlassen. Man hat noch die Kammer erhalten, die er bewohnte. Die Mauern derselben sind bedeckt von den Namen derjenigen, die das Asyl des unglücklichen Philosophen besucht. In der Liste der Besucher ist es merkwürdig, den Namen Cagliostro's zu sehen, der lange Zeit die Aufmerksamkeit so Vieler zu fesseln wußte. Die zahlreichen Kranken, welche er zu heilen vorgab, gaben ihm auf der Insel ein glänzendes Fest.

Schiller, der große deutsche Dichter, bewegt bei dem Gedanken an die ausgestandenen Qualen des kühnen Denkers, verfaßte das schöne Gedicht über Rousseau, in welchem er die Intoleranz verdammt:

„Monument von unserer Zeiten Schande,
„Ewige Schmachschrift deiner Mutterlande,
„Rousseau's Grab, gegrüßet sei'st Du mir!"

Der Verfasser des Gedichtes „Barmherzigkeit", der Uebersetzer des „Georgiques", Dellile, welcher während der Schreckenszeit nach Ligerz geflüchtet war, kam oft, um unter den Bäumen der Petersinsel zu träumen, und in seinen Werken widmet er diesen Erinnerungen einige ergreifende Seiten:

Que j'aimais ce beau lac à mes pieds étendu,
Ces bosquets de St-Pierre, île délicieuse,
Qu'embellit de Rousseau la prose harmonieuse!

Doch ach, der Dichter würde heute seine Insel nicht wieder erkennen, seitdem durch die Entwässerungsarbeiten der Sümpfe dieselbe mit der kleinen Kaninchen-Insel verbunden und selbst mit dem festen Boden durch eine schmale Straße in Verbindung gesetzt worden ist. Unsere liebliche Insel ist manchmal in Wirklichkeit nur eine breite Halbinsel. Ade Romantik! O Utilitarismus! Das ist dir zu verdanken, das ist einer von deinen Streichen! Dennoch, im Sommer an Sonntagen und hauptsächlich während der Weinernte ist die Insel von einer Menge junger Leute besucht, welche aus der ganzen Umgegend hier zusammen kommen. Da ertönen Lieder und Musik und Gläserklang. Und unter diesem nehmen wir Abschied vom schönen, theuren Jura.

Brandschatzung,
welche an den Rheingrafen Otto Ludwig zu bezahlen war.

Von Pfr. Dr. **Karl Schröter** sel.

Wir von Stett und Landtschafften Abgesandte des Oberen Rhein viertels vff dato in der Statt Rheinfelden Empieten Allen vnnd Jeden, Unseren bey Uns gesessenen Geist: vnnd Weltlichen mit Standesgliedern, Unser Fründlich Dienst Unnd gruoß Auech was wir mehr liebs vnnd guets vermögen, zuvor, vnnd füegen Jnen gantz beweglich zue vernemen. Dennoch mit deß hoch- vnnd wolgebornen Herrn Herrn Otto Ludwigen, Wildt- vnnd Rheingraffen vnnd Herren zue Vinstingen der Confœderirten Reichsstenden vnnd Commendanten, wir vns wegen unserer Stett vnnd Herrschafften an vns mit überzogener macht gesuochten Prandtschatzung einmüetig abgefunden vnnd dahin verglichen: das wir Namblichen fünfzehentaussend gulden zue zweien Terminen, das halb in vierzehen Tagen vnnd das ander halb von dato in MonatsFrist vnd das in gueten groben annemblichen goldt, vnd SilberSorten ohnfehlbar

erlegen vnnd hierin khein hindernuß erzeigen sollen. Das wär dannenhero auß welt vnnd Landtkhundiger höchster Angelegenheit, ja vmb mehrer Verschonung, Landt vnd Leuthen, weiterer verherung und verderbung auch gentzlicher allerseits befahrender totalruin getrungen, Ein jedes Standtsglied nach dem anderen dem vngevor observirten alten Herkhomen nach wie auß beykhomender Verzeichnuß zue vernemen anzeleggen vnd in Crafft vnß deßwegen zuegestellten mündlichen bevelchs in hier zue erheischende Contribution vnnd anlag ze nemen. Mit fründlich ersuochen vnd piten, Es wellen alle vnd jede insonders Jre quotas zue obbestimbter zeit ohne Versaumbnus einicher stundt oder minuten alhero zue Jrer Excellentia verordneter Herren Einnemer handen, vnfelbar zum halben theil beeder Terminen entrichten. Und wol in Achtung nemen obschon etliche ihre erduldete ruinationes hiefür schützen vnnd sich damit dester zue eximiren vermeinen wolten, das doch nit desto weniger weitere verfolgung mit Feuer vndt schwerdts Jrer Gotts- vnd anderer heusser Renten Zinß gefell und dergleichen einkhomen Jnen wurden vf halß gezogen, viel Ungnaden erweckht vnd was vf verhoffende Accomodation vns entzogen zue Schutz vnd Schirmb, auch fürderlichster erleichterung des obhabenden Kriegslasts der Soltadesca zuegesagt, ohnschwer wider zue vngnaden wenden würden. Deren getrösten resolution vnd schrifftlichen erklerung wir verlangendt erwarten thuendt. Signatum vnd mit der Statt Rheinfelden hierfür aufgetruckhten Secret bewart den 13/23 Julii Anno 1633.

Verzeichnuß der Anlag über die 15,000 fl. angesuchte Brandschatzung:

Waldshut	1000	fl.
Stadt Rheinfelden	1000	„
Stadt Laufenburg	1000	„
Stadt Seckingen	700	„
Die drei Landschaften, Rheinthal, Möhlibach und Fricktthal zusammen . . .	3000	„
Grafschaft Hauenstein	3000	„
Herrschaft Laufenburg	700	„
Wehr	500	„
Stift Seckingen	1200	„
Stift Rheinfelden	800	„
Gottshaus Olsberg	800	„
Himmelsporten zu Wyhlen	150	„

Hans Beuckhen	800 fl.
March und Intzlingen	150 „
Oeschgen und Wegenstetten (die Edlen von Schönau)	150 „
Rektorat Wölflinswil	200 „
Pfarherr zue Frickh	100 „
Commenthur zu St. Johann	150 „
Zell im Wiesenthal, Herr Waldvogt .	300 „
Dekan von Eychsel	100 „

Ordinanz

Wie die Keiserlichen Soldaten in der guarnison zu Reinfelden sollen unterhalten werden.

(Dez. 1632.)

Von Pfr. Dr. **Karl Schröter** sel.

Erstlich vff ein iedlichen Soldaten, darunter die Corporale vnnd gefreyte gerechnet Wann Sy effective vorhanden vnd ihre Dienst verrichten, Monatlich vierthalben gulden an gelt. Den Corporalen vnd gefreyten anderthalbe portion des Commiß. Deßgleichen den Service, als die Ligerstatt, Holtz, saltz vnd Licht.

Den Officieren deß Ersten blats, darunter auch der Capitain d'Armes, gemein Webel vnd Spilleuth, Monatlich an gelt zweihundert gulden. An Comiß dem Leutenant täglich 6, dem Fendrich 4 den andern Feldweibel 3 den andern Officieren 2 portiones, und den obgemelten Service.

Deßgleichen soll man den Officieren vff Sechs pferdt den Unterhalt geben.

Hierüber die Statt vnd Ambt mehrers zu lifern nicht schuldig, biß vff anderweitige Verordnung. Darnach man sich allerseits zu richten hatt. Geben zue Reinfelden den 26. decembris 1632.

Röm. Kay. May. hofKriegsrath,
Cammer, GeneralVeldWachtmeister und bestelter Obrister zu Roß vnd fues.
Ernest graff von Montecuculi.

Der zoologische Garten in Basel.

Von **Huldreich Schuster.**

Hinaus aus der Stadt, aus dickluftigen, überhitzten Lokalen und staubigen Arbeitsräumen, mit dem ersten Sonnenstrahl des neu erwachten Frühlings, hinaus! Tausende und wieder Tausende von Menschen mit tausend Neigungen, tausend Wünschen und heute — nur einem Bedürfniß: Hinaus! Darin bleibt sich des Menschen Herz gleich, ob es unter der Arbeiterblouse oder unter Sammet und Seide schlägt. Und Allen soll, so fordert es die Natur, ihre Wohlthat zu gute kommen. Staat und gemeinnützige Privatthätigkeit sorgen dafür. In der Nähe der meisten Städte laden, mit jedem Jahre mehr, grünende Anlagen und öffentliche Gärten selbst die Aermsten ein, sich drin zu ergehen nach Herzenslust, Blüthenpracht zu schauen und Blüthenduft zu schlürfen, den Lenz zu genießen, der „Wunder webend in lauen Lüften sich wiegt“... Mancherorts hat man sogar solche Anlagen mit muntern Thieren bevölkert, d. h. zoologische Gärten errichtet, um dem Besucher durch die Beobachtung des so ungemein erquickenden Lebens und Treibens der uns näher und ferner umgebenden Thierwelt eine weitere, unerschöpfliche Quelle der Unterhaltung, der Erfrischung, ja selbst der Belehrung zu schaffen.

Aber nicht in unserer Zeit ist die erste Entstehung zoologischer Gärten zu suchen; ihre Existenz reicht weit in das graue Alterthum zurück. Das Verdienst unserer Zeit ist es bloß, die Bedeutung zoologischer Gärten auf Bildung, Gesittung, ja selbst körperliches und geistiges Wohlbehagen der verschiedenen Volksklassen in ausgedehntestem Maße erkannt zu haben.

Ueber ein Jahrtausend, bevor Christus geboren wurde, hatte — so erzählt der Chinesen heiliges Buch der Lieder — der Beherrscher des himmlischen Reiches, Wu-Wang, einen zoologischen Garten anlegen lassen, der Säugethiere, Vögel, Schildkröten und Fische beherbergte, und den er „Park der Intelligenz“ benannte. Bei den Griechen finden wir das erste Beispiel eines zoologischen Gartens zu wissenschaftlichen Zwecken in der Zeit des Aristoteles, dem Alexander der Große von den asiatischen Feldzügen alle Thiere zugesandt haben soll, welche Aristoteles zur Bearbeitung

seiner Naturgeschichte benutzte. Weniger möchte man es gelten lassen, daß bei den Römern der Sinn für zoologische Gärten vorhanden gewesen ist; auch die Italiener sind noch heutzutage die ärgsten Thierquäler, welche sogar unsere Singvögel verspeisen und ausrotten. Die Haltung der Raubthiere in römischen Landen zu blutigen Kampfspielen kann schon gar nicht hierher gerechnet werden; auch das Halten von Thieren in den Glirarien und Fischteichen der Römer diente doch fast lediglich dem Gebrauch bei ihren schwelgerischen Mahlen. Wichtiger ist die Meldung der Geschichte, daß bei der Eroberung von Mexiko die Spanier überrascht gewesen seien durch den Anblick der imposanten kaiserlichen Menagerie, welche durch ihre Ausdehnung und Mannigfaltigkeit, ihre Teiche, Vogelhäuser und Käfige, ihr nach vielen Hunderten zählendes Dienstpersonal alles in dieser Art bis dahin Bekannte übertraf. Auch in den alten Klöstern des christlichen Abendlandes, so im 10. Jahrhundert zu St. Gallen, unterhielt man „Zwinger" mit allerlei Wild, Gethier und Gevögel: Bären, Dachse, Steinböcke, Murmelthiere, Reiher, Silberfasanen, wie solches theils in den nahen Alpen hauste, theils als Geschenk fremder Gäste dem Kloster verehrt worden war. Thiergärten zum Zwecke der Jagd hatte man im Mittelalter aller Orten, und ist wohl anzunehmen, daß manche Straßenbenennung unserer heutigen Städte, wie Hirschengraben u. s. w., mit jenem mittelalterlichen Gebrauche in Verbindung steht. Durch die Kreuzzüge und namentlich durch die Entdeckungsreisen seit dem 15. Jahrhundert sind mannigfach fremdländische Thiere nach Europa gebracht und hier gehegt worden, vor allem zu nennen der König der Thiere, der gewaltige Löwe. Von hervorragender Bedeutung aber wurden erst die Menagerien in Oesterreich, welche Kaiser Max II. in dem Lustschloß Ebersdorf bei Wien und später in dem zwischen 1564—74 erbauten Schloß Neugebäu errichtete. Die Schicksale der ersteren sind unbekannt, die zweite wurde 1704 bei den Rakoczy'schen Unruhen zerstört, von Kaiser Karl VI. aber wieder hergestellt, 1738 mit der Menagerie des Prinzen Eugen von Savoyen auf Schloß Belvedère bei Wien vereinigt und mit dieser 1752 in der Schönbrunner Menagerie untergebracht, welche bis in unsere Zeit fortbesteht. Sodann sind wilde Thiere gehalten worden im Tower zu London, in Versailles, in Potsdam, in Turin, Dresden, Kassel, im Haag und eine Zeit lang auch in Stuttgart.

Das Jahr 1794 bezeichnet einen Wendepunkt in der Geschichte der zoologischen Gärten. Es ist dies die Zeit, wo die vorerwähnte Thier-

sammlung von Versailles in den „Jardin des plantes“ in Paris verlegt wurde. Sie ist wichtig, weil damit die systematische wissenschaftliche Ausnutzung des Thiergartens im größten Maßstab begann, Vielen zum Vorbilde und zur Nacheiferung. Doch war die Einrichtung immer noch mehr die einer Menagerie, und den weiten Raum, welchen man heute mit Recht den Thieren zu gewähren sucht, finden wir erst gegeben in dem 1828 gegründeten zoologischen Garten im Regents Park zu London, dessen Grundstock aus der Menagerie des Earl von Derby zu Kowsley gebildet wurde. Immer mehr trat nun das Bestreben zu Tage, den in zoologischen Gärten vereinigten Thieren der Natur möglichst entsprechende Wohnsitze zu schaffen. Nachdem die niederländischen Seestädte Amsterdam (1838) und Antwerpen (1843) dem von England gegebenen Beispiel gefolgt waren, entstand der erste zoologische Garten in Deutschland, aber wesentlich durch Staatsfonds, in dem damals schon so genannten Thiergarten bei Berlin (1843). Auf Veranlassung des Zoologen Lichtenstein wies nämlich Friedrich Wilhelm IV. Land, Thiere und zinsfreie Beträge zu diesem Zwecke an. Der erste in Deutschland auf Grund privater Theilnahme errichtete zoologische Garten ist der zu Frankfurt a. M., begründet 1858 durch die Zoologische Gesellschaft mit einem Aktienkapital von 50,000 fl. in einem 14 Morgen großen Garten vor dem Bockenheimer Thor. Seither sind Köln und Dresden (1860), Hamburg, Wien und München (1863), letztere beide nur vorübergehend, Breslau und Hannover (1865), Karlsruhe (1866) gefolgt; aber es floriren in Deutschland einzig die vier zoologischen Gärten zu Berlin, Hamburg, Köln und Frankfurt, während Dresden und Breslau unter dem verminderten Fremdenbesuch und Hannover unter der von vornherein verfehlten Anlage des zoologischen Gartens in einem sumpfigen Wald zu leiden haben.

Die Schweiz, von der Natur zum Wohnsitze der herrlichsten Thierwelt geschaffen, besitzt ihren ersten zoologischen Garten seit bald anderthalb Jahrzehnt in Basel, seit dem gleichen Jahre, in welchem Frankfurt seinen neuen zoologischen Garten auf der Pfingstweide eröffnete.

Wenn man am südwestlichen Ende der Stadt beim ehemaligen Steinenthor hinausgeht, wo die klagenden Trümmer der Bastion täglich mehr zusammenstürzen, um in freundlichen Anlagen neues Leben aus ihren Ruinen erblühen zu lassen und durch dieselben ein neues Glied in den grünen Promenadengürtel zu fügen, welcher an Stelle der düsteren Festungsgräben das alte Basel einschließt, — wo, das neueste Unternehmen des fort-

schreitenden Verkehrs, die schmalspurige Birsigthalbahn ihren Schienenstrang selbst in die öffentlichen Straßen der Stadt eingesenkt hat, — so geleiten wenige Schritte in das lauschige Nachtigallenwäldchen, das beide Ufer des am Steinenthor in die Stadt hereintretenden Birsigflüßchens aufwärts bis zur Grenze des baselstädtischen Gebietes umsäumt. Wer kennt den Birsig wieder, der harmlos plaudernd sich heute durch sein sauber eingedämmtes Bett schlängelt, wer ihn gesehen, da der wilde Geselle Baumstämme und Brückentheile auf mächtigen Schultern mit davontrug? Dort, wo die gewaltigen Arkaden des Viadukts der Elsässerbahn sich hoch über das Birsigbett wölben, beginnt auf dessen rechter Seite flußaufwärts das Territorium des Basler zoologischen Gartens.

Es umschließt eine Gesammtfläche von gegenwärtig über 23 Jucharten (8,28 Hektaren), welche den Zwecken der Gesellschaft seiner Zeit miethweise überlassen wurde, und besteht aus dem diesufrigen Theile des der Stadtgemeinde gehörenden, dem Staat jedoch durch Gesetz zur Aufsicht übergebenen Nachtigallenwäldchens, sowie einem dem Spitalpflegeamt gehörigen Komplex Mattland zwischen dem Nachtigallenwäldchen und dem Rümelinbach. Das Terrain hätte kaum günstiger gewählt werden können. In seiner größten Längenausdehnung im Wesentlichen von Westen nach Osten sich erstreckend und von Nord gegen Süd, vom Rümelinbach gegen den Birsig, sich sanft abdachend, ist es durch diese Lage gegen Nordwind geschützt, während es den größeren Theil des Tages über den Sonnenstrahlen zugänglich und in Folge dessen warm und trocken ist. Trotz des schlechten Ganges seiner Industrie in jener Zeit und obwohl gleichzeitig durch den Bau des Musiksaals, des neuen Theaters, des Bernoullianums mannigfach in Anspruch genommen, vermochte Basel einem im Januar 1873 ergangenen Aufruf Folge zu leisten, ein Kapital von 208,000 Fr. durch freiwillige Aktienzeichnung (die Aktie zu 250 Fr.) zusammen=, und damit zu Stande zu bringen, was Zürich und Bern bis heute nicht erreichen konnten. Nicht zum Mindesten verdankt aber der am 3. Juli 1874 der Oeffentlichkeit übergebene zoologische Garten in Basel seine heutige Blüthe der glücklichen ersten Anlage, der zweckmäßigen Ausnützung des Terrains, in erster Linie also dem Schöpfer des Gesammtplanes mit den Thierwohnungen, dem Basler Architekten, Hrn. Gustav Kelterborn, welcher als gewesener Assistent des in der Spezialität für Anlage von Aquarien und zoologischen Gärten rühmlichst bekannten Baumeisters Luers die so ungemein wichtige praktische Erfahrung besaß.

Bei dieser Gelegenheit will ich gleich noch beifügen, daß die Pläne für Restauration und Direktorwohnung von den hiesigen Herren Architekten Vischer und Fueter entworfen wurden, und daß das Baukollegium von Baselstadt dem damaligen Stadtgärtner Weckerle gestattete, die Oberleitung der landschaftlichen Abtheilung zu übernehmen. Sämmtliche Entwürfe wurden vom Direktor des zoologischen Gartens in Frankfurt a. M., Hrn. Dr. Max Schmidt, einer fachmännischen Expertise unterzogen, wobei als ehrenvoll für den Gesammtentwurf hervorgehoben wurde, daß die Thierhäuser hinsichtlich ihrer Stellung zur Windrose zweckentsprechend gelegt und Sonne und Luft überall gehörig berücksichtigt worden, daß endlich die Anlage von Suhlplätzen für Hirsche und Schwarzwild und die Bewegungsfähigkeit des Wassers durch die Teichanlagen, in verschiedenen Höhen, den vorhandenen Abstufungen des Terrains entsprechend, für den dem Garten beigelegten Zweck besonders begrüßenswerth seien. Stellten sich die Gründer dieses ersten schweizerischen Thiergartens doch als Hauptaufgabe, in möglichster Vollständigkeit und naturgetreuen Gruppen dem Beschauer die Pracht und Schönheit unserer schweizerischen und vorzüglich der Alpenthierwelt darzubieten!

Von der Birsigstraße, wo dieselbe vom Eisenbahnviadukt überbrückt wird, weist eine etwa 800 Fuß lange, schattige Allee direkt auf das Hauptportal, an dessen rechte Seite das hübsch angelegte Direktionsgebäude sich anschließt, unter einem den Eingang völlig beherrschenden Vordache den Billetschalter bergend und durch die ganze Einrichtung für eine leichte, rasche und sichere Kontrolle die beste Gewähr bietend. Wilder Wein wuchert in malerischen Gewinden an den eisernen Spalieren auf. Hier tritt uns freundlich und leutselig, der ächte Typus eines schweizerischen Waidmanns, das heitere Gesicht mit den hellblauen Augen vom aschblonden, länglich schmalen Vollbart umrahmt, der Direktor des Gartens entgegen. Gottfried Hagmann, gebürtig aus Lichtensteig im Toggenburg, bekleidet sein Amt seit dem Monat Mai 1876, zu welcher Zeit er, dazumal Bezirksförster in Uznach, aus 177 Bewerbern gewählt wurde. Vor ihm nennt man als Direktor einen Basler Zoologen, Albert Müller, der einen mehrwöchentlichen praktischen Kurs bei Dr. M. Schmidt durchgemacht hatte. Aus zwingenden Gründen mußte aber das Vertragsverhältniß mit demselben schon auf Ende des ersten Betriebsjahres gelöst werden, worauf, in Folge Empfehlung des Direktors Dr. Bodinus in Berlin, der langjährige Futtermeister des dortigen Aquariums, C. Seydel

aus Altenburg, bis zur Wahl Hagmann's als Inspektor dem Garten vorstand. Mit Hagmann's Thätigkeit, welche neben der gründlichsten Fachkenntniß getragen wird von einer wahrhaft väterlichen Liebe und Sorgfalt für ausnahmslos alle Thiere, von einem praktischen Verständniß für die Pflege derselben in gesunden und kranken Tagen, für die Ausführung und Verbesserung landschaftlicher Anlagen, für die Selbstherstellung der in Menge erforderlichen Utensilien, von einem offenen Sinn für alles Schöne, für Alles, was dem Publikum zur Freude und dem Garten zur Hebung frommt, — beginnt die eigentliche Entwickelung des zoologischen Gartens in Basel zu seiner gegenwärtigen, allseitig mit wahrer Befriedigung anerkannten Blüthe, deren Erhaltung in unverwelklicher Frische die beständige Sorge des regsamen, nach allen Seiten hin verständnißvollen Verwaltungsrathes ist. Direktor Hagmann's liebenswürdiger Wegleitung während einer längeren Reihe von Jahren verdankt der gegenwärtige Bericht seine Grundlage; sie möge auch den Leser durch die Anlagen des Gartens führen.

Die Stimmung, welche beim Betreten des zoologischen Gartens über den Besucher kommt, sei eine heitere! .. Wir stehen deshalb, uns vom Eingange rechts wendend, zuerst vor dem Affenpavillon, in welchem u. A. ein Paar grüner Meerkatzen (der einzigen Affenart entstammend, welche noch in Europa vorkommt, wo sie auf den Felsen von Gibraltar, von Mauren zurückgelassen, durch das Gesetz vor Ausrottung geschützt ist) kegelschiebend seine hunderterlei Allotria treibt. Gleich daneben verkehren in einem gemeinsamen Laufraume auf ganz freundschaftlichem Fuße ein junger weiblicher Elephant und ein männlicher Tapir. Der Elephant kam erst vor zwei Jahren von der Insel Ceylon, wo im Juni 1885 das damals circa 1 Jahr alte Thier durch die beiden jungen Basler Naturforscher Sarasin auf der Jagd am Flusse Kumbuk erbeutet und nach demselben benannt wurde. Abgesehen davon, daß das in seinem Kindesalter stehende Thier durch sein täppisches, kindlich-muthwilliges Wesen Alt und Jung ergötzt, gibt ihm eine außergewöhnlich reiche Behaarung ein eigenartiges Aussehen, das an den Mammut erinnert. Der Tapir kommt von Bahia. Das prächtige, äußerst zahme und zutrauliche Thier erträgt in liebevoller Duldung seines Gespielen oft recht derbe Zärtlichkeiten. Seit Fräulein Kumbuk neulich in's „Zahnen" gekommen, wird sie manchmal nicht nur ihrem Freunde, dem Tapir, sondern auch in sehr erheblichem Maße ihrem Stall gefährlich, weßhalb die „Basler Nachrichten" dieser Tage eine Sammlung für ein neues Elephantenhaus in Scene gesetzt haben. Der jetzige Stall

ist nur provisorisch in dem für Küchen, Werkstätten u. s. w. bestimmten Flügel des Direktionsgebäudes untergebracht. . . . Die andere Seite des Weges bekränzt eine lange Reihe auf reiftragenden Stäben angeketteter Papageien, edelfarbige Araras und Kakadus. Im Schatten eines reichblühenden Fliederbusches bietet hier ein braunhäutiger Ticinese, einer unserer italienisch-redenden Landsleute von „über'm Gotthard", südländische Erfrischungen feil, auch Brotlaibchen zur Fütterung der Thiere. Eine seiner saftigen Goldorangen verzehrend, vorwärts wandelnd auf den breiten, mit gelbem Kiessande bestreuten Wegen, hie und da hineinblickend in lauschige Lauben, von fröhlichen Gruppen plaudernder Mädchen, spielender Kinder, balgender Jungen belebt, begegnen wir rechts dem ersten Geflügelhaus, während links durch niedriges Gebüsch der Weg zu den Geflügelteichen führt. Der Einfluß dieser Geflügelabtheilung unseres zoologischen Gartens als Akklimatisationsstation wird heute allgemein anerkannt; das jeweilen von ihr zur Ausstellung gebrachte Geflügel hat stets erste Preise erzielt, und jährlich werden eine große, noch stets wachsende Zahl prächtiger Exemplare theils an Hühnerzüchter abgegeben, theils bei den öfter stattfindenden Thierverloosungen (wobei die Eintrittskarten als Loose gelten) als Prämien ausgesetzt. Die eigentliche Behausung des Geflügels ist gemauert und für eventuelle Erwärmung eingerichtet; die einzelnen Parthien des Hühnerhofes sind durch Drahtgitter von einander getrennt. In über einem Dutzend gepaarter Arten treffen wir die Haushühner, die Langshan, Bramah, Cochinchina, Paduaner, Bantam u. s. w., von den Feldhühnern die Wachtel und das Rebhuhn; dann aber auch das einsame Steißhuhn und das Pampashuhn, sowie drei Arten imponirender Hokkohühner. Haus- und Wildtauben in wieder einem Dutzend Arten pflegen in den obern Regionen der Behälter ein monotones Faullenzerdasein. Ein stiller Promenadeweg zieht sich hinter dem Hühnerhause die leichte Anhöhe hinan. Seine Endpunkte krönen die Volièren der einheimischen Sperlingsvögel und der Exoten, vorzügliche Kollektionen mit zum Theil wunderhübschen Thierchen. Die beiden großen, durch einen Promenadedamm getrennten Teiche, romantisch eingebettet zwischen das landschaftlich schöne Bild der Anlagen, über das von der Stadt her der silbergraue St. Elisabethenthurm grüßend herüberlugt, beherbergen ein in 26 Arten und noch weit mehr Nuancen variirendes Geschwader von Schwimmvögeln. Weiße und schwarze Schwäne gleiten majestätisch dahin und ziehen weite Furchen in den glänzenden Wasserspiegel. In raschem Fluge, oft ganz in's Wasser

tauchend, kreist die Möve drüber hin. Gänse und Enten knattern und schnattern, und stattliche, gelbbeschuhte Pelikane recken am Ufer schläfrig den langen, schmalen, plattgedrückten Schnabel in die Luft und blähen den weißen Kropfbeutel und schreien wohl manchmal fast so laut wie ein Esel. Auf der sumpfigen Abdachung gegen das den südlichen Theil des Gartens ganz erfüllende Wäldchen klappern Störche, Stelzvögel aller Art machen sich mit mehr oder minder Geräusch bemerkbar, dickleibige Sumpfenten watscheln über die schlüpfrigen Stege einer Pfahlbaute. Dem Teiche entlang zurückgehend und das stets belebte Fischotterbassin zur Seite lassend, sehen wir uns auf dem großen Rundplatze um, an dem der Musikpavillon steht, und steigen nordwärts empor über zwei schattige Restaurationsterrassen zum eigentlichen Restaurationsgebäude. Jungfer Krebs, die gutmüthige Wirthin, könnte all ihre Gutmüthigkeit verlieren, wollten wir an ihrem tadellos in Stand gehaltenen Büffet achtlos vorüber gehen. In englischem Jagdschlößchenstyl, mit Thürmchen, Erkern u. s. w., in Backstein malerisch ausgeführt, erhebt sich der Bau direkt an der Grenzlinie, welche der Rümelinbach bildet, auf dem Höhenpunkte des Abhangs und den ganzen Park überblickend. Außer den Räumlichkeiten für das Wirthschaftspersonal, Küche, Speisekammer u. s. w. enthält das Gebäude zwei dem Garten zugekehrte offene (im Winter durch Glaswände verschließbare) Hallen, welche durch einen geschlossenen Mittelbau verbunden sind und leicht zu einem ganzen großen Saal umgewandelt werden können. . . . Der Peripherie des Gartens folgend, haben wir rechts zunächst die in Lage und Gestalt dem Hühnerhaus entsprechende, theilweise auch Angehörige desselben beherbergende Fasanerie. Eitel und selbstgefällig wiegen gold- und silberprunkende Fasanen ihre langbeschweiften Leiber zwischen dem dunkeln Grün üppiger Cypressen. Turteltäubchen girren verliebte Weisen, während eine Fontäne glitzernde Wasserperlen zu ihnen hinauffendet; Kampfläufer, den spitzen Schnabel gleich einer eingelegten Lanze kühn voran, durchmessen gravitätisch den ihnen angewiesenen Raum und eine Kranichfamilie gaudirt durch ihr possenhaftes Eheleben. Lassen wir sie! . . . Nach links wendet sich unser Blick derjenigen Gruppe zu, welche unserem Herzen vor allen nahe steht, welche in kleinem Bilde uns das Schönste unseres herrlichen Vaterlandes vor Augen zu zaubern berufen ist, — ein Alpengehege. Es vergegenwärtigt uns eine Alpentrift mit Blockhütten und rieselnden Brunnen, die Felsenspitzen unserer Berge, wo die Gemse kühn über Abgründe setzt. Wir haben in unserem zoologischen Garten dem

lieblichen Schauspiel gar oft zuschauen können, wenn der Abend leise zu dämmern begann, wenn hinter den Häusern des nahen Dorfes Binningen von der Allschwyler Waldkuppe und vom Hügelkamme des Holee bis zu der Anhöhe von St. Margrethen mit dem freundlich herniederwinkenden Kirchlein noch das Glühroth der untergegangenen Sonne flammte. Ja, man hat dem „Gemsensprung" bei uns mit eben der allgemeinen, freudigen Erwartung entgegengesehen, wie die Touristen in unseren Bergen dem Alpenglühen. Zur Stunde aber, wo ich dies schreibe, ist das Gehege der Gemsen leider vereinsamt; nur eine einzige weibliche Gemse irrt durch die verlassenen Behausungen. Wie so es kam? Seit der Eröffnung des Gartens hatte man die Freude, die Gemsen gut gedeihen zu sehen; hatte man doch das seltene Glück, von denselben Nachkommen zu erhalten. Es mußte deßhalb auf Leiter und Freunde des Gartens höchst entmuthigend wirken, als man machtlos zusehen mußte, wie der schöne Gemsenbestand, ein Stück nach dem andern, dahinschwand. Seuchenhaft hat der Tod gehaust im Revier; in einem einzigen Jahre (Mitte Mai bis Ende Dezember 1886) sind ihm nicht weniger als acht Gemsen verschiedenen Alters zum Opfer gefallen. Es ist jammerschade! Wie sehr wünsche und hoffe ich, daß die stolzeste Zierde unseres Gartens recht bald wieder aufblühen möge. Schwierigkeiten stehen einer raschen Wiederbevölkerung des Gemsreviers eben schon deßhalb entgegen, weil laut Bundesgesetz das Fangen und Feilbieten von Gemskitzen ganz verboten ist und auch zum Behalten zugelaufener Thiere jeweilen die Bewilligung der Regierung nachgesucht werden muß. Noch vor zwei Jahren konnte sich einer Hochwild-Kolonie, wie wir sie damals besaßen, kein anderer zoologischer Garten rühmen; von den Steinböcken gar nicht zu reden, die nur noch in einzelnen Exemplaren in Wien und Dresden existiren. Auf das Steinwild zwar darf der Basler zoologische Garten sich heute noch etwas einbilden, obwohl auch diese Abtheilung des Alpengeheges von epidemischer Krankheit und Tod hart mitgenommen wurde; einzig die Hausziegen, die Säugammen der Steinkitzchen, blieben von der eigenthümlichen Krankheit sonderbarer Weise gänzlich verschont. Leider haben unsere beiden ächten Steingeißen dieselbe nicht überdauert. Stolz und majestätisch erhebt nur noch der Steinbock (zu drei Viertel Vollblut) sein gehörntes Haupt und sieht seine im Garten geborene Nachkommenschaft wieder vorzüglich gedeihen. Es besteht dieselbe aus drei Steingeißen und zwei Steinböcken von drei und zwei Jahren, welche beide zu sieben Achtel Vollblut sind, ein Ergebniß, das bisher in einem zoolo-

gischen Garten, so viel bekannt, nie, bei uns in der Schweiz überhaupt seit 50 bis 60 Jahren oder seit dem Aussterben dieses Wildes in den Alpen nicht mehr vorgekommen ist. Dabei darf ich wohl erwähnen, daß der hiesige zoologische Garten das Seinige zu den Bemühungen der Rhätiasektion des S. A. C., behufs Wiedereinführung des Steinbocks in unseren Alpen, beitragen will und die Angelegenheit mit großem Interesse verfolgt. So hat er seiner Zeit der Rhätia eine Steingeiß geschenkt (Halbblut, aber sehr schön).* .. Wir wandern nun weiter! Die Raubvogelvolière, das Raubthierhaus und die Eulenburg bilden die westliche Lisière des Gartens, wie er ursprünglich angelegt wurde. Zwischen denselben hindurch führt aber jetzt der Weg auf das neue Terrain ($4^1/_2$ Juchart, ebenfalls vom Spitalpflegeamt), das vor zwei Jahren dem Garten beigefügt wurde, und das in seiner Mitte ein großes, durch einen Kranz junger Bäume begrenztes Rondell, die Festmatte, birgt. Dort oben thronen die Raubvögel des Tages, zu Zweien oder Dreien zusammengekauert, die See- und Steinadler, die Geier, Falken, Sperber, Habichte u. s. w., kräftige Thiere, die scheu auffliegen, wenn man sich ihnen nähert und gegen das Gitter hinprallen, an dem sie mit aller Gewalt rütteln; — dort unten in der grauen Schloßruine, wo über dem Portal noch das herrschaftliche Wappen erkennbar ist, hausen die Raubvögel der Nacht in den Fensterlichtern, die Käuze und Eulen und das unheimliche Volk der Uhu's. Dazwischen aber, hinter festen Gittern und Stäben wohl verwahrt, liegen Panther und Leopardenpaar, schöne königliche Thiere, welche dem Garten von fern weilenden Baslern gestiftet wurden, Waschbär, Wolf und Fuchs und Dachs, deren Nähe das Auge interessirt, aber die Nase beleidigt. Das ist auch bei den schwarzborstigen Wildschweinen der Fall, die drunten im untersten Winkel des Parkes grunzend den schlammigen Boden aufwühlen. Doch wir wollen einstweilen noch droben verweilen, wo in weiten Gehegen, dem Raubthierhaus gerade gegenüber, der Ein- und Zweihufer mehrere unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Zwei schottische Ponnies, die den Garten mit einem männlichen Jungen beschenkten, liebkosen die dargebotene Hand; sie bilden das oft bewunderte Gespann der kleinen, der Jugend dienenden Gartenequipage. Die Zucht der Zebus gedeiht vorzüglich; die höckerigen Thiere bewähren sich auch bei uns als

---

* Basler Nachr. 9. XII. 1885.

ganz patentes Zugvieh. Gemeinschaftlich mit ihnen haust eine Kameelstute, das Geschenk einiger Gönner. Sie folgte dem im Jahr 1884 aus der Kalmücken-Karawane gekauften Kameelpaar, das im Laufe des Jahres 1886 an Tuberkulose zu Grunde gegangen ist. Die Acquisition jenes Kameelpaares war so denkwürdig, daß ich sie nicht stillschweigend übergehen darf. Der launige Plauderer des „Volksfreund" kam nämlich damals auf den Gedanken, daß ein Kameel im zoologischen Garten sehr am Platze wäre, damit man allda, zu Nutz und Frommen der Besucher, die sinnig volksthümliche Bedeutung dieses Thiernamens stets vor Augen hätte. Und auf seinen Vorschlag spendete Jeder zu Stadt und Land, der sich gestehen mußte, daß er schon einmal im Leben ein „K. . . . ." gewesen, zur allgemeinen Sammlung einen Kameelsfranken, und siehe da — es kam so viel Geld zusammen, daß nicht nur ein Kameel gekauft, sondern demselben auch noch eine Lebensgefährtin zur Seite gegeben werden konnte. Leider hat das Glück nicht lange gedauert! . . . Prächtige Nilgauantilopen mit fröhlichen Jungen, zahlreiche Mähnenschafe, weiterhin ein Guanaco, Mufflon, Bisons und Yaks, alle in kräftigen, zum Theil mächtigen Vertretern, geben der Beschauung reichen Stoff. . . Und nun steht man mit einem Male vor einem Geländer und schaut hinunter in den großen, massig gebauten Bärenzwinger. In dessen einer Abtheilung fristet der alte Mutz, der seiner Zeit zur Eröffnung des zoologischen Gartens aus dem Bärengraben in Bern hergekommen ist, sein Wittwerdasein. Fünf Jahre war ihm eine Lebensgefährtin gegeben, die jedoch kürzlich abgeschossen werden mußte, weil die ohne lebende Nachkommen gebliebene Mutzenfamilie in ernstes Zerwürfniß gerieth. In Folge dessen hat nun aber der Garten zwei junge Bärinnen angekauft, die äußerst possirlich sind und zusammen die große, mit Bassin und Klettertanne versehene Abtheilung des Bärenzwingers bewohnen. Alter Gewohnheit folgend, steigt man nun wohl, an den hohen, vergitterten Spitzbogen des Zwingers vorbei, hinab in den Park, wo ringsum saftiges Grün, herrliche Kühle, melodisches Bachgeplauder uns umfängt. Wohl wenden wir uns noch etwa den mit großem Glück gehegten Hirschen und Rehen zu, die uns ein Stücklein Brod nach dem andern zutraulich aus der Hand fressen, lassen die Eichhörnchen von den Nüssen knacken, die wir in der Tasche mitgebracht, schauen wohl von Weitem zu, wie dort eine neugierige Gruppe das Bassin des Alligators umlagert oder dort, am Wege gegen das Hauptportal des Gartens hinauf, das Terrarium mit den Schildkröten, Eidechsen, Lurchen und Schlangen

anstaunt, — am liebsten verweilen wir doch auf dem herrlichen Parkwege, wo im Busch vielstimmig die Vöglein zwitschern und die Amsel singt und die Nachtigall schlägt in wunderbaren Herzenstönen, wenn Tag und Nacht sich zusammenfinden im kosenden Flüstern des Abendhauches. . . . . *

Dies Alles zeigt ein Gang durch den Basler zoologischen Garten. Und wie lehrreich und zugleich erquickend ist erst ein aufmerksames Betrachten und Beobachten jeder einzelnen Gruppe, jeder einzelnen Thiergattung! Ein wesentliches Augenmerk muß die Leitung aber auch ihrem Garten als Unterhaltungsort widmen, und in der That versteht sie es meisterlich, von Zeit zu Zeit Neues zu bringen. Ganz abgesehen von den regelmäßigen Sonntagnachmittags-Konzerten, hat sie sich großen Beifall errungen durch die Veranstaltung von Volksfesten, bei welchen sie die altschweizerischen Volksspiele wieder eingeführt hat, die so Viele und so unendlich ergötzen können: das Wannen-, Sack- und Seilgumpen, das Wassertragen, das Entenstechen (bei welchem einer der besten baslerischen Trommler, der bekannte Meister Beck, in der Uniform der baslerischen Stadtgarde aus den Dreißigerjahren paradirte) u. s. w., u. s. w.; — sie unterhält im Winter eine Schlittschuhbahn und eine russische Schlittbahn; — sie hat Wettrennen von Hunden veranstaltet, denen sie die Weghindernisse mit Würsten bekränzte; — sie veranstaltet Thierverloosungen im Sommer, eine Eierverloosung zu Ostern und noch viel anderes mehr. Sie hat aber auch im Verlauf der Jahre des Sehenswürdigen viel nach Basel gezogen und uns höchst interessante ethnographische Bekanntschaften vermittelt. Wer erinnert sich nicht der Nubierausstellungen in den Jahren 1879 und 1880, der nubischen Nächte und der Nilpferde, der Ausstellungen zweier Seelöwen und eines Schimpansen im September 1881, der Hagenbeck'schen Schlangenkollektion im Juni 1882, der Siamesen-Karawane im Jahr 1883, der Kalmücken-Karawane im September 1884 oder der Somalistraußen im April desselben Jahres, der Singhalesen-Karawane mit ihren zwölf heiligen Elephanten im Juli 1885 u. s. w. Einer Völkerwanderung gleich ist das Publikum, sind hauptsächlich auch Schulen bei Gelegenheit dieser letztgenannten Ausstellung von fern und nah herbeigeströmt, um diese glänzend große Truppe halbnackter oder phantastisch aufgeputzter Bewohner

* Eine bildliche Darstellung des zoolog. Gartens in Basel ist soeben als hübsches Album von der Lichtdruckanstalt H. Besson herausgegeben worden. Preis Fr. 3. 50.

der indisch-paradiesischen Insel Ceylon zu bewundern, in ihrem ganzen Thun und Treiben anzustaunen. Wiederholt hat der zoologische Garten auf seinem Revier ganzen Menagerien Raum gegeben und zweimal hat er die Hundeausstellung der Schweiz. Kynologischen Gesellschaft bei sich aufgenommen. So sucht er nach allen Seiten hin den Bedürfnissen des Publikums zu dienen, ohne indeß seine Hauptaufgabe: die sorgliche Pflege der unter seiner Obhut stehenden Thiere, auch nur einen Augenblick nebensächlich zu behandeln. Und das Ergebniß dieser Pflege ist ein sehr erfreuliches gewesen; sind doch beispielsweise im Jahr 1886 allein im Garten folgende nennenswerthe Säugethiere geboren worden: 4 Dam- und 2 Axishirsche, 1 Wapitihirsch, 2 Rehe, 2 Mähnenschafe, 1 Steinbock 7/8 Blut, 1 Gemse, 1 Nilgauantilope, 1 Zebu, 1 Yak und 10 Wölfe (in einem Wurf).

Aber ein zoologischer Garten kostet Geld, mehr Geld, als selbst ein günstiger Betrieb abwerfen kann. Ueber die „finanziellen Unterstützungen der zoologischen Gärten durch Behörden und Private" veröffentlichte Direktor Hagmann erst jüngst* eine ganz vorzügliche statistische Zusammenstellung, welche die zoologischen Gärten zu Berlin, Breslau, Dresden, Düsseldorf, Elberfeld, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Karlsruhe, Köln, Leipzig, Münster i. W., Stuttgart, Paris (Jardin d'acclimatation und Jardin des plantes), London, Basel, Amsterdam, Haag, Rotterdam, Antwerpen, Budapest, St. Petersburg und Kopenhagen umfaßt und mancherorts willkommenen Anlaß und Stoff bieten mag, Behörden und Bürgerschaft erneuert auf die zoologischen Gärten aufmerksam zu machen und sie zu erinnern, daß es die gesundesten Unterhaltungsstätten für Alt und Jung sind. Eine Stadt oder eine Bevölkerung aber, die ein solches Institut geschaffen und dasselbe unterhält, ehrt damit sich selber.

---

* „Der zoologische Garten", Frankfurt a. M., 1888, Nr. 1, S. 9.

Dorf und Schloß Blotzheim

im Elsaß.*

(Mit Abbildung des Schlosses.)

Von F. A. Stocker.

Die Geschichte des Dorfes.

Das Dorf Blotzheim im Ober-Elsaß liegt, von Basel aus gesehen, von dem es $1\frac{1}{2}$ Stunden entfernt ist, links von der großen Pariser Straße und der Eisenbahn nach Mülhausen, an den letzten Abdachungen des Jura in einer fruchtbaren Ebene, die einst das große und prachtvolle Waldgebiet der Hardt umfaßte. Die fortschreitende Kultur und das Bedürfniß nach ertragreicherm Erdboden hat den prächtigen Wald zurückgedrängt und die Dörfer liegen nun frei und offen da.

Die Anfänge der Entstehung des Dorfes Blotzheim sind nicht genau festzustellen. Nach mancherlei Wahrnehmungen möchte man glauben, daß es auf römischem Boden stehe; denn Schöpflin lehrt uns schon, daß sieben Tumuli gegen die Schweizergrenze hin, wovon der bemerkenswertheste auf dem Liesbüchel sich befand, darauf schließen lassen, es möchten diese Massengräber in der Nähe von Basilea, Augusta Rauracorum und Arrialbinnum (Binningen) die Ruheorte von römischen und germanischen Soldaten sein, die in der Schlacht daselbst gefallen sind.

Die erste Kenntniß, die wir von Blotzheim erhalten, reicht in's 8. Jahrhundert hinauf, schon in einer Urkunde vom Jahre 728 kommt die Ortschaft unter dem Namen Flobotesheim.** Graf Eberhard, Sohn des Herzogs Adelbert von Elsaß, schenkt dem Kloster Murbach, das er gebaut, mehrere Güter im Ober-Elsaß, so auch zu Flobotesheim (Blotzheim). Dieser Ort war somit zur Zeit der Alemannen und Franken Eigenthum der Herzoge von Elsaß. In einem Dokument vom 15. März

* Nach eigenen Materialien, Mittheilungen der Mad. de Salomon in Blotzheim und an der Hand der Broschüre „Blotzheim, son passé, son présent," par Sabourin de Nanton, Strasbourg, J. Noiriel, bearbeitet.

** Boos, H., Urkundenbuch von Baselland 3. 13.

778 finden wir ebenfalls bei einer Schenkung den Namen Blabodsaime und selbst Blabodesheim. Vom Anfang des 9. bis zum Anfang des 11. Jahrhunderts wird Blotzheim in den vorhandenen Urkunden nicht wieder genannt. Erst durch einen Akt vom 1. Juli 1004, wonach der deutsche König Heinrich II. dem Bischof Adalbero von Basel den Hardtwald schenkt,* der damals von Banzenheim gegenüber Neuenburg am Rhein bis Binningen bei Basel reichte, wird Blotzheim unter dem Namen Blathzheim aufgeführt. (Trouillat.)

Am 17. Juli schenkt Johannes rector altaris s. crucis ecclesiæ Basiliensis dem Kloster Olsberg das Recht an verschiedene Güter in Basel, Magden, Wintersingen und Blatzheim.

Diese Schenkung wurde den 25. April 1040 von König Heinrich III. bestätigt. In der Urkunde vom 20. Dez. 1146, mit welcher Papst Eugen III. die Besitzungen des Klosters St. Alban zu Basel bestätigt, finden wir auch Besitzungen zu Bladolzheim genannt. Noch mehrere Urkunden könnten bis zum Jahre 1195 aufgeführt werden, worin Blotzheim vorkommt, allein es ist daraus nicht ersichtlich, welche Rolle es gespielt und welche Bedeutung es gehabt haben mag.

Deutlich tritt dies dagegen zu Anfang des 13. Jahrhunderts hervor, wo wir schon genügende Spuren einer Gemeindeorganisation finden. Vor 1280 war Blotzheim mit Mauern und Gräben umgeben, und das Dorf stand unter einem Vogt oder Schultheiß, der vom Kaiser ernannt war, und dem von der Bürgerschaft gewählte Schöffen beigegeben waren. Die Vogtei gehörte zur alten Herrschaft Landser.

Trotz der Mauern und Gräben waren die Häuser des Dorfes von Gärten und Baumgärten, selbst von Reben umgeben; aber weder Bauten noch öffentliche Werke verschönerten den Ort, den an den Ringmauern zwölf Linden umgaben. Eine derselben war uralt und beschützte mit halb entlaubter Blätterkrone die aus dem 13. Jahrhundert stammende Wallfahrtskirche „Maria zur Eich".

---

* Der Name Blatzheim kommt auch in Basel vor. In der gegen den heutigen Spalenberg sich hinunterziehenden Straße „Sodgasse" stand dem Haus zum Wolf gegenüber das Haus Blatzheim (alte Nr. 608). 1272 domus dicta de Blatzheim juxta strata sotgassen. 1272 domus in der sotgassen, in qua filius illius de Blatzheim morari consuerit. Dieses Haus bildete die untere Ecke gegen den heutigen Spalenberg. Die Blatzheim waren Tuchmacher. (Fechter, Basel im 14. Jahrhundert 74.)

Jahre lang genoß Blotzheim hinter seinen Mauern die Wohlthat der Ruhe und Sicherheit, bis 1268 der Bischof von Basel, Heinrich III. von Neuenburg, im Kriege mit dem Grafen Rudolf von Habsburg das neu befestigte Blotzheim verwüstete. Zwanzig Jahre später, 1288, belagerte Peter I., Reich von Reichenstein, Bischof von Basel, das Dorf und verwüstete die Gegend bis hinüber nach Mümpelgard.

Trotz dieser schweren Kriegszeiten gewann das religiöse Leben in der Erbauung von Kirchen und Klöstern einen bemerkenswerthen Ausdruck. Als die Ueberschwemmung von 1267 die Cisterzienser Klosterfrauen von Michelfelden (bei Hüningen) genöthigt hatten, das verwüstete Kloster zu verlassen, verlegte der Basler Bischof Heinrich von Neuenburg am 18. Juni 1267 das Stift nach Blotzheim (Blatzen heißt es in der Urkunde vom 14. Juli) und enthob das neu erbaute Haus von allen Verpflichtungen und bestätigte ihm alle seine Rechte. Das neue Kloster bestand bis zur Zeit des Konzils von Basel, wo es gänzlich niederbrannte (Urkunde von Lützel 1450). Da keine Aussicht vorhanden war, es je wieder aufzubauen, so beschloß das Generalkapitel des Ordens unter Zustimmung Kaiser Friedrich III. dessen Vereinigung mit allen seinen Einkünften mit der Abtei Lützel.

Die Vereinigungsurkunde, durch welche Blotzheim in eine von der Abtei Lützel gleichwohl unabhängige Position gestellt wurde, datirt vom 14. September 1450. Auch die Pfarrei Blotzheim wurde mit allen ihren Gütern und Einkünften Lützel unterstellt (27. Januar 1447). Das Nonnenkloster von Blotzheim wurde zeitweise mit Schenkungen bedacht, so 1275, 1292 und 1296. Wo das Haus stand, in dem die Nonnen dem Gebet und den häuslichen und landwirthschaftlichen Arbeiten innerhalb des Hofraumes oblagen, ist nicht genau festzustellen; 20 bis 25 Nonnen bewohnten das Klösterlein, das 183 Jahre existirte.

Die Pest hat Blotzheim nicht verschont, in den Jahren 1348 bis 1349 raffte sie einen großen Theil der Bevölkerung hinweg.

Zwanzig Jahre später (1469) kam eine neue Landplage, die Gugler unter Engelhard von Coucy. Im Sundgau und im Elsaß überhaupt blieben sie sechs Wochen und verbrannten mehr als 40 Dörfer. Ob Blotzheim darunter ebenfalls litt, ist um so wahrscheinlicher, da es auf dem Wege dieser Räuberbande lag. Noch heute nennt man die römische Straße von Hiesingen aufwärts das „Englische Strößel". Als dann die „Armen Gecken" 1444 in's Elsaß kamen, brannten sie nicht weniger denn 110 Dörfer zusammen.

Der Armagnakenkrieg war doppelt nachtheilig, weil er den St. Jakober-Krieg hervorrief, der im Elsaß seinen Anfang nahm. Elsässische und Basler Edle im Elsaß hatten den Armagnaken in jeglicher Weise Vorschub geleistet und mit ihnen sympathisirt. So der Basler Edelmann Götz Heinrich von Eptingen zu Blotzheim. Den 12. April 1445 schickten die Basler mit ihrem Hauptmann Andreas Ospernell 500 Mann gegen Blotzheim, um das dem Heinrich Götz von Eptingen zuständige Schloß einzunehmen. Die Ursache dieser Sendung war, daß dieser Edelmann, der zugleich Burger von Basel war, vor Ankunft des Dauphins im St. Jakober-Krieg gegen die Stadt Partei genommen hatte, indem er erklärte: die Eidgenossen hätten an Zürich den Schlüssel verloren, welchen jetzt sie (die Edelleute) in Händen hätten. Ferner hätte er sich bei dem Ueberfall des Schlosses Pfirt durch das französische Volk in des Feindes Schloß verfügt und sein Pferd in die Schlacht von St. Jakob geliehen, statt sich der Stadt zur Verfügung zu stellen.

Das Schloß Blotzheim wurde noch am gleichen Tage erobert und besetzt, damit den Baslern daraus keine Feindschaft mehr begegne. (Wurstisens Chronik, Buch V, S. 413.)

Der Große Rath von Basel hatte alle Edle, die den Dauphin unterstützt hatten, ihres Burgerrechtes verlustig erklärt; die meisten dieser Edlen gehörten dem obern Elsaß an, mit Götz von Eptingen hatte man den Anfang gemacht, Andere folgten.

Bei diesem Anlasse ist zum ersten Male urkundlich von einem Schlosse Blotzheim die Rede. Allem Anscheine nach war dasselbe eine wohlbefestigte mittelalterliche Burg, die in Kriegszeiten als Refugium für Leben und Eigenthum diente. Noch im Jahre 1728 war der Plan des Schlosses vorhanden. Eine hohe und feste Umfassungsmauer mit allen Mitteln der Vertheidigung gegen allfällige Angriffe umgab das Schloß. Um die Mauer lief ein tiefer Wassergraben, in den ausspringenden Winkeln standen Thürme für die Zwecke der Vertheidigung, die gleichzeitig auch das befestigte Dorf umfaßte. Dieses Schloß stand der Straße viel näher als das heutige Schloß der Madame de Salomon; noch heute findet man beim Nachgraben Mauerreste der alten Befestigung.

Die Eptingen, bald Freunde, bald Feinde der Basler, verkauften schließlich, was sie noch im Jura besaßen und ließen sich ganz im Elsaß nieder. Zur Zeit der Zerstörung des Schlosses war Susanna von Eptingen Aebtissin von Andlau und lebte bis 1479.

Der von Oesterreich unterstützte Streit der Adeligen des Elsasses mit der Stadt Mülhausen brachte dem Dorfe Blotzheim eine schwere Zeit. Die Stadt Mülhausen hatte den Adel vertrieben und sich zu besserem Schutz mit den Eidgenossen verbunden. Anfangs des Jahres 1468 sandten diese 14,000 Mann aus Bern, Solothurn, Freiburg und Biel unter dem Befehle Adrian's von Bubenberg nach Mülhausen, das durch den elsässischen Adel unter dem Landvogte Thüring von Hallwyl belagert war. Das Dorf Blotzheim wurde von den Eidgenossen hart mitgenommen, zuerst geplündert und dann verbrannt; die Ernte (es war mitten im Sommer) wurde zerstört und die Einwohner (so erzählt Charles de Sablière in seiner Geschichte von Mülhausen) gefangen genommen oder getödtet. Habsheim wurde ebenfalls eingenommen und angezündet. So endete der Mülhauser Krieg für Blotzheim.

Kaum war dieser Sturm vorüber, so kam der deutsche Bauernkrieg von 1525, der auch das Elsaß mit seinen Schrecken ergriff. Das Zeichen zum Aufstand im Sundgau gab gegen Ostern der Priester Johann Berner in Hellfrantzkirch, der sich als ein Apostel der Freiheit und der Menschenrechte aufthat und mit dem Bauer Mathias Nidhard von Eschenzwiller das obere Elsaß in Bewegung setzte und mit seinen Schaaren allerlei Exzesse verübte. Die Bevölkerung von Blotzheim machte mit ihnen gemeinsame Sache; denn sie war von jeher in Streit mit ihrem adeligen Herrn und von den Grundsätzen der Freiheit leicht zu begeistern. Ueber ihre besondere Theilnahme am Kriege selbst ist uns nichts überliefert worden.

Der dreißigjährige Krieg brachte unserm Elsässer Dorfe schwere Tage. Die Schweden hatten sich über den ganzen Sundgau verbreitet; von den gut katholischen Elsässern waren sie aber auf's Gründlichste gehaßt und manch' vereinzelter protestantischer Soldat fiel meuchlings unter den Streichen der Bauern. Die zahlreichen Ausschreitungen der Schweden erbitterten das Landvolk derart, daß es sich zusammen rottete und gegen dieselben geschlossen auftrat. Der Kommandant der Garnison von Häsingen, Oberst Harpf, lieferte ihm ein Gefecht, in dem viele Bauern umkamen. Blotzheim, wo viele derselben sich verschanzt hatten, ging in Flammen auf.

Bardy erzählt diesen Vorfall in der „Revue d'Alsace" in folgender Weise: Die Bauern hatten sich Anfangs Februar 1633 in das Dorf Blotzheim zurückgezogen, wo sie bald von 19 Kompagnien schwedischer Reuter eingeschlossen wurden. Sie sahen leicht, daß sie verloren waren; doch wollten sie sich nicht ergeben. Man schickte ihnen eine Parlamentärtruppe

von vierzehn Mann mit einem Trompeter. Aber die Bauern verstanden keine andere Sprache als die des Hasses und der Verzweiflung. Sie machten die fünfzehn Mann nieder. Nun kannte Oberst Harpf kein Mitleid mehr. Er ließ das Dorf an allen vier Ecken anzünden und legte es in Flammen; wer nicht entfliehen konnte, wurde niedergemetzelt. Man zählte in kaum zwei Tagen bei 2000 Todte; 900 wurden gefangen genommen und nach Landser abgeführt, wo man sie ohne Mitleid dem Tode überlieferte. Der Ort, wo die Unglücklichen hingerichtet wurden, ist heute noch bekannt und heißt „Kuttelausgraben“.*

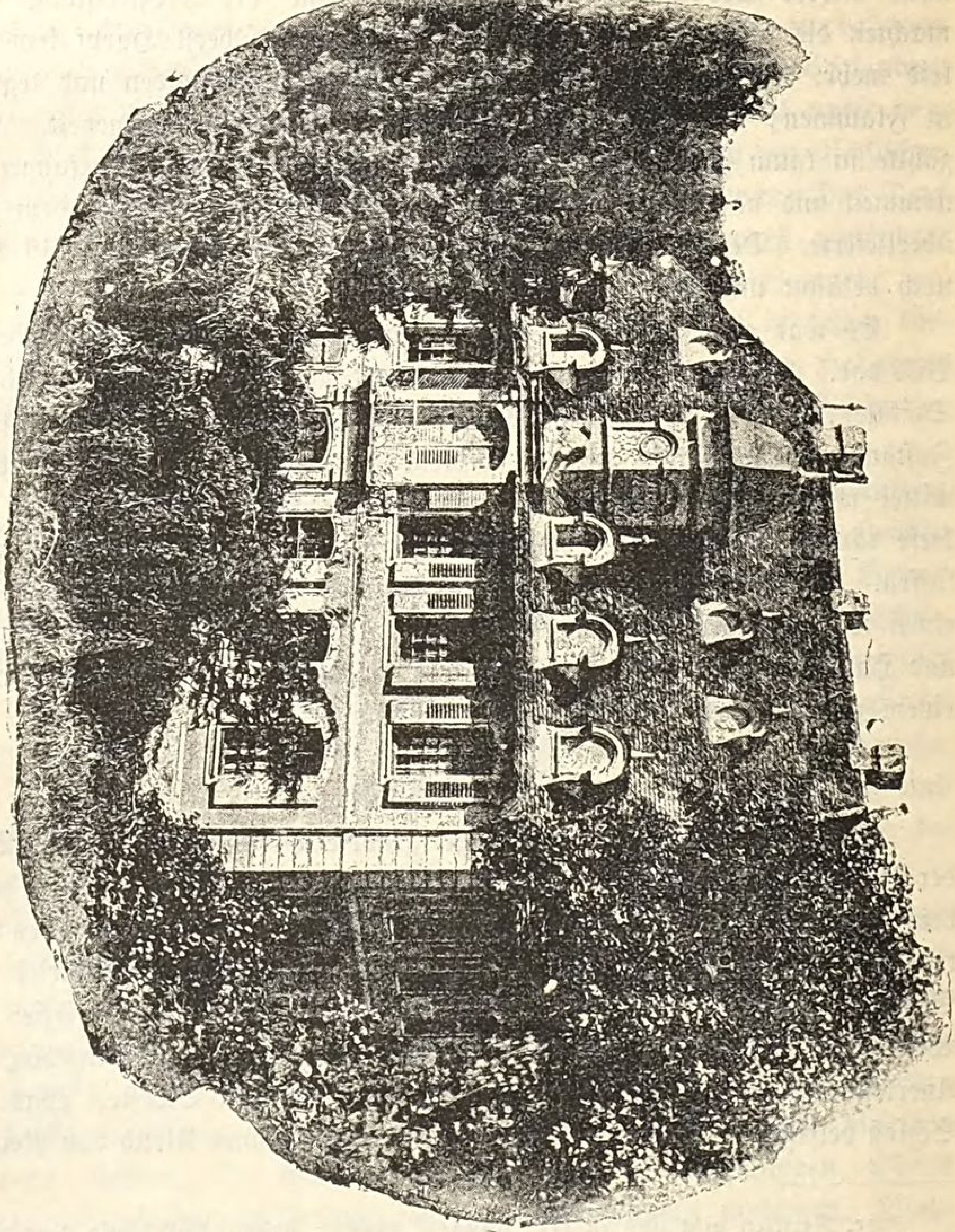
Es war eine schreckliche Zeit und der Sundgau bot ein betrübendes Bild dar. Alles war zerstört, niedergebrannt, ausgeraubt; Städte, Klöster, Spitäler, Dörfer, Höfe und Weiler, Alles litt unter diesen entsetzlichen Zuständen. Die Märkte und der Verkehr waren unterbrochen; die Lebensmittel waren theuer und selten; der Hunger führte die Pest herbei und diese räumte unter der Bevölkerung noch auf, was der Krieg übrig gelassen. Als Blotzheim mit dem Elsaß an Frankreich überging, bot es einen traurigen Anblick: die Bevölkerung war herabgekommen, Ackerbau und Handel ruinirt und der einstens so ansehnliche, fast städtische Ort zu einem gewöhnlichen Dörflein herabgesunken.

Das Schloß.

Vor dem dreißigjährigen Kriege gehörte Blotzheim zu jenem Theil der Güter des Hauses Oesterreich, welche dasselbe im Sundgau besaß; nachdem Ludwig XIV. die Rechte dieses Hauses gemäß den Bestimmungen des Vertrages von Münster an sich zog, hatte er durch einen Patentbrief vom September 1660 die Investitur dieses Dorfes einem Oberoffizier der Weimaranischen Armee, dem General Axel von Taupadel, übergeben, als Anerkennung für die der Krone Frankreichs geleisteten Dienste. Was das Schloß betrifft, so wurde dasselbe von dem Eigenthümer Ulrich von Reinach

---

* Hr. Mercklen gibt uns in der „Revue d'Alsace“ nähere Aufschlüsse über diesen Graben. Derselbe liegt zwischen Landser und Unter-Steinbrunn und genau auf der Gemeindegrenze. In der Nähe derselben wurden die armen Bauern nicht hingerichtet nach Kriegsgebrauch, nicht niedergemetzelt nach der rohen Sitte der Zeit, sondern es wurde ihnen (in des Wortes schrecklichster Bedeutung) der Bauch aufgeschlitzt, die Eingeweide wurden ihnen herausgerissen und in den Graben geworfen. Wir wollen Kutteln ausgraben! rief die entmenschte Soldateska. Von daher erhielt der Graben den Namen „Kuttelausgraben“.



Schloß Blotzheim.

während des dreißigjährigen Krieges an den Generalmajor Hans Ludwig von Erlach von Kastelen, Gouverneur von Breisach, verkauft.

Dieser Ulrich von Reinach stammte ursprünglich mit seiner Familie aus der Grafschaft Lenzburg; dieselbe war aber schon im Jahre 1293 in einzelnen ihrer Glieder nach dem Elsaß übersiedelt und existirt heute noch. General von Erlach hatte den aus einer guten schwedischen Adels=

familie stammenden General von Taupadel in seinen vielen Kriegszügen kennen gelernt und ihm seine Tochter zur Frau gegeben. Dieselbe brachte Taupadel als Heirathsgut das Schloß Blotzheim zu. Baquol und Ristelhuber, in ihrem gemeinsamen Werke „L'Alsace ancienne et moderne“ (1851 und 1865), behaupten, Taupadel hätte im Kriege gegen die Kaiserlichen das Schloß Blotzheim wacker vertheidigt und beschützt, allein für diese Annahme liegen nach Sabourin de Nanton keine Gründe und Urkunden vor und die Aktion, von der die beiden sonst so gut orientirten Verfasser des Werkes ausgehen, muß auf einem andern Schauplatz gesucht werden, wo Taupadel nach einer tapfern Vertheidigung bei Philippsburg gefangen genommen wurde. Sein Schwiegervater, der General von Erlach, verwendete sich für seine Befreiung; die Kaiserlichen lieferten ihn aus gegen ihren Generalmajor Speerreuter und den Obervogt von Elz, zu welchen beiden Männern Frankreich noch den theuern Preis von 14,000 Thalern zulegte. Als Taupadel wieder frei war, verschaffte ihm Erlach die Grafschaft Pfirt, die Landvogtei von Ober- und Unter-Landskron und den Grad eines Generallieutenants der Kavallerie, sowie ein Pensionsbrevet von jährlich 12,000 Pfund. Dafür blieb auch Taupadel nicht unthätig, sondern zeichnete sich bei verschiedenen Aktionen bei Bamberg, Braunschweig, 1643 an den Ufern des Bodensees, und 1645 unter Turenne zwischen Frankfurt und Hanau aus, aber nirgends findet man in den Aufzeichnungen Erlach's eine Andeutung über eine Vertheidigung von Blotzheim. Daß er sie erwähnt hätte, wenn sie überhaupt stattgefunden, darf man als sicher annehmen. Taupadel zog sich nach Beendigung des Krieges nach Blotzheim zurück, ohne jedoch die wohlverdiente Ruhe lange genießen zu können; er starb ohne Nachkommen. Herr de la Grange, der Intendant von Elsaß, verkaufte das Dorf Blotzheim im Jahre 1697 an die Familie Glutz von Solothurn, die bereits im Jahre 1681 Schloß und Herrschaft Blotzheim von der Wittwe des Generals Taupadel erworben hatte, sich nunmehr nach der neuen Erwerbung Glutz-Blotzheim nannte und von Ludwig XIV. in den Adelsstand erhoben wurde. (Aus dieser Familie stammt der schweizerische Geschichtsschreiber Urs Robert Josef Gl.-B., geb. 1786 zu Solothurn.) Trotz des Verkaufes des Dorfes behaupteten sowohl der Herzog von Mazarin, Herr zu Pfirt, und Herwart, Herr zu Landser, daß Blotzheim zu ihren bezüglichen Gütern gehöre und Beide suchten sich in den Besitz desselben zu setzen. Ein Prozeß entstand, der 1708 zu Gunsten des Herrn von Pfirt, Herzog Mazarin, entschieden wurde. Was das Schloß

betrifft, welches eine von der Herrschaft des Dorfes unabhängige Domaine war, so kaufte einer der Nachfolger in der Intendantur des Herrn de la Grange, ein Herr d'Angervillers, das Schloß im Jahre 1720 von der Familie Glutz, in welcher Besitz es seit 40 Jahren geblieben war. Im Jahre 1728 verkaufte es d'Angervillers an den Herrn d'Anthès, dem der Herzog von Mazarin 1730 das Dorf zu Lehen gab, das Schloß mit allen seinen Gerechtsamen.

Henri d'Anthès ließ das Schloß, das allmälig durch die zahlreichen Kriegsereignisse gänzlich in Ruinen gesunken war (einzelne Theile desselben waren gar nicht mehr aufgebaut worden), neu aufbauen und auf die Stelle zurückversetzen, auf der es heute noch steht, gebaut im Style des 18. Jahrhunderts. Die Familie d'Anthès stand im Elsaß in hohem Ansehen; Henri, der Erbauer des Schlosses, wurde im Dezember 1731 in den Adelsstand erhoben. Außer Blotzheim besaß die Familie auch noch das Dorf Nambsheim. Die Tochter Henri d'Anthès heirathete im Jahre 1731 einen Herrn Niklaus de Salomon und so kam das Schloß in das Eigenthum dieser Familie, der es bis zum heutigen Augenblicke verblieb.

Mehrere Basler besaßen im 17. Jahrhundert ein unbedeutendes Waidgangsrecht in der Blotzheimer Au. Die dortigen Unterthanen machten ihnen aber das Recht streitig. Man führte Klage darüber beim französischen Minister Louvois; er versprach, was man begehrte. Die zwei Vorstädte (Spalen und St. Johann), welche dieses Waidrecht genossen, bezeugten durch Anstellung eines Gastmahls ihre Freude darüber. Am 21. Dezember erhielten sie die Nachricht, daß der König dieses Waidwerk anerkennen und nicht kränken lassen werde. (Ochs VII, 163.)

Stammbaum der Familie de Salomon.

Niklaus de Salomon, Rath des Königs, Generaladvokat im Conseil souverain von Elsaß, geb. 1694, heirathete 1731 Maria Anna d'Anthès, die ihm die Erbschaft Blotzheim zubrachte. Sie heirathete in zweiter Ehe den Grafen d'Archire de St. Simon, mestre de camp im gleichnamigen Regiment. Sie hatte von diesem Manne vier Töchter, von M. de Salomon zwei Kinder:

Peter Nikolaus de Salomon, geb. 1734, Kavallerielieutenant im Regiment d'Archire, Souverainer Rath im Elsaß, war Miteigenthümer von Villexon und Vernet, heirathete 1780 Josephine Kraus, deren Vater

souverainer Rath im Elsaß war. Eine Familientheilung von 1777 ließ Peter Nikolaus des Schlosses von Blotzheim verlustig gehen.

Jeanne Katharina de Salomon, geb. 1736, heirathete Bernhard Barberot, Freiherr von Villexon, in Burgund.

Peter Nikolaus de Salomon hatte zwei Kinder:

Franz Peter de Salomon, geb. 1780, diente in der Armee des Oberrheins, war Sekretär des Generals Laborde, verließ den Dienst im Jahre IX, wurde Advokat in Kolmar 1811. Später Maire von Blotzheim, heirathete er die Baronin Elisabeth von Klöckler.

Stephan Eugen de Salomon, geb. 1782, heirathete 1810 Benediktine Margaretha Pottier, war Auditor im Staatsrathe und hatte einen einzigen Sohn Mauriz. Dieser war Artillerie-Offizier, heirathete Anaïs Jonnelin von Neroy und starb kinderlos in Paris 1866.

Franz Peter de Salomon hatte drei Söhne und eine Tochter:

Charles de Salomon, geb. 1817, Zögling der Militärschule von St. Cyr, starb 1840.

Franz Camille de Salomon, geb. 1819, Advokat in Altkirch, sodann Gerichtssuppleant in Altkirch, wurde Maire von Blotzheim, Mitglied des Generalraths des Oberrheins, heirathete 1852 Regina Eugenie Lambert und starb 1861.

Henri de Salomon, geb. 1822, Student der Rechte, starb in Straßburg 1845.

Josephine de Salomon, geb. 1830, heirathete 1851 den Vicomte de Castex de Thanville und starb 1863, drei Söhne hinterlassend.

Franz Camille de Salomon hatte drei Töchter:

Marie de Salomon, geb. 1852, heirathete 1873 Gabriel de la Lance, Kavalleriemajor. Sie hatten zwei Kinder: Elisabeth de la Lance, geb. 1878, und Pierre de la Lance, geb. 1874.

Elisabeth de Salomon, geb. 1854, trat 1876 in ein Karmeliterkloster in Paris.

Karoline de Salomon, geb. 1858, heirathete 1885 den Grafen Georges de Diesbach von Freiburg in der Schweiz. Dieser Ehe entsproß eine Tochter, Marie Therese von Diesbach, geb. 1886.

Die Grafschaft Auw.

Einer eigenthümlichen Thatsache sei hier noch gedacht. In der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts war eine Herrschaft, genannt Grafschaft Auw,

im Umfange von 300 Hektaren durch ein allerdings sehr bestrittenes Aktenstück der Grafen Schenk von Schenkenberg, die deren Eigenthümer und Herren waren, mittelst einer Jahrzeit und eines Todtenamtes geschenkt worden. Diese umfangreiche Domaine bildete einen von Blotzheim getrennten Bann; er war zur Grafschaft erhoben worden, mit dem Zwecke, den Bürgern von Blotzheim die hohe und niedere Gerichtsbarkeit und alle Rechte eines freien Gemeindewesens zuzuwenden. Die Grafschaft Auw bestand überhaupt bis zur Revolution von 1798, übte ihre Rechte aus in Gerichts- und Verwaltungssachen und wurde durch die Regierung des Oberrhein-Departementes stets anerkannt. Alle drei Jahre kamen die Bürger zusammen, wählten ihren „Grafen" auf drei Jahre und übertrugen ihm Rechte und Pflichten der Grafschaft: die Ernennung eines Vogts, eines Anwalts, eines Gerichtsschreibers und eines Polizeimeisters, eines Einnehmers der Einkünfte. Der Vogt allein hatte dem souveränen Rath des Elsasses seinen Eid zu leisten, die Beamten der Grafschaft leisteten ihn in seine Hände.

Aber auch nach der Revolution von 1789 bis in die ersten Regierungsjahre Louis Philipp's hinein genossen die alten Bürger von Blotzheim das Recht der Nutznießung der Grafschaft Auw; sie haben selbst einen Theil davon abgetrennt, um die Einkünfte desselben für die Wiederherstellung der Pfarrkirche zu verwenden. Seither hat am 19. August 1840 eine Entscheidung des k. Gerichtshofes zu Kolmar entschieden, daß die Grafschaft Auw aufhöre das ausschließliche Eigenthum der alten, seit zwei Jahrhunderten durch ihre Familien hier wohnenden Bürger von Blotzheim zu sein, und daß dieselbe in das Eigenthum aller Einwohner des Dorfes eintrete.

Schöpflin lehrt uns, daß die Gemeinde als Korporation und Bann unabhängig vom Schlosse war und nie ein Lehen bildete, daß die Bürger vollständige Freiheit genossen und über die Einkünfte der Grafschaft verfügten; wie denn auch in einem Streitfall zwischen Fritschmann ze Rhein und den Bürgern von Blotzheim in Sachen von Wunn und Weid, welche ze Rhein als Lehen von Erzherzog Rudolf von Oesterreich erhalten zu haben erklärte, Angesichts von 95 Zeugen am Donnerstag vor St. Urban 1367 gerichtlich entschieden wurde, daß seit alter Zeit und von jeher Wunn und Weid gemeines und untheilbares Gut der Bürger von Blotzheim gewesen sei.

Dieser Entscheid wurde urkundlich bestätigt den 14. März 1555 durch

die elsässische Regierung. Die Domaine Grafschaft Auw, aus dem Zurücktreten des Rheins und der dadurch sich bildenden Alluviongebiete entstanden, lag ungefähr 5 Kilometer von der Festung Hüningen, 4 Kilometer von St. Louis und 8 Kilometer von Basel. Auf ihr errichtete man seiner Zeit die Fischzuchtanstalt Hüningen. Ein Vertrag des Staates mit der Gemeinde Blotzheim sichert ihm die Nutznießung einer Liegenschaft von 39 Hektaren 36 Aren zum Jahreszins von 2410 Franken pro Jahr. In der Mitte des 18. Jahrhunderts wurden die Einkünfte der Grafschaft (1867 war die Domaine zu 23,000 Fr. verpachtet) zu einem Zwecke verwendet, der ebenso sehr den Antragsteller als die Gemeinde ehrt, die den Antrag angenommen hat. Herr Hell, Landvogt im Sundgau und speziell Vogt der Grafschaft Auw, hatte den lobenswerthen Antrag angebracht, alle drei Jahre aus dem Ertrage der Domaine den brävsten Knaben und das tugendhafteste Mädchen des Dorfes mit Preisen zu bedenken und so ein „Rosenfest von Salenay" zu veranstalten. Die Gemeinde stimmte am 12. März 1775 bei. Die Preise bestanden für jedes Auserkorene aus einer silbernen Medaille, für das Mädchen aus einer Krone und einer Summe von 200 Livres, sowie aus 100 Livres, welche es mit seinen zwei nächsten Kameraden zu theilen hatte, die mit ihm im Wettbewerb nicht völlig gesiegt hatten. Dieses Fest wurde zum ersten Male im Jahre 1777 mit aller Feierlichkeit begangen; auch die überrheinischen Nachbarn von Kirchen nahmen daran Theil. Die mit der Krone geschmückte Jungfrau wurde „Gräfin von Auw" genannt; die Krone durfte sie tragen ihr ganzes Leben, selbst im Ehestande. Ein fröhliches Mahl und ein heiterer Tanz beendigten den Festtag. Allein das Fest dauerte nicht lange Zeit; ein Mal hatte sich die Krone auf das Haupt einer Unwürdigen verirrt und da hörte der Gebrauch auf, bis zum Jahre 1849, wo noch einmal ein Versuch zur Belohnung der Tugenden gemacht wurde.* (Horrer, Dictionnaire géographique, historique et politique de l'Alsace.)

Blotzheim als Wallfahrtsort.

Blotzheim war auch ein seit Jahrhunderten bekannter Wallfahrtsort. Die Stiftung geht zurück bis in's Jahr 1349, wo der düstere Hardtwald noch bis an die Mauern des Schlosses reichte, zu einer Zeit, wo die

* Hermann Ludwig hat darüber eine recht hübsche Erzählung geliefert: „Die Augräfin". („Erzählungen aus dem Wasgau". Leipzig, Fr. Wilh. Grunow.)

Pest zu besondern Bußübungen aufforderte. Der heiligen Jungfrau Maria gewidmet, trug die Wallfahrtskapelle, einen Kilometer vom Schlosse entfernt und rings von mächtigen Eichen umgeben, den Namen „Maria zur Eich“ (Maria ad Robur). Namentlich an den Samstagen war die Kapelle von frommen Betern zahlreich besucht. Ueber die Wallfahrtskapelle existiren nur noch drei im Pfarrarchiv liegende Urkunden. In der ersten spricht Johann II., Bischof von Chur und Kanzler des Herzogs Albrecht von Oesterreich (1355 — 1388), von Wunderthaten, die, durch glaubwürdige Zeugen bestätigt, durch die heilige Jungfrau von Blotzheim vollbracht worden sind. Die andern sind Bestätigungsurkunden des Gesagten, ausgestellt von Imer von Ramstein, Bischof von Basel (1382 — 1395).

Die Jahrhunderte andauernde Wallfahrtsübung wurde unterbrochen durch die französische Revolution und die Abschaffung des religiösen Kultus. Die Kapelle selbst ist klein, zusammengedrückt, von schwerer und massiver Bauart. Das Innere ist ausgestattet mit geschmacklosen Votivtafeln von grober Malerei, ohne irgend welche Anregung zur Andacht und Sammlung.

Neben dieser Wallfahrtskirche fing man im Jahre 1737 an ein Kapuziner-Kloster zu bauen, dessen Insassen bestimmt waren, den religiösen Bedürfnissen der Pfarrgemeinde Blotzheim und des Militärspitals in Hüningen vorzusorgen. Das Land zum Bau war von frommen Leuten freiwillig abgetreten worden. Der Bau bestand aus einer Kirche, den Klosterzellen und Nebengebäuden und einem von einer Mauer umgebenen Garten. Am 9. März 1737 hatte die Gemeinde Blotzheim ihre Bereitwilligkeit zum Bau des Klosters ausgesprochen und am 24. März 1738 hatte Ludwig XV. seine Zustimmung dazu ertheilt und den k. Prokurator, Noël von Hüningen, Vogt zu Blotzheim, ermächtigt, die Angelegenheit zu fördern. Zugleich wurde auch die Befreiung des Klosters von allen staatlichen Lasten, Steuern und Abgaben ausgesprochen.

Aus dem jetzt noch vorhandenen Aktenstücke ist ersichtlich, daß die Kapuziner damals schon sehr zahlreich im Elsaß vertreten waren, in den Gemeinden pfarramtliche Handlungen ausführten und den Krankenbesuch besorgten. Mehrere Male in der Woche begaben sie sich in den Militärspital nach Hüningen; Sonntags und an hohen Festtagen predigten sie in den Nachbargemeinden und halfen namentlich zur Fastenzeit überlasteten Pfarrherren im Beichtstuhl aus.

Im Jahre 1790 zählte man in den drei Distrikten des Oberrheins bei 160 Kapuziner, in Blotzheim allein waren achtzehn. Ueber 150 Jahre

hatten die Blotzheimer Klostergeistlichen ein ruhiges Dasein verlebt; als aber die französische Revolution den Haß gegen die Geistlichkeit hervorrief, blieben auch die Kapuziner von Blotzheim nicht verschont. Ihr Aufenthalt war bei der allgemeinen, gegen Kirchen und Klöster gerichteten Zerstörungssucht unsicher geworden; sie flüchteten in die Schweiz. Unmittelbar nachher wurde das Kloster völlig zerstört und niedergelegt, so daß man heute kaum mehr die Spur des alten Gebäudes sieht. Das Haus der Mad. Herzog soll aus den Trümmern des Klosters aufgebaut worden sein.

Die schöne Bibliothek mit seltenen ersten Drucken wurde größtentheils zerstört oder verschleudert. Man verkaufte die Bücher mit den Möbeln des Klosters nach Haufen; Bücherliebhaber aus Basel trugen die werthvollsten Schätze davon. Das gleiche Loos erlitten die Gemälde; viele wurden zu den geringsten Preisen an Händler nach Basel verkauft. Andere befanden sich in der Wallfahrtskirche; dieselben bildeten indessen den geringeren Theil an Zahl und Werth. Einige Gemälde stammten von dem bekannten Maler Karl Stauder aus Augsburg, der schon Anfangs des 18. Jahrhunderts durch seine religiösen Malereien sich einen berechtigten Ruf erwarb.

Die französische Herrschaft von 1789

brachte naturgemäß der alten Munizipalität von Blotzheim mancherlei Nachtheile, indessen verblieben noch einige Rechte und Privilegien, obschon alle Vorrechte der Person und des Ortes abgeschafft wurden. Die Bevölkerung war trotz alledem dem Umschwung der Dinge günstig gestimmt. Das Dekret vom 14. Dezember 1789 schaffte die alten bürgerlichen Behörden ab und schuf eine gemeinsame Munizipalität, deren Rath durch alle Aktivbürger gewählt wurde. Mit dieser neuen Organisation durchlebte Blotzheim alle Stürme der Revolution. Unter der sogenannten Schreckensherrschaft erhielt das Dorf auch ein Revolutionstribunal, das seinen Sitz in dem Hause des Herrn Generalraths Schultz hatte. Dieses Gericht, das ohne Appell über Leben und Tod urtheilte, versetzte die Gemeinde in große Bestürzung. Als aber nach Robespierre's Fall die Reaktion hereintrat, und der Generalprokurator von Straßburg, Eulogius Schneider (s. Vom Jura zum Schwarzwald II, S. 27) zu Straßburg auf dem Schaffot starb, wurde auch das Tribunal von Blotzheim mit Ausnahme eines einzigen Mitgliedes (Propst von Thann) prozessirt.

Während dieser revolutionären Periode ist nichts zu verzeichnen, was nicht andere Gemeinden, die unter den Schrecken der Zeit litten, ebenfalls erfahren

hätten. Indessen hatte doch das gesellschaftliche Leben nach dem 9. Thermidor einen bessern Halt und ein erhöhtes Zutrauen gewonnen. Die Salons öffneten sich wie unter der Monarchie; kleine Gesellschaften bildeten sich zum Austausch von politischen und sozialen Ideen. In einem solchen Momente kam der französische General Pichegru, der in Altkirch sein Hauptquartier hatte, oft in's Schloß von Blotzheim, um daselbst, von den Strapazen des Krieges ausruhend, im Gespräche mit gebildeten Leuten sich zu unterhalten.

Der General war der schöne, getreue Typus eines republikanischen Heerführers; sein Kopf zeigte die Regelmäßigkeit eines griechischen Jünglings. Am 21. August 1795 war er mit den Offizieren seines Generalstabes im Schloß. Hier erhielt er zum ersten Mal den Besuch von Fauche-Borel, jenes Mannes, in dessen Gehirn zuerst die große monarchische Verschwörung entstanden und groß geworden war. Damals hatte Pichegru noch nicht die Süßigkeiten der Anträge des Prinzen von Condé geschmeckt, der zu Mülheim sein Generalquartier hatte; denn als er den Herrn Fauche-Borel nach Schluß der Unterredung bis zum Fuße der Treppe hinunterbegleitet hatte, drehte er sich um und sagte zu seinem Flügeladjutanten: „Wenn dieser Herr wieder kommen sollte, so seien Sie so freundlich, ihn erschießen zu lassen!"

General Abbatucci's Tod.

Eine nicht unwichtige Episode in der Geschichte des Schlosses Blotzheim ist der Tod des Generals Charles Abbatucci. Dieser französische General hatte nicht einmal das Alter von 26 Jahren erreicht, als er sein Leben opfern mußte. Er fiel schwer verwundet im Gewühle des Gefechts bei der Vertheidigung des Brückenkopfes von Hüningen am 11. Frimaire (1. Dezember) 1796 und wurde sofort nach Blotzheim gebracht zu Herrn de Salomon, der sein Haus zu einem Lazareth für die französischen Verwundeten eingerichtet hatte. Aber trotz der sorgfältigsten Pflege hauchte der moderne Epaminondas am 2. Dezember, Vormittags 11 Uhr, seine Seele aus. Sein letzter Wunsch, seine letzten Worte galten Frankreich, das er so sehr geliebt hatte und für das er glücklich war, sein Leben hingeben zu können.

Die ganze Armee empfand tief den Hinscheid dieses Helden, dessen Divisionsgenerals-Brevet gerade anlangte, um auf seinen Sarg gelegt zu

werden. „Die Oberoffiziere und der Stab des rechten Flügels bitten den Bürger Poitevin, Bataillonschef des Genies,“ so heißt es im betreffenden Tagesbefehl, „dafür zu sorgen, daß zu Ehren des Generals Abbatucci auf dem Halbmond des Brückenkopfes zu Hüningen eine Pyramide errichtet werde.“ Das Denkmal wurde gebaut, von den Oesterreichern aber 1815 wieder zerstört und abgetragen. Erst 1830 gelang es den Patrioten von Hüningen, das jetzt noch bestehende Denkmal zu errichten.

Noch heute zeigt man im Schlosse zu Blotzheim das Zimmer, in welchem der General verschieden ist. Es ist noch im gleichen Zustande erhalten, in welchem es damals gewesen ist.

Die letzten hundert Jahre.

Die Akten des Herrn Pierre de Salomon geben ein betrübtes Bild von den Leiden, Einquartierungen und Requisitionen, welche die Gemeinde Blotzheim während der Kriegszeit von 1796, 1811—1815 (Zeit der drei Belagerungen von Hüningen) zu erdulden hatte. Vergeblich richtete Herr de Salomon als Adjunkt und Maire die eindringlichsten Schreiben um Erleichterung der schweren Militärlasten an die Militär- und Civilbehörden; der Krieg kannte keine Rücksicht. Dazu war Blotzheim das Hauptquartier fast aller Stäbe, die Hüningen belagerten. Am 21. Juni 1815 verlegte Generallieutenant Ablen sein Hauptquartier nach Basel.

Die unglücklichen Feldzüge von 1814 und 1815 stürzten Frankreich in unabsehbare Verlegenheiten. Vom Norden bis zum Süden rückten die alliirten Heere gegen Frankreich vor. Der Fürst von Schwarzenberg, der in Lörrach sein Generalquartier hatte, überschritt am 21. Dezember 1813 mit seinem Heere den Rhein. Die sechste Kolonne der großen Armee unter dem Kommando des Generals von Wrede, aus Oesterreichern und Bayern bestehend, folgte ihm nach, gleichzeitig die Belagerung von Hüningen in's Auge fassend. Der Fürst von Schwarzenberg hatte an die Bevölkerung des Elsasses eine Proklamation erlassen, um sie der guten Absichten der Vereinigten Armeen zu versichern; gleichzeitig hatte er seinen Mannschaften strenge Mannszucht anempfohlen. Trotz dieser Versicherungen suchte doch Jeder sein Hab und Gut in Sicherheit zu bringen. Die Gemeinde Blotzheim hatte von dem ersten Durchmarsch wenig zu leiden, anders wurde es, als General-Colloredo mit seinen Oesterreichern, Ungarn und Kroaten (3000 bis 4000 Mann) anrückte. In diesem Momente zog

sich der französische General Rambourg, der mit zwei Schwadronen Husaren, zwei Kanonen und etwas Infanterie Blotzheim besetzt gehalten hatte, in die Stellung von Trois-Maisons auf der Altkircher Straße zurück und es gelang ihm, Colloredo noch einige Tage auf dem Marsche nach Paris aufzuhalten. Während dieser Zeit aber war Blotzheim der Plünderung der Kroaten ausgesetzt. Die Häuser wurden förmlich verwüstet, weder Möbel noch Fensterscheiben blieben ganz; die Weinkeller wurden in wenigen Stunden geleert, und die Einwohner mußten dieser Verwüstung zusehen, ohne sich dagegen wehren zu können.

Aus dem Jahre 1815 erwähnt Sabourin de Nanton in seiner Schrift über Blotzheim, S. 64, ein wüstes Blatt aus der Geschichte der Basler. Nach der Einschließung der Festung Hüningen durch den Erzherzog Johann hätten sich die Schweizer Soldaten und die Basler Bürger in den Kanton Hüningen begeben und, die Brandfackel in der Hand, die Dörfer und einzelnen Häuser ausgeplündert. Mit Wagen sei man von Basel herausgefahren und hätte den Raub nach der Stadt geschleppt. Vergebens habe der Kommandant von Hüningen, General Barbanègre, Genugthuung für diese That gefordert. Um derselben Einhalt zu thun, sei er genöthigt gewesen, die Stadt zu beschießen.

Nun ist diese Erzählung aber größtentheils unwahr und erfunden; sie steht nicht einmal in dem im „Journal de Belfort“ erschienenen Pamphlet „Les doléances de Huningue et les Bâlois,“ noch in den „Souvenirs et épisodes historiques du Siège d'Huningue (1815), Strasbourg 1863.“ Dagegen wird dort angeführt, daß die Schweizer die Schiffmühle, welche drei Hüninger Bürgern gehörte, abgelassen hätten, um der Festung die Möglichkeit der Verproviantirung zu benehmen. Darauf hätte Barbanègre einen Ausfall und die Beschießung von Basel beschlossen. Nach einer andern Quelle hätte Barbanègre die Basler des Brandes von Burgfelden beschuldigt; allein Burgfelden brannte gleich nach dem Einmarsch der österreichischen Truppen in's Elsaß. Die Behauptung Sabourin's ist deßhalb eine unbegründete.

Am 26. September 1815 zeigt der Maire de Salomon der Präfektur Altkirch an, daß das Nervenfieber in Blotzheim grassire und daß demselben schon mehrere Menschen zum Opfer gefallen, Andere krank und Dritte im Sterben begriffen seien. Die Präfektur ordnet die Aerzte Haßler von Blotzheim und Hoffmann von Hüningen ab, um die Behand-

lung der Kranken zu übernehmen. Die Kosten für Behandlung und Medikamente sollen auf das außerordentliche Kriegsbüdget gestellt werden.

* * *

Blotzheim genoß nun lange Zeit der Ruhe und des Friedens. In dieser Zeit gedachte man ernstlich an den Neubau einer Kirche. Wohl besaß Blotzheim zwei Kirchen: die eine, die Pfarrkirche, oben im Dorfe, dem hl. Leodegar gewidmet, faßte kaum einen Viertheil der Einwohner; die zweite, „Unserer Liebfrauen-Kirche", war Wallfahrtskirche, welche kaum die Hälfte der Einwohner zu fassen vermochte und deren Zugang während der Winters- und Regenzeit sehr schwierig war. Diese zwei Kirchen waren unzureichend und unbequem.

Schon im Jahre 1823 waren von einem Architekten Wagner zwei Pläne, und von einem gewissermaßen berühmten Architekten Lejeune ein Plan ausgefertigt worden; allein die Sache blieb bei den Plänen und es wurde nichts daraus.

Aber schon 1847 gelang es dem thätigen Pfarrer Rolle (gest. 1867), wirkliches Interesse für den Kirchenbau in der Gemeinde zu erwecken. Ein Platz wurde für 22,000 Fr. gekauft und im Jahre 1849 begann der Architekt Poisat von Belfort den Bau. Aber schon im Jahre 1852 gerieth derselbe in's Stocken und blieb, nachdem der Chor mehr als 7 Meter über den Boden hinaus erstellt war, sieben Jahre ruhen. Das Geld war ausgegangen. Endlich wurde 1859 der Bau wieder aufgenommen und bis 1861 ausgeführt. Die Kirche faßt 1200 Personen, ist dreischiffig und der Kirchthurm mißt 55 Meter Höhe. Das Gebäude ist im Style des 12. Jahrhunderts gebaut und kostete 150,000 Fr.; es ist eines der bemerkenswerthesten Gebäude in der ganzen Gegend, und macht dem Erbauer Poisat, der übrigens schon 70 Kirchen erbaut hatte, alle Ehre.

* * *

Die Bevölkerung von Blotzheim zählte vor 20 Jahren 2550 Einwohner, worunter 400 Israeliten; heute zählt sie 2469 Einwohner, wovon 78 Israeliten.

Eine Zählung der israelitischen Familien, welche von 1689 bis 1716 vorgenommen wurde, ergibt, daß die jüdischen Familien im Verlaufe von 27 Jahren sich verdreifacht haben. Im Jahre 1689 waren sie 4, im Jahre 1716 21, im Jahre 1867 45.

* * *

Blotzheim ist gewissermaßen das Vaterland des Mediziners Georg Friedrich Bacher; nach einigen Biographen wäre er zu Thann geboren. Gewiß ist, daß er während langen Jahren zu Blotzheim praktizirt und diesem Dorfe seine Erbschaft und dem Lande seinen Namen hinterlassen hat. Unter seinen Vorfahren zählte er eine lange Reihe Mediziner, er machte keine Ausnahme unter ihnen. Namentlich war es, 1733 von der Universität Besançon heimgekehrt, sein Bemühen, ein Mittel gegen die Hundswuth zu erfinden. Er betrieb mit Mühe und mit Ausdauer die Erforschung der verschiedenen Phasen dieser Krankheit und gelangte endlich dazu, ein Spezifikum gegen dieselbe zu erfinden; aber er wollte es nicht publiziren, bevor er dasselbe eine lange Reihe von Jahren erprobt hatte.

Endlich veröffentlichte er: „Précis de la méthode d'administrer les pilules toniques dans les hydrophobies.“ 1765, 1767 und 1771 Paris. „Observations faites par ordre de la cour sur les hydrophobies et sur les effets des pilules toniques.“ Paris 1769. Er hat dann seine Mittel kundgegeben im „Recueil des observations faites dans les hôpitaux militaires,“ veröffentlicht in Paris 1772. Bacher hat dann auch ein Werk herausgegeben, das speziell die Heilquellen von Bussang behandelt.

Bacher hatte einen Sohn, der unter der Direktion des Vaters studirte und in Paris als Doctor medicinae kreirt wurde; dieser Sohn associrte sich mit Demangin zur Fortsetzung des „Journal de médecine“ von Roux, von 1776 bis 1790, und führte dieses Journal einzig fort von 1791 bis 1793, bis es einging.

* * *

Blotzheim war bis zu Ludwig XIV. Zeiten ohne Wappen gewesen; es erhielt ein solches durch den König: einen silbernen Schild mit einem Dreiangel und einem Malteserkreuz.

Die Schule des Klosters St. Gallen.

Erst im zweiten Jahrhundert des Bestehens der geistlichen Ansiedelung im Hochthale der Steinach, als die Zelle des heiligen Gallus, des keltischen Einsiedlers, durch den in Rhätien gebildeten Schwaben Otmar in Folge der Annahme der benediktinischen Regel zum wirklichen Kloster wurde (747 oder 748), hebt eine zusammenhängende Geschichte und zugleich die große Kulturbedeutung des nach dem ersten Begründer genannten Gotteshauses an. Ganz gewiß darf man also auch schon in die Zeit dieses ersten Abtes Otmar die Gründung der Schule zu St. Gallen ansetzen, ja vielleicht deren erste Anfänge, entsprechend der überall gültigen Wichtigkeit und Unentbehrlichkeit der kirchlichen Institute im frühen Mittelalter, noch höher in die Zeit der einfachen Einsiedler-Zelle hinaufrücken. Denn die erste schwache Spur von „Schülern des Klosters" findet sich, zwar nur rein zufällig, in einer Aufzeichnung von Wundergeschichten, in denen die Kraft des heiligen Gallus zu Tage getreten sein soll: ein Dieb hat das väterliche Haus des Schülers, welcher dann später selbst Mönch wurde, erbrochen, während derselbe dem nächtlichen Gottesdienste in der Klosterkirche beiwohnte, und auch dessen Buch mit sich genommen. Aber so ist es in der sonst so reich ausgestatteten St. Galler Klostergeschichtschreibung auch ferner geblieben. So wichtig, so vorbildlich geradezu, so weithin wirkend die St. Galler Schule gewesen ist, so ganz zufällig vereinzelt sind die Nachrichten über dieselbe. Viele Namen von Lehrern, ein großer anerkannter Ruhm der Schule sind uns überliefert; doch nahezu nichts von demjenigen liegt vor, was etwa zu einer regelrechten Schulgeschichte erforderlich erscheint. Denn die reichlichere Kunde von St. Galler Wissenschaft und St. Galler Gelehrten ist doch noch bei weitem nicht gleichbedeutend mit der St. Galler Schule selbst.

Ein bestimmt in das Gewicht fallendes Zeugniß für das Vorhandensein einer Schule in reicherer Entwicklung ist zum Jahr 830 gegeben, wo Abt Gozbert einen Neubau des Klosters in das Werk setzte und dabei den noch heute in St. Gallen auf der Bibliothek aufbewahrten Normalplan einer großen Abtei wenigstens theilweise jedenfalls zum Vorbild nahm, wobei

aber durchaus nicht behauptet werden darf, daß von dem Plane auf das in St. Gallen Geschaffene einfache Rückschlüsse erlaubt seien. Wenn jedoch nun geschichtlich für das 9. Jahrhundert der Bestand einer inneren und einer äußeren St. Galler Schule neben einander belegt ist und wenn andererseits der Klosterplan dem entsprechend Gebäulichkeiten einer inneren zur Seite derjenigen einer äußeren Schule aufweist, so darf wohl hieraus ein Schluß auf die Pflege der pädagogischen Bestrebungen in St. Gallen gethan werden. Die innere Schule steht auf dem Plane in den demselben eingefügten Inschriften als die eigentliche Klosterschule verzeichnet: „In diesem Beschlusse werden die „Dargebrachten", — das heißt die von den Eltern dem Klosterleben von Anfang an geweihten Knaben — den Novizen beigesellt". Dem entsprechend ist sie auch, östlich von der Kirche, mit dem klösterlichen Krankenhause symmetrisch angelegt und auf der Nordseite mit einer eigenen Kirche versehen, welche sich mit der gleich eingerichteten des Spitals unter einem und demselben Dache befindet; nach einem inmitten frei liegenden Hofe öffnen sich die Räume des Anstaltsgebäudes, Schlafzimmer, Arbeitszimmer und Speisesaal, ferner die Gemächer des Lehrers und der Kranken. Die äußere Schule — „das Haus der gemeinschaftlichen Schule und der Erholung" sagt die Beischrift — ist dagegen außerhalb der Klausur, neben dem Abthofe, angebracht. Auch ein weitläufiges Gebäude, mit einem Hofraume, sowie mit einem eigenen dem Schulhause vorüberstehenden Hause des Schulvorstehers, entbehrt sie einer Kirche; denn hier werden nicht Novizen, sondern zukünftige Weltgeistliche unterrichtet. Wie die gesammte geistige Bethätigung des 9. Jahrhunderts, so knüpft sich auch diejenige St. Gallens an die Anregungen an, welche in Karl dem Großen und dem Kreise, den er um sich gesammelt, ihren Mittelpunkt hatten. Die wissenschaftlichen und die pädagogischen Leistungen der St. Galler sind durch mehr oder weniger deutlich erkennbare Fäden theils mittelbar, theils direkt mit den Pflanzungen des großen Lehrers und Freundes des Kaisers, Alcuin, verknüpft. Die berühmte Schule von Fulda, das nahe gelegene, in der Person seines Abtes, des hochgepriesenen Walahfrid, in der Mitte des Jahrhunderts den St. Gallern enge verbundene Gotteshaus auf der Reichenau boten solche Vermittelungen. Dazu dauerte stets noch der Verkehr mit den Stammgenossen des heiligen Gallus fort: theils als unstete Zugvögel, aber auch zu längerem Aufenthalte kamen gelehrte Iren, die dem Unterrichte förderlich wurden. Auch die günstige Lage an einer Hauptverkehrstraße nach Italien mußte dem Schulleben des

Gotteshauses viele anderswo vermißte Früchte zeitigen. Daß Abt Gozbert für die Vermehrung der Büchersammlung eifrig sorgte, die Schreibthätigkeit im Kloster hob, daß darnach von 841 an Abt Grimald, ein Schüler Alcuins, und ebenso sein ständiger Dekan und späterer Nachfolger Hartmut — 872 bis 883 Abt — hierin fortfuhren, wie denn aus dieser Zeit das erste ungefähr 400 Bände umfassende Bücherverzeichniß stammt, und durch Schenkungen die Bibliothek vermehrten, all' das ist gewiß auch mit der Hebung der Schule in Verbindung zu bringen. Ebenso wenig ist, bei der engen Verknüpfung des Schriftwesens mit den literarischen Leistungen als solchen, die hervorragende Bedeutung St. Gallens für Schreibkunst und Malerei, und zwar im vollendetsten Style der Karolingischen Kunst von Grimalds Zeit an, zu übersehen, wie sie vor allem im Prachtwerke des Psalterium aureum ausgesprochen ist. Man darf ganz gewiß die St. Galler Schule einerseits als das Centrum des geistigen Lebens im Kloster, andererseits als eine weithin strahlende Leuchte bezeichnen; aber zugleich ist offen einzugestehen, daß von dem eigentlichen Schulleben fast gar nicht Bericht erstattet werden kann. Wohl ist uns nämlich für eine ganze Reihe von Mönchen bezeugt, daß sie als „magistri", als „doctores," wie das Todtenbuch des Klosters sie nennt, gewirkt haben, und wohl treten uns die namhaftesten unter ihnen in ausgeführter Charakteristik, in mehr oder weniger anekdotenhaften Geschichten entgegen, in einem Zusammenhange, wo oft auch von der Schule, von einzelnen Schülern gesprochen wird. Allein wir sind weit davon entfernt, daraus zu lernen, wie, nach welchem Plane, bis zu welchen Zielen in dieser großen Zeit St. Gallens unterrichtet wurde, und haben nur das Recht, anzunehmen, daß die allgemein geltende Methode der Lehre, wie sie in der Unterscheidung der sieben Disziplinen, des Triviums und Quadriviums galt, in St. Gallen in besonders anerkannter Weise befolgt worden ist. An diesem Mangel genauerer Kunde trägt der Umstand die Hauptschuld, daß der bekanntlich vielfach sehr farbenreiche, in sich selbst jedoch höchst ungleiche Bericht über das innere Leben im Kloster im neunten Jahrhundert erst im elften aufgezeichnet worden ist und daß außerdem diese in vielen Stücken mit Recht hoch gelobte Erzählung der Klostergeschichte Ekkehart's IV. viel mehr eine Schilderung einzelner Persönlichkeiten, als die Vorführung des gesammten Thuns der Bewohner des Gotteshauses ist. Derjenige Klostergeschichtschreiber dagegen — Ekkehart's IV. Vorgänger als Historiograph im neunten Jahr-

hundert —, welchen Ekkehart selbst als besonders tüchtigen Lehrer rühmt, Ratpert, hat in seiner eigenen Darstellung der Entwickelung des Gotteshauses, bis in die Zeit der letzten Karolinger, nur ganz einseitig der äußeren Geschichte desselben seine Aufmerksamkeit zugewandt, insbesondere der Schule und der Leistungen derselben ganz und gar nicht gedacht. Immerhin sind nun, wenn man nicht aus den Augen verliert, daß nur Tradition, und zwar vielfach ausgeschmückte und unsichere, von Selbstlob erfüllte Klosterüberlieferung vorliege, die Charakteristiken Ekkeharts, die Bilder einzelner unter diesen Lehrern für unseren Zweck verwerthbar. — Nach einem Werinbert, welchem nebst Hartmut der Mönch Otfrid von Weißenburg sein Evangelienbuch zugesandt hatte und den anderseits ein 883 durch Kaiser Karl III. zur Lebensschilderung Karl des Großen aufgeforderter ungenannter Mönch als seinen Lehrer pries, sind Möngal und Iso, jener ein zugewanderter Landsmann des heiligen Gallus, dieser ein Thurgauer († 871), die ersten bestimmter hervortretenden Persönlichkeiten im Lehrkörper der St. Galler Schule, jener als Vorsteher der inneren, dieser als derjenige der äußeren Schule. Iso starb ferne von St. Gallen im burgundischen Jura zu Grandval, wohin er als Klosterlehrer auf Zeit erbeten worden war. Ein Zeitgenosse Isos, nicht, wie Ekkehart IV. irrig meint, ein Schüler desselben, ist ferner jener schon genannte Zürcher Ratpert, der, als Dichter der lateinischen, wie der deutschen Sprache hochgeschätzt, der Klosterschule vorstand. Was Ekkehart IV. an ihm rühmt, daß er strenge Zucht in der Schule gehandhabt, jede Entfernung vom Kloster dem Tode gleich geachtet, nur zwei Schuhe im Jahre gebraucht habe, daß er sagte: „Gute Messen hören wir, indem wir sie zu halten lehren,“ daß an seinem Sterbebette die Treue und Liebe der Schüler sich dadurch zeigte, daß vierzig derselben, sämmtlich Domherren, um sein Lager standen, — das sind alles kleine Züge zur Geschichte des Schullebens. — Aber höher noch steht das nächstfolgende Geschlecht der ziemlich gleichalterigen Schüler der eben genannten Lehrer: es sind Notker aus dem Geschlechte der Schultheißen von Jonswil, 912, und Tuotilo, der Künstlermönch, kurz nach ihm gestorben, sowie der bis 920 als Abt von St. Gallen und zugleich als Bischof von Konstanz regierende hervorragende Staatsmann Salomon III., vom jenseitigen Bodenseeufer stammend, und Hartmann, 922—925 Abt in St. Gallen. In Notker, der sich ausdrücklich selbst als Schüler Isos und Möngals — oder, wie er ihn mit den St. Gallern nennt, Marcellus — bezeichnet, trat vorzüglich eine Seite, welche die

St. Galler Schule in erster Linie pflegte, zu Tage, der musikalische Unterricht, für dessen Förderung Möngal als Irländer besondere Meisterschaft bewiesen hatte. Jene für die Entwickelung des mittelalterlichen Kirchengesanges hervorragend wichtige musikalische Erfindung, diejenige der Sequenzen, welche Notkers Namen ganz voran verherrlichte, bekennt Notker, wenn auch selbständig, doch unter dem fördernden Beirathe jener seiner Lehrer gemacht zu haben: Marcellus habe dann nach freudiger Billigung des Schülers Verse gesammelt und den Knaben zum Gesange übergeben. Von Tuotilos, des kunstfertigen Elfenbeinbildners und Musikers, Antheil an der Schulleitung vernimmt man, er habe, in allen Dingen praktisch erfahren und gewandt, auf den Saiten, wo er auch vorzüglich bewandert war, die Söhne der Edeln in einem vom Abte dazu bestimmten Raume unterrichtet. Von dem innigen Verhältnisse, wie es zwischen Lehrern und Schülern, auch noch über die Zeit der Zugehörigkeit zur Schule hinaus, bestand, legen Briefe Zeugniß ab, in denen der spätere Abt und Bischof Salomon III. und dessen Bruder Waldo, Bischof von Freising, Zöglinge der äußeren Schule, in Beziehung zu einem Lehrer, dessen Person nicht feststeht — Notker ist es wohl nicht —, erschienen. Salomon hat dann noch in den Jahren seiner hohen Würden zu zeigen verstanden, was er in der Jugend zu St. Gallen erlernt, seine Beredsamkeit, seine Kunst im Malen von Handschriften und in der Entwerfung schön geschmückter Initialen, seine Fertigkeit in der Handhabung des Metrums. Dagegen wird das sogenannte Salomon'sche Glossarium, eine umfassende Sammlung des gesammten Wissens der Zeit, ohne Beweis mit dem Namen des Abt-Bischofes zusammengebracht. Eine anmuthige Anekdote jedoch, welche Ekkehart IV. an die Schilderung des letzten Besuches Salomon's III. in St. Gallen, am Weihnachtsfest 919, anknüpft, mag hier noch erwähnt werden, weil sie einen jener seltenen Einblicke in die Kreise der Schüler selbst gewährt. Weil die Schüler am Tage der unschuldigen Kinder das Recht hatten, eintretende Gäste zu ergreifen und die Festgenommenen zum Loskaufe zu vermögen, übten sie diese Gewohnheit auch an dem bei ihnen sich zum Besuche einstellenden hohen Herrn: doch als sie ihn nun auf den Hochsitz des Lehrers setzten, nahm er das Züchtigungsrecht des Lehrers für sich in Anspruch, gestattete dann aber, daß sie sich, nachdem sie schon zum Empfange der Strafe ihre Obergewänder ausgezogen, durch Darlegung ihres Wissens von der Strafe loskauften, worauf sie alle den Abt-Bischof lateinisch anredeten, die ganz Kleinen, wie sie es eben konnten,

die Mittleren rhythmisch, die Größten metrisch oder gar rhetorisch, so daß er sie emporhob und küßte, auch für die drei regelmäßigen jährlichen Spieltage zur Ausstattung des Tisches der Schüler eine Stiftung machte. Weniger reichliche Nachrichten über die Schulthätigkeit der im Uebrigen fortgesetzt auf der Höhe der Wissenschaft der Zeit stehenden gelehrten Mönche, voran des Dekans Ekkehart I. und seiner vier Neffen — es sind Ekkehart II. und III., Notker mit der dicken Lippe, genannt der Deutsche, und der spätere Abt Purchard II., — dann Notkers des Arztes oder, wie er auch wegen der von ihm betonten Schärfe der Zucht hieß, des Pfefferkornes, und anderer namhaft gemachter Mönche, eines Gerald, eines Chunibert — diesen berief der Herzog von Bayern als tüchtigen Schulmann nach Salzburg — und anderer, sind aus dem weiteren Laufe des zehnten Jahrhunderts bei Ekkehart IV. vorhanden. Ueberhaupt scheint in der ottonischen Zeit das Kloster etwas von der hohen Stufe, die es unter den letzten Karolingern erreicht hatte, gesunken zu sein: eine der Ursachen lag in der verderblichen Feuersbrunst von 937, die ein Schüler angestiftet, als er, um für sich und seine Genossen zur Züchtigung die Ruthen auf dem Dachboden zu holen, ausgeschickt worden war und dabei ein brennendes Scheit aus einem Ofen gerissen und in das aufgeschichtete dürre Holz gesteckt hatte. Erst mit dem Beginne des elften Jahrhunderts, unter jenem Abte Purchard II., 1001 bis 1022, erlebte die St. Galler Gelehrsamkeit und die St. Galler Lehre nochmals einen hohen letzten Aufschwung, und aus dieser Zeit haben wir, abermals Dank Ekkehart IV., doch hier nicht durch seine Geschichtschreibung, sondern durch anderweitige Leistungen seiner großen litterarischen Thätigkeit, die Möglichkeit, ein genaueres Bild der St. Galler Schule zu entwerfen. Denn in seinem, des Schülers Notkers des Deutschen, Liber benedictionum Codex, Nr. 393 der St. Galler Stiftsbibliothek, einem der bemerkenswerthesten Stücke der Bücherei, ist, wie ein berufener Kenner, Dümmler, urtheilt, der gesammte Umfang der St. Galler Schulweisheit zu Ekkehart's IV. Zeit niedergelegt. Notker der Deutsche war einerseits einer der vielseitigsten Gelehrten seiner Zeit, andererseits ein Lehrer, dem gemäß seines Schülers und Nachfolgers, Ekkehart's IV., Meinung kein anderer gleich kam. Der berühmteste aller wissenschaftlich hervorragenden St. Galler Brüder, hatte Notker, voran nach Wackernagel's Schätzung, es ermöglicht, daß die Künster- und die Gelehrtengeschichte St. Gallens in ihren Grundzügen die Geschichte der Kunst und der Gelehrsamkeit des deutschen Mittel-

alters überhaupt ist. Als Mittel des Unterrichtes zog Notker zu der lateinischen Litteratur, zur Erklärung der geistlichen und weltlichen Schriften, zur Verdeutlichung des Schulvortrages die deutsche Sprache herbei, und so entstanden für den Schulgebrauch jene „libri expositionum“, die Uebersetzungs- und Erklärungsprosa, so daß der lateinische Text von der Verdeutschung einzelner Worte oder ganzer Sätze, hie und da von deutschen Beispielen unterbrochen ist —, welche sowohl klassische als biblische Litteratur heranzog und als das von Notker in erster Linie ausgehende Werk dieses Lehrers selbst und einer an ihn sich anschließenden Schule anzusehen ist. Es läßt sich nicht sagen, wie weit gerade auch Ekkehart IV. selbst an diesen Arbeiten theilnahm, obschon das, wenn eben Notker wirklich solche Gehilfen hatte, sehr wahrscheinlich ist; dagegen zeigt die Entstehung jenes genannten Codex Nr. 393 um so bestimmter den Anschluß Ekkeharts an den Lehrer, und auch noch andere Indizien sprechen für deren enge gegenseitige Beziehungen. Dahin gehört, daß gleich nach Notkers Tode — derselbe folgte rasch auf denjenigen des trefflichen Abt Purchard, 1022 — Ekkehart das für ihn verwaist gewordene St. Gallen verließ und einem Rufe des Erzbischofes von Mainz zur Leitung der dortigen Schule folgte, worauf er erst nach dessen 1031 erfolgten Tode nach St. Gallen zurückkehrte und wohl bis zu seinem eigenen Ende, das etwa 1060 eintraf, daselbst blieb. Als gelehrter Meister der Schule hat er da die längste Zeit gewirkt. Wie nun die Lehre und die Schuldisziplinen in dieser Epoche letzter Blüthe der Schule vor lange dauerndem Verfalle beschaffen waren, das eben lernen wir aus dem Inhalt und der Form der im Codex Nr. 393 durch Ekkehart selbst gesammelten Stücke. Es sind Arbeiten aus Ekkehart's eigener Lehrzeit, von Notker angeregt und unter dessen Aufsicht gemacht, dann aber vom Lehrer, weil er auf die Elaborate des Schülers Werth legte und sie für der Aufbewahrung würdig ansah, aufgehoben, so daß Ekkehart diese Uebungsstücke in Versen, welche ihm seiner Zeit der Lehrer aufgegeben, finden und neu zusammen stellen konnte. Denn es sind durchaus Proben lateinischer Dichtkunst über vom Lehrer gestellte Aufgaben, kirchlichen legendarischen Inhaltes, welche in diesen „dictamina diei debita“, „dictamina magistro“ vorliegen, entsprechend dem schon in der Anekdote von Salomons Besuch bei den Schülern hervorgehobenen Umstande, daß seit den Zeiten Notker's des Stammlers neben der Pflege der Musik die Fertigkeit in lateinischen Versen vorzüglich in der Schule festgehalten wurde. Voran

aus dem Geiste, in dem Ekkehart nun diese Dichtungen geschaffen hat, dann aus den weiteren Spuren seiner in St. Gallen noch jetzt reichlich vertretenen litterarischen, besonders auch textkritischen, glossatorischen Thätigkeit läßt sich eine Reihe von Schlüssen auf die Lehre thun, welche Ekkehart früher als Schüler gewonnen hatte und welche hinwiederum jetzt von ihm ertheilt wurde. Was zunächst die formale Seite betrifft, so sind seine Dichtungen fast sämmtlich in monotonen leoninischen Hexametern, d. h. also mit den antiken Forderungen ganz widersprechender Reimung von Mitte und Schluß der Verse, oder aber in durchweg gereimten Distichen abgefaßt. Schon die Schwierigkeit und der Zwang dieses Versmaßes bedingten vielfache Künsteleien und Dunkelheiten der Sprache; aber auch sonst, in seiner Prosa, so besonders in seinen Casus sancti Galli, ist Ekkehart's lateinischer Styl unbeholfen, vielfach undurchsichtig, gesucht, jedenfalls nichts weniger als klassisch: er hat sein Latein etwa so geschrieben, wie es auf der von ihm geleiteten Schule gesprochen werden mochte. Denn wenn auch Ekkehart selbst einmal sich hart tadelnd über den schlechten Unterricht der Halbschulmeister ausdrückt, welche ihren Schülern sagten, sie sollten die deutschen Phrasen einfach Wort für Wort in derselben Reihenfolge in das Lateinische wenden, so ist er doch ebenso wenig von Germanismen frei geblieben, so sehr er im Uebrigen auf das Deutsche als auf die Barbarensprache herabsah, welche auf gelehrten Gebrauch ein Anrecht nicht besitze. Was dann weiter die Kenntniß des Griechischen angeht, so war wohl Ekkehart derselben in bescheidenem Maße theilhaftig, indem er zuweilen griechische Worte anbringt und erklärt, auch griechische Verse anbringt. Doch ist überhaupt an der St. Galler Schule dieses Studium vereinzelt und spärlich geblieben und von keiner eingreifenderen Bedeutung für die gelehrte Bildung im Ganzen gewesen. Wohl war schon früher in einem Briefe Notker's des Stammlers von „griechischen Brüdern", d. h. von St. Galler Mönchen, welche diese Sprache sich angeeignet, die Rede gewesen; aber gerade dieser Notker, der erste Lehrer in seiner eigenen Zeit, hatte zu denselben nicht gezählt. Auch jene bekannte anmuthige Anekdote von dem Klosterschüler Purchard — dem späteren Abte Purchard II., — welcher mit seinem Vetter Ekkehart II. zur Herzogin Hadwig auf den Hohentwiel ging und sein Begehren vorbrachte: „Faßt sprech' ich, Herrin, Latein: Grieche noch möcht' ich sein", — beweist, daß auf diesem Gebiete für die Lernbegier in St. Gallen noch in der zweiten Hälfte des zehnten Jahrhunderts nicht viel zu finden war.

Entsprechend ihrem Ursprunge, als „dictamina magistro“, und gemäß der gelehrten Lieblingsbeschäftigung Ekkehart's, der Textkritik und Texterklärung, den Eindruck selbst korrigirter Exerzitien mit ihren zahlreichen Glossen hervorrufend, geben diese Stücke geradezu, oft nicht so sehr die Dichtungen als die Beifügungen, den besten Begriff vom Umfange der Studien Ekkeharts, d. h. aber auch von den Disziplinen der St. Galler Schule selbst. Ekkehart hat in einer andern Handschrift die sieben freien Künste als Standbilder auf Säulen, jedes mit besonderen Attributen, in etwas wunderlicher Versinnbildlichung verherrlicht, und aus allen seinen Leistungen geht voran die Pflege des Triviums, der Grammatik, Rhetorik und Dialektik hervor. Aber auch das Quadrivium — Arithmetik, Musik, Geometrie, Astronomie — lag ihm wenigstens nach einer Seite sehr nahe; denn wie in St. Gallen die mit der Dichtkunst untrennbar verschwisterte Musik seit Notker's des Stammlers Zeit ungemein hoch gepflegt wurde, so hat auch Ekkehart mehr als einmal betont, daß unter den sieben Schwestern die Musik zwar schwieriger zu erlernen, aber naturgemäßer als die anderen und fürwahr im Gebrauche lieblicher erscheine. Daneben ist die Astronomie, wenn denn ja auch unter Abt Purchard II. ein Globus verfertigt wurde, Ekkehart's Gesichtskreise näher liegend gewesen. Geometrische Fragen werden einige Male durch Figuren erläutert. Am fernsten lag ihm, wie es scheint, die Arithmetik, und es ist neuerdings auch aus anderen Indizien, Rechnungsfehlern in Daten bei Urkundenschreibern, der Schluß auf eine größere Vernachlässigung dieser Kunst in der St. Galler Schule gethan worden. Daß jedoch weiter selbstverständlich alle Lehre und Wissenschaft ihr Centrum in der Theologie finden und dieser dienen mußte, daß eine eben so große und reichere Belesenheit in den Kirchenvätern, wie in den Klassikern, uns entgegentritt, ist wohl nicht eigens zu betonen nothwendig. Die Vorliebe für historische Fragen ist bei Ekkehart wohl eher dem Historiographen, als dem Schulmeister zuzuschreiben.

Aber endlich eröffnet uns eines dieser Gedichte auch einen Einblick in das frische Treiben der Schüler an einem Feiertage:

„Schlafet ihr Wissenschaften! Habet Ruhe, ihr Bücher!“ und
„Friede halte die Ruthe! Blind wie der Maulwurf sei der Aufseher!“

Da bekämpfen sich die Knaben und Jünglinge helmbewehrt durch Steinwurf oder suchen im Wettlaufe Preise zu erringen, oder sie ringen nach dem Vorbilde der Alten mit gesalbten Händen und wenigstens theil-

weise entblößtem Körper, und noch weitere Ergötzlichkeiten sind erwähnt. Ganz besonders genießen sie der Fackel — noch bei Licht dauert die Erholung fort —, des Bades, des Weines an dem festlichen Tage. — Aber Ekkehart IV. ist ein Epigone. Schon er selbst glaubte in seiner Zeit durch von außen her diktirte innere Veränderungen den wahren Geist der guten alten Zeit verkümmert zu sehen. Dann begann in der zweiten Hälfte des elften Jahrhunderts die Verwicklung St. Gallens in den großen Weltkampf des Investiturstreites. Die Aebte werden nothgedrungen in der harten Zeit aus Hirten Krieger, aus Förderern von Schule und Wissenschaft fürstliche Lenker eines immer mehr individuell sich abschließenden politischen Territoriums. Sogar die Klostergeschichtschreibung ging nicht lange nach der Zeit, wo — Ende des dreizehnten Jahrhunderts — der allerdings sehr kleine, fast nur noch aus schwäbischen Edelleuten von jenseits des Rheines und Bodensees komponirte Konvent urkundlich bekennt, er entbehre der Kunde des Schreibens, an die an der Seite des Stiftes erwachsene Stadt über, aus der ein dem Kloster übrigens nahe verbundener Bürger, Christian Kuchimeister, in der Zeit Kaiser Ludwigs des Baiern, in deutscher Sprache „Nüwe Casus" schrieb, nachdem ein Jahrhundert vorher der Mönch Konradus de Fabaria mit der lateinischen Abfassung aufgehört hatte. Ritterliche Uebung, politische Einsicht, reichsfürstliche Thatkraft waren jetzt der Schmuck der Aebte geworden, unter denen in der letzten staufischen, der ersten habsburgischen Zeit ganz hervorragende Persönlichkeiten sich befinden, und wir wundern uns nicht, wenn ein Minnesänger auch von einem Abte von St. Gallen rühmend sagt, daß er „Taglied machte so rechte schone". Freilich ist nun aber daneben für eine Schule kein Platz mehr im Kloster, und wenn etwa in Urkunden da und dort ein und ein anderer „magister puerorum apud s. Gallum" erscheint, so ist er nicht mehr im Kloster als Mönch, sondern in der Stadt zu suchen. Erst als nach den furchtbaren Schlägen des Appenzeller Krieges das Kloster mit der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts sich wieder ökonomisch und politisch kräftig erhob, war, wenige Dezennien nachdem der allerdings gewiß lügnerisch übertreibende Humanist Poggio vom Konstanzer Konzil aus die Bibiliothek zu St. Gallen in recht übelm Zustande getroffen hatte, auch die lateinische Schule hergestellt, und am Ende des Jahrhunderts wurde nach dem Rorschacher Klosterbuche das dortige stattliche Gebäude blos in der Absicht wieder errichtet, damit dort eine hohe Schule erstellt werden könne. Freilich kam nun dazwischen die zeit-

weilige völlige Aufhebung des Gotteshauses St. Gallen durch die Ereignisse der Reformation; aber sobald 1532 nach der Schlacht von Kappel Abt und Mönche in die durch die Stadt wieder herausgegebenen Gebäulichkeiten zurückgekehrt waren, wandte man auch diesen Dingen von neuem die Aufmerksamkeit zu, obschon allerdings später die, eben für Marienberg bei Rorschach, geplante höhere katholische Centralschule nie recht gedeihen wollte. Was wenigstens noch für die Heranziehung der eigenen Novizen die in der letzten Zeit des achtzehnten Jahrhunderts rühmlichst belebte St. Galler Wissenschaft vermochte, das zeigt in glänzender Weise in allererster Linie jener Mönch Ildefons von Arx, der als Wächter der wissenschaftlichen Schätze den Bestand der Stiftung überlebte († 1833) und dessen ganz vorzügliche „Geschichten des Kts. St. Gallen" auch für die Geschichte der St. Galler Schule noch heute den besten Aufschluß ertheilen.

E Reis uf Karlsrueh abe.

(Halbe Waret und halbe Dichtig.)

Von Karl Biedermann. *

S'ist im feufesechzgi gsi im Oktober, i vergiß es miner Lebtig nid, do chunt ame Fritig am Morge früeh de Heiri abem Rütihof zumer i d'Schür, i ha just Churzes gschnitte, und sait numänd zumer: Ruedi, i wott e Reis mache und du mueschť mitmer. Weischt, de Wi ist hür grathe, i han e Heidegeld igna defür und ha glich na gnueg für e Jahr oder au öppis meh, bsunders wil i na acht Saum Most igleit ha. I ha scho lang im Sinn gha, au emal e bitzli d'Welt z'gseh und ietzt mues es nu si. Du bist scho meh als eimal mit dim Vater furt gsi, go Wi chaufe im Welschland oder im Markgrafeland une, du verstahst das Ding und du mueschť mitmer.

Jä und wo sött's denn hi gah? säg i, und ha na halbe gmeint er gspassi, aber 's ist em Ernst gsi.

* Aus dem trefflichen Buche: „Us Stadt und Land", Erzellige vo Karl Biedermann. 348 S. Winterthur, Verlag von Geschwister Ziegler (vormals Bleuler-Hausheer und Komp.)

Go Basel abe, sait er, und denn uf Karlsrueh und über Straßburg wider hei. Mer wänd au luege, wie de hürig im Markgrafeland sei. Du häst ja alliwil en Reisebegleiter im Hus, studier das Ding. Du mueschst uf der Reis alles bsorge, i nimm mi nütem a, 's Geld mueschst ha und choste sell's di kein Rappe. Säg's dim Alte und mach di parad. Am Sunntig am Morge um vieri hol i di ab. Min Chnächt mues is füere bis go Züri, det nämmed mer denn d'Bahn. Also fertig isch, du chunst mitmer!

I bsinne mi nid lang und chlöpfe i und er gaht wieder furt.

I mues i aber au säge, wer de Heiri ist. Er ist der einzig Su vum Rütipur sälig, en schöne, chreftige Purscht vu feufezwenzg Jahre. Sin Vatter ist em gstorbe, eb er phört gsi ist, aber d'Mueter, e guraschirts Wibervolch ab em See, hät de Hof bhalte und gwerbet und gschafft, wie's en Pur nit besser chönt. Chnächt und Mägd händ müese schaffe vo früh bis spat, aber si sind glich gern binere gsi, denn sie hät de Lüte d'Sach gä, wie's de Bruch ist, und am Aesse und Trincke ist nie kei Mangel gsi. Si hät's au chönne, denn de Rütipur hät kei Schulde gha, aber na Geld uf de Lüte, und jahrus, jahri mindestes zwölf Stuck im Stal, Chalber und d'Säu nid grächnet. Es ist en usgraukte Pur gsi, der Alt, und hät gmerkt, daß me hüttigs Tags meh mues chönne als Bible läse und de Kalender, und drum hät er sin Bueb, de Heiri, i d'Sekundarschuel gschickt, und wemene gfröget hät, ob de Heiri mües öppis Höchers werde, so hät er glachet und gsait: Verstat si, wenn er lehrt und tribt, was hüttigs Tags en rechte Pur mues wüsse, so chunt er au na derzu, daß er de Oberhof cha chaufe, denn ist er höcher obe. Item, de Heiri und ich sind mit enand i d'Sekundarschuel gange drü Jahr. Er ist eine von Gschicktischte gsi und hät si bsunders uf das verleit, wo dem Landma nützli ist. Unterdesse ist de Vatter gstorbe und de Heiri ist phört worde, aber er hät nid na glo, bis en d'Mueter na es Jahr in Strickhof tha hät. Aber wo'n er do hei cho ist, hät me nu müese luege. Er ist de erst gsi am Morge und de letst z'Abig. Er hät agfange die Riedtwise bi sim Hof dränire, er hät Fueter agleit, wo der Alt mit Müeh und Noth Weize pflanzt hät; er hät chünstliche Dünger gkauft und die magere Stuck am Berg obe sind schier erschrocke, wo's uf eimal eso Bu überchо händ. Me hät zerst glachet und gsait, de Jung werd dem Alte sini rostige Feufliber welle verpröble, aber hottume. Es ist e paar Jahr gange und de Heiri hät de Stal müese vergrößere und d'Schür. Wo der Alt zwölf Stuck

gwinteret hät, hät de Jung zwänzgi gfueteret und de Senn hät em en Rappe me gäh für d'Maß, denn er hät gsait, die best Milch lieferi 's Rütipure Heiri. Jetzt sind die schier nidig worde, wonen vorher usglachet händ. Er aber hät au glachet und ist alliwil de glich guet Heiri blibe, ohni Stolz uf si Geld, fründli gäge all Lüt und en Fründ von Arme. Natürli hett er meh als eimal chönne in Gmeindrath ine cho, aber er hät gsait, i wott nüt wüsse vo dem, i ha z'schaffe gnueg ufem Rütihof, und hät me en Amt, so hät me au bös Lüt, me cha's nie alle rächt mache. Emal aber händ e d'Bürger partu welle zum Gmeindamme mache. Do chunt er e paar Tag vor der Wahl zu mir und sait: Ruedi, Du weischt, i wott ekei Amt; aber wenn's mi wähled, mus i's aneh lut dem Gsetz. Sä, da häst 50 Franke, itzt säg de Chnabe, i gäb ene das zum Vertrinke, wenn's mer nid stimmid und s'Chuerete Chasper d'Stimm gäbid. I ha glachet und gsait, du bist en Kuriose, Ander zahled z'Sufe, daß en Aemtli überchönd, und du gist, daß d'nüt werdist. Er hät au glachet, aber es ist gange, 'sChuerete Chasper hät zähe Stimme meh gha und d'Chnabe z'trinke vo Beede.

Er hett natürli au mengmal chönne hürathe, de Heiri, wenn er hett welle, d'Maitli händ em's gnueg z'verstah gäh, und ist er emol uf de Tanz cho, so hät er's chönne erläse. Aber er ist fründli gsi mit alle und hät all glich gha, und wo'n ich en emal im Uftrag vo Depperem hä sölle e chli aleite, hät er gsait: Ruedi, laß das blibe, lueg, wenn's Zit isch, so find i selber, was für mich guet ist, i bruche kein Underhändler. Vo säbem a ha'n i nüt meh eso probirt und mer sind alliwil di beste Kamerade gsi, und ist er öppe i's Wirthshus gange, so ist er zu eus cho und hät allimal gsait, es sei em bi eus wie diheim, er meini gar nid, daß er im Wirthshus seig. Er ist au na verwandt mit eus, mi Grosmuetter selig und sin Grosvatter sind Gschwüstertichind gsi. Das ist also de Heiri gsi und isches no, mit dem ich e Reis gmacht ha bis ge Karlsrueh abe. I ha's natürli dem Vatter gsait und er hät glachet und gsait, mira wol, du chast denn grad öppe'n au lose, was de Margräfler gilt, i chaufe zwar hür ekeine, eusere Hürig ist so guet wie de Margräfler i ordinäre Jahre.

I mache mi also zweg, und richtig am Suntig e Morge um vieri haltet de Heiri mit sim Bernerwägeli vor der Huustüre, 's ist na Nacht gsi. Bist parad, rüeft er, und ich chume abe, es chlises Handgöfferli bimer. Ufgsesse und furt, Züri zue. De Bru ist gloffe wie de Tüfel

und doch hämer nid vil vorigi Zit gha. J gahne go 's Billet löse uf Basel über Waldshuet. Aber zweiti Klaß, sait de Heiri. Jetzt wämer thue wie d'Herre. J luegene a, öb's em Ernst sei. Häst verstande, sait er, zweiti Klaß. Lueg, i ha neu tüechi Hose a, d'Ell chost mi nün Franke, meinst i well's grad verrutsche uf dene schmutzige hölzerne Bänke i der dritte Klaß.

Mira, säg i, du zahlst ja. Mer stiged i und jetzt erst luegi de Heiri recht a. Potz Hagel, säg' i, du chunst derther wie went wettst go Majestete, i mues mi schier schäme nebed der. 's ist wahr gsi, alles neu, vo Chopf bis z'Füeße, und alles vom beste Dicktuch, als na der neueste Mode, schön, fin, aber nid gschinig, 's hett kei Mensch gmeint, daß de Purscht en Puresu wär. Er hät au glachet und gsait, lueg Ruedi, diheime schenired mi d'Barechethose nid, wenn's au plätzed sind, aber wenn i i d'Witi gahne, so wott i recht derther cho, nid daß me mer de Chüepur uf e Stund wit agseht. J ha's gottlob und hett i's nid, so blibt i diheim und wär glich zfride.

Mer fahred ab, dur's Limmethal ab, bi Bade verbi i's Turgi, dert hämer Wagewechsel gha. 's gaht nid lang, so pfift's wieder. Als durab, der Aare nahe. Mer redet vo dem und diesem, vo de Schuljahre, vom Gschäft, und de Heiri lueget flißig d'Geged a. 's ist en prächtige Tag gsi. Kei Nebel, kei Wulche am Himmel, nüt als helle Sunneschi. Äntli chömmed mer ge Waldshuet. De Badisch Zug ist scho parad gsi und i ha grad wider welle witers, aber de Heiri nimmt mi bim Arm und sait: Heb ume, Ruedi, eso reised mer nid. 's ist scho lang sid am vieri, 's Kaffi ist furt und mer wend öppis zuenis näh, nid daß is no schlächt wird vor Hunger. Chumm i 's Städtli ie. 's wird nid nu ein Zug ga tägli uf Basel.

's ist mer au recht gsi. Mer gänd d'Göfferli dem Portie und reised ie is Städtli, und im Städtli gömer in Rebstock, dert hämer guet Znüni gna. Gschnätzlets Chalbfleisch und e Fläsche vom Beste. 's ist frili nid grad Usstich gsi, wenn er scho en halbe Richsguldi kost hät. Mer sind na e chli im Städtli umegloffe und äntli wieder a'n Bahnhof, dert hämer na es Gläsli gna bis de Zug cho ist.

Äntli chunt de Portie go rüefe: Einsteigen nach Lauffenburg, Säckingen, Rheinfelden, Basel, der Zug geht abwärts.

Säb wüssed mer sust, sait de Heiri und lachet. De Portie macht e Gsicht wie sibe Tag Rägewetter. De Heiri gseht's, druckt em öppis i

d'Hand: Für eueri Müeh, sait er, und nüt für unguet, i thune gern e chli gspasse. Da hättid er de Portie sölle gseh, wie de höfli worde ist. Er hät is d'Gösserli bis an Wage treit und selber obe i's Gitter gleit. Mer händ's partu nid dörfe selber thue, und meh als drümal hät er gsait: Wünsch recht angenehme Reise, meine Herren.

Wo de Zug im Lauf gsi ist, so lachet de Heiri und sait: Ruedi, me cha doch vil mache mit emene halbe Franke.

Vo Waldshuet a gaht d'Bahn fast alliwil em Rhi nah, uf de rächte Site d'Berg, uf der lingge de Rhi und da und dert es Dorf oder es Städtli. I känne Geged und ha dem Heiri ieders Ort chönne namse. 's hät em ordli gfalle, doch hät er gmeint, es sei da durab allwäg nid die fruchtbarist Geged und an Hüsere a seigid d'Lüt nit bsunders wohlhäbig. Z'Schwörstadt unne, grad härt am Bahnhof stönd e paar schülig alti Hüser, und wil d'Straß mits dur's Dorf und d'Isebahn hinne durre lauft und au spöter gmacht worden ist, so chered d'Hüser der Bahn de Hinderthеil, wo just nid grad gwißget ist. Us soneme Hüsli händ's dänn, trotz dem Suntig, alti schmutzige Wösch use ghänkt gha und zwei Bettstuck, wo just au nid de Süberist drin gschlafe hät. De Heiri hät's gseh und sait mit Lache: Ruedi, dahere gan i nid uf de Wibet.

I ha gmeint, i mües verspritze vor Lache.

Äntli chömed mer uf Basel. So, sait de Heiri, jetzt isch gnug gfahre für hüt. Jetzt blibed mer z'Basel und morn cha me dänn wieder luege. Kännst du d'Stadt, Ruedi, oder wämer en Dienstma näh?

Säb isch nid nöthig, säg i, i känne d'Stadt e chli, und wämer de Weg nümme finded, so fröged mer, 's isch dütsch. Mer thüend Gösserli inen Gasthof, grad bim Bahnhof, bstelled es Zimmer und nämed Zimbis. Tafelzit ist natürli scho lang verbi gsi. Nu, 's Esse isch guet gsi: Suppe, Rindfleisch, Brate, Hamme, Zuegmües und au e chli Dessert. De Wi hett chönne besser si. Dänn reised mer i d'Stadt. Äntli gön mer i d'Burgvogtei zum Bier; es söll baierisches oder, wie'n Ander säged, Straßburger si. Sei's wie's well, 's ist guet gsi, und mer händ allbed schier e chli zvil gha. 's ist nüni gsi, womer wider in Gasthof cho sind. Mer nämed e chli z'Nacht und do mached mer 's Dümmst, was en Mensch uf der Reis thue cha. Näbed eus sind nämli zwee Herre gsesse und händ e Fläsche Neue vorene gha. Bi jedem Schluck, wo's trunke händ, händ's mit der Zunge gschmatzget und gsait: Sacredie, dees isch wider emol es

Tröpfle, wo en ehrlige Basler Birger si Freid dra hät. Er isch ibere, aber er isch grad no so sieß wie Most.

De Heiri stupft mi underem Tisch und zwickt mit de Auge. I verstah'n es und bifehle e Fläsche vo dem, wo die Herre trinked.

Ja wohl, sait de Chällner und bringt eini. 's ist wahr gsi, er ist gsi wie Most und der erste Fläsche ist bald e zweiti nahe cho. Jetzt aber hän mer en Brand gha, en feste.

Zwar simer na ufrecht i's Zimmer cho, aber wäme mi scho tödt hett, i hett nid chöne säge, i wellere Nummere mer schlafed. Miner Läbtig han i no nie eso lang gha, bis i abzoge gsi bi, bsunders d'Stifel händ gar nid welle ab. Han i welle de Stifelchnecht bruche, so bin i alliwil nebed abe trete oder vorne use. D'Uhr han i i's Wäschbecki ie gleit, d'Hose han i a's Feisternegeli ghenkt und de Rock isch am Morge im Bett z'Fueßete gläge, d'Hüet hän mer gar nid is Zimmer gnah, die sind ruhig im Spissaal ghanget. Was de Heiri gmachet hät, weiß i gar nümme, i ha gnueg mit mir sälber z'thue gha. Nu das weiß i, daß mer beed glached händ wie Thorebuebe. Aentli bin i im Bett gsi und uf der Stell igschlafe. I ha gmeint, es sei na kei Stund, sid i im Bett sei, so chunt me go chlopfe. Wie mängmal, weiß i nid. I ha's ghört und doch nid ghört. Aentli chum i eso halbe zue mer sälber und rüefe:

Werda?

Sie haben befohlen, Sie um 5 Uhr zu wecken! rüeft Eine vor der Türe.

Jä so, 's ist de Huschnächt. I ha würkli na vorem Nachtässe dem Chällner gsait, me söll is um feufi wecke, mer wellid um sächsi verreise.

Scho guet, säg i dem Huschnächt und rüefe do dem Heiri. Aber min Gott, dä hät gschlafe wie'n en Stock. I glaube, me hett chönne'n e Kanone abschüße bim Bett zue, er hett's nid ghört. I stahne'n uf und rüttle anem.

Heiri, rüef i em i's Ohr, 's ist Zit, stand uf!

Säg dem Chnächt, er söll dasmal ellei fuetere, i ha na Schlaf, murret er.

I mues lache. Heiri, säg i, mer sind z'Basel, und wämer hütt na wänd uf Bade und denn na uf Karlsrueh, so müend mer furt.

Narretheie, sait er, las mi in Rueh. Es ist Suntig und i wott jetzt no e chli schlafe, de wirst bigott au emal chönne fuetere ohni mich.

I gsehne scho, es ist nüt z'mache, lanene lige und gahne au wider

i's Bett, und wo de Huschnächt na emal chunt, säg i, mer hebid is anderst bsunne, mer verreisid erst um zächni. Bald druf han i au wider gschlafe.

's ist halbi nüni gsi a miner Uhr, wo mer äntli uffstönd und euseri Gwändli zsämmesuechéd. Da en Strumpf, dert eine, da e Grawatte am Bode, dert en Rock under der Decki, en Stiefel da und eine dert, churz, es hät usgseh, 's ist grad nümme schön gsi. Aentli simer agleit. Zum Glück hät de Heiri e Bürste bi'n im gha; 's hät Eine der Ander usbürstet, mer händ's nöthig gha. I ha gschället und dem Huschnächt d'Stifel gä zum Wichse. Bis er si wider bracht hät, hämer is gwäsche und gstrählet.

Ruedi, sait de Heiri zuemer wäred dem Frisire, mer händ allwäg Heide Bränd gha allbeed. I weiß bim Hagel nümme, wie'n ich i 's Bett cho bi. Was dunders ist au das für en Wi gsi. Wägere Fläsche uf de Ma gheit Euserein denn doch na nüd um.

I glaube es ist Walliser gsi, säg i druf, aber es hett nüt gmacht, hettid mer nu nid scho z'viel Bier gha vorher. Es scheniert mi schier abe zga.

Woll, mag si verlide, sait de Heiri. Diheim wurd's mi frili au heidemäßig aschäme, aber da werded mer's denk wol müese zahle und Ungschickts hät's nüt gäh.

Er hät rächt gha, mer händ eusi Bränd müese zahle.

Mer gänd dem Huschnächt en Franke für's Wecke, wo nüt gnützt hät, und für's Stifelwichse und gönd abe und trinked 's Kaffi. Mer händ's nöthig gha, aber prezis schlächt isch keim gsi. Mer bigähred d'Rechnig. Potz Hagel, drißg Franke, nid meh, das thuet's, denki, und de Heiri macht au kuriosi Auge wo'n i en Napolion und na zwee Feufliber herelege und nüt use überchumme. Feuf Fränkli het d'Fläsche vo dem Süeße kost. 's ist richtig Walliser gsi. Diheim wirthed mir de Schoppe um achtzg Rappe.

Mer gönd furt, i ha d'Ohre e chli lampe lah, aber de Heiri lachet und sait: Mer wüssed doch jetzt au, was en Brand chost z'Basel unne.

Um Zähni sin mer abgfahre, Leopoldshöh verbi und dem Rhi nah. E schöni, fruchtbari Geged. Kei Wunder, sait de Heiri, wo mer bi Istei verbi fahred, git's da en guete Wi. Eso en churze Schnitt, Bode so schwarz wie Turbe und überall Chalchfelse zum Undergrund. Da isch anderst als z'Bändlike. Mer schwäzed eso vo der Landwirthschaft und i

bi just dra, mini Känntnisse vo dene verschiedene Wisorte uszkrame, da wird de Heiri ganz still, süfzget e paar mal und hebet de Buch.

Wird's der schlächt, frög i ase lisli. Es sind na zwee Herre im Coupee gsi. Heb de Chopf zum Feister us.

Säb nid, sait er und süfzged wider. Aber säg, gaht's na lang, bis de Zug halt.

J luege gschwind im Reisebegleiter und a der Uhr.

De Zug ist en Schnellzug, säg i, i zähe Minute si mir z'Mülle.

Dunder Hagel, das isch na lang, sait er und hebet wieder de Buch.

Das chunt vom Bier und Wi underenand, säg ich.

's cha si, süfzet er, mira, wämer nu scho z'Mülle wärid.

Vo dem a hät er nüt meh gsait, aber er ist chridewiß worde und hät alliwil de Buch ghebet. Es ist mir süttigheiß worde debi. Aentli pfift's, de Zug fahrt langsamer und halt: Müllheim, Müllheim, drei Minuten Aufenthalt! brüeled Konduktör und rißed Türe'n uf. Chum isch euseri off, so ist de Heiri mitemene Satz dusse und wie de Blitz i dem chline Hüsli verschwunde, er hett na schier en Konduktör umgschosse.

Jch blibe sitze'n und warte, aber die drei Minute vergönd, min Heiri chunt nid zum Vorschi. Scho ghöri wie d'Konduktör i de vordere Wäge Türe zuschletzed. Was söll i mache? Ellei witer fahre und de Heiri hocke lah, säb gaht nid, bsunders will ich beedi Billet ha.

Use springe und em rüefe, gaht au nid, 's ist z'spat und i dere Zit fahrt de Zug ab und d'Göfferli mitem. J entschlüße mi churz, nimme beedi Göfferli und springe au use.

Wo wollen Sie hin, der Zug fährt gleich ab, sait de Konduktör.

J will da blibe bis zum nächste Zug, säg i, i will warte uf öpper.

Wie Sie wollen, sait de Konduktör und macht zu. Er pfift und furt ist de Zug.

Aentli chunt de Heiri und lachet.

Was machst au eso en Ebigkeit, säg i ase halbe wild. De Zug ist furt.

Mira, sait de Heiri. Bis zfride, Ruedi. Lueg, ietz isch mer wider wohl. Nid eme Hund möcht i gunne, was ich usgstande ha. Chumm, mer gönd da i's Restorant und nämed es Chriesiwasser. Das wird das Basler Bier wol zwinge. Bis nid höh, 's gönd ja na meh Züg.

J ha müese lache, trotz allem Elend. Mer gönd i's Restorant und trinked es Gläsli Chriesiwasser, 's ist würkli en usgezeichnets gsi.

So, sait de Heiri, ietz thut's es wieder. Weischt was, Ruedi, da hocked mer nid, bis en andere Zug chunt, mer gönd uf Mülle ie, 's cha nid wit si, me gseht ja d'Hüser.

Mira, säg i, 's isch ietz scho, was si söll. — Mer lönd Göfferli im Restorant und spaziered dem Stedtli zue. 's ist herrli warm gsi, d'Sunne hät prächtig gschine und vor is zue sind die Schwarzwaldberg ufgstige. Vor is zue isch aber au es Wibervolch gange miteme große Chorb am Arm, allwäg schwer, denn sie hät öppe'n emal abgwächslet. Daß e Jungi ist, hämer liecht am Gang a merke chönne, trotz irer Last am Arm, 's hät gschine, si tanzi nu eso über de Bode ewäg und mer sind ere nie nächer cho. De Heiri ist wider ganz helluf gsi und eismals faht er mit siner prächtige Stimm a singe:

Z'Mülle'n uf der Post,
Tusigsappermost,
Trinkt me nid en gute Wi,
Gaht er nid wie Baumöl i!
Z'Mülle, z'Mülle, z'Mülle'n uf der Post.

Schwig au, säg i, was müend ä d'Lüt denke, wenn du eso singst da uf der offene Landstraß? Lueg au, die Jumpfer da voris zue lachet mi Seel überis und denkt, mer hebid e chli zvil im Chopf.

Säb glaub i nid, sait de Heiri, und wenn si's dänkti, so hett si Urecht, dänn i bi so nüechter als öpper. Es isch mer nu so grad das Lied vom liebe Hebel in Sinn cho und drum hani's gsunge, wil mer ietz doch eso per Zufall uf das Mülle zue gönd. Und weischt ietz was, jetz sing i grad die andere Vers au no. Chum hät er's gsait, so faht er a vo Neuem:

Z'Bürgle'n uf der Höh,
Nei, was cha me gseh!
O wie wächsle Berg und Thal,
Land und Wasser überall,
Z'Bürgle uf der Höh!

Und eso singt er furt bis a 's End. Aber was mi stune macht, das ist die Jumpfer, wo vor is her gaht. Mitere Stimm wie'n e Silber-glöggli begleitet sie dem Heiri sin Baß und singt mitem bis a 's End. Aber ietz hettid er de Heiri gseh sölle, wo 's Lied us gsi ist. Mit zwee Sätze ist er binere zue, zieht de Huet ab und sait so fründli, wie'n ich en gar na nie ghört ha:

Erlaubed Sie, Jumpfer, daß i so frei bi und Sie fröge, woher känned Sie das Lied und die Melodie? J ha gmeint, daß singi me nu bi eus i der Schwiz.

Die Jumpfer staht still, lueget de Heiri früntli a und sait:

Erlaubed Sie, das Lied ist vom Peter Hebel und ich bi us em gliche Ort, wo'n er geboren ist, wenn i scho ietz z'Mülle bi. Wie wett ich dem Dichter vom Sundgau sini Lieder nid känne solle! Sie händ's eso schön gsunge, das i gar nid anderst ha chönne als mitsinge.

Wäred die eso mitenand reded, han i Zit gha, das Meitli näher azluege. J will da kei langi Bschribig vonere mache. J säge nu, es ist e Gsichtli gsi wie Milch und Bluet, und es paar Auge, eso volle lieblichi Schalkheit, das me grad gseh hät, das ist eini vo dene, die wüssed, was d'Welt ist. Es schint, de Heiri hät's au gfunde, denn er sait ganz artig:

Nu, wenn Sie au uf Mülle wänd, so erlaubed Sie, das mir mitene gönd, mer sind frönd hie, wänd uf de nächst Zug warte und under dere Zit e chli Mülle aluege.

Rächt gern, sait sie, i hanene's grad aghört, daß Sie Schwizer sind. Mir im Wiesethal reded scho e chli meh wie d'Schwizer als die da i dere Geged. 's ist da wie bi Jne, de Dialekt schanschirt schier mit jedem Dorf.

Die ist au i d'Schuel gange, denk i, und de Heiri sait: Wenn Sie's erlaubed, so singed mer na eis zsämme. Was wänd Sie für eis usläse? J chan alli vom Hebel.

Sie lächlet en schalkhaft a und sait: Nu, wenn's Jne gfällig ist, so nämed mer de Schrinergsell. Er lachet und sait: wie Sie wänd, aber de schwer Chorb müend Sie mir gä zum Träge. Sie chönned dänn besser singe.

Jä was dänket Sie au! sait sie und wicht en Schritt zrugg. Sie sind en Herr und ich en arms Maitli. Nei, nei, das dörf nid si. J cha glich singe, das macht mir nüt, ich bi 's Träge scho gwännt.

Jumpfer, sait de Heiri ganz ernst und doch mit liebricher Stimm, Jumpfer, täuscheb Sie sie nid. Jch bin ekein Herr. Jch bin nu en Puresu. Lueged Sie mini Händ a, derig Schwile händ d'Herre nid. Wenn i ietz au grad e chli finer kleidt bi als ordinäri, so bin i doch nu en richtige Pur, 's Träge und 's Schleike gwüß na besser gwännt als Sie. J mache da mit mim Fründ e chlini Vergnüegigsreis, wil i au mal e bitzeli öppis vo der Welt gseh will. Mir händ im Sinn uf Karlsrueh

z'gah und über Straßburg hei. Es ist mer underwegs e chli unwohl worde, drum sin mer usgstige und wartet ietz uf de nächst Zug. Aber ietzt bitti, gänd Sie mer ihre Chorb und singed Sie na eis mitmer. Wänn mer bi de Hüsere sind, gib ich Ine de Chorb wider und danke Ine na für's Vergnüge, mit enere Sundgäuere Hebel's Lieder gsunge z'ha.

Er sait das alles so ernstli und lueget si mit sine blaue Auge eso ehrli a, daß i glaube, sie hät sofort begriffe, daß sie da miteme Ehrema z'thue heb. Ohni e Wort z'säge git sie em de Chorb. Er hänkt en an Arm und stimmt do grad das Lied vom Schrinergsell a.

Sie singed, es ist e wahri Freud gsi und i ha nüt beduret, weder daß i nid cha singe, i hett eso gern igstimmt. Wo's fertig gsi sind, stimmed's grad na en anders a und eso simer zu de erste Hüsere vo Mülle cho, mer händ nid gwüßt wie. Jetzt nimmt de Heiri de Chorb vom Arm und sait: So, Jumpfer, ietzt dank i euch nah herzli, daß er mer eso schön händ ghulfe singe, und wenn ich i na öppis dörf bitte, so säged is, wo ist wol die Post, wo me de guet Wi trinkt, mer wänd au ganz dem Peter Hebel nahga.

Min liebe Herr, sait do d'Jumpfer und lächlet früntli, es ist ebe scho meh als sächzg Jahr, sit de Hebel das Lied gmacht hät. Di säbe Lüt läbed nümme und d'Post ist nümme wie do. Wänn er aber Glust händ na eme guete Tröpfli, so gänd mer d'Ehr und chömed mit mir zu mim Vetter. Mir händ au es Wirthshus, just nid vom erste Rang, eso für Mittellüt. Es ist zwar nid mi Sach, d'Gäst uf der Straß z'angaschiere, aber wil mer ietz so bekannt worde sind, so glaubi, er werded mer's nid für übel ufnäh. I will luege, daß er zfride sind, wänn er furt gönd.

Jumpfer, sait de Heiri, ir wüssed gar nid, was ir mir für e Freud mached mit euerer früntliche Iladig, und daß d'Lüt ja nid meinid, ir hebid is da uf der Straß für euere Gasthof angaschiert, so sind so guet und gönd es paar Schritt vorus, mer folged i mit Vergnüge.

Er hettid de früntli Blick vo dem Maitli sölle gseh, mit dem's dem Heiri danket für si Zartgfühl, es wär i selber z'Herze gange. Also gaht sie vorus und mir hinne dri, fast dur's ganz Ort durre. Aentli staht sie voreme große graue Hus still, winkt is und sait, so, ir Herre, do simer, wänd Sie so guet si und iträtte. Sie macht im Gang e Thüre uf und mir trätted in e großi Stube i. 's ist e chli dunkel gsi, wil's en alts aber schöns Täfer gha hät vo Eichehölz. Aber alles ist suber gsi, d'Umhäng

schneechridewiß, d'Tisch suber gfäget und die altmödige Sidele vo Nußbaumholz händ wäger glänzt wie frisch polirt, d'Messingchnöpf am Ofe glitzered. A der Wand sind schöni Gmäld gsi und Porträt vom Großherzog und siner Frau und au us der heilige Schrift. Linggs vom Igang ist eso en Art Kontor gsi, wie's im Badische und im Elsaß de Bruch ist. E Wand, obe miteme Gitter und Gstell uf Gstell a der Wand mit Gläsere'n und Guttere. I dem abgschlossene Egge sitzt gwöhnli d'Wirthin, überlueget vo dert d'Stube und d'Gest und nimmt's Gäld für das was d'Källnere holed. So isch au da gsi. D'Wirthin ist e'n älteri Frau gsi, nid gherrsch, aber suber in ihrer Sundgäuer Tracht, mit der schwarze Binde um de Chopf, wo d'Endi uf beede Site abelamped wie zwee Fähne. Womer i der Stube sind, staht si uf, git is d'Hand und sait gar früntli:

Sind willkumm ir Herre, wie chömed Sie da zu eus ie?

Aber mer händ nid müese antworte. 's Maitli verzellt ere wie si's troffe heb, wie mer gsunge hebid und wie si eus iglade heb, zu ine z'cho, wämer e guets reals Tröpfli trinke wellid. Das Müli ist gange wie'n e Redli. D'Wirthin lachet und sait, nu, du wärist na guet Gest z'angaschiere. Dänn fröget sie, was is gfällig seig, ob mer öppis wellid ässe. En große Gasthof hen mer halt nid und au kei Tafele, aber e ordlis Mittagesse chönned mer doch offerire.

Mer begähred kei Tafele, sait de Heiri, i ha's der Jumpfer scho gsait, mer sind nu Pure, kei Herre. E Suppe, e Stückli Rindfleisch und wenn's mügli ist, e chli Brate oder Hamme derzu, das ist meh als mer diheim händ. Und dänn, wänn i bitte dörf, e Fläschli vom Beste.

Chum gsait, stellt d'Jumpfer zwei Gläser uf und zieht flingg de Zapfe usere Fläsche, die allweg meh als es Jahr im Sand gläge'n ist. Sie schenkt is i und weuscht is gueti Gsundheit. Mir versuched und lueged enand a, mir trinket na e chli, dänn sait de Heiri, Frau Wirthin, wo händ er dä her, das isch gopel eken Margräfler, mir Lebtig han i na kei derige versucht.

Frili, frili, sait Wirthin und lachet, das ist reale Margräfler us eusere eigene Räbe. Frili, 's ist en Usstich, alles die schönste Trube, vo luter junge Räbe, süeß abdruckt und sid feuf Jahre im Chäller. Er ist eusere ordinäre Geste zthür, denn d'Fläsche chost en halbe Guldi.

Jetz lueged mer enand mit na größere Auge a. En halbe Guldi, säg i, für d'Fläsche? Händ er na viel im Chäller, Frau Wirthin? I

chaufi alle'n ab woner händ. I märte ken Rappe. I gibi druf und wie de Wi uf der Bahn ist händ er 's Gält.

Da müend er mit mim Ma rede, er ist ietz grad nid da, aber i erwarte'n all Augeblick, er ist nid wit, nu i 's Fäld use. I glaube, er cha'n i scho e Stuck füfzg Fläsche verchaufe. Wirthed ihr au?

Ja, säg i, mir händ au eso en chlinere Gasthof, wie m'es hät ufeme Dorf usse, aber frili eso 'n en Margräfler hämer ekeine, wämer scho Gest händ, wo'n en gern würid zahle, zum Bispil de Herr Landschriber und de Herr Dokter.

Unterdesse hät 's Maitli es Tischtuch heregleit, wiß wie Schnee, zwo Serwiette, Teller, Messer und Gable, d'Löffel aber sind zu mire Verwunderig schwer, recht silberi gsi, grawiert allwäg mit de Afangsbuechstabe vo's Wirths Name oder au vo der Frau, und au de Useschöpflöffel ist pur Silber gsi. Mer sind vo eim Stune is ander cho.

's Maitli treit d'Suppe uf, schöpft eme'n iedere use und git is de Teller, und das alles eso gschwind, eso artig, mer händ nu müese luege. Sie weuscht is guete'n Appetit, mer danked höfli. Dänn chunt Rindfleisch, e saftigs Stückli, grad wie'n is gern ha, und dänn Brate und dänn na Hamme, usgezeichnet, und nid nu öppe vo jedem vier Schnifeli, so dünn wie Postpapier, wie me's efa überchunt in Gasthöfe. Churz, 's Esse ist delikat gsi und de Wi hät is eso gschmöckt, daß mer no e Fläsche bifohle händ. Dänn hämer e Zigarre azündt und d'Wirthin ist zue'n is gsässe und hät afa fröge, woher, wohi, wie's de Bruch ist bi de Wirthslüte. Mer gänd ere ordli Bscheid und verwiled is guet. 's Maitli chunt äntli au ine, nimmt e Lismete und wot i's Kontor sitze. Aber de Heiri bittet si gar früntli, si möcht au e chli zue'n is sitze. Es sind just kei Gest da gsi. Es lueget d'Wirthin a und die winkt em mit de'n Auge. Druf staht's uf und setzt sie nebed d'Wirthin, dem Heiri gegenüber. Jetz gaht 's Plaudere erst recht a. Mer vernämed, 's Vreneli, so heißt das Maitli, sei d'Tochter voneme Schulmeister, z'Huse gibore. Es heig d'Mueter früh verlore, de Vater seig au gstorbe, wo's zwölf Jahr alt gsi seig. Do hei's d'Wirthin, e Verwandti vo 's Vrenelis Mueter, zuenere gna und's erzoge, dänn Vermöge sei nid da gsi, sie sälber hebid nu en Su, dä ietz dänn well hürathe. Dänn mues halt 's Vreneli go diene, sait d'Wirthin, mer sind gnueg Wibervölcher a mir und der Sunsfrau, de Ma lueget em dänn um en guete Platz z'Basel obe. Es ist ietz zweiezwänzgi, gschickt

in Allem und e perfekti Chöchin und Hushälteri. Die Herrschaft, wo's ane chunt, ist sicher verseh mitem, e treueri Seel git's keini.

's Maitli sait, Bäsi, rüemed nid eso gar, i thuene, was i cha, aber i bi na lang nid die Gschicktist. Me cha z'Mülle e gueti Chöchin si und z'Basel ist mer e schlächti.

Aber müend er denn grad go Basel inen Dienst? sait ietz de Heiri? Er werded nanid dunge si? I wüßti en guete Platz bi Züri obe. Schaffe mues me allerdings au, me hät nüt vergäbe, aber d'Lüt sind eifach und verlanged nüt Gherrsches, Treui ist ene 's Liebst.

Eso n'en Platz wär mer grad recht, sait 's Vreneli, schaffe chan i und mag i, aber eso gar vornäm ist mer neime zwider. Nu isch au gar so wit go Züri use und mer känned niemert i säber Gegeb.

O, lachet de Heiri, Züri ist na nid zur Welt us, und was de Platz atrifft, so lönd nu mich mache, i känne d'Lüt so guet als mich sälber. So bald i diheim bi, schrib i eu, er müend Bricht ha, 's fehlt si nüt, villicht na vorher.

D'Wirthin und 's Maitli danked dem Heiri zum Vorus. Mer plaudered no e Wili, es wird drü und de Wirth chunt nanig. I ha scho e paar Mal a d'Uhr glueget, dänn am feufi gaht wider en Zug dure. D'Wirthin merkt's und sait: Gälled, ir planged uf de Ma wege dem Fläschewi. I chan nid begrife, warum er nit chunt. Er ist sicher na i d'Räbe use go luege, ob au alles ghörig gleit worden sei. Vreneli, du chönst en go sueche.

Blitzschnell ist 's Vreneli parad und wot furtile, aber de Heiri hebet's sanft am Arm und sait: Jumpfer, wänn er's erlaubet, gönd mer mit i. Mer gsend echli d'Gegeb, z'pressire hämer nüt und de Ruedi cha dänn villicht sin Winhandel underwegs mitem Vetter abmache.

Wider lueget 's Maitli d'Wirthin a und die sait: Gang nu mit dene Herre, i gsehne scho, es sind Ehremanne, de häst di nüt zschenire.

Mer wänd na zerst zahle; aber d'Wirthin sait: Was dänked er au, er chömet ja na emal verbi eh'n er abreised.

Säb verstaht si, sait de Heiri, mer gönd also mit dem Maitli gege Badewiler zue. Womer e Strecki wit gsi sind, chunt en Ma und 's Maitli fröget en na em Vetter.

Er ist im Berg obe, sait de Ma, er rumt na allerhand uf im Räbhüsli.

Das ist na wit, sait 's Vreneli. Wänd die Herre nid umchere und diheim warte?

Was dänked er au vonis, sait de Heiri, je witer, je lieber mit eu, i wett, i chönnt alliwil bini si.

's Maitli wird zeuselroth, aber de Heiri faht grad wider vo öppis anderem a und 's Gspräch ist bald wider im Gang gsi. Mer stiged de Berg uf und chömed äntli uf d'Höchi. So, seit 's Vreneli, ietz müend die Herre au d'Ussicht aluege, wo me da hät i's Elsaß dure und wit abe i's Brisgau. 's ist wahr gsi, me hät e prächtigi Ussicht gha bis a d'Vogese dure und wit durab bis gäge Friburg abe. Dorf a Dorf und Chille'n a Chille und mits de durab de Rhi wie'n en silberne Bendel. Das ist würkli schön, sait de Heiri, aber vo mine Feistere us han i doch na e schöneri Ussicht, dänn i gsehne d'Schneeberg vom Glärnisch bis wit i Berner Alpen ie. Hügel a Hügel vor mer zue, mit schöne Wäldere, i der Nächi Wise'n und Felder, meh daß drißg Dörfer und hinne dra die mächtige Schneeberg.

Das wett i au emal möge gseh, d'Schneeberg, sait 's Maitli und de Heiri lueget's früntli a und sait, Jumpfer, wänn's Gottswille ist, so hilf ich, daß er's gsehnd eb e Jahr umme'n ist.

's Maitli wird zeuselroth und gaht vorus dem Räbhüsli zue. Ich aber ha nu müeße nahdänke, was de Heiri mit all dem well säge.

Im Räbhüsli treffed mer richtig de Wirth, en schöne große Ma, vo höchstes füfzg Jahre. 's Maitli sait em warum mer da seigid und verzellt em alles. Er git is früntli d'Hand und gheißt is willkumm. I ha grad welle afah von dem Wi mitem rede, do sait er: Wänn er's erlaubed, ir Herre, so gönd mer mitenand durab und hei. I bi fertig und ha'n au bald öppis z'Abig nöthig. Mer chönd de Handel underwegs mache. Mer chered um, i gahne nebed dem Wirth. Mer reded vom Gschäft, wie's göng i der Wirthschaft, von Wiprise, churz von allem, was en Wirth interessirt. De Handel ist bald abgschlosse gsi. Er hät mer füfzg Fläsche versproche zumene halbe Richsguldi d'Fläsche, Verpackig apparti, und ich han em zwee Napolion druf geh, 's ander schick em, sobald i hei chäm. Aber währed mer eso mit enand gredt händ, ist de Heiri nebed dem Maitli gange, alliwil hundert Schritt vorus. Was gredt händ mit enand, weiß i nid, aber es mueß öppis Ernsthafts gsi si, denn womer hei cho sind, i 's Wirthshus, han i gseh, daß de Heiri iri Hand gna hät und i sire ghebet, und i ha na ghört, wo'n er zu em sait: Vreneli, i bi en ehrliche Pursch̃t. I träge mis Herz uf der Zunge. Was i versproche ha, das halt i, überleged's, i vier Tage hol i de Bricht:

i will i nid übertölple, er söllid Zit ha, d'Sach z'überdänke. 's Maitli lueget en a, i glaube es hät 's Wasser in Auge gha. Es druckt em d'Hand und wil mer zunene chömed, lauft's i d'Chuchi.

Zum Verreise mitem Feufizug isch es z'spat gsi, und z'Nacht reise hät de Heiri nid welle. J wott d'Gegend gseh, sait er, i wott au wüsse, wo'n i durre chume. Mer fröged um es Zimmer, das natürli mit Freude zuegsait wird. Es chömed nah und nah meh Gest, Bürger vo Mülle. 's Vreneli hät gnueg z'thue gha mit wirthe, es hät der Abig nümme chönne mit is rede. Deste meh hämer mit dem Wirth gredt und vo der Schwiz verzelle müese und wie me bi eus puri und gwerbi. De Heiri hät zeiget, daß er 's Pure usem Fundament verstaht. Er hät zwar nid vil gredt und isch nachdenkli gsi, aber was er gsait hät, hät Händ und Füeß gha, und i ha's gmerkt, er hät dem Wirth bsunders guet gfalle. Mer nämed na e chli Hamme z'Nacht und gönd gli i's Bett, de Wirth hät is zündt, 's Vreneli hät nid chönne abcho.

's Zimmer ist eifach gsi aber d'Möbel alles vo Nußbaum und Vetter wie Berg so hoch, breit und lang, nid eso Chindebettli, wie me hütigstags in Gasthöfe atrifft, wo Decki chum bis a d'Chnü gaht und me chrumb mues lige, wäme meh as feuf Schuh mißt. Alles ist suber gsi und d'Lintüecher wie de frisch gfalle Schnee. Kei Stäubli ufeme Sessel oder uf em Nachttischli.

Wänn wänd die Herre verreise, sait de Wirth, eb er is guet Nacht weuscht.

Um sechssi mitem Schnellzug, säg i. Guet, sait er, 's Kaffi mueß am feufi parat si, Sie chönned denn miteme Omnibus a d'Bahn fahre, es ist na dunkel und Sie chöntid verirre.

Das ist schön, säg i, aber Kaffi wämer ekeis, 's mueß niemer uf expreß wegen eus.

O, sait de Wirth und lachet. 's Vreneli ist am feufi scho lang i der Chuchi, denn d'Chnächt müend alliwil um sächssi gässe ha, bsunders de Postillion vo Badewiler, wo da loschiert. Also, guet Nacht ir Herre, schlafed wohl.

's Abzieh hät is nid so vil Müh gmacht wie z'Basel und wägem Chopf hämer kei Angst müese ha und au kei Buchweh riskiere, 's ist is herrewohl gsi. Aber womer im Bett sind und i mitem Heiri na e paar Wort rede wott, so sait er: Ruedi, thue mer ietz de Gfalle und schlaf.

Sehst, i ha mini Gedanke und gwüß nöthig mi z'bsinne; drum laß mi ietz in Rueh.

Was Tüfels häst denn, säg i, use mit, villicht cha dèr rathe. Zwee wüssed alliwil meh as Eine.

Nei, Ruedi, sait er, was ich ietz z'denke ha, ist mi eigni Sach. I dank der für die Fründschaft, aber die Aglägeheit mues i ellei überdenke und bsorge.

Wie d'witt, säg i, und bi bald vertschlafe. — —

Stand uf, Ruedi, rüeft mer de Heiri, 's ist halbi feufi und hüt wämer sicher uf Karlsrueh.

I rangge mi e chli und stahne uf. Potz tusig, säg' i, du bist scho agleit, du söllist mer gar nid gschlafe ha.

Nid vil, sait er mit fründtlichem Lache, aber mach ietz, 's Kaffi ist scho parat, 's Vreneli ist scho sit de viere i der Chuchi. I han em ghulfe 's Für amache.

I luege'n groß a, aber er lachet nu und git mer d'Hose. I bi gli fertig gsi, dänn i ha d'Sach nid müese zsämme sueche, wie z'Basel. s' Kaffi ist richtig ufem Tisch gsi und zwee Eiertötsch, i ha miner Lebtig kei besser gha. 's Vreneli schänkt is i und schnidt is vor.

Gredt ist nid vil worde, aber erst nachher isch mer z'Si cho, wie die Beide, 's Vreneli und de Heiri, schier kei Aug von enand glah händ. Jetzt frag i na der Uerte. Feuf Guldi und zwänzg Chrüzer, sait 's Vreneli und git mer e suber gschribeni Rächnig. I luege's a und säge, das ist ja nid mügli, Sie müend si girret ha, zwei Mittagässe, zwo Fläsche z'Imbis, zwo z'Abig, Hamme z'Nacht, s'Zimmer und ietzt na 's Kaffi. Ist alles grächnet, sait si, lueged Sie nu, i glaube'n au, i heb recht zsämmezellt, emal nidsi und emal obsi, ud 's hät igschlage. Frili e Fläsche vo gester z'Abig han i nid törfe rächne, de Vetter hät gsait, er heb au mittrunke.

I zale und gib ere sechs Guldi; use wot i nüt, säb sei für's Zimmermaitli. Dänn danki höfli, sait 's Vreneli, das bin i sälber.

Jetz isch Zit, i ghöre der Omnibus cho, sait de Heiri; gang nu vorus, i chume grad na. 's ist zwar na e paar Minute gange, bis er cho ist, und 's Vreneli nebet em, Hand i Hand. B'hüet di Gott, sait er, vertrau mer, i spötstes vier Tage bin i wider da und mache d'Sach i d'Ornig mit em Vetter. Si truckt em d'Hand, ohni e Wort zsäge. Mer stiged i und fahred ab. Jetz weiß i, was Glogge gschlage hät. I cha

nid rede vor Stune. Es sind na drei Herre im Omnibus gsi. Mer chömed prezis rächt, de Zug chunt just, und wo mer Gösserli händ, chöned mer nu istige. Wie gern hett i mitem Heiri gredt, aber 's ist nid mügli gsi, es sind z'vil Lüt im Coupé gsi. De Heiri ist ganz still gsi, hät si Zigarre graucht, zum Feister us glueget und ase still vor em her glächlet. Aentli z'Friburg sind all usgstige und mer sind ellei gsi. I ha chum möge gwarte, bis de Zug wider im Gang gsi ist, aber de Heiri ist der erst gsi zum Rede.

Ruedi, sait er, i begrife, de wirst welle wüsse, was gange ist z'Mülle. I will der's mit churze Worte säge. Mer sind na kei Stund dert gsi, so hät mer e Stimm i mim Innere gsait: Heiri, da wohnt dis Glück, wänn'd' 's Vreneli zur Frau überchunst, so bist versorget. Und vo Stund zu Stund isch es fester bimer worde: die oder keini. Wo mer us de Räbe wider go Mülle sind, han ere mi Lag, mi Sach, alles treu und ehrli gsait und ha si gfröget, ob si meini, si chönt glückli sie mitmer. Natürli hät si nid grad ja gsait, aber au nid nei, und si well si berathe mitem Vetter und der Bäsi. I han ere bigstimmt und gsait, sie söll's überlege, wenn i zrugg chömm, well i d'Antwort hole. I ha kei Rueh gha im Bett und di ganz Nacht kei Aug zuetha. Um vieri ghör i d'Chuchitüre ga und ghör i, wie 's Vreneli dem Postillion rüeft. Jetz ha i mi nümme chönne hebe. I bin abe i d'Chuchi. Mer händ enand d'Hand gä und früntli guete Tag gsait. I han expreß nüt vo euserer Aglägeheit gsait, i ha si nid welle dränge. I ha Schitli gspalte und 's Für agmacht, han ere de Hafe usglupft voll Wasser, churz, in han ere ghulfe, wo'n i ha chönne. Aber wo mer furt sind, han i di vorus gschickt und do han i gfröget: Vreneli, was isch, dörf i hoffe? Do ist si mer um de Hals gfalle und i ha si küßt. 's Ander häst na chönne ghöre, was i gsait ha. Und ietzt, Ruedi, wämer na fröhli si und d'Reis vollände. Die hät mer will's Gott 's Schönst itreit, was de Mensch cha finde, e bravi, rechtschaffeni Frau.

Aber was wird di Mueter derzue säge? I weiß, si lueget uf's Geld, und 's Vreneli hät eken Rappe Vermöge.

Det las mich mache, Ruedi, sait de Heiri. 's ist frili wahr, d'Mueter hät alliwil gmeint, i sött e Richi näh; aber wänn sie gseht, es gaht nid anderst, so ergit si sie bald, und wänn 's Vreneli nu e paar Wuche im Hus ist, so lueg dänn, si sind ei Herz und ei Seel. Nu das bitt i, Ruedi, schwig und säg Niemertem öppis dervo. De weischt, wo Zwei

zsämme wänd, da ist de Tüfel an alle Egge los. Bis aber 's Grücht vo Mülle zu eus ue chunt, isch es z'spat, dänn i mache nid lang. Gaht's wie'n i will, so han i am Neujahr e Frau.

I han em's versproche und natürli au Wort ghalte.

Under allerhand Gspräche chömed mer uf Offeburg, uf Appeweier, wo's durre gaht uf Straßburg und uf Os. Det simer usgstiege und mitere andere Bahn hindere gfahre uf Bade. Im Sterne hämer öppis z'Nüni gna und dänn d'Stadt aglueget mit dene Gasthöfe, wo sind wie Paläst. Nu, es loschiered au gnueg Fürste'n und Herre da us alle Ländere; mer händ au 's Churhus aglueget, aber in Spilsaal simer nid. Zwar hät mi de Tüfel welle stupfe, aber de Heiri sait, wänd gah witt, so gang ellei, i ha'n ietz gnueg gunne uf dere Reis und zum Verlüre han i kei Geld. Vo dert simer na i's alt Schloß ufe go d'Ussicht aluege. Sie säged, mer gsäch vo dert us 's Münster z'Straßburg; mir händ's nid möge gseh, 's ist frili au echli näblig gsi über de Rhi durre. Mer gönd wider abe, ässed z'Imbiß am Ordinäri im Sterne und fahred am drü furt. Zerst wider uf Os und dänn det durab, Karlsrueh zue. D'Geged det durab und eigetli scho vo Friburg ewäg ist schön, linggs de Rhi, witer äne Vogese und rächts die Hügel vom Schwarzwald, unnezue mit Räbe bsetzt, da und dert e schöns großes Dorf. Vo dene fruchtbare Fäldere mit Tubak, Hanf, Frucht und Runggelrüebli hämer ietz natürli nüt meh gseh. D'Sach ist igheimset gsi und d'Räbe sind au leer und gäl gsi, aber de Same, wo überall chressechdick fürre cho ist, hät gnueg bewise, daß da en guete Bode ist.

's ist Nacht gsi, wo mer uf Karlsrueh cho sind. Mer mached nid lang und gönd in Geist, i känne säb Wirthshus. Me'n ißt dert guet, es ist eso für d'Mittellüt, nid prezis gherrsch, aber au kei Gselleherberg. Mer ässed z'Nacht und gönd gli i's Bett, de Heiri hät gsait, er heb Schlaf und eso ellei han i nid möge ider Wirthsstube sitze. 's ist alles recht und suber gsi, aber d'Vetter sind um e schöns gringer gsi als z'Mülle, und wenn's chalt gsi wär, hettid mer nid leid gfrore. Zähe asigi Deckeli gäbed die nid, wo'n i diheim ha, und im Winter isch si mer doch na nie z'schwer gsi.

So gar früeh simer nid ufgstande. Nachem Kaffi gönd mer go d'Stadt aluege. Es hät schöni Hüser, ebig breiti Gasse und au e Paar Denkmäler vo badische Fürste. Me gseht wol, daß Karlsrueh kei alti Stadt isch, sundere na emene richtige Plan baue. Niene kei dere Winkeli

und Gäßli, wo zwee Milchmanne enand nid emal chönned uswiche. 's Kuriosist ist, daß me überall, wo me gaht, 's Schloß gseht, sowie me wider an en Ort chunt, wo zwo Straße enand chrüzed. Es ist grad als wär 's Schloß d'Sunne und d'Straße iri Strahle, vo Zit zu Zit vomene Räuf durchschnitte. Mer gönd über de groß Platz vorem Schloß. Es mues im Summer schön sie dert, uf beede Site drei Reihe mächtig groß Bäum. Ider Mitti e breiti Straß, zwüsched inne hübsche Wägli, Gartebettli und en mächtige Springbrunne, uf iserne Süle groß Gaslüchter mit sibe oder na meh Flamme i schöne Glaschugle inne. Jetz hät's frili zimli gherbstelig usgseh. Mer spazieređ um's Schloß umme in Park. 's ist en prächtige Lustwald, mängi Juchert groß, mit schöne, breite Spazierwege und e paar Teiche mit Gold- und Silberfische drin. Wo mer eso spazieređ, stönd mer uf eimal vore me Dänkmal, 's ist en prächtige Chopf ufere zimli hoche Süle vo Metall und vomene iserne Gatter umgäh. Mer läsed d'Inschrift und, Herr Jesis, rüeft de Heiri, lueg au da, das ist ja der Peter Hebel, dem i ietz bald e liebi Frau z'verdanke ha. 's ist richtig! Uf einer Site staht's, wänn er gebore und wänn er gstorbe sei. Uf der zweite Site das Versli:

Und us em Himmel chunt der Schii,
's mues liebli i der Heimet sy.

Uf der dritte Site d'Widmig vo 's Hebels Fründe und äntli uf der vierte das Sprüchli:

Schlaf sanft und wohl, wenn's Zit ist, wemer di wecke.

Mer lueged's lang a das Dänkmal und dem Heiri staht 's Wasser in Auge. I cha mer ibilde, was er tänkt hät. Mer gönd äntli wieder furt der Stadt und dem Bahnhof zu, da chömed mer überen große Platz, wo sust der Wuchemärt ist, aber ietz ist nid vil da, e paar Wäge mit Herdöpfle, Chabis, e paar Wiber, wo Wirz, Rüebli, Oepfel, Birre und Trube, au Bölle und Peterli und Salat feil gha händ. Rächts a der Straß ist e großi Chunsthandlig gsi. Mer stönd e chli still, die Sach azluege. Plötzli sait de Heiri, lueg Ruedi, das ist d'Photographi vo 's Hebels Dänkmal, das wott i chaufe. Mer gönd ine und heusched das Bild; wo mer's zalt gha hend, sait de Herr im Lade: Wenn die Herren das Bild von Hebel in Kabinetsform haben wollen, kann ich es Ihnen geben. Lönd luege, sait de Heiri. Er bringt's, es ist e schöni Lithographie. De Hebel sitzt imene Stuhl vo Tannäste under emene große Baum, die recht Hand ufem Chnü, i der lingge e Buech. Er lachet eim eso liebli a, grad als

wett er säge: Bin i nid en bliebte Ma, de Stern am Himmel lacht mi a. Was chost das Bild, fröget de Heiri. Einen Gulden, mein Herr, ist d'Antwort. 's ist guet, sait de Heiri, packed mer's guet i, daß i's cha i's Gößerli thue, ohni daß es verderbt wird. 's ist gli richtig gsi. Mer gönd in Geist, essed z'Imbiß, zahled, me hät is nid überno, und um zwei fahred mer dem Rhi zue. Wo mer i der Maxau über die ebig lang Rhibrugg fahred und still hebed uf der andere Site, chunt de Konduktör, macht Türe uf und sait ase langsam miteme rechte Bierbaß: Gefälligst die Billets vorweisen, meine Herren, Sie sind halt jetzt in Rheinbaiern. Mer lached und zeiged em's. Do sait er witer: In Winden haben Sie Wagenwechsel und zwanzisch Minuten Aufenthalt, aber Sie kriegen dort ein ausgezeichnetes Bier, ächtes Münchner. Mer danked em höfli. Si Nase zeiget tütli, daß er gwüß öppedie und bald wider 's Bier versuecht. Nu, er hät recht gha, 's Bier ist usgezeichnet gsi. Dur's Rhibairisch und dur's Underelsaß uf über Wißeburg, Hagenau und Bischwyler isch e zimli langwiligi Ueged, bsunders im Herbst, we me überall nu Hopfestange a Pyramide z'sämmegstellt gseht. Es mag e guet fruchtbar Land si, zwar allwäg zimli sandig, aber für en Schwizer isch's langwilig über die ebig Flächi ine z'reise.

Mer sind froh gsi, wo's äntli gheiße hät: Straßburg, Alles aussteigen! Mer gönd zerst in Räbstock aber Langgaß. I känne 's Wirthshus, i bi scho meh als eimal det gsi. Mer bstelled es Zimmer, aber wil's na zfrüh gsi ist zum i s'Bett ga, so säg i zum Heiri: Chumm, mer gönd na ines Bierhus und trinked e Glas, bis Zit ist zum Nachtässe. Mira, sait er, aber nu kei Walliser drüber abe. I wot weder en Brand na Buchweh. I mues lache, und mer gönd in Elephant am Paradeplatz, nit wit vom Räbstock. Jetz hät si de Heiri nu verwunderet über die Art, wie d'Straßburger reded, halbe wälsch und halbe dütsch. Prenez place, Messieurs! Was beliebt? Zwei Kännel? Un moment, s'il vous plait, i bring's gli. Oder öppe: Des saucissons, Messieurs? Wolle Sie e Knackwurst ou un servelat? Oder en andere rüeft: Des cartes, Mademoiselle! De suite, Mussiö, welle Si ditschi oder des cartes français? Und eso gaht's furt, und wenn Eine nid beed Sprache perfekt cha, so verstaht er rein nüt, denn bis er 's Französisch übersetzt hät, ist 's Dütsch scho lang dusse und 's Maitli ame'n andere Tisch. Es hät e Masse Lüt gha, d'Stube ist gstopfet voll gsi und doch isch si größer als eusere Tanzsaal diheime. Es sind au na e paar Musikante cho und

händ is schier d'Ohre verrisse mit irem „Gedudel", wie d'Straßburger säged. Churz, mer händ is guet amüsirt und dem Heiri hät's guet gfalle. Um nüni simer in Gasthof, händ z'Nacht gnah und druf i's Zimmer. Sind d'Vetter z'Karlsrueh scho chli gsi, so sind's da na chürzer. J ha nid gwüßt, wie mache. Han i d'Decki ufezoge, so han i Füeß übercho wie Jsschölle, und han i si abeta, so han i obe gfrore und bäpperet. Meh als zähmal bin i verwachet nu wägem Früre, und dem Heiri isch um kei Haar besser gange. J bi mi Seel froh gsi, wo's äntli Morge worde'n ist. Na em Kaffi gönd mer i der Stadt umme. Zerst ist Thummes=chirche, wo 's Grabmal ist vom Marschall vo Sachse und d'Mumie vomene Graf vo Nassau und sim Töchterli. Beedi sind agleit ider Tracht vom 16. Jahrhundert und gsehnd us wie läbig. Vo dert gönd mer gegem Paradeplatz mitem Denkmal vom General Kleber, witers über de Breul, wie d'Straßburger säged, 's heißt aber eigetli Place de Broglie. Am andere End ist 's Theater und nebet zue de Palast, wo d'Generalität und de Prefekt wont, grad übere Kanonegüßerei. Mer reised dur's Judethor us über de Kundat, und dert uf dere herrliche Promenade gönd mer ines Kaffi und trinked e Glas Bier. Jetz wär i gern na mitem Heiri i d'Oranscherie, aber 's ist bald elfi gsi und um zwölfi wämer im Münster si, go d'Uhr aluege. Mer gönd also 's Fischerthor i und sind äntli bim Münster. E Bschribig z'mache vo dem herrliche Gebäu ist mer nid mügli und derzue häts ja en ebegi Mängi Büecher und Büechli, i dene Alles bis uf die letst Bildsüle bschribe ist. Mer chaufet au zwei und e paar Photegraphie vom Münster und vo der Uhr, wo dem Heiri usgezeichnet gfalle hät. Wo mer alls aglueget händ, fröget is Eine, ob mer au uf de Thurm ufe wellid, aber mer schlönd's ab, dänn es hät am Morge en Nebel gha und mer hettid wenig oder nüt gseh, dänn mer händ däwäg müese luege, wämer nu der Spitz vom Thurm händ welle erchänne. Wo mer e breiti Gaß ab gönd uf de Guetebergplatz, chömed mer ame große Goldschmidslade verbi. Wart mer e chli uf säbem Platz, i chumme grad wider, sait de Heiri, und gaht rasch in Laden ie. J ha mer's liecht chönne ibilde, was er dert gkauft hät. Es gaht nid lang, er chunt und sait: Ruedi, heb de Lade e chli im Aug, i mues am drü na emal für=zue. Heb kei Chumber, säg i, mer finded e wider. Druf gönd mer zur Tafele in Räbstock. 's ist schier z'großartig gsi für euserein und vor luter Komplimente mache hät mer schier nid chönne'n ässe.

Wil me imene französische Gasthof im Eßzimmer nüd törf rauke, sin

mer na der Tafele furt, i 's Kaffi Schnider ufem Breuel. Es hät dert eso en Vorbau mit Fenstere igmacht und mit Glas deckt. Dert hämer en exellents Kaffi trunke mit Cognak und euseri Zigare graucht, und dernebet d'Lüt aglueget, wo verbi sind. Am drü gönd mer dur d'Münstergaß, über de Münsterplatz i de Lade, wo de Heiri holt, was er kauft hät. Vo dert simer na is Museum, is Arsenal bi de Gaserne am Fischerthor, und äntli retur dem Wasser nah bis zum Palast vom Bischof, dert über d'Brugg, am Münster durre und direkt in Dofeng (Dauphin), dozmal eis von erste Bierhüsere z'Straßburg. Dert hämer is eso guet verwilt mit dem Zuelose vo dem Straßburgergspräch, daß mer gar nid gwüßt händ, wie'n is Zit ume gange ist. Es ist bereits zwölfi gsi, wo mer i's Bett sind.

Am Morge na em Kaffi sait de Heiri: Ruedi, chumm uf's Telegraphebüro, du mueschst mer telegraphiere, du bisch es besser gwännt als i. Ohni z'fröge was, gan i mitem. Unterwegs säg i, Heiri, hüt nämed mer e Drotschge und fahred e chli us, eitweders uf Schilken use oder uf Kehl, mer wänd au d'Umgegeb e chli aluege. Was hüt chost, zahl ich. Nei, sait de Heiri, lueg Ruedi, ietz han i gnueg, 's isch mer gwüß nid wäge de Chöste, säb weischt, aber es planget mi na em Vreneli. I ha glueget im Reisebegleiter. Um Zwölfi gaht en Zug duruf. Um vieri sind mer z'Mülle, und wäge dem mueschst mer telegraphiere, i ha's dem Vreneli versproche; i telegraphier em d'Stund, wänn i achöm. Gäll de häsch es nid für unguet. Was tänkst au, Heiri, säg i, i cha dis Plange ganz guet begrife. Mer telegraphiered also, gönd dänn na e chli spaziere. Um elfi nehmed mer öppis zuenis, zahled d'Rechnig und um zwölfi fahred mer zur Stadt us. So lang me 's Münster hät chöne gseh, hen mer's aglueget, dänn erst wäme ase um d'Stadt umme fahrt, chunt me en rächte Begriff vo siner Höchi über. Z'Appeweier hämer Wagewechsel gha, dänn gaht's duruf. Aber je nächer me Mülle zuechunt, desto nachdenklicher und stiller wird de Heiri. Er git mer uf mini Rede nu halbi Antwort. I zünde e Zigare'n a und überlane min Fründ sine Gedanke.

Aentli rüefed's: Müllheim, Müllheim! Nimm du d'Gösserli, sait de Heiri und springt use, aber nid dem chline Hüsli zue, sundere zum Usgang, dänn dert staht 's Vreneli und näbed im d'Wirthin sälber. De Heiri hät's allwäg scho vo witem gseh. Sie händ nüt gsait, nu enand d'Händ druckt und enand aglueget, eso liebli, eso sälig, me cha's mit Worte nid usdrucke. Er git dem Vreneli der Arm und si leit ire dri, ohni si

z'schenire. D'Wirthin nimmt mer d'Göfferli ab und git's dem Postli vo Badewiler, daß er's in Gasthof bringi. Druf gönd d'Wirthin und ich den andere nah, si sind scho hundert Schritt vorus gsi. Mer wänd's vorus la, sait si, si händ enand allwäg vil z'brichte. Mer mached's eso und underwegs nimmt mi d'Wirthin us, so fin wie's nu e rechti Wirthin cha, über 's Heiris Charakter und Gmüeth. I gib ere ehrli Bscheid, wie'n i de Heiri kenne vo Juged uf und wie's en bessere Mensch nid gäb uf der Welt. Es mueß en ehrliche, brave Mensch si, sait si, Alles rüehmt en. I mag's, weiß Gott, dem Vreneli gunne, wenn's glückli wird, es verdient's.

Eso chömed mer ge Mülle und in Gasthof. Ader Türe wartet de Heiri, 's Vreneli ader Hand. Wo mer i d'Stube träted, chunt is de Wirth entgege, und truckt bsunders dem Heiri herzhaft d'Hand. Willkumm, willkumm, min liebe Herr Huber, sait er und führt is grad in es schöns Näbezimmer. Es ist zwar kein einzige Gast ider Wirthsstube gsi. Ufem Tisch, wo miteme schneewiße Tischtuch teckt gsi ist, stönd feuf Gläser und e Fläsche vo dem Gäle und zwo ander unne am Tisch i der Reserve. 's Vreneli schänkt i und mer trinked alli mitenand Gsundheit, dänn sitzed mer ab. D'Wirthin fröget, ob is öppis z'ässe gfellig sei. Später dänn, sait de Heiri, wenn Sie's erlaubed, möchti ietz zerst mit dem Herr Ehret (eso hät de Wirth gheiße) rede, und au mit Ine, Frau Ehret. Sie wüssed ohni Zwifel vom Vreneli, warum i eigetli na emal uf Mülle cho bi. I ha's au am Mäntig bereits gsait, wer i bi. I bin en Pur, der einzig Su vom Rütipur sälig. I bi nid rich, aber i han e schöne Hof, wo sini zwänzg Haupt Veh richli erhalt. Schulde hani keini, eh na e chli Igends. Bis dahere han i mit miner liebe Mutter ghuset, dänn i ha kei Maitli gfunde, wo mer gfalle hät. De Zuefall oder villmeh d'Hand Gottes hät mi dahere gführt uf Mülle. I ha 's Vreneli känne glehrt und vo der erste Stund a han i gfunde, das ist die rächt, das ist die, mit dere i glückli dur d'Welt cho cha. Und je länger ich mitem Vreneli gredt ha, deste fester ist min Entschluß worde: die oder keini. I träge mis Herz uf der Zunge und drum han i dem Vreneli am Mäntig z'Abig na mi Liebi erchlärt, und ha si bätte, si möcht si bsinne und mir iri Hand nid abschla. Gottlob, mer sind einig worde, und am Zistig am Morge han i gwüßt, daß i en glückliche Mensch bi. Nu weiß i aber, daß Sie, Herr Ehret, und Iri Frau Liebsti glichsam d'Eltere sind vom Vreneli, und drum möcht i Sie bätte, Sie möchtid Iri Iwilligung gä

und eusere Bund sägne. Da, Herr Ehret, ist mi gnaui Adresse ufgschribe, fröged Sie mer nahe, wo Sie wänd, i ha kei Angst vor der Uskunft, wo Sie werded übercho.

Eso redt de Heiri, nimmt si Brieftäsche fürre und git si Adresse ufeme halbe Bögli, suber gschribe. Aber de Wirth nimmt's nid a, lachet und sait:

Herr Huber, 's ist nid nöthig, i bi so frei gsi und ha bereits nahegfröged. Am Zistig am Morge, wo Sie furt gsi sind, hät mer 's Vreneli Alles gsait. I säg es ufrichtig, es hät mi gfreut, dänn i ha Sie am Abed scho für en Ehrema aglueget. Aber 's Vreneli ist mer so lieb wie'n en eiges Chind, drum han i nüt welle versume. 's Vreneli hät mer gsait, wie Sie heißid und woher Sie seigid. I lahne uf der Stell ispanne und fahre übere uf Schliengen zu mim beste Fründ, dem Wihändler Häfeli, si Tochter git ietz euseri Sunsfrau. Er ist diheim gsi und i säge zuenene: Häfeli, so und so. Gester ist en junge Schwizer per Zufall zue'n is cho und i glaube fast, er hät im Sinn 's Vreneli z'hürathe. Er schint mer en rechte Purscht z'si, aber besser ist, mer fröged em nahe. Lueg, das ist si Adresse. Jetz säg, känst Niemert da bi Züri obe, wo'n is chönt e richtigi Uskunft gäh. E stunet echli, dänn nimmt er e Buech, schlaht's uf und sait: Lueg da, Ehret, da ist de Wirth us dem Ort, de Meier im Leue, dä känni. Nid daß er mir öppis schuldig sei, bhüetis, das ist na eine vo dene, wo baar uszahled. En Hebige, wänn's a's Handle gaht, um zwänzg Chrüzer am Ohm chan er ranze e Stund lang, aber en Ma wie Gold. I känne'n e gnau, er ist scho e paarmal bimer gsi und ich au scho bi im. Dem wämer schribe, und was is dä brichtet, isch besser, als wenn's en Notar schribti. Ich mache's grad, übermorn hät er de Brief. I schrib em, er söll is telegraphiere, er chönn mer d'Köste 's nächst Mal abzieh, dänn hämer sicher am Fritig am Morge en Antwort, 's cha si am Dunstig z'Abig scho.

Du thuest mer en Gfalle, Häfeli, säg i, de Purscht hät gsait, i drei Tage oder i viere chöm er wider die bstimmt Antwort go hole. Uf der Stell, sait er, de nächst Zug nimmt de Brief mit.

I fahre wieder hei. Do chunt gester z'Abig na en Herr und fröget, ob m'en en nid g'schwind go Schlienge führe chönn, er heb dert na Gschäft und möcht doch mit em Abigzug na uf Basel. D'Chnächt sind furt gsi, da gahni selber, spanne de Fuchs i und fahre mit dem Herr go Schlienge. Wo's Roß im Stall ist, gan i zum Häfeli. 's wird na nüt da si, säg i. I ladn e i und mer gönd mitenand is Kaffi und mached en Sechsund-

sechszíger ume Fläsche. Die erst Partie ist nanid ume gsi, do chunt d'Marei, dem Häfeli si Tochter, wo mi Sunsfrau soll gä, und bringt en Brief. Da Vatter, sait si, isch es Telegramm, de Bott hät's grad ietzt bracht, i ha's underschribe. Er macht's uf, list und git mer's. 's Vreneli cha si freue, sait er. I lise's au. Häfeli, säg i, d'Fläsche zahl ich, aber ietz wott i hei. I lahne sofort ispanne und i drei Viertelstunde bin i diheime. I säge's ehrli, Herr Huber, d'Freud isch groß gsi und drum isch au mi Frau selber mit dem Vreneli an Bahnhof use, eu go abhole. Da leseb de Bricht selber. Mit dene Worte git de Wirth dem Heiri das Telegramm. Er list und wird fürroth, denn git er's mir. Aber wie bin ich erstunt. Schwarz uf wiß staht na der Adresse:

Angefragter reicher Bauernsohn, ledig, Charakter tadellos. Ehrenmann in jeder Beziehung. Meier, Löwenwirth.

Das ist ja vo mim Vatter, und de Lehrer, wo bi eus a der Chost ist, hät's abgfaßt, dänn de Vatter verstaht's nid eso z'telegraphiere. Eso han i welle usepütsche, aber i bsinn mi na zu rechter Zit. Sie chöntid meine, es wär en abgchartebs Spil und mir hettid na vor ine heigschribe. Drum sägi do, aber, Herr Ehret, er chöntid i glich tüsche, de Leuewirth chönt au en Verwandte si vo mim Fründ und em z'Best rede iber Sach.

Guete Fründ, sait de Wirth, lachet und chlopfet mer uf d'Achsle, eso gschid sin mer au na im Sundgau, daß de Häfeli dem Leuewirth ekei Wort gschribe hät, warum se si eigetli handli. Im Gägetheil, er hät de gliche ta, de Herr Huber well Wi chaufe von im, und wenn en Wirth Guets schribt über Eine, dä fröndi Wi i d'Gmeind will bringe, dänn dänked sicher, das ist en volle Ehrema. Und ohni das hät mer de Häfeli gsait und widerholt: Ehret, de Meier ist en Ma wie Gold, und ging's sin eigene Brüeder a, er würd is nüt als d'Waret schribe.

Nu, das freut mi dopplet, sägi, denn wüssed, Herr Ehret, ich bi de libli Su vo dem Leuewirth und i danki vilmal für die guet Meinig, wo'n er vo mim Vatter händ, ihr und de Herr Häfeli.

Es hät natürli alls müese lache, aber de Wirth nimmt sis Glas, stoßt mitmer a und mer trinked alli uf G'sundheit vo mim Vatter.

Wos wider ruhig worde'n ist, sait de Heiri: Nach allem z'schlüße, Herr Ehret und Frau Ehret, so händ er nüt gäge eusi Verbindig, und i möchti ietzt nu na ersuche, Herr Ehret, bsorget mer die nöthige Schrifte für's Vreneli so schnell wie mügli. Lueged, mis Glück ist eso groß, daß i mer alliwil fürche, es chönnt me na vertrünne. Morn reised mer hei

und übermorn bin i bim Pfarramt, d'Sach z'bsorge und z'befördere so gschwind als neime mügli ist. Wenn's Gottswill ist, fired mer 's Hochstig i vier Wuche und dänn erst bin i wider ruhig.

Jä, Herr Huber, sait ietz d'Wirthin; so schüli wird's dänn doch nid pressire. 's ist wahr, 's Vreneli hät ekei Vermöge, aber es hät is besseri Dienst ta als mängi Magd, und es wär nid rächt, müßt es nid au en ordlichi Usstür ha. Das brucht aber meh Zit als vier Wuche, ihr werdet ja wohl au scho erfahre ha, wie langsam das Ding gaht, wämer mit Hamberchslüte z'tue hät.

Frau Ehret, sait do de Heiri, es freut mi vo Herze, daß er eso güetig sind gäge 's Vreneli, aber i bitt i, mached kei Umständ. Lueged, de Transport vonere Usstür chäm vil z'thür stah. J eusem Hus fehlt Gottlob nüt, und sott später öppis dem Vreneli mangle, so lönd mer's ringer grad bi eus obe mache. J luege ja nid uf's Vermöge und na minder uf d'Usstür. Wänder dem Vreneli öppis gä, so gänd em's a Sache, wo'n e Frau für sich ellei brucht und wo kei Gscherr macht. Wänn i 's Vreneli ha, so han i Alles, 's Ander lueg i gar nid a.

D'Wirthin lachet und sait: Nu dänn, Herr Huber, so wämer luege, was mer mached und das so gschwind als mügli, will's doch eso pressirt.

Uf das hät 's Vreneli de Tisch teckt und mer händ es Nachtässe gha usem Nummere Eis. Nachher simer bine paar Fläsche sitze blibe und händ plauderet und glachet nach Herzesluft. 's ist wahr, de Wirth, d'Wirthin und ich händ 's meist bitreit zur Unterhaltig, dänn de Heiri hät 's Vreneli im Arm gha und sie händ wenig gredt, desto meh enand aglächlet und sind allwäg sälig gsi in irer Liebi. Es sind zwar na und na au Gest cho, aber 's Vreneli hät nid dörfe ufstah und sie bewirthe, d'Frau Ehret hät alles selber bsorget. 's ist eis gsi, wo mer äntli i's Bett sind. J bi grad igschlafe, dänn wänn i scho langsam ta ha mit Trinke, de Gäl hät mer glich uf's Dach gä.

's ist sibni gsi, wo mi de Heiri zum Kaffi holt. Er ist natürli mit dem Vreneli uf gsi und si händ mitenand z'Morge kochet für d'Chnächt und spöter für d'Herrschaft. 's ist nüt desto schlechter gsi. Wo'n is 's Vreneli ischänkt, so gsehni, daß es am Ringfinger a der lingge Hand en breite, solide goldene Ring treit. Nid vergäbe, denk i, isch de Heiri z'Straßburg inen Goldschmidslade ie. Aber au de Heiri hät en schöne goldene Ring am Finger.

Na em Kaffi sait de Heiri, ietz mached mer na en Spaziergang mit

mim Brütli, z'Imbiß um zwei reised mer ab, daß mer mit dem letste Zug uf Züri chömed. Bis si 's Vreneli grüst hät, gönd mer uf's Telegraphebüro und du telegraphierst dim Vatter, daß is min Chnächt am Bahnhof abholt. Er wird's wol bsorge.

Mer macheds eso, und wo mer wider chömed, isch 's Vreneli parat gsi. Es ist würkli e wunderschöns Maitli gsi i siner Sundgauer Tracht, nu die zwee Lätsch vo de sidene Bande am Chopf händ dem Heiri nid am beste gfalle. 's Vreneli merkt's, lachet und sait: Heiri, de mueschst kei Chumber ha, so bald i bi dir obe bi, kleid i mi, wie's bi eu Mode'n ist, aber da mues i träge, was hie Bruch ist, es schickt si nid anderst. De Heiri git em en Chuß und mer reised ab. De Herr Ehret hät is welle d'Schäse und 's Roß gä, aber die Zwei händ nid welle, i ha bald gmerkt warum. Mer gönd nid der große Straß nah, sondern dur d'Räbe'n uf und dur de Wald. So bald mer e chli von Lüte ewäg gsi sind, faht mis Pärli a singe wie d'Vögel im Hauffsaame: „Der zufriedene Landmann, de Schrinerg'sell, de Wächterruef, de Hans und d'Vreni, das Hexlein", churz, alli Lieder vom Hebel, wo's Melodie git derzue. Si händ nid ufghört, bis mer bereits bi Badewiler zue gsi sind. Sust han i dänn ufem ganze Weg gmerkt, daß es würkli nüt Langwiligeres git, als mit zwei Verliebte z'spaziere. Die sind nu für si da, si ghöred nüt und gsehnd nüt, d'Wält ist nu für sie da, oder si meined, si seiged ellei d'Wält. Si dänked nid emal a's Aesse und Trinke, und wenn i nid sälber defür gsorget hett, mer hettid wäger nüt z'Nüni überdho und wärid wider nüechter uf Mülle zrugg.

Um zwölfi simer wider diheim, i will säge z'Mülle gsi. Mer händ e Mittagässe gha wie'n e Hochstigmahl. Aber äntli häts gheiße, ietzt isch Zit. D'Schäse vom Herr Ehret ist vor der Türe gsi, er hät's nid anderst tue. I bi scho e Wili drin gsesse, aber de Heiri lat lang uf si warte. Aentli chunt er, 's Vreneli a der Hand. Läb wohl, Vreneli, sait er, am Suntig über vierzäh Tag bin i wider da. Si hät nid chönne antworte. Na en Chuß und furt. De Herr Ehret hät is sälber gfüert. Me händ hochi Zit gha, der Zug ist mit eus da gsi, blos na Zit, um d'Billet z'löse.

Tusig Dank, sait de Heiri zum Wirth; gälled er bsorged Alles so gschwind als mügli? 's ist e chli wit da abe z'Liecht und lieber isch mer, 's Vreneli sei bald e Frau Hueber. De Wirth lachet, truckt is na d'Hand und furt gaht's, Basel zue. Zerst ist de Heiri still gsi und hät nid vil

gsait. Aber wo mer z'Basel us- und in andere Zug stiged, so sait er: Ruedi, de Brand, wo mer z'Basel gha händ, ist doch nid z'tür gsi; wänn i derzit hett, i gieng na in Gasthof und gäb dem Chällner en Feufliber Trinkgeld. De chast em's ja schicke, säg i. Mer händ müese lache, daß d'Lüt schier ufis glueget händ.

Mer händ is niene ufghalte. Um zächni simer z'Züri acho. De Chnächt hät richtig ufis gwartet. Mer sind im Wütsch diheime gsi. Begrifli hät min Vatter schüli gwunderet, wäge was de Häfeli vo Schlienge'n Uskunft verlangt heb über 's Rütipure Heiri. I han em alls müese verzelle. Er hät müese de Buch hebe vor Lache; aber er hät mer versproche, Niemertem öppis z'säge vo der Sach.

Am nächste Mitwuche druf chunt de Heiri zue'nis en Schoppe go trinke. Er winkt mer und mer gönd i mi Chamer use. Ruedi, sait er, 's ist Alles i der Ornig, 's ist diheime besser gange, als i tänkt ha. Zwar afängli hät d'Mueter e surs Gsicht gmacht und gmeint, en Arms hett i ider Nächi chönne ha, i hett nid brucht i's Sundgau abe z'reise. Aber w'on ere 's Vreneli gschilderet ha, wie's flingg sei, astellig, di ganz Wirthschaft chönn regiere, am vieri scho ufstönd, de Chnächte z'Morge chochi und doch z'Abig die Letst sei, wie alles so suber sei, niene keis Stäubli, da hät si afah lache und gsait, me merkt's du bist nid leid vernaret i di Sundgäueri. Mira, nimm si, wänn nu d'Helfti wahr isch, was d'saist, so glaubi mer chömed us mit enand.

Jetz aber, Ruedi, gimer de Reisebegleiter, am Suntig reisi uf Mülle, i halte's nid länger us. Aber dasmal gahni ellei, i weiß ietz de Weg.

Er ist gange, aber dä Lärme hettid ihr sölle ghöre, wo zwee Suntig spöter de Herr Pfarrer dem Heiri si Hochstig verchündt hät. Das ist e Gschrei und e Grätsch gsi an alle Egge und Brünne, und druf abe e Gläuf in Rütihof use. Aber 's hät nüt meh gschade De Heiri ist wohlwisli a säbem Suntig wider uf Mülle abe und erst am Mitwuche hei cho. D'Rütipürin hät churze Bscheid gä: I känne si sälber nid, hät si gantwortet, wäme si gfröget hät, wer die Brut sei, i ha si na nie gseh, 's ist au nid mi Sach, de Heiri hürathet si, nid ich.

Wo die gesetzli Zit übere gsi ist, reised mer wider abe uf Mülle, de Heiri, mi Schwöster Kathri und ich. Am Bahnhof ist d'Schäse gstande, zweispännig und im Hui sin mer im Gasthof gsi, im Näbezimmer bimene Abigässe, wo nüt gfehlt hät. Mi Schwöster und 's Vreneli sind gli uf Du gsi. Der ander Tag sin mer uf Schlienge zum Herr Häfeli, wo mer

mit Freude ufgna worde sind. Alles hät Freud gha am Heiri und hät dem Vreneli Glück und Säge gweuscht. Am Abig sind na Fründinne'n iglade worde vom Vreneli, me hät gsunge und tanzed bis um eis am Morge; dänn isches a 's Abschied näh gange. De Herr und Frau Ehret händ gschraue, als nähmid sie Abschied für ebig. 's Vreneli hät nid chönne rede. De Herr und d'Frau händ is an Bahnhof begleit und 's Chüsse und Händdrucke hät kei End näh welle.

De Zug hät dem Abschiednäh en End gmacht. Mer setzed is, de Heiri hät 's Vreneli in Arm gna, gchüßt und gsait: Bis zfride, mis liebs Brütli, de söllist es nie z'bireue ha, daß dem Rütipure Su si Frau worde bist. Es hät sie nah und nah tröst und ist fröhli worde. Under allerhand Gsprääche fahred mer eso dur die still Nacht. Mir sind scho z'Waldshuet gsi, wo's recht Tag worde'n ist, und um zächni simer z'Züri acho. Mer nähmed z'Nüni und mi Schwöster ist mit der Brut ines Zimmer, si go rüste. O wie ist si so liebli gsi, die Brut mit ihrem heitere Blick, de Chranz i de blonde Haare. Im St. Peter sind si kopulirt worde. Wo mer us der Chille chömed, staht en schöne Zweispänner parad, der is dänn au richtig hei bracht hät. Bi eus simer usgstige, 's halb Dorf ist zsämme gloffe. Aber wo 's Heiris Mueter die liebli jung Frau gseht und de Heiri so sälig nebedere, da ist ere 's Wasser i d'Auge cho. Si git em Vreneli d'Hand und sait mit biwegter Stimm: Bis willkumm, mi liebs, liebs Chind, de Herrgott verlei i sin Säge! Zwüschet der Mueter und dem Heiri ist die jung Frau i d'Stube und dert am Tisch gsässe, dänn es ist e Hochstigmahl parad gsi, so guet, als es de Leuewirth hät chönne gä. Vo dene füfzg Fläsche Gäle, wo i dem Herr Ehret abgkauft ha und wo richtig acho sind, hät meh als eini müese la. Z'letst hät de Sängerverein de Neuvermählte es Ständli bracht und hät das Lied gsunge:

Z'Müüle'n uf der Post.

I ha's nämli de Chnabe gsait, was es dermit für e Bewandtniß heb.

* * *

Es sind ietz nünzäh Jahr, sid i mitem Heiri uf Karlsrueh abe bi und sid er si's Vreneli gfunde hät. Er hät e hübsches Gschärli Chind, die ältst Tochter, 's Ebebild vo der Mueter, ist achtzächni, aber d'Liebe vom Heiri zum Vreneli hät na kei Bitzeli abgna. I glaube nid, daß 's en Tag von enand chöntid si. Es hät's nie z'bereue gha, das es dem

Schwizer Puresu si Hand gä hät. Mit 's Heiri's Mueter hät 's Vreneli gläbt wie 's Chind mit der Mueter, und si hät mängs hundert Mal gsait, e glücklicheri Eh, als em Heiri sini, gäb's gar keini.

I ha under der Zit au ghüratet. Zwar keini usem Sundgau, aber au nid vo Schwörstadt, sunder e bravi Wirthstochter us der Nächi, und 's Vreneli und mi Mareili sind grad so gut Fründinne worde, wie ich und de Heiri Fründ sind.*

Des Schwarzwald's Höllenthalbahn.

Von Huldreich Schuster.

Zwischen Himmel und Hölle! ... Das ungeheuerliche Bild, das ich hier gleichsam als Motto voranstelle, soll nicht erschrecken. Ferne liegt es mir, etwa an der Hand jenes berühmten dänischen Theologen in die Welt der Qual, der selbstpeinigenden Vergeltung hinabzusteigen, die er Aufsehen erregend in seinen „Briefen aus der Hölle", wie er selbst sagt, in's Herz stechend und doch mit warmem Herzblut geschildert hat, — oder von jener Amerikanerin zu erzählen, die nach einem glücklich überstandenen, todesähnlichen Starrkrampfe ihre überraschenden Erlebnisse „Im Jenseits" enthüllte.** Ich bleibe ruhig und vergnügt auf unserer sicht- und faßbaren Erde, deren ungewöhnlichen Formenbildungen in Thal und Höhen des Menschen Phantasie, sein Glaube und Aberglaube im Laufe der Zeit so manche charakteristische Bezeichnung gab.... Zwischen Himmel und Hölle liegt aus solchem Grunde jene wild-romantische, enge Thalschlucht, welche, in die verwitterten Felsenmassen der badischen Schwarzwaldberge eingeklüftet, der Höllenpaß oder das Höllenthal genannt wird, weil sie thatsächlich von dem lieblichen Bergasyl „Himmelreich" in die düsteren Granitwände der „Hölle" führt. Groß sind die Wandlungen der Welt und ihrer Geschichte, groß selbst die Wandlungen dieses engbegrenzten

* Der wörtliche Abdruck der Erzählung ist von Verfasser und Verleger in liebenswürdigster Weise erlaubt worden.

** Beide Bücher sind bei Johs. Lehmann in Leipzig erschienen.

Stückes Erde. Auf den Schultern seiner Berge trägt es die untrüglichen Denksteine einer weit, weit zurückliegenden Gletscherzeit. Es ist dem Fahrverkehr nicht viel über ein Jahrhundert erschlossen, seitdem die Passage aus Granit und Gneis herausgesprengt wurde, als die österreichische Kaisertochter Marie Antoinette zu ihrer verhängnißvollen Verbindung mit dem Dauphin und nachmaligen König Ludwig XVI. nach Paris reiste (1770). Im Oktober 1796 aber hat es seinen Felsfrieden auch dem Heere des Generals Moreau geöffnet, als dieser seinen meisterhaft geleiteten Rückzug gegen den Rhein durch das Höllenthal nahm. Heute wäre ein solcher Durchzug mit keinen Beschwerden mehr verbunden; denn seit dem Monat Mai 1887 windet sich ein Schienenstrang durch die Schlucht hinauf, die Lokomotive schnaubt zwischen den Felsen durch und ihre Dampfwolken wirbeln durch die Schlünde.

Das ist wieder ein bedeutender Fortschritt im Schwarzwald! Nachdem schon seit etwa 40 Jahren hüben im Breisgau und drüben im Schwarzwald die Frage einer Eisenbahn durch das Höllenthal mehrfach erneut besprochen worden, aber immer wieder, bald an der Höhe des aufgeworfenen Ziels (strategische Verbindung von Altbreisach über Freiburg mit Neustadt und Donaueschingen), bald am Projekt und Erfolge der Kinzigthallinie, der jetzigen Schwarzwaldbahn, bald an der Kostenhöhe des Höllenthal-Projekts als Hauptbahn gescheitert war, — gelangte endlich 1882 das Projekt des großh. Baudirektors Rob. Gerwig, des Erbauers der Schwarzwaldbahn, seiner Zeit auch an der Oberleitung beim Baue der Gotthardbahn betheiligt, zur Annahme, welches eine Schienenverbindung von Freiburg und Neustadt durch das Höllenthal als eingeleisige normalspurige Sekundärbahn zur Ausführung bringen sollte. So geschah das Werk (1884—1887); aber der hochverehrte Schöpfer des Ganzen hat dessen Vollendung leider nicht erlebt. Die Bahnstrecke, deren Weiterführung für spätere Jahre in Aussicht genommen wurde, ist landschaftlich und baulich hoch interessant und ein großartiges Seitenstück zur Schwarzwaldbahn; denn sie führt durch eines der schönsten Schwarzwaldthäler * und ist technisch bemerkenswerth durch die hier angewendete Kombination von Adhäsions- und Zahnradbahn, die bisher nur in der Harzbahn Blankenburg-Tanne angewendet wurde. An den Baukosten, die einschließlich der

* S. Meyer's Wegweiser durch den Schwarzwald. 1887. Leipzig, Bibliogr. Institut. Ferner: Schnar's Schwarzwaldführer von Sachse. 1888. Heidelberg, Carl Winter.

Bauzinsen und Betriebsmaterialien auf 7,700,000 Mark veranschlagt waren, haben die betheiligten Gemeinden und Interessenten etwa eine Million, nämlich die für die Geländerwerbung erforderlichen Summen und weitere 200,000 Mark zu bestreiten gehabt. Die Gesammtlänge der Bahn ist 35 km. Die von ihr zu überwindende Höhendifferenz zwischen Station Freiburg und der Wasserscheide beträgt 635 m. Die Bahn ist von Freiburg bis (18 km.) Station Hirschsprung gewöhnliche Adhäsionsbahn mit einer höchsten Steigung von 25 ‰ (Gotthardbahn 27). Dann wird das Tracé bis zur (25 km.) Station Hinterzarten auf eine Länge von 6477 m. Zahnradbahn, wobei es Steigungen bis zu 5,5% erreicht (Blankenburg 6, Rigi 25). Von Hinterzarten an bis zu ihrem Endpunkt bei (35 km.) Neustadt ist die Bahn wieder gewöhnliche Adhäsionsbahn. Nach Hinterzarten erreicht sie ihre größte Höhe mit 893,5 m. ü. M. Die Lokomotiven sind kombinirte dreiachsige Tendermaschinen, welche neben der gewöhnlichen Anlage zum Befahren der Adhäsionsbahn noch zwei gekuppelte, von besondern Cylindern getriebene Zahnräder zum Befahren der Zahnradbahn besitzen. Außer der Zahnrad-Klotzbremse sind die Lokomotiven mit einer auf die Triebräder wirkenden, ebenfalls von Hand zu bedienenden Klotzbremse, sowie mit einer Luftrepressionsbremse zum Fahren auf Gefäll ausgerüstet; dergestaltiger Betrieb bietet eine durch langjährige Erfahrungen erprobte hohe Sicherheit, der Zug kann fast momentan zum Stehen gebracht werden.

Mit diesen nothwendigen technischen Hinweisen glaube ich die Geduld des Lesers schon genug auf die Probe gestellt zu haben und ich betrete freudig wieder ein freieres Gebiet, dasjenige der ungezwungenen Schilderung einer Bergfahrt auf der Höllenthalbahn, eines Zeitraums zwar von nur 2½ Stunden, während dessen aber ein ungemein mannigfaltiges Panorama ächt schwarzwäldischer Naturbilder am Auge des Beschauers vorüberzieht, deren Eindruck unauslöschlich in der Erinnerung haften bleibt. Allen denen, welche die Fahrt zu machen beabsichtigen, empfehle ich übrigens den von dem großh. Obergeometer Adolf Fritz sorgfältig bearbeiteten Führer: „Die Höllenthalbahn von Freiburg nach Neustadt", mit einer Uebersichtskarte des südlichen Schwarzwaldes, einer Zugskarte und einem Längenprofil der Bahnanlage, einem Stadtplan von Freiburg, vier Wegkärtchen für Touren auf den Feldberg, Belchen, Schauinsland und Kandel, und mehreren hübschen Ansichten.*

* Freiburg i. Br. F. Thiergarten, Buchdruckerei zum Gutenberg. Preis 1 Mark.

Das hübsche Büchlein, das meiner Schilderung als Anhalt dient, gibt auch zuverlässigen Aufschluß über die geologischen und bahntechnischen Verhältnisse des Baues.

Von Freiburg, der ehemaligen Zähringerfeste, jetzt der blühenden Residenz des badischen Erbgroßherzogs, nimmt die Höllenthalbahn ihren Ausgang, indem sie, den großen neuen Hauptbahnhof der Linie Basel-Mannheim verlassend, die herrliche Stadt links, die Lorettokapelle mit dem Hildathurm, den eigenthümlich geformten Schönberg mit der dahinter liegenden Schneeburg rechts liegen läßt und in großem Bogen die Freiburger Vorstadt Wiehre (den ehemaligen, schon seit 873 in der Geschichte genannten Ort Worin) durchfährt, woselbst der eigentliche Freiburger Höllenthalbahnhof sich befindet. Derselbe liegt an der Einmündung des Bohrerthals in das liebliche, über zwei Stunden lange Thal der Dreisam, „eine uralte Welt von baskischer, keltischer, gallisch-römischer und germanischer Bevölkerung, deren Existenzen durch zahlreiche Namen der Berge, Flüsse, Orte, Gelände, Distriktsnamen, durch viele Sagen des Volkes, durch Spuren und Trümmer aus vergangener und letzter Zeit, durch die dritthalbtausige Thalgeschichte von Zarten, dem keltisch-römischen Tarodunum und dergleichen mehr erwiesen sind." Dieses alte Tarodunum (Ochsenburg) ist von eigentlich geschichtlicher Bedeutung. Von einer keltischen Kolonie gegründet und mit einer Umwallung umgeben, deren Spuren heute noch sichtbar sind (Heidengraben), wurde es zu Zeiten der Römer in Folge seiner Lage am Heerwege Breisach-Rottweil ein Hauptplatz. Diese Heeresstraße führte damals durch das Wagensteigthal über den Thurner, Hohlengraben und Villingen nach Schwaben, während durch das Höllenthal selbst nur ein Saumpfad sich wand. Eine Verschanzung zog südöstlich von Zarten quer durch das Thal. Ein Römerthurm stand auf dem abgesonderten Hügel zwischen dem Iben- und Wagensteigbach, da wo jetzt die Ruinen der 1644 durch die Schweden in Trümmer gelegten Burg Wiesneck noch sichtbar sind. . . .

Von Wiehre aus fährt die Bahn in gestreckter Richtung bis Kirchzarten, zunächst durch das kleine Gehölz „Mösle", welches in Verbindung mit einem reizenden Waldsee den Stadtgarten für Freiburg bildet. Bei Kirchzarten, dem Hauptort der alten Mark Zarten (Marcha Zardunensis), welche von Ebnet bis zur fürstl. fürstenbergischen Landgrafenschaft Baar reichte, — dem Abstieg der Touristen, welche nordwärts auf den Kandel (in der ehemaligen zweithürmigen Benediktiner-Klosterkirche St. Peter liegen zehn Herzoge des

Hauses Zähringen begraben) oder nach Süden über Todtnau in's Wiesenthal hinüber wandern, — überschreitet die Bahn den Rothbach, kreuzt die Landstraße beim Gasthaus zum Brandenburg, umkreist die an der Straße liegenden Höfe, zieht rechts an Burg und Wiesneck vorüber und erreicht sodann einen anmuthigen Höhenthalstrich, von dem Neumann in seinen Wanderbildern von Freiburg sagt: „Es ist ein entzückendes Wandern auf diesen Höhen, köstliche Luft, herrliche Aussichten, prächtige Wälder, gute Wege, treffliche Menschen, freundliche Verpflegung überall." Wir sind im „Himmelreich." ... Da nimmt aber die Landschaft plötzlich einen andern Charakter an. Drunten in dem sich verengenden Thale schaut man die rauchgeschwärzten Häuser einer Eisenfabrik und Blechschmiede; von dort herauf tönt und dröhnt gewuchtiger Hämmer Schlag behäbig deutschen Klang. Drauf reihen sich im Thale Haus an Haus, Gehöfte an Gehöfte, eingekeilt zwischen Straße, Bach und Eisenbahn, zu dem belebten, langgestreckten Orte Falkensteig. Am Ende des Dorfes verengt sich das Thal immer mehr. Hier liegen auf steilem Felsvorsprunge die Reste einer Warte, bestimmt den Engpaß des Höllenthals zu überwachen. Wilder, zerrissener werden die Felsmassen, die grauen, schieferigen Wände. Man fährt jetzt in den ersten der sieben auf der Gebirgsbahnstrecke vorkommenden Tunnels, in den 72 m. langen Falkensteintunnel ein, tief unter der alten auf hoch ragendem Felsen — himmelhoch scheint es — liegenden Ruine Falkenstein, einst Stammsitz der Falkensteiner, hindurch ... Das Geschlecht gehörte zum ältesten und angesehensten Hausadel der Zähringer. Als ihr ausgedehnter Besitz sich minderte, wurden sie im 14. Jahrhundert Raubritter und Wegelagerer und überfielen von ihrer fast unzugänglichen Burg Kaufleute und Wanderer, welche auf dem Saumpfade durch das enge Thal zogen. Nachdem wiederholt Freiburger Kaufleute geplündert und mißhandelt worden waren, stieg bei den Freiburgern die Erbitterung auf's Höchste, sie stürmten 1389 die Feste und brannten sie nieder. Die Falkensteiner mußten Urfehde schwören, worauf ihnen gestattet wurde, in Freiburg zu wohnen... Vor dem Eingang in den Tunnel überschreitet man auf eiserner Brücke den Engebach, in dessen Thal ein steiniger Weg über Nessellachen nach Breitnau führt. Nach Verlassen des Tunnels wird das enge Felsenthal düster, finster-romantisch, die Luft wird kühl, ein Ahnen der Hölle durchschauert leise unseren Körper, während wir an die schwindelnd hoch sich aufthürmenden, oft fast überhängenden, grausig drohenden Wände der Gneis- und Granitfelsen hin-

aufstarren, deren graue Masse unzählige Farbentöne verwitterter Steinlager durchfurchen, drüber Moos- und Flechtenteppiche sich breiten, auf deren kümmerlichem Grunde da verkrüppelte, dort von Blitz und Wetter längst zerrissene Tannen ein endlos Dasein fristen, während tief unten — ein Rauschen verborgener Sagen — der Rothbach braust. Wir sind am schönsten und interessantesten Theile des Thales, dem Hirschsprung, einer Felspartie von geradezu erhabener Schönheit. Auf hohem Fels bezeichnet ein künstlicher Hirsch die Stelle, von welcher aus, der Sage nach, ein gejagtes Wild verzweifelnd den kolossalen Sprung auf den jenseitigen Felsen gewagt haben soll. Da, wo Straße und Bach zwischen diesem Felsenthor, der eigentlichen „Hölle“, sich hindurch winden, durchdringt die Bahn den Felsen oberhalb und seitwärts der Straße mittelst des 128 m. langen Unteren Hirschsprungtunnels. Nach kurzer Fahrt wird der dritte: der Obere Hirschsprungtunnel, 69 m. lang, passirt. Vom Hirschsprung aufwärts erweitert das Thal sich wieder etwas, die Felsenmassen treten zurück und verlieren ihren wilden Charakter, große Geschiebsablagerungen an den hohen und steilen Halden wechseln mit üppigen saftgrünen Waldpartien, das Thal wird lieblicher. Ein einsames Jägerhaus bei der Station Hirschsprung, an der Einmündung des Laubbrunnen-Dobels, ladet zum labenden Trunke ein. Hier beginnt der Zahnradbetrieb. Nach einigen Minuten biegt die Bahn bei einem Straßenwartshaus in den 203 m. langen, im Bogen führenden Kehretunnel ein, welcher den dortigen Felsvorsprung, die Kehre, durchbricht und in das freundliche obere Höllenthal einführt. Eine reiche Vegetation erfreut hier das Auge, Felsen und Steine sind mit Moos und Blumen überkleidet und das Grün der Blätter der Waldbäume ist so saftig und glänzend, wie man es in den Wäldern der Rheinthalebene vergeblich sucht. Das Thal selbst bietet viel Unterhaltendes; namentlich haftet das Auge auf einer schon weither sichtbaren, riesigen Felswand, der Kaiserwacht, welche an der rechtsseitigen Halde aus dem Waldesdunkel majestätisch hervorragt. Unter derselben befinden sich die Gebäudekomplexe der vielbesuchten Wirthshäuser „Alte Post“ und „Sternen“. Mit dem Höllsteig schließt das Thal. Um hier diese herrliche, eigenthümliche Gebigslandschaft — ein auf kleinem Raume reiches Bild der schöpferischen Natur — recht genießen zu können, sollte, wer irgend Zeit hat, einen Zug überschlagen. Eine einstündige Wanderung in die romantische Ravennaschlucht wird den Zeitverlust reichlich lohnen. Das Auge staunt hinauf an den Riesenbau des die Ravennaschlucht 37 m. hoch und in

einer Länge von 144 m. kühn überspannenden Viadukts, dessen mächtige Eisenkonstruktion von drei Sandsteinpfeilern getragen wird, die auf cyklopenartig aus Gneis hergestellten Stützmauern fußen. Diese Cyklopenmauern machen einen gewaltigen Eindruck, da sie aus schweren unbehauenen Felsblöcken verschiedenster Form und Größe zusammengefügt scheinen. Während die Bahn über diesen großartigen Viadukt enteilt, fällt der Blick links in die groteske Ravennaschlucht, rechts unten auf die hübsche Häusergruppe von Höllsteig. Durch den kleinen Ravennatunnel verläßt man nun das Höllenthal, um unmittelbar darauf durch den größern 248 m. langen Finsterranktunnel im Bogen in das Löffelthal einzulenken. So genannt wegen mehrerer früherer Löffelschmieden, welche hier die Wasserkraft zum Betrieb ihres Gewerbes benutzten, schneidet sich das Thälchen zwischen steil abfallenden Berghalden tief ein. Auf seiner nördlichen Seite klettert die Bahn empor und erreicht, dem engen Thal entflohen, bei Hinterzarten, dem Endpunkt der Zahnradstrecke, das Hochplateau des Schwarzwaldes (885 m.). Dieses Hochplateau ist der Stützpunkt interessanter Schwarzwald-Ausflüge, namentlich wird hier die Bahnverbindung gerne gesucht von den vielen Feldberg-Touristen. Der Feldberg (1495 m.) ist nämlich, abgesehen von den Alpen, der zweithöchste Berg Deutschlands und wird nur von der Schneekoppe des Riesengebirgs (1605 m.) an Höhe übertroffen. Auf dem höchsten Punkte wurde 1856 zum Andenken an die Vermählung des badischen Fürstenpaares ein steinerner Aussichtsthurm — Friedrich-Luisenthurm — erbaut, an welchem die Höhenlinie, 1500 m., besonders hervorgehoben ist. Die Aussicht ist großartig; sie ist die umfassendste des ganzen Schwarzwaldes.

... Nach Abgang von der Station Hinterzarten liegt in dem flachen, breiten Hochthale, das nur schwachen Fall hat und dessen Grund einerseits mit Sand und kleinem Gerölle, anderseits mit weit ausgedehntem Torfmoor bedeckt ist, gleich rechts zur Seite, umgeben von zerstreuten Gehöften, die malerische Häusergruppe von Hinterzarten, zur Linken, jenseits des Torfmoors, zieht die Landstraße nach Neustadt. Jenseits eines kleinen Gehölzes wird das Auge plötzlich durch den Anblick des untern Theils des Titisee's überrascht, dessen Ausfluß am südlichen Fuße des isolirten Hügels Hirschbühl der Zug erreicht, nachdem er die Landstraße überschritten hat. Der Titisee (848 m.) wird gespeist von dem vom Feldsee herabkommenden Seebach; sein Abfluß ist die Gutach. Die hohe Lage des See's, seine reizenden lieblichen Gestade, mit dem Feldberg als impo-

santen Hintergrund, haben stets viele Sommerfrischler angezogen, die im frischen klaren Wasser den Körper stählen und in Kahnfahrt und Fischfang einen angenehmen Zeitvertreib finden. Hechte, Karpfen und Forellen sind die Ausbeute des See's. . .

Das Gutachthal, in welches nunmehr die Bahn eintritt, ist anfangs über eine Viertelstunde breit, verengt sich aber nach und nach und nimmt bei Neustadt den allgemeinen Charakter der tief eingeschnittenen Schwarzwaldthäler an. Es bereitet durch die vielen an der Landstraße hingesäten Gehöfte, Wirthschaften und Sägemühlen und besonders durch den Reiz der auf seiner linken Seite einmündenden bevölkerten Seitenthäler reichen landschaftlichen Genuß. Die anfangs nordöstliche Richtung später verlassend, wendet es sich fast rechtwinklig abbiegend nach Südosten. Mit dieser Wendung schneidet die Bahn in scharfem Bogen den vorspringenden Ausläufer des Hochfirst's und erreicht dann ihren Endpunkt: Neustadt mit einer imposant, etwa zwanzig Meter über der Stadthöhe (805 m.) gelegenen Kirche, von welcher man einen prächtigen Ueberblick über die gewerbreiche Amtsstadt genießt. Uhren, Goldstickereien für den Kopfputz der Schwarzwälderinnen, Holzschnitzereien werden hier gefertigt. . . Bei der spätern Einmündung des Haslachbaches verliert die Gutach ihren Namen und wird, ihres wilden Gewässers wegen, bis zur Mündung in den Rhein Wutach genannt. Das sie wildromantisch mit zerrissenen Felsen und dunklem Tann umgebende Wutachthal zeigt im Gegensatz zu den frühern Thälern schon mehr den Charakter der Jurathäler.

Neben dem großen Touristen-Verkehr dient und soll die Höllenthalbahn hauptsächlich dem Verkehr des südwestlichen Schwarzwaldes mit der Stadt Freiburg dienen. Die gewaltigen Holzmassen aus dem forstreichen Schwarzwalde, Langholz und Schnittwaaren (die Bahn verfügt über 20 Schemelwagen für Langholz), ferner die Erzeugnisse der Bezirke Neustadt, Lenzkirch, Furtwangen u. s. w., werden auf derselben thalabwärts geführt, um auf den Weltverkehrsrouten zu Wasser und zu Land in die entferntesten Gegenden versendet zu werden. Die industriellen und kommerziellen Verhältnisse dieses Schwarzwaldtheiles werden aber noch viel mehr gefördert werden, wenn die Bahn einmal bis Donaueschingen oder Villingen weiter geführt und damit der Anschluß an die württembergischen und bayerischen Bahnen erreicht sein wird. . . . .

General Abbatucci.

Von **Adolf Bütler** und **F. A. Stocker.**

I.

Dem betrachtenden Historiker, der die Geschichte an seinem Geiste vorüber ziehen läßt, ist oft zu Muthe wie einem Wanderer, der, eine große, öde Bergwiese durchstreifend, unvermuthet auf ein Plätzchen mit fremdartig-schönen Blumen stößt, nachdem die farben- und formenarmen Gräser in ihrer Eintönigkeit sein Auge ermüdet und seinen Geist niedergedrückt hatten. In langen Zwischenräumen erscheinen Menschen, die sich so sehr vom Niveau des Hergebrachten abheben, daß er erstaunt, erquickt, erschüttert sich fragt, welches denn der „zureichende Grund" dieser außerordentlichen Erscheinungen sei. Eine solche Frage wird er sich in Bezug auf Charakter und Willen bei der Betrachtung der französischen Revolution stellen. Nachdem über hundert Jahre lang die Energie und Charakterstärke der französischen Gesellschaft durch Sitte, Regierungsform und tägliche Lebensweise gleichsam systematisch abgestumpft worden waren, treten gegen das Ende des 18. Jahrhunderts, unmotivirt wie die Helden in einer schlechten Tragödie, die Männer der Revolutionszeit und des Kaiserreiches auf den Schauplatz der Geschichte. Es kam eben damals eine andere Klasse des Volkes, die bis dahin zum Schweigen verurtheilt gewesen war, zum Sprechen und verdrängte das geistreich-anmuthige Spiel Derjenigen, die bis anhin allein die Szene ausgefüllt und die Aufmerksamkeit der Zuschauer in Anspruch genommen hatten. Hier waren Kraft, Muth und Tapferkeit in jedem Sinne nicht etwas Seltenes, Außerordentliches, sondern nöthig zum Leben wie das tägliche Brod. Während aber in Frankreich die obere Schicht der Bevölkerung verschwinden mußte, damit die Kraft und Energie des Volkes in gewaltigem und schrecklichem Schauspiel sich zeige, gab es damals ein Ländchen, in welchem Heroismus und Thatkraft Aller während Jahrhunderten recht eigentlich durch die Verhältnisse groß gezogen worden waren: Korsika, das Vaterland unseres Helden.

Karthager, Römer, Gothen, Sarazenen hatten nach einander die Eroberung der Insel versucht, ohne daß es einem dieser Völker gelungen wäre, sie dauernd unter seine Herrschaft zu bringen. Zuletzt bemächtigten sich die Genuesen des Ländchens, aber unablässig waren die Korsen bemüht, das verhaßte Joch abzuschütteln. Das 17. Jahrhundert ist voll von diesen Auflehnungen gegen die Herrschaft der Fremden, mehr als einmal hatten sie Erfolg, aber eine dauernde Befreiung war gegenüber der genuesischen Uebermacht nicht zu erreichen. Im Jahre 1729 erhob Hyacinth Paoli von Neuem das Banner des Aufruhrs, die Genuesen wurden vertrieben und riefen nach vielen vergeblichen Versuchen, die Insel wieder zu gewinnen, endlich die Franzosen zu Hilfe. Ludwig XV. schickte den General Maillebois mit einer Armee nach Korsika und Paoli ging nach Neapel in's Exil. Aber der Friede sollte nicht lange Bestand haben: eines Tages erfuhr man, daß Pascal, der Sohn Hyacinth Paoli's, zurückgekehrt sei; er wurde (die Franzosen waren abgezogen) zum Deputirten erwählt und bald darauf zum Oberanführer im Kriege gegen Genua ausgerufen. Wiederum erhob sich der Aufruhr. Jacques Pierre Abbatucci, der Vater unseres Helden, während einiger Zeit Paoli an Ansehen und Einfluß gleichgestellt, übergab freiwillig das Kommando des kleinen Heeres, das sich um ihn geschaart hatte, in die Hände von Paoli und wurde, wie Charles Bonaparte, der Vater des Kaisers, einer seiner Unterfeldherrn. Nach wechselvollen blutigen Kämpfen gelang es dem tapfern Völkchen, von Neuem die Genuesen zu vertreiben. Diese, der ewigen Kämpfe müde, traten durch den Vertrag vom 15. Mai 1768 die Insel an Frankreich ab. Paoli und Abbatucci protestirten und erst nach schrecklichen Kämpfen und nachdem die französischen Generäle Chauvelin und Marbeuf vergeblich ihr Glück versucht hatten, gelang endlich die Unterwerfung dem Marquis de Vaux, der mit einem Heer von 22,000 Mann nach Korsika geschickt worden war. Paoli wanderte nach England aus, Abbatucci anerkannte die Herrschaft der Franzosen und versuchte, in Gemeinschaft mit Charles Bonaparte, seinem Vaterlande die langentbehrte Ruhe zu geben.

II.

Die Familie Abbatucci war in Korsika sehr angesehen. Mehrere Glieder derselben hatten in genuesischen Diensten sich ausgezeichnet; Jacques Pierre war, nach seiner Anerkennung der französischen Herrschaft, noch unter Ludwig XVI. mit dem St. Ludwigsorden bedacht und bald darauf

zum Maréchal de camp ernannt worden. Später, unter der Revolution, ernannte ihn der Konvent, zum Danke für seine Unterstützung der französischen Truppen bei einem neuen Aufstand Paoli's, zum Divisionsgeneral. Seine vier Söhne bestimmte er alle zur militärischen Laufbahn. Jacques Pierre Charles, der älteste, bekleidete unter dem Kaiserreich hohe diplomatische Stellungen, der dritte, Schwadronschef bei der egyptischen Armee, starb in Egypten im Alter von 23 Jahren, der vierte fiel bei der Belagerung von Toulon.

Jean Charles Abbatucci war der zweitälteste. Er wurde geboren zu Zicavo am 15. November 1771. Sein Vater, der selbst die Vorbilder seines Lebens und die seinem Charakter gemäßen Ideale im Studium des Alterthums gesucht und gefunden hatte, ließ ihm eine klassische Erziehung zu Theil werden. Der junge Abbatucci warf sich mit der ganzen Begeisterung der Jugend auf diese Studien; noch später, als er längst in's praktische Leben eingetreten war, blieb es ihm Bedürfniß, mitten im Gewühl des Lagerlebens seinen Geist an den Helden des Plutarch und der Poesie der Alten zu erfrischen und zu nähren. Es ist schon oft bemerkt worden, wie angemessen und nahestehend die korsische Natur dem Geiste der Alten sei; hat doch ein geistreicher Litteraturhistoriker die Behauptung wagen können, daß Colomba, Prosper Merimée's berühmte Novelle, einen bessern Begriff von der Denkweise der Alten gebe, „als die ganze weitläufige Familie der Iphigenien". Um so mehr dürfen wir annehmen, daß die frühreife Intelligenz unseres jungen Korsen für die Literatur der Alten ein unmittelbares Verständniß gehabt habe.

Der Vater Abbatucci's benutzte seinen Einfluß in Versailles dazu, um dem Sohne den Eintritt in die französische Militärschule zu ermöglichen. Dieser Eintritt geschah in den ersten Monaten des Jahres 1788. Nach der ganzen Art seines Charakters und durch die Stellung seiner Familie, der er sobald als möglich eine Stütze sein wollte, blieb der junge Abbatucci von den Frivolitäten und dem windigen Treiben seiner adeligen Mitschüler unberührt. Seine tiefe und energische Natur dürstete nach Wissenschaft und ernster Beschäftigung; selten nahm er an den Spielen seiner Kameraden Theil — wie Napoleon in ähnlichen Verhältnissen stand er im Rufe eines unzugänglichen, in sich verschlossenen Menschen. Doch muß in seinem ganzen Wesen etwas Einnehmendes, Sympathisches gewesen sein; wenigstens sprechen lange nach seinem Tode die, welche ihn auf der Militärschule gekannt hatten, mit Enthusiasmus von ihm und einer seiner Biographen

(man erräth, daß es ein französischer ist) versichert uns, daß Abbatucci in seiner ganzen rapiden Laufbahn niemals zu leiden gehabt habe „von den neidischen Mittelmäßigkeiten, jenen Eunuchen, die über Nothzucht schreien, wenn der Genius die Gloire befruchtet". Seine Lehrer rühmten seinen unablässigen Fleiß, seine Genauigkeit im Dienste, sein eindringendes Verständniß, seine Wißbegierde und schätzten in ihm einen ihrer besten Schüler. Er war schlank, wohlgebaut, von kräftiger Konstitution. Die bräunliche Gesichtsfarbe und die dunklen Haare ließen den Südländer erkennen. Eine gerade, wohlgebaute, fast zierliche Nase und ein rundes, volles Kinn verliehen dem regelmäßig ovalen Gesicht etwas Anmuthiges; die schwarzen feurigen Augen und die Energie und Willenskraft, die sich in seiner Haltung ausprägte, gaben seiner Physiognomie den Ausdruck der Männlichkeit. Seine ganze Art zeugte von gedrungener Kraft, Stolz und kaltem Blut: il avait le fluide impératif, wie einer seiner Biographen sagt.

So wird uns der siebzehnjährige junge Mann geschildert. Er rückte sehr rasch vor: 1789 als Artillerieschüler aufgenommen, war er 1790 schon Lieutenant, und trat am 1. November 1792 als Hauptmann in die Nordarmee, wo ihn Pichegru sofort zum Adjutanten ernannte. Hier in dem berühmten Feldzug gegen Holland erwarb er sich die ersten Lorbeeren.

III.

Die heillose Unordnung, die mit der revolutionären Regierung damals auch in die Armee gekommen war und trotz der gründlichen Zerfahrenheit der Koalition dem französischen Heere einen dauernden Erfolg unmöglich zu machen schien, muß auf den jungen, an Disziplin gewöhnten Korsen einen sehr üblen Eindruck gemacht haben und die Anstrengungen Pichegru's, diesem Zustand durch strenge Zucht und Unterdrückung des politisirenden Treibens in der Armee ein Ende zu machen, haben jedenfalls seine ganze Sympathie gehabt. Er erwarb sich bald das volle Vertrauen des Generals; bei seiner Festigkeit und der Autorität, die er trotz seiner Jugend über die undisziplinirten Soldaten des Revolutionsheeres sich zu verschaffen verstand und nicht zum Wenigsten wegen der gründlichen militärischen Kenntnisse, die er sich durch eifriges Studium auf der Militärschule erworben hatte, wurde er zu jener Zeit, wo die meisten wirklich gebildeten Offiziere als Aristokraten und Volksfeinde verfolgt wurden und von der republikanischen Armee fernblieben, zu einem sehr nützlichen und bald unentbehrlichen Werkzeuge in der Hand des Obergenerals. Er hatte sich gleich zu Anfang des

Feldzugs in mehreren kleinen Affairen hervorgethan und namentlich einmal bei einem für die Franzosen unglücklichen Gefecht durch seine Entschlossenheit und Besonnenheit in die versprengten Reihen Ordnung gebracht und so einen geordneten Rückzug ermöglicht. Die Volksvertreter Richard und Choudieu ernannten ihn darauf (22. Prairial an II) zum Generaladjutanten und Brigadechef „in Anbetracht seiner Verdienste und vielfachen Beweise von Muth, Einsicht und Patriotismus", wie es in dem Dekrete heißt.

Er trat in den erweiterten Wirkungskreis mit dem ganzen Feuer seiner südländischen Natur. Wie so viele junge Leute jener Zeit liebte er die Revolution, weil sie ihm ein unermeßliches Feld der Thätigkeit und eine breite Bahn zu Ehre eröffnete; er hatte ja noch Gelegenheit gehabt, in der Kriegsschule das ancien regime kennen zu lernen und jedenfalls war ihm oft genug von seinen vornehmen adeligen Kameraden die Untergeordnetheit seiner gesellschaftlichen Stellung zu Gemüthe geführt worden: mit doppelter Freude mußte er also eine Aera begrüßen, wo das persönliche Verdienst allein in Betracht kommen sollte. Sein Vater war, wie schon bemerkt, dem Aufstand Paoli's gegen die französische Herrschaft mit aller Kraft entgegen getreten, hatte in Bekämpfung desselben sein Vermögen eingebüßt und war gezwungen, nach Frankreich zu flüchten. In einem Schreiben an den Konvent weist er mit Stolz auf die Verdienste seines Sohnes um die Republik hin, während dessen Kameraden von der Kriegsschule sich zu ihren Feinden geschlagen hätten. Der Sohn sollte aber bald noch Gelegenheit haben, von seiner Begeisterung etwas abgekühlt zu werden.

Vorläufig aber war er der rechte Mann am rechten Platz, zeichnete sich aus bei der Wiedereroberung von Ypern, bei der Belagerung von Charleroi, bei Venloo, Maestricht, Nimwegen und Grave; immer thätig, entschlossen, seiner selbst und seiner Untergebenen sicher. Pichegru übertrug ihm und dem Generaladjutanten Montrichard die Abfassung der Kriegsberichte an den Wohlfahrtsausschuß und die Redaktion der militärischen Korrespondenz zwischen den Generälen. In diesen Dokumenten, wie auch in seinen Aufzeichnungen über die Thaten der Nordarmee zeigt sich der scharf und weitblickende, stets auf das Wesentliche gerichtete, allen Phrasen abholde Geist des gebornen Soldaten.

Unterdessen schritt die revolutionäre Regierung fort auf ihrem Wege, der sie immer weiter zur blutigen Schreckensherrschaft führte. Ein Dekret des Konventes an die Heere hatte befohlen, daß keine Gefangenen mehr

gemacht werden und die Besetzung jedes Platzes, der sich nicht 24 Stunden nach erfolgter Aufforderung ergeben würde, über die Klinge springen sollte. Bei der unumschränkten Gewalt der Repräsentanten, die mit Sorgfalt immer unter den Jakobinern reinsten Wassers ausgewählt wurden, war es fast sicheres Verderben, sich politischen Maßregeln des Konventes zu widersetzen. Doch zögerte man einen solchen Befehl zu veröffentlichen; Abbatucci zerriß ihn vor seinen Offizieren und sprach in leidenschaftlicher Entrüstung seinen Zorn darüber aus. Der Sturz Robespierre's allein rettete ihn vor dem Henkerbeil. Einige Monate nach dem 9. Thermidor nahm er Urlaub und erholte sich in Paris von den Beschwerden des Feldzuges.

Als Pichegru den Oberbefehl über die Rhein- und Moselarmee übernahm, folgte ihm auch sein Generaladjutant. Der Feldzug von 1795 wurde von beiden Seiten lässig geführt. Die politischen Verhältnisse und bald auch die Unterhandlungen Pichegru's mit den Emigranten wirkten lähmend auf die militärischen Operationen. Ob Abbatucci von den verrätherischen Plänen seines Chefs Kenntniß gehabt habe, ist nicht auszumachen. Wenn er auch schon 1793 Pichegru gegen Pariser Angriffe energisch in Schutz genommen hatte und auch später noch, bis zur Demission Pichegru's lebhaft für ihn eintrat, so ist doch, nach der ganzen Haltung Abbatucci's, ein Einverständniß mit ihm höchst unwahrscheinlich. Sein Tagebuch, worin er die Bewegungen der Rheinarmee seit Pichegru's Oberbefehl und die Unterhandlungen mit Clerfait auseinander setzt, enthalten keine Anspielungen auf den Verrath des Generals. Nach dessen Demission übernahm Moreau den Oberbefehl (22. April 1794) und damit sind wir bei dem Zeitpunkt angelangt, da die Thaten und Schicksale des nun fünfundzwanzigjährigen Korsen auch für die Gegend „vom Jura zum Schwarzwald" ein näheres Interesse gewinnen.

IV.

Die Rhein- und Moselarmee, aus 72,000 Mann Fußvolk und 6000 Reitern bestehend, war in weit auseinander gezogener Aufstellung von Hüningen bis Pirmasens und Zweibrücken auf dem linken Rheinufer dislozirt. Der rechte Flügel, unter General Ferino, deckte das Elsaß von Hüningen bis Hardt mit 26,000 Mann; das Centrum, 30,000 Mann, unter Desaix, stand in der Ebene von Landau, der linke Flügel,

21,000 Mann unter Gouvion St. Cyr im Hardtgebirge bei Pirmasens. Ihr gegenüber stand die österreichische Armee unter Wurmser, zum großen Theil auf dem linken Rheinufer. Es waren 80,000 Mann, der Hauptmasse nach in weitem Bogen von Speyer über Kaiserslautern nach Baumholder und Bingen plazirt; 30,000 Mann hielten im Süden die Strecke von Basel bis Philippsburg besetzt.

Im Norden stand das zweite französische Heer, die Sambre- und Maas-Armee unter Jourdan, 77,000 Mann gegen 91,000 Mann unter dem Erzherzog Karl.

Die Lage der französischen Heere war wenig beneidenswerth. Die Hauptmasse der Oesterreicher bei Kaiserslautern und Baumholder trennte die beiden französischen Heere und die Gefahr lag nahe, daß sie sich mit vereinter Kraft auf St. Cyr nach Süden oder auf dem südlichen Flügel der Sambre-Armee werfen und diese französischen Truppen vernichten könnten, bevor die französische Hauptmacht zur Hilfe herbeieilen könnte. Dazu kam die über alle Beschreibung elende Verpflegung durch das aller Geldmittel entblößte Direktorium. Trotzdem waren die beiden französischen Feldherren nach ihren eigenen Neigungen und nach dem unablässigen Vorwärtstreiben der Regierung zur Offensive entschlossen. So begann denn der Feldzug unter Auspizien, die wenig von den gewaltigen Waffenthaten voraussehen ließen, welche er im Gefolge haben sollte. Jourdan, der zuerst losschlug, wurde nach einigen wenig bedeutenden Erfolgen genöthigt, sich zurückzuziehen und Moreau sollte nun einen Vorstoß gegen Wurmser unternehmen, um ihn an der Vereinigung mit dem Erzherzog Karl zu verhindern. Kehl wurde zum Uebergangspunkt von Moreau ausersehen und Abbatucci erhielt den Auftrag, gemeinschaftlich mit den Offizieren Bellavesnes, Decaen, Dedou und Boisgérard, den Plan zum Rheinübergang zu entwerfen und die nöthigen Vorkehrungen zu treffen. Der Platz wurde nach dem Vorschlag Abbatucci's gewählt: etwas oberhalb der Brücke. Bei der Mündung der Ill sollte der Hauptübergang stattfinden, während Scheinmanöver den Feind verwirren und verhindern sollten, eine große Uebermacht zur Vertheidigung der wirklich bedrohten Punkte zusammenzuziehen. Ein Scheinangriff gegenüber Messenheim, ein ernsthafter Angriff bei Gambsheim, wo 10,000 Mann übergehen und sich der Straße nach Rastatt bemächtigen sollten, ein fernerer beim Neuhofer Wäldchen und einer zwischen Kehl und Gambsheim, das war der von den rekognoszirenden

Offizieren entworfene und von Moreau ohne Veränderung angenommene Plan des Uebergangs. Man gebrauchte noch die Vorsicht, auf der ganzen Linie von Hüningen bis Kehl am bestimmten Tage (den 23. Juni), Feuer geben zu lassen und streute aus, die Armee ziehe gegen Italien; man hatte sogar auf der Straße von Besançon Lebensmittel aufgestellt. Zum Uebersetzen der Truppen waren die Straßburger Handelsschiffe unter einem Vorwand requirirt worden. Alles war wohl erwogen und wurde rasch und pünktlich ausgeführt. Der Angriff bei Gambsheim mißlang wegen unvorhergesehener Terrainschwierigkeiten, hingegen hatten die drei andern vollständigen Erfolg. In vier Abtheilungen, von denen Abbatucci die größte befehligte, setzten die Franzosen, durch die große Dunkelheit begünstigt, um Mitternacht über den Fluß, die österreichischen Posten wurden durch Bajonnetangriff geworfen, ein kurzer, aber blutiger Kampf lieferte die zwei Redouten „Wolfsloch" und „Cimetière" den Franzosen in die Hände. Damit war die Möglichkeit gegeben, eine Schiffbrücke zu schlagen, auf welcher am 25. die gesammte Armee auf das rechte Ufer hinübersetzte.

So stand Moreau durch das Zaudern des Erzherzogs, der den rechten Augenblick unbenutzt gelassen hatte, der Zugang zu Süddeutschland offen. An dem für seine Armee gefährlichsten Punkte war die Linie durchbrochen. Der schwache österreichische Cordon, der die lange Strecke von Basel bis Mannheim besetzte, war in der Mitte zerrissen; 13,000 Mann unter General Frelich standen rheinaufwärts verzettelt, 8000 Schwaben dicht vor Kehl, 2000 Oesterreicher einige Meilen stromabwärts und zwischen ihnen allen 65,000 Franzosen, die mit großer Schnelligkeit in der Rheinebene und auf dem Gebirge vorrückten. Und nun ging es Schlag auf Schlag. Die Würtemberger, schon durch die Kehler Niederlage zerrüttet, wichen fast ohne Widerstand über den Kniebis zurück; General Latour, der nach Wurmser's Abgang zum italienischen Heere die Armee des Oberrheines kommandirte und nun mit 16 Bataillonen gegen den vordringenden Feind zog, wurde bei Kuppenheim hinter die Murg zurückgeschlagen und der Erzherzog, der mit 24 Bataillonen zur Unterstützung herbeigeeilt war, beschloß, die zurückgedrängten Heerestheile um sich zu versammeln und durch eine große Schlacht wo möglich die Franzosen wieder über den Rhein zurück zu werfen. Am 10. Juli sollte der Angriff geschehen. Aber Moreau kam ihm zuvor und griff schon am 9. sämmtliche Positionen des Feindes an. In der Ebene bei dem Dorfe Malsch schlugen die Oesterreicher die Bataillone Desaix' zurück, aber im Gebirge, auf den

Höhen von Rothensohl siegte St. Cyr. In Folge dieser Schlacht zog sich der Erzherzog zurück und die Franzosen waren Herren aller Gebirgsstraßen von Offenburg bis Ettlingen; es stand in ihrer Macht, sich über ganz Schwaben auszubreiten. Um keinen Preis wollte der österreichische Feldherr sich durch die Franzosen an der Donau zuvorkommen lassen und er befahl einen allgemeinen Rückzug hinter den Neckar, dann durch das Filsthal in das Gebirg der rauhen Alb und endlich, in Besorgniß vor der Vereinigung Jourdan's mit Moreau, bis Nördlingen, wo er am 3. August ankam.

V.

Der rechte Flügel der französischen Rheinarmee unter General Ferino, in dem Abbatucci seit dem 12. Messidor die Funktionen eines Brigadegenerals versah, hatte unterdessen in beträchtlicher Entfernung von der Hauptarmee eine ziemlich abweichende Route verfolgt. Am 10. Juli hatte sich Ferino gegen den Schwarzwald in Bewegung gesetzt und war bei Ettenheim auf die Truppenabtheilung des General Frelich gestoßen. Am 14. begann eine Reihe von meist glücklichen Gefechten, zu deren Erfolg Abbatucci viel beitrug. Während die Brigade des rechten Flügels die Feinde aus Ettenheim, Rüdenheim und Herbolzheim verjagte, das Centrum unter General Jorly die Oesterreicher auf Hornberg zurückwarf, griff die Brigade Abbatucci das Emigrantenkorps unter Condé an, das auf den Höhen von Eltenmünster stationirt war. Ein blutiger Kampf entspann sich, Abbatucci schlug die Feinde in wilde Flucht und verfolgte sie bis tief in die Nacht hinein. In kurzer Zeit war der Breisgau und die Markgrafschaft in Händen der Franzosen.

So stand wenige Tage nach Eröffnung des Feldzuges die französische Armee tief im Innern Süddeutschlands, Moreau rückte nach Ulm vor, der linke Flügel der Rens entlang, der rechte Flügel über Hechlingen, Waldshut und Stockach ausgebreitet; in letzterem Orte stand die Brigade Abbatucci, der am 10. Juli von Moreau mit Worten höchster Anerkennung definitiv zum Brigadegeneral ernannt worden war. Die süddeutschen Staaten traten in Unterhandlung mit dem Direktorium und zogen ihre Truppen zurück. Baden erkaufte den Frieden durch große Zahlungen an Geld und Naturallieferungen, überdies mußte es in die Abtretung von Kehl und in die Cession des rechtsufrigen Brückenkopfs von Hüningen willigen. Würtemberg und, nachdem der Erzherzog sich gegen die Donau gewendet

und Franken dem Sambreheer preisgegeben hatte, schließlich auch Sachsen, folgten seinem Beispiel.

Unter diesen Umständen faßte der Erzherzog den Plan, beide österreichischen Heere zu vereinigen und mit vereinten Kräften die getrennten französischen Armeen einzeln zu überwältigen. Am 10. August griff er, nachdem er die Truppen des General Frelich, die bisher gegen Ferino operirt hatten, an sich gezogen, Moreau bei Neresheim an und lieferte eine unentschiedene Schlacht, die aber für ihn den Erfolg hatte, daß er von den Franzosen unbehelligt nach Donauwörth marschiren konnte, um seine Vereinigung mit Wartensleben zu vollziehen und dann mit diesem gemeinschaftlich gegen die Sambrearmee loszugehen. Er ließ bloß 15,000 Mann unter Latour zur Beobachtung Moreau's zurück. Während der französische Feldherr, unschlüssig ob er die zurückweichende Hauptarmee verfolgen und zur Unterstützung Jourdan's sich nordwärts wenden, oder aber, den bestimmten Befehlen des Direktoriums gemäß, über den Lech marschiren und Bayern überwältigen sollte, sich mit dem Zurücktreiben Latour's beschäftigte, geschahen dort die Schläge, welche Jourdan's Heer vernichteten und dadurch schließlich auch Moreau zum Rückzug auf den Rhein nöthigten.

Der rechte Flügel hatte mittlerweile seine Operationen in großer Entfernung vom Gros der Armee weitergeführt, und Abbatucci, der immer die Vorhut befehligte, Gelegenheit gehabt, sich auszuzeichnen. Am 12. August traf seine Schaar auf das condéische Korps bei Westerheim, es entspann sich ein Scharmützel, die Emigranten zogen sich nach dem Dorfe Ramlach zurück und beschlossen, am folgenden Tag eine Schlacht zu liefern. Um 2 Uhr brachen sie auf in zwei Kolonnen, geführt von Condé und dem Herzog von Enghien. Es gelang ihnen, die von den Strapazen des vorigen Tages ermüdeten republikanischen Gegner zu überraschen; die Vorposten wurden zurückgeworfen, die entstandene Unordnung aber bald bemeistert. Der Kampf konzentrirte sich bei dem Dorfe Ramlach, wohin sich die Vorhut in fester Ordnung zurückgezogen hatte. Abbatucci eilte mit einem Regiment Dragoner herbei und der später als Redner und Staatsmann so berühmt gewordene Foy, der, mit Abbatucci innig befreundet, sich damals die ersten kriegerischen Lorbeeren holte, kam an der Spitze einer Kompagnie zur Unterstützung heran. Dreimal erneuerten die Royalisten den Angriff, wurden aber mit großem Verlust zurückgeschlagen und Condé befahl den Rückzug. Fünfhundert Royalisten, darunter 18 hohe Offiziere

und 50 Ludwigskreuze, waren gefallen; Abbatucci ließ sie auf dem Schlachtfeld mit allen militärischen Ehren begraben.

Es war das die letzte größere Waffenthat, in welcher der rechte Flügel selbständig operirte. Moreau, immer schwankend, ob er Jourdan zu Hilfe eilen oder durch einen Vorstoß in's Tyrol das italienische Heer unter Bonaparte sekundiren solle, zog die weitzerstreuten Truppen Ferino's an sich.

Mit 64,000 Mann, also mit doppelter Uebermacht, verfolgte er nun den General Latour. Am 24. August überschritt die ganze französische Armee den Lech. Auch bei diesem Uebergang zeichnete sich Abbatucci durch seine Kühnheit und Umsicht aus, er hielt mit seiner kleinen Schaar den Angriff des österreichischen Heeres aus, bis die ganze Armee den Fluß überschritten hatte. Ohne Mühe wurde nun Latour in den Gefechten bei Geisenfeld, Mainburg und Neustadt zurückgetrieben. Die österreichischen Erblande standen den Franzosen offen.

VI.

Aber mittlerweile hatten sich die Sachen im Norden höchst ungünstig für Moreau gestaltet. Die Sambrearmee war in mehreren Gefechten geschlagen und seit der unglücklichen Schlacht von Würzburg zu unaufhaltsamem Zurückweichen genöthigt worden. Dadurch war Moreau selbst in seiner Rückzugslinie gefährdet, er mußte erwarten, daß sich Erzherzog Karl und Wartensleben nach Vernichtung Jourdan's mit vereinigten Kräften auf ihn werfen. So beschloß er seinerseits den Rückzug nach dem Rhein. Am 19. September stand er wieder am Lech, war aber sofort zu weiterem Zurückweichen genöthigt, da Frelich bis nach Kempten und Jsny gekommen war und Nauendorf gegen Ulm marschirte, Moreau somit auf seinen beiden Flügeln bedroht war. Zugleich war General Petrasch vom Nordheer, nachdem er einen vergeblichen Versuch gemacht hatte, Kehl zu nehmen, über den Kniebis bis Stuttgart vorgedrungen. Dazu kam die Erbitterung des Landvolkes gegen die Franzosen, hervorgerufen durch die unerhörten Bedrückungen und Ausschreitungen der republikanischen Soldaten: überall waren die Franzosen von Feinden umgeben. Der Erzherzog eilte vom Unterrhein herbei, um ihnen den Rückzug abzuschneiden und schon jubelten die Oesterreicher, daß Moreau verloren sei; das Direktorium gab ihn ebenfalls halb verloren und ermächtigte ihn, allenfalls durch die neutrale Schweiz sich zu retten. Latour, in der Meinung, ihn nicht entwischen zu lassen, griff ihn am 2. Oktober bei Biberach am Federsee an,

wurde aber gänzlich geschlagen und verlor 5000 Mann und 20 Geschütze. St. Cyr gab Moreau nun den Rath, sich auf die vereinzelten Abtheilungen von Nauendorf und Petrasch zu stürzen und nach deren Besiegung den Schwarzwald zu behaupten. Allein Moreau fürchtete, auf diesem Wege auf den Erzherzog zu stoßen (der damals die Murg noch nicht überschritten hatte), wies den Plan ab, zog durch das Höllenthal auf Freiburg und kam am 15. Oktober ohne weitern Verlust in's Rheinthal und stellte damit die Verbindung mit der Heimath wieder her. Nach einigen ungünstigen Gefechten beschloß Moreau gegen Hüningen sich zu wenden. Der Erzherzog, der sich mit Latour vereinigt hatte, drang in Freiburg ein und griff am 21. Oktober die französische Division unter St. Cyr an. Abbatucci hielt den Feind durch einen kräftigen Vorstoß auf und gab dadurch Moreau Zeit, die Division Ferino und einige zerstreute Regimenter an sich zu ziehen; eine sehr wichtige Diversion, die das französische Heer vor einer Katastrophe bewahrte, indem ohne dieselbe vermuthlich Ferino von den Truppen Moreau's und St. Cyr getrennt und zwischen zwei Feuer genommen worden wäre.

Desaix war am 21. bei Breisach mit zwei Divisionen über den Rhein gegangen; Moreau hatte am 22. mit dem Rest der Armee bei Schliengen eine sehr feste Stellung genommen. Die Armee war auf einer Strecke von 3 Meilen aufgestellt, St. Cyr am Rhein, Ferino auf den Waldhöhen ob der Kander. Am 23. zog der Erzherzog heran, um hier die letzte Schlacht und damit die Entscheidung des ganzen Feldzuges zu suchen. Seine Armee war in 4 Kolonnen aufgestellt; die erste auf der rechten Seite, aus 20 Schwadronen und 4 Bataillonen bestehend, war vom Prinzen von Condé befehligt; die zweite, 13 Schwadronen und 9 Bataillone, vom Prinzen von Fürstenberg, gegen Schliengen dirigirt; die dritte, 20 Schwadronen und 3 Bataillone unter Latour; die vierte endlich, 15 Schwadronen und 10 Bataillone unter Nauendorf, sollte die äußerste Rechte der Franzosen unter Ferino angreifen. Die Schlacht, durch ein schreckliches Unwetter verzögert, begann den 24. Oktober um 9 Uhr, auf der ganzen Linie vom Rhein bis zur Kander. St. Cyr schlug die Angriffe der Oesterreicher ab, unter beträchtlichem Verluste, aber doch mit Behauptung seiner Stellung, hingegen im Centrum und auf dem rechten Flügel drangen die Oesterreicher unaufhaltsam vor. Moreau hatte bei Schliengen mächtige Batterien aufgestellt, die den Truppen Fürstenberg's starken Eintrag thaten und der französische General Ambert hielt

tapfer dem Ansturm der Oesterreicher Stand. Aber bei Nieder-Egenheim warf Latour die Gegner hinter das Dorf Liel zurück, womit die französische Schlachtordnung in der Mitte zurückgedrängt war und Gefahr lief, durchbrochen zu werden. Noch schlimmer stand es auf dem rechten Flügel. Schon am Morgen hatten sich die Vorposten Nauendorf's auf den Höhen von Bürglen und in Feldberg festgesetzt. Um Mittag ging das Gros der Division auf Ferino los, der seine Truppen zwischen Siegenkirch und der Kander aufgestellt hatte. Ferino, der von dem hart angegriffenen Centrum keine Hilfe zu erwarten hatte, versuchte einen geordneten Rückzug, aber einige hart bedrängte Kompagnien lösten sich auf und brachten Verwirrung über die ganze Division. In diesem kritischen Moment wiederholten Abbatucci und Montrichard das Manöver, das sie zwei Tage vorher schon mit so gutem Erfolg angewendet hatten, in schneller Wendung griffen sie mit der 3. Halbbrigade und dem 56. und 89. Linienregiment die ganze österreichische Division an und hielten ihr eine Stunde lang Stand. So hatte Ferino Zeit, seine Truppen zu ordnen und die ganze Division gelangte in geordnetem Rückzug über die Kander und besetzte die Anhöhen hinter Liel, wo Nauendorf sie nicht werfen konnte. Ein dichter Nebel und die hereinbrechende Nacht machten der Schlacht ein Ende. Der Erzherzog wollte am folgenden Tag den Angriff erneuern, aber Moreau hatte mitten in der Nacht den Aufbruch befohlen. Am 25. gingen sämmtliche französische Truppen bei Hüningen über den Rhein; von allen Eroberungen blieben den Franzosen nur die rechtsrheinischen Brückenköpfe von Kehl und Hüningen. Abbatucci, der während des ganzen Feldzugs die gefährlichsten Posten versehen hatte, seiner Zeit beim Rheinübergang als der erste auf das rechte Ufer gelangt war, dann, so lange die Franzosen vorwärts drangen, beständig die Vorhut, bei ihrem Rückzug stets die Nachhut befehligt hatte, war auch der letzte, der den deutschen Boden verließ. Unter der Deckung seiner Brigade geschah der Uebergang bei Hüningen.

VII.

Moreau ließ in Hüningen eine Division zur Bewachung des Rheinübergangs zurück. Die Leitung derselben war durch folgendes Dekret des General Reynier näher bestimmt:

Rhein- und Moselarmee.

Generalquartier Hüningen, den 5. Brumaire, im fünften Jahre der einen und untheilbaren Republik.

Dienstordnung für den Platz Hüningen und den Brückenkopf.

Der Brigadegeneral Abbatucci, mit der Vertheidigung des Brückenkopfes beauftragt, wird die dazu bestimmten Truppen theils in den Brückenkopf, theils in die Stadt und in die Batterie logiren. Er wird über die Artillerie verfügen, wie er es zur Vertheidigung zweckdienlich erachtet. Die Kommandanten des Genie und der Artillerie sollen alle seine Befehle ausführen. Seine Truppen sind bloß zur Vertheidigung beauftragt und sollen den Dienst auf dem Brückenkopf auf dem Quai der Batterie besorgen.

Der General N. . . ist mit dem innern Kommando des Platzes, das Bataillon der 4. Infanterie-Halbbrigade, das in Hüningen in Garnison steht, ist mit dem Dienst des Platzes und der Polizei beauftragt.

Der Bataillonschef vom Genie, Poitevin, ist mit der Leitung der Werke beim Brückenkopf beauftragt. Die Sappeurs unter seinem Befehl sollen in der Stadt einquartiert werden. Tag und Nacht sollen die zur Leitung der Arbeiten nöthigen Genieoffiziere auf dem Platze sein. Pontonniers sollen Tag und Nacht auf der Brücke Wacht stehen, um bei den nöthigen Ausbesserungen bei der Hand zu sein.

Der Brigadegeneral, Chef des Generalstabes:
E. Reynier.

Die Schusterinsel mit dem Brückenkopf war also speziell der Vertheidigung Abbatucci's unterstellt; er hatte zu diesem Behufe 3 Kompagnien unter seinem Befehl. Die Werke auf der Insel wurden durch Schwarzwälder- und Frickthaler-Bauern unter Leitung der französischen Offiziere mit größtem Eifer in Stand gesetzt. Eine Verordnung, die Abbatucci am Tage nach seiner Installation erließ, ist geeignet, über die Vertheidigung den besten Aufschluß zu geben. Sie lautet folgendermaßen:

„Der Brigadechef Cassagne ist zum Kommandanten des Hüninger Brückenkopfs ernannt; alle zu dessen Vertheidigung bestimmten Truppen, wie auch die Artillerie, stehen unter seinem Befehl, er wird den Dienst so einrichten, daß die im Halbmond befindlichen Truppen alle zwei Tage abgelöst werden.

Der Bürger Foy, Hauptmann der leichten Artillerie, ist zum Kommandanten der Artillerie des Brückenkopfs ernannt. Er hat unter seinem Befehl alle zur Vertheidigung verwendeten Kanonen. Der Bürger Forno, Artilleriehauptmann, wird dem Hauptmann Foy in seinen Funktionen helfen und nöthigenfalls an seine Stelle treten.

Der Brigadechef Vignes ist zum Kommandant der Truppen ernannt, die gegenwärtig in dem Platz von Hüningen sich befinden. Er wird das zwischen dem Platz und dem Rhein befindliche Lager der Grenadiere überwachen.

Die Truppen des Brückenkopfes sollen alle 6 Tage und die des Halbmonds alle 2 Tage abgelöst werden. Drei Kompagnien, dem Lager der Grenadiere entnommen, sollen beständig im Halbmond des Brückenkopfes sein und alle zwei Tage abgelöst werden.

Alle zur Vertheidigung des Brückenkopfes bestimmten Truppen, sowohl die, welche im Brückenkopf plazirt sind, als die, welche sich im Platze befinden, ebenso wie die Grenadiere, sollen dreifache Ration an Holz und Branntwein erhalten. Die im Halbmond des Brückenkopfs plazirten Truppen sollen doppelte Ration an Branntwein erhalten.

Die zur Vertheidigung des Brückenkopfs bestimmten Truppen sind nicht verpflichtet, daran zu arbeiten. Wenn indessen einige Soldaten freiwillig es thun wollten, sollen sie wie die übrigen 10 Sols per Tag und eine Ration Branntwein dazu erhalten.

Sie sollen es ihren Chefs erklären, welche sie zu einer festgesetzten Stunde in Abtheilungen formiren und zur Disposition des Genieoffiziers stellen werden.

Der General empfiehlt den Truppen beim Brückenkopf, die Werke, das Holz, die Faschinen und alle zur Vertheidigung bestimmten Sachen zu schonen. Er wird alle, die diesem Befehl zuwiderhandeln, sehr strenge bestrafen.

Die auf der Rheinbrücke aufgestellten Posten sollen Niemand ohne eine von mir oder von Bürger Cassagne unterzeichnete Erlaubniß weder aus- noch eingehen und keinen Bürger unter keinem Vorwand in ihre Nähe kommen lassen. Die, welche man auf dem Brückenkopf arretiren sollte, sollen sofort zu mir geführt werden."

Fast die gesammten deutschen Heere Oesterreichs wurden nun zur Eroberung der beiden Rheinübergänge von Kehl und Hüningen verwendet. Gegen eine solche Uebermacht war die Vertheidigung fast aussichtslos; auch wenn die Unterstützung und Verpflegung der Besatzung durch die Regierung nicht so jämmerlich gewesen wäre, wie sie in der That war. Aber Abbatucci ließ den Muth nicht sinken, die Soldaten vertrauten auf ihren Führer, der sie so oft glücklich gegen den Feind geführt hatte und halfen sich übrigens, so gut sie konnten.

Fürstenberg machte sofort Anstalten zu energischer Belagerung des wichtigen Platzes. Seine Truppen standen bei Haltingen, Weil und Lörrach im Kantonnement. Zu Anfang des Novembers eröffnete er einen Laufgraben, der mit 13 Batterien ausgestattet wurde. Nach dessen Vollendung wurde ein zweiter paralleler Graben, 300 Fuß vom Halbmond entfernt, eröffnet; dieser war über 2000 Fuß lang, erstreckte sich von der Basler-Grenze bis zur Freiburger-Straße und war mit Mörserbatterien versehen. Namentlich aber bedrohte eine starke Batterie die Schiffbrücke, welche das linksrheinische Ufer mit der Schusterinsel verband und der einzige Verbindungsweg war für die Vertheidiger des Brückenkopfes mit der Festung.

Am 14. Brumaire (4. Nov.) hatten die Werke des Brückenkopfes bereits ein für die Vertheidigung befriedigendes Aussehen. 3400 Mann, worunter Hunderte von Schwarzwälder und Fricktkaler Bauern, waren ohne Unterlaß beschäftigt, die Wassergräben zu vertiefen, die Bollwerke aufzuwerfen und die Banketten zu legen und das Innere des Halbmondwerkes zu nivelliren. In dieses letztere Werk wurden vier Geschütze gelegt, je fünf in die Bastionen links und rechts und auf die äußersten Punkte der Insel, um die Seiten des Werkes zu bestreichen. Der Feind dagegen schien nur die alten Werke etwas ausbessern zu wollen. Das österreichische Korps kantonnirte zu Lörrach, Weil und Haltingen. Unterhalb der beiden letzten Ortschaften wurden die österreichischen Batterien erstellt und mit 13 Kanonen montirt; in diesem Bestreben wurden sie indessen von französischer Seite durch ein wohl unterhaltenes Geschützfeuer öfters gehindert. Im französischen Lager herrschte indessen, trotzdem man der Vertheidigung wirksam suchte zu Hilfe zu kommen, vielfach Mangel an allem Nöthigen. Namentlich fehlte es, wie Abbatucci in einem Briefe an den General Ferino klagt (25. Brumaire V, 15. November 1796) an Brennholz, „weßhalb von den Soldaten, die unter der außerordentlichen Kälte leiden, nicht einmal die Faschinen, die Palissaden und die Madriers von den Schiffbrücken geschont werden und man wird noch dazu kommen, wie vor Mainz die Häuser abzubrechen, um das benöthigte Holz zu erhalten." Der General ersucht, diesem Zustande Abhilfe zu schaffen. Ferino und sein Generalstabschef begaben sich nach Straßburg, um bei Moreau für Hüningen zu plaidiren. Donzelot schrieb drei Tage nachher (18. Nov.): „Der Kriegskommissär Brunk ist auf dem Wege, alle Vorkehren zu treffen, um Hüningen mit Holz zu versehen. Es sind Bauern requirirt worden,

um solches herbei zu schaffen; sie rücken indessen wenig zahlreich ein. . . . Lasse 100—150 Mann Korveen ausrücken, um Holz zu hauen; Sappeurlieutenant Duffard in Bartenheim soll die Mannschaft befehligen. Es ist bedauerlich, daß die Verwaltung nicht für Holzmagazine vorgesorgt hat; dieselbe ist fortwährend nachlässig und pflichtvergessen und die Lektionen des letzten Feldzuges haben sie noch keines Bessern belehrt."

Aus einem Befehle Donzelot's aus dem Hauptquartier in Blotzheim, zwei Tage vor dem vorigen Brief erlassen, ersehen wir, in welchem Zustande die Truppe von Hüningen sich befand. Es heißt darin: „Die Truppe, ohne Kapüte und Schuhe, und kaum mit tragbaren Uniformen bekleidet, kann bei der strengen Saison den Dienst nicht versehen, wenn sie vollständig der Beheizung entbehren muß; diese darf ihr unter keinem Vorwande entzogen werden, wenn nicht die Disziplin völlig verloren gehen soll u. s. w."

General Abbatucci war endlich so weit gelangt, die Festungswerke einem gewissen Grad der Vollendung entgegen zu führen, als am Morgen des 8. Frimaire (28. Nov.) der Fürst von Fürstenberg ihm die erste Aufforderung zur Uebergabe des Brückenkopfes zugehen ließ und ihm drei Stunden zur Antwort gestattete. Die Antwort des französischen Generals ging dahin, daß die Aufforderung nicht annehmbar sei und daß von Seite des Feindes noch nichts gethan worden sei, welches eine Annahme seinerseits rechtfertigen würde.

Dieser Antwort folgte noch am gleichen Nachmittag eine Replik in der Form einer Beschießung aus allen Geschützen, die bis jetzt aufgestellt worden waren. Nach Verlauf einer Stunde war die über den Rhein führende Schiffbrücke größtentheils zerstört und der Verkehr unterbrochen. Die Kanonade dauerte fort bis Abends halb fünf Uhr, um welche Zeit der Fürst von Fürstenberg eine zweite, jedoch ebenso erfolglose Aufforderung an Abbatucci ergehen ließ.

VIII.

Am 30. November Nachmittags wagten die Belagerer den ersten Sturm auf die französischen Verschanzungen, der viel Blut kostete, ohne für die Belagerer einen Erfolg zu haben; dagegen verloren sie einen geschätzten Offizier, den Obersten Neßlinger.

Bei diesem Angriff der Oesterreicher wurde General Abbatucci tödtlich

verwundet. Generaladjutant Donzelot giebt darüber an den Oberkommandanten Moreau folgenden vom 11. Frimaire V. (1. Dezember 1796) datirten Rapport ab:

„Gestern Nachmittags 4 Uhr hat der Feind mit der Beschießung des Brückenkopfes lebhaft begonnen. Das Feuer dauerte bis in die Nacht. Gegen 11 Uhr Nachts begann der Sturmangriff. Unsere Vorposten wurden zuerst durch Kavallerie zurückgeworfen, die darauf drei Infanterie-Kolonnen Platz machte. Eine derselben rückte auf die rechte Seite der Lünette vor, die Kolonne des Centrums zeigte sich mit Sturmleitern an der Hauptseite, wo der Graben am wenigsten tief ist; die dritte rückte links vor. Alle warfen sich wie in einem Nu auf das Werk. Die Barrieren wurden eingeschlagen und unsere Truppen sahen sich plötzlich von allen Seiten umringt, konnten sich aber noch rechtzeitig in das Hornwerk zurückziehen. Nun begann ein Höllenfeuer auf den Feind herabzuregnen. Als General Abbatucci sah, daß das nicht genügte, um den Feind aus seiner Position heraus zu werfen, munterte er die Truppen zum Ausharren auf und müde, mit denselben nutzlos gegen den Feind anzukämpfen, machte er einen Ausfall gegen denselben. Der Angriff fand rasch, lebhaft und mit gefälltem Bajonnet statt. Der Feind war überrascht, mit Wuth wurde er aus der Lünette heraus und in vollster Unordnung in's Freie getrieben. Mehrere feindliche Soldaten, die sich in die Laufgräben geflüchtet hatten und sich nicht ergeben wollten, wurden mit Steinwürfen getödtet. Die Kanoniere der Artilleriekompagnie Foy, die von ihren Geschützen keinen Gebrauch mehr machen konnten, warfen glühende Bomben in die Gräben.*

* Kapitain Foy erzählte diese Aktion seiner Kanoniere folgendermaßen: Als der Brigadier Louis Rhenie sah, daß die Feinde ihren Geschützen zu nahe standen, um dieselben mit Erfolg gegen sie richten zu können, schlug er vor, glühende Bomben gegen sie zu werfen. Dieser Vorschlag wurde mit Beifall aufgenommen und die Ausführung erzielte eine gute Wirkung. Rheine blieb als der Letzte in der Lünette zurück. Er war auch der Erste, der mit dem General Abbatucci eintrat. Da er kein Gewehr hatte, so ergriff er die Waffe eines verwundeten Soldaten, stürzte gegen das Zelt, das am Fuße des Bollwerks auf der rechten Seite der Lünette stand. Dort fand er drei Oesterreicher, welche Schnaps tranken. Er tödtete zwei mit Bajonnetstichen und den Dritten brachte er als Gefangenen mit. Die Haltung des Kanoniers Josef Varlet verdient ebenfalls erwähnt zu werden. Als die Feinde mit Leitern heranrückten und den Wall der Lünette zu ersteigen versuchten, schwang sich Varlet mit einem Wischer auf die Brustwehr. Eine Leiter wurde angelegt. Ein Offizier

„Als die Unordnung unter dem Feinde wuchs, benutzte der brave Abbatucci den Anlaß, um den Feind in seinen Verschanzungen zu verfolgen; plötzlich erhielt er eine Kugel in die linke Seite! Ohne dieses Unglück wäre der Sieg noch vollständiger gewesen. Die Affaire dauerte drei Stunden. Der Feind verlor beträchtlich viel Leute. Die Vorwerke waren mit seinen Todten bedeckt. Nach dem Zugeständniß mehrerer österreichischer Offiziere haben sie bei 1200 Verwundete gehabt, 600 Mann fielen auf dem Platze oder ertranken im Rhein, denn eine Abtheilung ihrer rechten Kolonne wollte, von der Annahme getäuscht, daß der Rhein dort nicht tief sei, das Hornwerk bei der Kehle umgehen, und ging beinahe vollständig in den Fluthen unter. Beinahe alle Todten und Verwundeten gehörten dem Regiment Erzherzog Ferdinand an. Ein Oberstlieutenant dieses Korps, der bereits in Kehl zum Gefangenen gemacht wurde, wurde von Neuem gefangen und verwundet, ebenso ein Kroaten-Kapitain. Der Erstere war mit dem Angriff beauftragt. 60—70 österreichische Verwundete befinden sich in unsern Spitälern. Wir haben ebenfalls bei 60 Gefangene gemacht, allein beim Betreten des Basler Bodens der Schuster-Insel bemächtigten sich ihrer die Basler. Man hat ihre Zurückweisung anbegehrt. Viele Oesterreicher haben sich auf neutrales Gebiet zurückgezogen und es ist zu vermuthen, daß sie den Angriff mittelst Benutzung des neutralen Gebiets bewerkstelligt haben, denn die Umgehung des Hornwerks konnte nicht ohne dasselbe gemacht werden.*

„Als Kapitain Fornot sich so von allen Seiten umringt sah, warf er sich mitten in das Kampfgewühl, glücklicherweise erhielt er keine Verwundung; er entkam über Schweizer-Gebiet und flüchtete sich nach Klein-Hüningen.

„Vignet, ein Offizier von großem Verdienst, erhielt zwei Wunden.

---

stieg herauf, österreichische Soldaten folgten ihm. Varlet schlug ihm mit seinem Wischer auf den Kopf und stürzte die Leiter um. Drei Mal wurde dieselbe wieder angesetzt und drei Mal von Valet umgestürzt. Als endlich die Oesterreicher auf der Linken der Lünette in das Werk eindrangen, sah Varlet sich genöthigt, sich zurückzuziehen. Folgenden Tages fand man im Graben die Leiche des Offiziers, der keine andern Verletzungen aufwies, als einen Schlag auf das Haupt.

* Diese Verletzung des neutralen Gebiets wurde in einem ausführlichen Bericht des Generaladjutanten Donzelot an das Ministerium der Auswärtigen dargestellt. Der Minister Abbe Delacroix meldet am 25. Ventose V. (15. März 1797) an Donzelot, er habe dessen Bericht dem vollziehenden Direktorium zugestellt. Ein Resultat über den weitern Verlauf des Vorfalls ist nicht bekannt geworden.

Wir sind betrübt über den Verlust so vieler braver Soldaten. Vignes, Cassagne, Brigadechef Morel, Poitevin, Kapitain Foy und die Adjutanten Sorbier und Abbatucci (letzterer ein Bruder des Generals) haben sich besonders ausgezeichnet. Sie haben den General, der sich gegenwärtig in Blotzheim befindet, wirksam unterstützt. Obschon man uns Hoffnung macht, daß die Wunde des Generals nicht gefährlich sei, sind wir doch in großer Betrübniß. Der General Ferino hat das Kommando des Brückenkopfs dem General Gerard, genannt Vieux, übertragen."

Der Oberkommandant der Rhein- und Mosel-Armee, General Moreau, giebt in einem Brief, datirt aus dem Hauptquartier Schiliken (Schiltigheim) vom 13. Frimaire V. von der Affaire Kenntniß an die Direktion in Paris. Er schreibt u. A.:

„Bürger Direktoren! In der Nacht vom 10. auf den 11. dieses Monats hat der Feind einen Sturm auf den Brückenkopf zu Hüningen versucht. Ungefähr um 11 Uhr Abends drangen drei Kolonnen auf die linke Seite der Lünette ein, überschritten die Barrieren und erstiegen das Werk, das unsere Truppen verlassen mußten. Die Unsrigen zogen sich in das Hornwerk zurück, das nun der Feind zu gewinnen versuchte. General Abbatucci, der dasselbe vertheidigte, machte die Anstrengungen des Feindes unwirksam und als er gewahr wurde, daß das Feuer des Hornwerkes auf die Lünette den Feind nicht zu vertreiben vermochte, der sich darin festzusetzen versuchte, beschloß der tapfere General, einen Ausfall zu machen, um sie daraus zu verjagen. Der Ausfall wurde mit einem über alles Lob erhabenen Muthe vollzogen. Dem Muthe und der beispiellosen Unerschrockenheit unserer Soldaten gelang es, den Feind aus allen Werken herauszutreiben, in denen er seine Todten zurücklassen mußte. Die Verfolgung wäre noch mörderischer gewesen ohne die Verwundung, welche General Abbatucci erhielt; dieselbe ist schwer, doch hofft man, daß sie nicht gefährlich sein werde. Der Brigadechef Vignes ist ebenfalls verwundet. Wir haben etwa 100 Gefangene gemacht, der Verlust des Feindes beläuft sich an Gefangenen, Todten und Verwundeten auf 1800—2000 Mann. Seine linke Kolonne verletzte das schweizerische Gebiet. Unser Gesandte hat in Folge dessen sich beschwert. General Ferino, der mir diesen Bericht erstattet, machte die größten Lobeserhebungen über die Tapferkeit seiner Truppen. Das 3. leichte Infanterieregiment, die 89. und 56. Linie-Halbbrigaden waren mit der Vertheidigung beauftragt und lösten sich abwechselnd ab. Diese drei Truppenkörper haben sich schon mehrfach

im Laufe des Feldzuges ausgezeichnet. Die Brigadechefs Cassagne und Morel, Kapitain Foy von der leichten Artillerie und seine Kompagnie, der Chef des Geniebataillons, Poitevin, Adjutant Sorbier und Flügeladjutant Abbatucci haben sich besonders ausgezeichnet. Viele andere Offiziere haben ebenfalls Proben ihrer Tapferkeit abgelegt. Ich werde Ihnen deren Namen zur Kenntniß bringen, sobald man mir darüber Bericht erstattet hat."

Noch am gleichen Tage schrieb General Moreau an Ferino:

„Mein lieber General, ich habe Ihren Brief vom 11. und den Rapport über den Angriff des Brückenkopfs empfangen. Wollen Sie den braven Truppen, die Sie befehligen, den Ausdruck meiner Zufriedenheit über den Muth, mit welchem sie den ihnen anvertrauten Posten vertheidigten, ausdrücken. Ich zweifle nicht, daß sich das Direktorium, dem ich davon Kenntniß gegeben habe, beeilen wird, denselben diese verdienten Ehren zu Theil werden zu lassen. Ich schreibe an Abbatucci, um ihn über seine schöne Vertheidigung zu beglückwünschen und ihm gleichzeitig mein Bedauern über seine Verwundung auszudrücken. General Siscé geht heute auf seinen Posten nach Hüningen ab; die gute Haltung dieses Offiziers vor Kehl ist mir Gewähr, daß Sie mit ihm zufrieden sein werden; seit langer Zeit wünschte er bei Hüningen beschäftigt zu werden. Eblé ist verreist, um Ihre Verbindungen wieder herzustellen. Was Sie mir Betreff eines Ausfalls über Kehl vorschlagen, so ist dies ganz unmöglich. Für Befestigungsarbeiten ist hier kein Geld; ich kann Ihnen daher keines schicken. Ich erwarte solches von Sarre-libre und Landau; sobald dasselbe angelangt sein wird, werde ich Ihnen 10- bis 12,000 Franken übersenden. Im Uebrigen thun Sie für Ihre Bedürfnisse wie ich, verlangen Sie solches von den Verwaltungen, drängen Sie dieselben in lebhaftester Weise. Man verspricht uns neues Schuhwerk; ich habe Befehl gegeben, daß die ersten Kapüte, die von Basel aus geliefert werden, Ihnen zukommen. Geben Sie mir oft von Ihnen Nachricht. Gruß und Freundschaft. M."

Die Hoffnung, welcher Donzelet in seinem Berichte vom 11. Frimaire Raum gab, daß die Wunde Abbatucci's keine tödtliche sei, war nicht von langer Dauer. Am 12. schrieb er bereits aus dem Hauptquartier Blotzheim an den General Reynier:

„Wir sind in tiefer Trauer, mein General. Heute Mittags halb ein Uhr ist General Abbatucci an den Folgen seiner Verwundung gestorben.

Sein letzter Seufzer galt seinem Vaterlande und seinen Freunden. Dieser Verlust ist groß und es ist schwer, einen so verdienstvollen Offizier zu ersetzen. Wir werden ihm alle möglichen militärischen Ehren erweisen. Unsere Herzen und unsere Pflicht verhalten uns dazu."

Gleichen Tages schrieb er noch an den General Moreau:

„Der brave Abbatucci ist nicht mehr unter uns! Heute Mittags gab er seinen letzten Seufzer von sich. Indem er verschied, gingen seine Wünsche auf den Triumph unserer Heere und das Gedeihen der Republik. Es ist schmerzlich für mein Herz, Ihnen den Verlust eines Offiziers von so seltenem Verdienste melden zu müssen, der dem Vaterlande mit so großem Eifer und mit solcher Hingebung diente. Was seine Schmerzen in den letzten Augenblicken seines Lebens milderte, war die Gewißheit, den Feind besiegt zu haben. Er besaß eine schöne Seele, er war ein guter Bürger; sein Angedenken soll allgemein geehrt werden. Die Thränen seiner Waffengefährten und seiner Freunde sind ein schwaches Zeugniß ihrer Trauer."

Am 13. Frimaire erstattete Donzelot folgenden Rapport an den Oberkommandanten Moreau:

„In der heutigen Nacht und während des heutigen Tages ist nichts Außerordentliches vorgefallen. Der Feind ist ruhig und seine Batterien schweigen.

„Gegen Mittag ist General Abbatucci mit allen militärischen Ehren beerdigt worden. Nichts flößte so viel Schmerz und religiöses Gefühl ein als diese Ceremonie." Donzelot fügte diesem Bericht noch bei, daß man sich allgemein verwundern müsse, wie der Feind nicht beabsichtigt habe, sich der Verwundeten zu bemächtigen."

General Moreau, der Sieger von Mörskirch und Hohenlinden, hat dem auf dem Felde der Ehre gefallenen General 1802 ein bescheidenes Denkmal erstellen lassen, zunächst der Straße von Basel nach Hüningen, wo dessen Gebeine ruhen. Dasselbe trug folgende Inschrift:

L'Armée du Rhin
commandée par le général Moreau
à son retour de l'Allemagne en l'an IX.
A la Mémoire du général
Abbatucci
mort des suites des blessures
qu'il a reçus en défendant la tête de pont
d'Huningue
le X. frimaire An V.

Dieses Mausoleum blieb in der Belagerung von 1813/14 der Festung von den Geschützen glücklich verschont; bei der Belagerung von 1815 wurde es mit den Wällen der gefürchteten Grenzfestung zerstört, im Jahre 1828 aber wieder hergestellt.

Dasselbe stand früher auf einem freien Platze an der Straße von Hüningen nach St. Louis; heute sind Fabriken und Kohlenlager in seiner Nähe und verunstalten den Platz. Das Denkmal besteht aus einem Sockel, einem Postament und einem Obelisk. In das Postament sind Reliefplatten eingelassen mit folgenden Reliefs.

Gegen Hüningen: Der Kampf mit den Oesterreichern auf dem Brückenkopf. Abbatucci im Mittelpunkt. Links ein Sterbender. Links und rechts kniende und stehende Soldaten im Feuer.

Gegen St. Louis: Abbatucci verwundet in die Arme de Foy's fallend; ein Soldat eilt ihm zu Hilfe. Fünf Soldaten vertheidigen die Bastion.

Die Inschrift lautet:

Au
Général Abbatucci,
mort pour la patrie.

A peine à l'âge de 26 ans
et déjà l'emule de plus illustres capitaines
il termina sa glorieuse
mais trop courte carrière
le 2. Décembre 1796,
en défendant la tête de pont d'Huningue.

Ce monument élevé en 1801 par le général Moreau
au nom de l'Armée du Rhin et Moselle
avait été détruit en 1815,
la reconnaissance publique l'a rétabli
en 1828.

Der Tod Abbatucci's wurde in weiten Kreisen verspürt; dieser Offizier war eine der glänzendsten Hoffnungen der französischen Armee; diese von Allen zugestandene Wahrheit wurde insbesondere von seinem Waffengefährten und Freunde General Foy ausgesprochen, wenn er sagt: „In jener an schönen Talenten und großen Charakteren fruchtbaren Zeit habe ich keinen bemerkenswerthern Mann gekannt als Abbatucci, der für Frankreich so Vieles versprach. Ein tödtlicher Schuß entriß ihn zu früh der Berühmtheit, die ihn erwartete; er starb beweint von den Seinen und geachtet von Denen, die er bekämpfte."

Man findet dieses Lob wiederholt in einem Briefe vom 19. Februar 1819 an den „Constitutionnel", bei Anlaß einer Subskription, welche die Einwohner von Hüningen eröffneten, um das Denkmal, das dem tapfern Vertheidiger der Stadt von Moreau erstellt worden war, wieder aufzurichten. Es heißt in dem betreffenden Briefe: „Heute haben sich die österreichischen Soldaten von unserer Grenze entfernt; Frankreich lebt wieder auf zur Unabhängigkeit und Ehre; es ist dies der Moment, wo es uns zur Pflicht wird, die Asche eines Helden zu sammeln und die Erinnerung an einen Feldherrn neu aufleben zu lassen, der ein Mann von Geist, ein furchtloser und tapferer Soldat und guter Bürger war."

IX.

Vor Hüningen zeichnete sich der Kapitain Foy namentlich bei dem Ausfall vom 30. November (9. Frimaire V.) aus, bei welchem Abbatucci fiel. Der General war benachrichtigt worden, daß in dieser Nacht die Oesterreicher beabsichtigen würden, das Halbmondwerk durch einen Angriff zu überrumpeln und daß die Kanonenschüsse hiezu das Zeichen geben würden. Da indessen die gleiche Anzeige schon mehrmals gemacht wurde, ohne daß den Worten die Ausführung gefolgt wäre, so wurde man sorglos und schützte sich nicht genugsam durch Verstärkung der Wachtposten.

Am Abend fanden sich mehrere Offiziere im Zelte Abbatucci's ein, die ihm besonders zugethan waren und an denen er mit wahrer Freundschaft hing; unter diesen befand sich auch der Kapitain Foy. Abbatucci las ihnen das zehnte Buch der Aeneis vor. Um 11 Uhr ertönte ein Schuß. Foy erhob sich mit dem Rufe: „Das gilt zum Angriff!" Der General erklärte: „Warten wir den zweiten Schuß ab!" Als dieser ertönte, erhob sich Alles. Abbatucci, der noch seinen Virgil in den Händen

hielt, beendigte seine Lektüre durch die bezeichnenden Worte des Dichters, die für ihn wie ein letztes Lebewohl klangen:

Ultor eris mecum, aut, aperit si nulla viam vis, Occumbes pariter. *

Alle stürzen aus dem Zelte. Der dritte Kanonenschuß erdröhnt durch die Luft und im gleichen Augenblicke auch das Geschrei der durch den Angriff überraschten und durch die Bajonnete des Feindes verwundeten französischen Soldaten. Man greift zu den Waffen; die größte Unordnung herrscht, alles schießt auf's Gerathewohl und ohne Richtung. Der Kapitain Foy stürzt nach dem Halbmondwerk, läßt das Feuer einstellen und sammelt seine Kanoniere, er stellt die Ordnung wieder her und trifft Vorkehren der Vertheidigung für den entscheidenden Augenblick, indem er mit ziemlich kaltem Blute den Angriff des Feindes und seine Wirkungen prüft. Bei der Helle, welche das Feuer der linken Flanke des Hornwerks verbreitet, bemerkt er, wie sich zwischen dem schweizerischen Grenzgebiet und dem französischen Vorwerk eine gewaltige Kolonne ungarischer Grenadiere bildet, deren Richtung unzweifelhaft auf den Punkt gelenkt schien, auf dem er sich befand. Der Kapitain ließ die Kolonne heranrücken, richtete alle Geschütze auf sie und ließ dann feuern. Diese plötzliche Kanonade brachte in die mit aller Sicherheit marschirende Kolonne die größte Verwirrung; ein Theil derselben stürzt sich in den Graben des Werkes, der Rest stäubt auseinander und zerstreut sich über das Schweizergebiet. Indessen wurden die im Graben befindlichen Ungarn weder durch die Gewehrschüsse noch durch das Kartätschenfeuer erreicht und sie begannen deßhalb aufgemuntert durch einige Offiziere eine Ersteigung des Werkes von der linken Flanke aus. Aber Kapitain Foy, der auf die Brustwehr gestiegen war, hatte bemerkt, wie die Masse der Feinde im Graben sich anschickte, den Mauermantel mittelst Leitern zu erklettern; da er unter solchen Distanzverhältnissen seiner Geschütze sich nicht mehr bedienen konnte, nahm er eine Bombe, zündete sie an und ließ sie in den Graben hinunter fallen. Kapitain Foy schreibt dagegen selbst die Initiative zu diesem für die Feinde verderblichen Bewerfen mit Brandbomben dem Brigadier Louis Rheine, einem

* Nach der von Abbatucci gemachten Anwendung des Trojaner Kampfes auf den beginnenden Kampf wollte der General ungefähr sagen: Ihr werdet mit mir das Unglück des Vaterlandes rächen, oder wenn der Muth und die Kraft uns keine Mittel mehr bieten für den Triumph, mit mir sterben zu der nämlichen Stunde.

seiner Unteroffiziere zu. Sei dem wie ihm wolle, das Beispiel fand Anklang und während einer vollen Viertelstunde richteten diese Handgeschosse ein fürchterliches Blutbad unter den Feinden an. Andere Kanoniere bemächtigten sich ihrer Setzkolben und Wischer und der Richthebel, stiegen auf die Brustwehr und stürzten in den Graben hinunter, wer es wagte, mittelst der Leiter sich zu nahen. Der Angriff von dieser Seite war gescheitert und die Feinde verließen das Werk, nachdem sie viele ihrer Kameraden todt oder verwundet hatten zurücklassen müssen. Indessen gaben sie den Erfolg noch nicht auf; sie umgingen die Lünette und drangen durch die Kehle wieder in das Werk ein. Dieser Umstand nöthigte den Kapitain Foy und seine Kanoniere, sich in das Hornwerk zurückzuziehen.

Indessen sollte die Lünette wieder genommen werden. General Abbatucci und Kapitain Foy verließen mit einem Dutzend Kanoniere und einer Handvoll Grenadiere das Werk, passirten die Brücke und marschirten auf die Lünette zu. Die Helle, welche das Kanonenfeuer verbreitete, zeigte gleichzeitig den Oesterreichern das Vorrücken des kleinen Trupps, aber auch Abbatucci wurde gewahr, daß die Lünette von Feinden angefüllt war und daß er es nicht wagen durfte, mit den wenigen Leuten einen Handstreich zu unternehmen. Er kehrte daher mit denselben in das Hornwerk zurück und richtete ein wohlgezieltes Feuer auf die ebene Fläche des Walles der Lünette; die Oesterreicher, von Neuem in ihrer Stellung bedroht, verließen dieselbe mit Zurücklassung vieler ihrer Leute.

Bei Tagesanbruch besichtigten General Abbatucci und Kapitain Foy das Vorwerk, um sich von dem Resultate des Angriffs zu vergewissern; beide stiegen auf die Brustwehr. Ein ungarischer Grenadier, den seine Wunde im Graben zurückhielt, richtete sich auf und gab einen Schuß auf den General ab. Abbatucci fühlte sich tödtlich getroffen und sank in die Arme des Kapitains, den er zum Vollstrecker seines letzten Willens machte.

Chateauneuf in seiner Geschichte des General Moreau erzählt Abbatucci's Tod folgendermaßen: Abbatucci wurde auf den Wällen von Flintenkugeln seiner eigenen Soldaten getroffen. Andere haben gesagt, fügt er bei, daß die Ausgewanderten, gegen die er sich unbeugsam gezeigt, als er sie bei Bregenz zu Gefangenen gemacht, ihn erschossen hätten. Das Richtigste ist wohl, was General Donzelot in seinem Berichte schreibt.

Brugg als Terrainkurort.

Von **Edmund Haege.**

Ob sich das Städtchen Brugg im Aargau als Terrainkurort eignen dürfte, ist eine Frage, die wir nach reiflicher Ueberlegung bejahen müssen.

Seit dem „schwarzen Tode“, welcher hier bei seinem heftigsten Auftreten vom September 1667 bis Januar 1669 fünfhundert und achtzehn Menschenleben dahin raffte, ist geschichtlich keine größere Epidemie bekannt, welche unsere Gegend heimgesucht hätte. Die damaligen Lebensverhältnisse und der Stand der Heilkunde erklären die schrecklichen Verwüstungen. Die Cholera, welche in späteren und letzten Dezennien nicht so gar ferne von hier ihre Opfer forderte, ist nicht an uns herangetreten, und wenn sie auch eingeschleppt worden wäre, so hätten die jedesmal getroffenen sanitarischen Vorsichtsmaßregeln gegen intensiveres Auftreten gewiß das Ihrige vermocht.

Nicht gar eine Stunde von hier (erste Eisenbahnstation) befinden sich die weltberühmten Bäder von Schinznach in einer ebenfalls gleichbeschaffenen gesunden Lage, wo nebst direkter Einwirkung durch die Heilquellen auch das gesunde Klima den Hilfesuchenden Erleichterung und Heilung verschafft.

Das Städtchen Brugg, seit bald 40 Jahren ein eidgenössischer Waffenplatz, also auch in dieser Hinsicht erfahrungsgemäß „gefeit“, unmittelbar am südlichen Abhang der Jura-Ausläufer über der Aare gelegen, bietet mit seiner Umgebung viele landschaftliche Annehmlichkeiten. Als Eisenbahnknotenpunkt (nach vier Richtungen: Zürich, Luzern, Aarau-Bern, Basel) gewährt es leichten Verkehr; agrikole Begangenschaft der Umgebung beeinflußt gesunde Ernährung; das Terrain, abwechselnd von der Ebene aus in sanft ansteigenden Wellen, ist günstig für alle möglichen Variationen der gesundheitlichen Stärkung. Hiefür sprechen namentlich die verschiedenen (in Meterhöhe über Meer angeführten) folgenden Punkte: der Brugger Berg (400—520 Meter) mit großartiger Alpenaussicht (wovon nunmehr ein Panorama durch die lithographische Kunstanstalt von Hofer und Burger

in Zürich erstellt ist), mit den von der Forstverwaltung wohlangelegten Waldwegen und Ruheplätzen; die am östlichen Ausläufer des Brugger Berges weithin sichtbare schmucke in gothischen Styl erbaute Kirche von Rein (400); der Wanderer wird, um an den blauen Rhein und in die schön gelegene alte Waldstadt Waldshut zu gelangen, vielleicht eine stündige Nachenfahrt auf der Aare, an der Ruine Freudenau, dem Schlosse Böttstein vorbei, in Döttingen oder Klingnau kurze Rast haltend, von der hochgelegenen Kirche Leuggern (348), der alten Johanniter-kommende links, von der Burgruine Derer von Tegerfelden, am Ausgange des romantischen Surbthales rechts begrüßt, vielleicht einer Eisenbahnfahrt vorziehen und benützt letztere zur schnellern Heimkehr an den Ausgangspunkt; der Bötzberg mit abwechselndem Terrain von Wald, Feld, Wiesen und freundlichen Ortschaften und Gehöften, zum Begehen durch die sanft ansteigende Baslerstraße vermittelt, an welcher der berühmte Aussichtspunkt „die vier Linden“ (516), der gastliche Aufenthaltsort Stalden (573), die fünfhundertjährige Linde bei Linn (583); weiterhin in nördlicher Richtung des langgestreckten Geißbergs westliche Endspitze (710) mit Aussicht auf die Hochebene des Schwarzwaldes bis zum Feldberg, dem Blauen und Belchen, das Albthal, die Höhenzüge am Wiesenthal, das Rheinthal bis Basel und weiter noch zu den Vogesen (Ballon d'Alsace); die östliche Spitze des Geißbergs über dem freundlich gelegenen weinbauenden Dorfe Villigen mit den hochoben ragenden Ruinen des Besserstein's (552); tief unten die Vereinigung der Aare mit Reuß und Limmat; im Osten die anmuthige Siggenthal-Ebene (370), sonnig über der von Baden herströmenden Limmat gelegen; der nahe Kurort Baden selbst in so leichter Verbindung, die Hochebene des Martins- oder Schwabenberges (510 — 540), die sanft ansteigenden Höhen von Gebensdorf (435); im Süden der wundervolle Aussicht bietende Lindhof (435), die Schambeln, geologisch wichtiger Punkt über der Reuß; die wohlbekannte Habsburg (513), mit prächtiger Rundsicht; im Dorfe Birr das Denkmal Heinrich Pestalozzi's; über der Ebene des Birrfeldes das Schloß Brunegg (557); am andern Ende des Kestenberges das Schloß Wildegg (440), mit weiter Aussicht nach den südlich gelegenen Alpen und den westlichen Jura-Kuppen des Hauensteins; Stadt und Schloß Lenzburg (508); am linken Aarufer das Schloß Wildenstein (407), und im Südwesten von Brugg aus, als

Schluß des Cirkels, die Gysulafluh (773) für Solche, welche durch längern Aufenthalt und Wandern durch die Thäler und über die Hügelreihen, an den Rebgeländen des lieblichen Aarthales von Villnachern, Schinznach, Oberflachs, Kasteln und Thalheim mit dem alten Burggemäuer von Schenkenberg (632) vorbei neugestärkt diese Höhe ohne Mühe erreichen können und mit großartiger Fernsicht belohnt werden — von Brugg aus — Alles in radialer Entfernung von 1½ Stunden durch Vermittlung der Eisenbahnen.

Dem Geschichtsfreunde treten in der klassischen Gegend von Vindonissa und Königsfelden (letzteres mit der rühmlichst eingerichteten und geleiteten Irrenanstalt), von Habsburg und den übrigen Alterthümern, Schlössern und Burgen aus römischer, mittelalterlicher und neuerer Zeit anziehende Bilder entgegen, die ihm die Geschichte der Vergangenheit vergegenwärtigen.

Dem Freunde der Natur gewährt Brugg und Umgebung reichen Stoff zur Belehrung und Unterhaltung; es bieten die Flora der Höhenzüge und Thäler dem Botaniker, die Fauna der Gewässer, des Waldes und Feldes dem Zoologen, die eigenartigen Formationen des Jura dem Geologen, der in unserem Gelände rationell betriebene Land- und Rebbau, die Forstkultur dem Oekonomen, die in der Nähe von Brugg großartig angelegten Wasser-Motoren der Reuß und Limmat und der Fabriketablissemente in Windisch und Turgi dem Industriellen hinlänglich Stoff, die Zeit eines Luftkuraufenthaltes angenehm zu machen.

Im Städtchen Brugg selbst haben die Gasthöfe und sonstigen wirthschaftlichen Einrichtungen genügenden Raum und geeignete Privatwohnungen würden sich ebenfalls noch finden, um gesundheitsuchende Gäste willkommen zu heißen.

Wenn auch unser gesellschaftliches Stillleben nicht für Alle anlockend sein dürfte, die auf hochgehenden Wogen des großstädtischen Lebens zu fahren gewohnt sind, so finden vielleicht doch Einzelne gerade in solchem Fahrwasser die nöthige Ruhe und Zufriedenheit. Das Metronom des Lebensrhythmus stellt sich ein Jeder in gesunden und kranken Tagen selbst.

Politischer und bürgerlicher Zustand des Frickthals vor hundert Jahren.

Von Bürgermeister **Karl Fetzer** in Rheinfelden.*

Bis zur Zeit des Lüneviller's Frieden hat das Frickthal, als ein Bestandtheil des Breisgau's, dem Hause Oesterreich angehört. Das Breisgau bildete mit den schwäbisch-österreichischen Landen, der Ortenau und der Grafschaft Falkenstein, die österreichischen Vorlande. Wir haben es jedoch hier nur mit dem Breisgau zu thun, welchem das Frickthal angehörte. Die unmittelbare Landesadministration des Breisgau's war einer Provinzial-Regierung übertragen, welche ihren Sitz zu Freiburg hatte, und welcher, in Beziehung auf ihren Wirkungskreis, alle Aemter und einzelne Beamte des Landes unterstellt waren.

Das Regierungspersonal bestund aus einem Präsidenten und sechs Räthen, welche insgesammt von dem kaiserlich österreichischen Hof in Wien, jedoch fast immer aus Landesangehörigen Vorderösterreichs erwählt wurden.

Diese Provinzial-Regierung hatte alle Zweige der öffentlichen Verwaltung, mit Ausnahme der Justizpflege, selbst zu besorgen oder zu beaufsichtigen; jedoch bei Gegenständen, welche ihre begrenzte Regierungsbefugniß überstiegen, die höhere Entscheidung oder Genehmigung bei der kaiserlichen Hofstelle einzuholen.

Für die Civilgerichts- und die Strafrechtspflege bestunden drei Gerichtsinstanzen: die erste derselben war dem einzelnen Justizbeamten, den Aemtern und Oberämtern in allen Theilen des Landes zuständig; in zweiter Instanz hatte das Appellationsgericht zu Freiburg aus einem Präsidenten und vier Appellationsräthen bestehend, zu richten und Recht zu sprechen; in dritter Instanz der oberste Gerichtshof in Wien.

Außer diesen Gerichtsbehörden bestund im Breisgau noch eine besondere Gerichtsstelle für den Stand der Prälaten und geistlichen Korpora-

---

* Geschrieben in den Dreißiger Jahren. Das Original liegt im Staatsarchiv in Aarau.

tionen, für den Adels- und Ritterstand und für die Städte als Dominien unter dem Namen Landrecht.

Diese Gerichtsbehörde für die benannten privilegirten Stände und Korporationen, ein ganz aristokratisches Institut, ebenfalls aus einem Präsidenten und vier Landrechtsräthen bestellt, war jedoch blos eine Gerichtsstelle erster Instanz, von welcher Rekurse und Appellationen, wie bei allen andern Rechtsstreitigkeiten und Strafrechtsfällen, an das allgemeine Appellationsgericht und die oberste Justizstelle zu wandern hatten.

So wünschbar für wichtige Rechtsfälle ein dreiinstanzlicher Gerichtsstand auch sein mochte, so war doch der Rekurs an die dritte Instanz zu Wien mit vielem Zeit- und Kostenaufwand verbunden. Eine größere Gewähr für sicheres Recht konnte in der allgemeinen Landesordnung gefunden werden, daß alle Justizbeamte ohne Unterschied, mochten sie aus sich allein, oder in einem Kollegium zu richten und Recht zu sprechen haben, nicht nur die Rechtswissenschaft absolvirt, sondern auch die allgemeine juridische Konkursprüfung bestanden, und das für jede Richterstelle erforderliche Wahlfähigkeitszeugniß erhalten haben mußten.

* * *

Die dem Frickthal vorgesetzten unmittelbaren Amtsbehörden waren das Kameral-Oberamt Rheinfelden und das Obervogteiamt Laufenburg. Jenes hatte seinen Sitz zu Rheinfelden und bestund aus einem Oberamtmann, einem Rentmeister und einem Landschreiber. Die oberamtliche Wirksamkeit erstreckte sich, ohne Absonderung der Gewalten, auf alle Justiz-, Polizei- und Kameral-Geschäfte, welche das Oberamt kollegialisch zu behandeln und zu erledigen hatte. Jedoch waren jedem Mitglied desselben besondere Geschäftszweige zugewiesen, die dieses immer in seiner Amtsbefugniß zu besorgen oder als Referent bei versammeltem Oberamt zur Erledigung zu bringen hatte. So stunden die Justiz- und Polizeigeschäfte vornehmlich der Obsorge des Oberamtmanns zu; dem Landschreiber die gerichtspolizeilichen und kanzleiischen Ausfertigungen, dem Rentmeister die Rentamtskasse, Geld- und Naturalgefälle, nebst dem Forst- und Straßenwesen.

Die Kameral-Herrschaft Laufenburg hatte blos einen landesfürstlichen Beamten mit dem Titel eines Obervogts, der seinen Wohnsitz in Laufenburg erhielt, wo er zugleich bei dem dortigen Stadtrath den Vorsitz zu führen und die Justizgeschäfte zu besorgen hatte. Seiner eigentlichen Amtsgewalt als Obervogt waren nur die drei Gemeinden Kaisten,

Ittenthal und Sisseln untergeordnet, wo er die hier dem Landesfürsten zugestandene niedere Gerichtsbarkeit auszuüben hatte.

Dieses Obervogteiamt über besagte drei Gemeinden wurde nach erfolgter neuer Organisation der städtischen Behörden wie vormals dem Schultheiß oder dem jeweiligen Syndikus von Laufenburg übertragen. Von dieser Zeit an verschwand die besondere Amtsstelle eines Obervogts der Herrschaft Laufenburg, indem dessen Verrichtungen von beschränktem Umfang gegen eine mäßige landesherrliche Entschädigung an den Syndikus der Stadt Laufenburg übergingen.

Die Städte Laufenburg und Rheinfelden besaßen über ihren Gemeindebann die Gerichtsbarkeit, welche vom dortigen Stadtrath besorgt und ausgeübt wurde.

In Gemäßheit der von Kaiser Josef Anfangs der Achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts allen breisgauischen Städten gegebenen neuen Organisation, bestund jeder Stadtrath aus einem, von der Regierung bestätigten Bürgermeister (der vorhin den Titel Schultheiß führte) und aus vier von der Gemeinde gewählten Räthen; seiner amtlichen Obsorge und Verwaltung waren sämmtliche Gemeindegüter und Rechte, so wie die örtliche Justiz und Polizei anvertraut. Für die Justiz- und Polizeigeschäfte war jedem Stadtrath ein geprüfter und amtsfähiger Justizbeamter als Syndikus beigegeben, der als Referent in allen Justiz- und Strafrechtsfällen dem Stadtrath seine Gutachten zu erstatten hatte; jedoch besaß derselbe hierin keine eigene Kompetenz, sondern blos Sitz und Stimme im Rath.

In allen Gemeindeangelegenheiten ohne Unterschied hatte eine kollegialische Berathung und Verhandlung statt, und die Mehrheit der Stimmen entschied. Alle Beschlüsse, Entscheide und Verordnungen wurden unter der Fertigung des Stadtraths mit der Unterschrift des Bürgermeisters erlassen.

Ein von der Gemeinde außer dem Rath erwählter Seckelmeister hatte die städtische Kasse zu führen, und unter unbedingter Bürgschaft darüber Rechnung abzulegen. Von einem Stadt- oder Rathsschreiber wurden die Kanzleigeschäfte besorgt. Diese beiden Stellen konnten miteinander vereinigt werden.

Die Städte Rheinfelden und Laufenburg besaßen noch verschiedenartige, von ihren Landesfürsten erhaltene Privilegien und Konzessionen, wie Ortszölle, Pflastergeld, Wein-Ohmgeld u. dgl. mehr, welche Vorrechte aber sammt der besessenen Ortsgerichtsbarkeit, in Zeit-, Länder- und Regierungswechsel verloren gegangen sind.

Das vormalige Fricktthal bestand damals, wie gegenwärtig, aus größern und kleinern Gemeinden und Ortschaften, mit einzelnen dahin gehörenden Höfen, welche ihre besondern Gemeinds- und Ortsbürgerrechte und Gemeindseigenthum besaßen, woran nur die Ortsbürger mit bürgerlichem Genuß Antheilhaber waren. Das Gemeindevermögen insgesammt wurde von der Ortsvorsteherschaft beaufsichtigt und verwaltet; ein Seckelmeister führte die Gemeindskasse und hatte der Gemeinde darüber Rechnung zu stellen. Jeder österreichische Unterthan war befugt, in jeder beliebigen Gemeinde sich haushäblich niederzulassen und da gesetzlicher Ordnung gemäß sein Gewerbe zu treiben, ohne hiefür eine besondere Einsassengebühr entrichten zu müssen; auf den Mitgenuß an dem Gemeindegut hatte er hingegen keinen Anspruch. Ein solcher Einsaß mußte überhaupt als ein Landesburger angesehen und behandelt werden, und er war bloß der Theilnahme an den Ortspolizei-Ausgaben und Leistungen, sowie den allgemeinen Landes- und Herrschaftssteuern unterworfen.

Die Vorsteherschaft jeder Landgemeinde bestund aus drei, höchstens fünf Vorgesetzten; der erste Vorsteher führte den Amtstitel Stabhalter oder Vogt, so wie es jeden Orts herkömmlich und obrigkeitlich geordnet war; die übrigen Vorgesetzten hießen Geschworene. Der Vogt oder Stabhalter bewahrte das Gemeindesiegel, und führte überall, wo es erforderlich war, den bürgerlichen Gemeindestab amtsgemäß, und zwar immer fest und recht; an ihn wurden alle obrigkeitlichen Kundmachungen, Eröffnungen und Befehle erlassen; die Geschworenen waren bei all' diesen Amtsverrichtungen seine Gehilfen und nöthigenfalls seine Stellvertreter.

Die Stabhalter und Vögte wurden auf Vorschlag der Gemeinden von dem herrschaftlichen Oberamt ernannt, verpflichtet und in ihr Amt eingesetzt. Die Gemeindegeschworenen hingegen wählte die Gemeinde selbst; das Oberamt hatte sie bloß zu bestätigen und in seine Amtskontrolle einzutragen. Periodische Erneuerungswahlen oder Amtswechsel hatten bei den Gemeindebeamten sowie bei allen österreichischen Staatsbeamtungen keine statt. Die Gemeindevorsteher, Vögte, Stabhalter und Geschworene blieben, wenn auch nicht ausdrücklich auf Lebenslang gewählt, so lange an ihren Stellen, als sie nicht aus freiem Willen davon zurücktraten, oder aus legalen Gründen von dem hiezu befugten Amt davon abgerufen oder gerichtlich entsetzt wurden.

Bei den Landgemeinden hatte keine gewöhnliche kollegialische Geschäftsbehandlung statt; deßwegen wurden über die minder bedeutenden Gemeinde-

Angelegenheiten keine Rathsprotokolle geführt. Jedem Stabhalter, Vogt und Geschwornen wurden ein oder mehrere Geschäftszweige übertragen, und jeder war für seine Verrichtungen persönlich verantwortlich. Ueber ihnen stand das Oberamt als unmittelbare Oberaufsichtsbehörde, mahnend, warnend, hilfegewährend, und nach Umständen auch strafend. In dazu geeigneten Gemeinde-Angelegenheiten gingen die Amtsberichte, so wie die Rekurse der Gemeinden und einzelner Gemeindebürger an die Regierung nach Freiburg.

In Gemäßheit der vormaligen Breisgau Landständischen Verfassung, in welcher auch das Frickthal inbegriffen war, und welche wir hienach ausführlicher behandeln werden, war noch für jede der beiden Landschaften, Frickthal und Möhlibach so wie für die zur Herrschaft Rheinfelden gehörige überrheinische Landschaft Rheinthal, ein besonderer Beamter aufgestellt, Obervogtei-Verwalter, er hatte sowohl bei dem Oberamt als bei den Landständen die Landschaft zu vertreten; auch die vom erstern in geeigneten Fällen an ihn erlassenen Aufträge in Vollzug zu setzen.

Derjenige des Frickthals befand sich die längste Zeit in Frick, und jener des Möhlibachs in Möhlin, woselbst die hiezu tüchtigen Männer auserwählt wurden, welche jedoch auch in einem andern Orte der Landschaft gesucht und gefunden werden konnten. Die Ernennung der Obervogteiverwalter stund dem Oberamt zu, auf gutächtlichem Vorschlag sämmtlicher Gemeindevorsteher jeder Landschaft.

Diese Obervogteiverwalter waren eigentlich politische Agenten der breisgauischen Landstände, ihre Verrichtungen beschränkten sich daher auf die landständischen Angelegenheiten, mit ortsbürgerlichen Geschäften hatten sie sich nicht zu befassen.

Landständische Verfassung im vormals österreichischen Breisgau.

Im allgemeinsten Sinn des Wortes stellen Landstände oder Stände des Landes das Land selbst vor; sie haben das Recht, in Landesangelegenheiten durch Repräsentanten zusammen zu treten und Beschlüsse zu fassen.

Die breisgauischen Landstände bestunden aus drei Klassen der Staatsangehörigen, nämlich: 1) aus dem Stande der Prälaten, zu welchem

auch die Universität zu Freiburg gehörte; 2) aus dem Ritterstand; und 3) aus dem Stande der Städte und Landschaften.

Der dritte Stand des obern Rheinviertels, zu welchem das Frickthal gehörte, bestund aus den Städten: Waldshut, Laufenburg, Rheinfelden und Säckingen mit Wehr, den Landschaften der Herrschaft Rheinfelden, Laufenburg und der Grafschaft Hauenstein.

Zum Prälaten-Stand gehörte das Chorherrenstift in Rheinfelden und das Damenstift Olsberg.

Den so gestalteten Ständen des Breisgau's kam die ökonomische Verwaltung des Landes zu. Zu diesem Zwecke hatte sie eine organische Einrichtung, welche A. aus einem landständischen Deputations-Konvent, und B. aus einem landständischen Konseß bestand.

A. Der Deputations-Konvent, aus den sämmtlichen Deputirten aller drei Stände des Landes bestehend, besaß und übte die obern ständischen Befugnisse hinsichtlich der ökonomischen Verwaltung des Landes aus. Er hatte daher die dahin bezüglichen Direktivregeln aufzustellen. Dieser große Konvent war aber keine Hoheits- oder gesetzgebende Behörde, sondern eine obere Verwaltungsstelle für bestimmte Einnahmen und Gefälle, sowie für die Abgaben und sonstigen Leistungen, welche das Land an den Landesfürsten und an verschiedene Institute zu machen hatte.

Zu den ständischen Landesgefällen gehörte das Weinohmgeld, Salzaccis, Papierstempel, die alljährlich auszuschreibende ordinäre Dominikal- und Rustikalsteuer, eine auf die grundherrlichen Rechte und Gefälle und alles Grundeigenthum verlegte, sehr mäßige Grund- und Vermögenssteuer.

Die ordinäre Grund- und Dominikalsteuer, wie sie in letzter Zeit der österreichischen Regierung im Frickthal bestimmt war, ist folgendermaßen bezogen worden:

Bezirk Rheinfelden.

Von sämmtlichen Gemeinden.

a. Rustikalsteuer in runder Zahl . . .	fl. 4840
b. Dominikalsteuer	„ 493
c. Von den Pfarreien	„ 371
	fl. 6218

Bezirk Laufenburg.

Von sämmtlichen Gemeinden.

a. Rustikalsteuer in runder Zahl . . .	fl. 4111
b. Dominikalsteuer	„ 493
c. Von den Pfarreien	„ 371
	fl. 4975

Die Gesammtsteuer des Frickthals betrug demnach in runder Zahl 11,193 fl.

Aus dem Ertrag dieser verschiedenen Einnahmen hatten die Stände die an den Landesfürsten zu entrichtende Abgabe unter dem Namen miliare ordinarium (auch contributionale genannt) zu bestreiten, so wie ihre eigenen Landesverwaltungskosten, welche sich jährlich auf etwa 40,000 fl. beliefen.

Das Recht, eine von dem Landesfürsten begehrte außerordentliche Landessteuer zu bewilligen und auszuschreiben, kam ebenfalls ausschließlich dem landständischen Deputations-Konvent zu. Ein solches durch außerordentliche Zeitumstände herbeigeführtes Begehren pflegten die breisgauischen Landstände niemals zu verweigern oder gänzlich abzulehnen; hingegen ward zu verschiedener Zeit die Ermäßigung solcher Steuerforderung, je nach Umständen auf die Bedrängnisse und große Noth des Landes begründet, nachgesucht, und von dem Landesfürsten auch zeitgemäß gewährt. Diesem Recht der Steuerausschreibung stund auch das nicht minder beschwerliche Recht zur Seite, nach Erforderniß für das Land Schulden kontrahiren zu dürfen.

Durch die langjährigen Kriege sind die landständischen Schulden, unter den verschiedenen Namen von Dominikal- und Aerarial-Obligationen und Zuschuß-Kapitalien bis zum Monat März 1801 auf 2,635,613 und die rückständigen Zinse davon auf 88,099 Gulden angestiegen.

Der landständische Deputations-Konvent versammelte sich in der Regel nur ein Mal des Jahres, wenn nicht außerordentliche Umstände auch eine außerordentliche Versammlung erheischten. Das ständische Landhaus zu Freiburg war dessen Versammlungsort.

B. Der landständische Konseß war ein Ausschuß von allen drei Ständen, welcher die ihm zustehende Landesverwaltung bestimmten Vorschriften gemäß zu besorgen hatte. Er bestund aus einem Präsidenten, welcher vom Landesdeputations-Konvent gewählt, nur von dem Landesfürsten bestätiget wurde, und aus zwei Mitgliedern von jedem Stande, Assessoren genannt. Der erste und dritte Stand wählten aus ihrer Mitte ihre zwei Assessoren; die des zweiten Standes, die Ritter, turnirten zu zwei und zwei. Die Mitglieder des Konsesses bezogen ihre fixen Besoldungen aus der ständischen Domestikalkasse. Der Konseß hielt seine Sitzungen von 14 zu 14 Tagen im Landhaus, wo er seine eigene Kanzlei hatte; diese war einem Syndikus untergeordnet, welcher die land-

ständischen Geschäfte zu führen und zu beaufsichtigen hatte; ihm war ein Einnehmer, ein Buchhalter und das übrige nothwendige Kanzleipersonal beigegeben.

Auch die Erhebung der Bevölkerung und des Viehstandes gehörte zum Geschäftskreis der Landstände. Aber wichtiger, besonders für die persönliche Freiheit der jungen Bürger, war die dem Breisgau im Jahre 1791 auferlegte Verpflichtung der Landstände, das sogeheißene vorderösterreichische Landesregiment, im Verein mit den schwäbisch österreichischen Ständen, in kompletem Stand von 3600 Mann zu erhalten und in Kriegszeiten 200 Mann Rekruten zur Kavallerie zu liefern. Diese Rekrutirung war jedoch rücksichtlich des Standes der Bevölkerung keineswegs drückend, da sie mit keiner Konskription verknüpft, und das Land sogar, auch ohne Rekrutenspiel, wie es sonst geübt wurde, die von Zeit zu Zeit erforderlichen wenigen Rekruten aus sittenlosen und verwilderten jungen Leuten zu wählen befugt war, denen die militärische Subordination zu einem angemessenen sittlichen Kurmittel werden konnte. Weniger ersprießlich war dem Land die Erbauung und Unterhaltung einer Kaserne zur Aufnahme von etwa 1000 Mann und des für sie erforderlichen Militär-Spitals.

Den Rechten der breisgauischen Landstände und ihrer organischen Wirksamkeit unbeschadet, war diese der Ueberwachung der Landesregierung unterworfen, durch welche in der Regel die Gesuche und Vorstellungen der Landstände an den Hof gingen, oder sie ward über allenfalls direkt dahin gesendete Eingaben berichtlich einvernommen.

Volks-Schulwesen.

Im gesammten österreichischen Breisgau, wohin das Frickthal gehörte, befand sich das Land-Schulwesen seit langer Zeit besonders während es mit Kriegsgetümmel belastet war, ohne genügende Pflege und Obsorge, die es doch überall und zu allen Zeiten bedarf.

Unter der Regierung der Kaiserin Maria Theresia erschien die allgemeine Schulordnung vom 6. Dezember 1774. Durch diese ward das gleichsam schlummernde Schulwesen der vorderösterreichischen Lande wieder aufgeweckt und zu frischer Lebensthätigkeit angeregt. Durch diese neue Ordnung im Schulwesen erhielt auch das Breisgau die sogenannte Normalschule, welche wie in Wien und in allen Provinzial-Hauptstädten der österreichischen Staaten, ebenso auch zu Freiburg zur Musterschule

für alle Landschulen erhoben wurde, wo die Lehrer derselben ihren mehrern Unterricht¹, und bessere Ausbildung im Lehrdienste einzuholen hatten, da in ganz Vorderösterreich kein eigentliches Schullehrerseminar bestand. War die Normal- oder Musterschule mit so vielen Schulkindern angehäuft, so wurden die jüngern derselben in eine besondere Schule abgesondert, und diese hieß sodann eine Trivialschule.

So umständlich und umfassend diese neue Schulordnung bearbeitet und noch mit besondern Instruktionen für Schullehrer und Schulaufseher begleitet war, so folgten ihr gleichwohl noch mehrfältige Nachträge, Erläuterungen und Verbesserungen.

Die theresianische Schulordnung verdient auch noch jetzt in mancher Beziehung Beachtung. Wenn in Befolgung derselben der Lehrer der untern Schule die Kinder vom 6. Altersjahr an in zwei Klassen, vom Buchstabiren bis zum vollkommenen Lesen, Schreiben und Rechnen führen soll; hatte der Lehrer der Normalschule seine Schüler in der dritten und vierten und theilweise noch in einer fünften Klasse, in den ersten Lehrfächern mehr und mehr zur größern Vollkommenheit zu bringen, in der deutschen Sprachlehre vorwärts zu schreiten, nebenbei mit den Anfangsgründen der Mechanik, der Geometrie und der bürgerlichen Baukunst ꝛc. und in letzter Klasse mit den Anfangsgründen der lateinischen Sprache sie vertraut zu machen. Der Religionsunterricht ging stufenweise durch alle Lehrklassen. Die Schulordnung enthielt eine sehr bindende Vorschrift für den regen Eifer und Fleiß der Schullehrer so wie für den fleißigen Schulbesuch der Schulkinder; über letztern hatte jeder Lehrer ein eigenes, mit bestimmten Rubriken versehenes Buch zu führen. Auch war demselben zur besondern Pflicht gemacht darauf zu halten, daß die Schulhäuser, wie jede Schulgemeinde eines besitzen soll, zweckmäßig, und die Schulstuben geräumig und heiter genug seien. Zur Aufsicht über die Schullehrer waren für bezeichnete Kreise besondere Schulaufseher bestellt. Diesen Schulinspektoren, auch Schulkommission genannt, war eine weit ausgedehnte Amtsbefugniß eingeräumt. Es war ihnen nicht nur die zeitweise Visitation aller Schulen ihres Kreises aufgegeben, sondern sie hatten auch in der Zwischenzeit über alle Anstände, die sich bei dieser oder jener Schule ergaben, so über jeden nothwendigen Lehrerwechsel besondere Amtsberichte an die Oberschuldirektion nach Freiburg zu erstatten; bei Erledigung einer Lehrerstelle waren sie befugt, provisorisch einen andern zu bestellen, und für die definitive Wiederbesetzung derselben ihren Vorschlag zu machen. Allein die Institution

solcher besondern Schulinspektorate hatte keine lange Dauer, denn die Bezahlung solcher Inspektoren wurde der Regierung bald lästig, obwohl eben zur Schonung der Staatskasse diese Schulinspektion da und dort schon pensionirten Beamten übertragen wurde, die keine Schulmänner waren und deßhalb ihrem neuen Amtstitel als Schulinspektor auch mit gutem Willen nicht zu entsprechen vermochten, wovon sich die Oberschuldirektion durch ihre von Zeit zu Zeit angeordneten Schulvisitationen sehr bald überzeugen mußte. Die besondern Schulinspektorate sind daher wieder eingegangen.

Der letzte Schulinspektor des obern Rheinviertels, zu welchem nicht nur das Frickthal, sondern auch das überrheinische Rheinthal und ein Theil des Schwarzwaldes gehörte, war Ernst Schernberg von Frick, vormaliger Schultheiß der Stadt Säckingen. Sein Schulkreis umfaßte 121 Schulen, die er zu beaufsichtigen hatte; wahrlich für den schon bejahrten Mann eine zu große Aufgabe. Schernberg ist bei der Abtrennung des Frickthals vom Breisgau in seinem Vaterland zurückgeblieben und mit diesem an den Kanton Aargau übergegangen, wo er späterhin als einer seiner Appellationsräthe in Aarau verstorben ist.

Das Schlimmste und Nachtheiligste bei der vorderösterreichischen Landschuleinrichtung war im Allgemeinen nebst dem Mangel eines Schullehrerseminars, die niedere Besoldung der Schullehrer; diese wurde fast überall von der Gemeinde, den Schulkindern und aus dem Kirchengut ohne irgend einen Beitrag von Seite des Staats so karg zusammen getragen, daß der Landschullehrer, welcher nicht zugleich den Kirchendienst (als Siegrist oder Küster) zu versehen hatte, so ihm mehr als der Lehrdienst abtrug, sich und seine Familie daraus nicht erhalten konnte, ohne Zuhilfnahme noch eines andern Gewerbes; deswegen war denselben auch neben dem Lehramt noch jedes andere damit verträgliche Gewerbe zu treiben gestattet; nur keine Weinwirthschaft, welches ihnen gänzlich verboten war.

Für die weibliche Erziehung bestund, außer den Mädchenschulen in den Frauenklöstern zu Freiburg und einigen andern Städten, keine besondere Vorsorge und auch diese wenigen Klosterschulen, blos unter die allgemeine Staatsaufsicht gestellt, haben ihre Entstehung und ihren Fortbestand allernächst der eigenen Erziehungslust und dem Zwecke der Erhaltung dieser frommen Frauen-Vereine zu verdanken; weniger zweckmäßig sind sie mehr für Töchter wohlhabender Stadtbewohner als für gemeine Landmädchen berechnet und eingerichtet.

Auch im Frickthal ist bald nach seiner Vereinigung mit dem Aargau aus dem vormaligen Nonnenkloster in Olsberg eine wirkliche Erziehungsanstalt erstanden.

Schon von Kaiser Leopold II. wurden die frommen Nonnen dieser Klausur von Olsberg ihrer strengen Gelübde entbunden und ihr Klosterhaus in ein weltliches Damenstift umgewandelt, mit der weitern Anordnung, daß nicht, wie früher, nur stiftsadelige Fräulein, sondern auch die Töchter von Staatsbeamten, ohne einer adeligen Abstammung zu bedürfen, dahin aufgenommen werden sollen; wobei diesen Stiftsdamen der Zurücktritt in die freie Welt für alle Zeiten offen behalten wurde.

Bei eingetretener Landesherrlichkeit der aargauischen Regierung wurde sofort diesem Damenstift die viel gemeinnützlichere Bestimmung einer weiblichen Erziehungsanstalt gegeben. Um bei der innern Hauseinrichtung und vollständigen Organisation einer solchen Anstalt nicht beengt oder gehemmt zu sein, wurden den noch zurückgebliebenen drei Stiftsdamen, den freien Austritt aus dem Stiftsgebäude ihnen gewährend, zugleich anständige Pensionen ausgeworfen zu ihrem anderwärtigen standesmäßigen Lebensunterhalt. Es bleibt immerhin zu beklagen, daß diese wohlthätige weibliche Erziehungsanstalt, auch von andern Kantonen geschätzt und benutzt, nur Jahre erlebte, indem sie einer parlamentarisch erkämpften Ansicht zum Opfer gebracht wurde, der Ansicht nämlich, daß dieser besondere Stiftungsfond, welcher mit den Gebäulichkeiten, Lehenhöfen, Garten und andern Grundstücken, Zehnten und Bodenzinsen sich über 300,000 Fr. belaufen soll, in den allgemeinen Kantonsschulfond geworfen, der Gesammtheit gemeinnütziger werde. Man kann es dem Frickthal nicht verargen, wenn es, durch eine solche einseitige Meinung nicht befriedigt, auf die theilweise Entfremdung dieses bedeutenden frickthalischen Separatfondes, nicht ohne schmerzliche Empfindungen zurückblickt.

In den Vierziger Jahren wurde sodann in den Stiftsgebäuden von Olsberg von der Lehrerin Josephine Stadlin von Zug ein von der Kantonsregierung begünstigtes Lehrinstitut für Mädchen errichtet.

Wenn wir hier noch auf das Landschulwesen im Allgemeinen, wie es früher im Frickthal bestund, und nun gegenwärtig besteht, einen vergleichenden Blick werfen, so läßt sich unmöglich verkennen, daß dasselbe durch die

Einverleibung in den Kanton Aargau in mancher Beziehung bedeutend gewonnen habe.

Vor Allem war es dem Frickthal heilsam, seine Schullehrerkandidaten an das gleich anfänglich in Aarau errichtete und später nach Lenzburg versetzte Schullehrerseminar absenden zu können, wo sie zu bessern Schullehrern gebildet wurden, als bisher in vielen Orten der Landschaft zu finden waren.

Wir wollen übrigens in das Innere der Schulen selbst nicht eindringen, um zu erforschen, ob bei der gegenwärtigen allgemeinen Schuleinrichtung des Kantons überall gut gelehrt und gelernt werde; und ob die jetzt aufgestellten Schulpflegen und Schulinspektoren, wie zu wünschen ist, ihrer wichtigen und mühsamen Aufgabe genügend und befriedigend entsprechen. Allein das sollen wir hier nicht zu erwähnen unterlassen, daß im Frickthal, seitdem es aargauisch geworden, die früher verzeigten 32 Schulen sich bis auf 42 vermehrt haben, und übereinstimmend damit auch eben so viel Schulhäuser erbaut worden sind.

Religion, Geistlichkeit, Kirchenverwaltung.

Die gesammte Bevölkerung der frickthalischen Gemeinden bekennt sich zur christlich-katholischen Religion, zu dem von Voreltern, von Geschlecht zu Geschlecht vererbten Glauben und kirchlichen Kultus. Auch die Zeit der Reformation, welche bis an ihre Landesgrenze sich ausdehnte, vermochte nicht, sie darin zu erschüttern. Man blieb dem angewöhnten Gottesdienst anhänglich. Dem ungeachtet fanden im Frickthal zu jeder Zeit auch andere Glaubensgenossen ungehinderte Ansiedelung, und es vermehren sich besonders in neuerer Zeit die Familien, welche ungestört in gemischter Ehe leben.

Die Geistlichkeit des Frickthals von Pfarrpfründen und mehreren Kaplaneien, nebst der vormals Maltheser-Ordenspfarrei Leuggern, bildeten früher, wie noch gegenwärtig, ein Kuratkapitel, welchem ein Dekan, ein Kammerer und einige Juraten vorstehen; in ihrer jährlichen Kapitelsversammlung wurden hauptsächlich Kirchen-, Schul- und Personalangelegenheiten vorgetragen, berathen und meistentheils friedlich abgethan.

Alle Pfarr- und Kaplaneistellen waren mit genüglichem Pfrundvermögen dotirt, aus welchem die Pfründner ihre Besoldungen bezogen, da und dort mit Zuschüssen von den Gemeinden, den Kirchen und andern

Stiftungen. Von Seite der Staatsregierung wurden keine Beiträge hiezu erforderlich, weil auch die geringste Pfarrpfründe ihre tausend Franken abtrug.

Jedoch mögen alle die sogenannten fetten Pfründen in neuerer Zeit durch die Aufhebung des kleinen Zehntens, durch den Loskauf des großen Zehntens und der Bodenzinse und durch noch andere zeitgemäße Verfügungen immerhin empfindlich geschmälert worden sein. Dem ungeachtet darf die Landgeistlichkeit des Frickthals, auch in ökonomischer Beziehung, bei Vergleichung zwischen da und anderwärts sich genugsam befriedigt finden, da sie bei einer allgemeinen Pfrundreform, durch allfällige Klassifikation, eher zu verlieren als zu gewinnen haben dürfte.

Das Kollegiatstift zu St. Martin in Rheinfelden bildete ein für sich bestehendes Kapitel, welches sich mit seinen eigenen Kirchen-, Stifts- und Verwaltungsgeschäften zu befassen hat. Dasselbe besteht aus einem Propst, einem Kustos und vier Chorherren, nebst vier Kaplänen. Der jüngste Chorherr ist statutenmäßig zugleich Stadtpfarrer, welcher diese Stelle im Namen des Stifts zu versehen und zu besorgen hat.

Zu allen diesen Stiftspfründen mit Ausnahme der Kaplaneien, welche theils das Stift selbst, theils die Stadt zu vergeben hat, wurde bis zur Zeit der Trennung von Oesterreich das Wahlrecht von dem kais. österreichischen Hofe und für ein Kanonikat von der Hochschule zu Freiburg im Breisgau ausgeübt, welches sodann erbrechtsmäßig an die aargauische Regierung übergegangen ist. Auf gleiche Weise sind von derselben Regierung die übrigen Kollaturen der Pfarreien des Frickthals, welche auswärtigen Kollatoren angehörten, als Ehrenrechte, von Staatswegen an sich gezogen worden.* Die Abtretung des Frickthals an die Schweiz war den beiden Kapuziner-Klöstern zu Rheinfelden und Laufenburg das Signal zur Auswanderung über den Rhein, in andere breisgauische Klöster ihres Ordens, weil sie, ohnehin auf eine geringe Anzahl ihrer Konventualen herabgeschmolzen, mit der Schweizer-Kapuziner-Provinz vereiniget

* Der Deutschorden war Kollator von den Pfarrpfründen Frick und Möhlin. Das fürstliche Damenstift Säckingen von der Pfarrei Laufenburg und von jenen der Gemeinden Kaisten, Stein, Obermumpf, Mumpf, Wegenstetten, sowie von allen Kirchgemeinden des Mettauer-, Sulz- und Gansinger-Thals; das Domstift Arlesheim von jenen von Zeiningen und Kaiser-Augst. Das Kloster Maria-Stein endlich von jener zu Wittnau. Die Kollaturen von Eiken, Wölflinswyl und Herznach gehören dem Kollegiatstift Rheinfelden.

zu werden, sich so sehr scheuten, daß selbst die schwere Trennung von einem seiner Frömmigkeit und Freigebigkeit wegen ihnen lieb gewordenen Land und Volk, sie von der Auswanderung nicht zurückhalten konnte. Auch dort, im Großherzogthum Baden, gingen die frommen Männer ihrem baldigen Aussterben entgegen.

Zur Zeit der Vereinigung des Frickthals mit dem Kanton Aargau stund das Kirchenwesen und die Geistlichkeit des Landes unter dem Hirtenstab des Bischofs von Basel. Freiherr Xaver von Neveu war damals Bischof. Da das Domkapitel dieses Bisthums seinen bisherigen Sitz in Pruntrut der Kriegszeiten wegen verlassen hatte, und in's Breisgau ausgewandert war, und nach dem Hinscheid des Bischofs von Roggenbach, im Münster zu Freiburg den Freiherrn von Neveu zum Bischof erwählt hatte (1794), verlegte dieser seinen Wohnsitz in sein eigenthümliches Haus nach Offenburg. Der neue Bischof, ein schon bejahrter Mann, verwaltete sein Oberhirtenamt in großer Stille und mit vieler Friedfertigkeit, was bei einem gänzlichen Stillstand in allen geistlichen und kirchlichen Einrichtungen, während es hierin im benachbarten Frankreich stürmte und tobte, immerhin noch wünschens- und lobenswerth sein mochte.

Wegen der großen Entfernung von Offenburg wurde im Frickthal wie in andern entfernten Theilen des Bisthums ein bischöflicher Kommissär aufgestellt, und dem jeweiligen Stiftspropst von Rheinfelden übertragen. Später nach dem Tode des Koadjutors Propst Glutz von Solothurn, und nach dem nachherigen Ableben des Provikars und Offizials Tschan in Schönenwerd, ist das bischöfliche Kommissariat in Rheinfelden zu einem Provikariat und Offizialität erhoben, und dem würdigen Stiftspropst und Domkapitular Dr. Wohnlich daselbst übertragen worden (1824).

Die österreichischen Verordnungen in geistlichen und kirchlichen Dingen, welche im Frickthal wie im ganzen Breisgau in gesetzlicher Kraft bestunden, begrenzten den Wirkungskreis, inner welchem der bischöfliche General-Provikar bei seinen höhern Amtsverrichtungen sich zu bewegen hatte. In voranbeschriebener Gestalt ging die Bisthumsverwaltung des Frickthals an den Kanton Aargau über.

Während eben dieser Zeit stund die katholische Bevölkerung der aargauischen Grafschaft Baden und der Freien-Aemter, sowie die Kantone St. Gallen, Appenzell, Thurgau und sämmtliche kleine Kantone, unter dem Bischof von Konstanz. Das Bisthum Konstanz ist unter des Freiherrn v. Dalberg's trefflicher Leitung berühmt geworden. Nach Dalberg's

Ableben 1817 wurde der Freiherr Jos. Heinrich von Wessenberg Bischof. Seine kluge und einsichtsvolle Bisthumsverwaltung ward überall als segensreich anerkannt. Wenn es hier nicht der Ort und nicht an der Zeit ist, von dessen fruchtbarer Wirksamkeit und den vielen vorsichtlichen Institutionen ausführlich zu sprechen, so können wir uns doch nicht enthalten, seiner auch im Kanton Aargau eingeführten, zur Fortbildung der Geistlichkeit gedeihlichen Konferenzverhandlungen, der im Einverständniß mit der Regierung abgeänderten Statuten des Chorherrenstifts in Zurzach, wonach die dasigen Chorherrnstellen vornehmlich zu Ruhepfründen für alte, gebrechliche und verdiente Pfarrgeistliche bestimmt wurden; der Aufstellung einer geistlichen Prüfungskommission für die Bewerber für Pfarrpfründen u. dgl. m. rühmlich zu erwähnen. Es kann daher nicht befremden und nicht bestritten werden, daß die, vorzüglich von den kleinen Kantonen, nicht ohne fremden politischen Einfluß betriebene Abtrennung der schweizerischen Stände von dem Bisthum Konstanz, gegen welche der Kanton Aargau sich immerfort feierlich verwahrte, in baldiger Zeit darauf von allen, selbst von den hiefür thätigen Urkantonen, bereut und beklagt worden ist. Wenn auch Herr von Wessenberg in späterer Zeit, aus nicht unbekannten, für ihn nicht unrühmlichen Gründen bei dem römischen Hofe in Ungnade gefallen ist, so bleibt nichts desto minder sein Ruhm als wahrhaftiger hoher Priester, als Schriftgelehrter, Sittenlehrer und für Religion und Tugend begeisterter Dichter, unverwelklich.

Zu den werthvollen Erbgütern, welche das Fricktҳal dem Kanton Aargau zubrachte, gehört vornehmlich die gesetzliche Landeseinrichtung in Kirchensachen. Der hochgefeierte Kaiser Josef II., auf der von seiner glorreichen Kaiserin Mutter, Maria Theresia, gebrochenen Bahn fortschreitend, behauptete mit Muth und Kraft seine Landeshoheitsrechte der Kirche gegenüber. Dadurch hat die früher geübte Macht des Papstes und seiner Kurie empfindliche Noth gelitten; denn die bischöflichen Rechte wurden gegen die Uebermacht der päpstlichen Tiara in landesfürstlichen Schutz genommen; den allzuhäufigen Rekursen der Gläubigen nach Rom wurden wohlthätige Schranken gesetzt und hiedurch den unnöthigen Dispenstaxen der Weg nach Rom abgeschnitten; das landesherrliche Plazet für päpstliche und bischöfliche Verordnungen durfte nimmermehr umgangen werden; kein katholischer Pfarrer durfte ungestraft die kirchliche Einsegnung einer gemischten Ehe verweigern und dergl. m.

Johann Rudolf Wettstein's Sittenmandat.

Historische Skizze von R. Kelterborn.

Es ist eine durchaus irrige Ansicht, wenn die Kinder der Neuzeit glauben, das Ueberfluthen mit Gesetzen, Verordnungen und Mandaten sei gerade unserem Zeitalter vorbehalten, in der guten alten Zeit habe man frisch und fröhlich in den Tag hineingelebt, jeder sei sein Herr und Meister und seines Glückes Schmied gewesen. Im Gegentheil, zur Zeit des Zunftzwanges, der geistlichen und weltlichen Doppelherrschaft, wo auch das kleinste Gemeinwesen eine ganze Polykratie von Beamten hatte, da war man bis in die hintersten Winkel der Werkstätte, bis in die traulichsten Kreise des Familienlebens durch Ordonnanzen eingeschränkt, durch strikte Formen gebunden. Die Ausbreitung der Buchdruckerkunst mag das Ihrige dazu beigetragen haben, gesetzgeberische Naturen zu befruchten und zu zahl- und umfangreichen Erlassen anzuregen. Die Reformation brachte noch ein anderes, ein sehr gewichtiges Motiv; denn hatten die kühnen Verfechter der Kirchenreinigung die Sittenlosigkeit ihrer Zeit zum großen Theil der Sittenlosigkeit der Kirche zugeschrieben, so mußten sie es sich nun angelegen sein lassen, mit den von menschlichen Zuthaten gesäuberten Glaubenssätzen auch die öffentliche Moral wieder auf einen gesunden Boden zu stellen, das war eine um so schwerere Arbeit, als die Aufregung der Reformationsperiode auch alle unlautern Elemente in fieberhafte Gährung versetzt hatte, eine Erscheinung, die natürlich von den Anhängern der römischen Hierarchie nach ihrem Sinne gedeutet wurde. Ein dritter Grund, mannigfache Verhältnisse auf gesetzmäßige Weise zu ordnen und festzustellen, ist darin zu erkennen, daß die wilde Zeit der Reformation und ihrer Kriege, in deren Geleit Flucht und Niederlassung, Vermögenspfändung, Aechtung und Verbannung an der Tagesordnung waren, unbedingt dazu aufforderte, von Staatswegen die Begriffe über Güterrecht, Bürgerpflicht und ähnliches genau und unantastbar festzustellen. Man sehnte sich nach Frieden, man begrüßte die Ordnung, man ließ sich vieles gefallen, um nur endlich einmal sicher seine Pfade wandeln zu können.

Immerhin ließ man es sich auch in jenen Zeiten der Aufregung, der drohenden und wirklich ausgebrochenen Kriege, nicht nehmen, ein gemüthliches Stündlein mit einzuflechten. Das zeigt die Chronik der kleinen Stadt Schaffhausen, die recht lebenslustig und mit anerkennenswerther Selbständigkeit den großen Herren ihrer Nachbarschaft mehr als einmal den Ehrentrunk geboten. Als 1563 Kaiser Ferdinand I. die Rheingegenden besuchte, wurde er feierlich von Waldshut abgeholt, dreihundert Bürger der längst in den Schweizerbund eingetretenen Stadt gaben ihm in Waffen das Geleite. Ein Ochse, ein Fuder Wein und ein Quantum Hafer bildeten das Ehrengeschenk. Ja, man hielt sogar für feierliche Anlässe Pferde und Kutschen im städtischen Marstall. Als solche galten namentlich die Anwesenheit herzoglicher Gäste auf dem nahen Schlosse Hohentwiel. 1615 sandte Schaffhausen dem dort ankommenden Herzoge Friedrich Geschenke entgegen, dabei die Einladung, ihre Stadt zu besuchen; und der Gast erschien wirklich mit 140 Personen und 126 Pferden, die auf Regierungskosten frei gehalten wurden. Aehnliches geschah später noch mehrmals, doch Schaffhausen, um ja nicht fürstendienerisch zu erscheinen, erzeigte 1697 dem Herzog Eberhard Friedrich die Ehre der Einladung nicht, weil er es unterlassen hatte, der Nachbarstadt seine Ankunft auf Hohentwiel anzuzeigen. Erst später wurde der Fehler wieder gut gemacht. Daß die rege Stadt bei fürstlichen Taufen zu Gevatter stand und sich bei solchen Anlässen nicht knauserig erwies, ist mehr als einmal vorgekommen. Unter den Volksfesten waren die „Schießen" obenan, ein solches in größerm Maßstabe wurde sogar während des dreißigjährigen Krieges (1646) zu Neunkirch abgehalten und vom Bischof zu Konstanz mit einer Ehrengabe bedacht. Oeffentliche dramatische Aufführungen gediehen namentlich unter der Leitung des Rektors Rothfuchs, der 1605 den blinden Tobias in zweitägiger Vorstellung vor das Publikum brachte.

Doch wir müssen uns rheinabwärts nach Basel wenden. Gleich wie nach dem Jahre 1000, als man männiglich den Untergang der Welt erwartet hatte, die Christenheit beim Wiederaufgang der Sonne ebenfalls wieder aufathmete und sich allmälig den weltlichen Lüsten wieder hingab, so mag nach der Sturm- und Drangzeit der Reformation eine zur Weichlichkeit geneigte Erschlaffung und in nicht wenigen Fällen eine zum hohlen Scheindienst führende Kirchenform überhand genommen haben, die einerseits ein Einschreiten auf dem Wege der civilen Gesetzgebung und andererseits eine philosophisch kritische Prüfung von Sein und Schein nothwendig

machte. Für heute beschäftigen wir uns mit dem Erstern. Das Letztere ist später zum Durchbruch gekommen und findet seinen Mann vor allen andern im Helden von Wolfenbüttel.

Wenige Jahre vor seinem Tode hat J. R. Wettstein als Bürgermeister der Republik Basel in ächt landesväterlichem Tone eine Ordnung erlassen, in der er diejenigen Punkte eines sittlichen Zustandes hervorhob, die ihm in damaliger Zeit die wichtigsten und bedrohtesten schienen. Es handelt sich also namentlich um „Heiligung des Sabbaths, Kinderbericht, Bann und andere Kirchensachen, deßgleichen die Abschaffung underschiedlicher eingerissener Sünden, Mißbräuch und Aergernußen." Die Verordnung, eigentlich eine Auffrischung eines Erlasses von 1595, sollte den getreuen lieben Unterthanen der gemeinen Aemter und Herrschaften alljährlich von den Kanzeln verkündet und zu „steiffer observantz und haltung" erinnert werden.

Der mosaischen Gesetzgebung folgend, behandelt unser Erlaß vorerst den Mißbrauch des göttlichen Namens und droht nicht nur den Meineidigen sondern auch den Fluchern mit Geld- und Körperstrafen. Hervorheben müssen wir hier, daß die Zauberei und das Wahrsagen ebenfalls als ein Mißbrauch heiliger Namen aufgefaßt und strafbar erklärt wird. Amtleute, Schultheißen, Vögte, Meier und Weibel werden angehalten, auf die Flucher und Schwörer ein wachsames Auge zu haben, sie zu verwarnen und im Wiederholungsfalle mit Zuziehung des Pfarrers bei der Obrigkeit zu verzeigen.

„Wer aber zum anderen mal, über beschehene abmahnung, sein Fluchen, oder Schweeren beharret; der soll zur Gelt Buß geben zehen Schilling.

Wo ferren auch jemand zum dritten mal unser Verbott, ohnerachtet deß Zuhörers freundlicher erinnerung, überschreitet: der solle zur Straaff ein Pfundt zu erlegen verfallen sein. Und wer also das Gelt nicht zu bezahlen hätte, der soll solches mit dem Thurn, je nach gestaltsame deß verbrechens abzubüssen schuldig sein."

Die Civilablaßkrämerei, die sich hier einschleicht, indem der Reiche seine Sünde mit einem Geldstück berichtigen kann, während der Arme, dem bei mangelhafter Bildung, Noth und Elend das Fluchen näher liegt, solche absitzen muß, diese parteiische Justiz erhebt sich erst in letzter

Instanz, bei der eigentlichen Unverbesserlichkeit, zur Justitia, da Strafe an Leib und Ehre in Aussicht gestellt wird.

„Und auff diese letstere weiß soll man auch verfahren, gegen denjenigen, welche etwan gar erschrockliche Gottslästerung, wider Gott und sein Allerheiligste Maystät möchten außgegossen haben, die dann gleichfahls uns, als der hohen Obrigkeit, ohne alles Mittel, sollen verzeigt und übergeben werden."

Meineidige wurden mit Ruthen gestrichen und mit dem Beil der beiden Schwörfinger beraubt.

Das Schatzgraben und Freikugelgießen, der böse Blick und die übermächtige Gewalt, die man Leichentheilen Gerichteter zuschrieb, namentlich auch Extravaganzen in der Heilkunst trieben im siebzehnten Jahrhundert noch so üppige Blüthen, daß es einer Universitätsstadt wohl anstand, der gesunden Vernunft eine Gasse zu bahnen. Nur ist zu bedauern, daß man die Bethörten nicht mit Vernunftgründen, sondern was den Männern der Justiz viel mehr zusagte, mit igni und ferro zusetzte.

„Sintemalen auch, durch die Teuffelische Zaubery, Wahrsagerey, Beschwöhrung und dergleichen verbottene Abergläubische ding, deren sich etliche mit characteren, vor hawen und stechen, oder mit der bekanten verfluchten Passawischen Kunst, für schiessen, vest, hart, vnd versichert zu machen, gebrauchen, der h. Namme Gottes zum höchsten mißbraucht vnd verlästert, ja an statt Gottes, der leidige Satan, gleichsamb angebettet vnd rahtsgefragt wirt: So gebieten Wir hiemit ernstlich, daß sich Mennigklich solcher gottlosen vnnatürlicher Künsten gäntzlich entziehen, auch niemand dergleichen Wahrsagern, Teuffels-Beschwerern und Segneren, wie auch den Heiden oder Ziginen, jnn oder ausserhalb landts, nachzulauffen, vnd dieselben raths zu fragen, sich gelusten lassen solle. Dann wir bestendig entschlossen, die dißfahls fehlbar befundenen, vermög Göttlicher Gesätzen, an Leib, Ehr, Haab und Gutt, ja auch am Leben, je nach gestalt, vnd befindung ihres übertrettens, ohne Gnad abstraffen zu lassen."

Daß die Basler in der Ausübung des hochnothpeinlichen Halsgerichtes hinter keiner andern Stadt zurückblieben, beweist die Chronik Seite für Seite. Anno 1612 zum Beispiel wurde ein Kirchenräuber folgendermaßen abgethan: „Er wurde mit glühenden Zangen gepfetzt, dann geradbrechet, auf's Rad geflochten, mit heißem Pech gebrannt und endlich mit dem Strangen vom Leben zum Tode gerichtet."

Die grausame Handhabung der Justiz und namentlich das Foltern,

das in Basel mit barbarischer Freigebigkeit geübt wurde, fand bei den zürcherischen Miteidgenossen eine harte Mißbilligung. Als 1661 ein Schuhknecht siebenmal gefoltert und dann enthauptet wurde, erbitterte diese Tyrannei die Zürcher der Art, daß Wettstein, der sich damals gerade in Zürich befand, in Lebensgefahr gerieth und heimlich von dort nach Basel fliehen mußte.

Die Vernachlässigung des Gottesdienstes und die Entheiligung des Sonntags galten für Verbrechen. Die Vorschriften hiefür sind so scharf als einläßlich. Sonderbar lautet es, daß die Regierung von Basel die Sabbathheiligung „zur Abkühlung des gerechten Zornes Gottes" einzuschärfen beflissen war. Keinerlei städtische oder ländliche Arbeit war vor dem Gottesdienst gestattet; nicht einmal Futterschneiden durfte man. Die Wächter und Dorfhüter hatten „steiff und streng" die „Hauskehri" zu machen und nachzusehen, ob die Verordnungen befolgt würden. Nur Schwerkranke waren vom Kirchenbesuche dispensirt. Für die Kinderlehre wird dem Geistlichen ausdrücklich anbefohlen, dieselbe nicht in Form einer kontinuirlichen Predigt abzuhalten, sondern er solle „auf das aller einfältigste" Fragen stellen, mit Freundlichkeit und Sanftmuth, und sie von den jungen Leuten beantworten lassen. „Und weil die erfahrung bezeugt, daß an vielen Orten die Unwissenheit bei den alten eben so groß und noch größer seye als bei der Jugend", so wurden die ersteren angehalten, der Kinderlehre ebenfalls und zwar von Anfang bis zu Ende beizuwohnen. Den Jungen wurde dafür nachgeredet, daß sie sich so früh als möglich zur Kommunion wenden, nur um von dem lästigen Katechisiren befreit zu werden; aus diesem Grunde verlangt Wettstein's Kirchenordnung, daß die Jungen sich im „Kinderbericht" müssen examiniren lassen, „bis sie sich in die Ehe begeben". Da hat wohl mancher aus Verzweiflung geheirathet.

Bei sogestalten Sachen ist es begreiflich, daß die dem Gemeindegeistlichen beigegebenen Bannbrüder fleißig darauf sahen, Nachlässige im Kirchenbesuch, Sabbatschänder, Flucher, Schwörer und ähnliche Uebelthäter zur Anzeige zu bringen, denn „die sollen von uns habenden Obrigkeitlichen Gewalts halben, gehorsam gemacht werden". Besuche von Kirchweihen, die in der Nachbarschaft abgehalten wurden, waren bei „vnausbleiblicher Thurn- und Geltstraaff verbotten".

Der etwas sauertöpfische Ton dieser Verordnungen, gegen den Göthe's Osterfest:

> Zufrieden jauchzet Groß und Klein:
> Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein!

so grell abstößt, findet einen Widerschein in dem jener Zeit angehörenden Ausdruck des Rathschlages von Basel, daß die Oberpfarrer bei ihrer übermäßigen Berufsarbeit ganz „ausgemergelt" seien. Es kamen noch die Zänkereien hinzu, die die weltliche mit der geistlichen Regierung hatte; war es doch ein Basler Geistlicher, der zur Zeit, da Oesterreicher, Schweden und Franzosen von allen Seiten uns umwogten, der Ansicht war, man müsse sich auf das Gebet und nicht auf Kanonen und Musketen verlassen. Dem gallensüchtigen Wesen, das sich gelegentlich Bahn zu brechen suchte, mußten vielleicht die „Kirchenrevisionsmahlzeiten" einigermaßen steuern, die damals von Staatswegen angeordnet waren, denn seit Aeneas Sylvius und wohl noch früher sind unsere Vorfahren darin einig gewesen, daß jewedes Thun und Treiben, so weltliches als geistliches, mit einer wohlbesetzten Tafel zu beschließen sei.

Ehe wir uns von der Kirchenordnung trennen, müssen wir noch einer Institution gedenken, die so recht ein an die Puritaner Englands erinnerndes Streiflicht auf unsere Verhältnisse wirft. Es waren nämlich besondere Gebete verfaßt worden, welche die Wache beim Aufziehen und Abziehen zu verrichten hatte, Gebete, deren Länge es gestattet hätte, inzwischen ein halbes Quartier in Brand zu stecken. Wenn man aus Fachschriften ersieht, wie es damals mit unserer löblichen Stadtmiliz und ihrer Ausrüstung beschaffen war, und wenn man sich diese Mannschaft also betend vorstellt, so muß Jeder Gott danken, daß das liebe Vaterland die Periode des dreißigjährigen Krieges so glimpflich überstanden hat. Das 1666 für die aufziehende Wache festgestellte Gebet lautete:

„Herr, allmächtiger Gott, himmlischer Vater, dieweil wir allhier sind, unserer schuldigen Pflicht nach, diese Stadt und unser geliebtes Vaterland, wider feindlichen Auffatz und Ueberfall unserer Widerwärtigen, wie auch sonst vor Andern zu bewahren, so verleihe uns, daß wir in unserm Beruf und Dienst treu, aufrichtig, geflissen, und unverdrossen seien, alles das zu verrichten, was, unserer Pflicht halben, zustehet. Gib uns auch, daß wir sonderlich in unserm Gemüth, und an unsern Seelen wachtbar seyn in Nüchternheit, Gottseligkeit, Gedanken, Worten, Werken und Thaten, die dir gefällig sind. Weil aber der Wächter ganz umsonst wacht, wenn du, der Herr der Heerscharen, die Stadt nicht selbst bewahret, so wollest du mit deinen heiligen Engeln uns umlagern, eine feurige Mauer sein, nicht allein um diese Stadt, sondern auch um unser ganzes geliebtes Vaterland, und hiemit alle Gewalt von uns abwenden, alle böse blutige Pratiken

und listige Anschläge, so wider uns vorgenommen, zerstören und zu Schanden machen, und hiemit gnädiglich ferne, wie noch bisher, bei der Freiheit deines heiligen Wortes, und unseres Gewissens, und geliebten Vaterlandes schirmen und erhalten, bis daß du endlich deine und unsere Feinde zum Schemel deiner Füße wirst geleget haben, und wir aus diesem irdischen Leben zu dir in die himmlische Freude aufgenommen werden, durch Jesum Christum, unsern Herrn und Heiland, welcher uns also gelehrt hat dich anzurufen und bitten, Unser Vater . . . . ."

Aehnlich lautet das Gebet beim Abzug der Wache.

Doch wir gehen von der geistlichen zur weltlichen Legislatur über. In Anbetracht der eben durchlebten Kriegsläufte, die in unserer Nachbarschaft wie in ganz Deutschland namenloses Elend geschaffen, hielt es Johann Rudolf Wettstein für angezeigt, auf's kräftigste der Sittenlosigkeit und Verschwendung entgegenzusteuern; er mochte ja auf seiner Reise nach Münster des Jammers genug mit eigenen Augen angesehen haben. Die Lokalchronik unserer Nachbarstadt Thann* meldet mit bezeichnenden Worten:

„1618 nimt der 30jährige Schwedenkrieg in dem wegen Kezerey rebellischen Böhmen, mit dem Lutherischen Winterkönig einen leydigen Anfang, welcher unser Vatterland und endlich auch unser Stadt mit Einquartieren, Auflaagen, Beschwärnussen und Blinderungen, so übel betroffen hat, daß unser Vor- und Nebenstadt Jahr und Tag ganz öde gelegen. Ferner 1630: Von diesem Jahr bis ann 1642 hat man allhier keinen Herbst können einmachen, auch keine Fruchtfelder bauen, weilen kein Mensch, kein Vieh auf dem Felde sicher war. 1636: Eine erbärmliche Hungersnoth erfolgte: auf allen Straßen wurden Sterbende und Todte gefunden. Hier gab man ein Schatz Reben sammt dem Herbst um einen Laib Brot: wann einer nur einen solchen sehen ließe, da waren schon 20—30, die sich darum schlagten; Kräuter, Wurzeln, Blätter, Ratten, Mäus, Todte, Aufgehenkte, stinkende Aas und sogar lebendige Menschen wurden ergriffen, ermordet und aufgefressen. Einige fraßen sogar ihre eigne Kinder."

Da solche Szenen sich nur wenige Meilen von Basel ereigneten und flüchtiges Volk genug nach unsrer Stadt kommen mochte, so war eine ernste Weltanschauung gewiß in jeder Hinsicht gerechtfertigt. Es ist nicht zu übersehen, daß um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts auch Erdbeben die Bevölkerung Basels vielfach beunruhigten; eines derselben war so heftig, daß sogar Pfarrer Werenfels zu St. Leonhard die Kanzel ver-

* Herausgegeben von einem Pater Franziskaner.

ließ. Ein anderes wurde geradezu als Vorbedeutung des Hinscheides eines Geistlichen angesehen; so viel hielten die Feinde des Papstthums von ihrem reformirten Oberstpfarrer Gernler, daß sie glaubten, der Himmel setze die Erde in Bewegung, um den Hinscheid seines demüthigen Dieners gehörig zu feiern. Mit der Naturwissenschaft stand man noch auf so gespanntem Fuße, daß am 5. Januar 1665 ein Fast-, Bet- und Bußtag ausgeschrieben wurde, weil sich am Himmel ein „erschrecklicher Komet mit lang ausgebreitetem Schweife" zeigte. Aus früherer Zeit (1474) datirt die seltsame Historia, daß auf dem Kohliberg ein Hahn ein Ei gelegt. Das gottlose Thier wurde sammt seiner Nachbarschaft verbrannt, da man ja gewärtig sein mußte, daß dem Ei, wie man früher oft erlebt, ein Basilisk entschlüpfen könnte. Durch Vermittlung der Zünfte wurden demnach Mandate erlassen, die dem Kleiderluxus, dem Zechen, der Ueppigkeit, dem Tanzen und Springen Schranken setzen sollten. Nichts desto weniger fällt gerade in das Jahr 1659 die Gründung des von der Webern-Zunft gestifteten Ballenhauses, das der Vorläufer des Theaters war, also einer Stätte, die heutzutage noch bei manchen Leuten als Sündentempel angesehen wird. Wenn also heutzutage cholerische und hypochondrische Naturen, die vielleicht in ihrer Jugend ganz gehörig mitgemacht hatten, über die gegenwärtige Genußsucht losziehen, so ist das ganz dasselbe, wie wenn altersschwache Leute, deren Blut am Erstarren ist, über die merkliche Erkaltung der Erde klagen. Du glaubst zu schieben und du wirst geschoben. Bei dem Durchlesen von Wettstein's Erlassen glaubt man in der That nicht selten, sie seien für die Gegenwart und nicht für eine langentschwundene Vergangenheit redigirt worden. Das Ueberladen der Todtenbahren verstorbener Jünglinge und Jungfrauen sollte unterlassen, die Ausschmückung der Särge auf ein vernünftiges Maß reduzirt werden. Zwei Mark Silber Strafe ward dem gesetzt, der der Verfügung zuwiderhandelte.

Das Spielen mit „Karten, Würflen und Wendlen" sollte eingestellt werden. Eine Ausnahme der Männerspiele wurde gestattet, das „Keiglen", so man es nur zur Kurzweil gebrauchen wollte. Man durfte aber keine Nebenwetten anstellen, nichts zu Verkeigeln geben und keine andern Gemeinden einladen. Nach dem Kegelspiel kommt das Heirathen! Hier begegnen wir dem exclusivsten Spießbürgerthum. Das Ehelichen einer auswärtigen Tochter galt als die achte Todsünde. Noch viel weniger sollte eine Baslerin mit einem Ausländer in die Ehe treten. „Wittwen und Döchtern sollen sich mit keinem Frembden verheirathen." Der Trompeter

von Säckingen that also wohl daran, daß er anderswo und nicht in Basel sein Stücklein blies. „Dieweil die Wittwen und Döchtern sich bishero ohne scheuhen mit frembden Mannen und Gesellen, die sich alsdann zum höchsten Nachtheil unsrer Underthanen, im Land selbs eingesetzt, verheurathet haben, uns aber ein solches hinfüro weiters zu gestatten, nicht gemeint; so wöllen wir hiemit Sie die Wittwen und Döchtern gnädiglich verwahrnet haben, daß sie sich keineswegs mehr mit Mannen oder Gesellen verheurathen; Dann da eine oder die andere, Sie were eine Wittfrau oder Dochter, hierüber thun, und also einen Fremden zur Ehe nemmen wurde, die Beede verehelichte, werden wir gestracks mit einandern, und also das Weib, mit ihrem frembden Mann, unsres Landts verschicken."

Die Hochzeitfeier, die selbstverständlich einen häufigen Anlaß zum sogenannten Schlemmen und Prassen bot, wurde von Zeit zu Zeit und so auch in Wettstein's Mandat einer Regelung unterworfen. „In den übrigen sollen die Hochzeiten und Hochzeitfrewden, von den geladenen Hochzeitleuten, in aller Zucht und Ehrbarkeit gehalten, und das Zulauffen der Frembden, so nicht den Hochzeitern zu ehren, sondern nur umb Fressen, Sauffen und Ueppigkeit willen beschicht, nicht gestattet: Jngleichen auch insonderheit, die Morgensuppen, welche bißdahin viel Unraths nach sich gezogen, den Kilchgang verspätiget, etliche voll in die Kirchen gebracht, nicht weniger das Heim- oder Niderführen der Hochzeiterin, üppige Lieder singen, und was darbey weiters fürzugehen pflegt, allerdings und gänzlich abgeschafft sein, und mit erforderlicher Thurn- und Geldstraaff, ohnausbleiblich gestrafft werden."

Das Tanzen war um diese Zeit nur in beschränktem Maße, höchstens bis Abends 10 Uhr erlaubt. Da ein Unterschulmeister im Klingenthal beim Aufspielen mitgeholfen, so ward über dieses Verbrechen großes Aufheben gemacht. Spielleute waren übel angesehen, hat doch schon eine Elsässerchronik vom Jahr 1515 den Vers:

So lang der Ancken thut beim Feuer verlauffen,
Und die Kirschen sich lassen vom Styl abrauffen,
Werden von 100 Spielleut 99 gerne sauffen.*

Hatte die Regierung Mühe, die alten Laster und Versuchungen einzudämmen, so mußte es sie doppelt ärgern, daß sich unter dem Titel Tabaktrinken eine neue Sünde einbürgerte. Diese Unsitte wurde von zunftwegen strenge verpönt, namentlich den Soldaten bei empfindlicher Strafe

* Mieg's Geschichte der Stadt Mülhausen.

widerrathen. Zwei Gulden Strafgeld war das Minimum. Ein Landgeistlicher meinte, wie Peter Ochs erzählt, wenn er die Mäuler der Raucher sehe, so kommen sie ihm vor wie die Kamine der Hölle. Tempora mutantur, seither hat mancher Landgeistlicher den von Apollo präparirten Knaster, den gelben, in Schutz genommen. Auch in der Stadt soll es hie und da vorkommen. Ochs erzählt dann auch, daß die Rauchverbote daran Ursache waren, daß sich in Basel sogenannte „Kämmerlein" bildeten, die als Privatzimmer der Jurisdiktion entzogen waren.

Die Wirthe standen stets in besonderer Fühlung mit Polizei und Amtleuten; sie durften gemeinen Weibern und Lumpen nichts verabreichen und mußten jede zweite Woche den Untervögten Rechenschaft ablegen über „was jemals lasterhafftigs fürgangen".

Anderntheils war auch von Staatswegen der Gast gegenüber dem Wirth in Schutz genommen, denn eine Verordnung, die ebenfalls in Wettstein's Periode fällt, lautet:

„Wir haben erkandt, daß nun hinfüro die Herren- und Mittelwürth allhiesiger Statt, welche das Weinrecht haben, für ein Mahlzeit mit Suppen, Voressen, Fleisch, Gemüse, Bratiß, Gevögel und Fisch oder andern dergleichen Speisen wohl versehen und zuberäitet, zur Irten nicht mehr dann fünffzehn gut batzen fordern sollen." In geringern Wirthschaften durfte man für ein Pfund Fleisch nebst Suppe nicht über 2 Batzen, für Schlafgeld nicht über 3 Rappen verlangen. Von armen Leuten, die „eine Brühe über's Brot" wünschten, war für solche mit Inbegriff des Schlafgeldes die Irte auf 6 Rappen festgestellt. Für die Kindtaufen wurde 1651 verfügt, daß die „erbettenen Gevattern" nicht mehr als auf's Höchste einen Reichsthaler einbinden sollten; „die Gotten Röcklein oder Betzlein sammt dergleichen andern übermäßigen Geschenken sollen gar und gäntzlichen abgeschafft werden".

Die vom Stadtschreiber Hans Rudolph Burckhardt redigirte Ordonnanz Wettstein's schließt mit den Worten: „Nach diesem allem wisse sich Mennig-lich zu richten, vor Schaden und Schanden zu bewahren und zu hüten. Actum et Decretum Montags den zwantzigsten Februarij, Jahrs des Herrn, Eintausend, Sechshundert und Sechtzig."

Bellelay und seine Geschichte.

Von **Frank** in Biel.

Bellelay, dessen Ruf einst weit über die Grenzen unserer Heimath hinausgedrungen ist, liegt ungefähr eine Wegstunde nördlich von Tavannes (Dachsfelden) auf einer Anhöhe. Die Gegend ist öd, melancholisch und wild. In einer Bodenvertiefung, am Saume eines großen Waldes, erhebt sich ein mächtiger Bau, das zu einem kleinen Theile zur Ruine gewordene ehemalige Kloster Bellelay.

Untenher der Ringmauer ergießt sich das Abwasser von vier unter dem Hofe des Klosters sich vereinigenden Brunnquellen. Der anfänglich bloße Laufgraben wird allmälig durch Hinzutritt verschiedener anderer kleiner Gewässer immer größer und bildet schließlich einen ganz ansehnlichen Waldbach: die Sorne.

Wenn der Wanderer den Lauf dieses Baches verfolgt, so tritt er in ungefähr 20 Minuten untenher in eine wildromantische Schlucht, bekannt unter dem Namen Gorges du Pichoux, deren Schönheiten und Eigenthümlichkeiten schon manchen Freund der Natur in Bewunderung versetzten.

Ueber den Ursprung des Namens Bellelay gehen die Ansichten der Ethnologen auseinander, obschon sie im Allgemeinen mit der Gründungsgeschichte des Klosters Bellelay, wie sie uns von Aebten überliefert wird, in welchem Ereignisse auch der Name Bellelay seinen Ursprung haben soll, alle mehr oder weniger einig gehen.

Nach der gewöhnlichen Deutung des Worts kommt Bellelay von belle laie, was verdeutscht „schöner Eber“ heißt. Auf einer andern Seite dagegen glaubt man, daß lay nicht von laie (Eber) herrühre, sondern vielmehr, daß dieses Wort von lagia (Weg, worunter aber auch eine Allee oder ein (Wald-) Durchbruch verstanden werden könne, abgeleitet sei.

Bevor wir uns jedoch der einen oder andern dieser Ideen anschließen können, müssen wir vorerst die nun folgende historische Ueberlieferung kennen, die uns mit der Art und Weise der Gründung des Klosters bekannt macht.

Versetzen wir uns in die Mitte des 12. Jahrhunderts, in die Zeit der Kreuzzüge, wo ganze Völkerschaften des Abendlandes den häuslichen Herd verließen und hinzogen in's gelobte Land, um in Jerusalem am Grabe des Stifters der christlichen Religion, durch Gebete und Ceremonien sich von ihren Sünden zu reinigen.

In unseren Jurabergen sah es zu jener Zeit noch wild und rauh aus. In den gewaltigen finstern Wäldern, in den Schluchten, Höhlen und Bergen hausten wilde Thiere wie Wölfe, Wildschweine und Bären, und machten so jenen Landestheil zu einem höchst unfreundlichen.

Der Berner-Jura, zu jener Zeit zum Bisthum Basel gehörend, umfaßte die heutigen sechs Amtsbezirke mit Einschluß von Neuenstadt, damals Nugerole genannt. Sein Oberhaupt war der Fürstbischof von Basel und dieser hatte Sitz und Stimme auf den Reichstagen.

Moutier-Grandval (Münster) war zu jener Zeit eine blühende Abtei, deren Besitzthum eine sehr große Ausdehnung hatte. Zu ihren Ländereien gehörten in erster Linie das Münster- und das Saugernthal (Val de Soyhières), Jllfingen, Neuenstadt, die Propstei St. Ursitz (St. Ursanne) sowie das ganze St. Jmmerthal. Zuerst war dieselbe von Mönchen des Benediktinerordens, später von Stiftsgeistlichen bewohnt.

In dem bereits ein halbes Jahrhundert andauernden Kampfe zwischen Papst Gregor VII. und dem deutschen Kaiser Heinrich IV., nahm die Abtei Moutier-Grandval Partei gegen den letztern und den Bischof von Basel. Um sich an der Abtei von Münster zu rächen, entriß ihr der Bischof einen großen Theil ihrer Ländereien, säkularisirte sie und machte aus ihr ein Kapitel. Die Besitzungen des Klosters waren jedoch immer noch von sehr beträchtlichem Umfange. Die Leitung lag in den Händen eines Propstes. Als ersten Vorsteher des Kapitels nennen uns die geschichtlichen Ueberlieferungen den Grafen oder Ritter Siginand.

Eines Tages, es soll um's Jahr 1136 gewesen sein, begab sich Siginand mit seinem Gefolge in die benachbarten Wälder auf die Jagd. Nach längerem Umherstreifen gewahrt er plötzlich einen Eber, den er Stunden lang mit der größten Anstrengung verfolgte und endlich unter vielen Gefahren zu erlegen im Stande war. In diesem Momente soll er, voll Bewunderung für das Thier, ausgerufen haben: „Belle lay“! (schöner Eber). Unterdessen aber war der Abend hereingebrochen und er befand sich weit entfernt von seinen Gefährten in einer unheimlichen grausigen Wildniß.

Kein menschlicher Laut, kein Jagdhorn gaben seinem Rufen Antwort. Nichts als das Geschrei wilder Thiere drang zu seinen Ohren. Erst jetzt wurde er gewahr, in welch' gefahrvoller Lage er sich befand. Schon drei Tage und drei Nächte hatte er sich in den finstern, endlosen Wäldern umhergedrängt, ohne einen Ausweg gefunden zu haben. Die übermäßigen Anstrengungen, Hunger und Durst, und die Entbehrung des Schlafes hatten ihm seine Kräfte geraubt. In dieser fatalen Lage, wo ein schrecklicher Tod ihm vor Augen stand, flehte er zu Gott dem Allmächtigen um seinen Beistand und gelobte, daß, wenn er ihn aus diesem Zustande erlöse, er an der Stelle, wo er den Eber erlegt, zu Ehren des h. Augustin ein Gotteshaus errichten lassen werde. Sein Gebet wurde erhört. Am Morgen des vierten Tages fand er endlich den Weg, der ihn aus diesem Labyrinthe befreite. Gott dankbar für die gütige Rettung, ließ er denn auch kurze Zeit darauf an der nämlichen Stelle, wo er den Eber getödtet, seinem Versprechen gemäß, eine St. Augustin geweihte Kapelle errichten, die er mit Gütern reich bedachte. Diese Kapelle stund, wo der Chor der heutigen Kirche. Ein Theil derselben soll noch im Anfange des vorigen Jahrhunderts sichtbar gewesen sein. So lange diese Kapelle bestund, war sie ein Ort der allgemeinen Verehrung, von Seite der Protestanten sowohl wie von Seite der Katholiken.

Kaum war jenes Bethaus erbaut, so wurde der Ort ein Hort für Einsiedler. Diese vermehrten sich allmälig, bis am Ende eine ganze Kolonie von Mönchen des kurz vorher von St. Norbert gegründeten Prämonstratenserordens sich hier angesiedelt hatte.

Zur Seite der Kapelle erhob sich, auf Veranlassung des Bischofs Ortlieb von Froburg, nun ein Kloster, zu dem ein gewisser Gerold, der bis dahin im Kloster vom Lac-du-Joux gewirkt, den Grundstein gelegt haben soll. Durch eine Bulle vom Jahre 1142 erhielt das Kloster vom Papst Innocenz II. die kirchliche Sanktion. Der so eben genannte Gerold war der erste Abt von Bellelay. Er trat sein Amt an im Jahre 1141 und lag demselben ob bis zu seinem Tode im Frühling des Jahres 1170. Gerold war nicht nur ein würdiger Diener Gottes, sondern daneben auch ein sehr thätiger und fleißiger Mann. Während der ganzen Dauer seines Wirkens in Bellelay, nahm ihn in weltlichen Dingen nichts so sehr in Anspruch, wie die Erbauung und die Einrichtungen des Klosters. Seine Gefährten hielt er an zur Arbeit. Nicht nur in den Klosterräumen sollten sie sich bethätigen, sondern auch draußen, in Feld, Flur und Wald mußten

sie die Hände rühren. Inmitten einer großen Wiese stand eine steinerne Brücke mit steinernen Chorstühlen, die den Mönchen als Versammlungsort diente, um ohne Zeitverlust während der Feldarbeit einen Theil ihrer täglichen Gebete hersagen zu können.

Auf Gerold folgten bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts noch 41 Aebte, so daß das Kloster Bellelay, während seines Bestandes von nicht weniger denn 635 Jahren, im Ganzen von 42 Aebten geleitet wurde. Diese Aebte waren folgende:

	Amtsantritt.	Todestag.
1. Gerold	1141	30. April 1170
2. Ludwig	1170	18. „ 1202
3. Richard	1202	17. Febr. 1237
4. Heinrich I.	1237	16. Oktober 1256
5. Jakob I.	1256	22. Mai 1258
6. Konrad	1258	8. Nov. 1270
7. Peter I.	1270	23. Febr. 1292
8. Burkhard	1292	19. „ 1316
9. Lambert	1316	18. Juli 1320
10. Peter II.	1320	26. Dez. 1326
11. Heinrich II.	1326	18. März 1350
12. Peter III.	1350	22. August 1354
13. Jakob II.	1354	21. „ 1358
14. Johann I.	1358	3. Dez. 1365
15. „ II.	1365	2. „ 1374
16. „ III.	1374	23. Okt. 1398
17. „ IV.	1398	20. Sept. 1401
18. Heinrich III.	1401	27. Dez. 1418
19. Heischmann I.	1418	21. Sept. 1426
20. Johann V.	1426	?
21. Peter IV.	?	13. Okt. 1439
22. Heischmann II.	1439	11. Sept. 1448
23. Johann VI.	1448	5. August 1458
24. „ VII.	1458	26. Mai 1483
25. „ VIII.	1483	17. Sept. 1490
26. „ IX.	1490	21. Dez. 1508
27. Niklaus I.	1508	12. Juni 1530
28. Johann X.	1530	19. Dez. 1553

	Amtsantritt.	Todestag.
29. Servasius Fridez	1553	22. Febr. 1561
30. Anton Fottel	1561	25. „ 1574
31. Johann XI.	1574	3. „ 1579
32. Werner Briselance	1579	31. August 1612
33. David Juillerat	1612	17. Febr. 1637
34. Joh. Peter Cuenot	1637	4. März 1666
35. Johann Georg	1666	20. März 1691
36. Norbert Periat	1691	12. Nov. 1692
37. Friedrich von Staal	1692	23. April 1706
38. Johann Georg II. Voirol	1706	17. August 1719
39. Johann Baptiste Lemon	1719	29. Mai 1743
40. Gregor Juliat	1743	30. Nov. 1771
41. Niklaus II.	1772	24. März 1784
42. Ambroise Monnin	1784	1. Dez. 1808.

Von diesen Aebten waren drei von Biel gebürtig. Es sind dies: Jakob II. (1354—1358), Johann VII. (1458—1483) und Niklaus I. (1508—1530).

Wir lesen in einer Schrift von St. Pallain, betitelt: „Vie de l'Abbé Schnell, zu Ehren unserer Stadt: „La ville de Bienne, toujours féconde en grands hommes, en a souvent gratifié l'abbaye „de Bellelay. Entre plusieurs dignes sujets qu'elle lui a procurés, „nous comptons trois abbés, dont le premier fut Jacques, le second „du nom etc.“

Der letzte dieser drei Aebte: Niklaus Schnell von Biel, soll eine in allen Theilen der Rechtswissenschaft sehr bewanderte Persönlichkeit gewesen sein. Der Bischof von Basel erhob ihn zum Mitgliede seines Geheim-Rathes und ernannte ihn zum Visitatoren der Provinzen von Burgund, Auvergne und Savoyen, Beamtungen, denen er allen mit Auszeichnung nachkam.

Das Kloster Bellelay nahm von der Zeit seiner Gründung hinweg immerfort an Ausdehnung seines Besitzthumes zu, von allen Seiten wurden ihm von Jahr zu Jahr großartige Vergabungen zu Theil. Der Abnutzen der das Kloster umgebenden Wälder und Weiden einzig wurde im Jahre 1790 auf nicht weniger denn 20,000 Fr. angeschlagen. In der ersten Zeit seines Bestehens wurde das Kloster am meisten begünstigt und beschenkt von dem schon erwähnten Bischof Ortlieb. Lange Zeit war

Bellelay Lehngut des Kapitels von Moutier-Grandval, erkaufte sich aber später mittelst einer kleinen jährlichen Gülte seine Unabhängigkeit von demselben.

Je am 13. April jeden Jahres hielt Bellelay sein Jahresfest ab, zu welchem die Bewohnerschaft der umliegenden Ortschaften in großer Zahl herbeiströmte. An Sonntagen und an Festlichkeiten in den umliegenden Dörfern, fand sich hinwiederum auch eine Anzahl Mönche von Bellelay, in einfacher Kleidung (weißer, an den Hüften umgürteter Leibrock), und den Priesterstock in der Hand, bei ihnen ein. Sie versahen auch lange Zeit den Gottesdienst in jenen Ortschaften, so z. B. in Tavannes, Chevenez, Lajoux, Bassecourt und Boécourt.

In der Zeitfolge nahm Bellelay immer zu an Ansehen und Macht, nicht allein in kirchlicher, sondern ebenso sehr in politischer Beziehung. Weit und breit fand man kein Kloster, das im Allgemeinen seinen Ordensvorschriften so strenge nachlebte, wie dieses. Von all' den Makeln, die man von den Klöstern zu sehen gewohnt war, machte Bellelay eine Ausnahme. „Die heiligen Väter," so sagt uns Pfarrer Gobat von Pruntrut, „von Jugend auf an reine Sitten, an ein mäßiges Leben, an einen Sinn für's Studium gewöhnt und durch ein rauhes Klima und strenge Ordensregeln im Zügel gehalten, brachten ihre Zeit nicht in der Trägheit, im Müßiggang oder in der wollüstigen Befriedigung ihrer Wünsche zu, wie dies ihnen ungerechter Weise zum Vorwurf gemacht wurde." Die klösterlichen Regeln wurden jedoch auch nicht alle Zeit mit der gleichen Strenge befolgt. In Bellelay gab es nebst den Epochen strenger Frömmigkeit, auch solche der Erschlaffung. Eine Epoche wie die letztere war eingetreten im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts. Quiquerez schildert jene Zustände folgendermaßen:

„Mais de temps à autre il arriva qu'à Bellelay, comme en „bien d'autres monastères, la richesse et le bien-être firent tort „au service de Dieu et nous avons lu aux archives de graves „plaintes contre le relâchement du service paroissial, réduit au „18. siéle, au bon-plaisir des moines et ne consistant plus qu'en „une messe le dimanche, sans instruction réligieuse quelconque, „en sorte que plus d'une fois, l'Evêque fut obligé d'intervenir „et de rappeler les moines que la desserte d'une paroisse ne „consistait pas seulement dans la lecture d'une messe en latin. „Bellelay s'était du reste relâché sur plusieurs points de ses

„statuts claustraux. L'autorité de l'abbé n'etait pas suffisante „pour maintenir l'ordre et la discipline. L'encent du couvent „paraissait trop restreinte aux jeunes moines; souvent on les „voyait parcourir les villages et les métairies fort loin à la „ronde allant où l'on ne devait pas les rencontrer, se faisant „même battre au cabaret. Le voeu de pauvreté n'était pas rigou-„reusement observé; des moines à esprit mercantile reservaient „des relations avec leur familles et faisaient divers négoces par „l'intermédiaire de leur parents. Ceux-ci allaient et venaient „au couvent qui était devenu le centre de ce mouvement dé-„sordonné."

Die Zurückführung der alten Ordnung wurde erst möglich, als Nikolas Deluce im Jahre 1772 zum Abte erhoben wurde. Ihm gelang sein Werk, indem er jeden Klostergeistlichen nöthigte, ein Handwerk zu erlernen, damit sie für ihre Mußestunden Beschäftigung hätten.

In politischer Richtung bildete Bellelay einen selbständigen Theil des Bisthums Basel, dessen Vorsteher an den Deputirten-Versammlungen der Landesstaaten die Präsidentschaft führte. Mit den Städten Bern, Biel und Solothurn war Bellelay schutzverwandt. In Zeiten von Gefahr unterstützte es dieselben mit Militär und umgekehrt, wenn Bellelay der Hilfe bedurfte. Ruhig wie heutzutage war es nämlich nicht immer da hinten im Berner Jura. Während Jahrhunderten, ganz besonders aber während und nach dem dreißigjährigen Kriege war Bellelay bereits fortwährend der Schauplatz fremder Kriegshorden, die das Land ausplünderten, verheerten, und Noth, Elend und Krankheiten dessen Bewohnern hinterließen.

Zur Zeit des Abtes Heinrich III. im Jahre 1417 wurde das Kloster Bellelay auf Anstiften Richard's von Neuenburg, vom Grafen Huguelin durch eine zahlreiche bewaffnete burgundische Truppe nächtlich überfallen und arg zerstört. Er raubte die Kelche sowie verschiedene verehrte Bilder und Gegenstände und führte den Abt als Gefangenen auf die Insel sur-le-Daubs, den er nicht eher freiließ, bevor ihm das Kloster ein hohes Lösegeld entrichtet hatte.

Von nun an hatte Bellelay lange Zeit ziemliche Ruhe.

Zur Zeit der Reformation hatte das Kloster Bellelay sich höchst ruhig verhalten und während dem in den umliegenden Ländern die Glaubensverschiedenheit die schrecklichsten Beispiele von Glaubenshaß und Parteiwuth zu Tage förderte, mit seinen benachbarten Ortschaften im besten

Frieden gelebt. Nicht als Feinde oder als Ketzer behandelte Bellelay die Anhänger der neuen Lehre, sondern wie ein Abt sich ausdrückte, als eine Heerde, die ihren Führer verloren. Durch Zureden und Belehrungen gab Bellelay sich Mühe, die vom Wege des Heils Abgewichenen zu ihrem frühern Glauben zurückzuführen. Als im St. Immer- und im Münsterthal die Reformation sich Bahn brach, da beorderte der Abt von Bellelay einen Klostergeistlichen nach Dachsfelden, um die Bewohner in ihrem Glauben zu befestigen. Als jedoch die neue Lehre immer mehr sich Bahn brach und auch in Bern angenommen wurde, ließ der Abt von Bellelay diesen Priester in's Kloster zurückberufen und sendete einen andern Prediger nach Tavannes, einen, der sich von allen seinen Klosterbrüdern als der eifrigste auszeichnete, hin, den Protestantismus zu bekämpfen. Welch' Erstaunen, welch' Entsetzen gab es aber in unserem Kloster, als es kurze Zeit darauf hieß, daß dieser selbst sich dem neuen Glauben zugekehrt! Wie wird man ihn, den einst treuen Katholiken, den nun protestantischer Pfarrer gewordenen Möschler, als er als solcher seine ehemaligen Klosterbrüder zum ersten Mal besuchte, empfangen haben? Als einen Ketzer, mit Abscheu und Verschmähung!? Keineswegs. Mit Liebe und Zärtlichkeit empfing man ihn; gleich einem Kranken wurde er behandelt und für seine von Gottes Wegen abgewichene Seele gebetet. Tag für Tag war im Kloster Bellelay für den Pfarrer von Dachsfelden am Tische der Geistlichen ein Platz vorbehalten, wovon ganz besonders ein späterer Pfarrer T. R. Frêne Gebrauch gemacht haben soll.

Eines Sonntag Morgens, so wird uns erzählt, predigte selbst der Reformator Farel durch ein Fenster der Bellelay-Wirthschaft, gerade um die Zeit, als das Volk aus der Kirche trat.

Ein reformirter Pfarrer der Umgegend brachte von Geistlichen des Klosters Bellelay verfaßte Predigten auf seiner Kanzel zum Vortrag.

Als im Jahre 1797 das Kloster von den Franzosen geplündert und die Geistlichen vertrieben wurden, nahmen diese bei ihrem Wegzuge in der Umgegend bei Protestanten wie bei Katholiken Abschied. Rührende Szenen sollen bei diesem Anlasse vorgefallen sein. Dies ist ein Beweis für die Liebe und Achtung, in denen das Kloster bei den Bewohnern der ganzen Gegend gestanden.

Zu Ende des 16. und in den ersten Decennien des 17. Jahrhunderts aber wurde das Land Jahrzehnte lang stetsfort von fremden Völkern besetzt. Kaum war eine Horde fortgezogen, drang wieder eine

andere in's Land. Deutsche, französische und schwedische Fremdlinge hatten unsere Jurathäler bereits ausgesogen, als der Russe Konofski mit einer Abtheilung der Türenne'schen Armee im Bisthum Basel sein Winterquartier aufschlug (1634), wobei auch zuweilen Bellelay von kriegerischen Raufbolden beunruhigt wurde.

Von den 42 Aebten, die Bellelay vorstunden, haben sich, nebst den bereits speziell erwähnten, diejenigen vom letzten Jahrhundert durch seltene Eigenschaften und große Geistesgaben hervorgethan.

Johann Georg II. (Voirol von Genevez), bezeichnen die Annalen als ein Muster von Rechtschaffenheit, Gewissenhaftigkeit und Bescheidenheit, als einen Feind des Lasters, der Wissenschaft zugethan. Sein Grab im Kloster von La Porte du Ciel trägt die Inschrift: „Ci-git Révérend Seigneur et père en Jésu-Christ, Jean George Voirol, abbé „de l'église de Bellelay, décédé le 17 Août 1719. Qu'il repose „en paix. Amen. Vanité des vanités et tout n'est que vanité.“

Sein Nachfolger Jean Baptiste Lémon war Doktor der Theologie, ein ausgezeichneter, gründlicher Gelehrter. Als Abt erwarb er sich ein besonderes Verdienst durch seine Neu-Erbauung und Verschönerung des Klosters.

Der drittletzte Abt Gregor Joliat zeichnete sich aus durch seine seltene Herzensgüte gegenüber seinen Untergebenen wie gegen die Armen. „Les „indigents avaient toujours un libre accès auprès de lui,“ sagt man von ihm.

Unter seiner Vorsteherschaft nahm das Kloster zu an neuen Bauten. So erstunden die Mühle, das Haus der Schuhmacher, die Ringmauer und zwei große Scheunen.

Den Höhepunkt seiner Blüthe erreichte das Kloster Bellelay aber unter der Leitung seines vorletzten Abtes Niklaus Delüce, der in Bezug auf seine moralischen und geistigen Eigenschaften alle seine Vorgänger übertraf.

Viele Gelehrte, viele Geistesgrößen haben einst in jenem Steinkoloß, dem Kloster Bellelay gelebt und gewirkt. Quiquerez nennt uns u. A. folgende: P. Pacifique Migy, Pfarrer in Bern, später in Pruntrut, P. Voirol und P. Fleury, Professoren der Theologie, P. Xavier Ertel, Vorsteher des Pensionat's und ausgezeichneter Optiker, und den später in Delsberg thätig gewesenen P. Berbier.

Der größte Theil der Klosterbrüder war graduirt.

Bevor wir zum Schlußakte unserer Betrachtung übergehen, werfen wir einen Blick auf die äußere Gestalt und Ausdehnung des Klosters, seine innere Einrichtung, seine Merkwürdigkeiten und Dependenzen.

Wie Bellelay gegründet wurde, wie es seinen Namen erhalten, wie an jene, inmitten eines finstern, öden Tannenwaldes errichtete, einfache Betkapelle allmälig ein Kloster sich anschloß, und wie dasselbe mit der Zeit bevölkert wurde, haben wir bereits gesehen. So wie die Abtei zu Anfang ihres Bestehens war, so blieb sie jedoch nicht alle Zeit. Höhere Gewalt und der Wechsel der Zeitumstände haben oft zu Aenderungen und Neubauten Veranlassung gegeben. Die einstige Kapelle ward zu klein und mußte zu einer Kirche umgebaut werden; die Ausdehnung des Klosters genügte nicht mehr, man erweiterte die Mauern. Später gebrach es an Platz im Innern und so wurde der vorerst einstöckige Bau um ein Stockwerk höher aufgeführt. Zweimal wurde das Kloster oder ein Theil desselben ein Raub der Flammen. Im Jahre 1402 brannte die Kirche ab und 78 Jahre später traf das Kloster (hier im engern Sinne genommen) das nämliche Schicksal. Vom Kloster, wie es im 12. Jahrhundert gebaut wurde, besitzt der heutige Bau einzig noch einen Theil seiner Grundmauern.

Das Kloster Bellelay liegt in einem großen, von einer Ringmauer eingefriedeten Hofe und bildet an und für sich ein Viereck von ungefähr 40,000 □' Inhalt, der innere Klosterhof inbegriffen. Vorn zu beiden Seiten des Portals stehen zwei Thürme, deren Höhe bis zur Kuppel 105 oder bis zum Kreuz 140 Fuß betragen haben soll. Derjenige rechts beim Eingang, heute eine Ruine, datirt aus dem 12. Jahrhundert. Auf der Frontseite links, am Kloster angebaut, steht die im Jahre 1714 in Form eines Kreuzes neu erstellte und von Fürstbischof Johann Konrad am 23. September gl. J. eingeweihte Kirche. Im Durchschnitt beträgt ihre Länge 180, die Breite 74 und die Höhe 55 Fuß. Die Höhe des großen Schiffs beträgt 70 Fuß. Zu Seiten des Schiffs befanden sich fünf von einer großen Gallerie gewölbte Kapellen. Die Gewölbe sind alle aus Backstein erbaut und waren mit künstlerischen Gypsverzierungen und prachtvollen Frescomalereien reich geschmückt. Der ganze Kirchenboden bestund aus kleinen aneinander gefügten Steinplatten, deren geschmackvolle Zusammensetzung die hübschesten Bilder und Figuren darstellte.

Im Hintergrunde der Kirche befand sich ein großartiges, vorzügliches Orgelwerk und eine zweite kleinere Orgel war nördlich vom Chor angebracht. Ein prächtiges Eisengitter (das heute das Eingangsportal zu einem

Garten in der Juravorstadt zu Biel bildet) trennte den Kirchenchor vom Schiff. Noch sei hier des herrlich geschmückten Altars, des Meisterwerkes von einer Kanzel, der feinen Eichenholzverzierungen, der prunkvollen Glasmalereien, so wie der vielen von Künstlerhänden verfertigten Gemälde gedacht.

Unter dem Kirchenchor befand sich die Gruft, wo die Gebeine der verstorbenen Mönche beigesetzt wurden.

Das Kloster besteht aus dem Erdgeschoß und zwei Stockwerken und umfaßt drei Hauptgebäude und vier Eck-Pavillons, zählt 267 Fenster, 63 kleinere Zimmer oder Zellen, 19 große Zimmer und 6 große Säle. Auf der einen Seite, gegen den Hof zu, befindet sich in jedem Stockwerk ein steinerner Gang mit aus Stein gehauenen Treppen. Wände und Decken der Zellen und Säle waren vergypst. Jeder Geistliche hatte eine Zelle. Darin stund: (je für zwei Zimmer zusammen) ein guter Ofen aus Fayence, ein Bett, ein Tisch, zwei Sessel, ein Betstuhl, sowie ein Schrank, oben mit einigen Brettern zum Aufstellen der Bücher. Die Abtei war vom Kloster durch Eisengitter, die von oben bis auf den Grund hinabgingen, abgetrennt. Von den verschiedenen Sälen und Salons diente u. A. der eine im Erdgeschoß als Eßsaal, ein anderer als Bibliotheksaal, ein dritter als Theatersaal, andere dienten als Arbeits-Ateliers für Kunst und Gewerbe oder als Uebungssäle für Physik, Chemie, Optik u. s. w. Ein spezielles Appartement war dem Fürstbischof vorbehalten. Der Schatz befand sich in einem gewölbten, gut verschlossenen Zimmer. Unter den Gebäuden befinden sich die unendlich großen, geräumigen Keller, abgeschlossen durch große, schwere, kunstvoll geschaffene Eisenportale. Es sollen diese letztern im Jahre 1730 von einem Schlosser in Delsberg, Namens Humbert Bacon verfertigt worden sein. So umfangreich die Kellerräume auch gewesen zu sein scheinen, so waren sie doch keineswegs zu groß, wenn man die vielen Rebenbesitzungen des Klosters in Betracht zieht. In weinreichen Jahren kam es oft vor, daß man in Verlegenheit gerieth, wo man den Wein alle unterbringen wolle.

An dem so beliebten Rebensaft gebrach es denn unsern frommen Klosterbrüdern auch nicht. Bei jeder Mahlzeit ward einem jeden Geistlichen eine Flasche Wein aufgetragen.

Nicht nur an gutem Getränk jedoch, sondern auch am feinen Bissen durfte es ihnen nicht fehlen. Das Kloster war in Küche und Keller auf's vorzüglichste eingerichtet und versehen. Im Erdgeschoß, da fanden wir eine

Küche, wo die gewöhnlichern Gerichte gekocht und hergerichtet wurden. Daneben war, zur Zubereitung feinerer Leckerbissen, eine sogenannte Bratenküche (cuisine aux rôtissoirs). Außer diesen beiden gab es noch eine dritte Küche zur Herstellung des Backwerks, wie Kuchen, Fladen, Pasteten 2c. Das Brod wurde ebenfalls selbst gebacken. Hiezu war eine Bäckerei eingerichtet. Einzig im Kloster, bei der großen Zahl von Geistlichen, war der Verbrauch an Brod schon ein erheblicher. Außerdem dürfen wir aber nicht vergessen, daß das Kloster sich durch einen großmüthigen Wohlthätigkeitssinn eine Ehrenkrone für alle Zeiten geschaffen hat. Tag für Tag erschienen die Armen der Umgegend vor den Pforten des Klosters Bellelay, um Brod und andere Nahrungsmittel in Empfang zu nehmen. Im Jahre 1786 betrug das an arme Familien vertheilte Brod über tausend Centner.

Noch wollen wir an dieser Stelle der Gastfreundschaft gedenken, die das Kloster gepflegt. Jeder Fremde wurde im Kloster auf's Freundlichste empfangen und durfte ohne Einladung drei Tage hier zubringen. War es eine Person, die eine gewisse Bildung besaß, so aß sie an der Tafel des Abts; im andern Falle wurde ihr am Tische der Mönche aufgetragen.

Außerhalb des Klosters, im äußern Hofe, waren mit Bäumen bepflanzte Terrassen, Blumen- und Gemüse-Gärten und Lustwäldchen, zur Sommerszeit alles in üppigster Pracht.

In der südwestlichen Ecke des äußern Hofes rechts neben dem Kloster stund eine Mühle mit einer geräumigen Bäckerei. Oben in einem Seitentheile der Mühle befand sich das Musikkabinet.

Vorn links neben dem Eingangsportal stund ein vom Abte Deluce im Jahre 1772 gegründetes Seminar, ein Erziehungs- und Vorbildungs-Institut für Knaben, zuerst nur für angehende Mönche bestimmt. Von der letztern Regel sah man jedoch bald ab, indem man auch den Fremden den Zutritt gewährte. Das Institut war nach den Militärschulen Frankreichs organisirt; es nahm die nämlichen Lehrbücher wie die nämlichen Unterrichtsmethode zur Richtschnur. In physischer, moralischer und wissenschaftlicher Beziehung konnte der junge Mann sich hier entwickeln. Die ausgezeichnete Leitung und Ordnung, die da herrschte und der unübertreffliche Unterricht, der da ertheilt wurde, verschaffte dem Institut einen solchen Ruf, daß von allen Ländern Europa's junge Leute hergezogen kamen, um in Bellelay eine richtige Vorschule für ihren spätern Beruf durchzumachen. Ihr Unterricht war ein höchst mannigfaltiger und richtete sich je nach dem

Berufe, dem der Einzelne sich widmen wollte, selbst der Tanz und militärische Uebungen durften dabei nicht fehlen.

Das Seminar Bellelay stand, wie Quiquerez sagt, bald in großem Kontrast zu der damaligen, unter der Leitung der Jesuiten und dem Klerus gestandenen Schule von Pruntrut.

Die Zöglinge trugen eine blau und rothe Uniform, besaßen eine entsprechende Schießwaffe; sie hatten eine eigene Musik und wurden militärisch vorgebildet. Das Pensionat war ein hübsches Gebäude, bestehend aus dem Erdgeschoß und zwei Stockwerken und zählte 132 Fenster. Die Säle waren mit hübschen Fresken bemalt. Im Erdgeschoß wohnten die ausschließlich für den Unterricht bestimmten Lehrer, sowie die Verwalter des Etablissements. Hier befand sich auch die Kloster-Apotheke.

Nebst diesem Gebäude waren im nämlichen Hofe noch eine Schmiede, eine Gerberei und andere Werkstätten und Dependenzen.

Auch außerhalb der Ringmauer des Klosters besaß das letztere verschiedene Gebäulichkeiten. Ein großes, geräumiges, zweistöckiges Gebäude war das Spital, welches zu einer Erziehungsanstalt für verwaiste Mädchen umgewandelt wurde. Hier ernährte, kleidete und erzog das Kloster auf seine eigene Kosten je 16 aus Gemeinden, die ihm den Zehenten bezahlten, gewählte Waisenmädchen. Unter der vorzüglichen Aufsicht ihrer Vorsteherinnen erhielten diese Mädchen Unterricht in allen weiblichen Arbeiten wie in moralischer Beziehung. Durch die Gründung dieser köstlichen Anstalt sowie des eben erwähnten Seminars hat Bellelay ein weiteres Monument zu seinem Ruhme sich errichtet.

In unmittelbarer Nähe des Spitals befand sich ein großer Pachthof, wo der so rühmlichst bekannte Bellelay-Käse „Tête de moine“ gemacht wurde, nicht weit davon eine Ziegelei und gegenüber dem Kloster steht die große, geräumige, im Jahre 1740 erbaute Wirthschaft, in der schon manche große berühmte Persönlichkeit eingekehrt. Am 29. Juli 1785 z. B. beherbergte sie die Gräfin von Bourbon, welche von einer Schweizerreise zurückkehrend, ihren Weg über Bellelay nach Frankreich nahm.

Inmitten dieser Epoche der höchsten Blüthe Bellelay's, zu einer Zeit, wo sein glorreicher Name weit hinausdrang in fremde Lande, da wurde sein Lebensfaden mit einem Schlage abgeschnitten, sein Gut behändigt und die Bewohner vertrieben.

Geschichte und Hergang dieses Ereignisses lassen sich folgendermaßen darstellen:

Wie wir bereits wissen, war das Bisthum Basel zur Zeit der Gründung Bellelay's Stand des deutschen Reiches. Der jeweilige Fürstbischof, der an seiner Spitze stand, hatte seinen Sitz in Basel, von wo er jedoch zur Zeit der Reformation vertrieben wurde. Seinen Hauptsitz schlug er alsdann auf in Pruntrut, hatte aber später auch eine Residenz in Delsberg, und brachte seine Zeit sodann abwechslungsweise, bald hier, bald dort zu. Die Reformation hatte sein Besitzthum erheblich geschmälert. Durch den westphälischen Frieden wurde alsdann das Land in „Reichsland" und „Schweizerboden" geschieden. Die Grenze bildete der berühmte Felspaß Pierre-Pertuis. Reichsland nannte man die Landschaft jenseits und Schweizerboden diejenige diesseits des Jura.

Der sog. Schweizerboden wurde durch den westphälischen Frieden als nicht mehr zum deutschen Reiche gehörig erklärt, blieb jedoch noch Unterthanengebiet des Bischofs, besaß dagegen mehr Freiheiten denn das sog. Reichsland, von dem einzig das größtentheils reformirte Münsterthal mit Bern in einem Schutzbündniß stand. Das Reichsland wurde von seinen Bischöfen fortwährend auf eine höchst schimpfliche Weise bedrückt und geknechtet, was denn auch zeitweise zu Aufständen Anlaß gab, wie dies z. B. in den Dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts der Fall war. Um seine Landsleute noch besser in Fesseln halten zu können, schloß im September 1739 der damalige Bischof Jakob Sigmund mit Ludwig XV. von Frankreich einen Vertrag ab, zu gegenseitiger Auslieferung aufrührischer entflohener Unterthanen und Unterstützung bei innern Unruhen. Dies bewirkte, daß bereits das halbe Jahrhundert hindurch französische Truppen die Bewohner des Landes bewachten und die Unzufriedenen mit Gefangenschaft, Einbuße des Vermögens und schmählichem Tode bedrohten.

Mit Ausbruch der französischen Revolution fing's nun auch im sog. Reichsland im Bisthum Basel an zu gähren. Das Volk lehnte sich auf mehr denn je. Der mit den eidgenössischen Ständen schutzverwandte Fürstbischof verlangte von denselben Unterstützung, um den Wirren ein Ende zu machen. Die eidgen. Stände zeigten jedoch bei ihren damals ohnedies schon lockern Zuständen in ihrem eigenen Lande keine Bereitwilligkeit, ihm zu entsprechen. So wandte sich denn der Bischof an den Kaiser. Dieser war zur Hilfeleistung bereit, dagegen verweigerte Basel zuerst, der Neutralität halber, seinen Truppen den Durchzug. Endlich aber gelang es dem Fürstbischof, eine Abtheilung Oesterreicher in sein Land einzuführen. Vor diesen flohen die Aufrührerischen auf französischen Boden und machten

später, unterstützt von dem berüchtigten Schweizerklub, einen Einfall in ihr Vaterland, der ihnen jedoch mißglückte.

Kaum hatten die Oestereicher das Land wieder verlassen, so wurde das Reichsland von den Franzosen besetzt und im November des Jahres 1792 als Rauracische Republik ausgekündet. Der Fürstbischof entfloh aus seinem Gebiete und begab sich, nachdem er zuvor in Bellelay einen flüchtigen Besuch gemacht, nach Biel.

Mit der Besitznahme des bischöflichen Reichslandes gab sich das französische Direktorium nicht zufrieden; auch der sog. Schweizerboden sollte mit Frankreich vereinigt werden. Als die Schweiz hiezu nicht freiwillig Hand bieten wollte, wurde das Gebiet mit den Waffen erobert. Dem Kloster Bellelay blieben jedoch durch ein Dekret vom 26. April 1793 seine Besitzungen sowie seine helvetischen Neutralitätsvortheile gewahrt.

Dessen ungeachtet erschien am 15. Dezember 1797 der Divisions-General Gouvion-St. Cyr mit einer Militär-Abtheilung vor den Mauern von Bellelay, ohne Rücksicht zu nehmen auf die Protestation der hier einquartiert gewesenen Schutzwache. St. Cyr verlangte Aushändigung der Schlüssel und gab den Geistlichen den Befehl, am folgenden Tage das Kloster zu verlassen. Die Mönche erbaten hiezu eine Frist von einigen Tagen. Um den General in günstige Stimmung zu versetzen, ließen sie ihm durch ihre Zöglinge eine Serenade darbringen und sie vor seinen Augen einige hübsche militärische Uebungen aufführen, an welchen er sehr Gefallen gefunden haben soll. Der Plan der Mönche gelang. Ihrem Wunsche um Aufschub ihrer Reise auf einige Tage hinaus, wurde vom General entsprochen. Wie der Tag der Abreise anbrach, nahmen die Geistlichen von Bellelay Abschied. Dreizehn Wagen führten sie mit den wenigen Effekten, die man ihnen mitzunehmen gewährte, die Straße hinab gegen Biel zu. Die meisten von ihnen begaben sich nach la Porte-du-Ciel und von den Mönchen wurden noch einige einen Monat in Bellelay zurückbehalten, um die Rechnung der Zöglinge abzuschließen und ein Verzeichniß sämmtlicher Besitzthümer des Klosters zu machen.

Die Mobilien wurden sofort an eine öffentliche Steigerung gebracht, welche nicht weniger denn sechs Monate andauerte. Kunstgegenstände, Gemälde, Dokumente, Bücher und Manuskripte wurden zu den niedrigsten Preisen hergegeben. Viele für die Wissenschaft von hohem Werthe gewesene Schätze gingen dabei verloren oder wurden als werthlos vernichtet. Die Glocken der beiden Thürme und der Kirche, in einem Gesammtgewicht

von 15,350 Pfd., sowie die Pfeifenröhren der großen Orgel wurden zu Kanonen umgegossen; die kleine Orgel kam in die Kirche von Chaux-de-Fonds. Das Klostergebäude kaufte ein F. Jassy, welcher in demselben eine Uhrenfabrik sowie eine Bierbrauerei einrichtete.

Viele von den Beweglichkeiten Bellelay's wurden von den Bewohnern der Umgegend in nächtlicher Stille fortgebracht, meist so, daß diese durch die mannshohen, unterirdischen Kanäle in's Kloster eindrangen und fortschleppten, was sie erwischen konnten. Hiezu waren sie von den Klostergeistlichen bei ihrem Wegzuge berechtigt und angespornt worden. Heute findet man noch hin und wieder in den Familien unserer jurassischen Thäler Gegenstände dieser oder jener Art vom Kloster Bellelay, welche gleichsam als Heiligthümer gehalten und verehrt werden.

* * *

Wenden wir nun schnell einen flüchtigen Blick auf das einstige Kloster Bellelay in seiner heutigen Gestalt.

Die Kirche, jenes einst so hochverehrte Heiligthum, ist entweiht; die Hallen, in denen Jahrhunderte lang die frommen Klosterbrüder Gott ihre Huldigungen darbrachten, sind heute umgewandelt zu Kühställen, die Gallerie angefüllt mit Stroh und Futter, ja selbst die letzte Ruhestätte der Mönche, die Todtengruft unter der Kirche blieb nicht vergessen. Auch sie wurde zu Ställen umgeschaffen. Im Kloster selbst sieht es ebenfalls öde, traurig und verlassen aus. Einige wenige Zimmer darin sind zu öffentlichen Zwecken, zu Post- und Telegraphen-Büreaux wieder hergestellt worden. Von allen übrigen Lokalitäten ist einzig noch der Bibliotheksaal, der zwar in den ersten Dezennien unseres Jahrhunderts so gut wie möglich wieder hergerichtet wurde.

Von den Dependenzen im äußern Hofe sehen wir heute keine Spur mehr. Wo vormals ein Pensionat, eine Gerberei, eine Schmiede und andere Gebäulichkeiten stunden, ist heute nichts denn ein bloßer Rasenplatz.

Das Kloster mit der Kirche allein hat des Zerstörers Hand verschont. Er, der mächtige Bau des Klosters, steht noch da, als Zeuge einstigen Reichthums, ehemaliger Großartigkeit. Stolz ragen sie noch empor jene alten gewaltigen Mauern, gleichsam als ob sie uns verkünden wollten, daß, ungeachtet der vielen Stürme, die über sie hereingeschlagen, ihre letzte Stunde doch noch nicht gekommen sei und daß sie noch manchem Ungewitter zu trotzen vermögen. Bevor sie zusammenstürzen, wollen sie noch einmal

der Menschheit nützlich werden. Das wird das Kloster auch sein, wenn der Staat Bern dasselbe ankauft und zu einer Anstalt für Irre umwandelt, wie ein Projekt hiezu schon längst vorliegt und wozu die Société jurassienne d'Emulation vor bereits 50 Jahren die Initiative ergriffen.

Das Lösungsrecht.

Eine Rheinfelder Erzählung von **Reinhold Günther.**

Der scharfe Maienwind fuhr durch die Gassen der in nächtlicher Ruhe befangenen guten, alten Stadt Rheinfelden. In ihre Mäntel gehüllt schritten zwei Männer daher, ein leises Gespräch führend, das nichts desto weniger ein lebhaftes zu sein schien. Plötzlich stand der Größere von ihnen einen Augenblick still und indem er sich an den Begleiter wandte, sprach er mit vor innerem Grimm zitternder Stimme: „Gib acht, Hilarius, wenn wir noch lange säumen, so hat der schlaue Meister Jörg sein Spiel bei der Brigitte gewonnen."

„So störe es ihm doch," lachte höhnisch der Angeredete. „Du, der Sohn des Dominus und Schultheißen Hans Brombach, wird doch Mittel an der Hand haben, „um einen Maler unschädlich zu machen!"

„Ich habe sie eben nicht," brummte der Erste wieder, „hätte ich sie, bei dem heiligen Hubertus, der mein Schutzpatron ist, ich hätte es nicht so lange mit angesehen."

„So will ich Dir einen Vorschlag machen," meinte der Kleinere wieder, „überlaß Du mir die Sache, ich werde Dir helfen — aber unter einer Bedingung," fuhr er fort, als er sah, daß sein Begleiter eine zustimmende Bewegung machte, „Du sorgst dafür, daß ich an den kaiserlichen Hof gelange, wie, das ist Deine Sache, ebenso wie es die meinige sein wird, den Meister Jörg Dir für immer vom Halse zu schaffen." „Es gilt," rief der junge Brombach. Wiederum lachte der Kleine höhnisch und Beide schritten nun schweigend dahin, ein Jeder seinen Gedanken nachhängend.

Ein wundervoller Morgen war herangebrochen, ein so schöner, wie

ihn das Jahr 1536 noch niemals gesehen hatte. Da konnte es nicht Wunder nehmen, daß Meister Jörg, der Maler, welcher vor nicht langer Zeit mit seinem Ehegespons von Benfelden im Elsaß nach Rheinfelden gekommen war, heute mit froherem Muthe an die Arbeit ging als sonst. Der Meister war lange in Italien gewesen und genoß eines großen Rufes als Freskomaler, nun hatte er sich vor kurzem mit einem Mädchen seines Heimathortes verheirathet und hier niedergelassen, besonders da er in der Stadt schnell reichliche Arbeit gefunden.

Lustig singend war er jetzt zu seinem Karton niedergesessen; fleißig fuhr die Kohle über den Entwurf, der der Front des Hauses der Edlen von Geroldseck als Grundlage für eine bildliche Ausschmückung dienen sollte. Nicht lange währte es, so trat die blonde Margareth, des Meisters Eheweib, zu ihm heran und nachdem sie der kunstfertigen Hand ein Weniges zugesehen, begann sie, dem Meister die Hand auf die Schulter legend:

„Ach Jörg, ich hatte einen häßlichen Traum in der Nacht, der mich nicht schlafen ließ, ich sah Dich im Rheine ertrinken, während Du vergebens mit gebundenen Händen nach Hilfe riefst."

„Träume sind Schäume und bedeuten Nichts," lächelte der Maler, „gib mir einen Kuß, liebes Herz und sorge Dich nicht. Wie könnte mir wohl etwas geschehen, mir, dem der stolze Herr von Geroldseck so gerne die Einwilligung, sein schönes Töchterlein Brigitta zu malen, gegeben hat."

„Eben das ist es," versetzte sorgenvoll Margarethe, „ich wollte, man hätte Dir es abgeschlagen."

„Gewiß bist Du eifersüchtig auf das liebliche reizende Fräulein", fuhr Jörg heraus, die Kohle bei Seite legend, „das finde ich nicht klug von Dir."

„Keine Eifersucht bewegt mich," fiel ihm die Frau eifrig in's Wort, „nur die Liebe zu Dir heißt mich Dich warnen. Sieh', in der Stadt sagen sie, der Junker Hubert von Wildenstein gedächte das Fräulein heimzuführen."

„Meinen Segen hat er dazu," sprach fast unwillig der Meister, die Kohle wieder zur Hand nehmend.

„Jörg, Du nimmst alles auf die leichte Achsel, er sieht es nicht gerne, daß Brigitta von Geroldseck Tag aus Tag ein unser Haus besucht. Schon letzthin hat sein steter Begleiter, der Sekretarius Hilar, ein hämisch Wort darüber gesprochen."

„Nun gut und wenn auch," brauste der Maler auf, „ich vermeine, das sollte den alten Ritter in die Nase stechen, nicht uns. Habe ich das Fräulein bethört? Will ich sie mir etwa zu Willen machen?"

„Alles recht, Lieber," wandte die Frau ein, „aber Du bist nicht von Adel und fällt nur der geringste Schatten auf Dich, so wirst Du der Herren Zorn fühlen müssen."

„Ach, laß mich in Ruh' und Frieden, ich thue nichts Unrechtes und bitte Dich nur, nicht auf das Geschwätz eines Neidlings Acht zu geben. Für das Muttergottesbild brauche ich die Larve des Fräuleins und wer daran Etwas findet, hat es mit mir zu thun — bei meiner Ehre." —

Seufzend erhob sich Margarethe und während dicke Thränen aus ihren Augen stürzten, zog sie die Thüre hinter sich zu, den Meister in heftigem Zorne zurücklassend.

Unwillkürlich stiegen dem fleißigen Zeichner nun doch einige finstere Gedanken auf, aber er bezwang sich und gar bald lachte sein froher Sinn über die Warnungen der Frau. Warum sollte er das Edelfräulein denn auch nicht malen? Sie kam gerne und ebenso freute sich Jörg auf die Sitzungen; als ächter Künstler bewunderte er das schöne Menschenkind, dessen Seele nichts ahnte von Sünde und Lüge, dessen Antlitz die reinste Jungfräulichkeit abspiegelte.

Als Brigitte heute mit freundlichem Gruße wie immer eintrat und sich in dem Lehnsessel mit dem hohen Rücken niedergelassen hatte, die Sonne aber neckisch das kastanienbraune Haar vergoldete, da war es dem Meister, als solle er zu ihr reden, von den häßlichen Worten, die Hilarius der Sache gewidmet. Aber er bezwang sich und führte, wie sonst wohl, ein einfach scherzhaftes Gespräch mit der Dame.

Auch Margarethe schwieg still, kein Wort kam mehr über ihre Lippen, nur wenn sie allein, dann preßte die Sorge ihr Seufzer und Thränen ab, von denen Jörg doch nichts merken sollte.

So war eine Woche vergangen; der Künstler hatte längst über neuen Entwürfen das Ganze vergessen und selbst seiner Eheliebsten Gemüth schien sich allgemach wieder beruhigt zu haben. — Pfingsten, das Fest der Freude und des Frühlings, brach heran und Lust erfüllte alle Bewohner des Städtchens; denn es stand ihnen ja eine große Abwechslung in ihrem alltäglichen Leben bevor. Fern aus dem Süden, dem Arelat, entstammten die fremden Gäste, welche zur Kurzweil der Leute Länder und Städte durchzogen.

Unter dem fahrenden Volk schien weitaus das meiste Ansehen zu haben, ein dunkles schwarzhaariges Frauenbild, von dem die Junker in der Stadt schworen, sie hätten noch kein schöneres gesehen. Die Züge des Weibes, von dem Niemand sagen konnte, ob sie Jungfrau, Frau oder Wittwe sei, trugen eine merkwürdige Schwermuth zur Schau, die vortrefflich mit dem glänzenden Rabenhaar, dem bräunlichen Inkarnat und den blitzenden Augen, die Rache und Liebe gleich heiß auszustrahlen schienen, im Einklange stand.

Die Gauklerin schien dabei ein Herz von Stein zu besitzen, kein Wort, keine Gabe, und wenn sie noch so reich war, kein feuriger Blick der girrenden Junker wollte Eindruck auf sie machen. Nur Einen liebte sie, mit der ersten Stunde, da sie ihn gesehen, nur unbemerkt von ihm selbst und den anderen. Das aber war der Meister Jörg.

Das Volk hat vom Dominus Hans Brombach die Erlaubniß erhalten, für einige Zeit in der Gegend zu verweilen, schnell hatte es sich vor dem Thor gegen den Rhein zu ein Zeltlager errichtet, in dessen Umkreis allabendlich die Feuer strahlten, während die schwarzen Gestalten zwischen ihnen hin und her huschten.

Das malerische Bild lockte den Maler. Sinnend stand er eines Nachts und betrachtete das gespenstische Leben, seiner Umgebung nicht achtend. Plötzlich schrak er zusammen; denn eine Hand hatte sich leise auf seinen Arm gelegt und da er sich umwendete, blickte er in das Auge der schönen Gauklerin. „Was willst Du von mir?“ fuhr er sie unwillig an, „ich brauche keine Wahrsagerin, es ist doch alles falsch und betrügerisch.“

Das Weib lächelte, erwiederte jedoch dem Meister kein Wort. Da schüttelte er die Hand ab und schickte sich an zu gehen, aber die Schwarze ließ ihn nicht fahren und während er fühlte, wie der glühende Athem seine Wange streifte, flüsterte sie ihm in gebrochenem Deutsch heiße Worte zu von ihrer verzehrenden Liebe zu ihm.

Erzürnt versetzte der Maler der Sinnlosen einen Stoß und unwillkürlich entquoll seinen Lippen ein hartes Schimpfwort, dann eilte er, die Stadt zu gewinnen; denn die Szene war ihm unheimlich geworden.

Wilden Auges starrte ihm die Fahrende nach, langsam hob sie die Faust und ein unverständlicher Fluch traf den sich rasch Entfernenden.

Das kurze Schauspiel war nicht ohne Zeugen gebieben. Der Sekretär des Dominus und seine schwarze Seele hatte nun das gefunden, was er

zum Verderben des Meisters brauchte, ein rachedurstiges, auf das tödtlichste beleidigtes Weib.

Unruhige Träume verfolgten Jörg im Schlafe dieser Nacht, bleich und unmuthig zur Arbeit erhob er sich am Morgen, voll von schweren Ahnungen.

So vergingen einige Tage, als eines schönen Morgens Meister Jörg wieder begonnen hatte, die Entwürfe auf seinem Karton zu vollenden, als ein Rathsbote des Dominus hereintrat und ihm bedeutete, sich ungesäumt zum Schultheißen auf das Rathhaus zu begeben. Klopfenden Herzens folgte er dem Gebot; denn obgleich er sich keiner Schuld bewußt war, hielt ihn dennoch eine unbestimmte Furcht gefangen.

Im großen Gerichtssaale fand er den Schultheißen und ihm zur Seite die Schöffen, wie auch Hilarius, welche Männer alle ihn mit ernsten Mienen betrachteten. „Meister Jörg," begann der Dominus mit drohender Stimme, „Ihr stehet hier unter einer schweren Anklage. Ein Weib behauptet, gestützt auf ein gültiges, priesterliches Zeugniß, daß es mit Euch zu rechtmäßige Ehe verbunden sei, während Ihr es verlassen und eine andere Jungfrau heimgeführt habt. Bekennt Ihr Euch dazu?"

Der Maler hatte unterdessen seine volle, innere Sicherheit wieder gewonnen; er wußte, es stand sein Leben jetzt auf dem Spiele und das wollte er als sein köstlichstes Gut bis auf das Aeußerste vertheidigen. So antwortete er zunächst mit einem stolzen, festen „Nein!" —

Der Schultheiß winkte und ein Knecht riß den Vorhang, der dem Angeklagten gegenüber zwei Säulen verband, auseinander; dahinter aber erschien, wunderbar in ihrem reichen Festgewande anzuschauen, mit düsterem Angesicht, um das sich die Haarflechten gleich Schlangen wanden, die fremde Gauklerin.

„Kennt Ihr jenes Weib?" fragte der Dominus streng, da er Jörg erbleichen sah. Dieser schüttelte wie im Traume das Haupt und erzählte dann das Geschehniß der letzten Nacht. Aufmerksam hörte ihm der Richter zu, als er aber geendet, wies er auf ein vor ihm liegendes Pergament und sprach: „Meister, ich rathe Euch, gebt der Wahrheit die Ehre, ich müßte sonst zur scharfen Frage meine Zuflucht nehmen. Seht her, hier ist, wie der Schreiber Euch vollgütig beweisen kann und er ist in diesen Dingen wohlerfahren, ein rechtsgültiges Zeugniß, daß Ihr mit jener Fremden die Ehe, unter Beobachtung aller Formen und Gesetze, wie sie unsere heilige Kirche vorschreibt, eingegangen seid. Jetzt lasse ich Euch in

den Thurm führen, besinnt Euch in der Gefangenschaft und gestehet mir ruhig das Verbrechen.“

So führte man den Unglücklichen in den festen Messerthurm am Rhein und während hier die dicken Mauern sein Leid und seine Verzweiflung sahen, beriethen zwei Frauen sich über sein künftiges Schicksal.

Das Fräulein Brigitte hatte natürlich schnell von der schweren Anklage vernommen, die auf dem Maler ruhte und ohne sich lange zu besinnen, war sie zu Frau Margarethe geeilt, ihr in dem tiefen Schmerze lindernden Trost zu spenden.

Mehrere Stunden dauerte die Berathung, nachdem der erste wilde Thränenstrom gewichen war, dann schied man mit freundlichem Händedrucke von einander, als habe Meister Jörg seine Freiheit schon wieder erlangt.

Der Schultheiß Hans Brombach, der darauf erpicht war, den hartnäckig Leugnenden zu überführen, stand nur auf die Bitten seiner zukünftigen Tochter davon ab, ihn auf die Folter spannen zu lassen; was Brigitte aber nicht verhindern konnte, war, daß über Jörg das verhängnißvolle Stäbchen gebrochen wurde; denn die Gauklerin hatte zum Ueberflusse noch einen schrecklichen Schwur auf die Wahrheit ihrer Aussage geleistet. Nichts schien den Meister davon zu retten, den schimpflichen Tod im Rheine erleiden zu müssen und dennoch erwartete er freudigen Auges sein Schicksal. War doch die blonde Margarethe zu wiederholten Malen zu ihm eingelassen worden und hatte Trost und Hoffnung in sein Herz zu gießen vermocht.

Der Tag der Urtheilsvollstreckung, Samstag nach Fronleichnam, brach an! Während die Armensündérglocke schrill durch Lüfte wimmerte, waren Gassen und Fenster mit Menschen gefüllt, die den Mann sehen wollten, der nun seinen freventlichen Bruch des Sakraments der Ehe mit dem Tode büßen mußte. Nur langsam wand sich der Zug von dem Rathhause her, dem der Dominus und die Richter voranschritten, gegen die Brücke hin, durch die dicht gedrängte Menge.

Endlich, endlich, war der grause Augenblick gekommen, in der der Henker dem Verurtheilten nun auch die Füße band, da entstand plötzlich eine Bewegung; denn des Ritters von Geroldsecks Töchterlein befand sich plötzlich neben dem armen Sünder. — Alles reckte die Hälse und spitzte die Ohren, um die Worte der Jungfrau zu vernehmen. Sie aber sprach:

„Kraft des Rechtes, das der Kaiser meinem Geschlechte, denen von Geroldseck verliehen, einmal in ihrem Leben einen Unglücklichen vom Henkerstode zu befreien, löse ich Dir, Meister Jörg, die Bande. Fahre in ein anderes Land, da kein falsches Zeugniß gegen Dich spricht!“ —

Dabei ließ sie die Scheere blitzen und während noch Alles stumm dem Unerwarteten zuschaute, zerschnitt sie die Fesseln des Malers.

Und ein erneutes Murren und Wogen entstand unter den Gaffenden; denn die Fremde, die gegen Jörg die furchtbare Anklage erhoben, drängte sich, gewaltig gegen die Masse kämpfend, zu der Gruppe der bestürzten Richter hindurch.

„Gnade für ihn,“ schrie sie, „er ist unschuldig! — Jener“ — und sie deutete auf den Schreiber „hat mich beredet ihn zu verderben, weil er meine Liebe verschmähte.“ Und damit fiel sie mit lautem Aufschrei dem Dominus zu Füßen.

Durch ihre Reue kam Alles an den Tag und mochte auch Hilarius noch leugnen, das Netz zog sich über ihm zusammen, er erlitt den Tod von Henkershand, während die Schwarze ein Gift, das sie versteckt bei sich getragen, am Tage ihres Urtels nahm. Auch der Schultheiß blieb nicht mehr lange im Amt, noch im gleichen Jahre dankte er ab von seiner Stelle und zog sich in's Privatleben zurück. Was aus seinem Sohne geworden, verschweigt die Chronik.*

Meister Jörg endlich, dem Rheinfelden trotz aller Angebote, die ihm gemacht wurden, um ihn zu entschädigen, verleidet war, zog nach Augsburg und ist dort der Stammvater einer stolzen Bürgerfamilie geworden, die heute noch Strick und Scheere im Wappen führt, zum Andenken an die schöne That der Jungfrau.

---

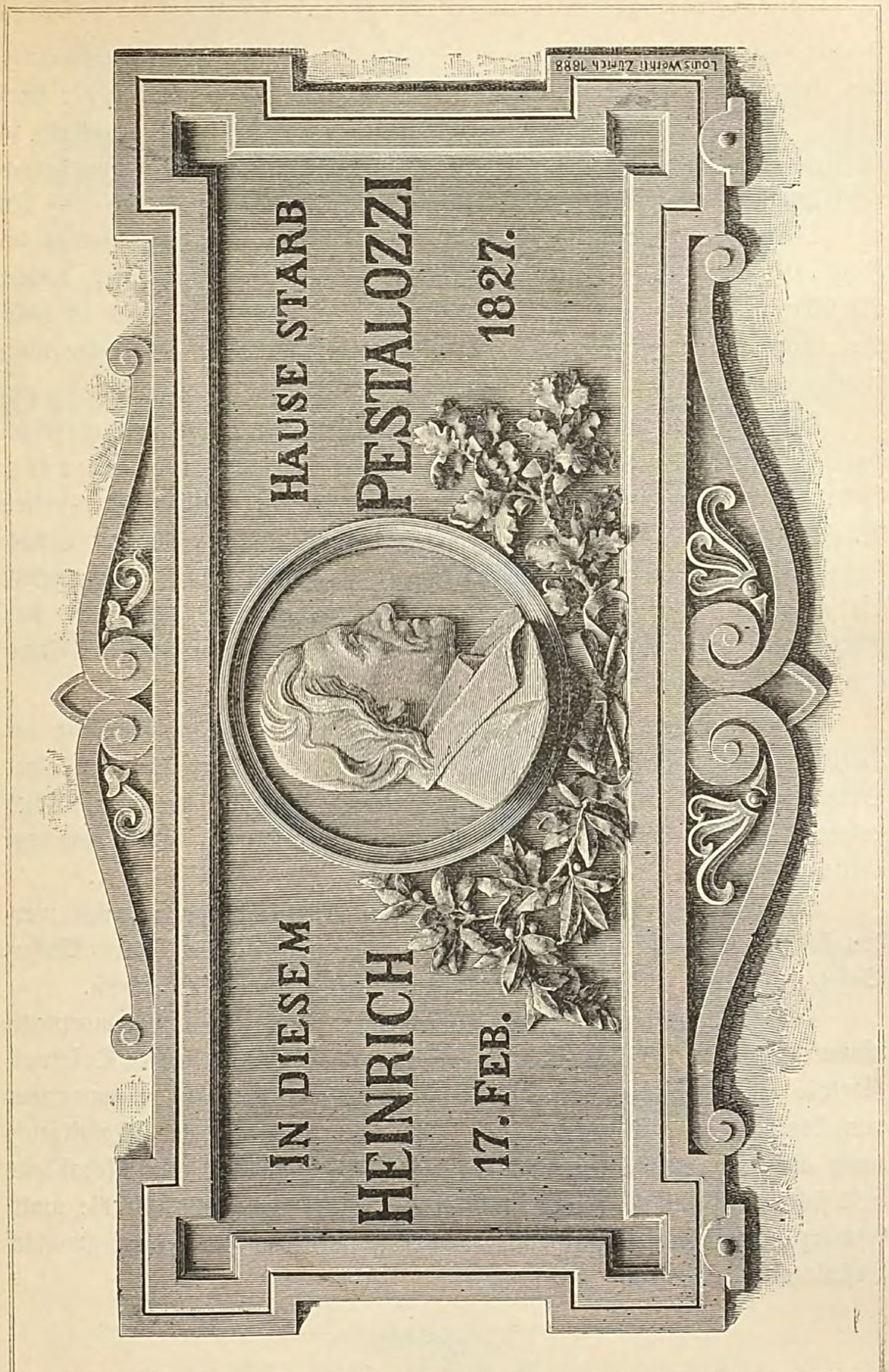
* Die Chronik erzählt: Die freiherrliche Familie von Geroldseck hatte das besondere Privilegium, daß ein Familienglied einem zum Tode Verurtheilten dadurch das Leben retten konnte, wenn er den Strick, womit der Henker den Verurtheilten hielt, entzwei schnitt. Auf diese Weise erlöste Brigitte Freiin von Geroldseck im Jahre 1536 den Jörg Keller von Benfelden vom Tode. Derselbe hätte wegen Bigamie in Rheinfelden ersäuft werden sollen.

Dem Andenken Heinrich Pestalozzi's

ist Montag den 17. September 1888 anläßlich der kantonalen Lehrerkonferenz in Brugg ein bescheidenes Denkmal errichtet worden: Eine Porträttafel am Sterbehause des großen Lehrers und Menschenfreundes. Wir bringen eine wohlgelungene Abbildung derselben und entnehmen dem Kommissionalbericht (Verfasser Lehrer Müller in Altenburg) nachstehende Mittheilungen.

Zu Anfang des Jahres 1886 kam ein Unterstaatssekretär des französischen Unterrichtsministeriums auf einer Reise nach Brugg und erkundigte sich angelegentlich nach der Stätte, wo Pestalozzi gestorben. Aber wo er fragte, wurde ihm geantwortet: „Ich weiß es nicht!" und nur durch Vermittlung von Männern, die mit der Geschichte Pestalozzi's und den Oertlichkeiten vertraut waren, gelang es ihm, das Haus und das Sterbezimmer aufzufinden. Da tauchte zum ersten Mal der Gedanke auf, das Sterbehaus mit einer Inschrift den Pestalozzifreunden kenntlich zu machen und es stellte am 24. Februar 1886 Herr Pfarrer Belart in Brugg im dortigen Einwohnerverein, der schon manches gemeinnützige Werk geschaffen, den Antrag, es sei am Sterbehause Pestalozzi's eine bescheidene Denktafel anzubringen. Der Verein nahm sich der Sache an und beauftragte den Vorstand, die nöthigen Schritte zu thun und über die Art und Weise der Ausführung Bericht und Antrag zu bringen. Die nöthigen Geldmittel hoffte der Einwohnerverein durch Subskription in Brugg und eigene Zulage aufzubringen. Im Sterbezimmer lagen im Staub die Entwürfe und harrten der Ausführung.

Es war am 4. Oktober 1886, als ein begeisterter Anhänger Pestalozzi's, der badische Lehrer Fritz Gushurst in Binzgen, „eine Wallfahrt zu dem Grabe unseres pädagogischen Heiligen", wie er sich ausdrückt, machte in Begleitung des Hofphotographen Spreng in Säckingen, der auf seine Veranlassung Aufnahmen des Denkmals in Birr vornahm. Wie jeden Anderen, der von Fern und Nah hinpilgerte nach Birr, so zog es auch ihn zum Sterbehause nach Brugg. Und als er es gefunden, als er in dem traulichen Stübchen stand, in dem der Verehrte gestorben, da


IN DIESEM HAUSE STARB
HEINRICH PESTALOZZI
17. FEB. 1827.

stiegen auch in ihm die Fragen auf: Sollte dieses Zimmer nicht Gemeingut aller Jünger Pestalozzi's werden; ist es nicht Pflicht aller seiner Verehrer, das Haus wenigstens durch ein äußeres Merkmal kenntlich zu machen? Und als ihm der Besitzer Zahnarzt Rutishauser die vorliegenden Entwürfe zeigte, da war die Frage zum Entschluß geworden. — In der Oktoberversammlung des großherzogl. badischen Pestalozzivereins im Jahre 1886 eröffnete Hr. Gushurst eine 10-Pfennig-Sammlung, welche 20 Mark abwarf. Und diese Sammlung des wackern Lehrers ist nicht die einzige geblieben; es haben die badischen Lehrer in der Folge nicht weniger als 100 Fr. 30 Ct. zusammengesteuert.

Hiedurch war der zweite Grundstein zum Baue gelegt und es folgte bald der dritte. Unter der Aufschrift: „Eine Ehrenpflicht der aarg. Lehrer" erschien unterm 29. Sept. 1887 in der „Schweizer Freien Presse" in Baden eine Mittheilung über obige Sammlung mit der ausgesprochenen Erwartung, daß die Lehrerkonferenz des Bezirks Brugg gewiß die nöthigen Schritte zur Fortsetzung der Sammlung thun und daß jedes Vorgehen in dieser Sache von der aargauischen Lehrerschaft mit Freuden begrüßt werde.

Am 27. Oktober des Jahres 1887 beschloß die Lehrerkonferenz des Bezirks Brugg, auf Antrag des Vorstandes, es sei zu Gunsten einer Gedenktafel am Sterbehause Pestalozzi's in Brugg unter der aargauischen Lehrerschaft eine 50-Centimes-Subskription zu eröffnen. Das war der dritte Grundstein.

Nun folgte der Plan, nach welchem die Gedenktafel ausgefertigt werden sollte. Eine Ausführung in Naturgröße von Architekt Karl Moser, Sohn, in Baden, besorgte Hr. Bildhauer Louis Wethli in Zürich.

Den Mittelraum der 2 m. langen und 1 m. hohen Marmorplatte nimmt das Relief Pestalozzi's, nach einem im Jahr 1820 erstellten Original-Porträt (im Pestalozzistübli in Zürich befindlich) ein, unten umwunden von Lorbeer- und Eichenzweigen. Von dem in vergoldeter Mosaikzeichnung ausgeführten Hintergrund des die Büste umschließenden Medaillons hebt sich das Profil klar und plastisch ab. Links und rechts ist die mattschwarz ausgeführte Inschrift angebracht: „In diesem Hause starb Heinrich Pestalozzi 17. Februar 1827."

Vom Jura zum Schwarzwald.

Geschichte, Sage, Land und Leute.

Herausgegeben
unter Mitwirkung einer Anzahl Schriftsteller und Volksfreunde
von

F. A. Stocker,
Redaktor der „Basler Nachrichten".

II. Serie.
3. Abteilung.

Aarau,
Druck und Verlag von H. R. Sauerländer & Co.

[1889]

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Inhalt.

Inhalt.

Vom obern Hauenstein.

Von **C. Mory**, Bezirkslehrer in Waldenburg.

Eine schöne, breite Straße mit mäßiger Steigung führt bekanntlich von Waldenburg nach Langenbruck, dem wohlbekannten Kurort, und von da nach Balsthal; aber trotz der schönen Straße, wie stille ist's gewöhnlich darauf, wie wenig Wandrern, wie wenig Wagen begegnen wir! Für so bescheidenen Verkehr sind doch gewiß die Kosten und Mühen nicht übernommen worden, die dieser Straßenbau erfordert hat; das muß sich sofort Jeder sagen, der diesen Weg beschreitet und wirklich: einst, d. h. vor der Erbauung der schweizerischen Centralbahn und der Erstellung des Tunnels durch den untern Hauenstein, war die Route Basel-Waldenburg-Langenbruck-Balsthal der Weg, den Alles nahm, was nach Solothurn, Bern, Lausanne und überhaupt in die Westschweiz ziehen oder fahren wollte. Perioden der Stockung abgerechnet, die es thatsächlich auch in der „guten alten Zeit" gab — 1826 z. B. sagen 12 Fuhrleute von Waldenburg aus, daß sie wegen schwachen Geschäftsgangs genöthigt seien, neben dem Fuhrwerk noch andere Arbeit zu suchen — reihte sich auf dieser Straße, besonders in den fünf ersten Dezennien dieses Jahrhunderts, Lastwagen an Lastwagen und Kutsche an Kutsche; denn der berühmten und unberühmten Reisenden, welche die Schönheiten der Schweiz sehen wollten, gab es schon damals eine Menge und auch der Güterverkehr war zu Zeiten sehr lebhaft. Welch' reiche Gelegenheit zu Verdienst für die Ortschaften an der Straße, für ihre Gastgeber, ihre Professionisten, ihre Fuhrleute! Und nun ist Alles vorbei; gewesen, der Geschichte anheimgefallen!

Der Geschichte? Nun denn, so treiben wir ein wenig Geschichte, da die Gegenwart nicht mehr so erfreulich ist und sehen wir namentlich erstens, was uns über die Benützung des obern Hauensteins, über hervorragende Reisende und über den Waarenverkehr aus dem Alterthum, dem Mittelalter und der neueren Zeit berichtet wird, und zweitens, in welchem Zustande der Paß sich befunden habe, bezw. welche Veränderungen daran stattgefunden, welche Arbeiten zur Erhaltung seiner Straße erforderlich gewesen sind, sowie auch, was über die Sicherheit des Verkehrs und deren Herbeiführung mitzutheilen sei.

I. Benutzung.

Schon die Römer haben u. A. nach den Herausgebern des großen historischen Atlasses der Schweiz (Meyer v. Knonau, G. v. Wyß), sowie nach den Geschichtsforschern Boos und Geering in Basel von Augusta Rauracorum aus eine Straße über unsern Berg nach Solothurn, Aventicum und weiter nach dem Genfersee (Vivis und Genf, mit Fortsetzung nach Lyon, anderseits nach dem St. Bernhard) gehabt oder gebaut und benutzt. Die steinerne Brücke bei Bubendorf gehörte dazu; von dort aus zog sich die Straße nicht dem Thal der vordern Frenke entlang, sondern eine Strecke weit der hintern nach, worauf sie quer über den Berg nach dem heutigen Orte Niederdorf sich wandte und von da aus wieder der vordern Frenke nachging. Am Fuß des Passes, doch an erhöhter Stelle, die „Schanze" genannt, befand sich höchst wahrscheinlich ein Kastell, von römischen Soldaten besetzt. Die Anwesenheit von Römern an diesem Orte steht jedenfalls außer Zweifel, da an demselben römische Münzen und ganz in der Nähe, in einer Kiesgrube im sog. Areisli, im Jahre 1788 mehrere Statuetten aus Bronce von der Art wie die in Pompeji ausgegrabenen, mithin noch dem ersten Jahrhundert n. Chr. angehörenden, gefunden worden sind. Dieselben stellten Minerva, Merkur und Herkules dar und befinden sich im Museum zu Basel. (Brief von Obervogt Wunderlich und Analyse des Dr. d'Annone in Basel hierüber im Archiv zu Liestal.)

Die Existenz des Städtchens Waldenburg schon zur Römerzeit anzunehmen, wie Herr Professor Boos im Neujahrsblatt von 1885 thut, ist man dagegen wohl nicht berechtigt; zunächst hat man nämlich in demselben niemals Spuren römischer Kultur gefunden, mit Ausnahme der oben erwähnten Stelle, nahe bei der Schanze; dann aber weiß

man, nach Ständerath Birmann, positiv, daß erst Graf Henmann von Froburg um 1200 das Städtchen gebaut hat. (Fernerer Beweis: laut einer Urkunde [Urk.-Buch v. Baselland Nr. 18] erstreckte sich um 1150 zusammenhängender Wald zwischen „Langenbruche" und „Onolzwile" (Oberdorf), von einem Orte Waldenburg wird nichts gesagt). Zwar, wie leicht zu errathen ist, baute jener nicht etwa in der Meinung, daß hieraus eine größere Stadt sich entwickeln sollte, sondern um den Paß damit nach Belieben sperren zu können, und wohl auch, um in Kriegszeiten dem benachbarten Landvolke eine sichere Zuflucht zu gewähren. (Erste Erwähnung in einer Urkunde von 1244.) Wir können es daher auch nicht „höchst sonderbar", sondern vielmehr sehr begreiflich finden, daß in der Stiftungsurkunde des Klosters Schönthal vom Jahre 1145 „Waldenburg mit keinem Wort erwähnt wird, obgleich dieser Ort innerhalb des Gebietes liegt, das die Grafen von Froburg als Allod dem Kloster schenkten." Man könnte eher fragen, warum des Kastells nicht erwähnt werde, besonders da an der Stelle, wo wir sagten, daß es gestanden habe, laut einer Urkunde von 1265 ein Kastrum sich befand, das von 1347 an aber nicht mehr erwähnt wird, so daß man es als zerfallen, in Folge Mangels an Reparaturen nämlich zusammengestürzt, betrachten muß. Das römische Kastell muß zur Zeit der Einwanderung der Alemannen zerstört, später d. h. nach der Stiftung des Klosters Schönthal wieder aufgebaut, nach Erbauung des stärkern Schlosses auf dem westlichen Vorsprung des Rehhages wieder vernachlässigt worden sein, eine Vernachlässigung, die bei den bedeutenden Kosten des Unterhalts eines hochgelegenen Gebäudes nicht eben unwahrscheinlich genannt werden kann, und die Folge der Vernachlässigung war dann der Zusammensturz. Zugegeben nun aber auch, daß die Römer den Paß benützten, wissen wir dann auch, wie sie ihn nannten? Welches Tracé sie dem Weg gegeben haben? Wie sie die Waaren über die steilsten Stellen schafften? darüber wissen wir nichts. Von Spuren oder Resten einer Römerstraße weiß man in Waldenburg und Langenbruck nichts, so viel mir bekannt; was aber den Namen Hauenstein (in Urkunden „Howenstein", „Houvenstein") anbetrifft, so ist er offenbar deutschen Ursprungs. Bruckner leitet den Namen von dem Durchhauen des Steins (Felsens) ab und führt die Namensform Geh'owenstein als ursprünglich an, der schon früher angeführten Urkunde von 1145 gemäß verstand man eigentlich unter

Howenstein den Berg, an welchem die Höfe Kräheck (Chrawneka) und Leitschenberg liegen, und welchem gegenüber der Helfenberg sich erhebt. Er hat nach dem Schönthal hin eine viel kürzere Abdachung als nach der Frenke, und über diesen längern, westlichen Hang mußte die Straße ehedem führen. Nach dieser, immerhin schwierigsten Stelle wurde bald der ganze Weg zwischen dem Thal der Frenke und dem der Dünnern benannt. (Vgl. den Ausdruck: Gotthardbahn, Brennerbahn 2c. A parte potiore fit denominatio); man hat demnach Hauenstein im engeren und im weiteren Sinne zu unterscheiden.

Von geschichtlich merkwürdigen, überhaupt hervorragenden Passanten erfahren wir jedoch erst spät etwas. Der erste ist zudem noch ein ganz gefährlicher Geselle: es ist Ingelram v. Coucy mit seinen Guglern, der 1375 in die Schweiz kam, um den österreichischen Herzogen diejenigen Gebiete wegzunehmen, welche er kraft des Erbrechtes zu fordern sich berechtigt hielt. Bei seinem Zug über den Hauenstein soll er nun nach Wurstisen Stadt und Schloß Waldenburg zerstört haben. Bei dieser Nachricht müssen wir ein wenig verweilen; sie scheint nicht eben glaubwürdig zu sein, obwohl man diese Angabe fast überall wiederholt findet. Was mir dagegen zu sprechen scheint, ist Folgendes:

1) Die Gugler sollen das Schloß auf der Schanze, wovon nach Bruckner 1750 noch Reste vorhanden waren und Alt-Waldenburg genannt wurden, zerstört haben. Nun war es aber bereits 1347 zerfallen, denn während früher, z. B. 1265 Graf Ludwig von Froburg bezeugt, daß er beide Schlösser Waldenburg sammt dem Städtlein vom Bischof von Basel zu Lehen trage, wird 1347 dies von Graf Johannes dem Jüngern nur noch auf ein Schloß bezogen; es ist jedoch nicht anzunehmen, daß man das festere, weit weniger zugängliche Schloß auf dem Rehhag habe zerfallen lassen statt des niedriger gelegenen und weit schwieriger zu vertheidigenden auf der Schanze.

2) Wollte man annehmen, daß 1375 allerdings das Schloß auf der Schanze zerfallen gewesen sei, daß nun aber die Gugler das andere zerbrochen hätten — so ruft dies wieder neuen Schwierigkeiten. Einerseits hatten die Gugler keinen Grund zu solcher Feindseligkeit, denn der Bischof, an welchen dazumal wegen Aussterbens der Froburger das Schloß zurückgefallen war, hielt es ja mit Coucy und sandte ihm sogar ein Hilfskorps; will man aber sagen, daß die Gugler eben in Freundes Land gehaust hätten, wie in Feindes Land, und daß also

dennoch das starke Schloß auf dem Rehhagvorsprung von ihnen zerstört sei, so fragt sich: wie konnten sie, die Reisigen, ohne Belagerungszeug ein solches Werk verrichten und weiterhin, wie kommt es, daß das Schloß gleich in den nächsten Jahren nach dem Gugler-Sturm als vorhanden aufgeführt wird, wie auch das Städtlein (1382)? Der Bischof von Basel war in jenen Zeiten stets in Geldverlegenheiten; ist es da denkbar, daß er Schloß und Städtlein sofort wieder aufbauen ließ? That er es aber je, wie konnte denn im Jahre 1400 schon, als Basel, die Stadt, dem Bischof Schloß und Amt Waldenburg abkaufte, die für damalige Verhältnisse große Summe von 1000 fl. als nöthig erscheinen, um das baufällige Schloß zu repariren? Mag daher auch bei dem — übrigens unverwehrten — Durchzug des wilden Kriegsvolkes Feuer im Städtchen aufgegangen sein, die Thore und Mauern blieben jedenfalls stehen, und was das Schloß betrifft, das sie sollen zerstört haben, so dürfte sich die Vermuthung empfehlen, daß man in einer Zeit, wo man von der wahren Ursache des Zerfalls jenes Gebäudes nichts mehr wußte, denselben ihnen in Rechnung brachte, in ähnlicher Weise, wie eben geschichtlichen Persönlichkeiten gar Vieles zugeschrieben wird, was erst Spätere, weniger Bekannte gethan haben, nur weil es mit ihrem Thun und Lassen übereinstimmt, der wirkliche Urheber aber vergessen ist.

Aus dem 15. Jahrhundert werden Passanten genannt, die das Basler Konzil nöthigte, unsere Gegend zu berühren. Da kam denn 1440 der vom Konzil erwählte Papst Felix V., bis dahin Herzog von Savoyen, unter baslerischem Geleit von Balsthal her durch Waldenburg; und 1445 seine Tochter, die Prinzessin Margaretha von Savoyen, die Braut des Churfürsten von der Pfalz. 1448 zogen die Väter des Konzils zu Basel, von den Baslern bis Langenbruck begleitet, über den Paß, indem sie in Lausanne ihre Sitzungen fortsetzen wollten. 1444 kamen Berner und Solothurner zur Beschützung der Grenze gegen die Armagnaken. Sie durften jedoch das Schloß Waldenburg nicht besetzen.

Aus dem 16. Jahrhundert keine Meldung; im 17. wird mehrfach durchreisender Ambassadoren Erwähnung gethan, denen zu Ehren auf dem Schloß zu Waldenburg geschossen wurde. Den Kanonieren ward dafür im Gasthaus zum Schlüssel ein reichlicher Trunk gegeben. 1632 erhielt der Landvogt Befehl, die in Neuchâtel für Frankreich ange-

worbenen Militärs in Waldenburg anzuhalten und Meldung nach Basel zu erstatten; und 1633 verlangte er selbst einen Zusatz (d. h. Hilfsmannschaft) zur Vertheidigung „hiesigen Passes und Vormauer" — für diesen Zeitabschnitt des 30jährigen Krieges ein ganz verständliches Begehren.

Das 18. Jahrhundert sah mehrmals eidgenössische Militärs den Berg überschreiten. 1740 in der Zeit des österreichischen Erbfolgekrieges (wo Frankreich, Preußen, Sachsen, Bayern gegen Oesterreich kämpften), zogen zwei Berner Kompagnien darüber, welche die österreichischen Waldstädte besetzt gehalten hatten; 1743 Berner, Freiburger, Solothurner und Bieler zur Besetzung der Stadtgrenzen; 1792 nach Ausbruch des Krieges zwischen Oesterreich und Preußen einerseits und den Franzosen anderseits wiederum Berner, Freiburger und Bieler; die Freiburger wurden damals in Waldenburg beherbergt, ihr Feldpriester im Pfarrhaus.

1797 kam Napoleon auf seiner Reise an den Rastatter Kongreß über den Hauenstein und in Waldenburg, wo er im Schlüssel abstieg, erzählt man dieselbe Anekdote wie in Liestal von ihm, nämlich, daß er es verschmäht habe, die Dielen zu betreten, welche über die vom langen Regen schmutzige Straße für ihn gelegt worden waren. Noch früher hat Joseph II. in Langenbruck eine kurze Rast gehalten; im „Bären" wird ein größeres Zimmer deshalb der Kaisersaal genannt. Eine die politischen Verhältnisse recht kennzeichnende kleine Geschichte wird aus dem Jahre 1741 angeführt; da mußte sich Schlüsselwirth Sixt von Waldenburg vor den VII Herren in Basel verantworten, weil er in Gegenwart des bei ihm speisenden französ. Ambassadors die Worte ausgestoßen hatte: „Sakrament, ich kann doch nicht überall sein." Ein Gast hatte nämlich ihn ersucht, einer Dame eine Platte von seinem Tische zu überbringen und da er gleichzeitig auch den Herrn Ambassador zu bedienen hatte, so kam er aus dem Häuschen (wie man zu sagen pflegt), als ihn noch ein Dritter um etwas ersuchte. Noch wegen eines andern Vorfalles mußte sich der gleiche Wirth rechtfertigen; er hatte einem französischen Grafen, der nach der Zeche gefragt hatte, dann aber nur die Hälfte geben wollte, das Geld vor die Füße geworfen und gesagt, daß er lieber nichts wolle als den Bettel da. In dieser Sache war Stadtlieutenant Stehelin, der zugegen gewesen war, mit seinen Aussagen dem Wirthe günstig, so daß ihn die VII ohne Ahndung entließen.

In unserem Jahrhundert herrschte bis zum Bau der Centralbahn sehr starke Frequenz, besonders zog und fuhr über den Hauenstein, wer aus der Westschweiz nach Basel oder von da nach der Westschweiz reiste. So kamen 1844 auch die Waadtländer Schützen, welche die eidgenössische Fahne an das Schützenfest in Basel zu bringen hatten, hier durch und wurden in Waldenburg ungemein festlich empfangen. Dekorationen, Ueberreichung von Blumen durch weißgekleidete Mädchen, Böllerschüsse und Geläute aller Glocken überraschten die guten „welches" auf's höchste, da sie an einem so kleinen Orte nichts der Art erwartet hatten. 1847 sah der Berg einen ernstern Zug: es war das basellandschaftliche Militär, welches unter Oberstlieutenant Buser zur Bekämpfung des Sonderbunds auszog und da, wenn ich nicht irre, einen Theil der gegen Freiburg operirenden Truppen bildete. Außerhalb des Städtchens soll Buser eine treffliche Ansprache an die Truppen gehalten haben.

Schon war aber der Zeitpunkt nahe, wo es stille werden sollte auf dem schönen Wege. Doch bevor wir den Abschnitt über den stattgefundenen Verkehr abschließen, müssen wir noch von einigen Notizen Kenntniß nehmen, die sich auf den Waarentransport beziehen, während bisher nur von dem Personenverkehr die Rede war.

Was zunächst die Waarengattungen anbetrifft, sowie auch die Art des Transports, so gibt uns ein Zoll-Tarif aus dem Jahre 96 (wahrscheinlich 1496, möglich 1596) ziemlichen Aufschluß. Da finden wir Zollansätze für Wein (Wyn), Häringe, Leder (Läder), Wolle (Wulle), Hausrath (Husroth), Safran; Rinder, Schweine, Kälber, Schafe, Pferde, Hühner; Blei, Schindeln, Salz, Band, Hanf, Mehl, Korn, Hafer, Schleifstein und Glas. Der Transport geschah auf Wagen, Karren oder mittelst eines Saumthieres. Während der Frömbd (Fremde) zwei Pfennig zahlen mußte, gab der „Baßler" nur einen. Der Ertrag des Zolles war hier bedeutend größer als der beim Untern Hauenstein; nach Geering, Handel und Industrie der Stadt Basel, betrug derselbe im Jahre 1429: 414 Pfd. 11 S.; derjenige über den untern im Jahre 1425: 148 Pfd. 18 S. Kein Wunder, daß der Zollstock, d. h. die Zollkasse Gegenstand von Attentaten wurde; 1611 lesen wir in der Jahresrechnung des Landvogts: „Den Zollstock verbessert und mit einem eisernen Blatt und Schlenken versehen, weil böse Buben mit Ruthen und Vogelleim Gelt heraus erhebt hatten und dem Schloßer

hiefür zahlt 1 Pfd. 2 S." Gleichwohl ward die Bezahlung des Zollers im Jahre 1775 unzureichend gefunden, so daß von da an mit dem Zollamt auch dasjenige eines Salzverkäufers verbunden wurde. Der Ort, wo die Erhebung geschah, war zuerst Onezwile d. h. Oberdorf gewesen; nach Erbauung des Städtchens aber dieses, so daß z. B. 1334 Graf Joh. v. Froburg dem Edlen Günther v. Eptingen bis zur Auszahlung der ihm gehörenden Entschädigung für Kriegshilfe jährlich 3 Mark Silber ab dem Zoll in Waldenburg zuspricht. 1363 beschlossen zwar die Grafen von Froburg, Thierstein und Habsburg, daß der Zoll fortan in Onezwile solle erhoben werden, aber es dauerte nicht lange, so ward er wieder in Waldenburg erhoben. Eine Anklage auf Zolldefraudation, gerichtet vom Zoller Christ. Tschopp gegen den Schlüsselwirth Wernhard Buser in Waldenburg, welcher Eisen von Belfort nach Solothurn führte, endigte 1780 mit Freisprechung durch das Dreier-Amt; immerhin ward dem Buser aufgegeben, in Zukunft die Original-Frachtbriefe an den Zoller abzugeben.

II. Straßenbau und Unterhalt.

Im Jahre 1598 und 99, lesen wir, wurde eine neue Landstraße gemacht. Mit „Ysen-Weckhen" wurden die Felsen geschlissen (d. h. gespalten). Aber schon lange vorher bestand eine Straße über den Berg. Obschon keine Reste einer Römer-Straße aufgezeigt werden, besteht doch unter unsern Geschichtskennern kein Zweifel an dem einstigen Vorhandensein. Man darf ebenso wohl annehmen, daß im Ganzen die strata, welche in der Schönthaler Urkunde von 1145 erwähnt wird, dasselbe Tracé befolgt habe, daß aber durch lang dauernde Vernachlässigung der Zustand derselben später wenig mehr an die römische Anlage erinnert habe. Zwei Punkte derselben werden in genannter Urkunde erwähnt: 1) die am Fuße des Bilsteins, neben dem Königsbrunnen (Spittel-Brunnen) und 2) die am Fuß des eigentlichen Berges Howenstein, über der Frenke, dem Helffenberg gegenüber. Zur Seite der Straße dehnte sich laut Urkunde Nr. 18 von 1145 bezw. 1153 zusammenhängender Wald aus zwischen Langenbruche und Honoldesvilare d. h. Oberdorf.

Zwei Dinge schadeten der Straße in diesen Zeiten und bis zur nächsten umfassenden Reform sehr: 1. Der Mangel an Abzugsrinnen für die zahlreichen Quellen, wodurch sogenannte „Gritten" d. h. Erd-

rutschungen entstanden und die Straße unfahrbar machten, oder große Felsstücke auf dieselbe herunterfielen, die dann frohnsweise von den Bewohnern Waldenburgs und Langenbrucks mußten entfernt werden. Da wo die Quellen in die Straße liefen und keinen Abfluß hatten, so daß sie die Straße vertieften, legte man große Stämme Holz dicht aneinander und quer über den Straßenkörper und überbrückte sie auf diese Weise. Eine besonders lange Stelle dieser Art erhielt den Namen Langenbruecke und derselbe ward auch dem dabei entstandenen Ort zu Theil. Von den Landvögten wird in ihren Jahresrechnungen sehr oft der Felsen und Gritte Erwähnung gethan, die da auf die Straße gefallen waren und durch die „armen Lüt" mußten aus dem Weg gethan werden, so 1535, 1541, 1580, 1597, 1601, wo es heißt: „Ist ein stukh vom Berg am Hauenstein in Weg geritten, also daß Niemand mehr darüber fahren und Ritten können." Dieses Gerütsch entfernten die Waldenburger und Langenbrücker frohnsweise, erhielten aber einen Trunk dafür, wie dies auch sonst bei Wegräumung von dergleichen geschah. 1615 fiel ein großer Stein in den Weg auf dem Hauenstein, so daß vier Gemeinden einen andern Weg graben mußten, damit die Fuhrleute nicht aufgehalten wurden. 1619 zwei Steine weggeräumt. 1667 war der Weg über den Hauenstein durch das anhaltende Regenwetter verdorben und für Fuhrwerke gefährlich wegen den vorgeschobenen Felsen und vertieften Geleisen. Doch die Felsen waren nicht nur hinderlich, insofern sie herunter fielen; sie hemmten mancherorts entweder die nöthige Erweiterung des Weges oder die Milderung der Steigung desselben. Daher Meldungen wie: „1549 Etliche Fluo Im Hauenstein gebrochen und geschlissen", 1627 „der Vogt läßt einen Felsen am Hauenstein durch die Maurer schlissen", d. h. spalten, einen Durchgang durch denselben machen. An der steilsten Stelle bedurfte es noch einer besondern Vorrichtung, um die Wagen hinaufzuziehen und auf der andern Seite hinunter zu lassen. Dies geschah mittelst starker Seile, die an festgemachten Häspeln angebracht waren. Dabei war für den Abwart ein Häuschen, genannt „das Seilshäußlein auf dem Hauenstein", am Fuße der Fluh, welche noch jetzt das „Seilisflühli" heißt. Begreiflich erforderte dies von Zeit zu Zeit Reparaturen; 1532 mußte z. B. laut Vogtsrechnung „am Hüsli zum Seil am abloß uffm Hauenstein" solche vorgenommen werden; 1608 ward „oben am Hauenstein" ein neues Seilhäuslein gemacht.

Nach 1740 wird jedoch des Seilhäusleins in den Rechnungen der Landvögte nicht mehr Erwähnung gethan; in jenem Jahre hat nämlich laut Bruckner's Ausdruck „eine hohe Obrigkeit den Entschuß gefaßt, selbige (die Straße über den H.) auf das bequemste und dauerhafteste verfertigen zu lassen, welches auch mit viel Kosten und Arbeit beschehen, da die Straße erweitert, mit Steinen belegt, die Felsen weggesprengt und also bequem eingerichtet ist, daß eine jede Fuhr kommlich darüber fahren kann." Trotz diesem Lobe ward von 1748 bis 1752 wieder an der Verbesserung und Erweiterung der Hauensteinstraße gearbeitet und nun erst mochte jenes Lob zutreffen. Immerhin waren die Steigungen noch groß und die Breite der Straße sehr bescheiden, dies zeigt sofort das Stück derselben, welches außerhalb Waldenburg's, bei der zweiten Brücke, beginnt und neben der ehemaligen Papiermühle vorbei, zur Hauensteinpinte führt. Von da stieg diese 1740er Straße, die alte Straße jetzt genannt, zum Lammet (Langmatte) hin, dann zum Hofe Spital, von dort gegen die Weier und denselben entlang nach den Fräuelen u. s. w. — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Beiläufig erwähne ich noch, daß die Straßenbaute von 1740 auch schon unterhalb des Städtchens Waldenburg Veränderungen besonders im Lauf des Baches herbeiführte, daß davon des Pfarrers Pfrundmatte sowohl Einbuße litt an Umfang als auch verschlechtert wurde durch das Geschiebe, das nun ein kleiner Bach darauf ablud, so daß der damalige Pfarrer d'Annone in einem Schreiben an das Deputaten-Amt behauptete, wenn ihm nicht eine zweite Matte gegeben werde, so sei der „namhafteste punkt von dem wallenburger Pfarrer ruinirt". Man konnte jedoch wegen der hohen Preise der Matten ihn nicht ganz erhören, gewährte ihm aber, doch nur ihm persönlich, nicht auch seinem Nachfolger, per Jahr 15 Pfd. Geld, um damit Futter anzukaufen. Reparaturen erforderte die neue — jetzt aber alte — Straße nur in ganz außerordentlichen Fällen, 1748 nämlich, als ein Wolkenbruch an vielen Stellen das Land fortschwemmte und die Straße stark beschädigte; 1760, den 20. Februar, als das Hochwasser ein Gewänd an der Landstraße ob dem Städtlein wegschwemmte, 1783 (Juni), als ebenfalls großes Wasser 200′ Straßenbord am Weiher unterfraß und 6 Pritschen weggeschwemmt wurden; 1798 bei einem Gerütsch im

Brestenberg. Dagegen beschwerten sich 1802 die Gemeinden Waldenburg und Langenbruck über ungerechte Belastung mit dem Straßenunterhalt, da sie allein $^5/_4$ Stunden der Strecke Basel-Langenbruck zu unterhalten hatten. Ob und wie damals dem Uebelstande abgeholfen worden, habe ich leider nicht gefunden.

Die jetzige, neue Straße über den Hauenstein wurde begonnen anno 1828 und beendigt im Jahr 1830. Der noch stärker gewordene Verkehr und die Fortschritte in der Technik des Straßenbaus erforderten und ermöglichten sie. In Waldenburg wurde bei diesem Anlaß die südliche Stadtmauer durchbrochen, damit vom Löwen weg die schweren Wagen nicht mehr über den steilen Hügel, der in die hintere Gasse führt und von da durch das schmale obere Thor zu fahren hätten. Einige Privatgebäude, die hier gestanden, mußten abgebrochen werden. Das untere, ebenfalls schmale Thor — an dessen Wände einst Einschnitte (Löcher) gemacht werden mußten, um ein größeres Brunnbecken durchzulassen — es sank erst 1842 dahin, als man den Kirchthurm baute. Nun brauchte es der Klausel nicht mehr, die 1826 behufs Erlangung eines Beitrags an die Gassenpflästerung vom Landkollegium für nöthig erachtet wurde, daß nämlich auch während des sonntäglichen Gottesdienstes die Thore offen stehen müßten, damit der Verkehr nicht aufgehalten werde. Wir sehen, die ehemalige Basler Regierung entsprach den Anforderungen, die in Bezug auf Bequemlichkeit und Erleichterung der Reisenden und Fuhrleute an sie gestellt werden durften.

Die Sicherheit des Verkehrs.

Daß hier, wie überall, wo Güter befördert werden, und mehr oder weniger bemittelte Reisende ziehen, auch Versuche zur Beraubung — namentlich in älterer Zeit — vorkamen und deren Urheber deßhalb verfolgt und bestraft werden mußten, wird Niemand wundern.

1452 ward Peter Rohr, ein Schmied, der alle Reisenden auf dem Hauenstein beraubte, endlich gefangen. Seine Bestrafung erfolgte in Basel. 1461 ward, zwar nicht auf dem Hauenstein, doch zwischen Liestal und Waldenburg eine handeltreibende Frau, die Wittwe des „Hans mit der Nasen" beraubt. Sie verlangte von Basel Entschädigung, dieses aber verweigerte sie, weil es auf der genannten

Strecke nur Weg- und Brückengeld, kein Geleitsgeld fordere und Straßburg gab ihm, als Schiedsrichter in dem Streite, Recht.

1492 überwältigt Hans Bachmann in der Herrschaft Waldenburg den Glando Florici de Moranco, einen Straßenräuber, und bringt die demselben abgenommenen Effekten erst nach Solothurn, dann, zurechtgewiesen, nach dem „Stein" zu Waldenburg. 1535 trieb sich — vielleicht, ja wahrscheinlich auch auf der Hauenstein-Straße ein gefährliches Subjekt herum, der „Roggenbach" genannt; das Schloß erhält seinetwegen „Zusätzer". 1782 war die Post auf dem Hauenstein und zwar auf der solothurnischen Seite angegriffen worden. Der Landvogt erhielt Befehl, den Fall zu untersuchen und Namens der Obrigkeit auf die Entdeckung des Thäters 50 Thaler zu setzen, wie die Solothurner auch.

1795 war der Straßenräuber Joseph Thoma von dem Hartschier Pfaff und zwei bewaffneten jungen Männern aus Waldenburg angehalten worden, aber durch deren Unvorsichtigkeit wieder entkommen. Deshalb sollen sich die Wächter in Basel im Gewahrsam einfinden und der Vogt soll auf den Entlaufenen vigiliren lassen. Das Geld war dem Thoma immerhin abgenommen und aus demselben Entschädigung an die Beraubten bezahlt worden. Thoma war aus Jungholz in der Grafschaft Hauenstein (Schwarzwald).

1815 befanden sich in Waldenburg sechs Mann von der Stadtgarnison, um gegen Deserteurs und Vagabunden — welche die Gegend im wahren Sinn des Wortes „unsicher machten" — zu vigiliren. Die Gemeinde war mit dieser Mission derselben zufrieden; wünschte aber, daß auch Oberdorf und Langenbruck einen Theil dieser Leute unterhielten.

Kriegsereignisse in der Gemeinde Murg von 1796 bis 1800.

Aus dem Pfarrbuche von Murg.

Von F. A. Stocker.

In meinem Besitz befindet sich ein Buch, das 287 Seiten enthält und betitelt ist: „Pfarrbuch oder Verzeichnuß der Begebenheiten, welche sowohl die Kirche — den Zehenden als anderes übrige die Pfarrey Murg betreffend, aufgezeichnet zu nützlicher Erkenntnuß und Wissenschaft seiner selbst sowohl als Hr. Successoren von Georg Anton Fischer, dermaliger Pfarrvikar 1794." Fischer war von Horb am Neckar gebürtig und stand 1806 schon im 12. Jahre der Pfarrei vor. Er war 49 Jahre alt.

Murg, ein Pfarrdorf im Großherzogthum Baden, hat mit Rothberg, Rüttehof und Rheinsberg zusammen 643 katholische und 47 evangelische Einwohner (nach Prof. C. G. Fecht, die Amtsbezirke Waldshut, Säckingen, Lörrach und Schopfheim, 1859), und liegt in freundlicher Umgebung an der Ausmündung der forellenreichen Murg in den Rhein, an der Eisenbahn und Landstraße, 1½ Stunden von Säckingen, 22,8 Stunden von Freiburg. Die Einwohner sind wohlhabend, ernähren sich von Landbau, Fischfang, Fabrikarbeit, namentlich aber von Holzhandel. Zwar haben die dortigen Flößer nur das Recht, das von den Laufenburgern angelandete Holz anzubinden, doch wirft dies bei dem bedeutendn Holzgeschäft der Gegend einen nicht unerheblichen Verdienst ab. Das Steuerkapital der 121 Bürger beträgt 232,295 fl., der Kirchenfond 24,013 fl.

Im Jahre 1806 zählte Murg etwa 60 Häuser oder vielmehr Strohhütten. Zur Pfarrei Murg gehörten die Dörfchen: Rhina mit 26 Häusern, ½ Stunde von Murg entlegen, Niederhof mit 25 Häusern (½ Std.), Diggeringen mit 12 Häusern (½ Std.) und Zechenweil mit 18 Häusern (¾ Std.); die Höfe: Diggeringer Mühle mit 4 Häusern

(1 Std.), Thümis Hof mit 2 Häusern (1 Std.), Burgmatt oder Zweyer'sche Hof mit 1 Haus (3/4 Std.), Risperger Hof mit 1 Haus (1/2 Std.), das Rothhaus mit 3 Häusern (1/4 Std.) und zwei Ritti-Höfe (1/4 Std.).

Schon im Jahre 1297 wird ein Vogt Berchtold von Murg genannt; der Ort hatte seinen eigenen Dienstadel, von welchem Ulrich und Konrad 1327 vorkommen, und der vielleicht auf Rheinsperg seinen Sitz hatte. Hier stand auch ein Stift-Säckingischer Dinghof. Murg war der Hauptort der gleichnamigen Hauensteiner Einung.

Die Gegend war 1796 mit rauhen Wegen, mit Wasser und Morast durchzogen, weßhalb der Pfarrer ein Pferd hielt. Die ganze Pfarrei zählt 1450 Seelen. Kurator der Pfarrei war das fürstliche Stift Säckingen.

Heute zählt Murg nach der Volkszählung von 1885 940 Einwohner, worunter 195 Protestanten. Der Ort zählt drei Wirthshäuser, das obere Wirthshaus der „Hirschen", das untere abgebrochene und verlegte, der „Adler" und die Bahnhofrestauration zum Murgthal. Das „Schiff", das hervorragendste aller, ist eingegangen.

Murg besitzt eine große, den Herren Hüssy und Künzli in Safenwyl und Ryken im Aargau gehörende Fabrik zum „hintern Hammer" im Murgthal, der „vordere Hammer", d. h. das eingegangene Hammerwerk, gehört ebenfalls der bekannten Firma, wird aber nicht als Fabrik betrieben.

Murg verlor im Jahre 1855 durch eine Feuersbrunst 15 Häuser und hat durch den infolge dessen herbeigeführten Umbau ein freundlicheres Aussehen gewonnen.

Die Kirche, unter Pfarrer Fischer schon im Jahr 1806 angefangen, wurde erst 1817 ausgebaut und 1821 eingeweiht. Die beschränkten Mittel gestatteten keinen schönern Bau. Die alte Kirche stand an der Stelle, wo jetzt das Spritzenhaus steht, unterhalb der Bahnlinie. Die neue Kirche wurde in die unmittelbare Nähe des Pfarrhofes versetzt. Der große und geräumige Pfarrhof, stattlich eingerichtet, stammt aus dem Jahre 1755.*

— — —

* Einzelne Mittheilungen verdanke ich der Güte des Herrn Pfarrer Thoma von Murg.

Die Gemeinde hat allerlei Schicksale erlebt, namentlich in den Neunziger Jahren war sie jeglicher Unbill des Krieges, der zu dieser Zeit herrschte, und der dadurch nothwendigen Truppendurchzüge ausgesetzt.

Wir lassen nunmehr den Pfarrer in seinem Tagebuch sprechen.

Den 11. Juli 1796 wurde unter der Leitung des Generaladjutanten und Hofraths Hirths das Aufgebot des Landsturms anbefohlen. Die Grafschaft Hauenstein hatte 500 Mann zu stellen; daran partizipirte die Murger Einung mit 55 Mann, die Pfarrei Murg mit 14 Mann. Früh um 6 Uhr habe ich auf Begehren die hl. Messe applizirt.

Am 9. Oktober hieß es in aller Frühe, die Franzosen seien im Anzuge von Thiengen her. Sofort wurde mit allen Glocken Sturm geläutet und alles mannbare Volk versammelte sich, den Franzosen den Weg von Laufenburg nach Murg zu versperren. Indessen hatten die Franzosen von Laufenburg überall Wachen ausgestellt und als dieselben unsere mit verschiedenen Waffen und Instrumenten versehene Mannschaft sahen, so feuerten sie auf dieselbe. Josef Enderli von Rhina, ein 56jähriger Mann, war zu Laufenburg im Gottesdienst gewesen; als er kaum noch 200 Schritte von seinem Hause entfernt war, fiel er von einer Kugel tödtlich verwundet. Johann Georg Vögt von Zechenwyl, ein 32jähriger Mann und Vater von drei Kindern, wurde ebenfalls von einer Kugel tödtlich getroffen. Georg Baumgartner von Niederhof, in der obern Mühle in Laufenburg bedienstet, wurde auf dem Wege von Häner nach Hause von den wachthabenden Franzosen niedergehauen.

Die beiden Ersten sind noch des gleichen Abends gestorben und miteinander begraben worden.

Da die Franzosen den 24. Juni bei Kehl über den Rhein gegangen waren, so kam vom Oberamtmann Spenner von Säckingen der Bericht hieher, die kostbaren Kirchenparamenten den 2. Juli bis Abends 6 Uhr nach Säckingen in Verwahrung zu schicken. Demnach wurden abgegeben: 1. Die Monstranz. 2. Drei silberne Kelche. 3. Zwei silberne Meßkännlein sammt Teller. 4. Sechs Meßgewänder sammt allem Zubehör. 5. Die beste Alb. 6. Zwei rothe Muttergottes-Kleider. 7. Ein weißes Kleid mit rother Garnitur. 8. Ein rothes und ein weißes Ciborium. 9. Zwei Rosenkränze. Die rothe vergoldene Krone.

Ein silbernes Zeichen. 10. Drei Paar Manschetten und ein rother und zwei weiße Schleier.

Alle diese Stücke sind von Säckingen nach Klingnau in die Schweiz in gute Sicherheit und 1797 auf den Frohnleichnamstag wieder zurück gebracht worden.

Als am 14. Oktober zu Dogern 16 Häuser abbrannten und in Luttingen 4 durch die Franzosen angesteckt wurden, so hat die hiesige Gemeinde, auf den mächtigen Schutz Marias vertrauend, drei Bittgänge und einen Kreuzzug nach Todtmoos (bekannter Wallfahrtsort) gelobt, indem die Franzosen Rhina und Murg zu verbrennen gedroht hatten. Diese drei Bittgänge wurden den 11., 18. und 25. November abgehalten unter Abbetung von Rosenkränzen und unter Aussetzung des hochwürdigsten Gutes im Ciborio. Den 12. November Vormittags 9 Uhr wurde die Wallfahrt nach Todtmoos gemacht. Nach der heiligen Messe hielt ich dem anwesenden Volke eine kurze Anrede, damit ihre Andacht Gott angenehm und verdienstlich sein möge. Ich habe das Volk unter allem Geläute der Glocken mit Kreuz und Fahne bis über die Schmiede begleitet und bei deren Zurückkunft wieder hereinläuten lassen.

Am Ende Monats Oktober, nachdem ein Theil der Moreau'schen Armee und besonders das Fuhrwesen über Laufenburg retirirt war, haben die Soldaten die Brücke zu Laufenburg angezündet, welche sammt der Brückenkapelle abgebrannt ist. Die nachsetzenden kaiserlichen Truppen konnten also nicht über den Rhein, folglich mußten sie auf Seite des Schwarzwaldes durch; Häner, Niederhof und Diggeringen war alles voll gelegt von Kaiserlichen. Zu Murg wurde in der Nacht die Brücke fertig gestellt, daß man Kanonen darüber führen konnte. Des andern Tages wurden einige Kompagnien des Regimentes Bender auf zwei Tage hieher verlegt. Im Pfarrhause hatte ich an der Kost und im Quartier von der Kompagnie Lesch den Oberlieutenant Schreiber, den Unterlieutenant Forelli, den Fähnrich Schisheni, den Kadetten v. Teichle, der bei der Erstürmung der Schanzen von Hüningen umgekommen. Der General Wolf und der Major Weiger waren zu Niederhof in Quartier. Ich mußte den Offizieren Wein nach Niederhof schicken ungefähr 8 Maß. Nach zwei Tagen brachen die Kaiserlichen auf und setzten den Franzosen nach. Des andern Tages kamen drei Hauptleute hier zu Mittag, unter ihnen befand sich der Haupt-

mann Mutter vom Regiment Bender (Mutter war aus der Gegend zu Hause).

Vor Rheinfelden kam es mit dem frickthalischen Landsturm und den Kaiserlichen zu einem Scharmützel. Drei Bürger aus dem Frickthal sind umgekommen, aber die Franzosen mit Verlust aus Rheinfelden herausgeschlagen worden. Ein Franzose, der mit einem Kapuzinerhabit Wacht gestanden, wurde in Rheinfelden erschossen. Bei ihrem Abzuge haben die Franzosen die Rheinbrücke abgebrannt.

— — —

Im Anfang des Jahres 1797 waren hier in Garnison Reuter von dem Regiment Modena mit kranken Pferden fünf Wochen lang. Nach diesen kam ein Zug von 40 Mann vom nämlichen Regiment unter dem Oberlieutenant Jankowitsch und Korporal Victorini, die ungefähr zwei Monate hier waren. Der Oberlieutenant war im Adler in Logis, der Korporal in der untern Mühle.

Wie viel Unkosten wegen den Schanzen bei Hüningen der Gemeinde erwachsen sind, ist von dem Vorgesetzten der Gemeinde aufgezeichnet worden.

Den 29. September sind in den Gemeinden Murg und Harpolingen eine Division Kaiserdragoner, 225 Mann sammt Pferden, einquartirt worden, unter dem Rittmeister Josef Laporte und Unterlieutenant Karl Schmelzer. Der Rittmeister war im Adler logirt, ein sehr guter, friedliebender Mann, der seinen eigenen Koch hatte und mich fast täglich mit seinem Besuche beehrte. Der Unterlieutenant war bei des untern Müller's Peter Enderle im Logis. Den 11. November wurde das ganze Regiment nach Schopfheim und Umgegend verlegt.

— — —

Den 28. Februar 1798 ist der linke Flügel der französischen Armee unter General Ferino durch Klein-Basel marschirt. (Ferino war vor Zeiten Lieutenant in österreichischen Diensten und im Regiment Bender und ist aus Anlaß seiner Heirath zu den Franzosen desertirt.) Das Centrum ging über den Kniebis, kommandirt von General Jourdan, der rechte Flügel unter General Saint Cyr.

Den 2. März ist General Ferino mit dem General Farro zu Laufenburg mit ungefähr 8000 Mann durchmarschirt und sind die Soldaten in der Gegend zum Uebernachten einquartirt worden. Zu Kaisten waren ungefähr 1100, zu Rhina 400, zu Niederhof 300, zu Zechenweil 150, zu Diggeringen 130, zu Murg 288 Mann. Im Pfarrhof war Niemand logirt.

Zu Waldshut hatte General Ferino dem Waldvogt den Befehl ertheilt, daß alle französischen Emigrirten und Deportirten, wessen Standes sie immer sein mögen, (in Waldshut befanden sich etwa 40), das Land verlassen sollen. Diesem zu Folge haben sich alle emigrirten Priester, Vikare und Klosterfrauen aus der Grafschaft (Hauenstein) fortgemacht und sich in das Land hinunterbegeben. Hr. Delon, der bereits 5/4 Jahre in Murg war, hat sich nach Rippolingen begeben, wo noch fünf Geistliche und eine Klosterfrau sich befanden. Der Ritter Hermann von Breitenlandenberg von Sulzbach im obern Elsaß hat sich hier acht Tage im Geheimen im Pfarrhof aufgehalten und ist dann nach Ober-Säckingen gezogen.

Nach der Niederlage der Franzosen bei Pfullendorf und Ostrach durch den Erzherzog Karl am Mittwoch und grünen Donnerstag kamen den 24. März (am Ostertag) und den 25. Verwundete durch Murg nach Hüningen, zu Waldshut waren 1400. Zu Säckingen befand sich der französische Hauptspital.

Den 30. März ist die Brücke in Laufenburg abgeschnitten worden. Die Säckinger mußten den Franzosen 75 Louisd'or bezahlen, daß die Brücke nicht verbrannt wurde. Hier bei Murg sind schon mehrere hundert österreichische Gefangene untergebracht; diejenigen, die ausrissen, setzten über den Rhein, um wieder bei der Armee zu dienen.

Es kamen viele Schweizer, namentlich aus dem Solothurnerbiet, flüchtig hieher.

Laufenburg war noch am 5. April mit 120 Mann Franzosen besetzt. Die Franzosen haben von den Landständen in Freiburg eine Requisition begehrt, nach welcher auf die Einung Murg 648 fl. kamen. Von den Geistlichen wurde eine Dominikal- und Rustikalsteuer gefordert.

Nachdem die Franzosen am 8. April bei Breisach eine starke Niederlage erlitten hatten und über den Rhein geschlagen wurden, so haben sie sich im Elsaß gesammelt. Die von Schaffhausen und aus Graubünden sind durch das Frickthal den Kaiserlichen entgegen gezogen.

Vom 9. bis 11. April marschirten jeden Tag bei 800 Mann die Straße jenseits des Rheins. Auch soll bei Bütz und Wyl ein französisches Lager stehen. Die Soldaten nehmen den Leuten das Vieh, die Frucht, das Futter weg, die Fuhren nehmen sie nach Hüningen und lassen sie nicht mehr zurückgehen. Den 10. April wollten die Franzosen bei der Fähre von Sisseln über den Rhein, um zu plündern, allein hier wurden in der Nacht 40 Mann ausgestellt, um Wache zu halten. Ich hatte meine zwei Pistolen und die Flinte scharf geladen. Uebrigens dachte kein Mensch daran, über den Rhein zu fahren.

Das Baumwollenspinnen hörte auf und Noth und Elend entstand.

Nach dem 23. April wurde das Frickthal überall mit Franzosen besetzt. Zu Laufenburg hauste der Wütherich General Farro mit 600 Mann — es soll ein Benediktiner gewesen sein. — Der Rhein ist noch gesperrt, so daß kein Mensch, nicht einmal der Doktor, hinüber darf. Das Elend im Frickthal ist über alle Beschreibung; es ist ganz ausgefressen.

Im Monat April ist in der ganzen Grafschaft und auch in den übrigen Ländern eine große Requisition erfolgt und hatte die Gemeinde Murg zu liefern in der ersten Requisition: 294 Laib Brod, 80 Strohwellen, 40 Centner Heu und 116 Sester Hafer. Zweite Requisition: 180 Portionen Brod, 180 Sester Hafer und 42 Centner Heu. Dritte Requisition: 49 Portionen Brod. 39½ Sester Hafer und 15 Centner Heu.

Wegen der französischen Wachtposten wurden jenseits des Rheins alle Kreuzgänge eingestellt. Jedoch sind wir am Markustag bei dem Pfarrhof hinauf über die steinerne Brücke und wiederum in die Kirche zurück mit einem Bittgang gegangen. In der Kreuzwoche aber sind durch drei Tage hindurch von 6 bis 4 Uhr Betstunden gehalten worden.

Die Frickthaler mußten nach Basel (Hüningen) zum Schanzengraben, in der Zahl von 800 Mann; Kaisten mußte zuweilen allein 60 Mann stellen. Auf dem Eickerfeld gegen Oeschgen hinauf haben die Franzosen in der Kornzelg ein großes Lager geschlagen. Bei Säckingen steht eine Schanze von 60 Mann und einigen Kanonen. Ob Klein-Basel haben die Franzosen ein großes Lager errichtet und streifen sie oft bis nach Beuggen hinauf. Bei einer solchen Gelegenheit haben sie Nollingen, Beuggen und andere Dörfer ausgeplündert.

Die Pfarrherren waren übel daran. Der Pfarrer Suitter von Gansingen flüchtete über den Rhein nach Hauenstein, der von Minseln war 8 Tage in Säckingen auf der Flucht, den Pfarrer von Eichsel haben die Franzosen als Geisel mitgenommen, ihn aber um 50 Louisd'or wieder frei gegeben. Der Pfarrer von Stein hält sich in Schupfart auf, der von Mumpf in Obermumpf, der Abt von Mariastein in Häner. In der Gegend der Kaister Brücke über das Feld haben die Franzosen ein Lager geschlagen. Zwischen Klein-Laufenburg und Groß-Laufenburg ist ein Telegraph mit Buchstaben erstellt worden.

Die drei Söhne des Kaufmanns Brentano in Groß-Laufenburg haben sich geflüchtet, weil sie von den Franzosen als Spione verfolgt worden waren. Bei zwei Monate waren sie verborgen. Indessen ist über sie von den Franzosen das Todesurtheil gefällt und auf jeden Kopf 1000 Livres gesetzt worden. Alle drei sind bei Stein glücklich über den Rhein gekommen; einer von ihnen wurde vom Prinzen Karl zum Fähnrich gemacht.

Die emigrirten Priester und Klosterfrauen im Frickthal sind alle bei Rheinfelden von den Franzosen über den Rhein transportirt worden.

Bis zum 9. September war der Rhein gesperrt.

Den 2. August war hier eine Kompagnie Oesterreicher in des obern Wirths Scheune einquartirt, da dieser die Scheune aber zum Dreschen brauchte, wurde den 26. August die Schulstube zur Einquartirung zurecht gemacht. Die Sommerschule hatte damit aufgehört. Auf den Winter wurde in des alten Sigristen Haus Schule gehalten.

Graf Spaur, Major bei den Jägern, gab im Hammer einen Ball, wozu 20 Jägeroffiziere und Husaren von Mezaros, sowie die Fräulein vom Stift Säckingen und der Freiherr von Landenberg, endlich meine Wenigkeit eingeladen waren. Meine Köchin mußte in der Küche ihren Dienst thun.

Den 2. September haben die Grenzscharfschützen (mit Lanzen und doppelten Stutzern bewaffnet, die sog. Panduren) hier die Jäger abgelöst und sind unter Lieutenant Gergitsch 56 Mann eingerückt.

Den 30. September ist der Fendrich Philitsch mit einem Zug von 36 Mann statt der Obigen eingerückt, zu diesen sind 66 Jäger unter dem Oberlieutenant Sarburg einquartirt worden.

Den 2. Oktober wurden 134 Mann Scharfschützen unter dem Kommando des Lieutenant Steuber hier einquartirt, der sein Quartier

im Pfarrhof genommen hat. Diese Mannschaft ist bis auf den 26. Dezember auf 225 Mann angewachsen. Dabei waren als Offiziere: Hauptmann v. Rowitzgi, im Adler logirt, im Pfarrhof an der Kost; Oberlieutenant Ogruitsch, im Pfarrhof an der Kost; Fendrich Philitsch; Fendrich Werner; Feldarzt Staersgi.

Den 27. Dezember sind die obigen Scharfschützen abmarschirt, das ganze Bataillon wurde aufgelöst und jeder Soldat und Offizier marschirte zu seinem Regiment ab. An ihrer Stelle rückten ein 192 Mann von dem ungarischen Reg'ment Benyoffsky die zweite Majors-Kompagnie unter dem Hauptmann Baron von Molk.

— — —

So wechselten die Truppen bis zum 26. April 1800, den 15. Januar, den 1. Februar, den 14. Februar, den 1. und 15. März, den 1. und 15. April. Am 26. April in der Nacht zogen sich die Kaiserlichen zurück, weil die Franzosen mit aller Macht anrückten und den 27. April Murg besetzten.

Der Mangel und die Theurung der Fastenspeisen hat bei dem gegenwärtigen Kriege und der Einquartierung den Bischof bewogen, an Samstagen und an allen gebotenen Fasttagen durchgehends Mittags und Abends Fleisch zu essen zu erlauben; dafür sollen aber die Gläubigen sich befleißen, andere gute Werke, besonders die Liebe des Nächsten und die Barmherzigkeit auszuüben.

Den 27. April 1800 ließen sich die ersten französischen rothen Husaren sehen, ein Husaren-Regiment, welches durch die schönen Felder ritt. Hernach kam die Infanterie, mit ihr General Lorset. Er hatte zwei Köche bei sich. Der ganze Stab speiste zu Nacht im Pfarrhof. Dieser Abend kostete über 100 Eier und einen Saum Wein. Zehn Offiziere bei Tafel, 13 Bediente und Ordonanzen, kosteten ungefähr 100 fl. Ich mußte mit ihnen zuletzt Thee trinken, zu dem sie 5 Maß Wein, 4 ℔ Zucker und Zimmet und viele Eier brauchten. In der Frühe war das Frühstück wieder Thee. Die Dienerschaft speiste Fleisch. Wein mußte zur Genüge aufgetragen werden; was sie übrig ließen, packten sie ein. Auf den Marsch mußten ihre Flaschen gefüllt werden.

Der General ließ mir zwei Mann als Sauvegarde, bis die Division vorbei marschirt war.

Den 28. April, Nachmittags kam die zweite Division; der General derselben, Batoul mit Namen, logirte im Pfarrhof, auch der General

Leclerc war einige Zeit da. Das Lager der Mannschaft war in den Bündten auf der Bejelen (gegen den Rhein) und beim Kirchhof, wo die Felder ganz verdorben wurden.

Den 29. kam der Obergeneral Moreau vorbei und alle Mannschaft rückte aus mit Fahnen, Trommeln und Pfeifen. Der kommandirende General zu Murg wollte um 1 Uhr zu Mittag speisen, das Essen war gerichtet, aber er mußte dem General Moreau nachfolgen.

Gleichen Abends wurde ein Kürassiergeneral in das Logis angesagt. Das Essen mußte kostbar sein. Die Gemeinde mußte Butter, Eier und Hühner herbeischaffen. Es wurden zwei Boten nach Säckingen in's Stift geschickt, um Fleisch, Extrawein, Kirschengeist, Karpfen, Kaffee und Zucker, Käse und Zwetschgen zu holen. In der Frühe wurde Kaffee getrunken. Die Unkosten waren für die zwei Tage bei 130 fl.

Den 1. Mai kam der Bürgermeister mit drei Kerls vom Fuhrwesen, die Hafer holen wollten. Es waren nur noch etwa 20 Viertel auf dem Boden. Allein da sie auf dem obersten Boden das versteckte Heu und das viele Korn erblickten, so wurde dies sofort bei den Fuhrleuten bekannt und bei 60 Mann leerten beide Kornboden. Ich verlor dabei 20 Viertel Korn, 20 Viertel Hafer und 12 große Bunde Heu und mußte den sechs Wagenmeistern noch das Mittagessen und einige Maß Wein aufstellen.

Während der fünf Tage, da die Armee durchpassirte, habe ich vieles verloren: 2 Klafter Holz, $2^1/_2$ Saum Wein à 50 fl., 40 Viertel Mischleten, bei 70 Viertel Hafer; Eier, Schmalz, Butter, Speck, nicht zu berechnen. Dabei habe ich unbeschreiblich Angst, Kummer und Schrecken ausgestanden, mußte im Stroh liegen und bin Jedermanns Knecht gewesen.

Was die Franzosen in der Gemeinde verübt haben, ist nicht zu beschreiben. Die Husaren ließen sich nicht einquartiren, sondern jeder nahm sein Logis, wo er wollte. Alles Schmalz, Butter, Anken, Speck und Fleisch wurde sammt den Häfen, Schüsseln und Pfannen aus den Häusern gestohlen und hinaus in die drei Lager getragen. Die Bürger haben fast alles verloren, Korn, Futter, Bettzeug, Hemden, Röcke, Halstücher, Schuhe, sehr viele ihre Schweine.

Gleich den ersten Tag hatten die Wirthe keinen Tropfen Wein mehr, es war ihnen Alles ausgetrunken worden, dem Adlerwirth Johann Keser 10 Saum Wein, ebenso dem obern Wirth. Des

Jammers, Geschreis und Elends der Menschen war kein Ende. Während vier Tagen, sagt man, seien 26,000 Mann mit 3000 Wägen durch Murg gegangen.

Sehr viele Bürger suchten im Pfarrhof Hilfe, daß ich bei den Generalen um Schutz für sie anhalten sollte; zuweilen hat es etwas genützt, aber nicht immer. Das vergrabene und verborgene Geld und Kleidungsstücke haben die Franzosen aufgefunden. Dem Untermüller Peter Enderli wurde alles Korn, bei 16 Seiten Speck, 6 Schweine, nebst allen Hemden und übrigen Kleidungsstücken, sowie ein Pferd gestohlen. Dem Johann Meyer wurden drei Pferde vom Stall weggeritten. Dem Peter Riedlinger wurde der Speizereiladen ausgeraubt, dazu ein ganzes Faß Branntwein. Dem Keller Josef Döbele wurden 6 Klafter Holz verbrannt, dazu 2 Jucharten Wald und sein Geld und sein Speck gestohlen. Kurz das ganze Dorf Murg wurde fast ganz ausgeplündert, so daß den Einwohnern nichts mehr blieb als etliche Erdäpfel, etwas Vieh und die leeren Häuser.

Aus Furcht und Schrecken haben die Einwohner ihre Häuser verlassen und sich mit ein bischen Habe in den Wald geflüchtet. Die Jungfrauen sind fast alle in den Wald geflohen, allein die Franzosen durchstrichen den Wald und trieben sie in die Scheune des Thümishof (Gemeinde Oberhof) und suchten sie zu schänden. Auch Frauen wurden mißhandelt. Kranke Weiber warfen sie aus dem Bett, um nach etwas Verstecktem zu suchen.

Am 18. Juni 1800 richtet der Pfarrvikar an die hochfürstliche Administation der Pfarrei Murg ein Bittgesuch, ihm aus den Pfarrgefällen einen milden Beitrag zukommen zu lassen, da er in den Kriegsjahren schwer gelitten habe, indem er seit 4 Jahren 400 kaiserliche Offiziere gespeist, und bei der Retirade der Franzosen vielfach in Mitleidenschaft gezogen worden, wodurch ihm ein Schaden von 600 fl. erwachsen sei. Den 26. Juli mußte er dem Redmann zu Waldkirch ein Verzeichniß des erlittenen Schadens einreichen.

Den 19. Juli sind 186 Husaren über Nacht geblieben. Zu aller Verwunderung hat kein Offizier im Pfarrhof zu logiren verlangt. Den 28. Juli sind hier 72 Remontepferde mit 25 Knechten einquartirt worden. Den 12. August wollte ein Franzose mit Namen Johann Nicolau die Pferde schwemmen und ist dabei ertrunken, es war ein Deutsch-Lothringer, bei dem Rothen Bächlein ist sein Körper nach drei

Tagen gefunden worden. Die Pferde sind wieder lebend herausgekommen. Des Todten Kameraden ließen für ihn mehrere Messen lesen, auch ist er nach katholischem Ritus auf dem Kirchhof beerdigt worden. Nach 13 Tagen sind alle nach Schaffhausen abmarschirt.

Neuerdings mußte die Gemeinde an die zu Freiburg eingeschriebene Steuer im Betrage von 600,000 Livres 162 fl. geben, dazu Hafer, Heu und Stroh.

Bei der Konferenz zu Säckingen, den 11. Februar, wegen Verköstigung des Militärs gab die Stadt Säckingen an, daß sie vom 1. Juni an 42,600 Mann verköstigt und gespiesen habe und dafür 8000 fl. verlange. Die Rustikalbeamten wollten aber nur 6000 fl. bewilligen, die Stadt aber diese Summe nicht annehmen und so ging die Konferenz resultatlos auseinander.

Den 24. April kam hier eine Kompagnie von der Division Molitor mit 3 Offizieren an, welche im Pfarrhof logirten. Den 26. kam eine Kompagnie von der Division Montrichard an, den 28. war eine Kompagnie Nr. 23 und eine Kompagnie Nr. 83 mit 3 Offizieren und einem Kapitain Friolé mit 2 Bedienten in Murg in Quartier, die Offiziere logirten im Pfarrhof. Den 30. ist eine Kompagnie abgegangen, es blieben nur noch 5 Mann im Pfarrhof im Quartier.

Nachdem die Franzosen hier 56 Tage zugebracht, sind sie den 29. Januar 1802 früh abgezogen, aber den 3. Mai ist das 3. Bataillon der 16. Halbbrigade hier eingerückt. Der Oberst mit seinem Stab war im Schönauer Haus in Säckingen einlogirt, er führte eine eigene Haushaltung, und das fürstliche Stift mußte ihm jeden Tag einen Louisd'or bezahlen. Ich hatte zwei Offiziere 21 Tag an Kost und Logis, mußte ihnen noch extra alten Wein kaufen. Weil sie neben Kost und Logis noch Geld wollten, so haben sie Kost und Logis bei dem Hammerwirth Johann Meyer genommen, der ihnen täglich 3 fl. 30 kr. bezahlt, das übrige Geld, welches ihnen der Einungsmeister alle 5 Tage liefern mußte, steckten sie in ihren Sack. Statt diesen zwei Offizieren mußte ich einen Serganten haben, für welchen täglich 1 fl. 12 kr. sollte bezahlt werden. Diesen hatte ich 33 Tage.

Den 28. Juni ist diese Kompagnie wiederum nach Freiburg abmarschirt.

Den 17. Oktober kam eine neue und letzte Einquartierung nach Murg: 17 Mann der französischen Halbbrigade Nr. 16, die übrigen

wurden im obern Rheinviertel einquartirt. Der Lieutenant, der sie kommandirte, hatte einen eigenen Koch und führte eigene Menage. Er wohnte im untern Wirthshaus. Täglich mußte ihm die Gemeinde einen Neuthaler bezahlen. Im Pfarrhaus wurde ein Sergant einquartiert, für welchen die Gemeinde täglich 1 fl. 12 kr. bezahlen sollte. Nach drei Tagen wurde das ganze französische Militär nach Basel beordert, um in die Schweiz zu marschiren. Bei ihrem Abzuge mußte ihnen das Geld zum Voraus bezahlt werden. Aber erst den 28. April 1803 verließen die Franzosen für immer das Land.

Wir haben dem Pfarrer Fischer in aller Ausführlichkeit das Wort gelassen, um so mehr, als aus jener Zeit der Drangsale und der Noth wenig Schriftliches auf uns übergegangen ist. Wir haben keine Ahnung von den Requisitionen und Einquartirungen, von der Noth und dem Elend, von der Plünderung und Ausbeutung, welcher die damaligen Landleute schutzlos dem Feinde und dem Freunde preisgegeben waren. Durch die Aufzeichnungen des Pfarrers Fischer erhalten wir einen Einblick in das Leben und Treiben in der Gemeinde. Und daß der Pfarrer keine übertriebenen Schilderungen gemacht, das geht aus dem ganzen Buche hervor. Wie in der Gemeinde Murg, so mag es in andern Gemeinden ebenfalls gewesen sein, überall in der Rheingegend links und rechts des Rheines dieselbe Erpressung, dieselben Kontributionen. Namentlich die Franzosen müssen schrecklich gehaust haben in unserer Gegend und die Leute von damals haben lange Zeit, vielen Fleiß und viel Arbeitsamkeit gebraucht, bis sie wieder im Stande waren, ihren Verpflichtungen nach jeder Richtung nachzukommen. Noch heute spürt man in einzelnen Gemeinden das Elend von anno dazumal und wie sie sich nimmer haben erholen können.

Der Dorfwucherer

oder

der Kirchthurmbau zu Frick.

Eine Erzählung von F. A. Stocker.

Frick, ein schönes und langgestrecktes Dorf, liegt an der ehemals großen Heerstraße von Basel nach Zürich über den Bötzberg, und von Basel nach Aarau über die Staffelegg. Der Ort ist rings von Bergen umgeben, die aber ihre Wälder nicht bis ans Dorf vorstoßen, sondern in respektvoller Entfernung bleiben. Dieser Umstand ist Schuld, daß der Gemeindebann eine ziemliche Ausdehnung erreicht und gegen Süden und Osten zahlreiche Weinberge sich ausbreiten können. Wo heutzutage Rebgelände sich an die Berge hängen, da war im Anfange des 18. Jahrhunderts, in welchen unsere Geschichte fällt, Niederholz und Gestrüppe und nur die fleißigen Hände des Winzers dieses Jahrhunderts haben die Reben dem kargen Boden abgerungen. Rings um das Dorf breiten sich fruchtbare Getreidefelder und saftige Matten aus, bepflanzt mit Obstbäumen aller Art.

Es war um's Jahr 1711. Die Gemeinde hatte den Bau der Kirche und des Kirchthurms beschlossen. Als Bauplatz war der Hügel ausersehen, wo früher schon eine Kirche gestanden hatte, welche wie ein Wall von Mauerwerk umgeben war, weßhalb man dem Platz auch ohne Bedenken den Namen „Ramper" (Rempart) gegeben hatte. Waren doch schon 1389 im Januar die Berner und Solothurner in's Frickthal gezogen und hatten den festen Kirchhof mit allem Gut, das die Leute des Thales hineingeflüchtet hatten, eingenommen. Von Frick zogen sie wieder in ihr Land hinauf, freudig und froh. So erzählt die Geschichte des Landes.

Auf diesen Hügel wollten die Bewohner von Frick ihre Kirche bauen. Alle Welt interessirte sich für diesen Bau. Am meisten der Zimmermann Georg.

Schon vor hundert und achtzig Jahren war der Platz, an dem heute das Gemeindehaus und die Weintrotte stehen, ein öffentlicher

Boden, den Jedermann gegen Bezahlung eines Zinses so weit benutzen konnte, als dadurch die Straße nicht beeinträchtigt wurde. Schon damals stand die Weinschenke, die lange Zeit in den Händen des alten Metzgernatzi war. Ein stattliches Haus, wie es als solches zur damaligen Zeit sich dem Auge darbot, war es ganz geeignet zur Betreibung einer Wirthschaft, um so mehr, als es an einer Straße lag, welche nach Laufenburg über den Berg führte, und Bauersleute nicht ungern in einem Hause einkehrten, das etwas abseits lag. Der Besitzer dieses Hauses war der Zimmermann Georg, von den Leuten im Dorf gemeinhin nur der „Zimmermann" geheißen. Es war ein thätiger, unternehmender Mann in den besten Jahren und ein anerkannt geschickter Arbeiter. Sein Bauplatz war der Gemeindeplatz. Vom Hause aus, von seinem Fenster konnte er seine Arbeiter, deren er oft viele hatte, wenn größere Bauten im Werk lagen, beaufsichtigen und sich gleichwohl mit den Gästen in der Wirthsstube unterhalten. Freilich brachte ihn die Besorgung seiner Gäste oft vom eigentlichen Geschäfte ab und er hätte besser gethan, nicht zweierlei zu treiben, es wäre ihm vielleicht besser ergangen.

Zimmermeister Georg war ein braver, rechtlicher Mann, man hatte ihn im Dorfe lieb, denn einen bessern Nachbarn, der überall aushalf, wo er dienstgefällig sein konnte, gab es nicht. Auch seine Frau, die Lisabeth, war ein braves Weib, thätig, rechtschaffen, und — der Henker weiß, wie das zuging, nach der Hand hat sie doch ausgeartet. Die Zimmermanns hatten einen Sohn, Anton, ein aufgewecktes, thätiges und kräftiges Bürschchen, der dem Vater schon recht brav an die Hand gehen konnte und Maßstab und Breitbeil führte wie der Alte.

Zur Haushaltung aber gehörte noch ein Geselle „aus dem Reich draußen", der „Speyrerfritz" geheißen; er war ein Bursche von etwa 32 Jahren, kräftig, stark, ein guter Arbeiter, aber ein Mensch, dem jeder nur etwas Hellsehende ansehen konnte, daß er nicht gut „genaturt" war. Sein Gesicht hatte etwas Verschlagenes, Verschmitztes, er durfte Niemandem so recht in die Augen schauen; auch bei den Leuten im Dorf war er nicht beliebt. Die Einen sagten von ihm, er habe im Reich draußen etwas gemacht und dürfe nicht mehr heim, die Andern, er sei irgendwo Landsknecht gewesen und desertirt. Das sagten die Leute aber unter sich im Stillen, ihm offen in's Gesicht so

eine solche Behauptung zu schleudern, hätte Niemand gewagt, denn der „Speyrerfritz" war ein gewaltthätiger Mensch und zanksüchtig, und Niemand wollte mit ihm anbinden, aus Furcht, einmal unversehens einen Stich zu bekommen oder zur Nachtzeit von ihm überrascht und thätlich beleidigt zu werden. Ja, der Meister selbst fürchtete sich fast vor ihm und hatte ihn schon längst auf Anrathen seiner Lisabeth fortschicken wollen, aber der Mensch war nachgerade warm geworden in dem Nest und wußte gar wohl, daß man jetzt ihn nicht schicken konnte noch wollte, da viele Arbeiten vorlagen und er noch ein ziemliches Sümmchen Wochenlohn stehen hatte.

Wollen wir uns ein wenig mit Georgs Nachbarn bekannt machen, so haben wir nur über das Sträßchen zu gehen, das längs der Gibelseite des Hauses hinläuft und wir kommen zum Hause des alten Grubenpeter. Der Grubenpeter steht mit unserer Familie in einem Verwandtschaftsverhältniß, wie? kann ich mit dem besten Willen nicht sagen; er war ein „Ragger" und ein Leuteschinder und hat dadurch sein Vermögen erworben. Es mag bei ihm nicht immer ehrlich zugegangen sein, doch galt er in den Augen der Leute als ein frommer Mann, der regelmäßig an Werktagen die Frühmesse besuchte und an den Sonntagen drei Mal zur Kirche lief, andächtig das Kreuz zu schlagen und eine Reverenz zu machen wußte, daß man glauben sollte, er hätte es bei den Klosterherren zu St. Blasien gelernt.

Dazu war der Grubenpeter, der, ich weiß nicht durch welche Vermittelung, oft mit vornehmen Leuten, wie mit dem hier verstorbenen Deutschordensschaffner von Mantelin, in Geldsachen verkehrte, ein Mensch, der höfliche Manieren und Kratzfüße gelernt hatte, schön und süß zu reden verstand, aber es kaum ehrlich meinte. Hinter der Sammetpfote, die er bot und mit der er schmeichelte, lauerte die scharfe Kralle, die in's Fleisch hackte. Grubenpeter war ein unheimlicher Mensch, er pflog mit Niemanden Freundschaft, als mit dem — Speyrerfritz.

Wie es kam, daß der Speyrerfritz mit dem Grubenpeter Freundschaft schloß, ob er gedachte, das Johanneli, ein freundliches, liebenswürdiges Kind von siebzehn Jahren, das dem Peter die Haushaltung besorgte, mit der Zeit zu freien, ich weiß es nicht; was den Grubenpeter bewog, mit dem Speyrerfritz in Verbindung zu treten, wird sich erst im Verlaufe der Geschichte erzeigen. Wo zwei solche Naturen ein

Freundschaftsverhältniß eingehen, da muß der Schluß sich auch dieser Verbindung würdig zeigen. Der Sohn des Zimmermanns fühlte aus unerklärlichen Gründen eine Abneigung gegen die Beiden und gab sie auch bei Anlässen deutlich genug zu erkennen, namentlich haßte er den Speyrerfritz, mit dem er täglich auf dem Bauplatz arbeiten mußte. Je mehr Anton diese Beiden haßte, desto freundlicher schaute er dem flinken, frischen Johanneli in die leuchtenden Augen, und es that ihm recht ordentlich weh, wie er sehen mußte, daß der Grubenpeter auch gar nichts für ihn's that, sondern das gute Kind, das sich in einem neuen Röcklein zehnmal hübscher ausgenommen hätte, in einer schlampigen alten Jüppe, an der kein Faden mehr gut war, herumlaufen ließ. Er machte deßhalb dem alten Grubenpeter einmal Vorwürfe darüber, als sie zufällig beim Abendtrunk an einem heißen Sommertage in des Zimmermanns Weinlaube vor dem Hause zusammentrafen:

„Man sieht wohl," sagte Anton zu ihm, „daß das Johanneli nicht Euere Tochter ist, Ihr würdet sie nicht so mit ausgenutzten und fadenscheinigen Kleidern herumhandtieren lassen. Ein Bauer, der so viel Land im Banne und so viele Gültbriefe in der Drucke hat, sollte auch zu zeigen wissen, was er ist."

„Könntest dich sehr verrechnen, Bürschlein," entgegnete der Grubenpeter. „Sagst den Andern auch die Dummheit nach mit dem Reichthum; wenn man ein paar schlechte Aeckerchen hat, heißt das reich sein? Würde anders daher kommen, wenn ich Kapitalien hätte, wohl! und nicht mit dem alten Weidenkorb herumlaufen und das auflesen, was reiche Leute als nutzloses Zeug weggeworfen haben. Da ist dein Vater ein anderer Mann! Als ich vor sieben Jahren aus meiner Heimath hieherzog, da hatte er nichts als seinen Werkzeug und sein einfach Handwerk. Jetzt ist er im Besitze von Haus und Land und einer Wirthschaft, wie sie nicht besser floriren könnte. Nun muß ich aber gehen, Anton," sagte der Alte, indem er schlau blinzelnd zum Weggehen sich wandte, „behüte dich der liebe Gott, und das Geschäft möge noch lange so fortgehen!"

Damit ging er. Anton schaute noch lange nach, wie der alte Grubenpeter gebückten Ganges, doch trotz seiner sechszig Jahre noch leichten Schrittes davoneilte. Noch lange glänzten die großen Metallknöpfe am langen Manchesterrocke zu dem Nachschauenden zurück, bis

der Dreiröhrenhut, den der Grubenpeter nach damaliger Mode trug, um eine Ecke herum verschwand.

„Was mag der Alte nur gehabt haben?“ fragte sich der junge Zimmergeselle. „Er sprach mir nie so sonderbar: daß das Geschäft noch lange so fortgehen möge! Gewiß wird es. Wenn auch der Vater auf dem Hause noch viele Schulden hat und auch das letzte Bauholz noch nicht bezahlt ist, — wir haben guten Verdienst und sobald der Baukonto vom Schulhause von E. eingeht, wird auch das Holz und der Kapitalzins bezahlt werden können.“

In diesem Augenblicke ging die kleine Johanna vom Grubenpeter vorbei.

„Johanna!“ rief der Zimmergeselle halblaut.

„Anton!“ antwortete das Kind und warf den Bogen mit Gras, den es auf dem Kopfe trug, auf den Boden und trat zu dem Nachbarssohne in die Laube.

„Johanna,“ sagte Anton, „der Grubenpeter war eben da, ich sprach mit ihm von Dir, ich bat ihn, er möchte Dich doch etwas besser kleiden lassen; er ist ja reich und darf schon eine solche Auslage wagen. Höre, Johanna, Du dauerst mich, wenn Du so ärmlich gekleidet herumgehen mußt.“

„Was soll ich machen, Anton? Ich habe ja Niemanden, der sich meiner annimmt.“

„Johanna, Du bist in einem Alter, in dem Du selbst Dein Brod und Deine Kleider verdienen kannst; seine Tochter bist Du nicht, zudem behandelt er Dich schlecht“ —

„Laß das, Anton. Ohne ihn wäre ich Hungers gestorben. Mein Vater zog fort, um sein Leben in anderer Weise durchzubringen, nachdem er hier Alles verloren hatte, meine Mutter starb sechs Monate nach des Vaters Abreise, und ohne meinen Meister wäre ich längst irgendwo begraben.“

„Auf diese Weise bist Du seine Magd geworden?“

„Nein, Anton, mein Meister sagte mir immer: Betrachte das Haus als Dein Haus, wie ich Dich als Tochter betrachte. Du bist nicht Magd hier, sondern Kind des Hauses.“

„Ja, ich kenne den schlauen Alten,“ entgegnete Anton lachend, „das sagte er nur, damit er Dir keinen Lohn zu bezahlen braucht. Hüte Dich vor ihm, Johanna, sorge, daß Du nicht zu kurz kommst

in seiner Wirthschaft. Daß er Dich als Tochter betrachtet, glaube ich nimmermehr, aber daß er durch Versprechungen Dich Jahre lang dahinhalten will, ohne Dir den rechtmäßig verdienten Lohn zu bezahlen, das scheint mir nur zu gewiß zu sein."

„Ei, behüte, Anton! Du hast eine viel zu schlechte Meinung von meinem Herrn; wenn Du so von ihm sprichst, kann ich nicht länger hier bleiben." Damit schaute sie ihm noch einmal freundlich in's Gesicht und verschwand, indem sie ihre Grasbürde auf den Kopf nahm und heim eilte.

Langsam ging auch Anton wieder an seine Arbeit auf den Bauplatz. Indessen hatte es in der Wirthsstube einen kleinen Streit abgesetzt. Der Speyrerfritz, der sonst nicht der fleißigste Arbeiter war, hatte plötzlich den „Rappel" bekommen, er mache heute „blau", wie er sagte. Der Meister hätte ihm beim letzten Zahltag, wo er etwas Geld auf Rechnung erhielt, zwei Sechser abgezogen, was Georg aber mit dem Bemerken entschuldigte, der Speyrerfritz hätte fast einen ganzen Tag in der letzten Woche nicht gearbeitet, und daß er (der Meister) nicht verpflichtet werden könne, Arbeit zu bezahlen, die nicht gethan worden sei. Wenn der Fritz für Tage, gerade wie den heutigen, wo er „blau" mache, nicht gestatten wolle, daß man ihm vom Wochenlohn abziehe, so dürfe er es nur sagen: Zimmerleute liefen noch genug in der Welt herum!

„Sehr wohl, Herr Meister," entgegnete der Speyrerfritz, der den genossenen Wein schon etwas spürte, „ich werde vor Eurer Thüre jedenfalls nicht Hungers sterben, habe ich doch noch Geld genug bei Euch stehen, daß ich mich wohl eine Zeitlang auf eigene Kosten ausbringen kann, ohne gerade Arbeit zu haben oder zu suchen. In einer Stunde wollen wir ausrechnen."

„Das werden wir," entgegnete der Meister, „und Du wirst Dein Geld haben."

Der Speyrerfritz trank seinen Schoppen aus und ging, noch im Weggehen brummend: „Der will den Hochmüthigen spielen und steht an aller Welten Kreide." Schnurstracks verfügte sich Fritz zu seinem Freunde Grubenpeter. Dem Zimmermeister war dieser Auftritt kein neuer, aber immerhin ein peinlicher. Um frische Luft zu schöpfen, setzte er sich in die Weinlaube, die im Sommer durch ihr grünes Blätterdach und durch die lauschige, heimelige Lage in der Ecke der Hofmauer

ein freundliches Obdach bot gegen die brennenden Sonnenstrahlen. Bald trat auch die Lisabeth zu dem nachdenklich dasitzenden Manne.

„Was hat's gegeben, Vater? Hast Du mit dem Fritz Streit gehabt?" fragte sie theilnehmend.

„Es ist nichts, gar nichts, ich versichere Dich."

„Was ich eben sagen wollte, Vater, der Holzfuhrmann war vorhin da, wegen der Holzfuhre, die Du aus dem Kirchenwalde bekommen wirst. Er sagte mir aber, es dürfe nicht eher abgeführt werden, bevor es bezahlt sei. Was willst Du thun? Hast Du Geld hiefür?"

„Leider nein, gute Frau! Auch habe ich dem Steyrerfritz gekündet, in einer Stunde will der sein Geld haben, und woher nehmen? Das ist die Frage."

„Wie?" wandte Lisabeth lebhaft ein, „bist Du denn für den Rest des Schulhausbaues von E. nicht bezahlt?"

„Leider nicht!" entgegnete langsam der Zimmermeister. „Ich werde mein Geld kaum vor acht Wochen bekommen können."

„Acht Wochen zuwarten? Und das Geld wäre so nothwendig, gerade wo der Kirchenbau vor der Thüre steht!" warf lebhaft Lisabeth ein. „Wie wird das ein Ende nehmen? Geld ist keines vorhanden und die Arbeiter wollen baar bezahlt sein. Könntest Du Dir nicht aus dem Kirchenbaufond Vorschuß geben lassen? Geh, verwende Dich dafür bei den Vorstehern, beim Oberamt zu Rheinfelden! Oder soll ich es thun? Wo es noth thut, habe ich den Muth schon dazu!" fügte sie entschlossen bei.

„Halt! Da kommt die Großmutter, sie kann vielleicht helfen. Ersuche sie darum; wenn sie weiß, daß Du in Noth bist, thut sie es gewiß."

„Ich will's probiren," sagte Georg, ohne jedoch auf irgend einen Erfolg zu hoffen. Der Mutter, die ihm in Nothfällen von Zeit zu Zeit schon ziemliche Summen gegeben hatte, erzählte er seine Lage: die Kündung des Speyrerfritz und dessen Guthaben, die drängende Schuld wegen dem schon bald verarbeiteten Holze, die Nothwendigkeit der Abfuhr der zweiten Lieferung, der dringende Kirchbau, dessen Gerüstung er in nächster Zeit erstellen sollte u. s. w. Die alte Frau machte zuerst Einwendungen, Georg wisse, wie sie ihm ja Alles gegeben habe, was sie besessen, wie sie jetzt ganz mittellos sei und vielmehr darauf halten müsse, daß er ihr, nachdem er ihr Vermögen verbraucht

habe, eine bis zu ihrem Tode gesicherte Lage verschaffe. Es thue ihr sehr leid, aber sie könne halt die Sache nicht ändern. Die Ausflüchte der Mutter aber bewiesen dem Sohne, daß sie sich noch im Besitze von Geld befinde, um das sie sich nur ängstlich wehre.

Als er endlich einen schärfern Ton anschlug und der Mutter erklärte, welche üble Folgen es haben könne, wenn sie ihn in der Verlegenheit belasse, da erschrack sie und nun war das Eis gebrochen, das noch das im süßen Besitz schwelgende Herz umgab.

„Nun in Gottes Namen,“ sagte die Großmutter seufzend, „ich habe geglaubt, ich wolle die hundert Kronenthaler, die ich noch besitze, für die Zeit der äußersten Noth aufsparen, nun sehe ich, daß sie schon da ist. Ich will Dir das Geld holen, Sohn, aber das sage ich, es ist mein letztes und ich knüpfe die Bedingung meines Lebensunterhaltes daran. So lange ich lebe, hast Du mich zu verpflegen, wie ein Sohn seine Mutter pflegen soll“ —

„Habt keine Sorge, Mutter; es soll Euch an nichts fehlen, was unser Stand für Euch beanspruchen darf; hier meine Hand.“

„Ich vertraue Dir, Georg,“ sagte die Großmutter und drückte bekräftigend die dargebotene Rechte ihres Sohnes, der in wenigen Minuten einen alten Strumpf mit hundert Brabanterthalern aus der Hand der Mutter empfing. Die Noth war momentan gehoben.

Das Familiengespräch, das Georg mit seiner Frau und seiner Mutter in der Weinlaube geführt hatte, war von Jemandem unwillkürlich belauscht worden. Im anstoßenden Garten arbeitete ein Mann, der als Geschirrflicker, Hausirer, Maulwurffänger und Gärtner das ganze Land Jahre lang durchwanderte und überall bekannt und wegen seiner Gutmüthigkeit beliebt war. Man nannte ihn nur den „Hausirerfranz“. Der Hausirerfranz hatte heute Morgen bei des Zimmermanns eingekehrt, für einen Schoppen das alte zerbrochene Geschirr mit Drähtlein wieder fein sauber geheftet und hatte für den Nachmittag den Auftrag erhalten, den Garten wieder etwas aufzuputzen, den Buchs zu schneiden und da und dort nachzuhelfen, wozu die vielbeschäftigten Leute vom Hause nicht Zeit fanden. Es war seine Gewohnheit, über Alles, was er hörte und sah, seine Glossen zu machen; Recht und Unrecht einer Thatsache wog er immer vor seinem Gewissen wie eine ihn selbst berührende Angelegenheit ab. Das hieß er „philosophiren“. Es wollte ihm nun gar nicht in den Kopf, daß die Groß-

mutter so vollständig ihr Vermögen dahingeben sollte, um eine momentane Geldverlegenheit ihres Sohnes zu heben. „Die Leute werden immer älter und immer dümmer," philosophirte er bei sich. „Heißt man das in solchem Alter klug handeln? Arme Großmutter! gib Acht, daß Du nicht Dein Brod bei fremden Leuten erbetteln mußt, statt einen ruhigen Wittwensitz zu genießen."

Währenddem der Hausirerfranz so mit sich selbst sprach und an den Spalierbäumchen der Gartenmauer herum handtierte, traten zwei Gäste in die Weinlaube. Es war der Speyrerfritz mit dem Grubenpeter.

Die Beiden führten ein leise gehaltenes Gespräch, das indeß doch, als sie sich an den Ecktisch der Weinlaube setzten, von dem Hausirerfranz gehört werden konnte.

„Ich habe Dir schon gesagt, Fritz," erklärte eifrig werdend der Grubenpeter, „daß ich Dir kein Geld zu Deiner Niederlassung geben kann; zwei Zimmerleute hier, dabei kann keiner bestehen — nein, nein, es geht nicht, und wenn Du mir fünfzehn Prozent Zinsen bezahltest."

„Keine Sorge, mein Freund," entgegnete der Zimmergeselle leise; „ich werde den Georg bald herunter gebracht haben, ich werde zu Preisen arbeiten, die er nicht aushalten kann" —

„Braucht sich gar nicht. Georg thut dies selbst, es ist wahrhaft Schade um ihn," sagte der Grubenpeter mit höhnischem Lächeln, „er ist ein braver Mann, aber er unternimmt zu viel, er geht von selbst zu Grunde. Ich will aber die Hände nicht im Spiel haben. Zudem ist er mein Schuldner, ich habe ihm auf dieses schöne Haus da Geld geliehen, und man soll nicht sagen können, der Grubenpeter habe den Zimmermann in's Unglück gestürzt! Nein, bei der heiligen Jungfrau nein!"

„Peter, Ihr gebt mir zweihundert Kronenthaler, um mich als Meister niederzulassen; ich habe auch einige Ersparnisse, habe auch noch Geld bei dem Meister stehen — und dann gebe ich Euch die Versicherung, daß dies Haus bald Euer sein wird; dann könnt Ihr die Strohhütte mit dem schönen, neuen Ziegelhaus vertauschen."

Die Augen des Alten funkelten. „Ja, wenn es Dir aber nicht gelingt, was Du Dir in den Kopf setzest, wie dann?"

„Ich versichere Euch, der Meister ist in Verlegenheit, er will selbst eine neue Hypothek auf sein Haus machen lassen."

„Eine neue Hypothek?“ murmelte der Grubenpeter halblaut. „Dann würde die Sicherheit der meinigen geschwächt. Nein, nein, es geht nicht! Ich darf das nicht geschehen lassen; ein zweiter Zimmermeister im Ort schadet meinen eigenen Interessen.“

„Und wenn Georg plötzlich stürbe?“ warf der Speyrerfritz lauernd ein und beobachtete scharf die Wirkung, welche dieses Wort auf den Peter ausübte.

„Wie? Was sagst Du?“ fuhr Jener erschrocken auf.

„Ich? Ich sagte nichts,“ machte der Speyrerfritz, indem er gleichgültig auf dem Tischblatt trommelte. „Aber — wie leicht kann nicht ein Unglück geschehen?“ fuhr er fort, indem er lauernd seine Augen auf den Peter heftete.

„Wie meinst Du das?“ entgegnete der Angeredete, indem er den Speyrerfritz scharf in's Auge faßte.

„Wenn bei einem hohen Bau, etwa bei einem Kirchenbau — ein schlecht befestigtes Brett, ein wurmstichiger Laden — krachte — wenn man so ganz oben ist, auf dem Gerüste“ —

„Die Beiden verstehen sich vortrefflich!“ murmelte der Hausirerfranz hinter der Gartenmauer.

„Was war das?“ fuhr plötzlich der Grubenpeter auf. „Sprach nicht Jemand in der Nähe?“

„Ach nein, seid nur ruhig, Grubenpeter. Ihr glaubt also —?“

„Was?“

„Wenn ein verfaultes Dielstück krachte“ —

„Ich will nichts gesagt haben. Unglücksfälle sind, Gott sei Dank, bei uns selten. Ich will nichts gesagt haben, ich wasche meine Hände in Unschuld. Lebe wohl, Fritz.“ Und indem der alte Peter noch einen Blick auf das Haus warf, das ihm so sehr in die Augen stach, murmelte er im Abgehen: „Teufel, es könnte mir sehr gefallen, dies Haus da, doch ich wasche meine Hände in Unschuld; ich will nichts gesagt haben.“

Der Speyrerfritz saß lange stillschweigend und brütend am Tisch, dann erhob er sich langsam und ging zu seinem Meister in die Wirthsstube, den er bat, wieder in Arbeit bleiben zu dürfen; er habe gefunden, es sei nicht recht, den Meister in der Arbeit stecken zu lassen, wo man dieser Tage mit dem Gerüsten des Kirchthurms beginnen werde; er wolle nun noch bleiben, bis die Kirchenarbeit fertig sei, dann

wolle er sein Heil anderwärts suchen. Georg war damit zufrieden. Fritz blieb.

Vierzehn Tage waren verflossen seit der letzten Unterredung, die zwischen dem Grubenpeter und dem Speyrerfritz stattfand.

Die Herbeischaffung des benöthigten Holzes hatte dem Zimmermann Georg, nachdem durch den Vorschuß der Großmutter die Bezahlung ermöglicht worden war, die Mittel in die Hand gelegt, die Gerüstung des Kirchthurms zu unternehmen. Schon standen die mächtigen Tannen, mit dem Thurm durch gewaltige, solide Querhölzer verbunden, schon konnte man aus der Anlage der einzelnen Theile schließen, daß eine kundige Hand das Ganze leitete. Georg war täglich und stündlich am Thurm, um die Arbeit zu überwachen. Dabei war ihm der Speyrerfritz thätig zur Seite. Er schien überhaupt ein ganz anderer Mensch geworden zu sein, war still und ordentlich und arbeitete, was man nur von ihm verlangte, so daß der Meister sich herzlich über diese Umkehr zum Bessern freute. Da gerade zur Sommerszeit Mangel an Arbeitern war, hatte Georg auch den Hausirerfranz, der ein starker und muthiger Mann war, veranlaßt, während des Baues Handlangerdienste zu verrichten. Franz hatte zugesagt, weil er wußte, daß in der Sommerszeit sein Handwerk nicht besonders rentirte. Zudem war es ihm angenehm, im Hause bei ordentlichen Leuten zugleich Kost und Wohnung zu erhalten. Mittags und Abends, wenn die Arbeit ruhte, machte er gewöhnlich hinter dem großen Ofen in des Zimmermanns Wohnstube sein Mittagsschläfchen.

So schlummerte er eines Tages an dem gewöhnlichen Plätzchen, als die Stubenthüre aufging und der Grubenpeter hereintrat. Der Zimmermeister Georg saß am Tische und schaute nachdenklich zum Fenster hinaus.

„Ei, ei,“ sagte der Grubenpeter zu sich, „der Nachbar ist in böser Laune; die Geschäfte müssen nicht besonders stehen!“ und dann fügte er halb gutmüthig, halb höhnisch lächelnd hinzu:

„He, Nachbar Jörg, Ihr macht ja ein Gesicht, wie wenn Euch sämmtliche Gerüststangen am Kirchthurm mitten durchgefault wären!“

„Nachbar Peter,“ entgegnete der Angeredete, „ich könnte nicht über den Gang der Geschäfte klagen, indessen“ —

„Desto besser, desto besser! Freut mich, das zu vernehmen, somit wird es Euch ohne Zweifel ein Leichtes sein, mir die hundert Bra=

banter zurückzuzahlen, welche ich Euch, Ihr wißt, bei dem Bau Eurer Scheune geliehen habe und für die Ihr mir auf Martini einen Schuldschein ausgestellt habt? Ich könnte das Geld gegenwärtig brauchen."

„Auf Martini," sagte der Zimmermeister, „werde ich es Euch gewiß zurückerstatten können, jetzt aber — Ihr macht nur Spaß?"

„Seid ohne Sorgen, Nachbar Jörg, ich werde Euch nicht in die Quere kommen."

„Nachbar Peter," sagte der Zimmermeister halblaut, „wir sind nun unter uns und ich darf Euch schon etwas anvertrauen: die Zahlungen gehen gegenwärtig schlecht ein, ich bin ein wenig in Verlegenheit — wenn ich gerade zweihundert Kronenthaler bekommen könnte, so wäre mir für lange geholfen und der Kirchenbau dürfte rasch vorwärts gehen."

Der Hausirerfranz war in Folge des Gesprächs erwacht, hielt sich jedoch still, um nicht zu stören und den Erfolg der Unterredung abzuwarten. Halt, dachte er, der alte Grubenpeter führt wieder etwas im Schilde und der Zimmermann spielt das Schaf, das nach der Metzg brüllt.

„Ei," entgegnete der Grubenpeter, nachdem er dem Zimmermeister nachdenklich zugehört, „wer ist gegenwärtig nicht in Geldnöthen, — die Zeiten sind schlecht, — ich selbst habe Geld entleihen müssen" —

„Ihr selbst?" rief Georg erstaunt.

„Ich selbst — ja, wie sollte das nicht möglich sein? Die Leute halten mich immer für reicher als ich bin — und die heilige Jungfrau weiß das, — ich habe so schlechte Zeiten gehabt, wie irgend Einer. — Indessen," fügte er nachdenkend und den Kopf wiegend hinzu, „zweihundert Kronenthaler! Zweihundert Kronenthaler ist noch keine Summe, deren halber man in den Rhein springt. Freunde, die Geld haben, gibt es noch überall" —

Freunde zu fünfzehn vom Hundert, dachte der Hausirerfranz hinter dem Ofen.

„Schade, Nachbar," fuhr der Grubenpeter fort, „daß Ihr mir dies nicht gestern gesagt — als ich in die Stadt zum Stiftsverwalter ging" —

„Ihr hättet sie mir verschaffen können?" fragte der Zimmermeister lebhaft.

„Ich hätte vielleicht das Geschäft gleichzeitig mit dem meinigen abthun können — obschon es jetzt schwer hält, Geld aufzunehmen; ich hätte die zweihundert Kronenthaler mit denen bringen können, die" — und hierauf legte der Grubenpeter einen bemerkbaren Nachdruck, „noch zu Hause liegen."

„Frau! Lisabeth, bringe eine Flasche Wein. Wenn wir eine Flasche zusammen trinken würden, Nachbar Peter?" Die Lisabeth war indessen nicht anwesend und Meister Georg bemühte sich selbst in den Keller, eine Flasche vom Bessern heraufzuholen. Der Wirth schenkte ein, die Beiden tranken zusammen.

„Fatal ist es nun schon," begann der Grubenpeter wieder, „daß Ihr mir gestern nichts gesagt, — heut ist es nun freilich zu spät. Mein guter Freund, der Stiftsverwalter, hat mir den Vorschuß aus eigener Kasse gemacht, — ob er heute noch Geld zur Verfügung hat, möchte ich fast bezweifeln. — — Hm, ein recht braver Wein, das!"

„Die Summe wäre gerade recht gekommen," fuhr Georg wieder fort. „Nachbar, habt Ihr wirklich dieses Geld so nothwendig?"

„Nun, ich will Euch etwas sagen, Georg, — Hm, hm!" hustete der Alte, „seht, es will mit mir nicht mehr so recht gehen, wie vor Zeiten; ich werde alt und da habe ich gedacht, mir so ein Faß Wein anzuschaffen, um mich in meinen alten Tagen noch in Etwas zu laben. Wäre das nicht, so würde ich keinen Augenblick gesäumt haben, Euch zu den gleichen Bedingungen, wie" — und indem er den Ton änderte, fuhr der alte Fuchs fort: Was mag gegenwärtig der Saum Wein von dieser Qualität kosten?"

„Sechs Kronenthaler der Saum, ohne Markten. Aber in meinem Keller habe ich noch welchen, der trefflich für Euch paßt, den ich aber nicht unter acht Kronenthalern erlassen kann; es ist ein alter, gesunder Wein und damit läßt sich vielleicht die Sache einleiten, entgegnete nach einiger Zögerung der Zimmermeister. „Ihr gebt mir Euere entlehnte Summe und ich liefere Euch den Wein! Nicht wahr?"

„Wo denkt Ihr hin, Nachbar?" fuhr der Grubenpeter anscheinend erstaunt auf. „Was sollte ich mit so vielem Wein machen? Nein, das kann mir nicht in den Kram passen. Ein Faß Wein will ich gerne auf Rechnung nehmen und gebe Euch die zweihundert Kronen gegen Schuldschein. Zins wie gewohnt sechs vom Hundert, ich muß meinem Freunde in der Stadt fast so viel geben; dann habe ich ihm

noch einen Sack Hafer versprochen, den müßt ihr mir natürlich ersetzen."

„Ein Sack Hafer? Galt sechs Gulden am letzten Markt! Muß mich nun freilich dazu bequemen, wenn ich nicht die Kirchenvorsteherschaft der Arbeiten wegen beständig auf dem Rücken haben will! — Es ist nun gleichgültig, ob ich einen Sack mehr oder weniger habe, Ihr leistet mir hiedurch einen Dienst, den ich nicht gering anschlage."

In zehn Minuten war der Geldjude mit seiner Summe in des Zimmermanns Wirthschaft. Georg begann, nachdem sie noch eines getrunken hatten, die Summe zu zählen.

„Das ist doch sonderbar!" sagte er.

„Was?"

„Nun zähle ich das Geld zum dritten Mal, und immer finde ich vier Brabanterthaler zu wenig."

„Ganz richtig!" fiel schnell der Grubenpeter ein, „Ihr habt Recht, ich vergaß dies noch zu sagen: ich habe vier Thaler zurückbehalten, da ich sonst ganz ohne Geld wäre für die Haushaltung. Sollt sie nächstens wieder bekommen, Nachbar Georg!"

„Seht, Nachbar Georg, wir machen die Angelegenheit in folgender Weise fertig: Ihr schuldet mir, abgesehen von der Summe, welche hypothekarisch auf dem Hause haftet, einhundert Kronthaler zahlbar auf Martini, und die heutigen zweihundert zahlbar auf den Sommer-Johannitag. Wir schlagen die dreihundert Thaler in einen Schuldschein zusammen, setzen die Interessen noch bei — und dann gebe ich Euch Euern Schuldschein, auf Martini lautend, wieder zurück. Nicht wahr, so ist's Euch recht?"

„Nun ja, ich bin einverstanden," entgegnete der Geldbedürftige, der froh war, in irgend einer Weise zum Ziele zu kommen. Schnell war Feder und Tinte bei der Hand; der Grubenpeter hatte als Mann des niedern Bankgeschäftes Stempelpapier stets bei sich; er diktirte den Schuldschein und der Zimmermeister schrieb ihn. Nachdem ihn der Gläubiger aufmerksam durchgelesen, gefaltet und sorgsam in seine alte Lederbrieftasche verwahrt hatte, fiel ihm noch bei, daß das Stempelpapier vier österreichische Sechser koste, was Georg noch gleichzeitig berichtigen möchte, damit die Sache in Ordnung wäre. Den eingelösten Schuldschein werde Georg wohl selbst in seiner Behausung holen wollen, meinte der alte Harpax. Georg aber ersuchte ihn, den

Schein herüber zu bringen, sie wollten dann noch eine Flasche zusammen trinken; darauf ging er weg, die Geldsumme zu verwahren und dem Sohne Auftrag zu geben, einen Sack Hafer und ein Faß Wein zu dem Nachbarn hinüber zu führen. Unterdessen wolle er beim Thurme nachsehen, wie weit die Gerüstung den Vormittag vorgeschritten sei; er werde bald wieder da sein, Lisabeth solle unterdessen eine frische Flasche Wein heraufholen. Mit diesen Worten ging er weg und wandte seine Schritte der Kirche zu. Er sollte nicht mehr lebend zurückkommen.

Der Zimmermeister hatte das Haus verlassen, als der Speyrerfritz nach einer halben Stunde in die Stube trat. Er mußte gesehen haben, wie der Meister das Haus verließ, er drückte sich deßhalb leise und ruhig in die Weinlaube, so daß Jener, ohne ihn zu bemerken, sorglos an ihm vorbeiging. Als der Speyrerfritz in die Stube trat, saß Peter gemüthlich am Tische, in einem Selbstgespräch begriffen:

„Das Haus gehört mir nun schon mehr als zur Hälfte an, Du machst Dich, Peter! Du wirst ein reicher Mann werden, wenn das so fort geht!“ Und dabei rieb er sich selbstgefällig die Hände.

Wie erschrack er aber, als der Fritz in ganz verstörten Zügen, todtenbleich und zitternd in die Stube trat.

„Ei, wie siehst Du denn aus?“ rief er ihm entgegen. „Du siehst ja aus wie der Tod von Basel!“

„Ich? Wie sollte ich aussehen?“

„Bist Du krank?“

„Nein, das bin ich nicht, aber man könnte wohl — nachdem“ —

„Nachdem? — Lege Dich in's Bett, ich will unterdessen nach Hause, dem Zimmermann den Schuldschein zu holen, den er durch einen andern ersetzt hat.“

„Der Meister?“ rief der Zimmergeselle in Verwirrung.

Der Hausirerfranz lauschte mit gespannter Aufmerksamkeit und eiserner Unbeweglichkeit hinter dem Ofen.

„Fritz, Du hast etwas! — Großer Gott! — Es ist etwas vorgegangen. Ich habe Dich noch nie so gesehen.“

„Ihr wißt doch, Peter, was wir letzthin“ —

„Ich? ich weiß von nichts“ —

„Ich denke doch, Ihr hättet mir jüngsthin versprochen, in Betreff meines Meistergewerkes“ —

„Ich habe Dir nichts versprochen!“

„Indessen sagtet Ihr“ —

„Ja, ich sagte Dir, wenn Georg nicht mehr wäre, wenn — doch ein Unglück ereignet sich nicht so schnell!“

„Wer weiß, Peter, es kann über Nacht“ —

Kaum hatte der Speyerfritz diese Worte gesagt, als auf dem Platze draußen Lärm entstand. Der Speyrerfritz fuhr erschreckt zusammen. Durch das Fenster sah man auf dem Platze Leute eilig und erschrocken zusammenlaufen, es wurde gerufen und gejammert. Alles, was sich in der Stube befand, lief hinaus, auch der alte Hausirerfranz verließ eilig den Ofenplatz, wo er Zeuge von Allem gewesen, was in diese Geschichte wesentlich eingreift. Aus dem obern Stockwerke eilten die Lisabeth, die Großmutter, aus der Scheune Anton herbei. Jeder fragte und rief:

„Was gibt's? Was ist geschehen? Wo brennt's?“

Plötzlich stürzte athemlos der Nachbar Martin herbei, Andere folgten ihm:

„Um Gotteswillen, Frau — faßt Euch — Euer Mann — vom hohen Gerüste herab — ein Brett muß schlecht befestiget“ —

Mehr brachte der gute Mann nicht heraus.

„Großer Gott, mein Mann! — Mein Sohn! Der Vater!“ riefen zum Tode erschrocken die Frau, die Mutter und der Sohn des Verunglückten. Die Lisabeth sank ohnmächtig in die Arme der Großmutter und des Sohnes.

„Welch ein großes Unglück!“ rief mit erkünsteltem Schmerze der Grubenpeter, indem er den Speyrerfritz ansah.

„Ja, das ist ein großes Leid für die Familie,“ entgegnete in voller Verwirrung der Zimmergeselle. „Seht Ihr, Nachbar Martin, das kann so vorkommen — ein Brett unrichtig gelegt“ —

Doch dieser wandte sich und eilte der Unglücksstätte zu, die beiden Frauen der Obsorge der Zurückbleibenden überlassend.

„Schweig doch, Thor,“ raunte der Grubenpeter dem Zimmergesellen in's Ohr, „Du verräthst Dich“ —

„Den Schuldschein könnt Ihr dem Meister auch nicht mehr zurückgeben, der ist jetzt todt!“

„Schweigen wir deßhalb Beide.“

„Es gibt noch ein Gewissen, das nie schweigt,“ raunte ihnen der

Hausirerfranz zu, der Beide scharf in's Auge gefaßt hatte. „Denkt an den Hausirerfranz!"

— — —

Es war im Jahre 1712. Seit der Zimmermann todt ist, hat es in dem Hause seiner Wittwe ziemliche Aenderungen gegeben. Anscheinend geht Alles im alten Gange fort, gehen wir aber tiefer auf den Grund des Hauswesens ein, so treffen wir Manches, das wir hier zum Verständniß des Lesers erörtern müssen.

Der Anton, obschon ein kräftiger, intelligenter und fähiger Bursche, noch minderjährig, er war noch nicht Geselle und durfte somit das Geschäft des Vaters auf eigene Rechnung nicht fortbetreiben. Der Grubenpeter, der nun Hausfreund und Beistand der Wittwe wurde, hatte den Betrieb des Handwerks und den Fortbau der Kirchenrenovation dem Speyrerfritz übertragen, obschon diesem oft graute, an dem Kirchthurm, der ihn an sein Verbrechen mahnte, zu arbeiten. Indessen war er nicht Polier, sondern Meister im Haus, schloß Kauf und Verkauf von Holz, Steinen, überhaupt von Allem ab, was das Geschäft erforderte. Die Zimmermannsfrau führte dagegen die Wirthschaft.

Dem Anton aber wurde es zu enge im väterlichen Hause, er fühlte sich durch den Speyrerfritz, den er gründlich haßte, bei Seite geschoben und verdrängt; das bewirkte, daß er nicht mehr arbeitete, daß überhaupt auch sonst keine Ordnung im Hause mehr war. Der Eine, aus seinem Eigenthum verdrängt, hielt nichts mehr darauf; der Andere suchte das Geschäft zuerst zu ruiniren, um es dann zu billigem Preise an sich zu ziehen, der Dritte, der Grubenpeter, hatte dabei auch seine Spekulation. Anton mußte einsehen, daß das ganze Heimwesen über kurz oder lang auseinander fallen müsse, deßhalb war es ihm gleichgültig, ob es heute schon geschehe, oder erst in einem halben Jahr. Mit dem Speyrerfritz konnte und wollte er nicht unter einem Dache wohnen, und wenn es auch für acht oder vierzehn Tage wieder geschah, so war dies der längste Zeitpunkt in dem ganzen Jahr gewesen. Das Johanneli, das zu einer blühenden Jungfrau aufgewachsen war und den Anton innig liebte, machte ihm manchmal wohlgemeinte Vorstellungen über diese Lebensart, Anton versprach Besserung, aber es war ihm nicht möglich, das Versprechen zu halten. Die übrige

Zeit trieb er sich bei auswärtigen Meistern als Geselle um geringen Lohn herum, zu dem er sich verstehen mußte, da er von der Lehrzeit noch nicht freigesprochen war. Auch, wenn es ihm einfiel, zog er mit des Vaters alter Jagdflinte in die Jagdreviere, um bald einen Hasen oder ein schönes Reh, wie es damals in unsern Bergen noch viele gab, der Mutter mit heimzubringen. Mutter und Großmutter liebte er herzlich, aber im Hause konnte er nicht bleiben. Je mehr er seine Mutter liebte, desto peinlicher war es ihm, zu hören, wie von Seite des Speyrerfritz die nachtheiligsten Gerüchte über ihren Ruf ausgestreut und verbreitet wurden. Das that ihm in der Seele weh und wo er Gelegenheit hatte, seine Mutter gegen solch dorfläufiges Geschwätz in Schutz zu nehmen, geschah es mit solcher Energie und mit solchem Eifer, daß man voraussehen mußte, es werde einmal zwischen ihm und dem Speyrerfritz etwas absetzen.

So kam der Jahrestag des Unglücksfalles am Kirchthurme heran. Des Zimmermanns Familie war in der Frühmesse gewesen, um gewohntem Gebrauche nach das Andenken des Verstorbenen in stillem Gebete zu feiern. Als man heim kam und vom Frühstücke weg an die Arbeit sich begeben wollte, klopfte Anton dem Speyrerfritz auf die Schulter. Dieser sah ihn betroffen an. Der junge Mann war todtenblaß.

„Ich habe mit Dir zu sprechen," sagte er kalt und trocken.

„Mit mir?" fragte der Fritz fast erschrocken.

„Ja, mit Dir," entgegnete Anton fest. „Ich habe lange darüber nachgedacht, was und wie ich Dir's sagen wollte. Am Grabe meines Vaters wurde der Entschluß reif. Es gehen sonderbare und böse Gerüchte über meine Mutter."

„Großer Gott! über Deine Mutter? — Sie ist ja die bravste Frau der Welt!"

„Gerüchte Deinetwegen und Ihretwegen" —

„Meinetwegen?"

„Ich verlange, daß dies Gerede aufhört."

„Ich verlange auch nichts Besseres, Anton," entgegnete der Speyrerfritz besänftigend.

„Um diese Gerüchte zu widerlegen," sagte Anton, und seine Brust arbeitete gewaltsam; man sah ihm an, daß es ihn Mühe kostete, die Worte herauszupressen, „gibt es nur ein Mittel — Gott steh' mir bei!" sagte er halblaut für sich —

„Was denn?“ fragte der Speyrerfritz gespannt.

„Du mußt“ —

„So sag' es doch heraus!“

„Du mußt meine Mutter heirathen!“

Der Speyrerfritz fuhr erstaunt einen Schritt zurück. „Wie, ich? — Deine Mutter? — Aber Du spaßest!“

„Du magst es für Spaß aufnehmen — mir ist es fürchterlicher Ernst. Du wirst Dir denken können, was ich von der Sache halte. Glaubst Du, daß mich dieser Vorschlag, den ich Dir mache, nicht in meinen heiligsten Gefühlen, in meiner Erinnerung an die ganze Jugendzeit verletzt? Aber es muß geschehen — und es geschieht!“ setzte er mit ernster und tiefer Stimme hinzu.

„Aber Du wirst mir doch Zeit lassen, mich hierüber zu bedenken. Mein Interesse“ —

„Dein Interesse? Ich kenne Deine Interessen. Meine Mutter hat mir davon erzählt. Mit Hilfe des Grubenpeters willst Du die Werkstätte kaufen. Die Werkstätte gehört mir, und das, was Du besitzest, reicht nicht, sie zu bezahlen. Ich weiß, der Grubenpeter wird uns verfolgen und verganten, wenn es ihm möglich ist, — heirathest Du meine Mutter, so erhältst Du das Geschäft und da es Dein ganzer Ehrgeiz ist, Meister zu werden, so wird dieser dadurch vollkommen erfüllt. Du siehst, ich bin ruhig und kalt. — Nun entschließe Dich!“

Diese Worte waren, entgegen dem Ausspruche des Sprechers selbst, mit Heftigkeit gesprochen.

Der Speyrerfritz suchte ruhig zu bleiben, indem er beschwichtigend sagte: „Aber Anton, man kann sich ja besprechen, ohne gerade in Eifer zu gerathen; Du stürzest daher wie der Sturmwind, wer könnte dabei ruhigen Kopf behalten? — Und dann müßte man zuerst Deine Mutter hören, was sie dazu sagt.“

Dem Speyrerfritz kam dieser Vorschlag gelegen und ungelegen. Einmal hatte er die Absicht, sich zu etabliren, mit der Heirath nun war die Sache in Ordnung, dann hatte er erst vor Kurzem vom Johanneli, dem er einen Heirathsantrag gestellt, in aller Form einen Korb erhalten, so daß er in der so eben projektirten Heirath ein kleine Rache dafür empfand; dagegen war es ihm sehr unlieb, die Wittwe Georgs zu heirathen, an dessen Namen sich die unangenehmste Er-

innerung seines Lebens knüpfte, obgleich ihm die stattliche Figur der Wittfrau nicht übel gefiel.

Während die Unterhandlung zwischen Anton und dem Speyrerfritz im untern Stockwerk stattfand, hatte sich der Grubenpeter bald nach der Kirche zu Frau Lisabeth begeben und ihr angekündigt, daß er im Besitze zweier Schuldscheine sei, die ehrlich, recht und eigenhändig von dem leider! so unglücklich verstorbenen Zimmermeister unterzeichnet worden, der eine im Betrag von hundert Kronthalern, der schon von früher her datire. (Es war der Schein, den der Grubenpeter am Todestage hätte zurückgeben sollen, da diese Summe in dem an diesem Tage aufgestellten Scheine schon inbegriffen war.) Der andere — die gute Frau Lisabeth werde es wohl wissen, wie er ihrem Manne am Todestage dreihundert Kronthaler geliehen habe; es würde ihm deshalb sehr lieb sein, wenn die Frau Lisabeth im Stande wäre, ihm die vierhundert Brabanter zurückzuzahlen. Die Wittwe verwahrte sich jedoch des Feierlichsten dagegen, daß Grubenpeter ihrem Manne heute vor einem Jahre dreihundert Kronenthaler geliehen hätte; es hätten sich nur zweihundert vorgefunden, Peter müsse sich sicher irren oder der Schein müsse falsch sein, was indessen Grubenpeter mit dem von des Zimmermanns eigener Hand vollständig ausgeschriebenen Schuldschein und unter Betheurung seiner Unschuld auf das Lebhafteste von der Hand wies.

Es war der Wittwe nicht möglich, die Aechtheit der Unterschrift, überhaupt des ganzen Schuldbriefes zu leugnen, aber wie kam es, daß darin von dreihundert Thalern stand, während sich nur zweihundert in dem Fache vorfanden, in welches Georg kurz vor seinem Tode das Geld gelegt hatte und wozu er den Schlüssel noch bei sich trug? Es war ihr unerklärlich. War die Schuldenlast ohnehin schon drückend genug, so wurde sie dadurch noch bedeutend höher gesteigert; sie sah den Ruin des Hauses vollständig vor sich. Dieser Erkenntniß folgte ein Thränenstrom, der nicht enden wollte.

„Ich weiß noch ein Aushilfsmittel, wertheste Frau Lisabeth," sagte der Grubenpeter, dem diese Situation anfing peinlich zu werden.

Lisabeth schaute thränenden Auges auf.

„Und das wäre?" seufzte sie mit erstickter Stimme.

„Wenn ich das Haus, sammt Hausrath, Land und Reben auf eine Gant kommen ließe, sagte der Gruberpeter mit langsamer Be-

tonung, „und ich kann das, ich habe das Recht dazu, so würden ich und die andern Gläubiger, die auch noch Theil haben, kaum die schweren Gantkosten aus dem Erlös herausschlagen, denn der Werkplatz mit dem Holzvorrath, das Alles ist sehr herabgekommen seit einem Jahr, seit der leider zu früh verstorbene Georg" —

„Ach Gott!"

„Seit Georg das Unglück hatte — ja, das Geschäft ist sehr heruntergekommen. Ich würde Euch deshalb den Vorschlag machen, es abzutreten."

„Abzutreten?" fuhr die Lisabeth erschreckt auf. „Es gehört ja eigentlich meinem Sohne, der es fortbetreiben wird, sobald er großjährig geworden."

„Aber, Frau Lisabeth, Euch bleibt immerhin noch die Wirthschaft, Ihr behaltet die Reben und dann wird die Sache auch fernerhin ihren Fortgang haben; — gute Leute gibt es stets; — der Peter ist noch immer bei der Hand gewesen, wo es Noth that. — Dann auch dürft Ihr nicht allzusehr auf Euern Sohn rechnen, Ihr wißt, er ist ein Thuenichtgut, zieht überall in Wald und Feld umher, kann bei einem Meister kaum acht Tage bleiben, hat keine Ruh' und keine Rast" —

„Leider wohl! ich weiß es nur zu gut," sagte mit betrübtem Herzen die Mutter, die den Beweggrund nicht kannte, warum es den Sohn nicht mehr zu Hause litt.

„Die Abtretung des Geschäfts an den Fritz wäre somit das beste Mittel, Euch aus der Verlegenheit zu ziehen und mir zu meinem Gelde zu verhelfen. Ich habe da so einen Gedanken! Euer Geselle, der Fritz, ist ein braver Bursche — wie ich ihm von dem Plane sagte, hat er mich zuerst aus Rücksicht für Euch gar nicht hören wollen, aber endlich hat er die Sache begriffen und er will in Euerm Interesse das Opfer bringen. Der Fritz hat nämlich aus dem Reich eine kleine Erbschaft gemacht, hat auch noch etwas Erspartes und damit will er sich entschließen, Euch das Geschäft abzukaufen; statt Euch nun das Geld zu geben, tilgt er zum Theil meine Schuldscheine und für den Rest werden wir uns unter einander schon verständigen."

„Du mein Gott, dann habe ich ja nichts mehr; auf Haus und Land habt Ihr ja selbst Hypothek — und die andern Gläubiger?"

„Es bleibt Euch dann noch immer die Wirthschaft," begütigte der Grubenpeter.

„Der Werkplatz, das schöne Holz, das noch daliegt, nein! Das hieße man nicht verkaufen," jammerte die Frau, „das hieße man muthwillig sein eigen Glück zum Fenster hinauswerfen!"

„Was wollt Ihr machen, gute Frau? Wißt Ihr bessern Rath? Laßt es nicht auf eine Gant ankommen, ich rathe Euch nicht, das Aeußerste auf's Spiel zu setzen."

„Wie soll ich es denn anstellen, damit ich am mindesten Schaden leide, Herr Nachbar?"

„Ueberlaßt das mir," entgegnete dieser, hocherfreut, daß die Frau auf seinen Vorschlag einging, „überlaßt das mir, auf einem halben Bogen Stempelpapier werde ich die Abtretung niederschreiben, Ihr sollt nicht zu Schaden kommen. Auf Wiedersehen, Frau Lisabeth!" machte der Fuchs, indem er demüthig und bescheiden zur Thür hinausschlich.

Es verging keine halbe Stunde, so stand der Grubenpeter wieder in der Stube, ein noch schriftnasses Papier sorgsam in den Fingern haltend. Er trat ordentlich einige Schritte zurück, als er, in die Stube tretend, die Wittwe des Zimmermanns, ihren Sohn Anton, die alte Mutter und den Speyrerfritz in einer Gruppe beisammen stehen sah.

„Frau Lisabeth," sagte er, ohne viel auf die Andern Rücksicht zu nehmen, „hier ist das bewußte Schriftstück, in aller Form Rechtens abgefaßt, ehrlich und gerade, wie es einem braven alten Manne wohl ansteht" —

„Die Schrift ist nicht mehr nothwendig, Nachbar Peter," sagte der Speyrerfritz, indem er dem Alten das Papier aus den Händen riß und zerknitterte, „Frau Lisabeth zieht vor, Euch zu bezahlen. Ihr wißt, ich habe eine kleine Erbschaft gemacht, ich habe selbst noch mein Erspartes bei Euch stehen" —

„Ja wohl, ja wohl! Aber was soll das? — Das schöne Stempelpapier" — entgegnete der Grubenpeter ganz verblüfft.

„Ich heirathe die Wittwe und damit ist Alles gesagt!" bemerkte rasch der Speyrerfritz.

„Frau Lisabeth?" rief der Grubenpeter in gerechtem Erstaunen, und sein ohnehin schon langes und gelbes Gesicht wurde wesentlich länger und gelber; doch suchte er bald wieder einzulenken, die Verlegenheit wich nach und nach und es gelang ihm, endlich herauszustoßen:

„Wünsche bestes Glück — und Wohlergehen, verehrtes — Brautpaar!“ während er heimlich fluchte und raisonirte: „Daß Dich Dieser und Jener! Hat mich der Kerl geprellt, prell' ich ihn wieder!“

In drei Wochen war die Hochzeit der Frau Lisabeth mit dem Speyrerfritz. Anton hatte sein Ziel erreicht, er hatte wenigstens die Ehre seiner Mutter gerettet, an der Hochzeit selbst nahm er nicht Theil.

— — —

Es war im Jahre 1716. Das Leben in einem Dorfe ist so einförmig und still, daß ohne besondere Ereignisse eine Darstellung ländlicher Verhältnisse in wenigen Federstrichen gezeichnet ist. So können wir von dem Hause am Gemeindeplatz wenig vermelden, als daß der Speyrerfritz vom Tage seiner Verheirathung an ein ganz zurückgezogenes Leben führte. Er arbeitete fleißig, die Kirchthurmrenovation war längst vollendet, die verhängnißvollen Gerüste entfernt und die Kirche stand in ihrem besten Schmucke da. Noch fehlten zwei Glocken, die in nächster Zeit ebenfalls in den Thurm gehängt werden sollten.

Der Speyrerfritz war inzwischen Vater geworden und hing mit vieler Liebe an seinem Söhnchen. Anton hatte auch mehr das bewegliche Leben verlassen und arbeitete fleißig im ehrsamen Zimmermannshandwerk. Das Johanneli war eine blühende Jungfrau geworden; Anton war ihr mit ganzem Herzen zugethan. Die Beiden konnten sich aber selten sprechen, denn der Grubenpeter bewachte das gute Kind auf Schritt und Tritt. Sein schmähliches Menschenquälerhandwerk trieb er fort; ob ihm auch Mancher fluchte, was kümmerte ihn das? es trug ihm reichliche Zinsen. War es Furcht vor dem Speyrerfritz, oder war irgend ein anderer Beweggrund, mit den beiden Schuldscheinen Georgs war er bisher gnädig verfahren; er hatte wohl manchmal den Erben des Zimmermanns gedroht, ihnen Alles verkaufen zu lassen, wenn sie nicht bezahlen würden, er hütete sich aber immer vor der Ausführung.

Einmal waren der Grubenpeter und der Speyrerfritz gleichwohl dieser Angelegenheit wegen an einander gerathen. Der Speyrerfritz hatte bei seinen öftern Besuchen in des Grubenpeters Haus diesen ersucht, er möchte doch einmal mit den Quälereien wegen dem Hundert-Kronenthalerschein aufhören, der Spaß hätte nun lange genug gedauert.

„Einen Schuldschein, ächt und recht unterschrieben," sagte der Grubenpeter, „das nennst Du einen Spaß?"

„Nachbar Peter, seid doch nicht so sonderbar, Ihr wißt genau und wohl, daß er nichts gilt!"

„Nichts gilt? Der Schuldschein ist in Ordnung," betonte der Dorfbankier, indem er in der Tasche wühlte, um den Schein herauszusuchen.

„Ja, zeigt ihn nur her," sagte der Zimmermeister, „damit ich Euch überzeugen kann, daß es werthloses Papier ist."

„Werthloses Papier? Kann man so wegwerfend von Stempelpapier reden, das von allen Potentaten der Welt als solches angesehen wird? Nichts da, daran wird nicht gerührt, das braucht sich ab; man muß Sorge dazu tragen."

„Aber Nachbar Peter, Ihr wißt doch wohl, daß der Schein von Georg eingelöst worden ist!"

„Fritz," entgegnete der Grubenpeter und hob den Finger bedeutungsvoll empor, „lassen wir die Todten ruhen, das hilft nichts, von ihnen zu reden. An Deiner Stelle würde ich nicht mehr daran denken, geschweige davon reden zu wollen. Fritz, lassen wir das!"

„Davon handelt sich's auch nicht — ich spreche von dem Schuldschein," warf der Angeredete ablenkend ein.

„Der Schuldschein ist ein guter Schein, von der Hand des Verstorbenen geschrieben und ist hundert Kronenthaler werth, so gut wie baares Geld."

Der Speyrerfritz wurde eifrig. „Nun wird mir die Sache bald zu kraus. Ihr wißt doch, daß ich es war, der Euch an — jenem Tage hinderte, den Schein zurückzugeben! Ist's wahr oder nicht? Sagt einmal, Peter!"

„Ei du mein Gott, weder ja noch nein! Jeder behält, was er hat: ich den Schein, Du die Wittwe und den kleinen Buben, Deinen Sohn obendrein!"

„Verfluchter Hallunke!"

„Fritz, lassen wir die Titel," beruhigte der Grubenpeter, „das trägt keine Zinsen."

„Also Ihr nehmt die Sache in allem Ernst," heulte zornig der geprellte Zimmermeister.

Aber der alte Wucherer blieb immer ruhig und hielt begütigend den Zornigen am Gewand. „Stelle Dich an meinen Platz,“ sagte er, „und Du würdest auch so gehandelt haben.“

„Aber das ist ein Schelmenstreich sonder Gleichen! Ich werde es dem ganzen Lande erzählen, daß Ihr ein Leuteschinder, ein Wucherer, ein Scheusal seid!“

„Wird man Dir glauben, thörichter Mensch?“ lachte höhnisch der Alte. „Man wird überall sagen: der Grubenpeter ist ein braver Mann, er hilft den Leuten aus der Noth, freilich läßt er sich dafür bezahlen, aber er hat keinen ungerechten Heller im Haus. Das wird man Dir entgegnen, Thor! — Zudem, Fritz, thun wir gegenseitig unsere Geschichten nicht solchen Leuten kund, die nichts davon zu wissen brauchen. Meine Sache ist eine gerechte, hörst Du? sie ist schwarz auf weiß! — Die Deine“ — und dabei erhob der alte Wucherer seine gellende Stimme, „die Deine ist mit Blut geschrieben!“

„Elender Hund!“ platzte der Zimmermann heraus.

„Sei vernünftig, Fritz, gebrauche nicht Worte, die Dich später gereuen könnten. Ich meine es gut mit Dir und will noch gerne ein Jahr zuwarten mit dem Schein. Lege zum Zins noch einige Thaler Kündigung und unterzeichne den Schein als eigene Schuld, so ist die Sache gemacht. Der Grubenpeter ist nie ungeschickt (hartherzig) gewesen. Jetzt gehe heim, und besinne Dich, was Du thun willst.“

Und damit schob er den Ungestümen sanft zur Thüre hinaus und schloß sie leise hinter ihm ab.

— — —

Der Grubenpeter hatte sich bei seinen häufigen Besuchen in der Stadt, beim Stiftsverwalter und sonst wo er bei vornehmen Leuten herumkam, die Gunst erbettelt, eine Zeitung mitnehmen zu dürfen, denn damals hielt nicht einmal der Pfarrer im Dorfe ein Zeitungsblatt. Zu Hause wußte dann der Peter bei solchen Leuten im Dorfe, die lesen konnten, und deren waren wenige, einen Lesecirkel zu errichten, wobei jedes Mitglied an das Blatt, das der Peter unentgeltlich erhielt, einen Beitrag leistete. Der geneigte Leser ersieht, daß Grubenpeter jeden Anlaß geschickt zu benützen wußte, um mit möglichst wenig Auslagen Geld zu machen. Der Herr Pfarrer, der am meisten für das Zeitungsblatt bezahlte, erhielt natürlich dasselbe zuerst, dann

kam der Homburger Vogt, dann sein Schreiber, und so ging das wöchentlich einmal erscheinende Journal durch noch etliche Hände, bevor es der Grubenpeter wieder zurückerhielt, um es dann mit Genuß, da es ihm Geld eintrug, zu lesen.

Eines Abends saß der Grubenpeter gemächlich in seiner Wohnstube und sah dem Johanneli zu, wie es Tische, Stühle und Bänke scheuerte und die harthölzernen Möbel bohnte.

„Reibe die Möbel nicht so stark," sagte er, „Holz ist kein Eisen und braucht sich ab. Das Alles kostet schwer Geld. Hast Du die Zeitung noch nicht zurückgebracht? Ich sagte Dir doch, das Blatt zu holen, damit ich es lesen kann, wenn ich sonst nichts zu thun habe. Zeit ist auch Geld, hörst Du?"

„Ich hatte so viel zu thun, ich konnte nicht abkommen," sagte die Jungfrau.

„Nicht abkommen? Wenn ich Dir etwas befehle, so soll es geschehen auf der Stelle. Zeit ist Geld! Glaubst Du, man könne die Kronenthaler aus dem Boden stampfen?"

„Aber Vater?"

„Ich bin nicht Dein Vater. Dein Vater ist ein Taugenichts, ein schlechter Mensch. Dein Vater hieß Gottfried Meierhans. Ich bin nur der Pflegevater eines Dinges, das sein gut Brod mit Faullenzen und Herumstehen verdient."

„Es ist hart, Einem das Bißchen, was man hat und genießt, und ehrlich und fleißig verdient, so vorzuwerfen," sagte das Mädchen traurig.

„Soll ich Dir noch Lob spenden dafür, daß Du mit allen Augen nach des Zimmermanns Anton auslugst?" fragte höhnend der Pflegevater. „Geh, hole die Zeitung," sagte er, indem er zum Fenster hinausschaute, durch welches er des Hubelhansen Martin gesenkten Hauptes daherkommen sah. „Was wird Der wollen?" fragte er sich. „Kündigung? Wird nicht ertheilt! Sollen bezahlen die Leute, oder arbeiten, damit sie bezahlen können."

In diesem Augenblick trat des Hubelhansen Martin in die Stube.

„Guten Tag," sagte der Angekommene langsam und zog seinen Hut, den er bedächtig auf den Tisch legte. „Ihr werdet gedacht haben, ich komme gar nicht zum Zinsen. Es ist so eine böse Zeit, mit geringem Verdienst; das Korn, das ich hätte verkaufen können, habe ich

zur Hälfte selbst brauchen müssen — hab' auch fünf kleine Kinder, die" —

„Weiß schon, weiß schon," unterbrach ihn der Kapitalist.

„Die noch nichts verdienen können, und so ist es mir halt nicht möglich gewesen," und dabei suchte der Redende in seiner Tasche, „den ganzen Zins zu bringen." Endlich zog er einen ledernen Geldbeutel heraus, schnürte ihn auf und schüttete das Geld, das darin lag, sorgsam auf den Tisch.

„Es sind sechs Thaler gut gezählt," sagte er dabei.

Der Grubenpeter setzte die Brille auf und machte sich bedächtig an das Geldhäufchen, das aus Silber, Scheidemünze und Kupfer bestand.

„Ich sehe da," begann er, „viel schlechtes Geld, falsche Sechser, abgeschliffene Valuta. Seht, Martin, da sind zwei — vier — sieben — neun Geldstücke, die ich nicht annehmen kann. Sie haben keinen Kurs mehr. Man hat Euch damit betrogen. Ich kenne das."

„Ich bitte Euch," sagte der arme Mann, „nehmt sie an, ich habe kein ander Geld, ich habe Euch Alles gebracht, was ich verdient habe mit saurem Schweiß. Das Holzhacken und Wellenmachen zahlt sich so schlecht."

„Ein „Käsperlein"* müßt Ihr schon noch drauflegen, wenn Ihr den Zinsrest bezahlt."

„Du mein Gott! Da müßt' ich eine ganze Woche dafür arbeiten! Ist ja Alles gutes Geld, Herr Peter, der Homburger Vogt hat es mir selbst gegeben als Holzmacherlohn."

„Und dann, wann wollt Ihr den Rest bezahlen?" fragte ungeduldig der Geldmann.

„Zu Weihnachten werde ich es wohl machen können, wenn ich und meine Leute gesund bleiben," entgegnete der Schuldner.

„Zu Weihnachten! Hoho, wer weiß, wer da noch lebt? Ich will Euch acht Wochen Frist geben, dafür gebt Ihr mir nach Ablauf dieser Zeit den Zinsenrest und einen Thaler Wart- und Aufgeld auf das schlechte, falsche Münzenzeug, das Ihr heute gebracht habt."

„Seid gnädig, Peter, denkt, ich muß auch gelebt haben mit meinen fünf armen Kindern," bat der Arme flehentlich.

---

* Vierzigkreuzerstück.

„Glaubt Ihr denn, ich sei dafür da, um Euch mein gutes, schönes Geld auszuleihen, um Euere schlechten E-Sechser dann als Zins anzunehmen und am Ende, wenn Ihr nicht einmal zinsen könnt, sollte ich Euch noch die Fratzen erhalten, die Ihr in die Welt gesetzt habt? Aber damit Ihr seht, daß ich auch noch ein Herz habe, so will ich Euch folgenden Vorschlag machen: Ich habe da bei Eurem Häuschen Hühner herumflattern sehen und ich habe mich gefragt, warum eigentlich des Hubelhansen Martin Hühner braucht? Ihr könnt die Hühner wohl entbehren, Martin," fuhr Peter fort; „schickt mir heute zwei Paar davon und dann bezahlt Ihr mir noch einen halben Thaler Stündigung. So, jetzt geht, Ihr dürft von Glück reden, daß es Euch heute so gut ergangen ist."

„Die Quittung für mein Geld?" —

„Bekommt Ihr erst, wenn der ganze Zins bezahlt ist."

„Alter Blutsauger," brummte der Martin, als er das Haus verlassen hatte. „Der Herrgott wird Dein ungerecht Gut auch einmal durch die Motten zerfressen lassen."

— — —

Während der alte Wucherer mit seinem Schuldner Martin marktete, war das Johanneli in's Dorf gegangen und hatte, sei es Zufall, sei es Absicht von seiner Seite, auf dem Wege seinen Schatz, den Anton angetroffen.

„Ich habe Dir viel zu sagen, Johanna," sprach der junge Zimmermann.

„So sprich — ich muß bald wieder zu Hause sein."

„Vorerst eine Frage. Liebst Du mich, Johanneli?"

„Ach, Du grundnärrischer Mensch," antwortete lachend das Mädchen, „wie manchmal habe ich Dir das nicht schon gesagt?"

„Ja, das ist wahr, aber ich muß es so recht gründlich wissen, denn jetzt handelt es sich darum, diese Liebe zu beweisen," sagte er in ernstem Tone. „Siehst Du, ich bin zu unglücklich, wenn ich neben diesem Speyrerfritz, — neben meinem Stiefvater — arbeiten soll. Es drückt mir fast das Herz ab."

„Wie? Ich glaubte, Ihr vertragt Euch jetzt ganz ordentlich neben einander?" fragte Johanna.

„Ordentlich?“ lachte er wild auf. „Aeußerlich schon; die Leute fühlen nicht, wie es mir ist; der Speyrerfritz — mein Stiefvater, lebt sehr zurückgezogen, ist fleißig, thut meiner Mutter, was er ihr an den Augen ablesen kann, und namentlich seit er einen Sohn hat — meinen Bruder — ist er viel sanfter und ruhiger geworden. Aber gleichviel! Es ist mir unmöglich, ich kann ihn nicht gern haben; ich habe kein Vertrauen zu ihm; es ist mir nicht wohl neben ihm. Ich leide, mehr als Du ahnst. Und Du,“ sagte Anton und schaute sein Liebchen fragend an, „Du bist auch nicht glücklich?“

„Ich? Wer sagt das?“

„Ich sage es,“ antwortete der Jüngling lebhaft. „Johanna, Du kannst nicht länger hier bleiben, Du bist unglücklich hier, ich sehe es Deinen Augen an; Du mußt mit mir fort!“

„Fort!?“

„Fort in die Welt hinaus! Hier ist keine Heimath für uns Beide!“ rief der junge Mann laut, indem er stillstand und seine Geliebte umschlang, fast vergessend, daß sie sich auf offenem, freilich wenig begangenem und von den Bäumen geschütztem Wege befanden.

„Anton, wie kannst Du so sprechen? Was würde Er sagen?“

„Wer Er? Er ist nicht Dein Vater! Er hat über Dich nicht zu verfügen.“

„Was aber wird das Dorf, die Welt sagen? Alle, die uns kennen?“

„Siehst Du Johanna,“ fuhr der junge Mann mit weicher Stimme tief ergriffen fort: „Ich bedarf eines Herzens, das mit mir fühlt, das mich liebt. Ich finde, daß ich meine Mutter weniger liebe, seit sie sich wieder verheirathet hat, und doch war ich es, der sie fast dazu zwang, dem Speyrerfritz die Hand zu geben. Ob ich gut gethan, ob nicht, das wird die Zukunft lehren. Aber schau', das thut mir weh, die Mutter neben ihm zu sehen, neben ihm, den ich so sehr hasse! — — ich bin ein Narr! — — Der Tod meines Vaters hat mein Gehirn zerrüttet. Johanna, Du allein hast mich lieb. Sag' mir, willst Du mit mir, bis an's Ende der Welt, nach dem neuen Welttheil, nach Amerika, bis dahin, wo uns ein friedlich Stück Erde aufnimmt? Willst Du mir folgen? Hier bleibe ich nicht, ich muß fort, sonst bürge ich nicht, daß nicht etwas geschieht, was mich reuen könnte!“

„Beruhige Dich, Anton,“ sagte das Mädchen und legte die Hand auf den Arm des geliebten Jünglings, „heute Abend werde ich den

Vater befragen. Gewiß habe ich den Muth, ihm zu sagen, daß ich Dich liebe. Ich denke an das, was Du leidest, was ich selbst leide, und in diesem Gefühle werde ich den Muth besitzen, frisch mit der Sprache vor ihn hinzutreten. Der Peter ist mein Wohlthäter, mein Vater; ich anerkenne das, was er in meiner Jugendzeit, wo ich noch nicht arbeiten konnte, für mich gethan. Jetzt aber hält er mich schlechter als eine Magd. Ein Hund, wenn er nicht zu geizig wäre, einen zu halten, hätte es besser bei ihm, als ich es habe. Ich arbeite Tag und Nacht, aber nie kommt ein gut Wort als Belohnung und Dank über seine Lippen. — Anton, ich bin sehr unglücklich," sagte das junge Mädchen und fiel dem Jüngling in die Arme.

Die Beiden, die im Eifer ihrer Unterhaltung stillgestanden waren, hatten nicht bemerkt, wie ganz in der Nähe Jemand sie belauschte. Der Lauscher trat endlich leise vor und klopfte Anton auf die Schulter. Die jungen Leutchen fuhren erschrocken aus einander.

„Ah! der Hausirerfranz!" riefen die Beiden überrascht.

„Ja, der Hausirerfranz," entgegnete der Angeredete, denn er war der Lauscher, „der Hausirerfranz ist auch wieder im Dorf, die alten Schäden und Bresten zusammenzuheften und auch nachzusehen, wie das Unkraut großwächst und gedeiht, ob das Recht sein Recht, ob das Unrecht seine Strafe erhält?"

„Wie meint Ihr das, Hausirerfranz?" fragte der junge Mann.

„Haltet Euch an mich," sagte der alte Hausirer, ohne auf die Frage zu antworten. „Haltet Euch an mich, sage ich; wenn ich schon etwas zerlumpt daher komme', den alten Tornister auf dem Rücken, der meine ganze Habe enthält, so kann ich Euch doch nützlich sein. Ihr liebt Euch, Ihr sollt Euch heirathen. Ich bin etwas Hexenmeister, hier meine Hand darauf, daß ich Euch redlich helfe."

„Wie, Ihr wäret im Stande?" fragte Anton erstaunt und ungläubig.

„Schlag ein, Anton, und Du auch, Johanna, wir schließen einen gemeinschaftlichen Bund, das Unkraut auszujäten und Jedem sein Recht werden zu lassen." Die Beiden schlugen kräftig in die dargebotene Rechte des Hausirers, ohne recht zu wissen, was daraus erfolgen sollte.

„Die Jugend ist noch dumm," sagte der Alte, „deßhalb muß Einer helfen, der Erfahrung besitzt, Euch zum guten Ziele zu bringen. — Und was die Liebe betrifft, bin ich auch unter ihrem Joche durchge-

gangen. Jeder muß da hindurch. Aber mein Herz hat eine böse Nummer gezogen und damit war's aus. Wie ich noch in Deinem Alter war, Anton, war ich ein Schmied von Profession, Einer, der sich sehen lassen durfte; die Arbeit fehlte nicht und wurde gemacht, wie Keiner sie so zu Stande brachte. Da kam die Liebe — und ich zog eine böse Nummer! Die, welche ich liebte, liebte einen Andern und wurde seine Frau. — Ach, seufzte der alte Mann in Gedanken an die Tage seiner Jugend, und wandte sich an das junge Mädchen, „wenn ich Dich so betrachte, so ist mir fast, als wenn Du meiner Geliebten glichest. Ja bei Gott! Die gleiche Gestalt, die gleichen Augen, die nämlichen Züge — die Stimme! Aber sie liebte einen Burschen von hübschem Angesicht, der so recht flattiren konnte, wie es die Mädchen gerne haben; mich, die gerade Seele, mißkannte sie. Als sie dann Hochzeit machte, mit ihm am Altare stand und ihr Jawort aussprach, da warf ich das Schurzfell mitten in die Schmiede hinein, verkaufte mein Heim und Hab und wanderte fort, den Tornister auf dem Rücken, mein kleines Vermögen im Sack — und wanderte fort auf der freien Gottesstraße — durch Städte und Länder und kam unter Völker von fremden Sprachen und Sitten. Lange Jahre war ich auf der Straße, nirgends litt es mich, das Geld ging weg in guter und schlechter Gesellschaft und endlich wurde ich, was ich bin — der Hausirerfranz."

„Armer Mann!" sagte Johanneli mitleidig.

„Ja wohl, das war ihre Stimme, das waren ihre Laute," sagte der Alte entzückt. „Hier mein Wort und meine Hand, ich helfe Euch."

„Dafür wollen wir Euch gern, sehr gern haben, Franz," sagte die schmeichelnde Stimme des Mädchens.

„Dank dafür verlange ich nicht; so lange es noch etwas zu flicken und zu heften gibt auf der Welt, so lange werde ich mein täglich Brod und eine Pfeife Tabak mir erwerben, bis ich mich einstens hinlege in einen Winkel, oder unter einen Baum im Freien, das Antlitz der Sonne zugewendet, um dort zu sterben wie ein alter, wackerer Junggeselle von meinem Schlag es soll."

„Sprecht nicht so, Franz," mahnte freundlich das Mädchen.

„Halt! höre ich nicht die Nachteule husten?" sagte der Hausirerfranz, der ein scharfgeübtes Ohr besaß. Die drei schauten sich um.

Durch die Gasse herauf kam der Grubenpeter angerückt, der das lange Ausbleiben seiner „Magd“ schon verdächtig gefunden hatte.

Die beiden jungen Leutchen stoben aus einander. „Auf heute Abend!“ rief ihnen der Hausirerfranz noch zu und machte sich dann auch auf den Weg, um nach Arbeit im Dorfe umzuschauen. Auf den Abend hatte er die Absicht, dem Grubenpeter einen Besuch abzustatten.

(Schluß folgt.)

Die Birsigthalbahn.

Von **H. Pohlmann.**

(Mit vier Abbildungen.)

Was Bach und Erlen flüstern
In lauer Sommernacht,
Wenn durch's Gewölk im Düstern
Der Mondschein niederlacht;

Was Bach und Erlen raunen
In schwüler Mittagsgluth,
Wenn mit verdroß'nen Launen
Am Schilf der Lichtstrahl ruht;

Was Bach und Erlen träumen
Vom alten, trauten Glück,
Bringst du mir ohne Säumen,
Mein grünes Thal zurück!

Fr. Oser.

„Noch vor 40 Jahren hatten wir keine Landstraße, heute haben wir deren zwei und die Bahn; vor 30 Jahren fuhr die Post zum ersten Male, heute fährt sie zum letzten Male und mit dem morgigen Tage schnaubt das Dampfroß durch unser bisher so stilles Thal“ — —

Mit diesen Worten begrüßte Herr Verfassungsrath Gschwind in Oberwyl am 4. Oktober 1887 den tannengeschmückten Eisenbahnzug, der, von Basel her kommend, den Betrieb der Birsigthalbahn inaugurirte und eine frohgestimmte Festgesellschaft zum ersten Male auf dem eisernen

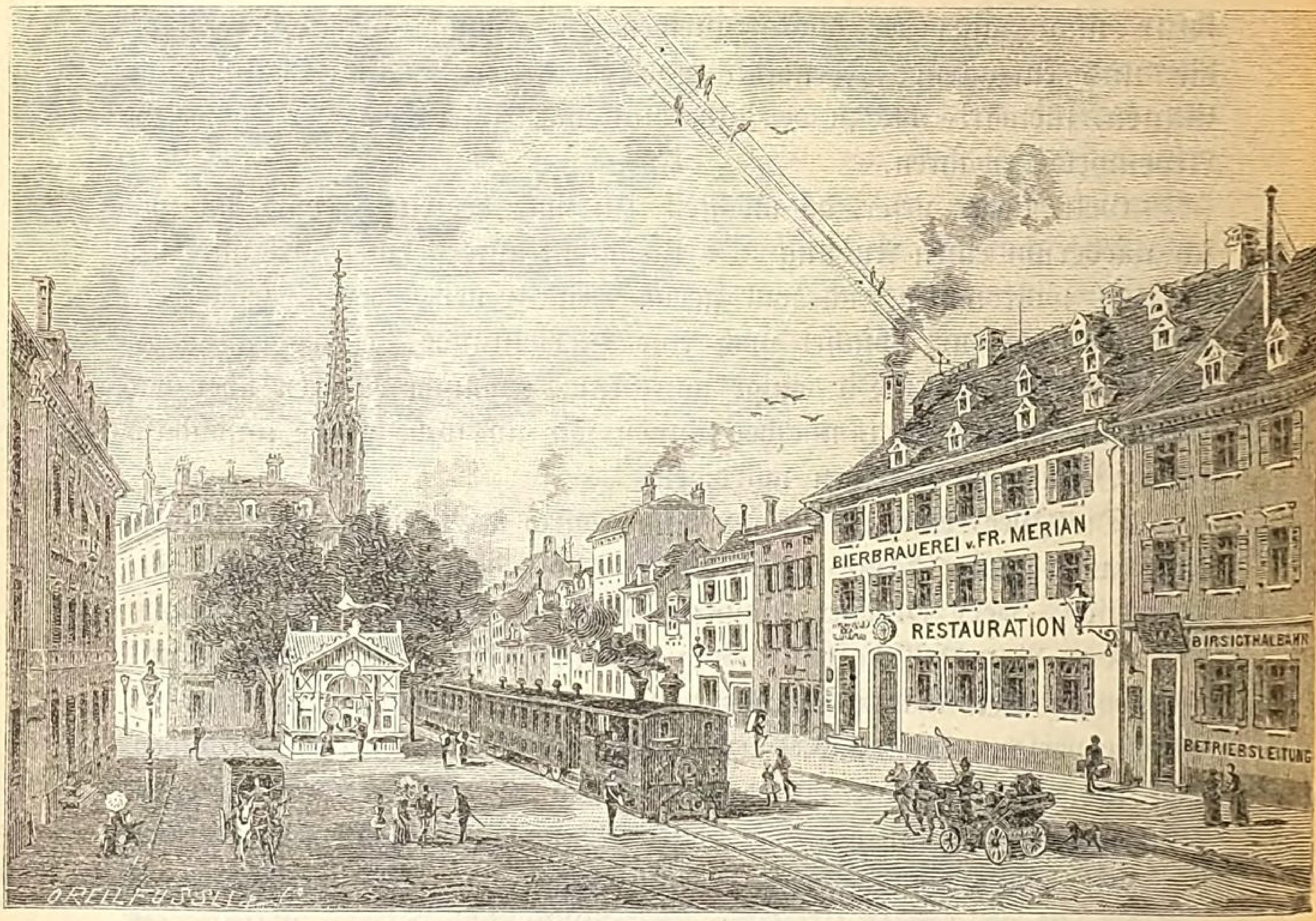
Schienenwege in das bisher kaum über die Grenzen seiner Heimatkantone bekannte Birsig- und Leimenthal führte. Das Aschenbrödeldasein, welches dieses liebliche Stückchen Erde bisher geführt hatte, erklärt sich aus dem Inhalt der obigen Begrüßungsrede; vor drei Decennien erst ward die erste regelmäßige Postverbindung zwischen dem alten guten Basel und dem hinteren Leimenthal eingeführt, also zu einer Zeit, wo anderwärts bereits die völkerverbindenden Eisenstraßen den Reiseverkehr vermittelten und theilweise schon beherrschten. Kein Tschudi, kein Bädeker, kein Berlepsch oder sonst ein anderes Reisehandbuch thaten des Birsigthals Erwähnung, kein Programm einer hochzeitlichen „Schweizerreise" nannte seinen Namen und doch ist es in mehr denn einer Beziehung besuchenswerther als so mancher „hochberühmte", aber vom Komfort der Jetztzeit angegähnte und angekränkelte Touristentummelplatz. Zwar hat das bescheidene Thal, welches im Süden der Stadt Basel bis zum Blauenberge (Baselland, Solothurn, Bern und Elsaß) sich lagert, keine himmelanstrebenden Felsgebirge; keine glitzernden Firnzinken krönen die über die Höhe des Mittelgebirges nicht hinausgehenden Promontorien der Jurakette, keine schäumenden Wasserfälle tosen ihre Silberwellen von Berg zu Thal, aber einen Vorzug hat dies Stiefkind unter den Thalschaften des Schweizerlandes doch, den Vorzug einer Fülle von Lieblichkeiten, welche die Natur hier wie anderswo selten, in gleich reicher Weise aus dem Füllhorn ihrer Gaben gespendet hat. Achtlos fluthete der große Reisestrom der Touristenwelt bisher an den allerdings unscheinbaren Pforten des grünen Thales vorbei, aber seitdem die zierliche Birsigthalbahn die alte Rheinstadt mit den Jurabergen verbindet, lenkt ein sich unbemerkt verstärkendes Kontingent zu einer ein- oder zweitägigen Seitenexkursion von der Hauptroute ab. Vor allem aber hat die Birsigthalbahn eine eminent lokale Bedeutung; nicht nur vermittelt sie den regen Werktagsverkehr zwischen Stadt und Land und hebt und belebt die Beziehungen zwischen der Bevölkerung hüben und drüben, sondern sie ist in des Wortes strengster Bedeutung ein Liebling der Basler geworden, die ihrem „Bähnli" in allen Phasen seines Entstehens und seines Betriebes eine ganz besondere Aufmerksamkeit und Wohlwollen bezeigen. Bietet die Bahn doch dem sonntagsfrohen Ausflügler die beste Gelegenheit, der dumpfen Stadtatmosphäre zu entfliehen und die Brust draußen in der ozonreichen Wald- und Bergluft reinzuwaschen, herumzustreifen durch

Flur und Hain oder hinaufzusteigen auf aussichtsreiche Berggipfel, die uns entzückende Fernblicke nordwärts weithin in Deutschlands Gauen, südwärts bis zu den silberblinkenden Gletschern der Schweizer Alpenwelt gewähren.

Gelt, lieber Leser, da möchtest Du mich begleiten, denn just will ich wiederum einen Ausflug in's Birsigthal unternehmen; sei mir also herzlich willkommen, ich will gerne Dein treuer Cicerone sein. Da wir aber bis zur Abfahrt noch eine Viertelstunde Zeit haben, so gestatte mir zunächst, Dir einige ganz kurze technische Notizen über das „Bähnli" mitzutheilen, nachher können wir um so besser die landschaftliche Bedeutung desselben würdigen.

Die Idee, eine Schmalspurbahn durch das Birsig- und Leimenthal zu erbauen, faßte im Frühjahr 1886 der jetzige Präsident der Direktion, Herr Dr. jur. Eduard Heusler. Derselbe setzte sich mit der Bern. Baugesellschaft für Spezialbahnen, den Herren Pümpin und Herzog in Verbindung, worauf letztere bei dem Bundesrath, resp. der Bundesversammlung, das Konzessionsgesuch zu Handen einer zu bildenden Aktien-Gesellschaft einreichten. Man beschränkte vorläufig dieses Konzessionsgesuch auf die Linie Basel-Therwyl. Bis Bottminger-Mühle (2,5 Kil.) mußte die Poststraße benutzt werden, das auf dieser Strecke verwendete Geleise besteht aus sogenannten Rillenschienen; von Bottminger-Mühle bis Therwyl (4,5 Kil.) hat die Bahn ihren eigenen Straßenkörper. In der Stadt Basel sollte die Bahn ursprünglich in den Barfüßerplatz einmünden. Rücksichten auf den sonstigen Straßenverkehr ließen jedoch dies Projekt unausgeführt und so wurde als städtischer Ausgangspunkt der Bahn die Steinenthorstraße vor der Brauerei Merian bestimmt.

Die unerwartete Frequenz der neuen Bahn, sowie dem dringenden Verlangen der interessirten Ortschaften nachgebend, beschloß die Generalversammlung der Aktionäre schon am 28. April 1888 eine Weiterführung der Bahn von Therwyl über Ettingen, Witterswyl, Bättwyl bis nach Flühen (Solothurn), hart an der deutschen Grenze. Nachdem die Konzession Seitens der maßgebenden Behörden ertheilt worden war, wurde diese vorläufige Schlußstrecke der Bahn („vorläufig" deshalb, weil von einer Weiterführung derselben bis nach Pfirt im Elsaß die Rede ist), im Sommer 1888 erbaut und am 12. Oktober desselben Jahres dem Betrieb übergeben. —



Ausgangspunkt der Birsigthalbahn in der Steinenthorstraße zu Basel.

Inzwischen ist der Zug des Bähnli vorgefahren, wir nehmen in einem schmucken Coupé Platz, und hinaus dampft der Zug in die würzige Luft des rechter Hand der Bahn sich entlang ziehenden Nachtigallenwäldchens. Bald überschreiten wir die Grenze zwischen Baselstadt und der Landschaft und erreichen in wenigen Minuten den zweitgrößten Ort von Baselland, Binningen, mit 4300 Einwohnern, in freundlicher Lage am Eingange des anmuthigen Leimenthals. Historisch bemerkenswerth ist das Schloß in Binningen, das so manche Zerstörung über sich hat ergehen lassen. Schon im Jahre 1545 war es, wie glaubhaft erzählt wird, im Besitz eines holländischen Wiedertäufers von Delft, Namens David Joris, der zu Basel angesehen unter dem Namen Johannes von Brügge (nach Anderen Joh. v. Bruck) lebte. Sein Name ist durch die seltsame Justiz der damaligen Zeit weit bekannt geworden. Nach seinem Tode verbreiteten sich die abenteuerlichsten Gerüchte. Unter Anderem wurde vom Volke behauptet,

er habe sich Christus gleichgestellt, habe gleich wie der Heiland seine Auferstehung nach drei Tagen angesagt, habe die Sprache der Thiere verstanden, sich unsichtbar machen können und Allen, die ihn hörten, ewiges Leben versprochen. Diese tollen Gerüchte verbreiteten sich immer weiter und kamen bis vor den Rath in Basel, welcher einzuschreiten beschloß. Volle drei Jahre nach seinem Tode (1558) wurde der Verstorbene als Ketzer der Zauberei angeklagt und natürlich verurtheilt. Der Leichnam des also „Verurtheilten" wurde ausgegraben und sammt seinen Schriften öffentlich vor dem Steinenthor — auf der ehemaligen Richtstätte — durch Henkershand verbrannt. Seine Hinterbliebenen mußten ihren Glauben abschwören. Im Museum von Basel befindet sich, wie hier nebenbei bemerkt sein mag, das bei dieser Prozedur beschlagnahmte Bildniß des Joris. Es ist ein schönes Werk von Heinrich Aldegrever (geb. zu Soest 1502, gest. 1562). Eine Zeitlang soll, wie vielfach behauptet wird, das Schloß Eigenthum von Giuseppe Garibaldi gewesen sein, doch giebt es in ganz Binningen Niemand, der den berühmten Italiener je dort von Angesicht zu Angesicht gesehen hätte. Binningen selbst bietet nichts weiter, doch lohnt immerhin eine Besteigung des anscheinend unbedeutenden, aber eine prächtige Aussicht hauptsächlich in das Rheinthal (bis zum Isteiner Klotz) bietenden Sankt Margarethen-Hügels. Ein ausgedehntes Panorama bietet sich hier dem Auge dar; ein malerisches Halbrund erscheint vor uns, im Westen mit den Elsässer Bergen beginnend, reihen sich im Nordwesten die Vogesen an, während sich nördlich und nordöstlich der badische Schwarzwald aufthürmt:

„Bunte Felder, lichte Höh'n:
„Gottes Erde ist doch schön!"

Noch viel schöner und umfassender ist der Ausblick von der sogenannten „Batterie", welche in der Napoleonischen Zeit vielfach von schweizerischer Artillerie besetzt war. Die Grenze zwischen Basel-Stadt und Land zieht sich mitten durch das in Quadratform sich lagernde Plateau. Etwa eine gute Stunde von hier entfernt liegt das Denkmal an die von den Schweizern siegreich geführte Schlacht bei Dornach im Schwabenkriege. Noch einen Abschiedsblick auf das zu unseren Füßen im Schooße des Rheinthales ruhende Basel werfend, wenden wir uns zur Bahn zurück, die uns in kurzer Zeit nach Bottmingen führt. Das Bottminger Schloß ist ein vielbesuchter Aufenthaltsort des

vornehmen Basler Publikums; die Bewirthung des Herrn Wilh. Ritter, des Eigenthümers der Liegenschaft, ist anerkannt eine splendide. In Bezug auf die Geschichte des Schlosses melden verschiedene, aber zum Theil der Authenticität entbehrende Chroniken etwa Folgendes: In ganz früher Zeit soll das Schloß Eigenthum der Stadt Basel gewesen sein. Unter der Bedingung, daß es zu allen Zeiten der Stadt ein offenes Haus sein solle, verkaufte Basel dasselbe im Jahre 1519 an seinen Bürger Wolfgang Harnascher. In dem Kaufbrief wird es „das Schloßgut oder Burggestell 'zu Bottmingen im Leimen oder im Sundgau", wider den Blauen gelegen, genannt. Seitdem hat es vielfach seine Besitzer geändert. Interessant ist folgende Episode: Im Jahre 1648 erhielt der in französischen Diensten stehende Herr von Gruen von dem König Louis XIV. die Gouverneurstelle zu Thann im Elsaß. Nach dem Tode des französischen Generals von Erlach wußte sich der Graf von Hartcourt der Veste von Altbreisach listigerweise zu bemächtigen. Dessen war aber der französische Hof nicht zufrieden und der Marschall de la Ferté Senneterre, welcher im Jahr 1654 mit einem französischen Truppenkorps am Rhein erschienen, nahm von Breisach Besitz. „Wie nun der französische Feldherr Marschall de la Ferté weiter im Elsaß vorrückte und einiges Volk in Thann legen wollte, fand er daselbst die Thore verschlossen, indem der Oberst von Gruen ohne Zustimmung und Wissen des von dem Kommandostab zu Breisach verdrängten Grafen von Hartcourt, solches nicht einnehmen wollte; Thann wurde deswegen belagert. Herr von Gruen sah sich bald in die Umstände versetzt, einer längeren Vertheidigung zu entsagen und wurde bei der Uebergabe kriegsgefangen, so daß er 2900 Pistolen bezahlen mußte." — Rathsherr Benedikt Socin von Basel hat ihm seine Loslassung ausgemittelt; nachher begab sich Herr von Gruen auf sein Schloß Bottmingen. Aber hier, vom Kriegsschauplatz entfernt, war er vor den Nachstellungen des Marschalls de la Ferté nicht sicher. Basel erlaubte ihm daher zu seiner persönlichen Sicherheit etwelche Soldaten in seinem Schlosse unterhalten zu dürfen. — Alle die verschiedenen Eigenthümer des Schlosses scheinen indessen wenig auf die Unterhaltung und Verbesserung des Gebäudes verwendet zu haben, da solches bis auf das Jahr 1720, wo es Joh. Deucher sel. in Basel an sich kaufte, ein sehr altväterisches Ansehen hatte. Im Jahr 1722 fing dieser reiche Kaufmann an, dasselbe mit Pracht und

Geschmack neu aufzuführen und ihm alle die Annehmlichkeiten zu verschaffen, die nun Bottmingen als einen der edelsten Landsitze Basels auszeichnen. Von Herrn Martin Wenk sel., der es im Jahre 1790 um 50,000 Basler Pfunde erkauft hatte, war solches auf seinen Tochtermann den Dreierherrn und Oberst Wieland zu Basel erblich überkommen. Das Schloß ist mehrfach zerstört und von den Franzosen niedergebrannt worden.

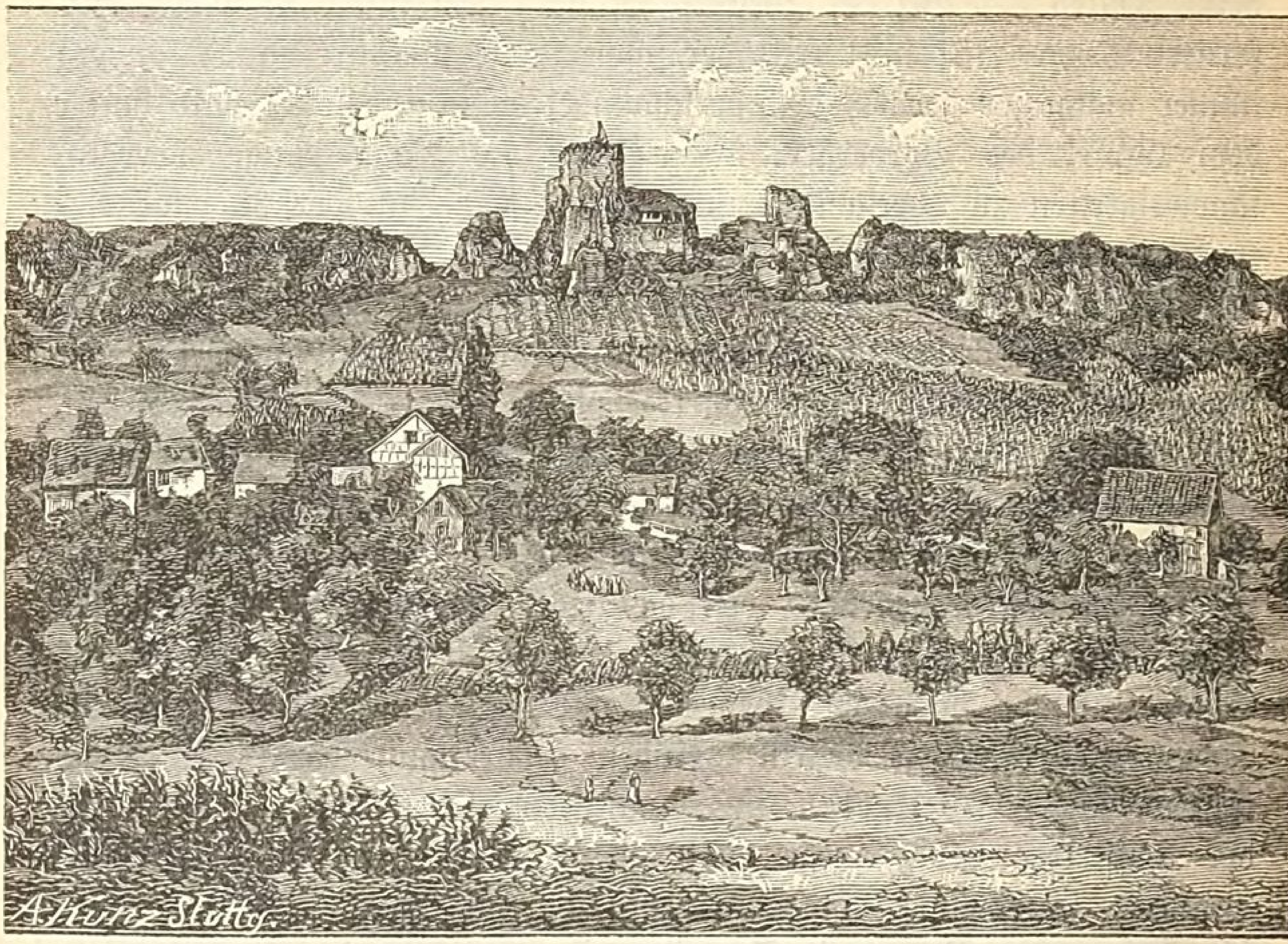
Auch die nächste Station der Bahn, Oberwyl, ein katholisches Pfarrdorf mit ca. 1400 Einwohnern, im basellandschaftlichen Bezirk Arlesheim (das ganze basellandschaftliche Birsigthal gehört zum Bezirk Arlesheim; reformirt sind allein die Dörfer Binningen und Bottmingen, welche mit ihren Höfen (Gundoldingen, Holee rc.) eine Pfarrgemeinde mit einer Seelenzahl von 5—6000 Einwohnern zählen. Gundoldingen war früher Rittersitz und ist historisch (z. B. Schlacht bei St. Jakob an der Birs) bekannt. Ebenso St. Margarethen, von wo der spätere König, damalige Graf Rudolf von Habsburg, Basel belagerte), am Birsigfluß, ist nicht ohne eine interessante, wenn auch nur lokale historische Vergangenheit. Ein recht beträchtliches Legat, das ein Bürger Namens J. Wehrlin im Jahre 1780 vermachte, wurde von dem damaligen Bischof von Basel (von Roggenbach) dem Spital in Delsberg einverleibt, ist aber später herausgegeben und den Bestimmungen des Testamentes gemäß über den ganzen Jura vertheilt worden. Ferner ist in neuerer Zeit das Jahr 1835 besonders bemerkenswerth. Die Oberwyler wollten sich einen eigenen Pfarrer wählen und lehnten den ihnen von der Regierung vorgeschlagenen Geistlichen, Namens Anaheim, energisch ab. Der damalige Statthalter brachte letztern aber in einer Staatskarosse persönlich nach Oberwyl, um ihn mit Gewalt in das Amt einzuführen. Die Oberwyler erwarteten Statthalter, Pfarrer und Staatskarosse vor dem Dorf, fielen den Pferden in die Zügel und lenkten einfach den Wagen wieder um. Der Statthalter schickte darauf fünf Landjäger mit dem Befehl, die Rädelsführer „lebendig oder todt" ihm einzuliefern, die erbosten Oberwyler schlugen aber vier Landjäger todt, während einer entkam. Hierauf wurde Oberwyl durch militärische Besatzung gebodigt.

Je weiter nun die Bahn in's Leimenthal eindringt, desto malerischer entrollt sich das Panorama. Gerade vor uns tritt der langgestreckte Rücken des jurasischen Blauens immer mächtiger hervor, östlich

schließt der Gempenstollen das prächtige Bild ab, in dessen Mittelgrund das weißschimmernde Arlesheim herübergrüßt, während ganz im Westen die Ruine der „Landskron" am Bergeshorizont auftaucht. — Die nächste Station, Therwyl, ein freundlich wohl gebautes Pfarrdorf von ungefähr 1000 Einwohnern, liegt in der Mitte des baselland-schaftlichen Birsigthales, 295 Meter über Meer. Im dreißigjährigen Kriege hat der Ort durch die Schweden arg gelitten. — Weiter führt die Bahn in fast schnurgerader Richtung nach Ettingen, hart am nördlichen Fuße des Blauens in einer fruchtbaren Feldmark. Bad Ettingen ist im Sommer ein Lieblingsaufenthalt der Basler. Es liegt 354 Meter über Meer und hat eine eisenhaltige Kalkquelle. — Bei Ettingen liegen verschiedene gute Steinbrüche und eine Reihe von Ruinen an der Blauen-Höhe. Eine gute Straße führt in das Birsthal bei Laufen bis zum Steinbruch, dann auf rauhem Feldweg bis zum Dorf Blauen, von da auf guter Poststraße nach Laufen. Die scharfe Bergeskante bildet die Grenze zwischen den Kantonen Basellandschaft und Bern. — Die Bahn wendet sich nun entschieden nach Westen, sie führt parallel laufend mit dem Blauen, ziemlich stark ansteigend, nach Witterswyl. Auf dem Wege dahin genießt man zur Rechten eine der prächtigsten Aussichten. In weiter Ferne, hoch in dem blauen Aether verschwimmend, erscheinen die malerischen Umrisse der Schwarzwaldberge, links der massive Müllheimer Blauen, weiter der schlanke Belchen und darüber hinaus die höchste Spitze des Schwarzwaldes, der beinahe 5500 Fuß hohe Feldberg (Rigikulm hat 6000 Pariser Fuß). Und unterhalb dieses Gebirgszuges, der Thalmulde folgend, reiht sich Ort an Ort, Hügel an Hügel, Baum an Baum; man überblickt von hier aus einen großen Theil des dichtbevölkerten Leimen- und Birsigthales.

Witterswyl, ein bereits im Kanton Solothurn befindliches katholisches Pfarrdorf, liegt auf fruchtbarem, Wein und treffliches Obst erzeugendem Boden. Die Kirche ist im Jahre 1641 erbaut. Die Pfarrei ist eine neue Stiftung der Gemeinde. Ihre Errichtung und Dotation geschah zu Anfang dieses Jahrhunderts (1808), nachdem vorher ein Konventual des Klosters Mariastein an bestimmten Tagen hier den Gottesdienst versehen hatte. Erwähnenswerth ist, daß man im Jahre 1832 auf eine Anzahl alter Gräber stieß, deren Ursprung um so räthselhafter blieb, als die Skelette auffallend tief abgeplattete Stirn-

beine zeigten. — Bei der Weiterfahrt nach dem nur 750 Meter entfernten Dorfe Bättwyl tritt der schon lange sichtbare Landskronberg immer mächtiger hervor, doch verschwindet die Ruine selbst bald hinter dem Gipfel des Vorberges. Hier hatte die Bahn einige Terrainschwierigkeiten zu überwinden und waren beim Bau verschiedene Felssprengungen vorzunehmen. Bald ist die Endstation Flühen, Dorf und hübsches Bad, erreicht. Das Wirthshaus nebst Badanstalt ist ein recht stattlich anzuschauender Bau mit 15 Logirzimmern. Die Badanstalt hat sechs Badekabinette mit je zwei hölzernen Wannen. Die reichlich fließende Therme hat eine ziemlich hohe Temperatur, ist eisenhaltig und enthält außerdem Kalk und Chlorüre. Obwohl die Lage von Flühen eine eingeengte ist, so ist der Aufenthalt daselbst doch sehr angenehm, weil die leicht ersteigbaren, benachbarten Berge die reizendsten Aussichten nach den blühenden Gefilden des Elsaß und der badischen Ebene bis weit zu den Vogesen und den Schwarzwälderbergen bieten. Flühen gehört zum bevölkerten Solothurner Dorf Hofstetten in romantischer Lage: gegen Nordwesten der Hofstetter Spitz, gegen Südwesten verschiedene Ausläufer des Blauen; $^1/_4$ Stunde vom Dorfe ist eine interessante Schlucht (Beschreibung von Dr. med. Schneider in den „Basler Nachrichten"). Der Weg von Hofstetten nach Ettingen auf recht guter Fahrstraße führt Anfangs durch Tannenwald, bei verschiedenen Steinbrüchen vorbei und mündet im Bogen dicht beim Ettinger Bad. — Die Perle der ganzen Landschaft ist unstreitig die Ruine Landskron, auf deutschem Boden gelegen, 546 Meter über Meer. Unser Bild zeigt uns die Ruine von der Südseite, die Nordseite dahinter fällt ziemlich jäh in's Leimenthal ab. Die Häusergruppe im Vordergrunde heißt Tannwald; hier ist in dem der Ruine zunächst liegenden Hause der Schlüssel zu derselben zu haben. Die Trümmer dieser mächtigen Bergveste erstrecken sich über den langen, aber nicht allzu breiten Kalkgrat. Die Hauptwerke sind durch Laufgräben mit zwei starken Bastionen an den beiden Enden verbunden. Letztere wurden unter Ludwig XIV. nach Plänen Vauban's erbaut. Wohl keine Ruine umweht der Romantik Zauber in so hohem Grade als diese. Auf der Plattform des Thurmes, die durch Treppen bequem zugänglich und durch Geländer auf das Beste geschützt ist, eröffnet sich beim Heraustreten eine ebenso großartige wie liebliche Aussicht. Weit über die

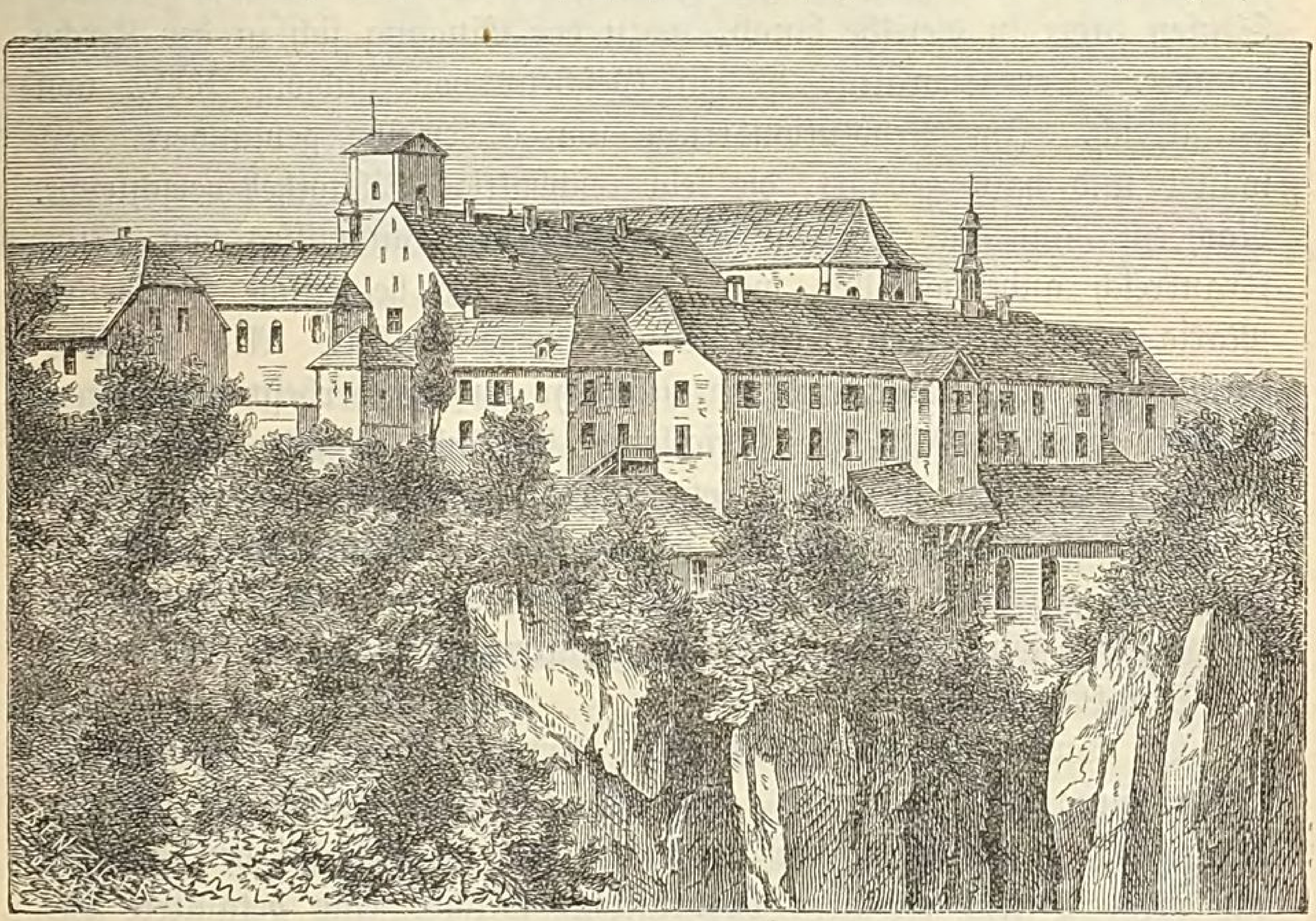


Ruine Landskron.

rebengesegneten Fluren der oberrheinischen Ebene schweift der Blick, der im Norden und Nordwesten durch die fernen Höhenzüge des Schwarzwaldes und der Vogesen begrenzt wird. Das Panorama der scheinbar bunt durcheinander gewürfelten Ortschaften beginnt zu unseren Füßen mit dem stattlichen elsässischen Dorfe Leimen, dem sich nördlich und nordöstlich die zahlreichen Ortschaften des nach ihm benannten Thales anschließen. Nordöstlich erkennt man unschwer Basel's Thürme, die Stadt selbst, St. Chrischona. Die Stadt Müllheim, sowie an der äußersten Grenze des nördlichen Horizontes das Freiburger Münster werden bei hellem Wetter dem unbewaffneten Auge sichtbar. Dazwischen glitzert das silberblinkende, vielfach zergliederte Band des Rheinstroms hervor, und die hohen Essen seitwärts von demselben lassen die Lage Mülhausen's leicht erkennen. In der Geschichte der Burg werden zwei deutsche Kaiser genannt: Friedrich II., der sie 1215 einnahm und Maximilian I., welcher in der Erkenntniß ihrer Bedeutung für die damalige Zeit den Reichensteinern, die sie zu

Lehen hatten, 1400 Gulden gab, um sie aus den Mauersteinen des zerstörten Reineck neu zu erbauen. Ludwig XIV. erwarb das Schloß von dem Markgrafen von Baden-Durlach und machte es zu einer mächtigen, französischen Grenzfestung. Im deutschen Befreiungskriege 1813 wurde das Schloß von den Alliirten (Oesterreichern und Russen) beschossen und eingenommen und 1816 geschleift. —

Wie von den Zinnen der Burg nach Deutschland hinein die Aussicht eine wunderbare zu nennen ist, so auch, wenn man den Blick zurück wendet nach der Schweizer Seite zu. Hier erfreut sich das Auge an den malerischen Bergformen des Jura, der ganz im Vordergrunde mit dem waldgekrönten Blauen abschließt. — Fast in gleicher Höhe grüßt Mariastein herüber, das bekanntlich nach Einsiedeln und neben Engelberg der besuchteste Wallfahrtsort der Schweiz ist.

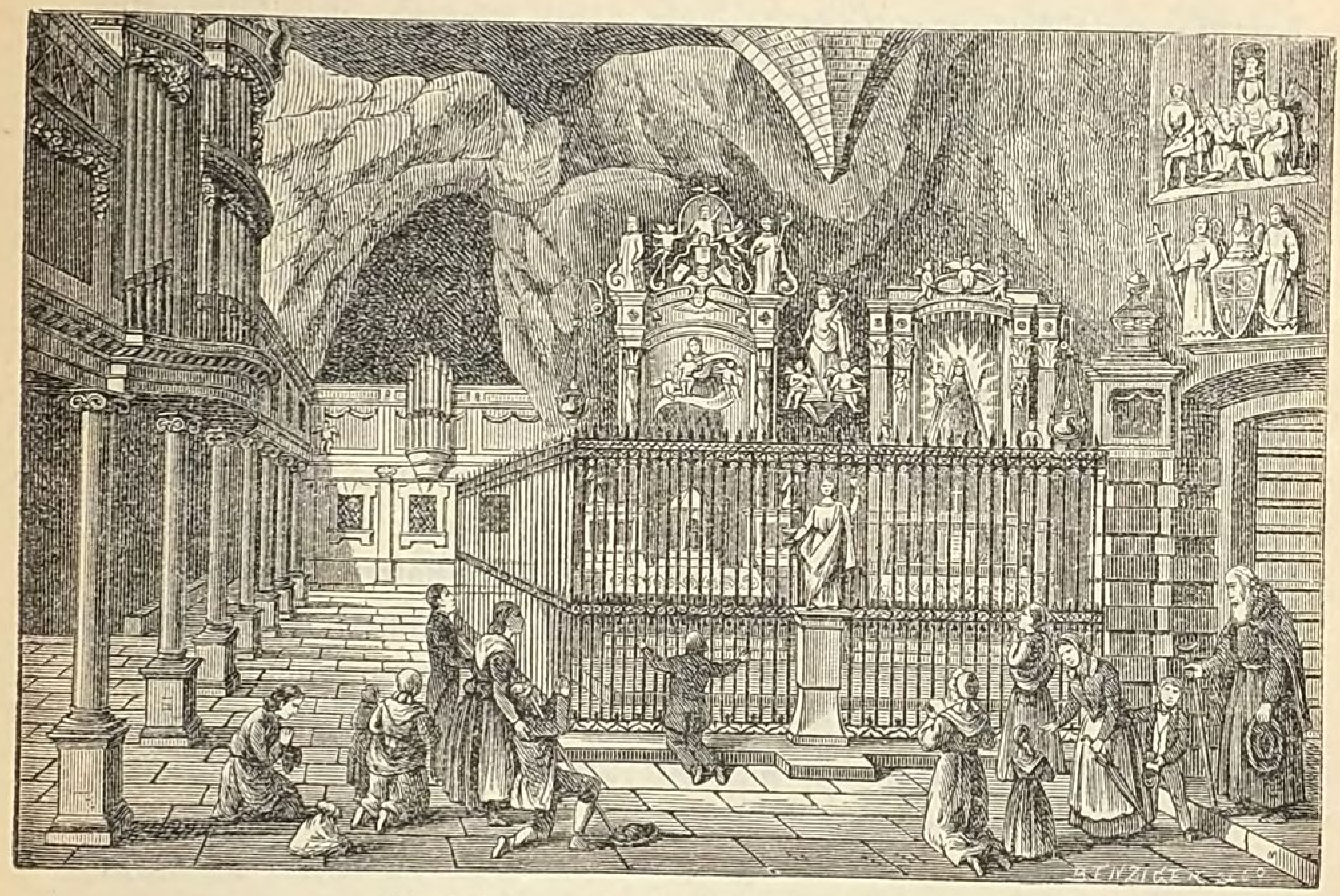


Mariastein Abtei.

Mariastein, 514 Meter über Meer, eine Benediktiner-Abtei, seit 1876 vom Kanton Solothurn säkularisirt, liegt auf einer Felsengrotte, welche eine wilde Schlucht beherrscht. Schon im Mittelalter stand hier eine Wallfahrtskapelle, welche ihre Gründung der wunderbaren Er-

haltung eines von der Höhe in die tiefe Schlucht hinabgestürzten, unbeschädigt gebliebenen Kindes verdankte und noch größeres Ansehen erhielt, als auch ein erwachsener Mann, Ritter Thüring Reich von Reichenstein, einmal ohne Schaden in die Tiefe stürzte. Das Kloster befand sich früher in Beinwyl und ward im Jahre 1648 hieher verlegt. Seit dem ersten Abte Fintan, einem energischen, aber etwas unruhigen Manne, werden 10 Aebte gezählt. Die schöne Aussicht bei der nahen St. Anna-Kapelle ist der Beachtung werth. Sehenswerth ist hier besonders die aus früheren Zeiten bekannte Gnadenkapelle in einer unter der Kirche befindlichen tiefen Felsengrotte, in welcher ein wunderwirkendes Liebfrauenbild Pilgrime aus der Nähe und Ferne anzieht, und die von 1821 auf 1825 auf das prächtigste erneuert wurde. Ein 190 Fuß langer Felsengang und eine Treppe von 65 Stufen führt in dieselbe hinab, wozu der Eingang sich in der Kirche befindet. Der Choraltar ist ein Geschenk von Ludwig XIV. von Frankreich. Im Revolutionskriege wurde derselbe geplündert, verwüstet und halb zerstört, die sehr reichhaltige Bibliothek verschleppt. Nachdem dann das Leimenthal, vermöge des Bündnisses von 1798, Frankreich anheimgefallen war, verkaufte die helvetische Regierung Maria-Stein an einen Franzosen, Namens Reibelt. Als die Mediationsakte den Ausgewanderten Rückkehr und Wiederbesitz gestatteten, bemühte sich der Abt, die verfallenen Gebäude so gut als möglich wieder herzustellen, so daß sie jetzt in recht gutem Stande sind. Die Bibliothek ist ziemlich reichhaltig, besonders an kunsthistorischen Werken, und wohl geordnet, zählt auch einige Seltenheiten. Das Vermögen des Klosters wird auf eine Million Franken geschätzt und steht unter der Staatskontrolle. —

Es kann nicht der Zweck dieses Artikels sein, eine ausführliche Beschreibung aller besuchens- und sehenswerthen Punkte der schönen Thalschaft zu geben; ich muß mich also hier lediglich auf den Hinweis auf mein Touristenbüchlein beschränken, welches eine detaillirte Beschreibung des ganzen Leimenthals und des Birseck enthält. Dagegen glaube ich heute keinen bessern Schluß zu finden, als wenn ich dem Punkte, der die gesammte Gegend beherrscht, dem Blauen, noch einige Worte widme. Hat man von Ettingen oder Hofstetten aus, zeitweise durch schönsten Buchenwald, endlich die luftige Höhe erklommen, so breitet sich zu unsern Füßen das liebliche Leimenthal in all' seiner



Mariastein (Inneres der Felsenkapelle).

Pracht und Herrlichkeit aus. Weiter geht es auf der Höhe des Berges durch schattigen Wald zum „Krämer" (732 Meter). So heißt die mit einem steinernen Kreuz bezeichnete Paßhöhe Ettingen-Laufenthal, ein prachtvoller Rastpunkt. Bald ist der Dreiländerstein (764 Meter) erreicht, d. h. die Landesmarke zwischen den drei Kantonen Bern, Baselland und Solothurn. Nachdem der Paß Hofstetten-Blauen-Dittingen (822 Meter) gekreuzt ist, tritt man auf steinigem Pfade aus dem Wald. Und nun, Wanderer, sieh um dich! — Im Nordwesten grüßen die Vogesen herüber, das Rheinthal mit glitzerndem Strom und schimmernden Ortschaften öffnet sich von der Elsässer Hardt bis nach Säckingen hinauf; Wiesen-, Birs- und Leimenthal liegen vor uns, wie auf einer blumendurchwirkten Landkarte, fast senkrecht in der Tiefe Hofstetten und Mariastein. Nach Süden Thal an Thal, Höhe an Höhe, vom Jura die hohe Winde, Vogelberg und Paßwang, und darüber die weiße Riesenmauer der Alpenkette, aus welcher das kundige Auge die Wetterhörner, Schreckhörner, Finsteraarhorn, Eiger, Mönch, Jungfrau, Breithorn und andere Schneeriesen

des Berner Oberlandes leicht herauskennt. — Leider wird der Hochgenuß dieser Fernsicht vielfach durch die Ungunst der Witterung verleidet; denn gar oft setzt der Blauen seine Wolkenkappe auf. Wenn letztere aber nicht allzu dicht ist, so gewährt es einen eigenen Reiz, das Wogen und Wallen dieser Nebelmassen von dieser Höhe aus betrachten zu können, besonders in den ersten Morgenstunden eines schönen Frühlingstages. Früh ist Alles in dichten Nebel gehüllt, kaum erkennt man die nächsten Gegenstände. Es beginnt der Kampf zwischen dem leuchtenden Tagesgestirn und den finstern Dunstmassen. Wolken gehen über, neben und unter uns; sie stürmen heran, fegen über den Gipfel und entfliehen wieder mit unheimlicher Hast. Dazwischen erblickt man durch die Wolkenspalten über uns den azurblauen Himmelsdom, unter uns die buntschimmernde Landschaft. Der schönste Moment bricht an, wenn die Allmacht der Sonne Frieden gebietet: Die Wolken stürzen zu Boden, — bis zu endlosen Fernen liegt die erleuchtete Erde zu unseren Füßen.

Der Esel von St. Ursanne.

Nach **Dr. A. Quiquerez.** †

Eine Legende.

Man verleumdet sehr oft die Menschen, man spart aber auch nicht die Thiere. Der Esel ist eines der Thiere, das man am meisten quält, sei es mit der Sprache, sei es mit dem Stock. Er spottet seinerseits den Angriffen der Erstern, aber er fürchtet den zweiten. Seine Intelligenz ist oft größer, als man ihm gemeinhin zuschreibt. Ein Esel, der von seinem Meister wohl gepflegt wird, hängt demselben mit Liebe an, er kennt ihn, er bezeugt ihm seine Dankbarkeit, und ohne ihm die Liebkosungen zu machen, wie der Esel des Müllers in der Fabel, weiß er sich erkenntlich zu zeigen gegenüber der guten Behandlung, die man ihm angedeihen läßt. Er

unterscheidet die Stimme seines Meisters unter allen Andern, und ein gut erzogener Esel ist zu allem Guten fähig.

Der Einsiedler von St. Ursanne hat es erfahren. Er hatte zuerst einen Bären herangezogen und seiner Herrschaft dienstbar gemacht, dann den Menschen, und endlich einen Esel. Die Erziehung des Ersten, sagt man, habe in Folge des Charakters des Herrn Erfolg gehabt; man weiß nicht, wie die Erziehung des zweiten ausgefallen ist, aber der dritte machte Fortschritte. Es erlaubte ihm seine Disziplin, in der Gemeinde herum betteln zu gehen, während namentlich die Frauen vor dem Bär erschracken und lieber dem Grauchen etwas in seinen Terminirsack legten.

Der Ruf der Heiligkeit, den sich Ursanne erworben, zog ihm vielen Besuch zu; seine große Gutherzigkeit vermochte es nicht, Jemand zurückzuweisen, und namentlich waren es die Frauen, die gerne zu ihm kamen. Die Frauen hielten darauf, ihm ihren häuslichen Kummer, ihre kleinen Sünden und oft unbedeutende Geschichten zu erzählen. Einzelne wurden sogar so verliebt in ihre Beichtiger, daß diese sich kaum zu retten wußten.

Sankt Ursanne empfing seine Büßenden in einer Höhle, die weder Schloß noch Riegel hatte, noch eine Schranke zwischen sich und den Beichtenden; da ließ er den Esel zwischen die Parteien treten, wenn sie weiblich waren, und den Bär bei Männern, um jeder Versuchung zu begegnen.

Eines Tages, als St. Ursanne friedlich in seiner Höhle dem Gebete oblag, trat eine schöne junge Frau in seine Höhle, mit schwarzen Augen und prächtiger Kleidung. Bei dieser Erscheinung trat der Eremit um einen Schritt zurück und bedauerte lebhaft, daß sein Bär nicht anwesend war. Denn diese Frau hatte den Blick einer großen Sünderin, und in diesem Blicke täuschten sich der heilige Mann und sein Esel nicht. Sankt Ursanne wollte sie schon wegweisen, da fiel sie vor ihm auf die Kniee und bat ihn, daß er ihre Beichte höre. Er mußte sie anhören, denn wenn sie jüngern Beichtigern in die Hände gefallen wäre, würde die Gefahr noch weit größer gewesen sein. Er entschloß sich also, die schöne Sünderin zu hören und überlegte schon, welche Strafpredigt er über sie verhängen wollte. Er rief seinem Esel, der sich geduldig zwischen ihn und die Büßende stellte, nicht ohne mit furchtsamem Auge die Frau zu betrachten. Der Einsiedler lieh nun

das Ohr der schönen Büßerin, um ihr Sündenbekenntniß zu hören. Diese beichtete und rollte zuerst die kleinen Korallen ihres Paternosters ab und dann die großen, während ihrem Beichtiger der Schweiß auf der Stirne stand und der Esel mit aufmerksamem Ohr lauschte, was das junge Mädchen erzählte. Nach und nach wurde der Esel unruhig und fing an, zurückzuweichen. Diese Bewegung verrieth in ihm eine große Intelligenz und so sehr er gewohnt war, Bekenntnisse von Frauen zu hören, diese Beichte verursachte ihm gerechte Beängstigung. Vielleicht suchte der Teufel das Bekenntniß zurückzuhalten, um seine Beute nicht zu verlieren.

In der That zeigte die Büßende jetzt ein Widerstreben, mit ihrem Sündenbekenntniß fortzufahren und krümmte sich zu Füßen des Eremiten, der mit dem Aermel den Schweiß sich von der Stirne wischte. Er verlegte sich hierauf auf's Fragen, um ein vollständiges Bekenntniß zu erlangen. Er kam nach und nach dazu, aber die Sünden waren so groß, wie die Ohren des Heiligen und des Esels nie solche vernommen hatten.

Indessen streckte die Magdalena des siebenten Jahrhunderts ihre wohlgepflegte und heiße Hand über den Rücken des Esels hinüber und legte sie auf die gelbe und runzelige Hand des Heiligen. Bei dieser Berührung drehte sich St. Ursanne, wie wenn ihn eine Viper gestochen hätte und sein Bart sträubte sich. Die Berührung dieser Hand auf dem Rücken des Esels hatte für ihn die Wirkung eines glühenden Eisens. Waren es vielleicht die Krallen des Teufels, welche die Magdalena vermochten, ihm ihren Arm entgegen zu strecken? War es von Seite des Esels Eifersucht oder die Sorge für die Gefahr, die sein Meister lief? Wer weiß, was in dem Kopfe des Esels vor sich ging. Das ist sicher, daß er eine solche Unruhe empfand, daß er vor Schrecken ein klägliches Geschrei ausstieß; er trat zwei Schritte zurück, sprang auf das Fenster los, oder auf die Oeffnung, welche jenes hätte vorstellen sollen, und stürzte sich in den gähnenden Abgrund, der sich bei der Einsiedlerhöhle ausdehnt.

Seine fromme Entrüstung rettete ihn: so erzählt der Jesuit Sudnor, und eine Heilige hielt ihn, daß er nicht die Knochen an dem Felsen zerschellte. Er kam wunderbar gerettet auf dem Boden der Schlucht an. Nur die Ohren hatten eine bedauerliche Erinnerung an die Beichte der Magdalena erhalten, und er hütete sich, wieder zu solchem

Dienste sich verwenden zu lassen, wenn sündige Büßerinnen seinen Herrn um die Beichte ansprachen.

Der Begleiter des heiligen Ursanne ist ebenso berühmt geworden wie die Gesellschafter des heil. Antonius; man hat sie nicht heilig gesprochen, weil sie die Kosten nicht bezahlen konnten.

Die Grotte bei Réclère.

Vor einiger Zeit ist bei Réclère (hart an der französischen Grenze im Amtsbezirke Pruntrut) eine Tropfsteinhöhle entdeckt worden, die von allen Seiten Neugierige zuzieht. Der „Jura" erzählt von einem Besuche in der Grotte Folgendes:

Um zur Grotte zu gelangen, nimmt man die Straße, die von Réclère nach Vaufrey führt, ungefähr 1½ Kilometer. In nächster Nähe der französischen Grenze läßt der Führer uns nach rechts wenden und 150 Schritte von der Straße entfernt, sehen wir den Eingang der Höhle.

Er ist nicht breit, dieser Eingang. Stelle man sich einen Kamin von 15 Meter Breite vor und in diesem Kamin eine Leiter von ungefähr 50 Fuß und man hat ihn beschrieben. Zur Seite liest man die Inschrift: „Eintritt 1 Fr. pro Person. Unbedingtes Verbot, Steine wegzutragen." Wir steigen hinunter. Wir sind unten am Kamin angelangt, die Laternen werden angezündet und wir marschiren vorerst mit Vorsicht vorwärts, denn ein Abhang zeigt sich uns. Nach und nach wird man kühner und obschon man genöthigt ist, eine Laterne in der Hand zu halten, wird der Marsch sicherer und rascher.

Die Grotte macht folgenden Eindruck. Es ist ein ungeheurer Fächer, dessen Mittelpunkt am Fuße des Kamins sich befindet. Je mehr man sich vorwärts bewegt, desto mehr steigt man abwärts. Dank dieser Konfiguration findet man den Rückweg leicht, man braucht nur zu steigen.

In seinem Ganzen betrachtet und alle geologischen Rücksichten bei Seite gesetzt, will uns der Boden der Höhle wie ein ungeheurer Erdrutsch vorkommen, ein Gemenge von Steinen, die einen über die andern geworfen. Auf diesem ungleichartigen Boden heben sich zahllose Stalagmiten von verschiedener Form und Größe ab, die einen gewöhnlich, die andern prachtvoll. Die Stalaktiten sind weniger zahlreich. Die Höhle mißt ungefähr 1600 Meter in der Länge, 600 Meter in der Breite und ist an einzelnen Orten 20, an andern 15, 10 und 4 Meter hoch.

Ganz, im Hintergrunde, auf der äußersten rechten Seite (von der Leiter aus genommen) begegnet man einer Tropfsteinformation, welche der „große Tempel" heißt. In der Mitte der Höhle befindet sich ein Miniatur-See mit klarem Wasser, wie es von den Felsen fließt. Gegen den Hintergrund und den See beherrschend erhebt sich eine Art Altar und auf der andern Seite des Sees bezeichnen drei prachtvolle Säulen den Eingang in den Tempel. Bei bengalischem Licht ist der Anblick des Ganzen ein wundervoller.

Wenn man von da den Weg verfolgt, sieht man zwei bis drei Stalaktiten, die einen Vorhang, eine Draperie bilden, welche die Wand verhüllt. Weiterhin begegnet man einer Reihe von Pfeilern, von mächtigem und großartigem Eindruck. Von da steigt man links hinauf und wir finden die „Kanzel".

Verfolgt man den Rand des Fächers, so hat man Gelegenheit, eine Säule von großer Schönheit zu bewundern; sie hat 3 bis 4 Meter Höhe und scheint von Menschenhänden aus weißem Marmor gemeißelt zu sein. Wir kommen schließlich zur äußersten Linken und auch hier finden wir eine Anzahl Säulen aus einem indischen Tempel: wir heißen diese den „kleinen Tempel".

Aber lassen wir den Besuchern die Freude, alle diese Entdeckungen selbst zu machen, uns will es genügen, auf sie hingewiesen zu haben. Im Innern der Grotte herrscht eine milde und angenehme Temperatur, man athmet frei und ungehindert und wenn man auch mehrere Stunden darin zubringt. Damen können die Grotte ganz gut begehen. Wenn man wieder den Abhang hinan steigt, so bemerkt man eine Frische der Temperatur, ein schwacher Lichtstrahl dringt herein: wir sind an der Leiter. Während wir an derselben hinauf

steigen, bemerken wir, daß die Wände mit grünem weichen Moos bewachsen sind.

Wir sind an's Tageslicht gelangt und kehren nach Réclère zurück, froh des genossenen Anblicks.

Zur Etymologie des Wortes „Waggis".

Die „Gartenlaube" brachte im Jahre 1877 eine Erklärung des elsässischen Schimpfwortes „Waggis", die zu verschiedenen Deutungen Anlaß gegeben hat. Die Stelle lautet wörtlich folgendermaßen:

„Das Elsaß ist, wie kein zweites Land, äußerst reich an Provinzialismen, welche für uns Norddeutsche schwer zu verstehen und noch schwerer zu erklären sind. Hievon nur ein Beispiel. Will der Elsässer einen Gegner zum Streit veranlassen, so ruft er ihm zu: Wax! (bisweilen auch wox). Es scheint dies eine Art Herausforderung zu sein. Lange hat man keine Erklärung dieses fremdklingenden Wortes gefunden; es ist aber jetzt festgestellt, daß es eine Zusammenziehung der beiden Worte: Wage es (mich anzugreifen, mir nahe zu treten u. s. w.) ist. Es ist somit das Wort Wax nicht zu den Substantiven, wie sehr oft behauptet wird, sondern zu den Ausrufs- (Empfindungs-)wörtern oder Interjektionen zu rechnen."

Darauf antwortet ein Einsender in den „Basler Nachrichten": Man weiß wirklich nicht, was bei diesem Sprachkundigen mehr zu bewundern ist: die Erfindungsgabe oder die Unverfrorenheit, mit der er seine Hirngespinnste dem Publikum auftischt. Da aber sehr viele Elsässer selber nicht wissen, woher der „Waggis" stammt, so folgt hier die „richtige" Erklärung: Die Bewohner des „Wasgaues" oder der Vogesen wurden nach dem Gebirge Wasgauer genannt. Aus Wasgauer entstand unser jetziges Woggis oder Waggis. Da aber jenes Kulturvolk nicht sonderlich von der Kultur beleckt wurde, über-

haupt als Holzfäller und Kohlenbrenner sich etwas rauhe Sitten angeeignet hatten, so wurde Waggis identisch mit einem rohen, ungebildeten Menschen.

Ein anderer Beurtheiler des Wortes Waggis sagt, daß das Wort von Vagus herstamme, einer vormals gerichtlichen Bezeichnung, die Landstreicher, Strolch bedeute, wie auch der im Elsaß ebenfalls sehr beliebte synonyme Ausdruck ähnlichen Ursprungs „Wackebum" (von Vagabundus, Vagabond).

Mit dieser Ansicht stimmt ein Elsässer in den „Basler Nachrichten" mit überein, indem er sagt: Vagabund ist der Stammvater von „Waggis". Im Nieder-Elsaß (Straßburg), wo man, wie überall im Zorne, leicht einige Konsonanten verschluckt und gerne abkürzt (damit der andere desto schneller weiß, was man von ihm denkt), wurde daraus „Waggebum"; mit der Zeit wurden zornige Leute noch praktischer und betitelten denjenigen, der seinen Zorn und seine Verachtung empfinden sollte, einfach mit „Wagges", — im Ober-Elsaß (Mülhausen) Waggis.

Das Wort „Wagges" ist erst in den Dreißiger Jahren entstanden, da es weder im Pfingstmontag, noch im Lustspiel Daniel, noch in den ältern Fraubasengesprächen, noch im elsässischen Neujahrsbüchlein vom Vetter Daniel vorkommt. Im Drucke erscheint es zuerst am Ende der Dreißiger Jahre und zwar in einem humoristischen französischen Sittenbilde: Physionomie du Wagges, in Dannbach's „Wochenblatt". Die Endsilbe „es" gibt dem Worte eine verächtliche oder tadelnde Bedeutung, die sich auch in andern Ausdrücken zeigt, wie in: Sozies oder Zozies, Haschges, Staches, Bingges u. s. w.

Lieder vom Breisgau.

Von Karl Muser. *

Badenweiler.

Ein Stück Italien unter deutschem Himmel.

Komm und schau!
Nicht mit Worten, nicht in Bildern,
Kann ich Deinen Liebreiz schildern,
Weltberühmter Badeort!
Nicht genug kann ich hier oben,
Deine große Schönheit loben,
Deiner Quellen Segenshort.
Komm und schau',
Hier ein Stück von Südens Au,
Lieblich spendend reine Luft,
Blüthenhauch und Waldesduft.

Komm und schau!
Stumm nur kann ich Dir vom Berge,
Zeigen all' die Wunderwerke
Der hier thronenden Natur;
„O wer könnt' in würd'gen Weisen
Deinen Waldesfrieden preisen?"
„Seh'n" — und „Fühlen"! kann man's nur.
Komm und schau',
Hier ein Stück von Südens Au,
Lieblich spendend reine Luft,
Blüthenhauch und Waldesduft.

Komm und schau!
All' die wohnlich trauten Stätten,
Schöner Villen lange Ketten,
Uns'rer Gasthöf' Eleganz;
Suche da Genuß und Pflege!

---

* Blumen am Wege. Gedichte in Schriftsprache und alemannischer Mundart. Von Karl Muser. Müllheim, Selbstverlag.

Badenweiler, aller Wege,
Bietet Dir der Schönheit Kranz.
Komm und schau',
Hier ein Stück von Südens Au,
Lieblich spendend reine Luft,
Blüthenhauch und Waldesduft.

Bürgeln.

1871.

Zueignung.

Der Hebel selig wirds nit übel neh,
Wenn ich si Liedli: „Z'Bürgle uf der Höh',"
Um etlich' Versli noh vermehre thue,
Isch's doch als riefti sanft si Geist mir zu:
„Faß ordli zemme, was dir 's Herz erfüllt
Un schaff's für d'Jezzit zue me ganze Bild;
Di schwach Talent soll dir kei Hind'rig si,
Sei nur getrost, — i gib d'rs ordli i.

Z' Bürgle uf der Höh,
Ei! — was cha me seh?
D' Frau Natur in Früehligstracht,
Wie si g'chleidet isch voll Pracht,
Was me schön's cha seh!

Wu me ane blickt,
Wird eim 's Herz entzückt;
D' Landschaft lacht eim a voll Freud';
's isch e Bild der Lieblichkeit,
Wu me ane blickt.

Ueb'ral Suntigrueh!
Luege abezue,
D'Rebe grüne scho am Buck,
Feld un Matte stehn im Schmuck
In d'r Suntigrueh.

Herrlich Schöpfungswerk!
Luege z'rück in d' Berg,
Wie do stolz der Schwarzwald stoht,
Wie em hübsch si Grünrock goht,
O, die schöne Berg!

Dört der Thurmkoloß,
's Suseberger Schloß,
Mahnt eim an die alti Zit,
's Fustrecht und der Ritter Strit,
's Suseberger Schloß.

Südwärts, — nebesits
Lit die schöni Schwiz.
D' Usicht dörthi isch nit klor,
's trüebt sie grad e Nebelflor,
D' Usicht no d'r Schwiz.

Westwärts grüßt der Rhi!
's wird eim warm derbi,
's Elsis un d' Vogesenwand,
Sin jez wieder ditsches Land;
's wird eim warm derbi.

Schlößli uf der Höh',
's goht an's Abschiedneh.
Adje Bürgle, leb denn wohl!
Gern chum i en andermol,
Schlößli uf der Höh'!"

Blauen.

Klein Rigi,* Berg des Schwarzwalds,
So luftig, frisch, als mild,
Du zeigst uns zwar hier oben
Kein solches Landschaftsbild,

---

* Blauen im Volksmund: Rigi des Schwarzwald.

Wie dort dein größ'rer Bruder;
Frei seßhaft bei Luzern;
Und dennoch zählst du Freunde,
Recht viele, — nah und fern.

Wie lieblich mir zu Füßen
Liegst du mein Heimathland!
Durch dessen Ebene schlängelt
Des Rheines Silberband.
Hier grüßen Flur und Reben,
Mit Auen, waldbekränzt,
Da schmucke Städt' und Dörfer
Von Sonnengold umglänzt.

In tiefem Zuge athmen
Wir ein den Tannenduft;
Es küßt uns roth die Wangen
Die frische Bergesluft;
Frisch stärkt uns Brust und Nerven
Der würz'ge Hauch vom Wald;
Gern wählt man drum das Rasthaus
Zu längerm Aufenthalt.

Wenn dann der Sommerabend
Sich sanft hernieder neigt,
Und fernes Alpenglühen,
Dem frohen Blick sich zeigt,
Wenn nächtlich dunkler Schatten
Deckt rings die Gegend zu,
Wie lieblich ist hier oben
Die stille Abendruh!

Der Antheil Basels
an der deutschen Literatur des XVI. Jahrhunderts.*

Von Dr. Albert Geßler.

Wenn es ein Zug der Zeit ist, daß bald jedes Gemeinwesen von irgend welcher Bedeutung die Aeußerungen seines Lebens in geschichtlicher Vergangenheit darstellt, so mag es wohl auch gestattet sein, für Basel, einen Ort, der im XVI. Jahrhundert in wissenschaftlicher und künstlerischer Hinsicht in hoher Blüthe stand, die Beziehungen zu einem Gebiete des Geistes aufzusuchen, welches seit dem Erwachen des Interesses an der Geschichte des Geistes überhaupt schon so viele hervorragende Menschen beschäftigt hat: zur deutschen Literatur. Wohl liegt die eigentliche Bedeutung Basels im XVI. Jahrhundert nicht in den Beiträgen, um die es die deutsche Literatur bereichert hat. Es sind seine lateinisch schreibenden Humanisten, es sind seine Reformatoren, seine Rechtsgelehrten, seine Aerzte, seine Drucker, vor Allem sein Künstler Holbein gewesen, welche den Namen unserer Stadt berühmt gemacht haben in einer Zeit, da Deutschland und mit ihm Basel sich zu jener Geistesfreiheit aufschwang, die heute noch seine höchste Zier ist. Aber sollte in der Epoche, in der mit diesem Geiste, dem Geiste der Renaissance und der Reformation die deutsche Literatur sich neu erhob, in der Zeit, da eine über den vielverzweigten, einander oft unverständlichen Mundarten stehende Sprache zur Dienerin dieses Geistes geschaffen wurde, sollte da nicht auch der so regsamen eidgenössischen Stadt am Rheine ein Antheil an diesem neu erwachenden Leben der Literatur zufallen? Freilich. Je und je sind ja auch die großen Thatsachen der deutschen Geschichte hier, in dem für das Herantreten äußerer Einflüsse so günstig am Eingange in das Elsaß gelegenen Basel fühlbar gewesen und haben deutlich oder weniger erkennbar ihre Spuren in der inneren und äußeren

* Die Anmerkungen zu den folgenden Erörterungen finden sich am Schlusse der Arbeit vereinigt; fortlaufende Nummern verweisen auf dieselben.

Entwicklung des Gemeinwesens zurückgelassen. Gerade so läßt sich für das XVI. Jahrhundert der ganze Gang der deutschen Literatur auch hier wahrnehmen. An einzelnen Stellen tritt sogar Basel selbst als eigentliche Leiterin dieser Literatur auf, an andern ist der allgemeine Zug des Geistes, der die Literatur Deutschlands beherrschte, nur in Erzeugnissen von mittlerem Werthe zu erkennen. Die Eigenheiten des Jahrhunderts, sein Drängen nach Großem, das massenhafte Ansammeln von zum Theil neuem poetischem Gute, welches aber noch nicht recht verwerthet werden kann, weil die an der Literatur thätigen Menschen ihre Kräfte noch zu sehr zersplittern, Alles das bietet sich dem Auge eines Beobachters auch in Basel dar. Auch hier sehen wir, wie Anfangs die Literatur nur von Gelehrten gepflegt wird, wie sie aber dann allmälig aus den Händen der Humanisten durch das Mittel des in Basel in höchster Blüthe stehenden Buchdrucks in diejenigen des Volkes geleitet wird. Große Kunstwerke kommen in Basel so wenig wie im übrigen Deutschland zu Stande. Die Derbheit, ja die Grobheit sind hier wie dort das Merkmal der Zeit; aber hier wie dort lassen sich doch auch schon Keime erkennen, aus denen die neue deutsche Literatur erwachsen ist.

Das beginnende XVI. Jahrhundert traf die Dichtkunst in den Händen der Gelehrten an. Sie warf darum nur selten das Gewand ab, welches alle Geisteserzeugnisse jener Zeit trugen, die lateinische Sprache. Sie stand deshalb auch der großen Masse des Volks gänzlich fern. Aber nicht nur da, wo dieses Hinderniß die Wirkung der Dichter auf weitere Kreise unmöglich machte, ging der Poesie die Kraft ab, durch welche sie auf ein ganzes Volk hätte wirken können: auch wenn sie einmal deutsch war, war sie einseitig gelehrt, beschränkt schulmeisterhaft. Dies zeigt uns schon ein Blick in dasjenige Werk, welches ich als den ersten Beitrag Basels zur Literatur des XVI. Jahrhunderts bezeichnen möchte, Brants „Narrenschiff".[1] Der Verfasser ist zwar der Geburt nach kein Basler, sondern ein Straßburger; er ist in Straßburg 1457 oder 1458 geboren und ist auch dort 1521 gestorben, nachdem er noch zwanzig Jahre lang seiner Vaterstadt als Stadtschreiber gedient hatte. Aber seine beste und fruchtbarste Zeit hat er in Basel zugebracht, an dessen Universität er 1475 immatrikulirt, 1477 zum Baccalaureus, 1483 zum Licentiaten und 1485 zum Dr. juris ernannt worden ist.[2] In Basels Mauern hat Brant auch viele

seiner kleinen Schriften verfaßt. Es sind dies empfehlende Verse, Widmungen und Vorberichte für Bücher Anderer, Erneuerungen wie die des „Freidank", Uebersetzungen in deutsche Verse, so diejenige der Sittenlehren Cato's. Vor Allem aber hat er hier sein Hauptwerk, das „Narrenschiff", geschrieben, welches bei Joh. Bergmann v. Olpe im Jahre 1494 erschienen ist. Diesem Datum nach gehört das „Narrenschiff" noch in das XV. Jahrhundert; ich nenne seinen Dichter aber unter denjenigen des XVI., weil der Geist, welchem das „Narrenschiff" seine Entstehung verdankte, durch dieses ganze Jahrhundert fortgewirkt hat, weil „sein Einfluß", wie Wackernagel sagt,[3] „Menschenalter entlang die meiste Didaxis der Gelehrten mit einer bitteren, scharfen, verachtungsvollen Satire tränkte."[4] Brants Werk ist in Versen geschrieben, aber es ist trotzdem kaum Poesie zu nennen; es ist gereimte Prosa, eine Zusammenfassung lehrhafter Sprüche, die sich zu einem nur scheinbaren Ganzen aneinander reihen: die mehr als hundert Narren, die da über Schlauraffenland nach Narragonien segeln, sind wie zufällig auf dem Schiffe zusammengeordnet. Schon früher waren Bilder einzelner Narren mit kurzen Reimzeilen durch's Land gegangen, ja auch die Vorstellung eines Schiffes voll Narren mochte dem Volke geläufig sein, und nur die Zusammenfassung aller Arten von Narren ist Brant's Verdienst. Ein Narr ist nun aber für Brant nicht nur der Mensch, der eine Sache übertreibt, wie der Büchernarr, der Geiznarr, der Sorgennarr, der Studiennarr u. s. w., sondern Narr ist ihm auch im biblischen Sinne der Gottlose; darum werden neben den Thorheiten auch die Laster gegeißelt. Aber, wie gesagt, ein einheitlicher Ton herrscht nicht in dem Ganzen; die Satire einerseits, die Lehre andrerseits werden stückweise vorgetragen, und die Gestalten werden einzeln an uns vorübergeführt wie in einem Fastnachtspiele. Wenn die Narren Brants selbstredend aufträten, wenn etwa noch eine erklärende oder belustigende Person eingefügt wäre, so hätten wir in Brants Dichtung geradezu ein Fastnachtspiel, und diese hätte so vielleicht eher auf das Volk gewirkt. Wie es aber vor uns liegt, ist es das Werk eines Gelehrten für Gelehrte und ist auch wohl meist nur von solchen gelesen worden, denn den Weltruhm, den es erlangte, verdankte es zumeist lateinischen Uebersetzungen.[5] Wichtig aber ist es für uns, weil sein Grundzug derjenige aller erleuchteten Geister jener Zeit, eine gewisse Bitterkeit,

eine Unzufriedenheit mit den verdorbenen Verhältnissen alles Lebens, namentlich auch der Kirche ist, obschon Brant einer völligen Erneuerung der letzteren noch gar nicht das Wort redete, sondern eher einen Widerwillen gegen den Reformationsgedanken empfand, der „ringsum schon in schwüler Luft lag" (Wackernagel.)

Wir haben das „Narrenschiff" einem Fastnachtspiele verglichen. Dieses Fastnachtspiel war die Dichtungsgattung, welche im XV. Jahrhundert am allgemeinsten gepflegt worden war und welche am Anfange des XVI. noch in Basel eine Stätte finden sollte und zwar in veredelter Form. Als die Fastnachtspiele[6] in Nürnberg entstanden, war es auch ihr Zweck, die Schäden der Zeit darzustellen, aber weniger, um sie zu bessern, als um die zuschauenden Bürger zum Lachen zu reizen. Die Ausführung war eine äußerst einfache; roh wie der Stoff war die Kunstform, in die er gegossen wurde. Die auftretenden Gestalten waren typische Figuren, die möglichst prosaisch, ohne jeden Schmuck der Rede, in denselben dürren Reimpaaren, in denen Brant sein Werk verfaßt hatte, ihre polternden Schimpfreden hören ließen. Von Nürnberg aus sind die Fastnachtspiele über ganz Deutschland gegangen, ohne den geschilderten Charakter zu ändern. In Basel aber hat sich dann ein Dichter ihrer angenommen, unter dessen Hand sie mehr geworden sind als eine Sammlung von Unfläthereien. Dieser Dichter war Pamphilus Gengenbach.[7] Ueber sein Leben wissen wir nicht viel.[8] Er war Buchdrucker, wahrscheinlich Basler Ursprungs, und dichtete und druckte zwischen 1509 und 1523. Datirte Drucke von ihm giebt es seit 1513.[9] Aus seinen Werken, die er selbst gedruckt hat, erfahren wir, daß er aus einem guten Anhänger des alten Glaubens ein eifriger Verfechter der Reformation geworden ist. Seine Drucke sind ferner mit Holzschnitten geschmückt, die wahrscheinlich von ihm selbst herrühren. In seinen Schriften hat Gengenbach die verschiedensten Gattungen der Literatur gepflegt, aber das Bedeutendste sind wohl seine drei Fastnachtspiele, die schon dadurch vor allem Andern hervortreten, was in dieser Art geleistet worden ist, daß sie nicht mehr für die enge Darstellung im Hause eines Bürgers oder auf der Zunftstube berechnet, sondern draußen in der Mitte des öffentlichen Lebens gegeben worden sind. Noch weiter aber schreiten die Spiele Gengenbachs dadurch vorwärts, daß sie in der unverkennbaren Absicht geschrieben sind, mit der Schilderung von Zuständen der Gegenwart

moralisch, ja sogar politisch bildend zu wirken. Wohl werden sie noch zur Fastnacht, zur Zeit der Narrheit und der derbsten Belustigungen aufgeführt, aber sie sind doch alle durchaus ernst und geben ihrem Dichter das Zeugniß eines Mannes, der, wiewohl kaum ein Gelehrter wie Sebastian Brant, es besser als dieser verstand, das Volk zu fesseln und auf einfacherem Wege die Lehren des Guten zu verkündigen. Gengenbachs Stücke fallen in die Jahre 1515 bis 1519. Das eine handelt von den „X Altern dyser welt" und ist etwa um 1515 „von etlichen ersamen und geschickten Burgeren eir loblichen stat Basel uff der herren fastnacht" gespielt worden. Es dramatisirt die bekannten Verse: „X jor ein Kind," „XX jor ein Jüngling," „XXX jor ein man," XL jor still stan," „L jor wolgethon," „LX jor abgon," „LXX jor die seel bewar," „LXXX jor der welt narr," „XC jor der kinder spot," „C jor gnod dir got." Alle zehn Alter schreiten an einem frommen Einsiedel vorüber, der Jeden zu besserem Wandel ermahnt. Sie haben es alle nöthig, denn

„All uppigkait thůt jetz uff stohn,
„Sicht man bim kind bis an den alten,
Wie sich ein jeder jetzt thůt halten."

Siebzig Zeilen geht es in diesem Tone;

„Leider es niemandt zů hertzen godt;"

denn schon das Kind sagt ihm:

„Wie solt ich mich anders erzaigen;
„Nach miner art thůn ich mich naigen:
„Vatter und můter schlach ich nach,
Zů aller boshait ist mir gach."

Auch der Jüngling thut nichts Gutes:

„Die tugendt die ich leer und kan,
„Ich dir gar bald erzellet han:
„Spilen, prassen, frolich sin
„Und sitzen tag und nacht bim win,
„Vatter und můter bößlich das ir verzeren,
Das sind die tugendt, die ich leren."

Diese, wie alle folgenden Alter warnt der Einsiedel und droht zuletzt gewaltig mit dem jüngsten Tage, wenn man ihm nicht Folge leiste; aber alle Alter, alle Stände, auch der geistliche, verharren bei ihrem bösen Treiben. Zum Schluß wird vom Dichter angegeben, daß er nach schon vorhandenem Gute gearbeitet habe. Gengenbachs Stück

scheint überall Anklang gefunden zu haben, denn es sind dreizehn Nachdrücke der „X Alter" bis zum Schlusse des XVII. Jahrhunderts bekannt,[10] ein Beweis, daß der Basler Drucker in seinen Schriften über viele seiner Zeitgenossen herausragte, ja daß man ihn vielleicht gar für einen großen Dichter hielt. Dies ist er nun keineswegs, denn seine Figuren sind steif und eckig; sie stehen in diesem Stücke um den Einsiedel herum, wie wenn sie zu den grob gearbeiteten Holzschnitten gehörten, die aus jener Zeit bekannt sind. Auch noch Gengenbachs im Jahre 1517 aufgeführter „Nollhart" weist eine im Mittelpunkte stehende Person auf, eben den Nollhart, d. h. einen Lollharden, einen von der Welt in beschauliche Zurückgezogenheit getretenen Laien. Um diesen gruppiren sich die verschiedenen Stände der Welt. Der Papst, der Kaiser, der König von Frankreich, der Bischof von Mainz, der Pfalzgraf, der Venediger, der Türke, der Eidgenosse, der Landsknecht Bruder Veit, „der so vyl witwen weisen macht", und zuletzt der Jude fragen nach der Zukunft und erhalten als Bescheid Weissagungen, welche schon im Jahre 1488 als die „Prophezeihungen Sancti Medardi und Nollharti" erschienen waren.[11] Theils giebt diese Antworten der Bruder Nollhart selbst, theils läßt er sie von seinen Gewährsleuten, von Brigitta, der Tochter eines Schwedenkönigs, von der cumäischen Sybille und von Bischof Methodius ertheilen. Niemand außer dem Kaiser ist mit seiner Antwort zufrieden:

„aller gwalt uff erden wirt abgon,
allein das Römisch reich bleibt ston,"

sagt Brigitta dem Kaiser, der, wie alle andern, mit der Weisheit der Propheten und der Offenbarung Johannis getröstet wird. Das Ganze ist etwas trocken, und das Einzige, was etwa erfreut, ist der sonst in der Zeit wenig vorhandene, namentlich in Fastnachtspielen nie auftretende Ernst der Gesinnung, welcher der Grundzug aller Gengenbach'schen Werke ist. Das eigentlichste Fastnachtspiel dieses Dichters ist nun aber die „Gauchmatt", welche im Jahre 1516 von den Basler Bürgern gespielt worden ist. In diesem Gedichte wird namentlich der Ehebruch scharf getadelt, und das Ganze ist gegen eine Schrift gerichtet, welche die Unkeuschheit für sündlos erklärt hatte. In Gengenbachs Stück, um dessen Verfassung der Dichter angegangen worden war, tritt zuerst Venus auf mit Scepter und Reichsapfel, dann Cupido mit Pfeil und Bogen; ein Hofmeister stellt den schon seit früherer Zeit im Fastnachtspiel gebräuch-

lichen Herold dar. Ein Narr und zwei Damen von zweifelhafter Tugend, Circis und Palästra, vervollständigen den Hofstaat der Liebesgöttin. Diese rühmt sich, wie sie die ganze Welt inne habe und läßt verkünden, daß sie auch in Basel eine Gauchmatt halten, d. h. eine Wiese bezeichnen wolle, auf der sich alle Arten von Gäuchen,[12] d. h. Weibernarren versammeln sollen. Jung und Alt, Reich und Arm, Krumm und Lahm, Kropficht und Ungestalt, Herren und wüste Bauern werden geladen, ja auch was den Kohlenberg bewohne, das Bettler- und Landstreichervolk, und Cupido verspricht, die Gäuche so zu treffen, daß sie Vernunft und Witz verlieren sollen. Nach einander treten nun auf ein schöner Jüngling, ein Ehemann, ein Krieger, ein Gelehrter, ein alter Gauch und ein Bauer, denen allen der thorhütende Narr Weisheit predigt. Aber Alle sind unverbesserlich, werden darum zum Narren gehalten, ihres Gutes, selbst ihrer Kleider beraubt, mit der Gauchs- d. h. Kukuksfeder geschmückt und mit Schimpf entlassen. Eine Prügelei zwischen Bauer und Bäuerin schließt drastisch wirkend ab. Der Hofmeister bemerkt noch, daß Frau Venus der Ansicht sei, in Basel sei man nicht wider sie; sie wolle deshalb eine Zeitlang ihr Wesen in der lustigen Stadt treiben, sie habe darum da Wohnung genommen:

„Zů Basel in der Malentz gassen
„Do hat sich fraw Venus nider glassen
„Mit iren töchtern jung und alt.
„Drumb wer jemantz der ir begert,
„Der wirt gar früntlich von in gwärt:
„Jung, alt, münch und pfaffen,
Was gern godt uff der gouchmat gaffen."

Doch ermahnend schließt er dann seine Rede:

„Wer jemandts, den es wurd verdriessen,
„Der laß vom eebruch, ist mein rot;
„Lig nit dinn, wie ein su im kot,
„Wie wol es jetz ist ganz gemein:
„Es thůntz die leien nit allein,
„Sunder ouch die geistlichen in den orden
Sind also unverschampt jetz worden."

Wir sehen da, es stand in Basel nicht besser als anderswo, und die Lokalsatire Gengenbachs mag wohl berechtigt gewesen sein; man sieht ihr übrigens, so grob sie hier manchmal auftritt, an, daß sie aus einer Seele kam, welche die Nothwendigkeit einer Besserung aller Zu-

stände, namentlich auch der Kirche als dringend erkannte.[13] In diesen Fastnachtspielen Gengenbachs treffen wir die ersten Spuren eines Baslerischen Theaters, und in der deutschen Literatur sind sie die ersten weltlichen Dramen, die gedruckt wurden. Aber nicht nur als Dichter von Fastnachtspielen ist Gengenbach thätig gewesen, er hat auch in Form von Meistergesängen landläufige Erzählungen, dann auch Begebenheiten der zeitgenössischen Geschichte behandelt. Von einer Basler Meistersängerschule ist freilich weiter nichts bekannt als die paar Gengenbach'schen Lieder; es muß aber doch eine Sängerschule hier bestanden haben, und wie leicht kann sich eine solche an den schon halb bürgerlichen Sänger Konrad von Würzburg[14] angeschlossen haben, der in Basel lebte und starb. Ueberall hat ja der Meistergesang seinen Ausgang von den letzten Vertretern des ritterlichen Minnesanges genommen, und wahrlich, Konrad von Würzburg wäre nicht der Schlechtesten einer gewesen. Das eine Meisterlied Gengenbachs schildert uns aus einer Zeit, da der Verfasser noch guter Katholik war, die Verspottung eines Marienbildes durch fünf schnöde Juden im Hennegau; der Hauptthäter, der das Marienbild durchstochen haben soll, so daß es blutete, wird gefoltert und erbietet sich zum Gottesurtheil mit einem Schmied, der ihn überwindet. Der Jude wird zwischen zwei Hunden an den Füßen aufgehängt. Grimmiger Judenhaß ist der Grundton dieses Gedichtes. Im zweiten Lied wird ein im Mai 1517 zu Berlin verübtes Schelmenstück von drei Gesellen erzählt, die sich in Tod, Teufel und Engel verkleideten und die als Betrüger am Galgen endeten. In mehr volksmäßigen Liedern stellte Gengenbach historische Ereignisse dar, so den Krieg zwischen Frankreich und Venedig und die Schlacht von Agnadello am 14. Mai 1509. Ob auch die bei Gengenbach gedruckten Lieder von der Schlacht bei Terouenne zwischen Max I. und den Franzosen am 22. Aug. 1513 und auf die Schlacht von Novara vom 24. Juni 1513 von ihm verfaßt sind, ist nicht sicher. Jedenfalls aber rührt von ihm her „der alte Eidgenoß", die Mahnung eines alten Schweizers an einen Jungen, zur Einfachheit der Väter zurückzukehren und sich nicht in die Streitigkeiten der Fürsten einzulassen, Rathschläge, welche der junge jedoch verachtet. Das Gedicht ist, wie Bartsch glaubt, „jedenfalls mit durch die Schlacht von Novara veranlaßt worden, in welcher fünfzehnhundert Schweizer im Dienste von Max Sforza gefallen waren".[15] Gengenbachs Ge-

dicht „der welsch Fluß" bezieht sich sodann auf die italienischen Zustände und ist in die Form eines Kartenspieles gekleidet:

„Flüßliß heiß ich ein nüwes spil,
Darin brucht man der untrew vyl."

Die im französisch-italienischen Kriege Betheiligten treten darin wie Kartenspieler auf: jeder giebt oder nimmt seine Karte mit einem epigrammatischen Spruche. In Prosa veröffentlichte er den „Bundschuh", die Geschichte eines Bauernaufstandes im Breisgau unter Jost Fritz und Jakob Huser. Der Schilderung schickt er ein Gedicht voran, in welchem unter Anführung zahlreicher biblischer Beispiele zum Gehorsam gegen Obrigkeit, Adel und Priesterschaft ermahnt wird. Im „liber vagatorum", seinem kulturhistorisch interessantesten Werke, führt uns Gengenbach das Volk in seinen niedrigsten Schichten vor. Er hat die Bettler des Kohlenberges in ihrem trügerischen Treiben beobachtet und läßt sie erzählen, wie sie unter dem Schein der Armuth die guten Leute aussaugen. Dem Büchlein hat er ein Glossar der Wörter mitgegeben, welche er in dem Stück in der Gaunersprache, dem sogenannten Rothwelsch anführt. Dieses Wörterbüchlein „ist die Grundlage der rothwelschen Literatur geworden, der selbst Luther seine Aufmerksamkeit zuwandte" (Goedeke). Auch um Erneuerungen und Ausarbeitungen älterer Gedichte hat er die Literatur bereichert: sein „Rebhänslin" ist eine Sammlung von alten Weinsegen und Weingrüßen, und ganz glücklich hat er die Legende des Kunz Kistener von den zwei Jakobsbrüdern behandelt, eine anmuthige Geschichte von zwei Freunden, die gen Compostell fahren und die deshalb die Jakobsbrüder heißen. Der eine, ein Graf aus Bayern, stirbt vor der Ankunft am Gnadenorte. Der andere aber, ein Schwabe aus Heigerloh, nimmt die Leiche des Gefährten mit zum heiligen Jakob, und dieser belohnt die Freundestreue durch Erweckung des Todten. Die Treue ihrer Freundschaft wird darauf nochmals hart geprüft: der Schwabe wird vom Aussatz befallen und kann nur durch das Blut des Kindes des Bayern von der schrecklichen Krankheit geheilt werden. Der letztere bringt das Opfer, und der Kranke wird heil. Zum zweiten Mal lohnt nun St. Jago die Freundschaft, indem er das Kind dem Leben zurückgiebt. Der Graf gründet darauf ein Kloster Gnadau.[16]

Gengenbach selbst noch leitet zu dem Ereigniß über, welches, wie überall, so auch in Basel, einen mächtigen Umschwung in das bürger-

liche wie in das geistige Leben gebracht hat, zur Reformation. Er selbst ist, wie schon bemerkt wurde, bald ein eifriger Anhänger der Neuerungen geworden. Von 1522 ab verlassen seine Presse nur noch Schriften, die im Dienste der Reformation stehen. Den Aberglauben verspottete er in der „Practica", und in der wahrscheinlich von ihm verfaßten „Novella", der „grausamen history von einem Pfarrer und einem Geist und dem Murner" tritt er als Satiriker gegen Murner auf, der die Reformation zu beschwören kommt, zuletzt aber von ihrem Geiste verschlungen wird. Eine ganz bedeutende Schrift Gengenbachs ist dann die dialogische Satire gegen die „Todtenfresser", d. h. gegen die Geistlichen, welche auf Kosten der armen Seelen und der Erben der Verstorbenen es sich aus dem Gelde wohl sein lassen, welches für die Todtenmessen gezahlt worden ist. Gengenbachs Stück deckt sich im Titel und theilweise auch inhaltlich mit dem des Berners Niklaus Manuel, dem jedenfalls die Arbeit des Baslers vorgelegen hat.[17] Als „Pfaffenspiegel" gab Gengenbach zum Beweise, daß Luther keine neue Ketzerei angefangen habe, den Brief des Hieronymus an den Nepotianus heraus. Es folgte ein „Laienspiegel" und eine Predigt „der evangelische Bürger". Seine prosaischen Schriften schließt das Büchlein „Von drei Christen" ab, in welchem der römische, der böhmische und der türkische Christ die Vorzüge ihres Glaubens gegen einander anführen.

Pamphilus Gengenbach steht nun mitten unter einer Gruppe von Männern, welche — nicht mit eigenen Geisteswerken — aber in anderer Beziehung noch viel mehr als Gengenbach, von Basel aus zur Verbreitung und Förderung der deutschen Literatur beigetragen haben. Ich meine die Buchdrucker. Wem sollte es unbekannt sein, daß Basel mit der aufstrebenden Reformation einer der Hauptdruckorte geworden ist, in dessen Geschichte die Namen Amerbach, Apiarius, Bebel, Cratander, Curio, Froben, Furter, Krufftер, Petri, Wolff u. A. in unvergänglichem Glanze strahlen. Mehrere von ihnen haben nur oder meistens nur lateinisch gedruckt, andere aber haben für die Verbreitung aller Gattungen deutschen Schriftthums emsigen Eifer entfaltet.

Durch diese letzteren ist Basel zu einem Mittelpunkt geworden, von welchem aus namentlich das Volkslied verbreitet worden ist. Selten nennt sich für dieses ein Verfasser, und das Verdienst, diese Lieder unter das Volk gebracht zu haben, gebührt darum denen, die

sie auf fliegende Blätter druckten, oft mit Noten oder der Angabe der Weise versahen, so daß das Volk bei seinen Festen, bei seiner Freude, oder auch in seiner Trauer sich daran erbauen konnte. Verschiedenartig ist der Inhalt dieser Lieder. Schlichte Sänger reden in einfachen, aber oft tief zum Herzen dringenden Tönen von Natur und Liebe, oder schildern die Freuden eines Berufes: Der Jäger, der Reiter, der Landsknecht, ja der Schreiber singt sein Lied, Trunk und Tanz werden mit Gesang verschönert. Wichtig vor allem ist auch das historische Volkslied, obschon dasselbe im XVI. Jahrhundert oft mehr Tendenzdichtung als eine objektive epische Schilderung des Geschehenen ist. Schon Gengenbachs Lieder von Terwan und von der Nawerrenschlacht gehören hieher, und Weller[18] verzeichnet noch eine große Anzahl anderer, welche entweder in Basel entstanden oder hier nur gedruckt, auch nachgedruckt worden sind. Aus Basel oder seiner Nähe wird wohl das bei Jakob Kündig herausgekommene „Dorneck lied[19] von der schlacht geschähen im Jar 1499 am 21 des Höwmonats" stammen. Es hebt an: „Der uns dieß liedli macht bekannt Ein Schwytzerknab ist er genannt Er hat dick (oft) mal gesungen". Verhältnisse aus dem weiteren schweizerischen Vaterlande behandelt „Ein hüpsch Lied von Bruder Clausen von Unterwalden, wie er ein lobliche Eydgnoschaft vermant und so in trüwen gerathen hat." Es ist bei Samuel Apiarius 1579 gedruckt worden. Auch Halbsuters Lied „von der schlacht vor Sempach im Lucernerbiet gelegen" hat etwa um 1545 Rudolf Deck nachgedruckt. Im folgenden Jahrhundert ist es noch zweimal von Basel ausgegangen: 1618 aus der Offizin Schröters, 1664 aus derjenigen des J. J. Decker. Am meisten ist die Buchdruckerei des Samuel Apiarius[20] für die Vervielfältigung solcher historischer Lieder thätig gewesen. Bei ihm erschien z. B. 1582 „Das Bündter Lied. Ein hüpsch alt Lied von der Schlacht der dryen Grauwen Bündten." Daß Apiarius dieses Lied im Jahr 1585 noch zweimal gedruckt hat, ist ein Beweis dafür, welch großen Absatz die von Basel auf fliegenden Blättern ausgehenden historischen Lieder müssen gehabt haben, und dies wiederum zeigt uns, wie sehr im Volke das Bewußtsein seiner Kraft und seiner durch die Väter errungenen Würde lebendig war. Oft wird am Titel solcher Lieder auch angezeigt, nach welcher Melodie, in welchem „Tone" sie gesungen werden müssen; so druckt z. B. 1531 Lux Schouber „Eyn neuw lied von dem Christenlichen ritter Huldrychen Zwinglin. Sings

uß Bentzenowers wyß." Andere Lieder fassen mehr chronikartig zusammen, so der „schöne spruch, so sich einer Chronika verglycht von mancherlei kriegen schlachten &c.", welchen 1537 Lux Schouber gedruckt hat. Nicht eine historisch bedeutende Thatsache, aber eine Begebenheit aus der Nachbarschaft Basels erzählt „Ein schön new kläglich Lied von einer erschrockenlichen Mumerey So beschehen ist dieses 1570 Jars auf dem Schloß Waldenberg an der Faßnacht, zu welcher zeit drei graffen umb jr leben kommen sind Im Thon Kompt her zu mir spricht Gottes Son." Seine zweite Vaterstadt Basel selbst besingt dann der aus Plauen gebürtige Drucker Fröhlich in seinem „Lobspruch an die Hochloblich und weitberümpte Statt Basel. Hineben werden auch die Reumen so am Todtentanz bey jedem Stande verzeichnet, eingedrucket durch Huldr. Frölich in Teutsche Rhythmos gestellet 1588." Aber nicht nur behandeln diese Lieder Stoffe aus der älteren oder der zeitgenössischen Schweizer- oder Lokalgeschichte, besingen nicht nur Schlachten oder den Ursprung der Eidgenossenschaft oder den Wilhelm Tell; sie berichten auch Ereignisse aus weiter Ferne, mischen sich in französische und deutsche Politik. So weiß z. B. ein namenloser Dichter „Ein hüpsch new Lied von den Geistlichen und Teutschen Fürsten und dem newen Bundt. Zu singen in Jörg Schillers thon" und gedruckt zu Basel „an der Wyssenbrucken". Bei S. Apiarius erschien „Ein hüpsch new Lied von Eroberung der Stadt Sanct Severin us was Ursach sie Hertzog Casimirus Pfalzgraf by Rhyn belagert und eingenommen hat; in der Wyß wie das Bemunder lied." Solche Schilderungen von Thatsachen, die nicht im eigenen Lande geschehen sind, haben dann mit dem eigentlichen Volksleben wenig mehr zu thun; sie befriedigen einfach die zu allen Zeiten rege Wissensfreude, um nicht zu sagen — Neugier des Volkes. Sie gehören deshalb weniger zu den historischen Liedern als zu den sog. Zeitungen. Die hier citirten tragen diesen Namen zwar noch nicht, aber sie bringen doch vieles von dem, was wir heute in den Tagesblättern lesen. So druckt S. Apiarius im Jahre 1573 ein „wahrhafftiges Newes Klagelied von einer Jungfrauwen mit namen Dorothea wie sie umb der Augsburger Konfession oder bekentnuß Christenlichen Glaubens jämerlich und erbärmlich mit dem schwerdt hingericht ist worden. In der weiß Steh ich allhie verborgen &c." Andere solcher Blätter nennen sich dann geradezu „Neue Zeitung," und auch aus Basels Druckereien sind viele derselben im

Laufe des XVI. Jahrhunderts ausgegangen; so etwa „Zwo Newe Zeittungen Erstlich von zwei Bergknappen wie sie von den Türcken gefangen Im Thon. In dich hab ich gehoffet Herr. Die ander von einem Jüngling welcher seinen Vater erschlagen Im Thon Hilff Gott daß mirs gelinge" (1593); oder es druckt z. B. Johann Schröter im Jahre 1595 eine „Warhaffte, doch Trawrige, auch leydige new Zeitunge von der überauß erschröcklichen waßerguß, so sich in Wallis mit zsamen fallung zweier Bergen in Rodan und desselben fluß verschwellung in diesem 1595 Jahr mit großem hertzleid sich zutragen hat ... Im thon, kommt her zu mir spricht Gottes Sohn ... Geschehen den 3 May Im jar unseres Herrn geburt 1595." Es ist übrigens diese Art der Verbreitung von Nachrichten heute noch nicht ausgestorben. Die zu den „Morithaten" unserer Messen verkauften Lieder sind nur wenig zu unterscheiden von den Berichten über Unglücksfälle, Todtschläge und andere Greuelthaten, die im XVI. Jahrhundert umgingen und damals, wie oft auch heute noch, nach bekannten Weisen gesungen wurden.

Noch finden wir heute auf unseren Messen neben den Mordthatenliedern Zeddel, welche dem Volke die Produkte einer — wenigstens der Form nach — sehr volksthümlichen Lyrik vorführen. Diese Blätter sind die letzten schwachen Nachkommen der Liederbogen, auf welchen das XVI. Jahrhundert seine Volkslieder verbreitete. Nur waren diese fliegenden Blätter damals fast das einzige Mittel, durch welches die im Volke gesungenen Lieder festgehalten und weiterbefördert wurden; gedruckte Liederbücher waren im XVI. Jahrhundert noch sehr selten.[21] Inhaltlich unterscheiden sich die Volkslieder dieser Zeit natürlich sehr von unserer Jahrmarktspoesie. Zwar waren im XVI. Jahrhundert die innigsten Herzenstöne des Volksliedes schon etwas verklungen, aber noch finden wir manches tiefempfundene Gedicht, welches heute in „des Knaben Wunderhorn" einen Ehrenplatz einnimmt. Auch diese lyrischen Volkslieder sind in Menge von Basel ausgegangen und ein Drucker ist es namentlich, dessen Liederbogen in den Jahren um 1574 in alle Welt giengen: wiederum hat Samuel Apiarius einen guten Theil auch der lyrischen Volkslieder der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts gedruckt. Schon seine eigene Zeit würdigte sein Verdienst; schließt doch ein Gedicht von 1571:

„Ich hab nicht mögen schweigen,
„und machen ein Gedicht,
„zů singen, pfeifen, geigen,
„weils ist ein ware gschicht.
„das will ich gleich verschenken
„dem Apiario,
„das wirt er wol gedenken,
„er kans noch weiter renken
ich glaub er werd sein fro."

„Wirts under bressen legen,
„das es sol weiter gahn,
„wirt manchen noch bewegen,
„das er gott ruefet an,
„wirt seine sünd erkennen,
„von denen gar stehn ab,
„den namen Sherren nennen.
„tilg uns als ubels dennen
ehe wir kommen zům grab." [22]

Des Apiarius Name war also bekannt unter den Dichtern. Diese selbst freilich treten nur äußerst selten aus der Anonymität heraus. Derjenige jedoch, dessen Gedicht die eben citirten Strophen schließen, nennt sich mit seinem ganzen Namen. Es ist ein Basler, Gregorius Meyer, ein Organist. Sein Gedicht ist „Ein erbermlich neuw Lied von einer armen Wittfraw und fünff kleiner Kinder, welche von hungers wegen entschlaffen sind, aus Gottes krafft ohn leibliche speiß eine zeitlang wunderbarlich erhalten worden (Holzschnitt) In der Melodey, O reicher Gott im Throne. Oder wie man das Lied von Olmitz singt. Gestellet durch Gregorium Meyer, Organisten zu Basel den 4ten Julii im 1571 Jar".[23] Es ist eine rührende, des Gefühls nicht ermangelnde Geschichte, zu welcher der Verfasser selbst die Noten wird gesetzt haben. Denn daß er Melodien verfaßt hat, beweist ein nachweislich von ihm komponirtes Lied „Wo wachßt höw auf den matten, dem frag ich gar nit nach" (Gedruckt bei S. Apiarius). Dem Liede voran stehen die Noten der Singweise mit der Ueberschrift: „Componirt durch Gregorium Meyer, Organist, mit vier stimmen."[24] Es ist ein fröhliches Weinlied in Räthselform. Ferner sind unzweifelhaft auch von ihm gedichtet „Zwey hüpsche neuwe Lieder, das Erste, Ich sach mir eins mals ein wunder schöne Magdt u. s. w., das ander, Ein verantwortung. Das höw das thut dich stächen u. s. w. Im Thon, Wo wachßt höw uff der Matten u. s. w. Am Schluß heißt es: „Geben zu Basel am XX. Augusti im 1572 Jar, durch Gregorium Meyer Organist.[25] Aus dieser „Verantwortung" wird es deutlich, daß gegen das Heulied ein frommer Eiferer mit einem Straflied aufgetreten war. Diesem stellte dann aber der Verfasser des ersteren eine kräftige und zugleich derbe Erwiderung entgegen. Also auch ein Beispiel literarischer Polemik sogar im Gebiete des Volksliedes lernen wir in Basel kennen, und Gregor Meyer scheint ein sehr streitbarer Mann gewesen zu sein.

Sonst, wie gesagt, nennen sich Dichter nur ganz selten: es gibt etwa einer seinen Beruf an, sagt, er sei ein Jäger, ein Reiter, ein Gassenhauwer u. s. w. oder auch — was in Basel ein Ehrenstand war — ein Drucker. So schließt ein fröhliches Lied der Gesellen der löblichen Kunst der Buchdruckerei mit der Strophe:

„Und der uns diß liedlin sang,
„Der gönt den truckern gůts,
„Wünscht in glücklich fürgang,
„Er ist gern gůtes můts;
„Ist ihm etwan mislungen,
„So komm im glück zů rath!
„Das hat ein setzer gesungen
Zů Basel in der statt."

Und am Ende heißt's noch:

„Hui, Frei, frölich und frisch,
Ist gůt bůchtruckerisch."[26]

So mischt sich in die vielen Volkslieder, die von Basel ausgegangen sind, auch mancher Klang, der hier zuerst ertönt ist; ein solcher ist jedenfalls auch das Lied von der „beicht der Baselischen Müllerin," welches Fischart in der „Praktik" erwähnt und welches im Ambraser Liederbuche von 1582 mit den Versen beginnt: „Ein müller ist gesessen zu Basel an dem Rhein." Auch das Lied, dessen Anfang in des Basilius Amerbach Sammlung heißt: „Ich sach mir ein blauwen storchen" scheint Baslerischen Ursprungs zu sein.[27] Neben solchen Basel selbst berührenden Liedern sind nun aber eine Menge anderer, viele von den bekanntesten Liedern auch in Basel gedruckt worden. Ich nenne nur einige wenige, die aus der Zeit des Apiarius stammen, die mir aber meist nur aus Drucken Johann Schröters bekannt sind,[28] der am Anfang des XVII. Jahrhunderts fast alles nachdruckte, was am Ende des XVI. aus der Werkstätte des Apiarius und später seiner Erben hervorgegangen ist. So ist z. B. „Die schöne Tageweis Es wonet lieb bey liebe von einer jungen hertzogin und einem Ritter" auch hier gedruckt worden. Auf andern Bogen Basler Ursprungs stehen z. B. „Drey schöne newe außerlesene Lieder das erste Es will schöns Lieb mein hertz mit Schmertz &c., das ander Mit viel schmertz ist mir „mein hertz, das dritte sich wie mich eingenommen hat, hertz lieb &c. oder etwa „Vier schöne newe außerlesene Lieder, das erst, Kein Mensch auff Erden &c., das ander Ach Jungfröwlein soll ich mit euch gehn &c.

das dritt warumb wilt du wegziehen, das vierdt So weiß ich mir drei Blümelein ... ein jedes in seiner eigenen Melodei zu singen." Auch das berühmte Lied „von dem Edlen Edlen Lindenschmidt" ist hier gedruckt worden, ebenso dasjenige von dem Moringer: „Zwei schöne newe Lieder das Erste von dem edlen Moringer ... Im Thon wie man den Graffen von Rom oder den Bentzenauer singt das ander Ein kurtzweilig Lied hertzelein mein schätzelein in seiner eygenen Melodey." Dies seien nur wenige Proben aus den Verzeichnissen Baslerischer Volkslieder des XVI. Jahrhunderts. Mit den noch zahlreich vorhandenen Liederbogen des Apiarius und seines Nachdruckers Schröter ist wohl der kräftigste Beweis für die Pflege des volksmäßigen Liedes und Gesanges in Basel selbst jenes oben als das Amerbachische bezeichnete Liederbuch,[29] eine Handschrift der Universitätsbibliothek, die auf 117 Blättern eine Menge von Liedern sammt ihren Melodien enthält. Für die deutsche Literatur überhaupt läßt sich aus dem Vorhandensein dieses sog. „Basler Tenors" schließen, daß der mehrstimmige weltliche Gesang nach und nach ein beliebtes Vergnügen bürgerlicher Kreise geworden ist. „So wuchsen die Volkslieder," sagt Scherer, „aus dem Volk heraus in die Sphäre der Bildung hinein": das Volkslied wird zum Gesellschaftslied.

Groß ist auch die Zahl der geistlichen Lieder, welche auf denselben Wegen wie das Volkslied ihren Ausgang aus Basel genommen haben. Sie wurden meist zu zweien auf fliegende Blätter gedruckt und waren gewöhnlich nach den Weisen bekannter weltlicher Volkslieder zu singen; gehen doch heute noch viele unserer schönsten Kirchenlieder nach den Melodien von ehemals nichts weniger als religiösen Gesängen. Oft ist auch das geistliche Lied geradezu die Umdichtung eines weltlichen Tanz-, Trink- oder Liebesgesangs. Es hört sich heute schon seltsam an, wenn wir erfahren, daß das Gerhard'sche Lied „O Welt sieh hier dein Leben" nach der Weise des bekanntesten Reiseliedes des XVI. Jahrhunderts geht: „Inspruck ich muß dich lassen"; aber eigentlich fast komisch wirkt es auf uns, wenn z. B. im Jahre 1580 S. Apiarius „Zwey schöne newe Geistliche Lieder" druckt, „Das erst Ach wo soll ich mich kehren hin Im Thon Gar lustig ist spatzieren gahn, Das ander Es ist auff Erdt kein besser Ding Im Thon Es ist auff Erdt kein schwerer leidt"; 1592 drucken S. Apiarij Erben „Zwey schöne Geistliche Lieder das erst von dem Fräuwlein von Samaria by Sank Jacobs Brunnen-

wasser zu schöpfen In der wyß Es wolt ein Meitlin Wasser holen. Das ander von dem cananeischen Weiblein im Thon ich weiß mir ein jungen Knaben"; und 1595 ist z. B. erschienen „Der Geystlich Joseph. Die gantze history und geschicht 2c. in der wyß Es warb ein knab nach ritterlichen Dingen". Dies nur einige Nachweise über diese reiche Poesie. Genug, daß wir durch diese geistlichen, dann auch aus den weltlichen Volksliedern wissen, daß Basel im XVI. Jahrhundert nicht nur eine durch seine Universität geistig bedeutende, sondern auch eine sehr vergnügte Stadt war, in welcher neben einem regen kirchlichen ein strebsames und mit den Schätzen der Dichtkunst und des Gesanges ausgestattetes Volksleben zu finden war.

Wenden wir uns jetzt zur Prosa. Da ist es vor Allem der Geist der Reformation, der in die deutsche Literatur eine Menge von Flugschriften hineinwirft, Gelegenheitserzeugnisse, Schriften für und wider, die, wie sie gekommen, so auch wieder verschwanden. Eines wurde in diesen Streitblättern besonders üblich, nämlich die dramatisch belebte Form des Gespräches. Schon Gengenbach (?) hatte in einem seiner Reformationsbüchlein („Von drien Christen") dieses Mittel angewandt. Ihm folgte nach der unbekannte Verfasser der „Narragonia monachorum zu tütsch", eines um 1523 bei Johann Bebel gedruckten Dialoges: dramatische Frische und aufrichtige Hingabe an die Sache mit der Reformation zeichnen die Schrift aus. Ein Pfarrer verficht darin mit humaner Unparteilichkeit die neue Lehre und gelangt dazu, seinen Gegner, einen Terminirer (Mönch), ganz auf seine Seite zu ziehen.[30] Sodann hat ein gewisser Brandmüller, ein Basler Theologe, ein Gespräch von Werken und Früchten des Glaubens und zwei lehr- und trostreiche Gespräch von „Auferstendtnuß des Fleisches und ewigem Leben" verfaßt. Im Dienste der Reformation sind ferner in unserer Stadt, meist durch Adam Petri eine Menge Luther'scher Schriften und vor Allem die Bibel selbst nachgedruckt worden. Oft haben die Drucker die Gelegenheitsschriften Luthers sprachlich verändert, und dem neuen Testament hat Petri ein mitteldeutsch-alemannisches Wörterbüchlein angehängt, damit die Leute hier zu Lande sich ohne zu große Mühe in die neu sich bildende Schriftsprache hineinfänden.[31] So haben in Basel Adam Petri, dann auch andere Drucker dafür gesorgt, daß auch hier diejenige Sprache, in welcher die deutsche Literatur zuletzt allein Siegerin geblieben ist, das Neuhochdeutsche, Verbreitung in die weitesten

Kreise fand. Schon um den Reformator Basels selbst, um den Deutschen Johannes Oecolampad in Wort und Schrift zu verstehen, mußten die Basler sich dazu bequemen, die mit der Literatur von außen eindringende Sprache zu erfassen. Die Drucker sind dabei ihre Lehrer gewesen. Bis aber die Schriftsprache in den Schriften der Basler selbst mächtig wurde, ist es lange gegangen: erst am Ende des Jahrhunderts hat sie über den Dialekt völlig gesiegt.[32]

Andere Prosa als die kirchliche ist von Basel, wenigstens was den in Deutschland wieder auftauchenden Roman und die Novellenliteratur betrifft, nicht ausgegangen. Ich weiß nur aus Wackernagels Literaturgeschichte (S. 469), daß der aus dem Italienischen übersetzte „mährchenhafte Reiseroman von den drei Konigssöhnen von Serendippe" im Jahr 1583 in Basel gedruckt worden ist.

Um so reicher aber ist, Dank seiner ausgezeichneten Gelehrten, die Geschichtsschreibung in Basel zur Blüthe gekommen. Zwar wurde diese Prosa erst nach den zwanziger Jahren des Jahrhunderts mächtig gepflegt; vorher hatte die Reformation alle geistigen Kräfte in Anspruch genommen. Als aber die Bewegung sich abklärte, als das bürgerliche wie das wissenschaftliche Leben nicht mehr von dem Wellenschlage des Meinungsstreites mit bewegt wurde, da nahm das literarische Schaffen, welches nur in Zeiten der Ruhe in die Breite wie in die Tiefe sich ausdehnen kann, einen doppelten Aufschwung: auf der einen Seite erhob sich das Drama auf eine neue Stufe der Entwicklung, auf der andern ist die Geschichtsschreibung zu Leistungen von hoher Vollendung gelangt. Beide, so wenig sie damals mit einander zu thun hatten, nehmen ihren Ursprung in der Reformation. Die Wurzeln der Geschichtsschreibung liegen in dem Bestreben einzelner Bürger, die wichtigen Vorgänge der Reformation chronikalisch aufzuzeichnen. Eine Familie hat sich da besonders hervorgethan, diejenige der Ryffen.[33] Fridolin Ryff[34] hat die Ereignisse von 1514 bis 1543, Peter Ryff[35] diejenigen von 1546—1585 in Form von einzelnen Notizen geschildert. Literarischen oder gar künstlerischen Werth haben diese Aufzeichnungen nicht; aber sie sind mir bedeutungsvoll als ein redendes Zeugniß für das Erwachen eines Geistes, der sich losringt aus politischen und religiösen Kämpfen, in denen er bisher allein thätig war und der nach objektiver Darstellung seiner selbst und der Verhältnisse strebt, denen er gedient hat. Aus derselben Familie Ryff lassen sich unbestreitbare

Beweise für die Weiterbildung dieses Geistes erbringen. Denn am Schlusse des Jahrhunderts hat einer der besten Bürger Basels, hat Andreas Ryff in seiner Selbstbiographie[36] von 1592 ein kaum zu übertreffendes und für die Kulturgeschichte jener Zeit unschätzbares, wenn auch vielleicht erst in engeren Kreisen genug gewürdigtes Werk geschaffen. Daneben hat er im „Zirkel der Eidgenossenschaft" [37] von 1597, einer Geschichte der Eidgenossenschaft und Darstellung der Verfassungen des Bundes und der Orte gezeigt, daß er auch politische Dinge mit Geschick darzustellen verstand. — Eine andere Chronik ist ist diejenige eines Karthäuser Mönches,[38] der die schweren Zeiten seines Klosters zur Zeit der Kirchenbesserung vorführt. Auch sie ist literarisch unbedeutend, so hohen historischen Werth sie haben mag. Den ersten Versuch, aus der Lokalgeschichte zur allgemeinen sich zu erheben, machte im Jahre 1553 der 1525 geborne, 1570 zum Oberstzunftmeister gewählte und 1594 als Landvogt auf Farnsburg gestorbene Bernhard Brand mit seinem „Vollkommenen Begriff aller lobwürdigen Geschichten und Thaten" u. s. w. Das Werk ist eine in harter und ungelenker Sprache geschriebene Kompilation. Ein anderer Sammler historischer Berichte ist der Basler Professor Heinrich Pantaleon[39]. Er wurde 1522 in Basel geboren, war Professor an der Universität und ist als solcher 1595 gestorben. Er war ein Kompilator, der oft aus trüben Quellen schöpfte; er hat aber doch an der Förderung des Geschichtsstudiums einen gewissen Antheil, denn er hat massenhaft Historiker aller Zeiten übersetzt, so auch Sleidans Geschichte Karls V. Sein Hauptwerk aber ist sein „Heldenbuch teutscher Nation" (Basel 1577), in welchem er die ganze deutsche Geschichte von den Urzeiten an in Form von Biographien vorführen und so der Plutarch Deutschlands werden wollte. Den Lebensbeschreibungen gab er Bildnisse bei, welche aber, auch bei Personen des XVI. Jahrhunderts, auf Phantasie beruhen und die in den verschiedenen Auflagen gewechselt wurden. Der erste Band beginnt mit Adam, der zweite mit Karl dem Großen, der dritte mit Max I.; dieser letztere hat ihm von Max II. den Titel poëta laureatus eingetragen. Seine Selbstbiographie schließt das Buch. Selbständig ist Pantaleon so wenig wie Brand. Der erste Begründer wirklicher Geschichtsforschung ist Christian Wurstisen, der, wie sein neuester Biograph[40] sagt, „einer der vielseitigsten Männer des Jahrhunderts gewesen ist." Wurstisen wurde geboren im Jahre

1544 und wurde in der Schule „auf Burg" bei Thomas Platter erzogen; 1562 wurde er Magister, 1563 Pfarrer in Großhüningen, dann Helfer zu St. Theodor. 1564 wurde er zum Professor der Mathematik, später zum Professor des alten Testaments gewählt. Das Jahr 1586 trifft ihn im Staatsdienst als Stadtschreiber. Als solcher ist er 1588 gestorben. Er ist also Mathematiker und Theolog gewesen; vor allem aber war er Geschichtsschreiber, und seine „Baßler Chronick" vom Jahre 1580 ist ein Werk, welches für jene Zeit als ein Muster gewissenhaften Eifers und in mancher Beziehung auch als ein künstlerisch abgerundetes Ganzes muß angesehen werden. Neben seinem unermüdlichen Fleiße in Sammlung und Sichtung der Quellen ist namentlich Wurstisens Unparteilichkeit in religiösen Dingen zu bewundern, die „man bei wenigen neuern Historikern finden mag, die man aber bei einem Theologen des XVI. Jahrhunderts gar nicht suchen wird." In seiner Darstellung ist er zwar noch oft chronikhaft, abgerissen, aber doch finden sich auch schon genug Stellen, in denen er den Zusammenhang historischer Verhältnisse meisterhaft darstellt. Sprachlich ist sein Werk auf der höchsten Stufe der Vollkommenheit, die im XVI. Jahrhundert überhaupt erreicht werden konnte. Sein Styl ist äußerst lebendig, kräftig, reich an zutreffenden Bildern und markigen Ausdrücken, kurz: Wurstisen ein Erzähler von erstem Talent, und sein Werk ist eigentlich die vollendetste Frucht, welche in Basel die deutsche Literatur des XVI. Jahrhunderts gezeitigt hat.[41]

In Basel geschaffen worden und erschienen ist auch das halb geographische, halb geschichtliche Werk des Seb. Münster, die „Cosmographie" von 1544, deren Verfasser zwar kein geborner Basler, aber ein Lehrer unserer Universität gewesen ist.[42] In seinem Werk ist ein gewaltiges Wissen, oft allerdings sehr kritiklos, aber im Allgemeinen in lesbarer, flüssiger Form verarbeitet.

Es hat dann auch der bedeutendste Prosaiker des XVI. Jahrhunderts, es hat Johann Fischart einige Zeit seines Lebens in Basel zugebracht. Er wurde 1574 zu Basel immatrikulirt und zum Doktor der Rechte promovirt. Nach Basel hat ihn, den um 1550 geborenen Straßburger oder Mainzer, jedenfalls die damalige Blüthe der hiesigen Hochschule geführt; ferner wird ihn der ausgesprochen evangelische Geist der Stadt angezogen haben. Außerdem scheinen ihm in der Nähe Basels Verwandte gewohnt zu haben. Wie lange er aber hier

gelebt hat, ist nicht zu ermitteln. Aus einer ziemlich genauen Bekanntschaft mit Basel jedoch, die namentlich aus dem „Glückhaften Schiff" zu erweisen ist, hat Wackernagel [43] schließen wollen, daß Fischart seine Hauptwerke in Basel verfaßt habe. Bestimmtes läßt sich aber darüber nicht sagen, und die Thatsache, daß Fischarts Werke nicht in Basel gedruckt worden sind, wird wohl immer der Vermuthung des Gelehrten hindernd gegenüberstehen. Lokalkenntniß kann sich Fischart auch in kurzer Studienzeit hier angeeignet haben, und die Sitten und Gebräuche, die Wackernagel in Fischarts Werken als baslerisch bezeichnet, sind oft ebenso gut in Straßburg wie in Basel zu Hause. Im Verkehr mit Gelehrten wird das offene Auge des Dichters Manches gesehen, sein scharfes Ohr Vieles gehört haben. Dazu wird seine Satire, sein Humor, die er später in seine meist lehrhafte Prosa gießt, schon hier entwickelt gewesen sein; vielleicht hat er auch hier schon einigen Stoff zu späteren Werken gefunden; aber wie gesagt, Bestimmtes über seine Thätigkeit in Basel läßt sich nicht behaupten.

Einen ganz geringen Anspruch darf Basel auch auf den Besitz eines andern Mannes machen, der für die deutsche Literatur von höchster Bedeutung ist. Sebastian Frank, ein um 1500 geborener Schwabe aus Donauwörth,[44] ist nach einem ungemein bewegten Leben am 10. Juli 1539 mit Weib und Kindern nach Basel gekommen. Er vergesellschaftete sich mit dem Buchdrucker Nik. Brylinger, der aber im Jahre 1543 wieder allein druckte. Frank ist in Basel im Jahre 1542 gestorben. Hier hat er jedenfalls noch an seinen „Sprichwörtern" gesammelt, die 1541 als „schöne weise herrliche Clugreden und Hoffsprüch" in Frankfurt herausgekommen sind. Auch einige andere seiner letzten Schriften mag er von hier aus erlassen haben. So antwortet er um 1539 seinen Verfolgern und „falschen Brüdern" in seinem „verschlossenen Buch" mit einer milden und frommen Apologie seiner Werke und durch eine „schriftgemäße Auslegung des Psalm 74" den falschen Zeugen und Ehrabschneidern. Den Hofpredigern, die jeden Krieg der Fürsten „heiligten", wies er in seinem „Kriegbüchlein des Friedens — wider den Krieg" unter dem Pseudonym Friedrich Wernstreit im Jahre 1539 nach, wie der Krieg nicht in das Reich Christi gehöre und als ein „teuflisch, viehisch, unmenschlich Ding Land und Leute verderbe, während durch den Frieden Liebe, Einigkeit, Seele, Leib, Ehre und Gut gefördert werde." Diese paar Schriften mögen

den edlen Charakter des Verfolgten zeigen. Sie sind für mich aber weniger wichtig als die Thatsache, daß Basel der Literatur dadurch einen großen Dienst erwiesen hat, daß es dem unparteiischen Kämpfer für die Wahrheit, dem „tief blickenden, streitbar scharfen Geiste" eine Freistatt gewährt hat, in der er nach bitteren Verfolgungen Ruhe hat finden können. Und daß sich Frank gerade hierher zum Ausleben zurückgezogen hat, ist ein Beweis einmal für die Toleranz der Basler Gelehrten, dann aber auch für das Ansehen, welches unsere Stadt als ein geistesreger Ort weit in Deutschland herum muß besessen haben.

Unserer Universität gehört mit einer großen Zahl seiner Werke auch der Theosoph Philipp Aureolus Theophrastus Paracelsus Bombastus ab Hohenheim an, ein Schweizer aus der Nähe von Einsiedeln, welcher in Basel zuerst unter allen akademischen Lehrern öffentlich auf deutsch vorgetragen hat.[45] In seinen Werken herrscht eine phantastische Naturphilosophie, „es regt sich in ihm," wie Wackernagel sagt, „abenteuerlich die Ahnung von göttlichen Geheimnissen in der Natur."

Aus der Region der Gelehrten ist von Basel aus die deutsche Literatur auch um die zwei werthvollen Autobiographieen des Thomas und des Felix Platter bereichert worden, welche bunte Bilder des damaligen Lebens, namentlich aus dem gelehrten Bürgerthum, vor uns entrollen. Die erstere, die eigentlich allein noch in das XVI. Jahrhundert gehört, schildert uns, wie Thomas Platter als ein armer Hirtenknabe aus Wallis auszog, als fahrender Schüler durch Deutschland wanderte und sich unter unsäglichen Mühen die Bildung seiner Zeit errang. Er hat sich endlich in Basel niedergelassen und ist dort Handwerker, besonders Buchdrucker, namentlich aber Schulmeister gewesen. Näher auf den Inhalt einzugehen, dürfte hier überflüssig sein, denn Jeder, namentlich jeder Basler, soll diese Schrift aus eigener Lektüre kennen.[46] Ich möchte nur sagen, daß mir aus des Thomas Werk vom Jahre 1572 das Bild eines Menschen entgegengetreten ist, welcher nie zu rechter Ruhe gekommen ist, dem Kraft und Ausdauer hie und da gemangelt haben, der aber mit seiner tiefen Seele, mit seiner Treuherzigkeit und Wärme einem Jeden auf's Engste nahetreten muß. Eine glücklichere Natur als Thomas ist sein Sohn Felix Platter; seine im Jahre 1612 niedergeschriebene Selbstbiographie zeigt darum keine so düstern Bilder wie diejenige des Vaters; auch aus ihr spricht

ein warmes Herz; etwas Eitelkeit haftet ihm an: aus seiner Schilderung muß man merken, daß er viel auf sich hält und daß es ein begehrter Mann ist, der zum Leser redet. Felix Platter hat eine gute Erziehung genossen und ist nach eifrigem Studium, welches ihn für eine Zeit lang nach Montpellier führte, ein Arzt von ungewöhnlichem Rufe geworden. Als solcher hat er seiner Vaterstadt in schweren Pestzeiten große Dienste geleistet, und als Gelehrter war er eine Zierde der Universität. Für die Kulturgeschichte des XVI. Jahrhunderts sind diese Biographieen von höchstem Werthe. Dasselbe ist schon gesagt worden von der Selbstbiographie des Andreas Ryff,[47] der mit noch viel gewandterer Feder als die Platter das Leben eines Kaufmannes beschreibt. Es ist eine liebliche Schilderung, in der man, wenn man Stoffe zu Novellen suchen wollte, aus dem Vollen schöpfen könnte.

Nochmals muß ich nun auf die Reformation zurückkommen, um mitzutheilen, daß, von ihr angeregt, auch das eigentliche Kirchenlied in Basel neuen Aufschwung nahm.[48] Der Kirchengesang ist in Basels Kirche schon von Oecolampad eingeführt und von seinen Nachfolgern weiter gepflegt worden. Zuerst vermittelten Bücher aus Straßburg deutsche Psalmen nach Basel. Sofort aber druckte auch Adam Petri den zehnten Psalm, „gepredigt im fünff und zwentzigsten jor durch Joan. Ecolampadium Predicant by sant Martin zu Basel Mit samt der Außlegung, in Gsangßweyß begriffen.“ Mit diesem Werk ist Basel die erste Schweizerstadt gewesen, in deren Kirchen protestantischer Gesang ertönte. Später, im Jahre 1581, druckte S. Apiarius Psalmen Davids, Geistliche Gesänge, „wie die in der Gemein Gottes fürnemlich geübt und gesungen werden.“ Dann wurden Psalmen nach französischen Weisen gesungen. Schon frühe sind aber in Basel auch eigentliche Kirchenlieder gedichtet worden, und zwar von Johann Kolroß.[49] Ueber das Leben dieses Dichters ist so gut wie nichts bekannt. Man weiß nur, daß er in Basel „deutscher Lehrmeister zu Barfüßern“ gewesen ist. Erst im Jahre 1703 taucht dann in Georg Goezius „Liederbetrachtung“ die Nachricht auf, daß Kolroß als „ein christlicher Lehrer und Pfarrer unserer Kirche“ im Jahre 1588 gestorben sei. Dieser Bericht ist aber nie verifizirt worden. Als Schulmeister hat Kolroß — vermuthlich schon im Jahre 1529 — ein „Enchiridion“ herausgegeben, ein Handbüchlein der Orthographie, eine Anleitung zum Lesen und Schreiben, ein Lehrbuch, welches namentlich dem Ver-

ständniß der Bibelleser nachhelfen will.[50] Es ist sehr populär geschrieben, beweist aber doch an vielen Stellen, daß sein Verfasser ein feiner Beobachter der Sprache war. — Von den Liedern nun, die Kolroß verfaßt hat, ist eines durch alle Gesangbücher des Jahrhunderts gegangen, es ist sein alle Gedanken der Reformation umfassendes mildes, liebliches Morgenlied, von dem ich aus einem Nürnberger Druck von 1535 Anfang und Ende hier mittheilen will:

„Ich danck dir lieber Herre,
„Das du mich hast bewart
„In diser nacht gefere,
„Darinn ich lag so hart,
„Mit finsternis umbfangen,
„Darzů in großer not,
„Daraus ich bin entgangen
Hallfst du mir, Herre Gott.“

„Deyn ist alleyn die ehre,
„Deyn ist allein der rhum,
„Die rach dir niemand were,
„Dein segen zů uns kum;
„Das wir in frid entschlaffen,
„mit gnaden zu uns eyl.
„Gib uns des glaubens waffen
fürs teuffels listig pfeyl.“

Dieses „schön geystlich new Liede, zu singen So man zů morgens auffgestanden ist“, ist auch als fliegendes Blatt von Basel aus durch's Land gegangen. Zu singen war es nach der Weise des vielbekannten Volksliedes „Entlaubet ist der Walde.“ —

Der Name Kolroß[51] führt uns nun endlich zum Drama hinüber.

Nachdem die Zeit der Reformationswirren sich abgeklärt hatte, die Geister nicht mehr einzig und allein im Dienste des Glaubensstreites standen, erscheint in der deutschen Literatur das Drama wieder, erneuert, namentlich technisch verbessert. Noch allerdings ist als seine Grundlage die Form des Fastnachtspieles deutlich erkennbar; aber die Dichter, welche jetzt Dramen zu schreiben beginnen, sind bei den Alten in die Lehre gegangen: die Stücke zerfallen in Theile, welche Akten entsprechen können, und es wird das Streben deutlich, in solcher Eintheilung eine abgeschlossene Handlung vorzuführen. Das ist ein großer Fortschritt gegenüber den frühern Fastnachtspielen, welche ohne irgend welche Schädigung des Gesammteindruckes hätten gekürzt oder verlängert werden können. Auch die äußere Bezeichnung der Stücke, die jetzt geschrieben werden, erinnert an alte Muster. Schon Gengenbach hatte sein Gedicht von den „Zehn Altern“, indem er eine Verdeutschung des Wortes „Drama“ versuchte, ein „Thatspiel“ genannt, jetzt aber wird etwa ein Werk als „Tragödie“ oder „Comödie“, wohl auch als „Tragicomödie“ bezeichnet. Der gebräuchlichste Name blieb aber gleichwohl „Spiel“. Nur wurde dasselbe nicht mehr einzig zur

Fastnacht aufgeführt, wurde auch nicht mehr von nur wenigen Bürgern gegeben, sondern es wurde nach und nach zu einer Sache des ganzen Volkes, von dem manchmal Hunderte wenigstens als stumme Personen mitthaten. So umfassend nun aber die Veranstaltungen waren, die Stoffe beschränkten sich meist auf biblische Geschichten oder waren doch religiöse Lehre, die etwa mit Anklängen an den Todtentanz dargestellt wurde. Und dabei drückte sich immer wieder die Hauptrichtung der Zeit so aus, daß mit Vorliebe Didaxis und Satire in die Stücke gelegt wurden; man versah auch die geschichtlichen, der heiligen Historie entnommenen Stoffe mit oder ohne Anlaß mit satirischen und lehrhaften Anspielungen. Was die Verfasser solcher Dramen betrifft, so waren es meist durch ihre Lebensstellung besonders zu solchen Dingen geschickte Leute, Männer, welche einestheils mit der gelehrten Bildung zusammenhingen, andrestheils aber den Wunsch hegen mußten, direkt auf die Masse des Volkes belehrend und erbauend zu wirken. Unter Schulmeistern und Pfarrern finden wir daher die Dichter dieser Zeit, und neben sie traten hie und da einfache Bürger, Kinder des Volkes.

Es ist namentlich die Schweiz, welche in der Menge und wohl auch in der Güte der Produktion solcher Dramen allen Ländern voransteht. Hier haben Gelehrte und Ungelehrte die unvergleichlich weniger als anderswo in deutschen Landen gehemmte öffentliche Redefreiheit benutzt, um das alte Fastnachtspiel zum Volksdrama und dieses wiederum hie und da zu fast vollendeter Kunstform zu führen. Basel nun steht mit den Dramen, die in seinen Mauern aufgeführt worden, quantitativ und qualitativ als einer der ersten Orte der Eidgenossenschaft da, und alle Stände seiner Bürgerschaft haben sich um die Dramatik verdient gemacht; Schüler haben „auf der Mucken“, Studenten in der Augustinerkirche, die ganze Bürgerschaft unter freiem Himmel auf dem Fischmarkt oder auf dem Kornmarkt die schöne Kunst gepflegt.

Eine Darstellung der Entwicklung des Dramas in Basel muß sich immer wieder an Pamphilus Gengenbach anschließen. Schon dieser gehörte der neuen Richtung insoweit an, daß seine Fastnachtspiele nicht einzig mehr grobsatirische Schilderungen der Zeit und ihrer Menschen waren, sondern daß ein tieferer sittlicher Ernst ihnen innewohnt. Der Form nach allerdings ist er nichts weniger als

modern, und auch in der Charakterzeichnung steht er weit hinter dem neu Erstehenden zurück. „Seine Gestalten gleichen noch," sagt L. A. Burckhardt,[52] „jenen Figuren auf alten Bildern, denen beschriebene Zeddel aus dem Munde hängen, ohne daß ihre Mienen und Geberden den Sinn der Worte bezeichnen." Gengenbachs Menschen charakterisiren sich nur durch ihre eigenen Reden. Auch jetzt noch — im neuen Drama des XVI. Jahrhunderts — reden die Leute noch sehr viel über sich selbst, aber die Gedichte werden doch immer mehr dialogisch, und immer mehr läßt sich aus den Thaten der Charakter erkennen. — Die Darsteller dieser Charaktere waren auch jetzt noch immer Dilettanten, und es wurden auch die Frauenrollen von Männern gespielt. Der Dilettantismus that übrigens diesen Dramen gar keinen Abbruch; im Gegentheil war das Interesse am Schauspiel nur um so größer, wenn die Zuschauer unter den Mitwirkenden manchen ihrer Bekannten wußten.

In der neu gewonnenen Form, d. h. in Anlehnung an antike Muster, hat in Basel zuerst Johann Kolroß, der Kirchenlieddichter, Lehren des Glaubens und der Sitte in einem Drama vorgetragen. Sein Werk ist „Ein schön spil von fünfferley betrachtnussen den menschen zů Bůß reitzende, durch Joannem Kolroßen uß der heyligen geschrift gezogen". Es wurde „uff den ersten Sontag nach Ostern im 1532 jar offentlich zů Basel gehalten". Der Stoff ist seltsamerweise nicht der biblischen Geschichte entnommen, sondern frei erfunden. Sich anlehnend an die Motive des Todtentanzes, will der Dichter die ganze biblische Lehre von der Erlösung des sündigen Menschen anschaulich darlegen.[53] Ein schöner Jüngling, auf das Allerhübscheste nach der Welt gekleidet, theilt seinen Gesellen den gottlosen Wunsch mit, er wolle am Osterfeste, weil ja Christus die Menschheit längst aus jeder Noth befreit habe, einen Tanz aufführen. Vergebens warnt ihn der Pfarrer, indem er ihm die wahre Bedeutung von Christi Tod erklärt. Mit dem Wort „schwyg still du Pfaff" wird der Priester fortgewiesen, und der Jüngling bittet die gleich gestimmte Dirne Irmeltraut um einen Tanz. Sie sagt zu, setzt ihm einen Kranz auf, und die Spieler spielen auf und heißen sie voll Freuden sein. Da kommt der Tod und schießt nach dem Jüngling.

„O weh! Wer hat mich gschossen hie,
Ich ward min Läbtag wunder nie!"

ruft der Getroffene, und zugleich stiebt das lustige Volk auseinander. Der Jüngling bittet um sein Leben, und der Tod erbarmt sich seiner, weil der Knabe sich zu bessern verspricht. Ein Chor singt darauf ein Lied, das mit der gereimten sapphischen Strophe schließt:

„Sydt wir nit wüssen, wann der tod werd kummen,
So sindt geflissen, o jr lieben frummen,
Wachend all stunde, haltend Gottes bunde
Dwyl jr sindt gesunde.“

Dann aber treten an den Jüngling die Versuchungen von Neuem heran. Die früheren Freunde höhnen ihn, weil er thue, als könne er nicht fünfe zählen, nennen ihn einen Phantasten, einen „Apostitzeler“, einen „stillen Tüsseler“ u. s. w. Er bleibt aber fest und sucht Stärkung im Glauben bei einem Prädikanten. Auch der Teufel selbst kann ihn nicht erschüttern, obschon er ihm vorhält, die Buße sei ganz unnütz, da seiner Sünden zu viele seien. So ist er für die Seligkeit reif, in welche ihn ein beredter Engel einführt. — Das eigentliche Stück ist hier zu Ende; es folgt aber noch ein Nachspiel, welches sich an die jüngere Jugend richtet. Es erscheinen noch einmal Tod und Teufel, die Meisten laufen vor ihnen davon, der Narr z. B., der auch in diesem Stücke nicht fehlt, flieht mit der Dirne zu einem guten Baselwein, den er irgendwo weiß. Getroffen wird aber jetzt vom Tod ein böser Bube, und der Teufel, der ihn holt, sagt zu den andern aus der Rotte:

„Ich weiß der Läcker noch gar vyl,
Die städts ligen imm Klugkerspil,
Ouch ander Kind, die nit wänd leren
Bätten, darzue kein predig hören.“

Gottesfürchtige Knaben fassen hierauf gute Vorsätze. Zuletzt kommt der Schultheiß und hält eine Rede über gute Erziehung, und endlich trägt der Herold zur Erklärung des Stücks einen langen Epilog vor, der, wie seine meisten Reden, aus lauter Bibelsprüchen zusammengesetzt ist. — Dieses Stück ist nun noch nicht mit Worten des Verfassers in Scenen oder Akte eingetheilt. Solche werden aber doch schon deutlich unterschieden, indem drei Chöre ebenso viele Akte bezeichnen. Chöre schmücken auch Anfang und Ende des Stückes; sie sind sämmtlich in sapphischen Strophen abgefaßte geistliche Lieder. Mit seiner noch nicht äußerlich sichtbaren Akteintheilung, mit seiner im Ganzen aber recht belebten abgeschlossenen Handlung, an der acht-

zehn Personen theilnehmen, bezeichnet dieses Spiel so recht den ersten Schritt in's Neue hinein.

Mit Kolroß that denselben Schritt noch etwas kräftiger der Dichter, dessen Drama im selben Jahre 1532 im kleinen Basel aufgeführt worden ist: Sixtus Birck.[54] Dieser Dichter, der sich in seinen Briefen auch Xystus Betulejus nennt, wurde am 21. Februar 1500 zu Augsburg als der Sohn eines Webers geboren. Er studirte in Erfurt, Tübingen und Basel und war früh der Sache der Reformation zugethan. In Basel ließ er sich für längere Zeit nieder, erhielt hier als der erste nach der Reformation am 10. Februar 1536 den Magistertitel, trat mit gelehrten Männern in Verbindung und bekleidete öffentliche Stellungen, d. h. er war seit 1530 Vorsteher der Schule zu St. Theodor und wurde 1537 Professor für Oratorik. Das Jahr 1538 findet ihn wieder in seiner Vaterstadt Augsburg. Zu der in Basel gedichteten „Susanna" hat er in seiner Heimath in der kurzen Zeit von 1538 bis 1539 noch vier Stücke verfaßt: „Zorobabel", „Ezechias", „Judith" und „Joseph"; er hat sich aber dann in den vierziger Jahren ausschließlich philologischen und juristischen Arbeiten zugewandt.[55] — Originalität der Stoffe finden wir bei Birck nicht; er schreibt lediglich biblische Dramen, aber sie haben das Angenehme, daß ihre Lehrhaftigkeit niemals allzusehr in die Breite geht. Seine Sprache ist nicht gerade sehr poetisch, aber sie ist einfach, natürlich, anschaulich, hie und da mit einem Bilde geschmückt. Auch das satirische Element ist mit Maß zurückgedrängt, es erhalten etwa Nebenpersonen in diesem Sinne charakteristische Namen. Ich führe nun hier natürlich nur das für Basel und in Basel geschriebene Stück Bircks an, „Dze history von der frommen Gottsförchtigen frouwen Susanna, Jm 1532 Jar offentlich im Mindren Basel durch die jungen Burger gehaltenn". Am Ende nennt sich „Sixt Birck von Augsburg, zů der zyt schůlmeister zů mindern Basel, einer löblichen Burgerschaft zů eeren". Das Stück ist die erste der vielen deutschen und lateinischen „Susannen", welche im XVI. Jahrhundert in deutschen Landen gedichtet worden sind. Die in den Apokryphen überlieferte Novelle war eben im ganzen XVI. Jahrhundert einer der beliebtesten Stoffe; konnte man doch darin Alles vortragen, was dem Geschmack der Zeit entsprach. Die böse Leidenschaft alter Männer konnte man satirisch geißeln, die verfolgte Unschuld bot Anlaß zu lehr-

haft erbaulichen Reden, der Abschied der Mutter von den Kindern wirkte auf das Gemüth des Volkes, und das Ganze schloß überdies mit der allbeliebten Gerichtsverhandlung ab. Bei Bircks Stück wirkten dreißig redende Personen mit. Die Handlung ist eine streng einheitliche. Es lag dies eben an dem Stoffe, der selbst so außerordentlich klar und einfach ist. Eine Wiedergabe des Stückes ist kaum nothwendig. Birck hält sich einfach an die biblische Ueberlieferung, dabei entwickelt er recht gute genrehafte Motive. Wie hübsch ist es z. B., daß ein junges Schwesterlein der Heldin sich für dieselbe lebhaft wehrt, so daß der eine der bösen Greise zum andern sagt:

„was danttet dises schnepperlin,
Gib du im eins uffs klepperlin!"

Das beste am Ganzen ist aber jedenfalls die — allerdings etwas lange — Gerichtsverhandlung, welche zu einer Verurtheilung der angeklagten Susanna durch eine Majorität der Richter führt. Die schnöden Gesellen, die den Klägern zu Liebe der Heldin die wirksame Vertheidigung unmöglich machen, sind vortrefflich gezeichnet, und fast großartig ist ihnen die Mißhandelte mit ihrem sichern Vertrauen auf endliche Rechtfertigung gegenübergestellt. Und wie diese schließlich sich findet, der spannend erwartete Umschlag vom Unglück zum Glück durch das Eingreifen Daniels herbeigeführt wird, wie ist da die Stelle schön und lieblich, wo Susanna's Söhnlein dem hilfreichen Daniel den Dank abstattet.

„Du bist ein gůtes gsellelin,
Du hast erlöst min müetterlin;
Büt mir die Hand, und dank dir Gott
Du bist mir lieb on allen spott"

sagt der Kleine, und um die Wahrheit seines Sprüchleins zu erweisen, kommt er mit seinen Spielsachen gelaufen:

„Sich! nim ouch hin das rößlin myn
Und dises hüpsch wintmülelin."

Wie Kolroßens Stück wird die „Susanna" in Akte getheilt durch zwei Chöre, die in antiken Strophenformen sich bewegen. — Interessant ist, was uns über eine Wiederholung des Stückes Felix Platter mittheilt, der uns über die scenische Einrichtung einige Aufschlüsse gibt. Diese Einrichtung war einfach genug. Es habe, so heißt es in der genannten Selbstbiographie,[56] „Ulricus Coccius die Susannam uf dem Fischmerkt gespilt. Do lůgt ich zů in meins schniders Wolf Eb-

lingers haus. Die brüge war uf dem brunnen und war ein zinnener kasten, darin die Susanna sich weschet, doselbst am brunnen gemacht. darby sas eine im roten rock, was ein Merianin, Ulrico Coccio versprochen, aber noch nit ze kilchen gefiert. Der Ringler war der Daniel noch ein kleins bieblin." Birck selbst hat seine „Susanna" in's Lateinische übersetzt.

Im Jahre 1533 „uff Sontag den andern Tag Mertzens ist dann in Basel ein Stück des Zürcher Theologen Heinrich Bullinger aufgeführt worden worden „Ein schön spil von der geschicht der Edlen Römerin Lucretiae" u. s. w. Die Aufführung fand gegen den Willen des Verfassers statt,[57] ich kann darum das Stück nicht als einen Antheil Basels an der deutschen Literatur in Anspruch nehmen.

Ein solcher ist dann wieder ein Spiel aus dem Jahre 1535, „Ein herliche Tragedi wider die Abgöttery (uß dem Propheten Daniel) darin angezeigt würt, durch was mittel eyn rechte Religion jnn einem Regiment mög angericht werden, zů Basel uff Sontag den neunden tag Merzens, jm 1535 jor, durch eyn junge Burgerschafft daselbst, Gott ze lob und eer offentlich gehallten". Das Stück trägt keinen Verfassernamen. Es wird aber von einigen dem Sixt Birck zugeschrieben.[58] Es ist hingegen mit Sicherheit anzunehmen, daß Birck nicht der Verfasser dieses Dramas ist. Wohl hat er in seiner spätern Augsburger Zeit dasselbe Stück überarbeitet unter seinem Namen als „Beel"[59] herausgegeben. Er hat damit aber einfach ein Plagiat an dem Stücke eines Baslers begangen. Denn einmal kann aus sprachlichen Gründen die „herliche Tragedi" nicht von Birck herrühren,[60] ferner ist dem Stück im letzten Akte ein geistliches Lied eingefügt, welches Kolroß zum Verfasser hat.[61] Wir dürften also kaum irre gehen, wenn wir — wie dies früher durch Andere geschah — dem bekannten Kirchenlieddichter, dem Urheber des „Spieles von fünferlei Betrachtnussen", dieses Stück zuschreiben würden. Dasselbe zerfällt in die beiden Geschichten vom Beel und vom Drachen zu Babel. Es verficht die Sache der Reformation, ist von dreiundvierzig Personen gespielt worden, und ist, wie aus der Vorrede zu ersehen ist, gegen ein kurz zuvor irgendwo — kaum in Basel — aufgeführtes katholisches Spiel gerichtet, in welchem die Entfernung der Bilder aus den Kirchen mit der Beraubung des Tempels durch Nebukadnezar zusammengehalten worden war. Zur Antwort darauf wird nun in unserm Stück die

katholische Priesterschaft nicht undeutlich mit den Baalspfaffen verglichen, die vermittelst eines heimlichen Einganges Nachts in den Tempel dringen und die dem Gotte vorgesetzten Speisen verschmausen. Das Volk aber schließt aus dem Appetit Baals auf die Größe seiner göttlichen Kraft: „Bedenkt," sagt der Kanzler des Königs Cyrus,

„was Kosten man müsse han,
Bis man den Gott erfüllen khan;
Der groß Unkost, der lernt uns wol,
Daß man jhn als Gott eeren soll."

Hübsch ist die Naivetät des Königs, der darauf den Tempel abschließt, um sich zu überzeugen, daß Alles mit rechten Dingen zugehe:

„Wolan ich bin zů diser früst
Küng, Priester und ouch Sigerist,"

sagt er, indem er die Schlüssel an sich nimmt. Köstlich ist die Scene, in der die Pfaffen sich an den Leckerbissen gütlich thun. Daniel aber läßt dann durch seinen Diener in der Nacht Asche streuen, und es wird durch ihn dem Könige der Betrug der Priester offenbar. Diese werden in die Grube geworfen, und es wird dem Götzendienst der Garaus gemacht. In der Schlußrede des ersten Theiles heißt es dann ganz deutlich mit der Spitze gegen den Katholizismus:

„Der Beel můß Gott dem Herren wychen.
Das heyßt mir aber alles Beel,
Das eben hatt denselben fäl,
Das also hat eyn valschen schyn,
Verbländt dir ganz das hertze dyn.
Drum so die göttlich warheyt klar
Erschyndt, so nimm derselben war!"

Im zweiten Theile werden dann freilich auch die materiellen Vortheile der Reformation betont: Der Kanzler, der übrigens im Geheimen an dem gestürzten Beel noch hängt, wird nämlich gefragt:

„Was sagt jr von den kosten groß,
Deß man jetzt ist ganz worden los?"

Der Kanzler aber weiß das Volk noch auf seiner und Baals Seite, und die Antwort auf jene Frage ist eine Revolution, die gegen den von Daniel beeinflußten Cyrus ausbricht. Treffend sind hier die Aufwiegler geschildert:

„Wolluff jr lieben burger gůt,
Eyn yeder hab sich wol jnn hůt,
Wolluff, land uns das vatterland

Und fryheit hüt mit unser hand
Beschirmen. Lärma! lärma! dran!
Wir wend den juden ußhär han!"

ruft einer in seinem Grimm gegen Daniel, und ein Anderer fällt ein:

„Lärma! lärma! huy, wolluff,
Ir burger lauffend all zehuff!" u. s. w.

Daniel wird vom König aufgegeben und in die Löwengrube geworfen. Die im dritten Akte vorgeführte wunderbare Speisung des Propheten durch den von einem Engel herbeigetragenen Habakuk bringt dann aber den Sieg der Wahrheit und die Befreiung Daniels aus der Löwengrube, in der ihm die grimmigen Bestien nichts angethan haben; im Epilog wird das Volk aufgefordert:

„Drumb, so wir dussern (die äußern) Götzen hand
Sampt falschem Gottsdienst, stat und land,
Ganz ußgerüdt und abgethon
Sönd wir die jnnern nit lon ston!"

Man kann sich die Freude denken, welche die vielen Anspielungen beim Publikum hervorriefen. Dasselbe hatte ja nichts zu thun, als an die Stelle von Babel immer Basel zu setzen. — Wenn die Annahme richtig ist, daß die „herrliche Tragedi" von Kolroß gedichtet worden ist, so hat in technischer Hinsicht der Dichter viel gelernt. Nicht nur entspricht der Dialog viel mehr als früher modernen Anforderungen, er ist fließend, die Rede oft eigentlich gewandt zu nennen; dazu ist auch das Stück deutlich in drei Akte geschieden. Sie sind allerdings von sehr ungleicher Länge, aber die Einschnitte stehen an Stellen, wo der natürliche Verlauf der Dinge Ruhepausen gebietet. Wir werden darum nicht zu viel sagen, wenn wir die „Tragedi" Kolroßens als den Anfang moderner Dramatik in Basel bezeichnen.

Der Vollständigkeit halber muß hier erwähnt werden, daß im Jahre 1537 ein Stück „Der ungerathene Sohn" in Basel soll erschienen sein. Das Drama ist mir aber nur aus einer Anführung bekannt. [62]

Der bedeutendste aller Basler Dramatiker aber, ein wirklicher Dichter voll echter Kraft, ist Valentin Boltz. [63] Er war gebürtig aus Ruffach im obern Elsaß, kam als Diaconus nach Tübingen und übersetzte dort den Terenz für „die armen Schülerlein, so nit allwegen mögen interpretes haben," in deutsche Prosa. In der Vorrede weist er die Meinung zurück, daß ein Kirchendiener sich nicht mit dergleichen

abgeben dürfe. Die schöne Kunst des Schauspiels habe uns Gott durch die gelehrten Heiden gegeben, und wer die verachte, verachte Gott selbst. Boltz ist später nach Basel gekommen und ist in den Jahren 1546 bis 1554 ein beliebter Prediger am Spital gewesen.[64] Außer Drama und Predigt hat er auch die Technik der Malerei verstanden.[65] — Seine Dramen bezeichnen wiederum einen wesentlichen Fortschritt. Allerdings ist bei ihm die Wahl der Stoffe immer noch von der kirchlichen Bewegung beeinflußt, auch er kann die Lust nicht unterdrücken, dem konfessionellen Gegner einen Hieb zu versetzen. Aber Boltzens Stücke sind dafür schon in dasjenige Stadium der Entwicklung getreten, wo erstens, wie schon in der „Tragedi", deutliche Theilung in Akte angewandt wird, wo dann aber ferner Gesang und Musik die Stücke verschönern. Und zwar markiren sie nicht mehr nur die Aktschlüsse, sondern ernster und heiterer Gesang wird mit in die Handlung verflochten. Auch werden Boltzens Stücke nicht mehr nur von einigen jungen Bürgern gespielt, sondern es wirken von jetzt an ganze große Massen mit. Boltz inaugurirt in Basel das Volksschauspiel großen Styles, bei welchem sogar das Interesse der Obrigkeit in Anspruch genommen wird, die mit Geld und sonstiger Fürsorge hilft. Darum spricht bei den folgenden Stücken ein Herold in der Wappen- und Standesfarbe die Eröffnungs- und Schlußworte, kurz, das Drama ist Staatsaktion, eine Festfeier für Regierung und Volk, für Jung und Alt aller Stände. Man lud sogar oft fremde Gäste zu der Aufführung ein, und die Handlung nahm oftmals zwei Tage in Anspruch. In diesen Dramen geht beinahe nichts mehr hinter der Scene vor, wird kaum mehr etwas durch bloßes Erzählen bekannt, sondern Alles geschieht vor den Augen des Zuhörers in strenger zeitlicher Aufeinanderfolge.[66] Das ist so der Typus des Massendramas, wie es namentlich die Schweiz pflegte, in deren freien, von Bürgern geleiteten Gemeinwesen es auch allein sich soweit entwickeln konnte. Weiter hat es das Drama des XVI. Jahrhunderts kaum gebracht, wenn man von den lateinischen Schauspielen absieht, welche auf antiker Grundlage von Humanisten für das Gymnasium und die Akademie komponirt worden sind. (Schluß folgt.)

Der Dorfwucherer
oder
der Kirchthurmbau zu Frick.

Eine Erzählung von F. A. Stocker.

(Schluß.)

Wir benützen die Pause, in welcher der Grubenpeter seine Zeitung liest, die durch die vielen Hände, durch welche sie schon gegangen, ganz mürbe geworden und zerrissen ist, um auf einen Augenblick außer den Rahmen unserer Geschichte zu treten.

Wir gehen auf die Jugendzeit des Grubenpeters zurück.

Die Heimath dieses Mannes, der mit seinem richtigen Namen Peter Croubat hieß, und den die Dorfbewohner in den ihnen geläufigeren Spitznamen umtauften, ist ein sundgauisches Dorf. Als frommer Mann hatte er früher manche Wallfahrt nach Maria Einsiedeln gemacht, und der Ort, in dem unsere Geschichte spielt, hatte ihm so wohl gefallen, daß er den Sundgau verließ und sich da ansiedelte. In dem sundgauischen Dorfe seiner Heimath lebte gleichzeitig mit ihm ein im gleichen Alter stehender junger Mann, Gottfried Meyerhofer, ein aufgewichster, flotter und hübscher Bursche, der, obschon er arm war, allen Mädchen die Köpfe verdrehte. Er hatte ein gutes Handwerk gelernt, war weit in der Fremde herumgekommen, hatte aber etwas leichte Sitten mit heimgebracht. Das hinderte nun freilich nicht, die schöne Tochter des Bäckers im Dorfe zu freien, die ihm mit ganzer Liebe zugethan war. Neben andern Bewerbern waren es namentlich zwei, die dem schönen Kinde ebenfalls, jeder nach seiner Weise, ihre Huldigungen darbrachten: der damals schon etwas bucklige Peter Croubat und der Schmied Franz, den wir bereits unter dem Namen „Hausirerfranz“ mit seiner ganzen, kurz erzählten Lebensgeschichte kennen gelernt haben. Den Croubat mochte die junge Bäckerstochter schon seiner unansehnlichen Gestalt wegen nicht leiden, dann auch deßhalb nicht, weil er schon damals in nicht besonders günstigem Rufe allzu großer Ehrlichkeit stand. Der Schmied Franz dagegen war ein braver, junger stiller Mann, der sich ehrlich durchbrachte, aber nicht viel Wesens von sich machte, obschon seine

Figur eine ganz angenehme und ansprechende war. Was die Bäckerstochter namentlich bestach, das waren die feinen Manieren, die der Gottfried in fremden Landen sich angeeignet hatte, die zierliche Art, wie er sich kleidete, und das lebhafte, bewegliche Wesen, das sich hauptsächlich auch in seiner mit fremdartigen Wendungen und Ausdrücken wohlgespickten Sprache kund gab. Alle drei Bewerber liebten das Mädchen vielleicht mit der gleichen herzlichen Zuneigung, aber, und wir wollen das ununtersucht lassen, wohl aus verschiedenen Ursachen, wie denn auch die Körbchen, die der Peter und der Franz erhielten, in den verschiedensten Folgen sich äußerten.

Franz konnte nicht mehr im Orte bleiben, er konnte die Geliebte seines Herzens nicht in den Armen eines Andern sehen; er verkaufte, wie wir bereits wissen, seine Habe und wanderte aus. Nach den mannigfaltigsten Schicksalen, die ihn trafen, finden wir ihn als Hausirer, Geschirrhefter und Maulwurffänger.

Der Peter wendete sein bescheidenes Vermögen durch geschickte Vorkehren so oft, daß es ihm reichliche Zinse brachte. Freilich nahm er's dann mit der Gewissenhaftigkeit nicht sehr genau, wenn es nur etwas eintrug. So mehrte sich sein Vermögen, daß er nach einer Reihe von Jahren, nachdem seine Rivalen schon längst ihr Hab' und Gut verthan hatten, als ein, nach bäuerlichen Verhältnissen gerechnet, reicher Mann galt.

Gottfrieds Ehe mit der schönen Bäckerstochter blieb Jahre lang ohne Kindersegen. Mochten vielleicht die getäuschten Hoffnungen des Vaterglücks ihm einen Stein in den klaren Spiegel des ehelichen Lebens geworfen haben, mögen noch andere Verhältnisse, namentlich auch Täuschungen über das zu erhoffende Vermögen seines Schwiegervaters dazu beigetragen haben, die Bitterkeit in seinem Gemüthe wach zu rufen, kurz: die Aeußerungen zeigten sich bald in der Liebe zum Trunk. Es entstand eine schwere Zeit für die Bäckerstochter; in diese Periode des Kummers und Leides fiel doch noch ein Strahl der Hoffnung und einer Rückkehr des Gatten zum Bessern; sie gebar ihm eine Tochter. Wirklich schien auch bald das Leben in ihm neu aufzuthauen; das eheliche Glück leuchtete belebend und erquickend in das düstere Grau seiner Seelenstimmung. Es sollte bald wieder entweichen!

Eine von einem seiner Kameraden im Wirthshause mehr neckisch als böswillig hingeworfene Bemerkung über den späten Kindersegen

ließ ihn so plötzlich und jähzornig aufbrausen, daß er ein schweres Trinkgeschirr ergriff und es dem Necker mit aller Wucht über den Schädel schlug, so daß dieser blutend und ohnmächtig zusammensank. Gottfried glaubte den Getroffenen todt. Er nahm in aller Eile von seiner Frau, von seinem Kinde herzlichen und bitterlichen Abschied und flüchtete. Lange zog er umher, ohne von sich etwas hören zu lassen, aus Furcht, verrathen, eingeholt und bestraft zu werden. Gleichwohl kam er wieder einmal heimlich in's Land, vernahm aber zu seinem Schrecken, daß seine Frau aus Kummer und Gram gestorben sei und daß der Peter Croubat sein Kind zu sich genommen habe und durch seine Eltern pflegen ließe. Da packte es den Gottfried mit gewaltigem Weh, er zog hinaus in die Fremde, durchwanderte ganz Frankreich und ließ sich endlich nach manchen Irrfahrten in einer gewerbsamen Stadt in Burgund nieder, wo er sein Handwerk mit Erfolg betrieb und ein wohlhabender Mann wurde. Als er sich dann später im Sundgau nach seinem Kinde erkundigte, hieß es, es sei mit dem Croubat in's Oesterreichische gezogen, man wisse nicht wohin.

Peter Croubat, dessen Aufenthaltsort von Gottfried nicht ausfindig gemacht werden konnte, saß zwei Monate nach dessen Tode an dem Abend, an welchem auch der Hausirerfranz wieder in's Land kam, in seinem Hause am Gemeindeplatz und begann soeben die Zeitung zu lesen, als ein Artikel seine Aufmerksamkeit plötzlich ungeheuer in Anspruch nahm. Er begann zu zittern, er mußte die Brillengläser neuerlich abreiben, um sich zu überzeugen, ob er auch wirklich recht gelesen habe.

„Richtig, da steht's ja!" sagte er laut vor sich hin, und las: „Oeffentliche Bekanntmachung. Den 24. April 17 . . starb in der Stadt Dijon in Burgund der Sieur Gottfried Meyerhofer, Tischlermeister aus dem Sundgau. Derselbe hat ein Testament hinterlassen, das über sein Vermögen von 40,000 Livres tournois zu Gunsten seiner unbekannt wo abwesenden Tochter Johanna Meyerhofer verfügt ꝛc. Unterzeichnet von den Gerichtsbehörden der Stadt Dijon."

„Herrgott! Vierzigtausend Livres tournois macht bei siebentausend Kronenthaler!" rief der Grubenpeter und tanzte wie närrisch in der Stube herum. „Das Johanneli eine reiche Erbin! Wie, wenn ich das Kind freite! Bin doch noch kein so übler Bursche," sagte der alte Hagestolz und zuckte geckenhaft seine unsaubern Hemdkragen.

Gern wäre er vor den Spiegel gestanden, wenn er einen solchen gehabt hätte. „Muß dem Mädchen die Grillen wegen dem Anton aus dem Kopfe treiben; passen nicht zusammen, die Beiden. Der Anton hat nichts, ist ein schlechter Haushalter und würde das Vermögen des Johanneli bald durchgeputzt haben. Will ihr daher heute Abend schon einen Antrag stellen," sagte er zu sich selbst, „und das Mädchen müßte sein Interesse nicht verstehen, wenn es nicht Ja sagte."

Während der Grubenpeter in der Stube sich mit seinen Projekten trug, hatte im Baumgarten draußen auch Einer seine Gedanken gemacht, während er den Maulwürfen Fallen stellte. Als der Hausirerfranz seine Arbeit vollendet hatte und die gefangenen Thiere zahlreich auf einem Haufen lagen, trat er in die Stube.

Der Grubenpeter wurde durch das Eintreten des Hausirerfranz in seinen Zukunftsplänen unangenehm gestört.

„Ihr kommt wegen der Bezahlung für das Mäuseeinfangen?" fragte er den Eintretenden. „Wahr ist, wer sein Geschäft recht besorgt hat, darf auch auf baar Geld rechnen. Ich würde mir eher die rechte Hand abhauen lassen, als daß ich nur das Mindeste von einem rothen Heller ungerecht verlangte, was einem Arbeiter gehört, der seinen Dienst gehörig versieht. Was habt Ihr verdient?"

„Zwei Ratten zu drei Kreuzer das Stück, macht sechs Kreuzer, sechs Maulwürfe zu zwei, macht zwölf, und vier Feldmäuse" —

„Die Feldmäuse, das geht in den Kauf," marktete der christliche Jude.

„Glaubt Ihr denn, ich tödte diese kleinen Thierchen Gottes, die mir nichts zu Leide gethan, umsonst, zu meinem Vergnügen?"

„Nun, nun, achtzehn Kreuzer ist genug, denn die Feldmäuse, die" —

„Die Feldmäuse?" brauste der Hausirerfranz auf. „Seht, Herr, die haben so kleine, weiße, scharfe Zähne, die durchwühlen in kurzer Zeit eine ganze Jucharte, reißen Alles auf, zernagen die Wurzeln der Pflanzen; man könnte fast sagen, sie gleichen den Wucherern, die den Leuten das Blut unter den Fingerbeeren hervorsaugen," —

„Nun, nun! Was wollt Ihr denn als Euern Lohn?" sagte ungeduldig und betroffen der Wucherer.

„Zweiundzwanzig Kreuzer in Allem," war die Antwort.

„Zweiundzwanzig Kreuzer, viel Geld! — Da kann man den ganzen Tag den Geldbeutel in den Händen halten, hat Auslagen über

Auslagen und das Land trägt nichts ab," sagte der Alte, indem er langsam das Geld hinzählte.

„Da, dieser Sechser ist falsch," sagte der Hausirerfranz und schob ein Geldstück wieder zurück.

„Was sagt Ihr? Das ist schönes, gutes Geld!"

„Wenn das wahr ist, so behaltet den Sechser, ich will einen andern," entgegnete trocken der Hausirer.

„Höret, guter Mann, Ihr fanget an, mich zu langweilen," sagte der Grubenpeter und wechselte den Sechser gegen einen andern um.

„So, nun ist's in Ordnung," bemerkte der Hausirer, nahm einen Stuhl und setzte sich zum Tisch.

„Nun, was soll das?" fragte der Peter erstaunt.

„Ich denke soeben," entgegnete der Andere, „da wir nun mit den Arbeiten fertig sind, wollen wir ein wenig plaudern. Wisset, das ermüdet, den ganzen Tag so mit gekrümmtem Rücken zu arbeiten. Ihr kennt mich nicht mehr, Grubenpeter, oder?"

Der Angeredete schaute verwundert auf.

„Ja ja, ich glaub's wohl, das Alter, Kummer, Sorgen, schlechte Nahrung, schlecht Quartier in Ställen und auf Heuboden haben mich ein wenig verunstaltet. Aber ich dächte, Ihr solltet Euch noch wohl erinnern können an den Gottfried Meyerhofer und an den Schmiedfranz, die mit Euch um die Bäckerstochter freiten?"

„Herr, du meine Güte! Das ist ja der Franz!" rief der Grubenpeter eben so erstaunt als unangenehm berührt.

„Ja, das ist der Franz!" entgegnete ruhig der Hausirer. „Der Franz will aber nicht uralte Geschichten aufrühren. Er möchte eher von der Gegenwart sprechen, Peter Croubat!"

Der Grubenpeter wurde unruhig.

„Das Kind der Johanna Meyerhofer ist ein hübsches Mädchen, wohl erzogen und gescheidt; es wäre jetzt an der Zeit, die Johanna zu verheirathen."

„Mit welchem Recht mischt Ihr Euch in diese Sache?" fragte unwillig der alte Peter.

„Mit welchem Recht? Mir will scheinen, Peter Croubat habe sich noch wenig um das Recht bekümmert," sagte ruhig der Hausirer, „seine Wege sind selten die des Rechts gewesen."

Der alte Sundgauer wollte aufbrausen, doch der Hausirer hielt ihn fest und setzte ihn ruhig auf einen Stuhl, indem er hinzufügte: „Reden wir in aller Ruhe mit einander, es wird besser sein. Ihr kennt den Zimmermann Anton, sein Vater ist gestorben, und zwar — sonderbar“ —

„Wie, was? was ist sonderbar?“ fragte unruhig der Peter; es litt ihn kaum auf dem Stuhle, auf den ihn der Hausirer hingesetzt hatte.

„Sonderbar, daß der Georg starb, gerade in einem Augenblicke, wo man es am wenigsten erwartete.“

„Mein Gott! Das kann Jedermann begegnen,“ war die Antwort, die etwas lange auf sich warten ließ.

„Wohl wahr! — ganz richtig! Aber seid Ihr nicht auch meiner Meinung, es gibt manchmal Unglücksfälle, die nicht vom bloßen Zufall herbeigeführt sind?“

„O! — Ah! — Was wollt Ihr damit sagen?“

„Der Zufall hat einen breiten Rücken,“ entgegnete mit ewigem Gleichmuth der Hausirer. — „Nehmen wir einmal an, es gäbe gewisse Leute, welche einen gewissen Vortheil darin sähen, wenn andere Leute ihnen nicht vor der Sonne ständen. Man wünscht ihren Tod nicht! — aber es gibt einen gewissen Zufall, dem man einen Stoß versetzt, und die Leute verschwinden — sie sind todt, man trägt Leid um sie und beutet ihr Unglück aus. Nicht wahr, Peter Croubat, das ist auch schon da gewesen?“

Auf den Peter hatten diese Worte einen merkwürdigen Eindruck gemacht. Er hätte wohl die Farbe wechseln können, wenn dies bei dem ledernen Antlitz nur irgend möglich gewesen wäre. Er zitterte, er mußte sich krampfhaft am Stuhle halten, um nicht seine Bewegung zu verrathen. Peter mußte sich überzeugt haben, daß der Hausirer vollständige Kenntniß der Ursachen des Todes von Georg besaß; aber, dachte er: Beweise hat er keine. Das tröstete ihn wieder in Etwas. „Ich begreife Euch nicht, Franz,“ sagte er, nachdem er sich wieder etwas gefaßt hatte, „Ihr redet in Gleichnissen; wenn Ihr etwas nothwendig habt, so sagt es mir, ich will Euch gerne helfen — Ihr werdet alt und ich weiß es meiner Person halber, das Alter hat seine Beschwerden.“

„Kümmert Euch nicht meinetwegen, Peter, ich bin noch nie betteln gegangen.“

„Nun aber“ —

„Sprechen wir von andern Dingen; dieser Anton, dessen Vater auf so unglückliche Weise“ —

„Lassen wir diese Geschichten,“ sagte der alte Wucherer verlegen. „Es war ein großes Unglück, ja, aber es ist nicht mehr zu ändern.“

„Macht an den Kindern gut, was am Vater gesündigt worden ist,“ betonte der Hausirerfranz.

„Wie meint Ihr das?“ fragte Peter, dem diese Unterhaltung von Minute zu Minute peinlicher wurde.

„Gebt dem Anton die Johanna zur Frau!“

„Nie, niemals!“

„Erzürnet den jungen Mann nicht, reizt ihn nicht! Das Glück läßt Manches leicht vergessen, sagt man. In seinem Unglücke dagegen wäre es möglich, daß er die Ursache des Todes seines Vaters erführe und dann würde ich für nichts gutstehen!“

„Was kann mir das nützen oder schaden?“

„Nützen nichts, schaden wohl! Der Zufall, die Todesursache hatte zwei Genossen an jenem Tage“ —

„Zwei Genossen?“

„Denkt über die Sache nach, Peter; der Anton heirathet die Johanna, das ist meinerseits eine ausgemachte Sache. Ihr werdet bis morgen auch darüber im Reinen sein, denn morgen werde ich die Antwort haben. Nun gute Nacht, laßt Euch nichts Böses träumen!“

— — —

Der Hausirerfranz ging.

Gedankenvoll sank der Grubenpeter auf seinen Stuhl zurück.

„Dieser Mensch kommt mir jetzt sehr ungelegen,“ sagte er zu sich selbst. „Wenn man ihm einen Platz verschaffen könnte irgendwo als Knecht auf einem einsamen Hof, wo er mir nicht in die Quere käme, weit weg von hier, wo wir im Leben nie mehr zusammenstoßen. Ha ha!“ lachte er laut auf, „der drollige Einfall, die Johanna dem Anton zur Frau zu geben, und gerade jetzt, wo sie unverhofft geerbt hat! Was den Leuten nicht Alles durch den Kopf geht? — Und dann wegen dem Uebrigen, wegen dem, was vor ein paar Jahren passirt ist, na! das ist vergessen, daran denkt kein Mensch, daß der Georg“ —

In diesem Augenblick trat das Johanneli ein, die winzige Suppenschüssel in den Händen tragend.

„Die Suppe ist da, Vater," sagte sie.

„Nun gut, so wollen wir zuerst beten." Der Grubenpeter faltete scheinheilig die Hände, das Johanneli dagegen that es in der heiligsten Ueberzeugung, daß man für jede Gottesgabe danken müsse.

„So, das wäre," sagte der Grubenpeter wie Einer, der froh ist, etwas Unangehmes abgethan zu haben. Die Beiden setzten sich.

„Gib mir den Suppenlöffel; man kann Dir doch sagen was man will, so liegt es immer verkehrt auf dem Tisch." Die Beiden aßen.

„Schon wieder ein frischer Laib Brod auf dem Tisch," brummte der Alte.

„Ei, der andere ist aufgebraucht, Vater."

„Aufgebraucht? Du gehst nicht sparsam genug mit dem Bröd um; man muß das Brod heilig halten. Siehst Du, Leute, die das Brod verschwenden, kommen nicht vorwärts. Des Hubelhansen Martin war heute da und hat gejammert, wie es ihm so böse ergehe, und doch tragen die Leute keine Sorge zum Brod, gehen in's Wirthshaus, brauchen ihr Geld auf und haben dann nichts, um ein elend Zinslein abzubezahlen!" Bei diesen Worten machte der Alte mit dem Messer ein Kreuz über den Laib und schnitt ihn an. „Was ich Dir sage, ist zu Deinem Besten, ich sage es nicht, um Dich nachdenklich zu machen."

„Ich sei nachdenklich?" fragte das Mädchen, das freilich nachgedacht hatte, wie es seine Anfrage, von der es schon seinem Anton gesprochen hatte, anbringen wollte.

„Nun, was hast Du denn, sprich!"

„Ich habe nichts!"

„Doch, Du hast etwas! Du willst nicht heraus mit der Sprache!" drängte der Alte. „Wenn Du traurig bist," sagte er im mildesten Tone, der ihm möglich war, „so rede heraus. Ich bin kein Ungeheuer, Du weißt, ich habe Dich sehr gerne. Wenn ich dann hie und da etwas rauh d'rein fahre, so mußt Du nur nicht drauf achten; es geht mir auch nicht immer Alles nach Wunsch, und da werde ich eben oft, ohne daß ich es will, böse und mißmuthig. Es hat Jeder so einmal im Jahre seinen Rappel!"

Wie das Johanneli den Alten so reden hörte, dachte es, jetzt sei die beste Gelegenheit, sein Anliegen anzubringen. Es nahm daher allen seinen Muth zusammen und sagte:

„Weil Ihr doch so gut seid, so hätte ich um Etwas fragen wollen, Vater.“

„Sprich nur, sprich!“

„Ich hatte eben gefürchtet — Ihr wißt,“ stotterte das Kind verlegen — „der Anton“ —

„Schon wieder dieser Mensch,“ sagte der Alte und runzelte die ohnehin nicht glatte Stirn.

„Da seht Ihr, jetzt seid Ihr schon wieder böse,“ warf das Mädchen traurig ein und schwieg einen Augenblick.

„Nein, nein, ich höre ja zu; sprich nur — der Anton?“

„Der Anton hat mich gern, er liebt mich, aber er wagt nicht, um meine Hand anzuhalten.“

„Und da mußt Du für ihn reden?“ lachte er spöttisch. „Diesen Menschen zu heirathen? Nein, nein, daraus wird nichts, und wenn Du so alt würdest wie die kleinen Steinchen im Bach, daraus wird Nichts!“

„Aber Vater, ich liebe ihn, den Anton!“

„Habe Dir schon oft gesagt, daß ich nicht Dein Vater bin, der Gottfried Meyerhofer“ —

„Anton,“ unterbrach ihn, muthiger werdend, das Mädchen, „Anton war immer freundlich und liebreich mir gegenüber, während Andere,“ und dabei schaute sie den Alten bedeutungsvoll an, „beständig hart und unfreundlich gegen mich gewesen sind. Als ich noch ein kleines Mädchen war, vertheidigte er mich gegen andere Kinder meines Alters, wenn sie mich schlagen wollten, er“ —

„Alles das sind keine Gründe.“

„Für mich genügen sie schon, Vater!“

„Schon wieder dieses Wort! Hörst Du, ich will dieses Wort Vater nicht mehr hören. Und was den Anton betrifft, so wird er Dich unglücklich machen, er hat nichts und wird nie zu Etwas kommen. Glaubst Du, ich hätte Dich erzogen, genährt und gekleidet, daß Du dann dazu da seiest, an der Seite eines Herrn von Habenichts betteln zu gehen?“

„O wir werden schon arbeiten, daß es uns an nichts fehlen wird — und mit der Hilfe Gottes“ —

„Ja, Du bist halt auch wie die Andern, verlässest Dich auf die Hilfe Gottes und verachtest Die, die Dir nahe stehen! Sieh' einmal mich an, wenn ich hie und da auch einmal rauh und widerhaarig bin, im Grunde bin ich doch ein guter Mensch. Wie wäre es, Johanna, wenn ich Dich heirathete?“

„Ihr?“ rief das Kind erschrocken aus.

„Ei warum nicht? Ich habe ein schönes Vermögen, freilich braucht man's den Leuten nicht auf die Nase zu binden. Ich kaufe Dir hübsche gute Kleider von feinem Brabantertuch, Du brauchst dann die Küche nicht mehr zu besorgen, Wasser zu holen und dergleichen Dinge mehr, dafür werden wir eine Magd halten. Siehst Du, das sind andere Aussichten?“

„Vater,“ sagte das Kind mit schmerzlichem Tone, „das, was Ihr mir da sagt, ist Alles recht und schön, aber Euch zum Gatten nehmen, kann ich nicht. Anton liebt mich, ich liebe ihn, und wenn ich ihn nicht bekomme, werde ich das Heirathen wohl bleiben lassen.“

„Anton wird eine andere Frau nehmen, er wird Dich bald vergessen haben,“ sagte der Alte, „die jungen Bursche sind gar wankelmüthig; ist kein Bestand in ihnen. Denke über das nach, was ich Dir gesagt habe. Und nun gute Nacht! Geh' jetzt schlafen.“

„Gute Nacht, Vater!“

Und das Mädchen ging traurigen und betrübten Herzens in sein Schlafgemach, um sich dort auszuweinen.

Der alte Grubenpeter grinste ihr noch freundlich nach und sagte zu sich, als das Kind die Stubenthür hinter sich geschlossen: „Wird sich schon machen, die Sache. Kaufe ihr einige schöne Kleider und einige falsche Schmucksachen, denn die thun's wie die ächten, und sie wird sich endlich d'rein ergeben. Weiß schon, die Weiber haben's alle so, wenn sie nur Geschenke sehen, so sind sie gefangen. Haha!“ lachte der alte Sünder, indem er sich die Hände rieb und sein altes schmutziges Zeitungsblatt aus der Tasche zog. „Gute Geschäfte gemacht heute, trotz dem Hausirer; 40,000 Livres tournois geerbt! Sieur Gottfried Meyerhofer aus dem Sundgau! Vierzigtausend Livres tournois,“ sagte er gedehnt und ging dann ebenfalls sein Schlafgemach aufzusuchen.

— — —

Die Nacht, in der wir vom Grubenpeter Abschied genommen, brachte ihm nicht den erquickenden Schlaf. Das Heirathsprojekt mit dem Johanneli lag ihm vorn und hinten im Kopf, die 40,000 Livres tournois baumelten wie langgeschwänzte Noten vor seinen Augen, dazwischen sah er dann wieder den Georg, den Zimmermann, wie er das Gerüste des Kirchthurms bestieg, in Gedanken hörte er einen Fall und huschte erschreckt unter die keineswegs weiche Decke des Bettes.

Auch der Hausirerfranz, der in Antons Kammer Quartier gefunden, schlief lange nicht ein. Er hatte morgen einen wichtigen Tag: das Heirathsprojekt des Anton mit dem Johanneli in's Reine zu bringen, das lag ihm zunächst am Herzen. Di'es zu vollenden, ohne zum äußersten Mittel greifen zu müssen, dazu spannte er alle seine Geisteskräfte an; er hielt es für seine Pflicht und in seiner Aufgabe, hier vermittelnd handeln zu können und zu sollen.

Am Morgen befand er sich zeitig in des Grubenpeters Garten, in dem das Johanneli bereits arbeitete. Die Beiden hatten keine Viertelstunde mit einander geplaudert, als auch der Grubenpeter unter der Hausthür erschien.

„Johanneli!" rief seine kreischende Stimme.

„Ich komme, ich komme!" antwortete das Mädchen zurück.

„Du bleibst hier," befahl der Hausirer streng.

Das Mädchen schaute ihn groß an, indessen der Grubenpeter näher trat.

„Du bleibst hier," wiederholte der alte Franz.

„Habt Ihr hier etwas zu befehlen, Mensch?" fragte giftig der Herr des Hauses. „Das Mädchen hat Niemandem zu gehorchen," fuhr er fort, „als mir; Johanna ist die Herrin des Hauses, denn sie wird meine Frau."

„Vater!" flehte das Mädchen.

„Ihr untersteht Euch," rief der Hausirer zornig, und seine Stirnadern schwollen hoch auf, „Ihr untersteht Euch, das Mädchen mit Euern Anträgen zu verfolgen?"

„Ich denke," höhnte der Grubenpeter, „nicht nöthig zu haben, Euch darum befragen zu müssen."

„Halt!" dachte der Hausirer, „dahinter steckt etwas. Woher sonst diese Bewerbung?"

Der Grubenpeter wollte die Jungfrau bei der Hand erfassen und in's Haus führen, indem er sagte: „Komm, Johanna, lassen wir den Menschen da" —

Aber der Hausirer fiel ihm in den Arm und donnerte ihn gewaltig an: „Halt, alter Wucherer! Nun sprechen wir zusammen! Ich habe Euch bis dahin ausreden lassen, nun habe ich ein Wort mitzureden. Glaubt Ihr, damit sei's gethan, ein armes Mädchen von der Straße aufzulesen, zu allen Diensten zu gebrauchen, ihm ein Stücklein trockenes Brod hinzuwerfen, das nach dem Blutschweiße armer Leute riecht — und dann habe man damit ein Recht erworben, über die ganze Zukunft eines solchen Geschöpfes bestimmen zu können! Das ist eine schlechte Rechnung, Peter Croubat, und ohne den Hausirerfranz gemacht, der in diesen Dingen auch mitspricht! Johanna hat Euch mehr Achtung und Liebe erwiesen, als Ihr verdient, und darum macht Ihr Projekte? Hahaha! Ich will Euch meine Meinung sagen: Der Anton, der Sohn des Zimmermanns, Ihr wißt, der vor einigen Jahren" — (der Grubenpeter machte eine unwillige, verlegene Bewegung) „nun Ihr wißt schon — der Anton und die Johanna heirathen einander und damit basta! Euch wird man nicht um die Aussteuer belangen. — Nun?" fragte der Hausirer und kreuzte ruhig die Arme, wie Einer, der seiner Sache gewiß ist.

„Aber mit welchem Recht? mit welchem Recht mischt Ihr Euch in diese Sache?" fragte der Grubenpeter gereizt.

„Mit Euerem Rechte jedenfalls nicht," antwortete stolz der Gefragte. „Das Recht des Mädchens gilt," und dabei wies er mit dem Finger auf Johanna, die halb verwundert, halb ängstlich dem Verlauf der Sache zuhorchte.

„Ihr seid nicht der Vater, Johanna Meyerhofer ist deßhalb frei und kann ihre Hand vergeben, wem sie will. Und dann, wenn Ihr nach meinen Rechten fragt, so antworte ich mit der Pflicht, einem Kinde gegenüber, das Euch schutzlos preisgegeben ist, sein heilig Recht angedeihen zu lassen. Versteht Ihr mich?"

„Ihr ein Recht?" tobte der Wucherer. „Ein Vagabund hat keine Rechte! Ich laufe zum Homburger Vogt, damit die Hatschierer Euch den Weg des Rechtes weisen. Es gibt doch, Gottlob! in den vorderösterreichischen Landen noch eine Gerechtigkeit!"

„Da kommt Ihr recht an, bei Gott!“ antwortete ruhig der Vagabund Geheißene. „Nehmt Euch in Acht vor der Gerechtigkeit, daß sie Euere ungerechten Handlungen nicht schwarz auf Weiß unter die Hände bekommt!“

„Elender Hund!“ heulte der Getroffene. „Ich werde mich rächen hiefür!“

„Seht, alter Mann, der Anblick dieser blühenden Jugend bringt Euch um den Verstand. Besser ist vielleicht, unter uns einzig die Angelegenheit zu besprechen. Geh' in's Haus, Johanna, ich bin Bürge Deiner Heirath,“ sagte der Hausirer. Das junge Mädchen gehorchte, indeß der alte Wucherer zähnefletschend ihr nachschaute, ohne ein Wort herausbringen zu können.

Das Kind hatte sich entfernt. Der Hausirer wandte sich an den Peter. „Ich will nun klar und deutlich mit Euch sprechen, sagte er, „Ich weiß Alles.“

„Wie meint Ihr das? Was wißt Ihr?“

„Den Mord des Zimmermanns, die Unterschlagung des Schuldscheins. Ich habe Alles mit angehört, wie Ihr mit dem Speyrerfritz verhandelt habt. Ich arbeitete in des Zimmermanns Garten.“.

„Nun, nun, Meister Franz,“ sagte der Grubenpeter ausweichend, „ich will nicht, daß Ihr darben müßt; ich bin gerne bereit, Euch nützlich zu sein; sagt, was Ihr bedürft; nur habt Ihr eine so sonderbare Ausdrucksweise“ —

„Gut, ich werde schweigen, aber“ —

„Aber?“

„Eines stelle ich zur Bedingung. Gebt Johanna dem Anton zur Frau, gebt ihnen eine kleine Aussteuer und Ihr werdet nie etwas von mir vernehmen.“

„Wirklich?“ höhnte Peter. „Ist ja schön abgekartet. Johanna dem Anton geben und noch eine kleine Aussteuer dazu? Ei, ei! Mit oder ohne Aussteuer, sage ich, diese Heirath wird nicht stattfinden!“

„Ihr haltet also darauf, Johanna zu heirathen?“ fragte gespannt der Hausirer.

„Ei gewiß! Bin noch nicht so alt und so häßlich, daß ich nicht noch gefallen könnte!“

„Alter Fuchs!“ sagte der Hausirer, „in Euerm Spiele steckt eine Karte, die ich noch nicht kenne, aber gebogen ist sie schon; ich bekomme

sie gewiß heraus. Ihr wollt also durchaus, daß ich reden soll, daß das ganze Land weiß, wer den Georg" —

„Ihr seid zu klug, um so etwas zu sagen," entgegnete der Grubenpeter. „Gesetzt, das Gericht würde sich in eine Sache mischen, die andere Leute nichts angeht, man würde den Ursachen des Todes von Georg nachforschen" —

In diesem Augenblick erschien, von den Beiden unbeachtet, Anton unter der Gartenthüre.

„So müßte man sich," fuhr Peter fort, „ohne Zweifel mit dem Speyrerfritz beschäftigen."

Anton trat näher, indessen noch immer ungesehen.

„Das könnte den armen Teufel an den Galgen bringen," fuhr der Grubenpeter fort, als plötzlich Anton hinter den Beiden auftauchte und mit gewaltiger Stimme schrie: „Wie? der Speyrerfritz hätte meinen Vater getödtet?"

Die Beiden fuhren aus einander, der Grubenpeter suchte erschrocken zu entwischen, doch Anton hielt ihn fest am Arme und ließ nicht los. „Sprich, Alter," rief der junge Mann mit furchtbarer Stimme. „Der Speyrerfritz hat meinen Vater getödtet? Rede, oder ich zerschlage mit meiner eisernen Faust deinen dünnen, schurkischen Schädel!"

Der Grubenpeter bebte vor Angst, seine Kniee schlotterten, die Zunge versagte ihm den Dienst. „Ich, ich — ich weiß nicht — der Hausirer — da — sagt es" —

„Wie, Ihr, Franz?" rief Anton erstaunt und schaute mit flammendem Blicke dem alten Hausirer in's ruhiger gewordene Antlitz.

„Anton, es ist wahr, ich kann und will es nicht länger verschweigen, der Fritz hat Deinem Vater ein loses Brett — gelegt, daß er hinunter stürzen mußte."

„O ich unglücklicher Mensch!" rief der junge Mann, den Peter loslassend und mit beiden Händen sein Gesicht bedeckend. „O ich war blinder als mein Haß! Warum mußte ich meine Mutter zu einem Bunde mit dem Mörder meines Vaters zwingen? — Aber ich werde mich furchtbar rächen," fuhr er fort, aus seinem Schmerze aufwachend, „ich werde ihn tödten, meine Mutter soll von diesem Scheusal befreit werden!"

Dem Grubenpeter wurde wieder wohler bei dem Gedanken, von einem Mitschuldigen und Mitwisser seiner Schurkerei befreit zu werden.

Der Hausirer dagegen suchte den jungen Mann zu beruhigen, als in diesem Augenblick der Speyrerfritz in den Garten trat.

„Zurück, Unglücklicher!" rief ihm der Hausirer zu. Doch Anton hatte ihn kaum bemerkt, als er wie ein wüthender Löwe auf sein Opferlamm zusprang, ihn beim Arme ergriff und zu den beiden alten Männern schleppte. Fritz war todtenblaß geworden, das böse Gewissen regte sich.

„Schau mir in die Augen, Fritz," sagte der Sohn zu seinem Stiefvater. Der Angeredete blickte zu Boden.

„Du hast meinen Vater getödtet!" rief Anton mit erregter Stimme.

„Ich? Wie sollte ich?"

„Kein Wort als Ja! Ich weiß Alles, ich habe Beweise hiefür!"

„Ich schwöre Dir, ich bin unschuldig," entgegnete der Speyrerfritz, der sich etwas gefaßt hatte.

„Ruhig, Mensch!" donnerte Anton. „Der Mörder meines Vaters kann nicht der Gatte meiner Mutter sein! Verstehst Du?"

„Man verleumdet mich! Tod und Teufel, ich bin unschuldig am Tode Deines Vaters!" rief der Speyrer.

„Morgen früh," sagte mit ruhiger Stimme der junge Zimmergeselle, „morgen früh, wenn die Leute in der Kirche sind, kommst Du auf den freien Platz am Fuße der Kirche. Du wirst gehorchen, oder Du wirst nicht mehr unter die Lebenden zählen!"

„Aber ich sage Dir, Anton" —

„Keine Einreden! Morgen früh während der Kirche! Geh' jetzt, ich werde Dir morgen früh zu wissen thun, was ich über Dich beschlossen habe."

Der Speyrerfritz, dessen Kraft vollständig gebrochen war, ließ sich widerstandlos zur Gartenthüre führen, langsam und gesenkten Hauptes richtete er seine Schritte nach seiner Wohnung.

„Nun noch mit Euch ein Wort," wandte sich der junge Mann, den Noth und Elend plötzlich zum Rächer seines Vaters gestempelt hatten, an den Grubenpeter, der lautlos dastand und mit dem Hausirer die in überraschender Schnelligkeit vor sich gegangene Scene betrachtete.

„Ich verlange, daß Johanna sofort Euer Haus verläßt. Meine Geliebte hat von ihrem verstorbenen Vater 40,000 Livres tournois geerbt!"

„Wie?“ riefen die beiden Alten gleichzeitig erstaunt aus.

„Vierzigtausend Livres,“ fügte der alte Hausirer mit betonter Stimme bei.

„Ja, guter Franz, der Herr Pfarrer ließ mich heute holen; er habe in der Zeitung gelesen, daß die Johanna Meyerhofer gesucht werde, ihr Erbe in Dijon in Burgund in Empfang zu nehmen.“

Der alte Grubenpeter wurde braun und gelb vor Schrecken und Angst über die durch die ausgeliehene Zeitung bekannt gewordene Nachricht.

„Haha! Das ist also die versteckte Karte,“ sagte der Hausirer nun seinerseits höhnisch lachend, „die ich beständig in Euerm Spiel gesucht und nicht gefunden habe? Hahaha! Darum wollte der alte Schelm,“ wandte er sich zu Anton, „die Johanna heirathen, weil er aus der Zeitung wußte, daß sie geerbt hatte. Na, Alter, das Heirathen werden wir Dir schon recht ordentlich vertreiben. Marsch hinein, in's Haus und dem Johanneli befohlen, sofort die Wuchergrube zu verlassen.“

Der Grubenpeter war vollständig außer Fassung gebracht, er folgte gehorsam den Anordnungen des Hausirers; in der Stube fiel er halb bewußtlos in einen Lehnsessel. Johanneli mußte ihre wenigen Habseligkeiten zusammenpacken und das Haus verlassen. Vergebens wandte sie ein, sie könnte den Pflegevater nicht so sich selbst überlassen, er müsse doch zu essen, zu trinken haben u. s. w. Der Hausirer kümmerte sich nicht darum, und auch Anton betrieb den Fortzug aus diesem Hause mit einem fast ängstlichen Eifer.

Johanneli zog in die Wohnung einer Verwandten ihres Geliebten.

— — —

Ein prachtvoller Sommermorgen zog hinter den Bergen herauf. Im Dorfe waren schon früh Leute auf den Beinen, die Einen zogen auf die Felder hinaus, die Andern standen sonst müßig herum und schwatzten über den schönen Morgen.

„Ei sieh da, der Grubenpeter muß heute auch früh aufgestanden sein, Alles ist offen in seinem Haus.“ Doch regte sich nichts in demselben. Sonst hörte man immer die kreischende Stimme des Alten. Daß im Hause Alles so todtenstill war, fiel auf. Nachbarn gingen in die Wohnstube, Alles stand offen. Man ging in die Küche, am Rauchfang hing der alte Wucherer aufgeknüpft. Er hatte sich er-

hängt. Die Trauer um ihn war nicht groß. Verwandte hatte er keine, den nächsten Anspruch hatte das Johanneli, seine Pflegetochter.

„Der Grubenpeter hat nicht mehr verdient," sagte der Hausirerfranz, als er die Nachricht vernahm. „Ihm ist geworden, was ihm gehörte," bemerkte Anton, den die Nachricht gleichwohl erschütterte, denn er wußte, was er für den heutigen Tag vorhatte.

Auf den Speyrerfritz wirkte der Tod des Grubenpeters mächtig ein. Wie gerne hätte er sich jetzt zu einem bessern Leben bekehrt, allein konnte er länger neben seiner Gattin leben, die nun wissen mußte, daß er ihren Mann getödtet habe; neben Anton, der die Todesursache seines Vaters kannte?

Wie sich der Speyrerfritz mit solchen Gedanken beschäftigte, trat Anton zu ihm in die Kammer. Fritz erblaßte.

„Was willst Du von mir?" sagte er in fieberhafter Erregung. „Sage es schnell heraus, die Ungewißheit ist mir peinlicher als der Tod."

„Ich will nichts als Deinen Tod," sagte mit Ruhe und Kälte der Eingetretene.

„Ich weiß es," entgegnete Antons Schwiegervater; „ich bin zu sterben bereit," dabei öffnete er sein Kleid und auf die bloße Brust deutend, sagte er: „stoße zu! Ich bin ein Mörder, ich leugne es nicht, es ist gerecht, daß ich bestraft werde! Nur die braven Leute haben das Recht, glücklich zu sein, das hat auch der Peter gefühlt. Ich weiß, ich kann nicht mehr neben Deiner Mutter leben, ich opfere mich, damit die Meinen glücklich sind. Nun stoße zu!"

Die Rede hatte des armen Menschen Kräfte ganz erschöpft. Halb bewußtlos sank er zusammen. Anton richtete ihn wieder auf.

„Du sollst nicht von meiner Hand sterben, ich will mein rein Gewissen nicht mit Deinem Blute beflecken," sagte Anton. — Nach einer Pause fuhr er fort: „Heute ist der Todestag meines Vaters. Der Kirchthurm steht wieder da mit Gerüsten und Schwebebalken, wie damals, als er hinunterstürzte. In wenigen Tagen werden die Glocken droben hängen und hinausläuten in's Land den Frommen und Würdigen, und sie zum Gebete einladen. Du bist nicht würdig, ihren reinen Klang zu hören. Wenn Du darum den Muth hast, Dich zu opfern, so steige hinauf auf das Gerüst, und stürze Dich von der Höhe hinunter, wie einst mein Vater gethan, durch Deine ruchlose Hand bewirkt."

Man hörte auf diese Worte nur ein ersticktes „O Gott!“

„Nun entschließe Dich, Mensch! Oder willst Du, daß meine Mutter als die Gattin eines Mörders genannt werde, Dein Sohn als der Sohn eines dem Henker Verfallenen? Niemand als Franz und ich wissen, was vorgegangen. Der Peter ist todt und stumm wie das Grab. Wir werden schweigen und die Ehre Deines Sohnes ist gerettet!“

Da raffte sich auf einmal der Speyrerfritz auf, stürzte dem Sohne des Gemordeten zu Füßen und umschlang seine Kniee:

„Ich werde Alles thun, was Du befiehlst!“ rief er, und Thränen, die ersten seit langer Zeit, entströmten seinen Augen. „Ich werde die Ehre Deiner Mutter, meines Sohnes retten! Ich werde den Muth haben, das Schreckliche zu vollenden!“

„Gut, ich werde Dir sagen, wenn es Zeit ist!“

Der Speyrerfritz suchte sich zu fassen und die Beiden verließen der Kammer, um sich in die Wohnstube zu begeben, wo man sich schon zu früher Morgenstunde gerüstet hatte, zur Kirche zu gehen, um der Jahrzeitmesse für den Verstorbenen beizuwohnen.

Mutter Lisabeth hatte noch ihren Mann, den Fritz, gefragt, ob er nicht zur Kirche gehen wolle, da er gar keine Anstalten zum Umkleiden treffe.

„Nein, ich habe zu thun,“ antwortete der Angeredete.

„Und Du, Anton, kommst Du nicht mit?“

„Ihr wißt, Mutter, das Glockengerüste ist noch nicht fertig, wir müssen jede Stunde benützen, um bis Sonntag die Glocken im Thurm zu haben.“

„Nun, so gehen Großmutter und ich, und der kleine Bub allein,“ sagte Frau Lisabeth.

„Vater, schau, wie mich die Mutter schön geputzt hat, um zur Messe zu gehen,“ sagte der Kleine.

„O mein Kind! mein Sohn!“ rief Fritz und küßte mit Heftigkeit den lieblichen Kleinen.

„Mein Gott, Fritz! was hast Du?“ rief die bestürzte Mutter. „Du machst mir Angst.“

Der Speyrerfritz setzte das Kind wieder auf den Boden. „Bleibe da, Kind,“ sagte er, „damit ich Dich noch einmal betrachten kann!“

„Nein, Vater, hier bleibe ich nicht, ich gehe zur Messe, um zum lieben Gott zu beten für den andern Vater, der gestorben ist.“

Wie das Kind so sprach, da ergriff es den Fritz mächtig und er mußte sich umwenden, um zu weinen.

„Um Gotteswillen, Fritz, was hast Du denn?“ fragte seine besorgte Frau.

„Es ist nichts — es ist schon vorüber! Geht nun zusammen zur Kirche und — betet — auch für mich.“

Die zwei Frauen gingen, den Kleinen in der Mitte führend.

„Was nur mein Mann gehabt haben mag?“ sagte Frau Lisabeth zur Großmutter, als sie die Hausthüre hinter sich hatten, „er ist mir so sonderbar vorgekommen.“

„Mir ist es auch aufgefallen,“ entgegnete die Großmutter. Die Drei schritten über den Platz gegen die Kirche. Fritz schaute ihnen noch lange nach, er hatte sie zum letzten Male gesehen.

— — —

In der Wohnstube saßen Anton und sein Stiefvater, stumm und still vor sich hin brütend.

Mußte es nicht wie ein Mahnruf dem Anton durch das Herz ziehen, ob er auch wohl berechtigt sei, selbst Rache zu nehmen für Das, was an seinem Vater gesündigt worden war, und ob nicht auch für ihn eine Strafe für diesen Frevel erfolgen könnte? Fritz suchte dagegen in stummer Ergebung sich zu sammeln, er suchte zu beten. O es that ihm weh, vom Leben zu scheiden. Er hätte fliehen können, es würde ihm Niemand gewehrt haben, dagegen wollte er nicht ein schuldbeladenes Gewissen in die weite Ferne tragen, das ihn immer mahnen mußte, an jene Stätte seines Glücks und seines Unglücks zu denken. Er zog den Tod dem ruhelosen Leben vor.

Jetzt drangen Orgeltöne durch den Morgen zu den Ohren der beiden stummen Stubenbewohner. Anton raffte sich aus seinem Sinnen auf.

„Hörst Du die Orgeltöne?“ sagte er, „sie sagen, daß vor fünf Jahren mein Vater gemordet worden und noch nicht gerächt ist!“

Der Angeredete zuckte zusammen, krampfhaft wand er sich unter der Last dieser Anschuldigung.

„Steh' auf,“ sagte Anton, „die Stunde des Gerichtes ist da.“ Der Zimmermeister stand auf. Mit gebrochener Stimme sagte er:

„Du rächest Deinen Vater, es ist Deine Pflicht; ich sühne mit

dem Tode, was ich verbrochen habe. Mit der Welt ist abgerechnet, sorge für Deine Mutter und meinen Sohn!"

Anton gab ihm die Hand. „Ich verspreche es Dir!"

„Nun gehe ich getröstet meinen Todesgang."

Die Beiden verließen das Haus.

Auf dem Kirchplatze kehrte der Speyrerfritz noch um und gab seinem Stiefsohne die Hand.

„Verzeihe mir, wenn die Sühne vollbracht ist. Lebe wohl!"

„Gott sei Deiner Seele gnädig! Ich konnte nicht anders, als wie ich gethan habe."

Der Speyrerfritz ging seinen schwersten Gang im Leben. Bald verschwand er im Glockenhause des Kirchthums; es verging eine gute Weile, bis er oben angelangt war. Jeder Schritt war ein Schritt auf den Stufen des Schaffotes. Jetzt stand er oben auf dem Gerüste. Der rächende Sohn sah den Mörder seines Vaters einige Schritte sich vorwärts bewegen — er sah ihn noch flehend seine Hände zu Gott erheben.

„Halt ein! Genug," rief der gestrenge Richter von unten, von oben ertönte jedoch ein durchdringender Schrei und die Gestalt des Zimmermeisters war plötzlich verschwunden. Eine blutige, zerschmetterte Leiche lag am Fuße des Kirchthurms. Er hatte muthvoll seine That mit dem Tode gesühnt.

Auf den herzdurchdringenden Schrei, auf den fürchterlichen Ton des Falles eilten die erschrockenen Leute aus der Kirche. Man denke sich den Jammer der Frauen, die Nothrufe der Männer, das Gewimmer der Kinder bei diesem erschütternden Anblicke.

„Gott ist gerecht!" sagte der Hausirer, „er vergilt das Gute wie das Böse!"

— — —

Es vergingen zwei Jahre, bevor Anton seine Geliebte heirathete. Die Vermögensausmittlung der Tochter des Meyerhofer ging langsam vor sich. Auch des Grubenpeters Vermögen war ihr zugefallen, doch schenkte sie den ärmsten Schuldnern einen Theil ihrer Schuldposten. Der Hausirerfranz beschloß im Schooße dieser kleinen Familie sein bewegtes Leben. Lisabeth ertrug mit der ihr eigenthümlichen Ergebung den Tod ihres Gatten und widmete sich ganz der Erziehung ihres kleinen Fritz. Anton aber genoß nur wenige Jahre das Glück des

häuslichen Zusammenwohnens; die blutige That, zu der er glaubte die Berechtigung gehabt zu haben, nagte Jahre lang an ihm, er magerte ab und siechte dahin. Wenige Jahre verflossen und man trug auch ihn dorthin, wo sein Vater und der Speyrerfritz im Tode vereint und gesühnt ihre Ruhe gefunden.

Rache ist süß, aber vollzogen bitter.

Die Chokoladenfabrik von Ph. Suchard in Neuenburg.

(Mit drei Abbildungen.)

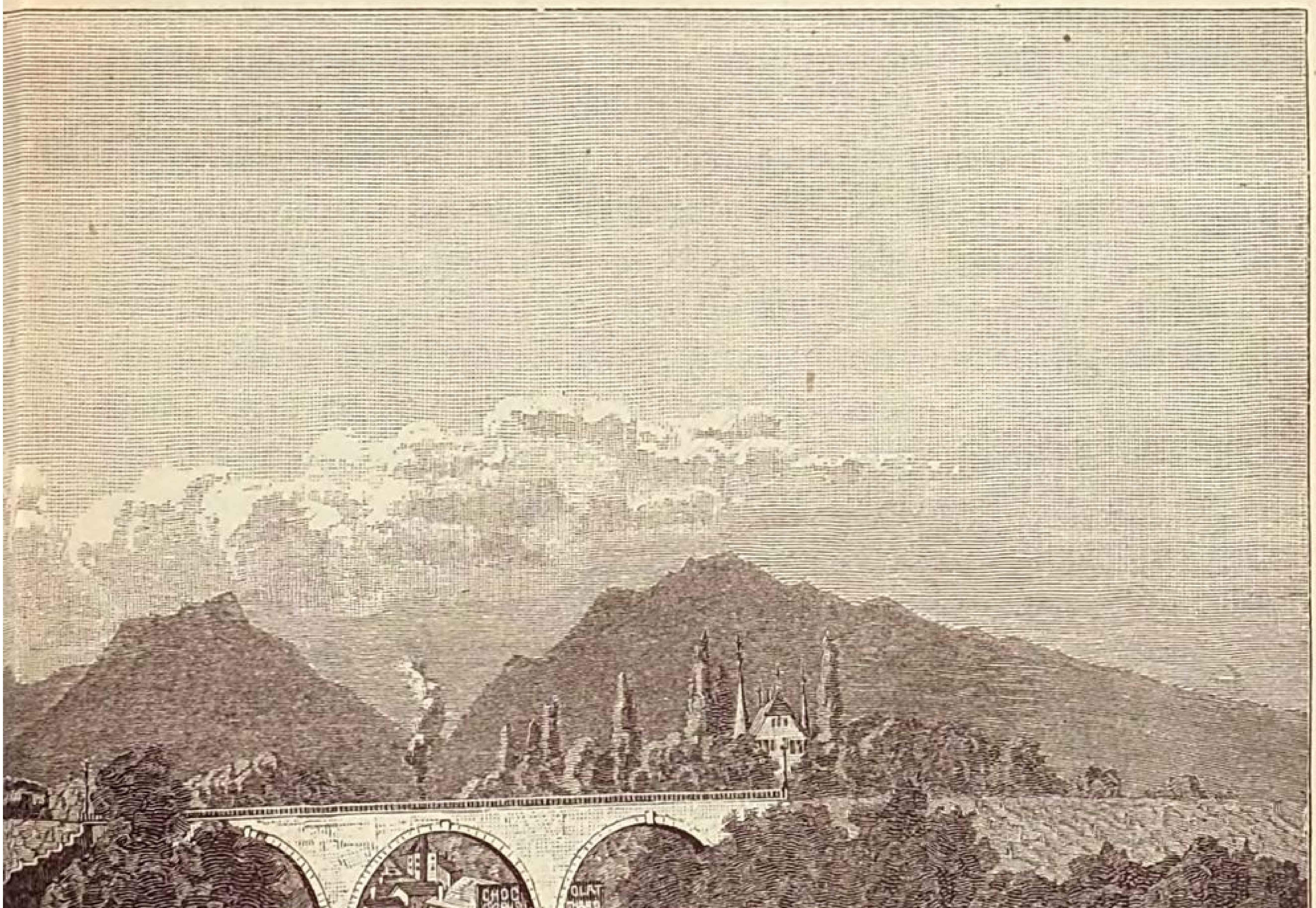
Der „Illustration Nationale Suisse" entnehmen wir folgende unter der Ueberschrift „Eindrücke eines Reisenden" bekannt gegebene Einzelnheiten über den Geschäftsbetrieb und die kommerzielle Bedeutung dieses weltberühmten Hauses:

Ankommend in Neuenburg mit dem Genfer Eisenbahnzuge, wird man durch das Malerische und Unerwartete der Erscheinungen auf das Höchste überrascht. Bevor man die Stadt selbst bemerkt, ruht das Auge auf den hohen, von schattenreichen Schluchten durchbrochenen Bergketten. Von der hoch an dieser Stelle sich dahinziehenden Straße beherrscht man den weiten See, dessen klarer Spiegel sich wie endlos zu unseren Füßen ausdehnt und der den Fuß der fernen Alpen, die mit ihren ewigen Schneespitzen den Horizont abschließen, zu umspülen scheint. Dicht vor uns breitet sich das prächtige Gelände aus, auf welchem Baulichkeiten aller Arten und Style etagenförmig dahingestreut sind, gleich als ob sie es unternähmen, auf die Höhe des Berges hinaufzuklimmen, Wohn-, Land- und Luxushäuser, prächtige Villen, Schlösser, Fabrikgebäude, Kirchen, Brücken mit kühn geschwungenen Bogen, türkische Moscheen und Minarets, die den lebhaften Eindruck einer aus der Vogelschau gesehenen orientalischen Stadt gewähren und deren goldene Thürmchen und Glockenspiele im Sonnenschein leuchten und flimmern, so daß man den Invalidendom vor sich zu sehen glaubt.



Vom Jura zum Schwarzwald, Bd. VI, S. 134.

Chokoladenfabrik von Ph. Suc



hard in Serrières bei Neuenburg.

Verlag von H. R. Sauerländer in Aarau.

Es war in unserm Waggon, wo in allen Variationen die Frage aufgeworfen wurde: Was ist das dort für ein Gebäude, dessen orientalischer Styl so vortheilhaft von den einfacheren Baulichkeiten der Umgebung absticht? Was ist das für ein Dorf, welches aussieht, wie wenn emsige Bienen ihrem Stock zu- und abfliegen? Dies Dorf nennt sich Serrières, antwortete man uns, und ist fast ausschließlich bewohnt von Arbeitern und Angestellten der Chokoladenfabrik Suchard, bekannt durch seine unbestrittene Herrschaft in dieser Branche. Jenes Minaret dort mit den vornehmen Formen birgt die Wohnung des Chefs. Es wurde erbaut durch den Gründer dieses hervorragenden Etablissements, zur Erinnerung an eine Pilgerfahrt nach Jerusalem, welche er in einem Alter von siebenzig Jahren unternommen hatte. — Aber, fuhr unser Sprecher, um den sich die Insassen unseres Wagens erwartungsvoll und aufmerksam gruppirt hatten, dieser Bienenkorb voller Arbeiter, diese ganze Welt der verschiedensten Geschäftsgattungen waren natürlich nicht mit einem Male da, so allmälig, wie Werke, die Dauerhaftigkeit beanspruchen, nur entstehen können so nach und nach, gründete sich und wuchs diese Fabrik bis zu ihrer jetzigen Größe: Dank der Energie und Thätigkeit ihres Gründers, Dank auch der Einsicht des jeweiligen Besitzers, welcher nur Rohstoffe erster Güte zur Anwendung brachte, so daß der Ruf seines Fabrikates wuchs und sich mehr und mehr ausdehnte und jetzt über den ganzen Erdball gedrungen ist. Jetzt ist seine Marke, die bestrenommirte überall, eine Garantie der Sicherheit und des Vertrauens. Medaillen, Ehren-Diplome und Preise wurden ihm auf allen Ausstellungen verliehen und haben diesen Weltruf besiegelt. Und dieses Etablissement, begonnen im Jahre 1826 unter den bescheidensten Verhältnissen in einem niedrigen Saale von drei Metern im Quadrat, den man übrigens noch heute besichtigen kann, hat sich, Dank der thatkräftigen Intelligenz der jeweiligen Chefs, welche das Werk des Gründers in seinem Sinne fortgesetzt haben, zu einem der ersten Häuser der Welt emporgeschwungen, um welches sich jetzt fortwährend sich mehrende Häusermassen gruppiren, so daß die Fabrik heute zum wenigsten fünfzig Baulichkeiten umfaßt und über sechs Wasserräder, drei Turbinen und drei Dampfmaschinen mit einer Leistungsfähigkeit von zweihundert Pferdekräften verfügt. Jenes Flüßchen, welches Sie vielleicht weiter unten bemerkt haben, heißt „la Serrière" und von ihm hat der Ort seinen Namen.

Seine schäumend herabstürzenden Wasser, welche unter dem prachtvollen Eisenbahnviadukt dahinfließen, sind mehreren Fabriken dienstbar gemacht, Papeterien, Mühlen, Hammerwerken, Sägen, hauptsächlich und vorzüglich aber der Chokoladenfabrik Suchard.

La Serrière ist eines der jurassischen Naturwunder. Dahingelagert in einer engen und wilden Schlucht, zu Füßen eines waldgekrönten Felsabhanges, welcher einen der wunderbarsten Anblicke gewährt, entspringen dem Boden zahlreiche Wasserfäden, welche sich aber bald vereinigen und nun herabstürzen in tosenden Wasserfällen, aufgelöst in blendend weißen Schaum, in dessen aufsteigenden Dämpfen die Sonnenstrahlen die Farben des Regenbogens wiederspiegeln. Ein feenhaftes Schauspiel bietet sich hier, das um so erwähnenswerther ist, als es sich nur wenige Schritte von einer Stadt befindet. Der Besuch der Schluchten und der Fabrik Suchard, wo die gebändigte Serrière ihre Kraftfülle in den Dienst der Industrie stellt, sind eine der anziehendsten Ausflugspunkte und sollte von keinem Reisenden versäumt werden.

In diesen großartigen Anlagen, welche mehrere Stunden zu ihrer eingehenden Besichtigung erfordern, findet man unter anderen Sehenswürdigkeiten auch eine Werkstätte zur Erstellung und Ausbesserung von mechanischen Geräthschaften, von Maschinenmodellen, denn das Haus Suchard, in dem löblichen Bestreben, die größte Vollkommenheit auf allen Gebieten des gewerblichen Fortschrittes zu erreichen, vertraut Niemandem die Herstellung und Reparatur seiner Utensilien an, und es hat nicht zum wenigsten diese minutiöse Genauigkeit in allen Einzelheiten der verschiedenen Operationen dazu beigetragen, die Herrschaft und den Weltruf des Suchard'schen Fabrikates auf allen Plätzen der Erde zu begründen.

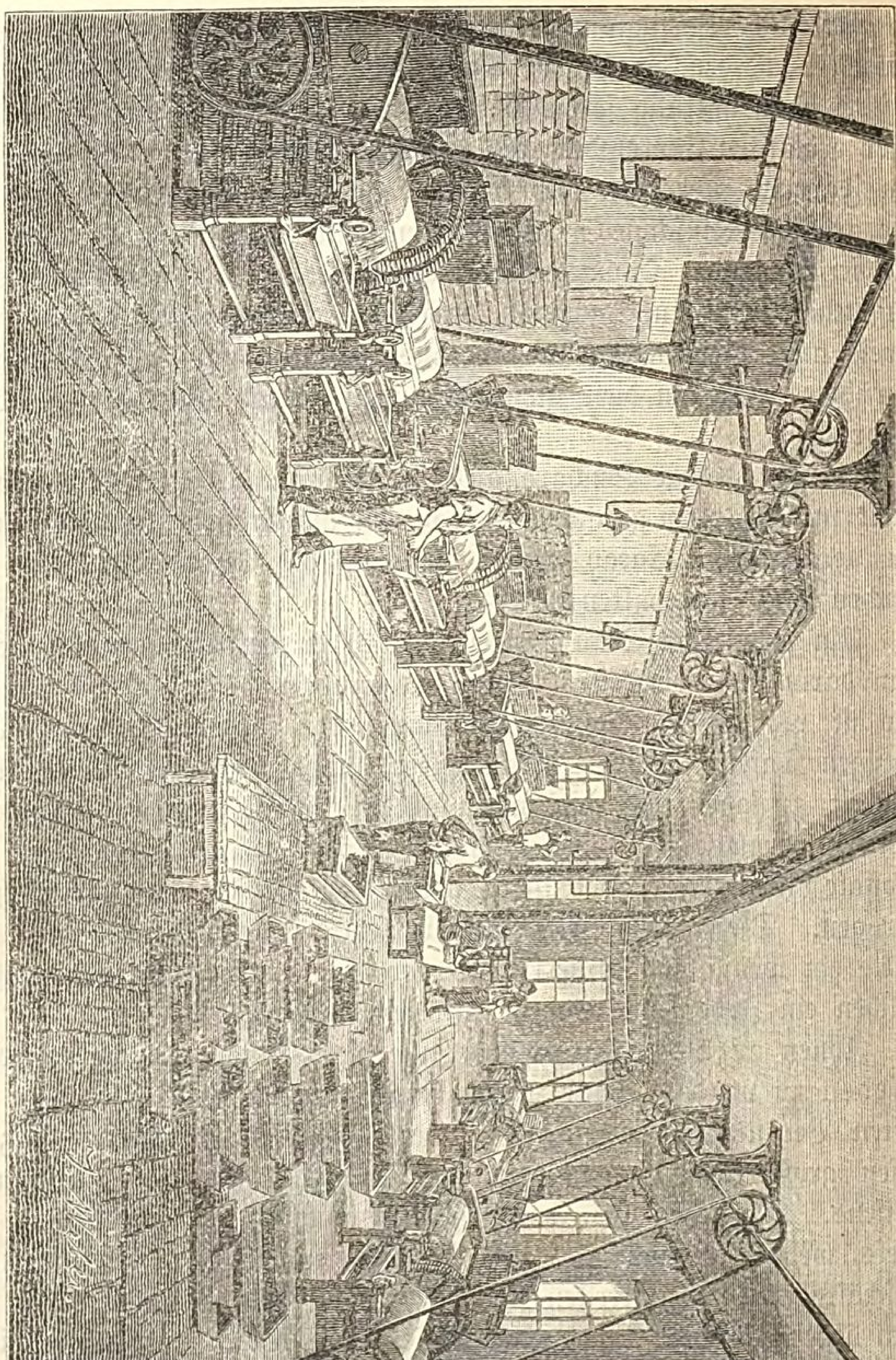
Man erblickt außerdem Magazine, angefüllt mit Cacaobohnen in Mengen von mehreren 100,000 Kilogramm, Röstmaschinen, in welchen sich die Röstung des Cacao's mit der größten Sorgfalt vollzieht, eine Operation, von deren sorgfältiger Ausführung die Güte der Chokolade abhängt, ferner Reibe- und Mischmaschinen aus prächtigem Granitstein, denn Eisen darf zu solchen Maschinen nicht verwendet werden; käme nämlich solches mit der Chokolade in Berührung, so würde letztere bald einen metallischen Beigeschmack erhalten.

Aehnliche Vorsichtsmaßregeln, so fuhr unser Erzähler fort, sollen fortgesetzt werden bis zu dem Augenblick, wo das braune Getränk in unserer Haushaltung servirt wird, denn wenn man sich den Genuß einer exquisiten Chokolade bereiten will, so sollte man sie in Geschirren von Fayence zubereiten und sie nur mit einem Holzlöffel umrühren. Die größten Feinschmecker aller Zeiten wissen dies sehr wohl; als Beispiel sei Alexander Dumas, Vater, angeführt, welcher gelegentlich seines Aufenthaltes in einer ziemlich dürftigen spanischen Wirthschaft einen Zweig aus einem Reisigbündel herausbrach und damit seine Chokolade umrührte, nur um diese nicht mit einem Metalllöffel in Verbindung zu bringen.

In der Fabrik Suchard giebt es geräumige unterirdische Keller, direkt in den Felsen gehauen; diese dienen als Eiskeller, wohinein man den verarbeiteten Cacao bringt und wo die Temperatur stets auf gleichen Graden gehalten wird.

Ein origineller Saal verdient besucht zu werden, aber lange kann man darin nicht verweilen wegen des geradezu betäubenden Lärmens; hier ist es, wo die Schüttel-Maschinen den weichen Teig zu gleichmäßigen Tafeln formen. Man pflegt, nicht ohne eine gewisse kleine Bosheit, zu sagen, daß nur männliches Personal in diesem Raume zu arbeiten vermag, — — das absolute Stillschweigen, zu welchem der kolossale Lärm der „Tapoteusen" zwingt, sei den Frauen unmöglich zu ertragen. Dieser kleine Nadelstich verfehlte seine Heiterkeit nicht und lenkte ein wenig die Aufmerksamkeit von den ernsteren Erläuterungen, welchen ein Jeder mit großem Interesse lauschte, ab.

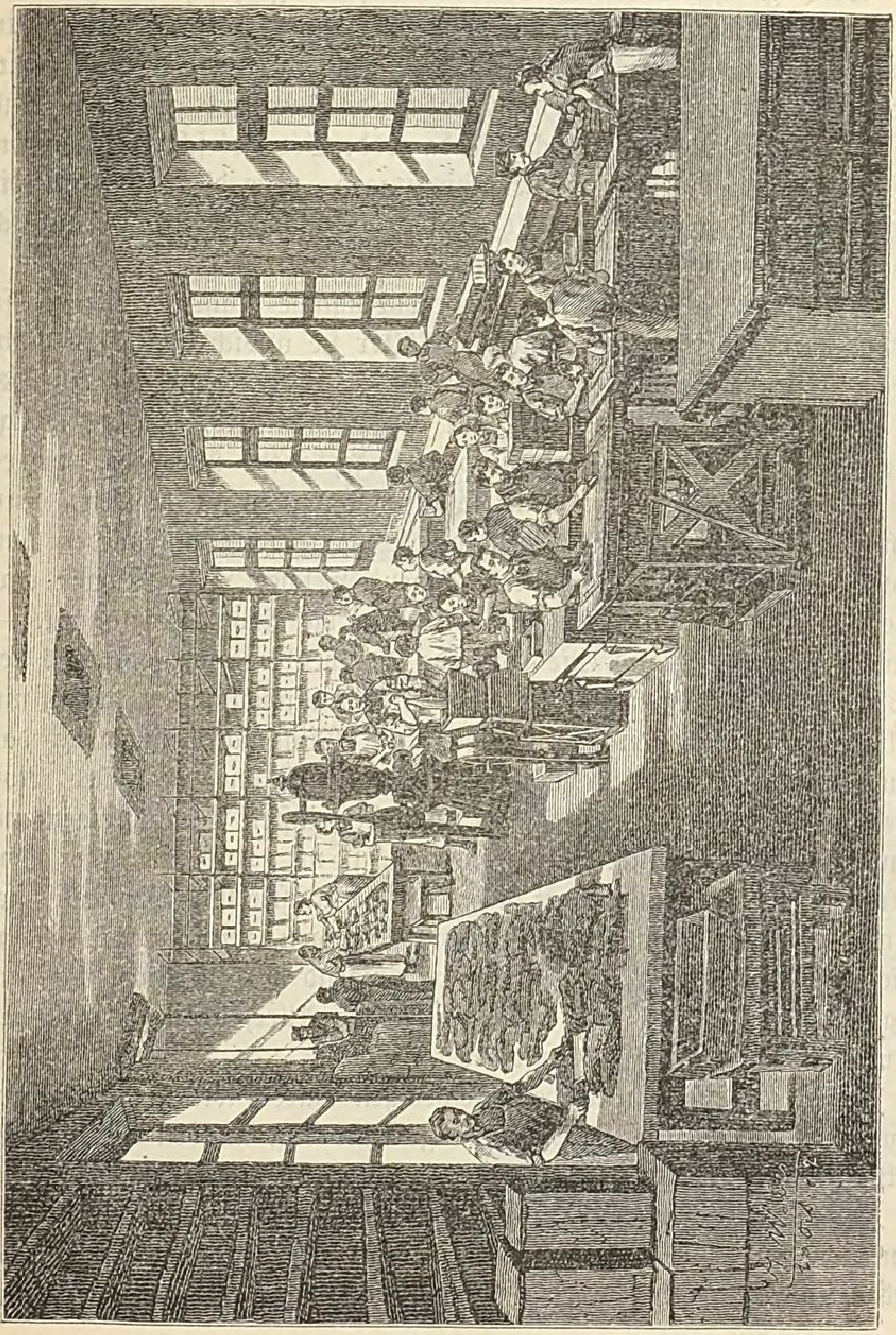
Ihnen erzählen zu wollen alle diese Dinge, welche verdienen gesehen zu werden, setzte unser Erzähler fort, hieße Sie eines lebhaften Vergnügens berauben. Jedes Einzelne hat seinen Reiz in diesen großartigen Erzeugnissen der Industrie und des menschlichen Wissens. Abgesehen von der Verantwortlichkeit und Arbeitslast des Chefs, welche sich nicht nur auf die Lasten und Sorgen des immensen Geschäftsbetriebes erstrecken, so möge man wohl bedenken, daß ihm auch das persönliche Wohl aller seiner Angestellten am Herzen liegt. Komfortable Wohnungen bieten den verheiratheten Arbeitern ein angenehmes Heim, ein Saal mit Spielen, Zeitungen und Erfrischungen steht in den Mußestunden zu ihrer Verfügung, ebenso und zwar unentgeltlich kalte und warme Bäder, kurz, alles ist gethan, was geeignet



Die Röst-Maschinen.

ist, das geistige urd leibliche Wohl der Arbeiter zu heben und zu fördern; man kann in dieser Beziehung wohl sagen, daß die Fabriken Suchard eine Musteranstalt sind. Alle für das weibliche Geschlecht

zulässigen Arbeiten sind ausschließlich den Frauen reservirt, und den Falz- und Packsälen steht je eine Directrice vor. Natürlich ziehen diejenigen Arbeiterinnen, welche Familienmütter sind, für ihre Kinder Chokolade als Frühstück vor, was bekanntlich für Erwachsene wie für



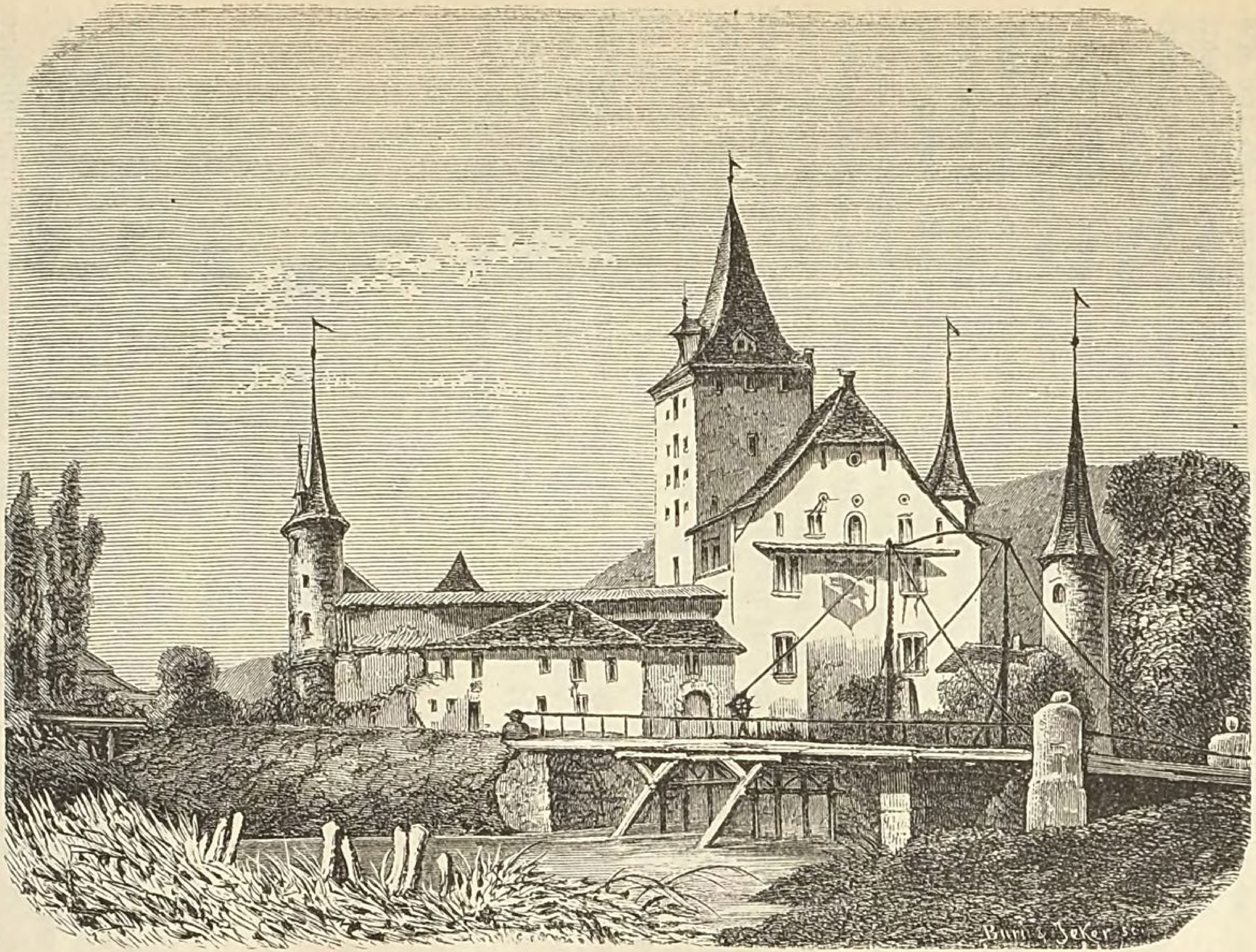
Mühlwerk.

Kinder am gesundesten ist, denn nach chemischen Analysen vereinigt die Chokolade in sich alle Bestandtheile, die zur Ernährung erforderlich sind, so daß sie als eines der gehaltreichsten Nahrungsmittel gelten kann.

Wenn gewisse Leute die Chokolade beschuldigen, schwer verdaulich zu sein, so wissen dieselben jedenfalls nicht, wie dieselbe zubereitet sein muß, oder sie kaufen Chokoladen von einer schlechten Beschaffenheit. Nichts von alledem kann mit der Chokolade Suchard geschehen, und von ihr auch hätte die geistreiche Madame de Sévigné schreiben dürfen: Sie (die Chokolade) hat zwei Bestimmungen. Sie dient mir um die Verdauung zu befördern, sobald ich sie zum Nachtisch nehme, und ich finde sie sehr stärkend bei Fasttagen.

Würde die Chokolade nicht eine vorzügliche Nahrung bieten, so würden gewiß nicht so viele südliche Völker sie ausschließlich als Nahrungsmittel adoptiren. Die Spanier nehmen sie Morgens und Abends, zu jeder Stunde. Es ist dies ein Nahrungsmittel, welches sättigt ohne zu ermüden oder abzustumpfen. Ich rathe übrigens, wie es die Spanier machen, ein Glas Wasser hinterher zu trinken, denn nicht nur den Nachgeschmack giebt das Wasser vortrefflich wieder, sondern es ist auch das beste Mittel, irgend welchen Indigestionen vorzubeugen, falls man nicht sicher ist, woher die Chokolade stammt. — Hierauf machte Jemand eine treffende Zwischenbemerkung betreffs der Chokoladen-Nahrungsmittel; es giebt Chokoladenbonbons in diesen unzähligen Zubereitungen und unendlichen Mischungen, wodurch das Haus Suchard excellirt: Gianduјas, Chocolat-Crême, Pistaches, Noisettes ꝛc. nebst den ausgesuchtesten und allerfeinsten Verbindungen mit Vanille, Kaffee, Veilchen, Angelica u. s. w. Und auch die Verpackung, die Umhüllung bietet Reiz, wo die künstlerische Phantasie sich offenbart in den geschmackvollsten Kundgebungen, unaufhörlich sich erneuernd, schaffend das Unmögliche, vereinigend das Nützliche mit dem Angenehmen, — kurz, nach dem Ausspruche Aller, kann keine andere Firma mit dem Hause Suchard wetteifern.

Unter diesen angenehmen Gesprächen waren wir in Neuenburg angekommen, welches prachtvoll dahingestreckt liegt an den Ufern seines so klaren und blauen See's. Und gleichsam zur Erhöhung der Eigenart dieses ersten Eindruckes erreicht plötzlich ein sich auf der ganzen Tonleiter bewegendes Glockengeklingel unser Ohr und veranlaßte uns wieder, unseren liebenswürdigen Reisegefährten um Auskunft zu bitten.



Schloß Nidau. (Zu Seite 141.)

Das sind die Heerden, welche von den Bergen herabsteigen, sagte er uns. Sie waren da oben seit dem Frühjahr; es ist ein eigenartiges Schauspiel, das Hinaustreiben aller dieser Kühe in geschlossenen Reihen, geführt durch die Aelpler, welche die Thiere mit dem Rufe té té und den oh! oh! antreiben und, die Pfeife im Munde, keine Station vor irgend einer Kneipe versäumen. Fast stets ist die schönste Kuh mit einem prächtigen sammetnen Halsbande geschmückt, gestickt mit dem eidgenössischen Wappen, an welchem eine viel größere und viel klangvollere Glocke hängt, wie bei den übrigen Thieren. Sie ist darauf sehr stolz, sagt man, und sie würde krank werden, würde man diesen Schmuck um den Hals eines anderen Thieres legen. Beim Hinaufgehen auf die Berge, wo man den ganzen Sommer über in einer zwar großen aber niedrigen Sennhütte, bestehend aus einem einzigen Raum, zu wohnen hat, nimmt man fast immer etwas an nothwendigen Geräthschaften mit. Man wirft Matratzen und Küchenutensilien auf den Leiterwagen, die Kinder oben hinauf, und alles das steigt so hoch, als man steigen kann. Wird endlich der Abhang zu steil, so nimmt ein Jeder was er tragen kann und so geht der Transport fort bis zur Hütte.

Ein rauhes Leben ist es, was diese Bergbewohner führen, aber es ist so gesund und macht so glücklich, daß sie sich darnach sehnen und daß sie vom Heimweh nach ihren Bergen ergriffen werden, wenn das Schicksal sie fortführt aus ihrem Vaterlande. Soviel ist gewiß, daß das Wort „Vaterland" mit unauslöschlichen Zügen in dem Herzen jedes Gutgesinnten eingetragen steht.

Wie Nidau bernisch ward.

Von **Dr. E. B.** in Biel.

(Mit einer Abbildung des Schlosses Nidau.)

Es war am 7. Mai 1388, da zog von Aarberg über die Höhe von St. Niklaus gegen Nidau hinunter ein stattliches Heer unter den Bannern von Bern und Solothurn sammt einem vollständigen Belagerungstrain, mit Büchsen, Blyden, Bolern, Tummlern und großem Gezüge — denn der Auszug war mit „aller" Macht

geschehen. Dieses Heer lagerte sich nun um die im Sumpfland steckende, mit tiefen, gefüllten Gräben umgebene Wasserfestung Nidau. In diesem Platze befand sich eine bunt zusammengesetzte Besatzung von Freiburgern, Engländern und Franzosen, unter dem Befehle eines piccardischen Edelmannes, des Johann von Rosay. — Grafen von Nidau gab es damals keine mehr. Der letzte war 13 Jahre vorher auf den Mauerzinnen seiner Stadt Büren durch einen Guglerpfeil erschossen worden.

Das Aussehen der Stadt Nidau mußte für die damalige Zeit ein verhältnißmäßig modernes gewesen sein, denn es waren nur 50 Jahre verflossen, seit dieselbe vom Grafen Rudolf von Nidau erbaut worden war (1338). Ein Jahr später fiel derselbe an der Spitze des Adels und der Freiburger in der bekannten Schlacht oberhalb Laupen. Altersgrauer mußte das trotzige Schloß mit seinen noch heute stehenden Thürmen ausgesehen haben, denn schon bei 200 Jahre lang hatte die von Neuenburg stammende Dynastie der Grafen von Nidau darin gehaust. Dasselbe galt als einer der festesten Plätze weit und breit, daher die große Kraftanstrengung seiner Gegner, Berns und Solothurns, bei ihrem Auszuge gegen dasselbe. Man befand sich damals vier Wochen nach der Schlacht von Näfels und kaum zwei Jahre nach der Schlacht bei Sempach, mitten in jener Kriegszeit, in welcher die junge Eidgenossenschaft gegen das bisher übermächtige Haus Oesterreich gegen Osten, Norden und Westen ringen mußte. Wenn ein Theil der feindlichen Besatzung Nidaus aus Freiburgern bestand, so hatte dieses einen Jahrhunderte alten Grund. Freiburg war nämlich von Berchtold von Zähringen auf dessen eigenem Grund und Boden gegründet worden (1178). Nach dem Aussterben des Zähringerstammes (1218) ging somit Freiburg an dessen Privaterben, an die mit ihm verschwägerten Kyburger, über. Dadurch blieb nun Freiburg im Schlepptau der kyburgischen und später österreichischen Politik, in welchem Verhältniß in Frieden und Krieg es fast fortwährend bis nahe an die Zeiten der Burgunderkriege, also über 200 Jahre lang blieb. Anders Bern; dieses war vom gleichen Gründer, nur 13 Jahre später, aber auf freiem Reichsboden, nicht auf dessen Privateigenthum, erbaut worden (1191). Nach dem Aussterben der Zähringer blieb Bern somit unmittelbar dem Reich, was aber damals soviel hieß, als sich selbst überlassen. Dieses war für Bern freilich Anfangs eine gefahrvolle Lage,

allein sie stählte den Geist seiner Bürger und damit auch denjenigen seiner ganzen damaligen und auch spätern Politik. Wohl mußte dasselbe eine Zeit lang unter Savoyen Schutz suchen, ja sogar einen savoyischen Vogt, den Ulrich von Wippingen, innerhalb seiner Mauern dulden (1255); als es aber der Stadt geglückt war, sich dieses Schutzes wieder zu entwinden, und den Belagerungen durch Rudolf von Habsburg (1288), sowie trotz der Schlappe an der Schoßhalde (1289), den Angriffen des Adels und der Freiburger am Donnerbühl (1298) und bei Laupen (1339) zu widerstehen, so entwickelte sich, Dank ihrer Unabhängigkeit, ihre Macht um so ungehinderter. In Folge des Verhältnisses Freiburg's zum Hause Oesterreich aber haben wir daher aus jenen Zeiten die Erscheinung, daß ein guter Theil der österreichisch-schweizerischen Kriege sich hier herum als gegenseitige Streifzüge zwischen beiden Städten abspielte, so z. B. im gegenwärtigen Kriege und schließlich auch 60 Jahre später, zur Zeit des großen Zürichkrieges.

Daß aber auch Franzosen und Engländer jetzt die Besatzung von Stadt und Schloß Nidau bildeten, hatte seinen Grund in dem 13 Jahre vorher (1375) stattgefundenen Einfall der Gugler in unser Land. Die Tochter des bei Morgarten (1315) geschlagenen Herzogs Leopold von Oesterreich, Katharina, hatte nämlich einen englischen Königssohn geheirathet. Als Ehesteuer hatte das Haus Habsburg 8000 Mark Silber wohl versprochen, aber nicht ausbezahlt, sondern die Einkünfte der Städte Sursee, Sempach, Aarau, Lenzburg, Willisau uad Bremgarten dafür verpfändet. Unterdessen war der Sohn Katharina's, Ingelram von Coucy, Graf von Soissons, herangewachsen und gedachte sein Muttergut, auf das man so lange warten mußte, mit Gewalt zu holen. Da damals in Folge des Friedensschlusses zwischen Frankreich und England das dortige Land voll entlassener zuchtloser Söldner wimmelte, so verschaffte der König von Frankreich, froh diesen los zu kommen, dem Coucy das nöthige Geld zum Anwerben eines Heeres. Mit diesem zog der letztere nun an Basel vorbei durch den Jura gegen die diesseits des Rheines liegenden österreichischen Lande. Die unteren Truppenführer kümmerten sich aber wenig um die damalige politische Geographie, um österreichisches und nicht österreichisches Gebiet. Das ganze offene Land mußte herhalten, bis denjenigen Eidgenossen, welche am meisten unter den Raubzügen dieses hungrigen Gesindels im harten Winter 1375 auf 1376 zu leiden hatten, nämlich Luzern

und Bern, die Geduld ausging. Von diesen Guglerbanden hatte sich auch eine in's Kloster Gottstatt an der Zihl gelegt und streifte von da bis in's Neuenburgische und nach Ins. Bei Buttisholz, Fraubrunnen und Ins wurden verschiedene Banden überfallen und zum großen Theile niedergemacht, worauf die übrigen Eindringlinge sich für einige Zeit wieder aus dem Lande zurückzogen.* Unterdessen aber hatten die Habsburger sich mit ihrem Vetter Coucy abfinden können, ja es gelang ihnen sogar, ihn auf ihre Seite zu ziehen, um mit ihnen gegen die Eidgenossen gemeinsame Sache zu machen. So blieb ein Theil der Gugler nun als österreichische Hilfstruppen im Lande. Nach dem oberwähnten Tode des letzten Grafen von Nidau auf den Mauerzinnen von Büren (1375), machten sowohl der Bischof von Basel, Jean de Vienne, der Zerstörer Biels, als auch das mit Nidau verschwägerte Haus Kyburg Ansprüche auf die verwaiste Herrschaft. Das Waffenglück entschied für Kyburg. Dasselbe, in seiner fortwährenden Geldnoth, veräußerte aber Nidau und Büren sofort wieder an Oesterreich. Oesterreich hatte jedoch im Augenblick die Kaufsumme auch nicht in Kassa. In dieser Verlegenheit kam die Stadt Freiburg, die ja stets die gleiche Politik mit Oesterreich verfolgte, zu Hilfe und schoß Oesterreich einen Theil der Kaufsumme vor. Damit erhielt Freiburg die halbe Pfandschaft auf Nidau und das Recht, einen Vogt, den Jakob Ritsch, in's Schloß zu setzen. Freiburg und Oesterreich legten nun Besatzungen in die frisch erworbenen Plätze und so kamen die oberwähnten Coucy'schen Gugler neben den Freiburgern in's Schloß Nidau. Diese machten nun die ganze Gegend unsicher und trieben nach ihrer Gewohnheit auch ganz gewöhnlichen Straßenraub.

Ist schon die ganze Zeitperiode, in welcher die Erwerbung Nidau's durch Bern fällt, für die spätere Entwicklung der Eidgenossenschaft von entscheidender politischer Bedeutung, so bietet auch die kriegsgeschichtliche Seite dieser Episode ganz besonderes Interesse, da man damals im Uebergang der alten Belagerungstaktik zur neuen, insofern sie sich auf die Verwendung des Schießpulvers bezog, befand und was nun den Gegenstand noch bedeutsamer macht, daß man über die nun

---

* „In Engelland und Frankenrych, Die Wittwen schrien alle glych:
O Jammer, Ach und Weh, Gan Bern soll Niemand reisen meh."
Aus einem damaligen Volksliede, dem sogen. Guglerlied.

beginnende Belagerung auf beiden Seiten zeitgenössische Berichte besitzt; ja der gegnerische Chronist, ein Freiburger, ist im Stande, fast von Tag zu Tag zu berichten, was während der Belagerung vorgefallen ist. Man sieht aus diesen zwei Berichten, daß schon damals patriotische Kriegsbülletins vorkamen, welche die kriegerischen Vorfälle jeweilen in einem für die eigene Partei günstigerem Lichte darzustellen suchten.

— — —

Versetze man sich nun in das Jahr 1388.

Mitte Februar war der nach der Schlacht von Sempach abgeschlossene Waffenstillstand abgelaufen und sofort begann nun allerorts der Krieg zwischen den Eidgenossen und Oesterreich auf's Neue. Auf dem westlichen Kriegsschauplatz ergriffen die Freiburger die Offensive und verwüsteten im Februar und März das zwischen den beiden Städten liegende bernische Gebiet. Am 30. März rückten dann ihrerseits auch die Berner aus und zwar bis vor das Staldenthor von Freiburg und schossen Steine in die Stadt. Dann zogen sie mit den Solothurnern vor Büren. Am 5. April wurde ein heftiger Wind benutzt, um Feuer in diese Stadt zu werfen. Dann wurde, trotzdem Uebergabe angeboten und die Banner der Gugler zur Mauer hinaus gestreckt wurden, gleichwohl gestürmt und die hauptsächlich aus den verhaßten Guglern bestehende Besatzung, sowie ein großer Theil der Bürger niedergemacht. Der Platzkommandant aber, Ulrich von Dattenried, wurde am Leben gelassen, um zur Auswechslung eines bernischen Gefangenen in Freiburg, des Ivo von Bolligen, verwendet zu werden.

Wenige Tage später geschah weit im Osten die große Freiheitsschlacht der Glarner bei Näfels.

Vom zerstörten Büren heimgekehrt, gingen die Berner wieder auf Freiburg los — „man wuste und brannte" — wie der Chronist sagt. Nun allgemeiner Zug der Eidgenossen vor Rapperswyl am Zürchersee, welches zwei Wochen lang belagert und gestürmt wurde. Allein umsonst; die Berner kehrten wieder nach Hause, verbrannten aber auf dem Rückweg, um doch etwas verrichtet zu haben, die Vorstadt des österreichischen Aarau's.

So kam der 7. Mai und das oberwähnte Erscheinen des bernischen und solothurnischen Panners vor Nidau. Schultheiß von Bern und an der Spitze des Heeres nach damaliger Sitte war wahrscheinlich

Otto von Bubenberg, dritter Sohn des Johann von Bubenberg. Die mannigfaltigsten Belagerungsapparate wurden theils mitgeschleppt, theils an Ort und Stelle wohl auch erst errichtet.

Die Büchsen, eine damals moderne Waffe, hatten noch die primitivste Form. Sie wurden noch nicht gegossen, sondern geschmiedet. Aus länglichen Eisenstäben bildete man, wie der Küfer aus Faßdauben, ein Rohr und umgab dasselbe mit zahlreichen eisernen Reifen. Eigene Räder besaßen diese Geschütze auch nicht; sie wurden, auf einem Holzblock befestigt, mit Wagen an Ort und Stelle geführt. Durch untergeschobene Unterlagen bewerkstelligte man die zu einem wirksamen Schusse allfällig nothwendige Elevation. Es wurde meist noch mit Steinen geschossen und sollen die noch jetzt um das Schloß Nidau zahlreich sich findenden großen Sandsteinkugeln, welche gegenwärtig gelegentlich auf Gartenmauern und Thorpfeilern gestellt, als Ornament dienen, von dieser Belagerung herrühren. Die anderen Wurfmaschinen, die Blyden u. s. w., erinnerten noch an die bei den Römern gebräuchlichen Belagerungswerkzeuge. Es waren verschiedenartig konstruirte, theils in mehr gerader Richtung schießende, theils in starkem Bogen werfende, schnellende Vorrichtungen, mit welchen Steinblöcke, Brennzeug, ja sogar Leichnäme und allerlei Unrath an und über die feindlichen Mauern geschleudert wurden. Wie die Bohler, Tummler und Troyes, von denen die angeführten Chronisten melden, genau ausgesehen haben, ist heute schwierig zu sagen.* Ein schon aus der Römerzeit stammendes Belagerungswerkzeug war auch der unter einem starken Schutzdache, der sogenannten „Katze", an den Fuß der feindlichen Mauer gebrachte „Widder" (aries), ein an der Stirne mit Eisen beschlagener, in der Mitte horizontal aufgehängter Balken, mit welchem dann, wenn einmal in Schwingung gebracht, stoßweise das Zerbröckeln der Mauer versucht wurde.

Zum Schutze der Belagerer wurden neben der Katze auch Schilde von verschiedener Größe, sogen. Setzschilde, Tartschen (Targiae), als eigentliche Schutzwände aufgestellt. Alle diese Maschinen, von denen die Wurfvorrichtungen auch von den Belagerten, also zur Defensive, verwendet wurden, standen unter dem Befehle eines auch im Frieden

---

* S. den Atlas, Blatt 4—8, von Rodts Geschichte des bernerischen Kriegswesens (1831).

fest angestellten Waffenchefs, des Werkmeisters. So war im Jahr 1339 im belagerten Laupen ein Burkardus und ein Petrus dictus de Krattigen magister machinarum. Der Berner Chronist Justinger berichtet nun:

„Do man zahlt von Gotts geburt 1388 Jahr im Meyen zogen die von Bern und von Solothurn mit aller Macht für Nidauw mit Büchsen, Blyden, Boler, Tumler und mit großem Gezüge und warf man Tag und Nacht in, weil sie Straßräuber waren. Sie fingen Fründ und Find und war Niemand vor ihnen sicher. Nun waren viel Herrschaft und frömdes Volk im Schlosse, die sich mannlich wehrten. Also leiten die von Bern einen Sturm an mit Schiffen und mit andern Sachen. Und nach großer Noth, so da erging an dem Sturm, do ward die Stadt Nidauw überhaupt gewonnen und stießen die Frömden Für an, und wichen hinter sich in die Veste. Also ward der Finden viel erschlagen. Und an dem Sturm war oben zu im Graben ein Schiff geordnet mit gewappneten Lüten, die am Sturm den Finden mit Geschütze weh thaten. Und da die Stadt gewunnen ward, da wäre menglich gern hinin gsin und drungen in das Schiff und ward das Schiff überladen und ging unter. In der großen Libesnoth half Niemand dem Andern und ertrunken der von Bern und ihren Helfern mehr denn 30 Mann. Dies thaten sie ihnen selber, weil man Niemand gemeistern kann, darzu man Niemand straft um si Ungehorsami, darum empfaht man dick großen Schaden. Man henkti wohl die kleinen Diebli, der ein Hefelein verstohlen hat, aber einem, der in einem ganzen Heer ein Flucht macht und von der Panner wichet, meineid wird und einer ganzen Stadt Laster und Unehre machet, dem thut man nüt.

Wie Nidau die Vesti gewunnen ward.

Da nun die Stadt Nidauw gewunnen ward und die Finde in die Vesti gewichen waren, da ward vertedinget (übereingekommen) daß sie sollten Frieden haben 6 Wuchen. Wurden sie dazwüschen nit entschüttet, so sollten sie denen von Bern die Vesti ingeben mit allem dem, so da inne wäre, usgenommen Roß und Harnisch; damit sollten sie abziehen. Also mußt man das Lager beharren des Ziele us und fuhr jeder Halbtheile von Bern heim 14 Tag und kamen dann harwider und fuhren die andern auch heim. Und do die Zit uskam und sie nit entschüttet wurden, do zogen die Herren und Jedermann, so in

der Vesti waren, ihr Straß und nahmen die von Bern die Vesti in und besatzte man die Vesti mit einem frommen Burger von Bern, hieß Peter Balmer, der da Vogt ward. Und ward da gewunnen die Panner von Coucy, der von Nidauw und ander Vennlein. Also mit großen Kosten u Arbeit ist Nidauw und Büren in der Stadt von Bern Hand kommen und hand dieselben zwei Schloß mit großen Ehren und mit dem Schwert gewunnen.

Wie ein Bischof in Nidauwe funden ward.

Nun hatten die Finde so uf Nidauw wäre vormals gefangen zwischen Biel u Solothurn einen ehrbaren Herrn, kam von Rom selb viert geritten und war ein Bischof von dem Königrich von Portigal und hieß die Stadt seines Bisthumes Ulixbona (Lisabon) und hat bi ihm einen Gesellen, der war ein Prior eines Klosters von demselben Land von Alhozona (Alcazena) und waren in ihrem Land groß Herren. Dieselben, der Bischof und sin Geselle, kamen in der von Bern hand als sie die Vesti innahmen und hatten weder Pfennig noch pfenniges Werth. Die führt man gen Berne und thät man ihnen gut gemach. Man kauft ihnen Kleider und wessen sie notdürftig waren, Pferid und Zehrgeld. Das kostet alles bi 300 Dukaten und gelobten bi guten Trüwen mit ihren Briefen das Geld zu bezahlen und denen von Bern an ihren Kosten ein Geschenk zu thun, daß sie sie von den Finden erlöst hätten. Also über kurze Zite, do sandten sie gen Luzern die 300 Dukaten die sie schuldig waren und dazu für ein Schenki 1000 Dukaten."

Nach dieser Justinger'schen Darstellung wäre mithin vom 7. Mai an Stadt und Schloß belagert, dann nach einer gewissen Zeit die Stadt erstürmt und darauf hin ein sechswöchentlicher Waffenstillstand geschlossen worden. Während dieser Waffenruhe wäre dann, ohne weitere kriegerische Vorfälle, das Schloß nach Ablauf des Waffenstillstandes freiwillig übergeben worden.

Es wäre aber nach dem Freiburger Chronisten anders und blutiger zugegangen, und dieses erscheint wahrscheinlicher, da Justinger die bernerischen Schlappen offenbar verschleiern möchte. Der lateinische Bericht des Freiburger lautet nun in deutscher Uebersetzung folgendermaßen:

„7. Mai. Nun zogen die Berner am Auffahrtstage, welcher am 7. Mai war, vor das Schloß Nidau und verblieben dort 13 Tage.

Am 13. Tage sollten sie die Stadt angreifen; die Besatzung aber fürchtete, die Bürger möchten die Stadt übergeben; deßhalb verbrannten sie die Stadt und enthaupteten einige Bürger."

Man sieht daraus, daß die Bürgerschaft jedenfalls bernisch gesinnt war und mußten so (offenbar) ihre Vorsteher diese Gesinnung mit ihrem Leben büßen. Leider kennt man die Namen dieser Freiheitsmärtyrer nicht. Auffallend ist, daß Justinger von diesen Hinrichtungen nichts zu berichten weiß. Der Freiburger fährt nun weiter:

„Am Mittwoch nach Pfingsten ertranken in einem Schiff 150 Berner und verbrannten ungefähr ihrer 15. Von diesen waren 36 vom Kopf bis zu den Füßen gepanzert. Dieses geschah am 19. Mai.* Am 26. Mai machten einige aus dem Schloß einen Ausfall, zerbrachen denen von Bern ein Gerüste und zerschnitten die Seile ihrer Maschinen, sowie das Tau eines Schiffes, welches nun flußabwärts trieb und zerbrach. Am folgenden Dienstag den 28. Mai griffen sie (die Berner) die Brücke mit einem großen Branderschiffe an und wollten damit dieselbe und das darauf befindliche Baugerüst verbrennen. Die aus dem Schlosse aber stellten sich auf die Brücke, verbrannten mit hinuntergeworfenem Schwefel, mit Pech und Fett das Schiff und eroberten eine große Tartsche (Schutzwand), auf welcher ein Bär, ihr Wappen, gemalt stand und hingen sie dann verkehrt, mit den Beinen nach oben', vor ihren Augen auf. In der letzten Maiwoche und da herum schleuderten sie kleine Fäßchen voll Menschenkoth in das Schloß, in der Hoffnung, die Luft zu verpesten und das Schloß zur Uebergabe bringen zu können."

Am 7. und 11. Juni schien man der bedrängten Besatzung von zwei Seiten haben Luft machen wollen, denn „— — am 7. Juni in der Nacht vom Samstag auf den Sonntag machte eine Schaar Bewaffneter aus Freiburg einen Ausfall und ritt bis vor Aarberg, wo dann 200 Kühe und mehr als 300 Schweine weggetrieben wurden. Die Beute galt 500 Gulden. Einer von Aarberg wurde getödtet und einer, nämlich der Burgermeister, gefangen. Am 11. Juni berannte der österreichische Vogt von Aarau mit 400 Lanzen die Städte Solothurn und Burgdorf; sie führten alles Vieh hinweg und erschlugen 40 Bauern. — —

* Wenn der 7. Mai der Auffahrtstag war, so wollen die Namen der Wochentage mit den weitern Daten nicht recht übereinstimmen.

Am 18. Juni am Donstag vor St. Johannis des Täufers Tag griffen die Berner das Schloß wiederum an und verbrannten das Haus, welches auf der Schloßbrücke stand. Allein es wurde ihnen theuer verkauft. Einige der Vornehmeren kamen um und wurden drei Wagen voll Todter nach Bern geführt. Dies berichtete der Landvogt von Lausanne Aymoz de Prez, welcher damals in Bern war, und mit dem Bischof von Lausanne Guido von Prangins und dem Ritter Petrus von Müri in Sachen des Friedens oder eines Waffenstillstandes wegen des Krieges von Nidau verhandelte. — Johann von Rosay, der Befehlshaber von Nidau und die andern Waffengefährten, welche im Schlosse waren, übergaben nun dasselbe an die von Bern. Sie konnten nämlich das Schloß nicht mehr halten, weil es an vielen Stellen in Bresche lag und sie vor Hunger schon drei Pferde verzehrt hatten. Es war nämlich drei Wochen und drei Tage belagert worden. Da sie nun sahen, daß ihnen Niemand zu Hilfe kam, unterhandelten sie um sicheren Abzug mit ihren Habseligkeiten. So wurden sie in Gnaden aufgenommen und kamen unsere Söldner und einige aus unserer Stadt, welche auch im Schlosse gewesen waren, nach Freiburg, und zwar 10 Lanzen mit ihrem Hauptmann Gaspar item Rudolf Petignie, Vivian Merlo, der Venner des vorgenannten Gaspar und dessen Edelknabe, Herr Ulrich von Aventich, Edelknabe von Vigney, Heinrich Rindro von Yverdon, Johann Portun von Yverdon und Humbert Roß von St. Romberg in der Bresse, welcher im Schlosse durch die Steine der Troye am Donstag vor St. Johannistag den Tod gefunden hatte. Auch waren mit ihnen 15 Söldner zu Fuß. Die Berner hatten Belagerungsgerüste und zwei Wurfmaschinen aufgerichtet und täglich mehr als 200 Steine gegen das Schloß geworfen. Ein Stein der Troye wog nämlich 12 (?) Zentner. Nach allen Berichten betrug der Verlust der Besatzung zehn Mann." —

So die Freiburgerchronik — eine stellenweise offenbar fehlerhaft abgeschriebene Handschrift. Wie man sieht, stellt sie die Sache so dar, als wäre die Stadt sozusagen freiwillig den Bernern überlassen worden; während Justinger sie erobert haben will. Daß die Bürgerschaft günstig für Bern gesinnt war, war natürlich. Hörten ja mit der festen Hand, welche die Stadt Bern damals darbot, der ewige Länderschacher und die Verpfändungen, denen Nidau unter seinen adligen Besitzern stets ausgesetzt war, einmal auf und wußte die Herrschaft endgültig, wem sie von da an angehörte.

Nach der Uebergabe Nidau's an Bern hörte freilich der Krieg nicht auf; noch folgten sich eine Reihe gegenseitiger Raubzüge, namentlich zwischen Bern und Freiburg, das ganze Jahr hindurch, bis es endlich im April 1389 zwischen den erschöpften kriegführenden Parteien, den Eidgenossen und Oesterreich, zum Frieden kam.

Die Ersteren behielten so ziemlich alle ihre Eroberungen und somit auch Büren und Nidau. Bern war schon 1382 dem Staatsbankerott nahe gewesen und erholte sich nur mit großen Tellen und langsam von seinen mehr als zehnjährigen kriegerischen Anstrengungen. Noch schlimmer sah es aber mit den Finanzen seiner Gegner und namentlich des Kyburgers aus. Von diesem meldet Justinger höhnisch, er habe einen Theil des Geldes, welches er aus dem Verkaufe Nidau's und Büren's von Oesterreich gelöst hatte, zum Abzahlen seiner Schulden verwendet, „mit dem andern Theil des Gelds fuhr Graf Rudolf von Kyburg gen Lamparten und wollt da rych werden, da ging sin ding lätz dar, und kam har wider und hat sin Geld verzehrt und nüt geschaffet.“

— — —

Wirft man einen Ueberblick auf die nunmehrige Machtentfaltung Bern's nach dem Friedensschlusse, so erhält man folgendes Ergebniß.*

Nur 50 Jahre waren seit dem Laupenkriege verflossen. Damals, als es sich um den Weiterbestand des ganzen Gemeinwesens handelte, um Leben und Tod, wie noch nie, hatte Bern außerhalb der Stadt nur die vier in nächster Nähe gelegenen Kirchspiele und die kurz vorher erworbene Stadt Laupen, welche es sein nennen konnte. Um Gotteswillen mußte es damals seine Freunde, die Solothurner, die Waldstätte, die Hasler und die von Weißenburg, um ihre Hilfe bitten. Und nun? Durch Kauf, Eroberung und Burgerrechtsverhältnisse hatte sie folgendes zusammenhängendes Gebiet: Das ganze Oberland war in seiner Abhängigkeit und so weit es ihm nicht als Eigenthum gehörte, wie die Landschaft Hasli, das Frutigthal und das Obersimmenthal, waren die andern Herrschaften des Niedersimmenthals, Spiez und Rinkenberg, sowie die Vogteigebiete des Klosters Interlaken durch die Burgerrechte ihrer Besitzer der Stadt dienstpflichtig. Die Stadt Thun, der Schlüssel des Oberlandes, war nach langem Warten in ihr Eigenthum übergegangen. Von da waren links und rechts von der

* Nach „Geschichte der Stadt und Landschaft Bern v. E. v. Wattenwyl II. Bd. 1872.“

Aare die Herren burgen, wie Belp, Münsingen, Burgistein, Dießenberg, gebrochen und ihre Inhaber zum Burgerrecht gezwungen worden. Mit der Eroberung von Burgdorf faßte Bern festen Fuß im Emmenthal, erwarb dann die Stadt und Herrschaft Signau und bald das ganze Emmengebiet. Durch den Kauf der Stadt und Herrschaft Aarberg (1379) und nun durch die Eroberung von Büren und Nidau erhielt Bern längs der Aare und Zihl eine feste Stellung im Seeland und kam endlich mit der über ein Jahrhundert lang verbündeten Stadt Biel in unmittelbare Verbindung. Gegen Freiburg und Savoyen bildete Laupen das Bollwerk. Die Gotteshäuser, welche in Aar- und klein Burgund zahlreich verstreut waren, hatten in den bewegten Zeiten in dem Burgerrecht der Stadt Schutz gesucht und gefunden und dadurch ihre Gebiete in die Abhängigkeit derselben versetzt. Durch Allianzen erstreckte sich der Einfluß der Stadt weit über ihre Grenzen hinaus. Die städtischen Gemeinwesen dem Jura nach, wie Solothurn, Biel, Neuenstadt standen unter dem maßgebenden Einfluß der bernischen Politik und die Herrschaften der Jurathäler und von Neuenburg waren Bundesgenossen Bern's, während das Haus Savoyen, dem die Waadt gehörte, die Verhältnisse alter Freundschaft unentwegt fortsetzte.

Auf Schloß Nidau saß dann, wie oben erwähnt, ein bernischer Vogt. Die Grafschaft kam nun zur Ruhe und gedieh gut unter dem kräftigen Schutze der Bärentatze.* Ihr Vennlin focht von da an alle Kriege der Stadt Bern, den großen Zürichkrieg und die Burgunderkriege mit. Doch ging es bis 1448, bis die Grafschaftsleute sich von der Leibeigenschaft losgekauft hatten. Die Loskaufssumme betrug 4000 Gulden und erhielten die Freigewordenen damit das Bürgerrecht der Stadt Nidau. Nach der bernischen Militärorganisation vom Jahr 1598 folgte unter dem Nidauvennlin die gesammte Mannschaft der Herrschaft Nidau, Aarberg, Erlach, Büren, Laupen, Münchenwyler und Oltigen; also flatterte es dem ganzen heutigen Seeland in's Feld voran.

So ward Nidau bernisch und schweizerisch und soll es, so Gott will, auch bleiben.

---

* Das Wappen von Nidau, als bernischer Herrschaft, ist eine rothe Bärentatze im weißen Feld. Das der alten Grafen hatte die welschneuenburgischen Chevrons.

Die Giftschlangen in der Schweiz.

Nach einem Vortrage von Prof. A. Strüby in Solothurn.

In unserm Vaterlande ist glücklicherweise die Zahl der heimtückischen Würmer der Giftschlangen sowohl nach Arten als Individuen eine beschränkte. Die Schweiz hat nur zwei Spezies Giftschlangen: die Juraviper, Vipera aspis, und die Kreuzotter, Vipera berus. Das Volk vereinigt gewöhnlich beide Arten unter dem Namen „Kupferschlangen". Zahlreicher sind die Giftlosen, sämmtlich der Familie der Nattern angehörend, obwohl auch diese, einige wenige Lokalitäten der südlichen Schweiz ausgenommen, nicht so häufig vorkommen, wie in südlicheren Strichen. So haben wir auf der Nordseite der Alpen nur die Ringelnatter und die österreichische oder glatte Natter, welche auch auf der Südseite vorkommen und zwar im Verein mit vier andern Arten, als: 1. der Vipernatter, durch ihre Zickzackbinde und Körperbau der giftigen Kreuzotter täuschend ähnlich; 2. der Würfelnatter, die am Monte Salvatore heimisch, häufig in den Luganersee hinabsteigt, um daselbst der Fischjagd obzuliegen; 3. der gelblichen Asculapnatter und 4. der 4 bis 5 Fuß langen, schwarz-grünen Natter, letztere beide von den alten Römern als geheiligte Thiere in hohem Ansehen gehalten. Um die vermuthliche Artenzahl des kriechenden Gewürms voll zu machen, erwähnen wir noch als eine Uebergangsform die harmlose Blindschleiche, ein kosmopolitisches Thierchen, mit klaren Augen, bronzefarbenem Kleide und, wie z. B. die Viper, lebendige Junge gebärend.

Alle diese Nattern sind unfähig, unserm Organismus direkt Schaden zuzufügen. Ihre allfälligen Bisse sind ohne Bedeutung. Trotzdem verabscheuen wir sie. Ihr wurmähnlicher, feuchtkalter Körper, dessen variable Blutwärme nie die des Menschen erreicht, und die Unsicherheit, vielleicht einen Giftwurm vor sich zu haben, erklären unsern Widerwillen gegen solches Gethier. Voll und ganz begründet ist unser Haß gegen die heimtückischen Repräsentanten des Viperngeschlechts, gegen Berus und Aspis, oder Kreuzotter und Juraviper, welche beide, sowie deren Abarten eingehend beschrieben werden.

Der Giftapparat beider Arten bildet eine im Hinterhaupte liegende, verzweigte, blättrige Drüse. Von dieser fließt das Gift durch

einen nach vorn sich erweiternden Kanal in die zwei hohlen, etwa 2½ mm. langen, nadelfeinen Giftzähnchen und gelangt in Folge Druckwirkung beim Bisse in die Wunde des Opfers. Immerhin sind unsere Vipern weniger zu fürchten, als es den Anschein haben mag. Beide sind träge Thiere und fürchten und fliehen den Menschen. Erst wenn sie berührt werden oder keinen Ausweg finden, so beißen sie zu. Dabei pflegen sie sich in Tellerform aufzurollen und machen dann die Umgebung auf 2 bis 3 dm. Entfernung durch wiederholtes, wuthentbranntes Zubeißen unsicher. Sie verfolgen den Feind nicht, noch können sie sich über Fußhöhe erheben. Dichte Kleider, besonders Stiefel schützen vollständig. Wenn trotzdem noch ziemlich häufig Vipernbisse vorkommen, so erklärt sich dies durch das Barfußgehen der Landleute, Angreifen der Thiere mit bloßen Händen oder gar noch unvorsichtigere Handlungen. Nach einer Abhandlung im „Korrespondenzblatt der schweizerischen Aerzte" von Herrn Dr. E. Kaufmann, Zürich, sollen ¼ sämmtlicher Bißverletzungen durch unsere Vipern einen tödtlichen Ausgang nehmen. In Wirklichkeit mag die Sache sich noch etwas günstiger gestalten, da leichtere Bißwunden kaum jedesmal dem Arzte zur Kenntniß gelangen. Der gleiche Autor macht die Beziehungen der Stelle des Bisses zum Ausgang in folgender Zusammenstellung von 53 Fällen ersichtlich.

				Geheilt.			Gestorben.			
Stelle des Bisses.	Gesammtzahl der Fälle.	Kreuzotter.	Viper.	Kreuzotter.	Viper.	Total.	Kreuzotter.	Viper.	Total.	Mortalitäts-Prozent nach d. Stelle d. Bisses
Gesicht . . .	3	2	1	1	—	1	1	1	2	66%
Hand und Finger	15 (28%)	9	6	6	6	12 (80%	3	—	3	20%
Oberarm . . .	2	2	—	1	—	1	1	—	1	
Schenkel . . .	1	—	1	—	—	—	—	1	1	
Fuß und Zehen	32 (60%)	28	4	24	3	27 (84,4%	4	1	5	15,6%
Total	53	41	12	32	9	41	9	3	12	—

Als populäres Gegenmittel gegen Viperngift ist der Salmiakgeist bekannt, desgleichen recht tüchtiger Genuß von stark alkoholischen Getränken, auch Aussaugen und Brennen der Wunde; das zuverlässigste Mittel aber ist die rechtzeitige Inanspruchnahme des erfahrenen Arztes.

Ueber die lokale Verbreitung der zwei einheimischen Giftschlangen hat vor 5 Jahren Herr F. Müller in Basel ein Kärtchen heraus-

gegeben. Darnach findet sich die Juraviper an den Südabhängen des Jura so ziemlich überall vom Kanton Aargau bis Genf, desgleichen in den Gebirgsthälern des Wallis beiderseits der Rhone, mehr sporadisch tritt sie auf in einer Linie von der Ostseite des Genfersee's nach dem Thuner- und Brienzersee, häufig dagegen wieder in den Thälern des mittlern und südlichen Tessins und ferner noch in vereinzelten Lokalitäten Graubündens. In letzterm Kanton tritt dagegen zahlreich die Kreuzotter auf, desgleichen im Norden Tessins und theilweise im Kanton Glarus und im angrenzenden Theile des Kantons St. Gallen. Ferner noch sporadisch in eng abgegrenzten Lokalitäten vom Berner Oberland, Unterwalden, Waadt, Schaffhausen, Wallis und Zürich. Ganz frei von Giftschlangen sind die Kantone Thurgau, Appenzell, Zug, Schwyz und Luzern.

Was die vertikale Verbreitung anbetrifft, so ist die Kreuzotter die Giftschlange der eigentlichen Bergregion, während sich die Juraviper an den tiefergelegenen Bergabhängen heimisch fühlt, beiderseits mit einzelnen Ausnahmen von der Regel.

Um unsere Kenntnisse in dieser Beziehung zu vervollständigen, sollten Landleute, besonders aber das rüstige Heer der Alpenklubisten, hilfreiche Hand bieten, durch Zusendung von Belegstücken aus neuen Fundorten an eine Centralstelle, z. B. an das Museum von Basel.

Als Feinde der Schlangen aus der einheimischen Fauna sind zu nennen: der Igel, ein unermüdlicher Schlangenjäger, dem merkwürdigerweise das Schlangengift gar nicht zu schaden scheint; ihm folgen in zweiter Linie der Iltis, Wiesel und Frettchen. Unter den Vögeln steht obenan der Bussard, dann folgen der Eichelhäher und unsere Rabenarten. Letztere verstehen es ausgezeichnet, dem giftigen Gewürm den Garaus zu machen, ohne selbst gebissen zu werden.

Was speziell die Kantone Solothurn, Basel, Aargau und Neuenburg betrifft, so hausen in denselben drei Schlangen: die Ringelnatter, die glatte Natter und die Juraviper. Weitaus am häufigsten tritt auf die giftlose Ringelnatter; sie kommt selbst im Innern von Dörfern und Städten vor. Sie ist leicht kenntlich durch den gleichmäßig braunen Seitenstreifen und die schwarz-weiße Beschilderung der Bauchseiten, besonders durch die deutlichen weißgelben Flecken am Hinterhaupt. Sie nährt sich von Mäusen, Fröschen und Fischen. Die glatte Natter, „Oestricherli", gleicht durch ihre Grundfärbung sehr der Viper, dagegen sind die schwarzen Flecken auf dem Rücken parallel und rosenkranz-

ähnlich gestellt und ihr Kopf ist mit zwei großen auffälligen Schildern bedeckt. Im Gegensatz ist der Kopf der giftigen Viper bis vorn beschuppt und zeigt durch ein am Lippenrand aufgestelltes dreieckiges Schildchen eine deutliche Stülpnase. Die Zeichnung auf dem gewöhnlich lehmgrauen Rücken hat wenig Aehnlichkeit mit einer Zickzackbinde, dagegen findet sich als weiteres Kainszeichen ein schwärzliches römisches V auf dem etwas eckigen Kopfe.

Das Kaltbrunnenthal bei Grellingen.

Von **Bernhard Sprecher** in Basel.

Da wo Basel's Wasserquellen,
Die so reich die Stadt versorgen
Mit der köstlichsten der Gaben,
Die Natur dem Menschen spendet,
Frisch dem Schooß der Erd entsprudeln,
Liegt ein paradies'scher Garten:
Früher wild und abgelegen,
Rings verkannt und unbeachtet
Von dem urch'gen Menschenschlage,
Der in dieser Gegend wohnet.
Nur die frohen, muntern Vögel,
Die in stillen Waldeswinkeln,
Von den Menschen ganz gemieden:
Amseln, Nachtigallen, Finken
Und noch and're leichtbeschwingte
Kleine Sänger pflegten täglich
Dort der schönsten Musik Künste.
Doch die nicht gar weit entfernten
Stadtbewohner, die voll Freude,
Wenn die Sonne lachend strahlet,
Ihre staub'ge Stadt verlassen,
Um im Freien sich zu tummeln,
Diese kennen jetzt das schöne

Wildromant'sche Jurathälchen.
Wenn die Muße es gestattet,
Gottes Schöpfung zu bewundern,
Suchen sie sich los zu machen
Aus den dumpfen, engen Straßen.
Fort, hinaus! Im Freien weilen
Endlich will der Geist, beschäft'gen
Sich in Gottes hehrer Schöpfung
Und Erholung hier sich suchen.
Ein Naturfreund tritt in's Thälchen,
Das er kennt vom Hörensagen.
Bis zur Stelle, wo zwei Brücken,
Ueber die in luft'ger Höhe
Schnellen Lauf's das Dampfroß brauset,
Sich in kühnem Bogen strecken,
Ist er durch' manch schmucke Dörfer
Der Gefährtin Birs gefolget.
Jetzt auf einmal wird er untreu.
Hastig fliegt in Jugendfrische
Ihm von Lieb' und Wonne summend
Keck dort aus des Waldes Dunkel
Grüßend zu Kaltbrunnen's Mägdlein;
Und ihm folgt er unverhohlen.
Dort nach rechts durch Busch' und Sträucher
Weist es freundlich ihm die Wege,
Und es bleibt im Thalesgrunde,
Immer lustig, fröhlich plaudernd,
Durch Gestrüpp den Weg sich bahnend,
Bis es Mutter Birs gefunden.
Doch der Wand'rer, nicht verlegen,
Weil das Bächlein ihn verlassen,
Das so gastlich ihm geöffnet
Dieses lieben Thälchens Pforte,
Und den Weg ihm auch gewiesen,
Schreitet rüstig an dem Hange
Auf dem schmalen Fußpfad weiter.
Kühlend fällt der Bäume Schatten
Auf die heiße Stirn des Fremdlings,

Trocknend ihm des Schweißes Tropfen,
Die der rasche Gang gefordert.
Sich zu stärken bleibt er stehen,
Und in schnellen kräft'gen Zügen
Kostet er balsam'sche Lüfte,
Die ihm frische Kräfte leihen.
Rüstig lenkt er seine Schritte
Weiter auf dem rauhen Wege.
Von dem dunklen Thalesgrunde
Her vernimmt er Bächleins Rauschen,
Aus der schatt'gen Bäume Wipfel
Tönt der helle Sang der Finken,
Leicht streicht oft ein Hauch des Windes
Flüsternd durch die Blätterkronen.
Langsam senkt der stein'ge Pfad sich
Zu des Baches Ufer nieder
Und des Thales Grund wird leichter.
Hin durch bunt geblümte Matten
Führt der Weg nun, sanft ansteigend
Mit dem Bach gepaaret weiter.
Hoch zu beiden Seiten ragen
Kahle, wildzeriss'ne Felsen
Aus dem dichtbelaubten Walde.
Drohend gähnen sie hernieder.
Aus den schwarzen hohlen Augen:
Dunklen Höhlen, finstern Löchern,
Ausgewaschnen, tiefen Spalten
Mag der Wandrer wohl erkennen,
Daß schon lang sie Trotz geboten
Manchem Sturm und Ungewitter.
In dem Thale weiter droben,
Wo, bedeckt vom Waldesdunkel
Wieder wild das Bächlein fließet,
Treten hemmend ihm entgegen
Dichtgesäte Felsenmassen,
Die vor Zeiten wohl als Zinnen
Stark und fest den Bergkamm krönten,
Bis sie unter Krachen, Tosen

Jählings in die Tiefe stürzten.
Weit hinauf in's Thälchen dehnet
Sich dies Feld von Felsentrümmern.
Doch nicht der Verwüstung Bildniß
Ist es, wenn wir's still betrachten.
Wildniß ist's zwar, doch nicht grausig,
Wüst und öde, leer und traurig;
Nein, gar lieblich schlingt der Bach sich
Abwärts durch die Felsentrümmer,
Die von Moos und Epheuranken,
Immergrün und busch'gen Farren
Frisch durch's ganze Jahr hin grünen.
Ries'ge Blöcke sperren öfters
Tief ins Bett des Bachs gekollert,
Oft auch kleine Schluchten bildend,
Trotzig, keck den Lauf des Wassers.
Doch das Bächlein, jung und muthig,
Ueberspringt in weißen Strudeln
Alle diese Hindernisse,
Unten klare Tümpel bildend,
Die in eigenart'ger Färbung,
Wie der Bäume helles Blattgrün,
Ihren Grund erscheinen lassen.
Milder als das Grün des Rheines
Schimmert klar die Wasserfläche;
Denn noch rein und unvermischet
Fließt das frische Waldbachwasser.
Wunderschön ist's anzuschauen,
Wenn der Blick thalaufwärts schweifet,
Wie das Bächlein kühn sich windet
Durch die grünen Felsenmassen.
Wunderschön und traulich einsam
Mag's hier sein im kühlen Schatten,
Sitzend auf dem grünen Polster
Dichtbemooster Felsenblöcke,
An der Seite der Geliebten.
Fort, thalaufwärts! Immer neue
Wunder wildromant'scher Schönheit

Bieten sich dem hellen Auge
Und es kann nicht satt sich sehen.
Dann und wann kreuzt auch der Bach sich
Mit dem holprig schmalen Fußsteig,
Und es gilt in kühnen Sprüngen
Auf dem andern Bachesufer
Wieder neu ihn zu gewinnen.
Hier kann der gewandte Turner
Seine Kraft im Weitsprung proben.
In den obern Theil des Thales
Fließt der Bach durch grüne Wiesen;
Breiter wird die Thalessohle,
Und der Kamm zu beiden Seiten,
Nicht mehr felsig, schroff, zerrissen,
Ist mit dichtem Wald bewachsen.
Nach und nach eintönig werdend
Und den Wandrer nicht mehr fesselnd
Zieht das Thal noch weit sich aufwärts.
Doch der Wunsch ist schon befriedigt
Nach Naturgenuß in Fülle.
Links ablenkend durch den Buchwald
Führt der Weg in Zickzacklinie
Aufwärts zu dem Weiler Rodris
Und hier wird den müden Wandrer
Gerne eine Rast gestattet.
Und dem Wirthe „auf dem Rodris",
Dem sind durst'ge müde Gäste
Stets willkommen.
Auf der glatten, saubern Straße
Geht's nun, jetzt nicht mehr ermüdend,
Abwärts nach dem Thal der Birs zu.
Links der Straße zieht sich schluchtig
Schmal und tief ein Thälchen nieder.
Und man hört ein Rauschen drunten,
Das uns an Kaltbrunnens Waldbach,
Der jenseits des Berges fließet,
Einmal traulich noch erinnert.

Der Antheil Basels

an der deutschen Literatur des XVI. Jahrhunderts.

Von **Dr. Alb. Geßler** in Basel.

(Schluß.)

In Boltz also ist für Basel der Dichter erstanden, welcher in seinen Werken die in seiner Zeit höchste Vollendung des Dramas bezeichnet. Bei keinem andern außer bei ihm finden sich auch neben den oben beschriebenen Hauptzügen aller schweizerischen Dramen Ansätze zu wirklich tiefer Charakteristik, findet sich das Streben, aus inneren Motiven heraus die Handlungen eines Helden — bei ihm ist es David — hervorgehen zu lassen. Boltzens frühestes Stück ist von ihm eine „Tragicomödia“ genannt worden, „Sant Pauls bekerung“. Es wurde „gespilt von einer Burgerschaft der wytberümpten frystatt Basel, im jor 1546 den sechsten tag Brachmonats in der größeren Stadt“. Es ist ein Drama in fünf Akten oder „Händeln“, in welchem eine streitbare Reformatorengesinnung des Dichters zum Ausdruck kommt; alte und neue Lehre, Pfaffen und Christus werden einander schroff gegenüber gestellt. Die Handlung ist folgende: Zuerst natürlich tritt der Narr, nach ihm der Herold auf. Der erste Akt führt uns dann nach Jerusalem in den Saal des jüdischen Rathes, der unter dem obersten Bischof und Priester Caiaphas, dem nämlichen, welcher Christum „gehencket hat“, sich beklagt, daß so viele Juden Anhänger Christi werden, so der Fürst Nicodemus, der Ritter Joseph, „der glychen auch Gamaliel“, der „auch ein solcher lucker gsell“ sei. Nicodemus wird zur Strafe vom Secretarius Asahel geschlagen:

„So schlah ich dich uff dynen grindt,
Du grosser schelm und Pfaffen vindt.“

Da bringt ein Bote aus Tarsus einen Brief des Saulus, der meldet, wie das Christenthum überhand nimmt; Saul will aber dem entgegenwirken und bittet nur gegen die „schelmen“ um einen „gschriftlichen gwalt, der förmlich syg und wol gestalt“; und ausführend heißt es dann in dem Briefe mit unverkennbarer Anspielung auf die Glaubensstreitigkeiten aus des Dichters Zeit:

„Im Glouben ist ein grosser gspan
By allen Menschen wyb und mann.
Vyl wöllend kurtzumb Christen syn
Undrem evangelischen Schyn.“.....
„Das ungsufer, das rütend uß,
Ersüchend wol in jedem huß,
Was büecher sie daheimen hendt,
So finden ir vyl Testament;
Das läsen bschelmen für und für,
Drumb, gnedger Her erlouben mir,
So will ich sy thůn reformieren
Mit geißlen dapffer in sy schmieren.“

Der Rath ist sehr erfreut über des Saulus Anerbieten und setzt seine ganze Hoffnung auf ihn, denn es steht herzlich schlecht mit der Judenschaft. Der Vicarius Alexander ruft auch schon verzweifelt:

„Mir nemmend ab, sy nemmend zů,
Ich wollt ich wer, ich weiß wol wů,
Ja über mehr (Meer) byr heidenschafft,
Da ymber und der pfeffer wachßt.“

Sollte es aber auch mit Saulus fehlen, so müsse man, meint ein Rabbi, den Türken zu Hilfe rufen. Der Kantzler schreibt einstweilen den „räßen“ Brief und übergibt ihn dem Boten. Dieser tritt im zweiten Akt zu Saulus, der zu Tarsus förmlich Hof hält. Er und seine Getreuen sind hoch erfreut über den erhaltenden „Gwalt“, und Einer ruft zum Andern:

„Kein größern dienst kanst pfaffen thon
Dan redlich Christen zetodt schlon.“ —

und ein Fanatiker schreit:

„In irem blůt do wend mir watten!“

Es werden uns nun auch die Christen vorgeführt. Diese sollen Feindesliebe und Geduld zeigen. Das thun sie auch — hinter der Scene. Wo es aber auf der Bühne zu einer Begegnung kommt, da schlägt der junge Christ Nathanael den „Gsatzpfaffen“ Levi, der sich nicht bekehren lassen will und der den neuen Gott schilt, unsanft zu Boden. Levi aber „wütst uf“, läuft vor den Rath und jammert

„Schalom, schalom in diesem huß,
Ich mein, ich kumm uß einem struß.“

Er erzählt seine Begegnung mit dem Jüngling, und dieser wird in's „blůt bůch“ geschrieben. Levi zieht mit einer reisigen Schaar vor das Haus des Zachäus, bei welchem Nathanael wohnt. Einer

der Juden gibt sich für einen Christen aus und klopft an: „Hoho hoschenho, ist niemens dheim?" Zachäus öffnet mit freundlicher Einladung. Saulus aber tritt „tratzlichen" hervor, schimpft auf den Christenglauben, und da ihn der Alte bekehren will, überantwortet er dessen ganzes Haus seinen Kriegsknechten; Nathanael, der sich widersetzt, Zachäus und die Uebrigen werden gebunden, Weiber jammern, Kinder schreien, und mitten durch die ungemein belebte Scene schallt der Gesang der „Cantores": „Mitten mir jm leben sindt" u. s. w. Die Scene wandelt sich dann plötzlich wieder in den Saal bei Saul, der durch den Trommler die Leute zum Christenmord aufrufen läßt. Saul selbst zieht sein Kriegsgewand an: man will nach Damaskus ziehen, an dessen Bewohner Saul einen förmlichen Absagebrief erlassen hat. Ein Reisiger bringt auf der Spitze des Speeres das Schriftstück, nach welchem alle Christen sollen „verbrennt, ertrenckt, köpft, gschunden, ghenckt oder sunst ellendlichen ertödt werden". Zum Zeichen der Zustimmung heben die Kriegsleute ihre „glenen" (Spieße) auf, und der Hauptmann der Fußknechte verspricht:

„So würgen wir und stechen ztot
Ja alles das uff beinen godt",

und wir hören aus seinen Reden den gemeinen, vaterlandlosen Reisläufer des XVI. Jahrhunderts, wenn er fortfährt:

„Den das ist jetz des kriegenß recht,
Es syg Eydgnoß oder Landsknecht,
Das man nimpt gelt und schlecht zů todt.
Gott geb was sag unser Herrgott!"

Dann „blost der Trummeter und schlecht man drummen und ziehen daher in der ordnung uff Damasco zů, und ist Saulus zů fordrest am spitz. Und als er nahet gon Damasco, do erschyndt jm die macht Christi mit dunderen und plitzgen, felt in zbodenn". Christus selbst spricht:

„Warumb, Saule, verfolgst du mich?
Saule, Saule, lůg recht für dich!"

Er offenbart sich ihm. Saulus aber „zyttret und zaget sprechende:

„O weh, o weh, du starcker Herr,
Wie schlagst du mich so heftig sehr? ...
Der böß yfer hat mich verfüert
Min Conscienz und seel verwürt."

Er wird nun nach Damaskus gewiesen. Wiederum singen die „Cantores", und wieder müssen wir uns die Scene als einen andern

Ort denken. Sie ist ein Haus, in welchem Saul, vom Scheine des göttlichen Lichtes erblindet, in einem Winkel sitzt. Ein Streit der Magd mit dem Hausknecht schließt da den zweiten „Handell“ mit einigen saftigen Schimpfwörtern ab. — Im Hause des Judas findet den Saulus Ananias. Dieser

„hett eh gloubt, ysen hett gschwummen,
Dan Saulus wer zům glouben kummen.“

Der Bekehrte erzählt das Wunder und wird durch seinen Glauben wieder sehend, „die schieppechtig mathery fallt von sinen ougen“, wie das Stück sagt. Saul lobt die göttliche Gnade und verlangt die Taufe. Die „Cantores“ singen „Veni creator“, Ananias tauft aus „einer kanten und einem becke“ und verleiht dem Täufling den Namen Paulus. Dieser wendet sich sofort mit einer eindringlichen Bekehrungsrede an das Volk, gleichzeitig werden die Thüren des Gefängnisses aufgethan, und im Jubel des befreiten Zachäus und seiner Genossen, ausklingend in den Gesang und die „Harmonia“ der „Cantores“ schließt der dritte Akt. — Bei den Juden, in deren Schule zu Jerusalem der Synagogendiener Malchus, „ein Orenbloser“ zuerst die „nüwe mär“ bringt, herrscht natürlich gewaltige Aufregung, und Gsatzpfaffen, Studenten, Doktoren und Leviten sind ungeheuer mächtig in Schmähreden auf die Christen. Da zieht Malchus einen Vorhang zurück. Hinter diesem erscheinen die Christen, unter ihnen Paulus.

„Nun denk, stand ab von diser rott;
Nit henck dich an der Christen Gott!“

ruft diesem der Archisynagogus zu. Paulus jedoch beweist aus den Propheten, daß Christus der Messias sei; die Juden aber treten unwillig in die Synagoge zurück, während der Chor das Lied anstimmt: „Der thorecht spricht, es ist kein Gott“. Da tritt ein Bote aus Damaskus zu Paulus und fordert ihn auf, der Rache der Juden zu entfliehen. Paulus aber will ausharren, ja für seinen Glauben sterben:

„Min lyb und seel bevyl ich Gott,
Wenn der mir hilfft, so hatts kein not“

ruft er. Da aber hört man die Trommler vom Königshofe, und ein neuer Bote meldet, daß die auf's Aeußerste erbitterten Juden einen Preis auf Pauli Kopf gesetzt haben. „Sobald dyser bott ußgeredt, schlecht man aber drummen und thůt man zwee oder dry schutz; in dem loufft ylentz Nathanael und bringt ein großen Korb“. Paulus,

dringend aufgefordert, setzt sich in den Korb, und dieser wird glücklich über die Stadtmauer hinuntergelassen. Alle Jünger Christi verbergen sich, denn im fünften Akt tritt eine Schaar Reisiger daher, um die Anhänger des jüngst „crützgoten Gottes" zu verderben. Der König selbst nämlich ist unruhig geworden, und sein Landvogt will die Bewegung mit Gewalt niederschlagen; seinen Leuten ruft er zu:

„Hand acht, das üch kein Christ ent louff,
Ein jeder dapffer umb sich rouff,
By hor und bart ergriffends wol!"

und weiter schnaubt er:

„Nun schiessend, daß der himmel kracht,
Damit man yhn ein schräcken macht!"

„Darauf lond sy all das gschütz ab mit grusambglichem schiessen, trummenschlahen und pfyffen". Paulum suchen sie aber vergebens.

„Das wollt der tüfell und syn mutter!"

knirrscht der Landvogt,

„Das nest ist lär, der vogell druß."

Da kommt ein „Wandelgsell" und meldet, daß er bei seinem Eintritt in die Stadt den Paulus über die Mauer im Korbe habe entfliehen sehen. Der König wird bei dieser Nachricht wüthend, erreicht aber damit nur, daß ihm sein Landvogt den Dienst aufsagt:

„Keim Herren ich mehr dienen will,
Sy werffend ein mit kirssen stil." —

heißt es, wieder mit satirischem Bezug auf das Reislaufen der Eidgenossen. Der Landvogt räth übrigens dem Fürsten, nicht weiter mit den Christen anzubinden, es seien „gantz blaß und ehrlos lüt", und es sei doch nichts bei ihnen zu holen. Da schließt das Stück: „Die Trummeter fahend an blosen und wann sy uffhören", tritt der letzte Herold mit einer ernstlichen Ermahnung zum Guten, einer Warnung vor Unmäßigkeit und einer Schilderung der irdischen Vergänglichkeit vor das Publikum. Zuletzt „wendt er syn angsicht gegen der Oberkeyt, neigst sich tieff und spricht also:

Edel, streng, fromm, vest, diser Statt
Fürsichtig wiß Herren im Rhatt:
Im Spill, so jetzund ist vollführt,
Habend mir üwer lieb gespürt
Mit radt, hilff ouch willigkeit;
Deß syg üch von uns danck geseyt
Umb rüstung und umb allen züg.

Deß dankend mir üch alle zyt;
Mit ghorsamkeit verdienen wendt,
Das uns Gott synen friden sendt,
Das syg der bschluß und auch das Endt. Amen!"

So also läßt Boltz zum ersten Mal große Massen agiren, und es hätte darum bei dem bunten Bilde, das diese darboten, vielleicht nicht einmal des kräftigen Dialoges bedurft, um auf die Zuschauer zu wirken. Aber zu Allem ist Boltz von einer Schlagfertigkeit der Satire gegen seine religiösen Gegner, von einer Treffsicherheit im Ausdrucke für Alles und Jedes wie Keiner vor ihm. Allerdings ist er oft geradezu grob und roh; aber wer möchte ihm das als Fehler anrechnen: Der Witz des XVI. Jahrhunderts war ungezogen, und wenn Boltz mit groben Keilen schlug, so beweist das nur, daß seine Zeitgenossen und vor allem seine konfessionellen Gegner ebensolche Klötze waren. Ueber die Aufführung des Stückes gibt es eine anmuthige Schilderung bei Felix Platter.[67] „Man hült," sagt er, „das spil Paulus bekerung auf dem Kornmerckt, so Valentin Boltz gemacht, ich sach zů am eckhaus an der Hůtgassen, darin der Felix Irmi; der burgermeister von Brun war Saulus, der Balthasar Han der hergoth, in eim runden himmel, der hieng oben am Pfůwen, dorus der strol schoß, ein fürige racketen, so dem Saulo, alß er vom roß fiel, die hosen anzündet. Der Růdolf Fry war hauptman, hatt by 100 burger, alle seiner farb angethon under seim fenlin. im Himmel macht man den Donner mit faßen, so vol stein umgebriben waren." Größeres Unglück hätte übrigens geschehen können, als der Knabe Felix mit seinen Freunden die Aufführung wiederholte. „Wir knaben also iung wolten underwylen spil machen. in meines vatters höflin wolten wir auch den Saulum spilen, wil wir ettlich sprüch aus der burger spil gelernt hatten. der Roll war Saulus und ich der hergot, sas uf dem heunersteglin, hat ein schüt (Scheit) für ein strol und alß der Roll auf eim schüt firüber reit gon Damascum, warf ich den strol nach im, draf in uf ein aug, daß er blůtet und grien." Und nochmals erwähnt Platter dieses Spieles, wo er mittheilt: „In des Langbůms haus an den Steinen, so des herr Iselins war und ietz Coveti erben haben, machten wir bůben, dorunder er Langbům und Simon Colroß, so hernoch peste gestorben, ins Lycosteni haus, war ein feiner knab, und Lucas Just, Roll ꝛc. auch spil: die zechen alter und den Saulus probierten wir oft; wardt doch nüt drus."

Boltz hatte mit „Pauli Bekehrung" gezeigt, daß er dem biblischen Drama eine großartige äußere Form zu geben im Stande war. In seinem nächsten Stücke sollte er weiter beweisen, daß er der hergebrachten Stoffe nicht bedürfe, um in weite Kreise hinein als Dichter zu wirken. Dieses zweite „Spil" des Spitalpredigers war „Der welt spiegel, Gespilt von einer Burgerschaft der wytberüempten fryhstatt Basel, im Jor 1550". Mir steht zu Gebote die zweite Auflage, „gebessert und gemehrt mit Sprüchen und Figuren, — aus dem „Illuminirbuch" — so im vorigen exemplar, von kürtze der Zyt, underlassen waren" (Basel 1551). — Daß die Bühne ein Spiegel der Welt sei, ist ein altes Wort, an welches auch schon Birck seine Zuhörer im Prologe zur „Susanna" erinnert hatte. Boltz verstand dasselbe so, daß er seine Basler Welt in allen ihren Tugenden und Lastern, ihren Neigungen und Interessen in dem genannten Stücke darzustellen unternahm. Es spielten in demselben hundertachtundfünfzig Personen zwei Tage lang. Die Aufführung muß ein großartiges Fest gewesen sein; dieses wurde mit Erlaubniß des Magistrates am Weihergraben beim Predigerkloster abgehalten[68] und muß von nah und fern besucht worden sein. Für jeden brachte der Dichter etwas, sein Stück war eine Satire auf alle Stände. Die Einheit des Ganzen allerdings beruht lediglich darin, daß zuletzt der Tod erscheint, der mit der Sense alle Menschen, alle Stände umhaut. Das Stück ist eine bunte Folge von Bildern und Scenen, bald in Gengenbach'scher Art, so daß die Personen nur sagen, was sie sind und eine Zeit lang reden, bald — und zwar meist — in Gestalt kurzer Handlungen. Die Personen sind bald lebendige Menschen, bald Engel und Propheten, bald Allegorien. Dabei ist aber der Dichter, abgesehen vom Anfang, wo Tugenden und Laster nebst ihren Vertretern ein wenig lang disputiren, nie langweilig. Erstens erfreut uns seine wuchtige, und dazu in allen Lagen ungemein gewandte Sprache; dann aber bietet das Stück namentlich des kulturhistorisch Interessanten die reichste Fülle. Ich fühle mich aus diesem letzten Grunde verpflichtet, das Stück etwas ausführlich darzulegen. Zuerst tritt der Bauer Heiny Wundersitz auf, der sich über die seltsamen Zurüstungen wundert. Er verspricht dem Herold Schweizerkäse und Bratwürste, wenn er ihn aufkläre. Der Herold aber heißt ihn schweigen und wendet sich an die Bürger, die fremden Gäste, die Frauen, die guten Freunde, die Jungfrauen und die Kinder und zählt ihnen die einzelnen Personen auf.

„Sind still", fährt er dann fort, „mir wends jetz fohen an,
Ich gsich Upigkeit fürher gan."

Die Üppigkeit, ein schöner Jüngling, „treit ein krentzlin uff blosem hor", lobt die Lust des Tages und der Jugend. Die Klugheit aber verwehrt ihm seine Rede: „Der tod zerbricht vil nüwer gschir" warnt sie. Den „Ungestalten", der über seine Häßlichkeit klagt, verweist sodann die Bescheidenheit, er solle froh sein, daß er mit des Leibes Schönheit nicht behaftet sei, der man von allen Seiten zusetzt. Der Hoffart, die sich rühmt mit ihrem „stoltzen, wol gebutzten lyb", entgegnet die Demuth:

„Halt still, thůn gmach, fraw Hoffart stolz,
Wie gstalstu dich, du gmolteß holtz!"

Zuletzt muß die Hoffart der Demuth weichen. „Stoltzigkeit", „Blödigkeit", „Thrüw", „Gsundtheit" geben sich gegenseitig gute Räthe oder halten an den Zuhörer eindringliche Mahnreden. Sich selbst lobt wieder die „Bhendigkeit":

„Doheim im huß mag ich nit sin,
Lauff drum gon Hünigen zům wyn"

schließt sie. Ihr antwortet die „Stillheit", die, wie die andern Tugenden auch, auf den Tod hinweist. Der sich selbst erhabenen „Scharpffinnigkeit" wird die Logica gegenübergestellt, und auf die Klage des Tollkopfs über seinen „tollen grindt" hält die Vernunft eine Strafrede gegen den Leichtsinn. Der Wohlgesprächigkeit aber, welche nie sich mit der Zunge säumt und die es daneben trefflich versteht, „den mantel nach dem wind zehencken", läßt der Dichter durch die Rhetorica „das mul zerryben". Zwischenhinein wird zum Ergötzen des Publikums ein Stotternder eingeführt. Diesem räth „Wohlgesprecht", sich auf's Betrügen ohne viele Worte zu legen. Auf das Schelmenlob der Arglistigkeit sodann kommt die Wahrheit selbst heran; sie deckt alle Fälschungen auf, auch daß der Wein allenthalben nachgemacht wird, ist schon ihr bekannt:

„Kein wyn last (ihr) nit natürlich blyben"

schilt sie. Doch der „Arglistig" läßt sich nicht belehren, indem er auf die Geistlichen hinweist, die gleich wie er „die welt bschyssen". Zeitgemäß klagen darauf die Barfüßermönche über die abnehmenden Einnahmen:

„Mir singend, bettend, lesend meß,
So wurd uns kum ein buren käß."

Mit einer donnernden Rede gegen die Klöster jagt aber der Prophet Elias den Bettelmönch von dannen:

„Man sott üch schelmen all erhencken"

wettert er zuletzt und fährt drein mit dem Schlußwort:

„Ich müß an dich, du fule schar,
Ich müß dir bschären hut und har,
Wie ich den Baalspfaffen thet."

Anderen Geistlichen ist ihr Orden verleidet, Nonnen und sogar die Äbtissin wollen den geistlichen Stand verlassen, sie haben in sich „kein Nunnenfleisch". Prediger und Karthäuser aber wollen trotz dem Elias noch in ihren Klöstern bleiben, aber nicht aus Frömmigkeit, sondern nur, weil ihr Stand sie noch ernährt. Der Kardinal unterstützt sie in ihren Schimpfreden gegen den „alten keib" Elias. Aber der Prophet fällt mit der Geißel über sie:

„Daß üch Gott straff, jr vollen wänst,
Kennendt jo nüt, dan suffen und fressen,
So müß ich üch die kutten messen!"

In die bunt wechselnde Reihe werden darauf die Orte der Eidgenossenschaft redend eingeführt. Da ist es nun eine wahre Freude, die Ergüsse der Vaterlandsbegeisterung zu hören, welche die Worte des Dichters durchdringt. Uri preist die Unabhängigkeit der Schweizer:

„Gott lobs, daß ich kein Münchlin worden,
Mir Schwytzer hand ein fryen orden." . . .
„Mir gent auch niemandts kein tribut,
Habend all ein fry ledig hut."

Bruder Klaus allerdings, der Allverehrte, klagt dem mit ihm daherwandelnden Moses, daß die Schweizer nicht mehr die Alten seien,

„Als het ich's nie kein gůts gelert."

Mit einer Breite, die man nur dem Pfarrer, nicht dem Dichter Boltz verzeihen kann, erzählt darauf Moses seine ganze Geschichte. Schön ist aber dann, wie vor des Propheten Angesicht Bruder Klaus den lieben Gott für seine Eidgenossen bittet:

„Ein gmüet, ein hertz woll er jnn geben,
By ein andren zsterben und zleben."

Sich an die einzelnen Orte selbst wendend, ermahnt er sie zur Einigkeit und warnt sie vor allzugroßer äußerer Hoffart; er tadelt das Hofiren bei fremden Fürsten und macht eindringlich auf die schlimmen Folgen der Mittheilung aller Beschlüsse an diese Fremden

aufmerksam. Unterwalden will sich die Rede zu Herzen nehmen und will treu den Bund wahren, den man leider lange unerneuert gelassen habe. Schwytz stimmt bei:

„Mit Gottes Kraft, so blyb ich Schwytz,
Myn zeichen ist ein wysses crütz,
Das will ich bhalten biß an's end!"

Zürich, „das vorderst ort jnn der Eydgnosschaft", gelobt:

„Wenn ein Ort würd in nöten ston,
By dem wurden wir sleben lon!"

und Bern bekräftigt:

„Wolt jemands sich gewalts beflyssen,
Der Bär würd jhn zestucken ryssen."

Luzern ist gleichen Sinnes, und Zug und Glarus erinnern an ihre alten Thaten und erzählen von ihren Altvordern:

„Der Pfaw hat oft gehn jhn gemupfft,
Des hands jm wüest die fädren grupfft."

Basel thut mit Kraft seine Zuneigung kund, es will den Eidgenossen immer zur Verfügung sein, will von „keinem Ort abston",

„Wurd ehe mit jhn zů schytren gohn"

und seine Bürger sind zu Allem bereit:

„Mit großen und mit kleinen büxen
Wend wir den fynd zu boden sprützen!"

Wie den Baslern, so werde es, heißt es weiter, auch den verbündeten Mülhausern „ab den fynden nienen grusen". Freiburg, Solothurn und Schaffhausen versprechen das Beste, auch Appenzell will bei den Eidgenossen „bstendig ston

„Und sott der Boden undergohn!"

Nochmals mahnt Bruder Klaus:

„Lond üch dhend mit gold nit schmieren,
Halten üch zů Gott dem heren,
Dem dank, du frumme Eydgnosschafft,
Daß er dir hat gän so vyl krafft."

Dann aber tritt, höhnend auf die Schweizer, der Edelmann auf. Er legt jedoch im Laufe seiner Rede die ganze Verkommenheit seines Standes blos, und der „groß Schwytzer Bur" behauptet, daß von Adam her alle Menschen gleich geboren seien. Adam selbst tritt sodann auf mit dem wahren Worte:

„Welcher ist wyß und tugendtsamm,
Den macht tugendt zům edelmann."

Der sogenannte Adel aber sei durch Unrecht zur Macht gekommen, durch Stegreif und Leuteschinderei.

Als lebendes Beispiel für den Uebermuth des Adels klagt ein Bauer seine Noth. Ihn aber tröstet die Hoffnung; dem „Glückhaftigen“ gegenüber jedoch, der sich seines guten Geschickes überhebt, deutet Fortuna auf die Unbeständigkeit alles Irdischen hin. Dem „Unglücksamen“ läßt der Dichter durch Hiob sagen, daß er in noch viel größerem Leid Gottes Güte habe erkennen dürfen. Endlich wird einem „Schleckmul“, das im beigegebenen Holzschnitt als Weib dargestellt ist, von der Mäßigkeit, einem „herrlichen wybsbild“ das Wohlleben mit bitterm Tadel vorgeworfen. — Der Dichter mochte nun fühlen, daß er etwas viel der Tugenden und Laster neben andern einzelnen Gestalten habe auftreten lassen, die manchmal fast zu weitläufig das alte Testament zu Nutz und Lehre angezogen haben. Er führt darum in sein Stück eine Handlung ein. Sie ist gleich ein wenig derb, denn ein ganzer Haufen von Teufeln stürzt auf die Scene. Sie muntern eine Bande von Säufern und Fressern zum beharrlichen Weiterschlemmen auf, obschon bereits ein Trupp solcher von dem Teufel „Vollbock“ dem Vater Belial vorgeführt wird. Die Prasser scheinen sich aber aus der Höllenfahrt nicht viel zu machen. Sie beginnen mit Hohnreden auf die Mäßigkeit, die ihnen ihr schlechtes Leben vorhält. Zuletzt fallen sie über sie her und schlagen sie todt. Für die Zeit bezeichnend ist, daß die betrunkene Rotte aus lauter Deutschen besteht. Es sagt darum auch die um die erschlagene Mäßigkeit klagende Gerechtigkeit:

„Tütsch land, Gott wirdt dirß nit vertragen,
Das dmeßigkeit ztodt hast gschlagen!“

Die ruchlosen Deutschen jagen aber die Gerechtigkeit von dannen, denn „toll, voll und unbsint wend sy blyben.“

Im Weggehen sagt sie traurig von den Deutschen:

„Ire fyendt hand dwoffen gschliffen,
Das mörder liedlin langest pfiffen“. . . .
„Ach Tütschland wie bist du verblendt!“

Das kümmert aber Keinen, im Gegentheil. „Jetzt facht doruff an singen die volle rott, gond ringswyß um die Temperantiam:

„Ins tüffels nammen faren wir,
Bym wyn da machen mir gůt gschir,
Mir suffen gantze Becher uß,
Daß unser keiner kumpt lär ins huß. Heienhoschenho!“

Noch zwei weitere Strophen jubeln unflätig über die todte Mäßigkeit: „Heienhoschenho" schallt es. Da aber kommt der „Wäppner" des Todes, das Fatum, ruft seinen Herrn, und dieser schießt „den huffen voller zapffen", die „verzwyfelten mistfinken" todt. Teufel unter der Anführung von „Bodenloß" holen die Todten und „tragens zur hellen mit grossem gschrey. Nach dem gschicht dunder und erdbidem. Die engel legend Temperantiam inß grab." Mit einem Trauerpsalm, dem — wie auch dem vorhin citirten Liede — eine eigene Weise beigedruckt ist, schließt der erste „handel". Den folgenden eröffnen ein Cherubim und der Engel Michael mit einer nochmaligen Klage um die von den Deutschen erschlagene Mäßigkeit. Wieder treten lasterhafte Menschen und ihre Tadler auf: Den Kleidergeck straft der Engel Uriel, der besonders gegen die allzu üppigen Trachten der Bürgerfrauen eifert. Die erste Rüge gilt auch hier wieder den Deutschen, die aller fremden Völker Leichtfertigkeit annehmen. Dem Müssiggänger, der sich nirgends wohler befindet als beim Spazieren auf der Rheinbrücke, liest die „Uebung" den Leviten, während den Studenten und andern jungen Leuten, die des Nachts als Zinkenbläser und Lautenisten Ständchen bringen, der Teufel Schürdenbrand die Hölle heiß machen will. „Ich will sy brennen wie haberstro", ruft er, tanzt jedoch dann mit einem andern Teufel ab, sobald die Frau Musika erscheint. Diese ist unzufrieden, daß sie so ganz verachtet sei, schließlich fängt sie aber an zu spielen, und der Jüngling Behendigkeit hebt mit der Petulantia ein Tänzchen an. Doch da kommt wieder der Tod, „schüßt sy mit dem pfyl ztodt, daß sy fallt ufs angsicht." Die Teufel „tragendts in dhell, da fachts an donnern, plitzgen, helsch für brennen", und der zweite Akt ist zu Ende. Der dritte wendet sich an die Jugend. Einem Spieler muß sein Knabe Ludi Yßvogel die Karten bringen. Von dem Jungen sagt der Vater selbst ironisch genug, er sei schon ein schöner „fryer fetzling":

„Ein jeden kann er speien fyn,
Als ob er byn Pecken knaben wer gsyn."

Diese Beckenbuben scheinen der Typus von Basler Schlingeln gewesen zu sein. Und einen solchen, den Fritz Beckenblümlin, fordert denn der böse Bube auch wirklich auf, sich mit ihm bei der Karthaus zu raufen. Ueber diese bösen Jungen und über die allzunachsichtigen Eltern klagt dann der „Gsatzpriester" Hely. Währenddem kommt mit

Schandreden der Bube zurück und bringt dem Alten die Karten; wie er aber nach dem Spielbrett geht, schießt ihn der Tod. Er schreit Mord und Helffio. Der Vater, der auf den Tod hinfährt, wird gleichfalls erschossen, und die beiden Teufel Behemot und Astarot schleifen sie zur Hölle. — Eine Rede des Herolds endet hier für den ersten Tag ein Spiel, welches dem Kolroßischen „Von fünferlei Betrachtnussen" äußerlich nicht ganz unähnlich ist. Was allerdings die Kraft und die Fülle des Stoffes, die Gewandtheit der Sprache und den allseitig umfassenden Geist des Ganzen anbetrifft, so steht Boltz unendlich hoch über dem Kirchenlieddichter. — Der zweite Tag des Boltzischen Stückes gibt zu den Reden und Handlungen des ersten viele fast parallele Stellen, doch bietet auch er eine Fülle von neuen Beobachtungen. Wiederum leitet ein Herold das Ganze ein. Gleich darauf will ein Schalksnarr sich kurze Weile verschaffen und will sehen, wie er die Leute um ihr Geld bringe. Ein Philosoph tadelt ihn und ein „Erznarr" jagt ihn davon. Dann fordert ein Fechtmeister einen Jüngling auf, die edle Kunst des Fechtens wieder in Schwung zu bringen, denn die Jugend verachtet heutzutage körperliche Uebungen und wird dabei podagramisch, mit andern Worten, sie „suft sich lamm und krumb," und alte gute Sitten, wie Musik und Schauspiel, sind abgekommen. Ein anders Bild bietet uns die Dorfbäurin „Gred Binetsch" dar; sie ist Mutter von zehn Kindern und klagt dem reichen Mann, ihrem Zinsherrn, der Hagel habe Haus, Hof, Acker und Reben schwer geschädigt,

„Des müendt mir in grosser armůt watten."

Sie bittet darum:

„Gent uns ein wyter zyl und tag,
Denn ichs uff myn trüw jetz nit hab."

Der Reiche aber weist sie ab und heißt sie ihren Mann, den „Hans Seltenrych von Übelrieten" holen. Aber auch gegen diesen ist der Herr unbarmherziger „denn ein hundt," und um seinen Drohungen Nachdruck zu geben, läßt er seinen Diener Hechtlihoh und den Vogt Henkdenmantel kommen.

„O mordio mir armen man,
Wie will ich mit den kinden bstan!"

ruft der Unglückliche. Doch er vertraut Gott und siehe! Da kommt sein Freund Uli Kogenstil und hilft ihm mit einem Darlehen aus der

Noth. Bereits wird der Reiche von einem Teufel bemerkt, der ironisch meint:

„Do kumpt erst ein rechtschaffen man,
Der hatt sich allezyt thůn flyssen,
Wie er Gott und dwellt möcht bschyssen.“

Der Reiche aber will niemals von seiner Härte gegen die Bauern lassen; er flucht:

„Wott Gott, wenn ich etwas nach ließ,
Daß mich der stroll und dunder schieß!“

Da donnert es wirklich, und der Blitz erschlägt den Geizhals. Die Teufel freuen sich gewaltig über den „feißten kutzen“ und schleppen ihn zur Hölle. Dann schreitet würdig und ernst ein Doktor daher. Selbstzufrieden meint er, es sei doch „ein fyn Ding umb glert lüt,

By denen spürt man keinen gyt (Geiz),
Gond nur der kunst und gschrifften nach ...“
„Kein nyd und haß sy gar nit tryben,
Allzyt si gern doheimen blyben.“

Ihm replizirt aber Pasquillus, der gar viel von dem Eigensinn, der Aufgeblasenheit, ja auch von dem Geiz der Geistlichen und Gelehrten zu erzählen weiß. Mit einem dazutretenden Studenten will er jedoch nicht anbinden. Er überläßt das dem gelehrten Beanus, unter welchem wir uns unschwer den bekannten Humanisten Beatus Rhenanus vorstellen können. Scharf tadelt dieser, wie die Studenten den Weibern nachlaufen, der Obrigkeit nichts nachfragen, trinken, lärmen, Bücher und Kleider versetzen;

„Das ist ein fyner Studentenstand,“

schließt er;

„Wen jr dan groß sindt und erwaxen,
Könnend jr anderß nüt dan gaxen,
Wie dhen, wenß hat ein Eyh geleiht.“

Die Studenten nehmen sich aber das wenig zu Herzen:

„Kumpst du in unser losiment
Gar wiest mir dich behoblen went,“

lachen sie im Weggehen und machen dem Landvogt Platz. Der rühmt sich:

„Was mir Herren thůend, das ist recht,
Gott gäb es syg lätz oder schlecht,
Wer uns wott fast die worheit sagen,
Den wotten wir zům land uß jagen!“

Die Gerechtigkeit bedauert die Stadt, in welcher so gesinnte Amtsleute walten. Der Landvogt aber jagt sie weg:

„Hebs mul zů, frau Gerechtigkeit,
Was gadt dich an die oberkeit?
Het zwalten wie es ihr gefallt,
Ueber sy hastu keinen gwallt."

Justitia schweigt aber immer noch nicht. Da läßt ihr der Vogt die Augen verbinden, die Diener nehmen ihr Schwert und Flügel. Sie redet aber trotzdem weiter. Da ersticht sie der Landvogt:

„Se hin, das dich der tüfel schendt,
Wil din schelten nit han ein endt!"
„Der Gwalt ist über Grechtigkeit!"

schließt die Frevelrede des Beamten. Da kommen Engel, „es dondret, und eß nemmends vier Klagpersonen und lupffen die Gerechtigkeit inß grab, die Engel decken die bor mitt eim köstlichen tůch." Die Liebe, die Gütigkeit, die Wahrheit, die Geduld und die Hoffnung stehen jammernd um das Grab; mit einem „Clagliedlin", wie es der Mäßigkeit ward, schließt der Akt. — Der neue — fünfte — wird mit einer Klage der Freundschaft um ihre Schwester Gerechtigkeit eröffnet. Alle Tugenden, heißt es, kämen in Verfall, und wirklich ist es einem Geometer, der die Scene betritt, mit all seinen Instrumenten nicht möglich, wahre Freundschaft zu finden. Ein Ehemann jedoch kennt sie noch, er hat ein treues Weib gefunden und ist dessen herzlich froh. Nicht lange läßt aber sein Gegenstück auf sich warten, ein Haushalter, der Ach und Weh über sein böses Weib schreit. Dieses, Frau „Hadermätz" erscheint denn auch und übertrifft — man mag sich denken, zu welcher Freude des Publikums — alles Dagewesene an unfläthigen Reden. Ihr Anfangswort:

„Mich dunkt, ich hör hie mynen keiben,
Ich můß ihm gon etwas ankleiben"

ist das Gelindeste, was sie sagt. Zuletzt prügelt sie ihren Mann. Den tröstet der alte Hiob, Gott strafe die Menschen auf verschiedene Art. Auch die Geduld spricht dem Aermsten zu, der sich freuen würde, wenn sein Weib bald stürbe;

„Ich hab sy aber, es ist uß,
Will wider heim inß marter huß,"

stöhnt er und geht ab.

Den Akt beschließt ein Zwiegespräch zwischen einer Kupplerin und einem mit einem Alten verheiratheten jungen Weibe. Letztere

erhält lange Lehren, wie sie ihren Mann betrügen solle. Doch da kommen die Stadtknechte, die zwei Weiber in den Kerker zu führen. Auf dem Wege dorthin holt sie aber der Teufel. — Den letzten Akt endlich leitet eine der interessantesten Scenen ein. Es klagt Tobias in beredten Worten über die Bettler, von denen ganz Deutschland voll sei, die der „gengist orden" seien. Die Landplage des XVI. Jahrhunderts wird uns auch leibhaftig vorgeführt. Es ziehen in langem Zuge die sogenannten Jakobsbrüder auf, vorgeblich Pilger nach St. Jago di Compostella. Nach einer dem Text beigegebenen Melodie singen sie das Jakobslied. Sie verdienen viel Geld mit ihrer Heuchelei, kann doch die alte Jakobsbrüderin höhnisch lachen:

„Ha, ha, ich lach der gůten schwenck!
Wenn ich an unser leben denck:
Kein Fürst uff erden hatts so gůt,
Wir mangeln weder fröud noch můt.
All tag voll, das ist unser krütz,
Es brist uns uff der erden nütz!"

und sie schließt mit der Aufforderung:

„Wer hie gůt ful leben well han,
Der nem den Bettel orden an!"

Der „Landstrycher" lobt das Leben auf dem Kolenberg, der alten Bettlerfreistatt in Basel, und der Kirchweihbettler rühmt, wie er die fallende Sucht zu heucheln wisse. Auch die entlaufene Pfaffenmagd und die fälschlich schwangere Bettlerin zählen ihre Streiche auf:

„Wir leben wol zů aller frist,
Es ist nitt über wyber list!"

rufen sie, und nach ihnen erklärt der welsche Bettler, daß Deutschland das Eldorado für die Lumpen sei. Mancher Welsche laufe in Deutschland betteln, der zu Hause viel Vieh stehen habe. Die Welschen selbst aber, heißt es, dulden keinen deutschen Bettler im Lande.

„Das trybend mir, es gadt wol hin,
Jr Tütschen wend betrogen syn!"

Charakteristisch ist die Rede des kleinen welschen „bettlerlins"; er radebrecht so äußerst ergötzlich:

„O lieb vatter, loß mir blyb,
Jn der Tütschland hab ich gůt zyt....
Der Tütsch git mir gnůg eß;
Mon pare (mon père) ick bin wol gesess,
Grieß mir ma lieb mare (ma mère), allein
Spräck sů jr, ick well nimme heim."

Und daß kein Stand der Menschen fehle, tritt endlich auch ein Jude auf, der sich schwer darüber ärgert, daß jetzt auch die Christen das Betrügen verstünden. Da aber fährt wie der Sturmwind Belial mit seiner Horde über die Scene. Sie freuen sich recht teuflisch, daß sie unter Herren, Gelehrten, Reich, Arm, Narren und Kindern „so vil gest zammen lesen". Fast müsse man die Hölle weiter machen, denn schon sei ihr Raum von Geistlichen stark in Anspruch genommen. Alle Personen des Stücks, mit Ausnahme der Propheten und der Tugenden, treten „uß den hüßlin", und Alle, die dastehen, haut in gewaltigen Mahden des Todes Sense zusammen.

„So houw ich jetz on durens dryn,
Gott well üch all barmhertzig syn!"

So redet der Tod selbst. Dann wendet er sich in eindringlicher Rede an die Zuschauer, und Wahrheit, Geduld, Güte, Bescheidenheit, Demuth und Vernunft thun in klagenden Worten kund, daß um des Todtschlags der Gerechtigkeit willen die Welt so bitter gestraft werde. — Das Stück wäre zu Ende. Doch der Dichter entläßt uns nicht, bevor er noch einmal den schönsten Ton angeschlagen hat, den patriotischen. Nochmals treten die Stände der Eidgenossenschaft auf. Sie sind äußerst erschreckt über die vielen Todten und geloben sich, fortan auf Gott zu bauen. Alle reden in diesem Sinne, Basel z. B. schließt:

„Denn selten ghradts zům gůten endt,
Wo man füert böses Regiment,
Drum lond uns niemandt verfüeren,
Ein jeder thüeg sich reformieren."

Freiburg, das von der Kleiderhoffart abräth, weiß den beherzigenswerthen Spruch:

„Zerhauweß kleidt, zerfätztes gmüet,
Das bringt und macht vil seltzams plüet."

Am Ende stößt Uri in sein Horn und fordert auf:

„Wir wend by Gott dem Herren blyben,
So wirdt uns gwiß niemes vertryben!"

Da erscheint auch Bruder Klaus wieder, und er freut sich mit Dank gegen Gott, daß er seine Söhne zur Erkenntniß gebracht habe. Seine Rede schließt mit der Aufforderung, den alten Bund neu zu beschwören. Alle sind voll heiligen Eifers, feierlich treten sie zusammen und leisten sich neu die Eide der Treue. Sodann aber danken alle Stände, voran jetzt Basel, dem seligen Bruder, und der Wunsch kommt

über aller Lippen, daß, was da im Spiele geschehe, recht bald in Wirklichkeit an den etwas entzweiten Eidgenossen vor sich gehen möge. — Auf einen solchen Sieg der guten Sache hin kann nun aber der Dichter die Zuschauer nicht mit dem bittern Gefühl entlassen, daß Mäßigkeit und Gerechtigkeit auf ewig todt seien. Er schickt darum den Engel Gabriel und dessen himmlisches Gefolge auf die Bühne und läßt verkünden, daß der Herr, nachdem die Uebelthäter ihren Lohn empfangen hätten, die Gerechtigkeit erwecken wolle. Die Engel stoßen in ihre Posaunen, man geht zum Grab, und an der Hand des Erzengels Michael, unter dem Jubel himmlischer Chöre erhebt sich Justitia wieder, Gabriel gibt ihr das Schwert zurück, Engel hängen ihr die Flügel wieder an. Die Gerechtigkeit redet gewaltig zu den Zuschauern; unterdessen richtet Gabriel auch die Mäßigkeit wieder auf:

„Solt wider zů den Tütschen kehren,
Bescheydenheit sy hinfürter lehren."

Auf Gottes Geheiß befiehlt Gabriel auch den übrigen Todten, aufzustehen. Unter gewaltigem Trompeten- und Posaunengeschmetter erheben sie sich. Alle stimmen einen Lobgesang an, und ein feierliches Te deum schließt das Ganze. Ein letzter Herold dankt der Obrigkeit für Herrichtung des Platzes und verspricht den gnädigen Herren die Treue der Bürger.

Die Analyse des „Weltspiegels" mag nicht immer klar haben erkennen lassen, wie kurzweilig und frisch Boltz seinen Stoff behandelt hat. Darauf aber besonders möchte ich noch einmal aufmerksam machen, daß die Worte, in denen der Dichter der Vaterlandsliebe Ausdruck verleiht, dem Besten zur Seite gestellt werden dürfen, was die patriotische Begeisterung aller Zeiten den Gestalten der Bühne in den Mund gelegt hat. Ich sage nicht zu viel. Denn klingt aus den Worten, welche alle dreizehn Orte auf die Mahnung des Bruders Klaus diesem nachsprechen:

„Alles was uns ist vorgseyt
Wend wir halten by gschwornem eydt,
Uns nimmer lon trennen und spalten,
Auch thůn wie dpuntsbrieff innhalten;
Dorbi wir bstendig blyben wellen,
Das helff uns der Gott aller helgen (Heiligen)!"

Klingt es, frage ich, aus diesen Versen nicht schon wie in den Tönen der ewigen Worte Schillers: „Wir wollen sein ein einzig Volk

von Brüdern!"? Man nenne den deutschen Dichter, der in jener frühen Zeit schon solche Klänge des Patriotismus gefunden hätte. Nur in der Schweiz lebte damals solcher Geist, und Boltz und der Berner Niklaus Manuel, die ich mit Recht glaube in eine Reihe stellen zu dürfen, sind seine Interpreten vor dem Volke gewesen.

Wenn ich eben gesagt habe, daß Boltzens Stücke auch dadurch dem Neuen sich zuneigen, daß ihre Akte an den Stellen schließen, wo die Logik Einschnitte gebietet, so galt dies weniger von dem „Weltspiegel" als von seinem ersten Stücke. Einen weiteren Fortschritt in dieser Beziehung bezeichnet Boltzens drittes Stück, die „Oelung Davidis deß Jünglings, Und sein Streit wider den Risen Goliath." Es wurde im Jahre 1554 in Basel gedruckt, und in einer Vorrede vom 4. September jenes Jahres widmet es der Dichter dem Herrn Ulrich Wieland, Stadtschreiber zu Mülhausen, dem er lange schon versprochen habe, eine lustige Comödie für die guten Mülhauser zu schreiben. Das Stück ist darum vielleicht nicht in Basel gegeben worden. Es zählt sieben Akte, und zweiundsechzig redende neben beliebig vielen stummen Personen haben es auszuführen. Dieses Spiel ist unstreitig das beste des Dichters. Die Handlung ist streng geschlossen, die Sprache edel; denn auch dadurch erhebt es sich über „Pauli Bekehrung", daß es kein Tendenzstück der Reformation mehr und deshalb frei ist von Ausfällen gegen grobe Gegner. Der Dichter nennt in einer Vorrede seine Quelle, die Monomachia Davidis et Goliae, ein Heldengedicht des Zürcher Pfarrers Rud. Gwalther; er dramatisirt also die aus der Bibel bekannte Geschichte, beginnend mit Davids Berufung durch Samuel und schließt mit Davids Vermählung mit Sauls Tochter Michol. Die Handlung zwischen diesen zwei Momenten ist kurz folgende: Samuel, der betrübt ist über den vom Bösen besessenen Saul, läßt sich in Bethlehem Isais acht Söhne der Reihe nach vorstellen, und bei jedem einzelnen befragt er Gott, ob er ihm genehm sei. Sieben werden verworfen, der älteste, Heliab, mit den Worten des unsichtbaren Herrn:

„Samuel nit sollt sehen an
Usserlich gstallt und schönen man;
Ich gsich schörpffer dann menschenaugen,
Daß hertz thůn ich eym jeden bschauwen,
Verworffen hab ich die person,
Drumb heyß eyn andern zů har gon."

Schließlich wird David gesalbt. Der zweite Akt führt uns zu Saul. Diesem ist nirgends mehr wohl. Der böse Geist kommt über ihn. Diesen verlegt der Dichter nicht allein in das Innere des Königs, sondern der Zuschauer muß ihn sehen. Boltz gibt darum die scenische Notiz: „Saul mit seiner Ritterschafft, Laufft jhm ein gar kleyns Tüffelin allweg nach." Er jammert:

„O mordio der großen not,
Wäger wär mir der bitter tod.
Gendt messer här, ach messer här!
Wolt Gott, daß ich erstochen wär!"

Dann „zablet und schumbt er. Seine diener heben jn auf ein künglichen sessel, streichend jm köstlich wolschmackend Oel an, biß er zů im selber kumbt". Auf den Rath seiner Großen läßt er den David zu sich bescheiden, damit dieser mit seinem Saitenspiel ihn erheitere. David thut, was ihm geheißen, er schlägt mit großer Kunstfertigkeit die Harfe, und „der Teuffel flücht". Zum Lohn wird David vom König die Würde eines Waffenträgers verliehen. Der dritte Akt führt uns in die Vorbereitungen zum Krieg, in's Lager der Philistiner. Ihr König Achis und sein Riese Goliath drohen so fürchterlich, daß den Israeliten am Hofe aller Muth entfällt. Dieser hebt sich jedoch wieder im Augenblicke, wo die zwölf Herzöge Israels zu Sauls Heere stoßen. „Gott grieß euch Helden, lieben männer" ruft ihnen der König zu, und der vierte Akt geht hin mit den Rüstungen auf israelitischer Seite. Im fünften beräth Goliath mit den Vögten der Philistiner. Sie werden eins, die Hebräer zu überfallen, aber auch diese sind kampfesmuthig, ein „Trummether deß Sauls macht" sogar „eyn feldgschrey". Der König aber hält den Augenblick noch nicht für gekommen, obschon seine „kriegslüt brummlen", daß man sie nicht zum Kampfe führt. Einstweilen „haltet sich dz gantz herr deß Sauls verborgen und still." Im sechsten Akt fordert Goliath die Feinde zum Zweikampf, und da erst tritt eigentlich David auf. Er ist von seinem Vater in's Lager gesandt worden, um sich nach seinen Brüdern zu erkundigen. Dies gibt dem Dichter Anlaß zu einer Scene, die so recht sein Streben nach dem genrehaft Humoristischen erkennen läßt. Davids ältere Brüder, die „großen Hansen" behandeln nämlich den Jüngsten, wie ein Kleiner von großen Lümmeln traktirt wird. Wie er fragt, was dem zum Lohn werde, der den Riesen erschlage, antwortet Heliab:

„Eyn dreck uffs mul, der wer dir gůt,
Hör auff, es ist ghrad eben gnůg!"

Er läßt sich aber nicht abschrecken und findet, es sei „fürwar ein Küngliche gob", daß Saul dem Sieger eine Tochter zum Weibe geben wolle. Und wie er sich dann zum Kampf rüstet, macht es ihm auch nichts, daß ein Goliathischer ihm zuruft:

„Du leckers bůb, was thůst du do?
Was fragst du den Kriegsläuffen noch?
Leg dich ins tüffelß namen schloffen,
Gang, troll dich heim zů deinen schoffen."

„Eschengrüdel" unter den andern nennt ihn Goliath; doch David, voll heiligen Eifers, fordert den Riesen heraus:

„Bößwicht ich förcht din tröuwen nit,
Ston hin, ich wich dir nit eyn dritt,
Du drittst zů mir mit starcker gwehr,
Mein schutz und schirm ist Gott mein herr.
Du hast eyn großen Ysenhůt,
Zům schwert und schilt setzst du din můt;
Ich kumm aber wehrloß zů dir.
Im nammen Gots dritt herfür,
Ja im nammen Gott Zebaoth,
Den du so frefflich hast verspott.
Der würd dich hüt in mein hand geben,
Will dir nemmen leib und leben."

Das sind die kühnen Worte, die er redet, und er schließt sie, kraftvoll und doch demüthig:

„Der kampff ist Gottes und nit mein,
Vor dem würstu nit starck gnůg sein."

Darauf folgt der Kampf und Tod Goliaths. Das Heer kehrt nach der Hauptstadt zurück: „Die Künigin Jerusalem mitt allen Jungkfrowen zücht jhnen entgegen," und alle lobsingen „Im thon Nun fröuwt euch lieben Christen gmeyn" sieben Strophen:

„Gelobt sy Gott im höchsten thron,
Der uns den syg hat geben. u. s. w."

Der siebente Akt zeigt uns Saul verdrießlich darüber, daß er dem David versprochener Maßen eine Tochter zur Frau geben soll. Er beräth sich mit Jonathan. Dieser ist der Ansicht, daß es wirklich Zeit sei, die Schwestern zu vermählen, sie seien sehr heirathslustig; er schildert:

„Die eltest sott zům ersten dran,
Sy hett so gar zu gern ein man,
Dann wenn man seyt von disen sachen,
So thůt sy nüt dann stäts lachen.
Sott aber ich die wohrheit sagen,
Die jünger dörffts zům esten wagen,
Sy kann gar sältsme bößli treiben,
Mag dlänge nit on eyn man pleiben.“

Dem König ist der Unmuth vergangen, und er antwortet lachend, so recht menschlich herzlich lachend:

„Ich hör vil lieber von disen dingen,
Dan David seine Psalmen singen.“

Die Töchter sollen wählen. Merol, die ältere, ist zu stolz, um den Hirten zu nehmen;

„Ich will ihn kurzumb nit den luren,
Mein gschlächt, das ghört nit under dburen“

sagt sie. Michol dagegen, die jüngere, hat den jungen Helden wirklich lieb, und kindlich unbefangen sagt sie zum Vater:

„Kann ihm fürwor nit feindt sein,
Dann er hilfft euch meisterlich fein;
Wann er vor euch die harpffen schladt
Ganz artlich fein es ihm an stadt,
Und wär er nit eyn schäfers sun,
So möcht ich in hertzlich wol han.“

David ist aber kein Schäfer mehr; er darf seinen Blick zu ihr erheben. Er liebt sie auch wirklich, denn es ist von ihm bekannt:

„Von der tochter lacht er und schmollt,
Ließ sich mercken, er wär ir holdt,“

und wie ihn schließlich Saul fragt, ob er die Michol wolle, da „fallt er auff seine knüw, spricht:

„Ja über alle menschen uff erd
Begär ich die edle tochter werd,
Nach jr stadt all meins hertzens bgir,
Wott Gott ich gfiel der gleichen jr.“

Und Michol gesteht ihm:

„Sehin du schöner, starcker Held,
Mein hertz hatt dich vorlangest erwehlt.“

Er sei auch wirklich, heißt es von ihm,

„ein Man wie der lieb tag,
By dem sich eine fröuwen mag!“

Michol nimmt Abschied von ihrem Vater und folgt ihrem „liebsten man". Saul und die Fürsten reiten von dannen. — Wie schön ist diese letzte Scene, eines modernen Schauspiels vollkommen würdig; und zu welchem Schwung erhebt sich wieder Boltzens Sprache, in der Herausforderung an Goliath! Daneben die kleinen, lieblichen Züge, die er überall einstreut, und Alles das in der gewandten sicheren Sprache lockt uns das Geständniß ab: Boltz ist ein echter Dichter, er ist der größte, der in der Schweiz des XVI. Jahrhunderts thätig gewesen ist, in diesem Stück unzweifelhaft größer als Manuel in irgend einem, ja wohl auch größer als mancher Deutsche; ich glaube sogar, mit Hans Sachs könnte er um die Palme ringen.[69]

Denselben Stoff hat in Basel nochmals ein Dichter behandelt: Matthias Holtzwart.[70] Dieser wurde im Jahre 1540 zu Horburg im Elsaß geboren. Er scheint eine Zeit lang in Basel gewesen zu sein; als er sein Stück schrieb, war er Stadtschreiber zu Rappoltsweiler, ebenfalls im Elsaß. Es heißt: „Saul. Ein schön, new Spil vom Künig Saul unnd dem Hirten Dauid. Wie deß Sauls hochmůt und stoltz gerochen, Dauids demütigkeit aber so hoch erhaben worden," und es wurde „durch ein Ersamme Burgerschafft der loblichen Statt Basel gespilet, auff den 5. tag Augstmonats 1571." Der Stoff wird darin entsetzlich breit getreten, so daß das Ganze äußerst fade bleibt. Man hat aber zu der Aufführung des Stückes großartige Zurüstungen[71] gemacht. Man hatte die Eidgenossen nebst vielen Grafen und Herren eingeladen und jene den Orten nach auf den Kornmarkt gesetzt. Während der Comödie, die mit zehn Akten zwei volle Tage in Anspruch nahm, wurde den Ehrengästen aus zwei silbernen Fäßlein zu trinken gegeben, hernach wurden sie auf der Safranzunft gastirt. Dem Drama geht eine Widmung an den Rath von Basel voran, welche von der Achtung handelt, in welcher das Schauspiel bei den Alten und wohl auch bei den Juden gestanden habe. Im Stücke selbst treten hundertundzehn redende und zweihundert stumme Personen auf; die Handlung beginnt mit Goliaths Tod. Dann wird David erhöht, er erhält Michol zur Frau. Das Drama schließt aber erst mit Sauls Selbstmord und Davids endgiltiger Erhebung. Die Handlung wird vielmals unterbrochen durch Rechtsverhandlungen, Kämpfe, Gesänge, Aufzüge und trockene Reden. Im Uebrigen ist sie von Boltz gestohlen, mit dem sich Holtzwart oft fast wörtlich deckt. Von Boltzens Kürze

und trefflicher Charakterisirung ist allerdings nichts mehr vorhanden; die bei ihm so gedrängte Handlung wird endlos langweilig hingezogen, und nur durch seinen immensen Apparat muß das Stück auf die Hörer haben wirken können. — Ein anderes Werk Holtzwarts ist eine poesielose gereimte Regentengeschichte von Württemberg, die er als „Lustgart Newer deutscher Poeterei" bezeichnet. Aus einer Anführung [72] kenne ich noch „Almansor". Der Kinder schulspiegel. Durch Hans Rudolf Klaubern, Burger und Arithmeticum zu Basel." Es wurde „gespielet durch einer Ehren Burgerschafft der Lobreichen Statt Basel Ehren Söhne" im Jahre 1590. Der angebliche Autor hat sich damit das Stück „Almansor" des Martin Hayneccius zugeschrieben. — Welchen Verfasser die zum 26. August des Jahres 1568 bei den Augustinern dem Churfürsten von der Pfalz zu Ehren aufgeführte Comödie „vom verlorenen Sohn" gehabt, ist nicht bekannt, ebensowenig weiß man, ob sie gedruckt worden ist. Ob ferner die im Jahre 1569 am selben Orte gegebene Comödie „von der keuschen Susanna" diejenige des Sixt Birck gewesen, wissen wir ebenfalls nicht. Ein Jugendspiel „die Geschichte des jungen Papirius" soll im Jahre 1580 von Knaben öffentlich gegeben worden sein. [73] Als Verfasser eines deutschen Dramas in Basel ist nur noch Thomas Platter bekannt. Wir wissen nämlich von Felix, seinem Sohn: [74] „Mein vatter hat ein Teutsch spil componiert, darin solt ich wirt gsin sein, genant: Der wirt zum thirren ast. alß ers agieren wolt, reiß der sterben in, also daß eß ingestelt wardt, biß ich in Frankrich, do agiert Gilbert mein person. [75] Allen diesen eben genannten Aufführungen stand übrigens das Volk gänzlich ferne; es waren sogenannte Schulkomödien, wie sie namentlich Thomas Platter zur Uebung und zum Ergötzen der Schüler und bei feierlichen Gelegenheiten eingeführt hatte. Die meisten derselben waren lateinisch, und nur, um mit einem anmuthigen Lebensbilde aus dem XVI. Jahrhundert abzuschließen, setze ich F. Plater's Schilderung solcher Aufführungen hieher. Er erzählt: [76] „Mein vatter spielt in der schůl die Hippocrisin, [77] darin war ich ein Gratia. man legt mir der Herwagenen dochter Gertrudt kleider an, die mir zelang, also daß ich im umher zien durch die stat die kleider nit aufheben kont und seer verwießet, můßt auf dem Fischmerckt in meins schniders haus, von denen, so umzogen, abwichen und doselbst die fieus (Füße) waschen. Zwingerus war die Psyche, Scalerus

die Hippocrisis, gieng wol ab, allein der regen kam zeletzt, welcher das spil verderbt und macht, daß wir uns verwüsten." — „Man hat oft spil gehalten," fährt er fort, „zů Augustineren in der kilchen unden, do ietz es verenderet. altzeit wan der neuw rector das mol geben, haben die studenten mit pfifen und drummen in der herbrig, sampt der regentz geladen und ist man in der proces in die comedy gezogen. deren so ich gesechen, war das erst die auferstendnus Christi, darin Henricus Rihener die Maria war, das ander der Zacheus, so D. Pantaleon [78] die comedy gmacht und agiert, darin des Lepusculi Döchteren [79] auch waren; die dritt comödi war Hamanus (v. Naogeorgus), dessen person Isaacus Cellarius hatt, darin war Ludovicus Humelius nachrichter; alß er einen hencken wolt, des Hamanus sun, deßen person Gamaliel Girenfalck agiert, und im der dritt fält, in dem er in ab der leiter sties und uf ein britt solt gedretten haben und aber darneben dratt, blib er hangen und hett Humelius der hencker nit gleich den strick abgeschnitten, were er erworgt, hatt davon ein roten strimen um den halß bekommen." — „Auf der Mucken hült Humelius mit uns schůleren Aulularíam Plauti. Dorin war ich Lycondes, hat einen schönen mantel, so des Schärlins sun war und Martinus Huberus mein knecht Strobilus". — „Meins vatters dischgenger agierten auch etwan comoedias, wan mein vatter gest hatt. einest hielten sy den I. actum in Phormione, in dem Sigmundt von Andlůw noch gar ein kindt Crito war und solt den kurtzen spruch erzellen: ego amplius deliberandum censeo. res magna est. Daran hatt er ettlich tag gstudiert und wie ers in actu sagen solt, sprach er: „e, e, gug amplius deli li li terandum cen cen censeo" und lies das übrig aus. gab ein glechter." Und wie vergnügt es bei diesen Schulaufführungen oft zugegangen ist, sagt uns Plater bei einer früheren Erwähnung des obengenannten Spieles von der „auferstendnus Christi": „meins vatters Dischgenger machten vil narren, und teufels kleider waren auch darin, sunderlich war Jacob Truckses in narrenkleideren fir als (alles) uß mit poßen triben." [80] — Ob des Tübinger's Nicodemus Frischlin Spiel von Karl dem Großen und seinem Gemahl Hildegardis, welches Plater's Nachfolger im Rektorat an der Münsterschule, Vincenz Prallus von Hamburg am 7. August 1579 aufführen ließ, deutsch gegeben wurde, ist nicht bekannt. [81]

Aus Allem dem geht nun hervor, daß im XVI. Jahrhundert in Basel das Drama in allen Ständen eifrig gehegt und gepflegt wurde. Es schließt die Thätigkeit Basels für die deutsche Litteratur mit dem Drama. Durch Valentin Boltz hat dieses seinen Höhepunkt erreicht. Trotz der Trefflichkeit dieses Dichters hat sich an seine Dramen das moderne Schauspiel aber nicht unmittelbar anschließen können. Das XVI. Jahrhundert war dazu zu lehrhaft; und dieser Zug der Zeit, zusammen mit der vielseitigen Bildung ihrer Menschen verleitete immer wieder die Dichter zu dem Wunsche, direkt schulmeisternd auf das Volk wirken zu wollen. Darum einzig hatte das deutsche, hatte auch das schweizerische Drama keine Kraft der Fortdauer und blieben die Bemühungen um dasselbe ohne Erfolg. Es mußte, um das deutsche Drama völlig zu erneuern, eine andere Kraft lebenschaffend über dasselbe kommen, ein frischer Geist dasselbe erfüllen. Dieser Geist sollte aber nicht in Deutschland, nicht in der Schweiz erwachen. Er kam aus England her zu uns, und sein edelster Träger war William Shakespeare. Aber erst im folgenden Jahrhundert ist sein Einfluß wahrnehmbar. [82]

Anmerkungen.

[1] „Sebastian Brandt's Narrenschiff" herausgegeben von Friedrich Zarncke. Leipzig 1854.

[2] Vgl. Wilh. Wackernagel „Johann Fischart von Straßburg und Basels Antheil an ihm." Basel 1870. S. 79 f.

[3] Vgl. Wackernagel „Gesch. der deutschen Literatur". Basel 1872. S. 413.

[4] Ueber den Einfluß des „Narrenschiffs" auf die deutsche Literatur. Vgl. die Einleitung in Zarncke's Ausgabe. S. CXVI ff.

[5] Vgl. Zarncke's Ausgabe S. 210 ff. Es werden dort Auszüge mitgetheilt aus der Uebersetzung des Jacob Locher von 1497 und des Jodocus Badius Ascensius vom Jahre 1506. Die Uebersetzungen in's Französische, Englische und Niederländische gehen sämmtlich von Lochers Bearbeitung aus. (s. N. sch. ed. Zarncke S. 219 ff.)

[6] Ueber das Fastnachtspiel, vgl. Wackernagel „Gesch. des deutschen Dramas". Kl. Schriften II. S. 110 ff. Ueber ein Fastnachtspiel der Basler Buchdruckergesellen vom Jahre 1511, vgl. Bächtold „Gesch. der deutschen Lit. in der Schweiz" Anm. S. 62.

[7] Pamphilus Gengenbach ed. Karl Goedeke, Hannover 1856.

[8] Ueber sein Leben, vgl. den Aufsatz von Bartsch in der „Allg. deutschen Biographie". Bd. VIII., S. 566 ff. — In allerletzter Zeit sind nun aber wichtige Daten zur Biographie Gengenbachs aufgefunden worden. Auf Grund von Mittheilungen

aus dem Basler Staatsarchive weiß nämlich Jakob Bächtold in Lieferung 4 und 5 seiner „Geschichte der deutschen Literatur in der Schweiz“ (Frauenfeld 1889) Folgendes zu berichten: „1505, Montag vor Frohnleichnam läßt Erhard Hoinig von Nürnberg den Druckergesellen Penfylus in Arrest legen; 1507 findet sich, offenbar bei einem Raufhandel, seine weitere Spur; 1509 erhebt ein Kollege Injurienklage gegen ihn; 1511 wird er mit seiner Ehefrau abermals im Urtheilsbuch aufgeführt; im gleichen Jahre kauft er das Bürgerrecht zu Basel; 1516 ist „Panfelus“ des Buchdruckers Laden im Hause zum „roten kleinen Löwen“ an der Freien Straße aufgeschlagen; 1520 erscheint er als Mitglied der Bruderschaft der Schildknechte. 1522 wird er mit zwei Genossen aus dem Gefängnis entlassen und schwört Urfehde. Leichtfertige Reden bei einer Abendzeche auf der Kürschner Haus über Kaiser, Papst und König von Frankreich waren das Vergehen gewesen. 1524 tritt er in einer Prozeßsache klagend gegen einen Kaplan am Münster auf. Zwischen diesem und dem folgenden Jahr ist Pamphilus Gengenbach in Basel gestorben. Unterm Datum des 22. Mai 1525 schickt sich seine Witwe Anna an, ihr Haus zu verkaufen, und 1526 ist seine Druckerei bereits in andern Händen.“ (Bächtold a. a. O. S. 274 und Anm. S. 68.) Dies das urkundlich absolut Sichere, was über G. bekannt ist. Daß Pamphilus Gengenbach „von Nürnberg nach Basel eingewandert und direkt von dort nach der Schweiz gekommen“ sei, (Bächtold S. 274), steht jedoch keineswegs „außer Zweifel“. Wohl weisen Verbindungen eines gewissen in Basel auftretenden Druckers Panfulus oder Penfylus nach Nürnberg (Bächtold Anm. S. 68), wohl mögen in Nürnberg Gengenbache urkundlich bezeugt sein. Die von Bächtold übersehene Thatsache aber, daß schon im Jahre 1480 ein Drucker Gengenbach in Basel vorkommt, dürfte die Sicherheit seiner Angaben etwas erschüttern. Laut Stehlin („Regesten zur Gesch. des Buchdrucks bis zum Jahre 1500. Aus den Büchern des Basler Gerichtsarchivs“ Leipzig 1887) tritt nämlich im Februar 1480 Ulrich Gengenbach, der Diener des Buchdruckers Michel Wenßler in einer Injuriensache gegen seinen Meister auf; am 13. März 1480 belangt derselbe „Ulrich Gengenbach der Buchdruckerxell“ seinen Meister Michel Wensler um eine Entschädigung wegen körperlicher Mißhandlung; und am 15. März 1480 giebt „Ulrich von Gengenbach, der Buchdrucker“, seiner Ehefrau Anna Keßlerin eine Vollmacht, seine Guthaben an Meister Michel Wenslern einzuziehen. Daraus geht nun hervor, daß schon 20 Jahre vor dem ersten Auftreten des Pamphilus eine Buchdruckerfamilie Gengenbach in Basel existirt hat und die Annahme, daß Pamphilus ein Sohn aus der Ehe des Ulrich mit Anna Keßler — vielleicht einer Verwandten des Buchdruckers Niclaus Keßler zum Blumen (vgl. über diesen Stehlin a. a. O. passim) — gewesen sei, dürfte wohl mehr Wahrscheinlichkeit für sich haben als diejenige einer Abstammung aus Nürnberg. Mit dieser Stadt kann Gengenbach zufällige Verbindungen gehabt haben, wenn überhaupt der bei Bächtold namhaft gemachte Panfulus oder Penfylus identisch mit unserm Dichter ist. Die Benennung Ulrich von Gengenbach in der dritten der bei Stehlin aufgeführten Stellen aus dem „Urtheilsbuche“ läßt sodann kaum einen Zweifel darüber aufkommen, daß die in Basel ansäßige Druckerfamilie aus Gengenbach bei Offenburg in Baden stammte; von dort aus sind jedenfalls nach Basel wie nach Nürnberg Leute ausgewandert, die dann nach ihrem Heimatort genannt wurden. Die sich in Basel niederließen, waren Drucker oder sind

es in Basel geworden, und ich bin überzeugt, daß Pamphilus diesem in Basel sich niederlassenden Geschlechte angehört hat; der Stammbaum, den Bächtold auf S. 69 der Anm. giebt, würde also schon für eine ältere Generation von Gengenbachen als in Basel gepflanzt anzusehen sein. — Dies ein Beitrag zum bei Bächtold Mitgetheilten.

9 Gengenbachs ältester datirter Druck ist das Regimen sanitatis, „das regiment der gesundheit" .... Am Ende: „Getruckt in der loblichen stat Basel durch Pamphilum Gengenbach." 6 Bll. 4° mit Titelholzschnitt und Druckerwappen. Nur der deutsche Text. — In Zürich. —

10 Vgl. Weller, „Das alte Volkstheater der Schweiz". Frauenfeld 1863. S. 8 f. Anm.

11 Weller, a. a. O. S. 10.

12 „Gauch" eigtl. = Kukuk; schon mhd. bedeutet es „Thor", „Narr", besonders aber den durch seine Schwachheit gegen die Weiber geprellten Narren.

13 Den Baslern hat auch der Straßburger Thomas Murner (vgl. über ihn Wackernagel, Literaturgesch. S. 413 ff. und Bächtold a. a. O. S. 280) seine 1519 in Basel gedruckte „Geuchmatt" gewidmet, mit welcher er von der Straßburger Censur abgewiesen worden war. Am Schluß des Ganzen reimt er: „Damit ir frummen Baßler gmein, Sy üch genadet groß und klein. Diß bůch, jr Baßler merckt mich eben, Das hab ich üch zů letzen geben." Sollte in diesen an und für sich freundlichen Worten vielleicht eine Anspielung liegen, daß in Basel eine Satire gegen die Weibernarren besonders gut angebracht gewesen sei? Ueber die literar. Bezüge von Gengenbachs „Gauchmatt" s. Bächtold a. a. O. S. 279 und Anm. S. 70 ff.

14 Ueber Konrad von Würzburg und seine Beziehungen zu Basel, vgl. Bächtold „Geschichte der deutschen Literatur in der Schweiz." Frauenfeld S. 116 ff. u. Anm. S. 36 ff.

15 Allg. deutsche Biogr. VIII. a. a. O.

16 Aehnliche Stoffe behandeln „Der arme Heinrich" Hartmanns von Aue, ferner Hermans von Fritzlar Legende von Sankt Sylvester (im „Buch von der Heiligen Leben"), und aus „Der Seele Trost" die Legende von Amicus und Amelius. (Vgl. „Der arme Heinrich Herrn Hartmanns von Aue und zwei jüngere Prosalegenden verwandten Inhaltes" herausgeg. von Wackernagel, Basel 1855.)

17 Bächtold in seiner Ausgabe des Niclaus Manuel (Frauenfeld 1878), S. CXXXIV ff., will die Frage nach der Priorität Gengenbachs für die „Todtenfresser" unentschieden lassen, „so lange wir nicht genauere Aufschlüsse über Gengenbach selbst haben"; es ist mir aber nicht zweifelhaft, daß Manuels 1945 Verse umfassendes Gedicht eine Erweiterung des Gengenbach'schen ist, welches nur 236 Verse enthält. Denn der Fall, daß ein Dichter — hier P. G. — aus einem längern Stück ein so kurzes Resume ausgezogen hätte, ist wohl äußerst selten. Außerdem würde Gengenbach, der ja mit seinem Werk auch auf weitere Kreise des Volkes wirken wollte, wohl kaum gerade alle die dem Volk so sehr zusagenden Stellen weggelassen haben, die das „Faßnachtspyl" des Berners zum Jahre 1522 von der Satire des Baslers vortheilhaft unterscheiden; und jedenfalls hätte er es sich nicht entgehen lassen, die charakteristischen Namen beizubehalten, die M. seinen Personen gab. Ein späterer

Basler Dichter, Valentin Boltz, hat bei Manuel geradezu nur diese Namengebung entlehnt, und Gengenbach sollte auf dieses beim Volk wirksame Mittel absichtlich verzichtet, sollte ferner den guten Inhalt des Berner Stückes um das Beste verringert haben? Nein. Das kann ich G. nicht zutrauen; sein Werk muß das ältere sein, und Manuel hat dasselbe mit fast wörtlicher Uebernahme einzelner Stellen gut, sehr gut erweitert. — Bächtold selbst ist seither anderer, mit mir übereinstimmender Ansicht geworden (a. a. O. S. 281 und 286).

[18] Weller, Em. „Annalen der poetischen National-Literatur der Deutschen im 16. und 17. Jahrhundert. Nach den Quellen bearbeitet. Freiburg i./B. 1862 u. 64.

[19] Weller, Annalen I. S. 44. — Fast alle folgenden Angaben von Basler Drucken stammen aus Wellers Werke, aus welchem sich die Zahl der bei mir nur beispielsweise angeführten Lieder Baslerischen Druckes bedeutend vermehren läßt.

[20] Ueber Samuel Apiarius vgl. Allg. deutsche Biogr. I., S. 506.

[21] Vgl. über solche Liederbücher Uhland „Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder". S. 975 ff.

[22] Uhland's „Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage." Bd. IV., S. 126.

[23] " " " " " " " " Bd. IV., S. 125 f.

[24] " " " " " " " " Bd. IV., S. 211.

[25] " " " " " " " " Bd. IV., S. 212 ff.

[26] " " " " " " " " Bd. IV., S. 244 f.

Daß das Lied selbst in Basel entstanden sei, läßt sich nicht behaupten. In der Version, die Uhland in den Volksliedern selbst (S. 689 ff.) giebt, heißt es „Das hat Jörg Busch gesungen zu Nürnberg in der stat". Jedenfalls aber ist der Druck, welcher das Lied einem Basler Setzer zuschreibt, ein Beweis für die Thatsache, daß Basel im Volke als Druckort Berühmtheit genoß.

[27] Auch wieder durch Wellers „Annalen", dann auch durch Uhlands „Volkslieder" und die dazu gehörigen Abhandlungen.

[28] Ueber diese beiden Lieder vgl. Wackernagel „Fischart", S. 54 f.

[29] Vgl. über diese Handschrift, den „Basler Tenor" die Beilage VII auf S. 192 ff., von Wackernagel's letztem Werk „Johann Fischart von Straßburg und Basels Antheil an ihm". (Basel 1870.) Geschrieben ist die Hs. meist v. Ludw. Iselin.

[30] Ein Exemplar dieser „Narragonia" in Basel. Vgl. über die Schrift die Notiz bei Zarncke (Narrenschiff S. CXXXV).

[31] Ueber diese Nachdrucke der Bibel und Luther'scher Traktate vgl. Geßler „Beiträge zur Gesch. der Entwicklung der nhd. Schriftsprache in Basel" (Basler Diss. 1888), S. 27 ff.

[32] Vgl. meine eben citirte Dissertation, passim.

[33] Den Ryff'schen Stammbaum s. in Andreas Ryff's Selbstbiographie (herausgegeben in den Beiträgen zur vaterländischen Geschichte Bd. IV.), S. 40.

[34] S. Fridolin Ryff's Chronik in den „Basler Chroniken" Bd. I (ed. Vischer und Stern, Leipzig 1872), S. 18 ff.

[35] S. Peter Ryff's Chronik in den „Basler Chroniken" Bd. I (ed. Vischer und Stern, Leipzig 1872), S. 164 ff. Ueber ihn ferner Thommen, Gesch. d. Univ. Basel 1532—1632 (Basel 1889, S. 279 f.).

[36] ed. W. Vischer in Bd. IX. der Beitr. zur vaterl. Geschichte.

[37] Ueber den „Zirkel der Eidgenossenschaft" vgl. Beitr. zur vaterl. Gesch. IX, S. 176 ff. Es ist daraus abgedruckt, aus dem Basel betreffenden Abschnitt „Der Stadt Basel Regement und Ordnung 1597" (ed. Rudolf Wackernagel in Bd. XIII der „Beitr. z. v. Gesch.", S. 1 ff.)

[38] Die Chronik des Karthäusers in den Basler Chroniken, Bd. I, S. 439 ff.

[39] Ueber Pantaleon vgl. Allg. d. Biogr., Bd. XXV, S. 128 ff.

[40] Achilles Burckhardt in den Beitr. zur vaterl. Geschichte, Bd. XII.

[41] Für die deutsche Literatur unwichtig sind Wurstisens übrige Werke. Es sind Uebersetzungen von lateinisch geschriebenen Geschichtswerken, Kollektaneen zu seiner Chronik, eine Beschreibung des Münsters, ein Bericht über sein Kirchenamt u. s. w.

[42] Seb. Münster hat im Jahre 1489 zu Ingelheim das Licht der Welt erblickt; er war aber von 1529 bis zu seinem Tod 1552 Professor der Basler Universität (Wackernagel Literaturgesch. S. 477, Anm. 19; ferner Thommen a. a. O. S. 266 ff.) Münsters Werk ist in's Lateinische, Italienische, Französische, ja in's Böhmische übersetzt worden, und es ist „der erste Versuch einer auf geographischer Grundlage aufgebauten Volkskunde" (Thommen).

[43] Vgl. das schon mehrfach angeführte Werk Wackernagels: „Johann Fischart von Straßburg und Basels Antheil an ihm." (Basel 1870) passim.

[44] Ueber Seb. Franck vgl. Wackernagel „Literaturgeschichte, besonders S. 477; ferner Allg. deutsche Biogr.

[45] Ueber Paracelsus vgl. Wackernagel „Literaturgesch. S. 487.

[46] Ausgaben von Fechter: „Thomas Platter und Felix Platter, zwei Autobiographieen ꝛc." (Basel 1840) und von Boos „Thomas und Felix Platter, zur Sittengeschichte des XVI. Jahrhunderts" (Leipzig 1878). Ueber Felix vgl. ferner Thommen a. a. O. 221 f.

[47] Beitr. zur vaterl. Geschichte, Bd. IX.

[48] Vgl. die ausführliche Darstellung des Kirchengesanges in Basel seit der Reformation, mit neuen Aufschlüssen über die Anfänge des französischen Psalmengesangs; von Chr. Joh. Riggenbach in Bd. IX, der Beitr. zur vaterl. Geschichte S. 327 ff.

[49] Ueber Kolroß vgl. Allg. d. Biogr. XVI, S. 496 ff.

[50] Des Kolroß „Enchiridion" ist abgedruckt bei Joh. Müller „Quellenschriften und Geschichte des deutschsprachlichen Unterrichts bis zur Mitte des 16. Jahrh." (Gotha 1882) S. 64 ff. und 414 ff.

[51] Ph. Wackernagel verzeichnet in seiner „Bibliographie des deutschen Kirchenliedes „(Frankfurt 1854—56) vier Lieder von Kolroß (Bd. III, S. 85 ff.): 1) „So Gott zům haus nicht gibt seyn gunst" 2) Das Morgenlied. 3) Der XXV. Psalm: „Herr ich erheb min seel zů dir". Es schließt mit der schönen Strophe:

„Dem Herren Gott vom Himmelrych
„lob, eer und pryß ich leiste,
„Gott vatter, Gott dem sun deß glych
„und Gott dem heiligen geiste.

„Sin herrligkeit, barmhertzigkeit,
„groß mächtigkeit und heyligkeit
„seind ewig und on ende!
„Heilige Dreyheit, einiger Gott,
„in aller trüebsal, angst und not
den tröster uns zů sende!"

4) „Ein schön lied umb verzeyhung der sünden":
„Ewiger Gott vatter und herr" u. s. w.

[52] „Geschichte der dramat. Kunst in Basel" in den „Beitr. zur Gesch. Basels", Bd. I. S. 185.

[53] Bei der Inhaltsangabe dieses und der folgenden Stücke bin ich außer meinen eigenen Aufzeichnungen einem Vortrage des Herrn Dr. J. J. Oeri gefolgt, welcher mir in freundlicher Zuvorkommenheit sein Manuskript „Ueber Basler Poeten des XVI. Jahrh." zur Verfügung gestellt hat.

[54] Vgl. über ihn „Allg. deutsche Biographie", Bd. I, S. 656 und Thommen, Gesch. der Universität Basel 1532—1632, S. 351. Ueber B.'s „Joseph" vgl. Alex. v. Weilen, der egypt. Joseph im Drama des XVI. Jahrh. Wien 1887, S. 39.

[55] Aus dieser Zeit bis in die fünfziger Jahre des Jahrh. besitzt die Basler Universitätsbibliothek vierunddreißig lateinische Briefe von Birck, aus denen wir jedoch nur wenig über sein Leben erfahren. (Die Briefe stehen in der Sammlung „Variorum epistolæ ad Amerbachios" Lit. B; Bibliotheksnummer G II 15. S. 155—187.) Er redet einmal von einer Krankheit, die er überstanden hat, ferner von seiner zweiten Verheirathung und von der Eheschließung seines Sohnes. Was er sonst schreibt, sind philologische Erörterungen über juristische Stellen, oder es sind Empfehlungen junger Leute an Bonifacius Amerbach. Seine Thätigkeit als Dichter berührt er nur einmal, am Tage „pridie Bartholomei" (also am 23. August), wahrscheinlich 1550, wo er unter Anderm kurz sagt (a. a. O. S. 174): „Ad dramata scribenda improbitas nostrorum hominum vel invitum me urget". Er hat also seine Dramen — seine lateinischen Schulstücke sind hier gemeint — mit der Tendenz der Besserung seiner Mitmenschen geschrieben. „Nostri homines" sind hier wahrscheinlich die Schüler, denen er als Rektor des Gymnasiums St. Anna in Augsburg vorstand. B. ist 53jährig in Augsburg gestorben.

[56] Thomas und Felix Platter. ed. H. Boos. S. 144.

[57] Weller, „Das alte Volkstheater der Schweiz", Frauenfeld 1863, S. 23, theilt mit, daß auf dem Titel des Exemplares der Zürcher Stadtbibliothek von Simmlers Hand geschrieben stehe: „Von Herrn Bullinger, da er noch in Cappel war, verfertiget, ihm weggenommen und wider seinen Willen in Basel aufgeführt."

[58] Weller a. a. O. S. 16., auch Bächtold, Gesch. der deutschen Literatur in der Schweiz, S. 302. Wackernagel (Literaturgesch. S. 452) ist über Bircks Verfasserschaft im Zweifel.

[59] Der Titel heißt: „Beel. Ain herrliche Tragedi wider die Abgötterey (auß dem Propheten Daniel) darinn angezaigt wird, durch was mittel ain rechte Religion in einem Regiment oder Policey mög angericht werden. Durch Xystum Betuleium Augustanum Anno 1539. Getruckt zu Augspurg durch Philipp Ulhart."

[60] Ich glaube dies in meiner Dissertation „Beiträge zur Geschichte der Entwicklung der neuhochdeutschen Schriftsprache in Basel" (Basel 1888), S. 41 f., zur

Genüge dargethan zu haben, glaube auch, daß der dort angeführte Grund der Ueberhäufung Bircks mit Bestellungen auf Dramen recht gut die Thatsache erklären kann, daß er einfach das in Augsburg unbekannte Gedicht eines Baslers überarbeitet und als sein Werk in die Welt geschickt hat.

[61] Ich habe früher (a. a. O. S. 42) die „Tragedi" noch nicht direkt, wie dies L. A. Burckhardt thut (a. a. O. S. 192), dem Kolroß zuschreiben wollen. Seit ich aber aus der Kirchenliedersammlung Phil. Wackernagels (Bd. III, S. 779) weiß, daß das Stück ein geistliches Lied enthält, welches nach dem Zürcher Gesangbuch (Froschouer 1560) den Kolroß zum Verfasser hat, stehe ich nicht mehr an, das Plagiat Bircks als doppelt erwiesen und Kolroß mit größter Wahrscheinlichkeit als den Dichter der „Tragedi" zu betrachten. Die beiden dem Stücke einverleibten Strophen sind Strophen 1 und 4 eines achtstrophigen Liedes von Kolroß und lauten:

Herr ich erheb myn seel zů dir,
Myn Gott uff dyne güete
Hoff ich alleyn uß hertzen bgir,
Vor schand du mich behüete.
Damitt nit myne fyend sich
Erfröwend allzyt über mich.
Dann keyner würt zů schanden,
Der uff dich hart; schenndst aber die,
Welche on ursach schmähend hie
Dyn volck jnn allen landen.

Dann du herr bist gerecht und gůt,
Darumb kanst du nit lassen
Den sünder, der dich bitten thůt,
Zeygst jmm die rechten straßen;
Du leybtest die ellenden recht,
Die von der welt gar sind verschmächt,
Den wäg thůst du sy wyßen.
All dyne steyg sind gůt und trüw
Denen die dyne zügnus fry
Und bundt zhalten sich flyßen.

Die Beschuldigung Bircks als Plagiator muß ich also trotz Bächtolds Annahme (Lit.-Gesch. S. 302) und namentlich gegen seine Anmerkung auf S. 76 aufrecht erhalten.

[62] Weller a. a. O. S. 29.

[63] Allgemeine deutsche Biographie III, S. 114.

[64] Vgl. Wackernagel „Joh. Fischart und Basels Antheil an ihm", Basel 1870, S. 41 f. Anm.

[65] Boltz hat in Basel im Jahre 1549 ein „Illuminierbuch künstlich alle Farben zumachen und bereiten" herausgegeben. Dasselbe hat vielerorts Neuauflagen erlebt, zuletzt in Erfurt 1672.

[66] Vgl. dazu Scherer „Gesch. d. deutschen Litteratur". (Berlin 1885) S. 305.

[67] Th. und F. Platter ed. Boos. S. 143 f. u. 145. Wie Bächtold (a. a. O. Anm. S. 89) mittheilt, giebt auch der junge Josias Simmler, der damals in Basel studirte, eine Schilderung von diesem Stück. Er schreibt unterm 11. Juni 1546 an Hch. Bullinger: „Am sechsten Tage des Juni wurde von Basler Bürgern Pauli Bekehrung aufgeführt mit großen und köstlichen Zurüstungen; die meisten hatten sich neue Kleider von verschiedenen Gattungen machen lassen. Man verwandte ein ganzes Heer von Fußsoldaten und Reitern..... Der Urheber der Comödie war der dir schon bekannte Valentin Boltz."

[68] Die Angabe über den Aufführungsort nur bei L. A. Burckhardt (a. a. O. S. 194) ohne weitern Quellennachweis.

[69] Bächtold (a. a. O. Anm. S. 89) führt eine Nachricht K. Geßners an, aus welcher hervorgeht, daß Boltz außer den genannten Stücken noch eine Komödie von den sieben freien Künsten gegen die Mißbräuche der Welt, die Geschichte des Leidens Christi bis zur Auferstehung, das Konzil des Papsts und Christi, die Geschichte

Simsons, eine Tragödie Susanna und andere Stücke verfaßt habe, die nicht gedruckt worden seien. Er scheint also ein äußerst fruchtbarer Dichter gewesen zu sein.

[70] Ueber Holtzwart vgl. A. Merz „Mathias Holtzwart. Eine literarhistorische Untersuchung." Programm des Gymn. zu Rappoltsweiler 1885.

[71] Die Einzelheiten nach L. A. Burckhardt a. a. O. S. 195.

[72] Bei Weller a. a. O. S. 42.

[73] Alle diese Angaben, zum Theil mit Quellennachweisen, bei L. A. Burckhardt a. a. O. S. 201.

[74] Platter, ed. Boos, S. 145.

[75] Dies geschah, wie Fechter (S. 122 seiner Platterausgabe) und Bächtold (a. a. O. Anm. S. 66) mittheilen, im Jahre 1553. Im Briefe des Thomas an seinen damals in Montpellier studirenden Sohn (vom 14. November 1553) heißt es: „Ich habe die Comödie aufführen lassen in Gegenwart des Bürgermeisters und Oberzunftmeisters und vieler Ratsherren. Man wußte nicht, daß ich sie deutsch wollte aufführen lassen, sonst wäre ein gar großer Zusammenlauf gewesen. Die Niderlender, der Herr (David Joris) selbst mit der ganzen Familie, waren dabei.... hand ein goldguldin geschenckt und Universitas ouch ein, sunst niemantz nüt; hand in dem garten in der Schůl zů nacht gessen in Gegenwart von fünf Doctoren..... Ich bereite jetzt eine andere (Komödie) vor, die ich, so Gott will, lateinisch und deutsch will aufführen lassen."

[76] Platter, ed. Boos, S. 145 ff.

[77] Es ist jedenfalls die lateinische „Hypocrisis" v. Wilh. Gnaphaeus (Basel 1544).

[78] Ueber Pantaleon vgl. noch Thommen, Gesch. der Universität Basel 1532 bis 1632. Basel 1889, S. 271 ff. P.'s „Zachäus" ist bei Andr. Cratanders Erben 1544 gedruckt worden: „Heinrichi Panthaleonis Basiliensis Philargirus: Comedia nova et sacra de Zachæo publicanorum principe." Von P. erzählt Felix Platter folgende komische Geschichte (ed. Boos S. 220): „item (schreiben) Gilbertus und andere mit vermelden, wie man D Pantaleoni ein übernamen geb: Doctor im giesfas, welches dohar keme, das er einer frauwen geroten hab, den schlof zů bringen, sy soll uß einem giesfas waßer uff den kopf dropfen laßen in der nacht, oder, wie andere sagen, in ein handbechti dropfen laßen; man heb ein faßnachtspil dorus gemacht." Der Dichter selbst wurde also einmal der Held einer Komödie.

[79] Ueber Lepusculus s. Thommen a. a. O. S. 358. Das Mitspielen der Professorentöchter in Pantaleons „Zachäus" ist im XVI. Jahrh. das einzige Beispiel weiblicher Schauspieler in der Schweiz.

[80] S. Platter, ed. Boos, S. 143.

[81] Vgl. L. A. Burckhardt a. a. O. S. 200 ff. Ueber Prallus s. Thommen a. a. O. S. 354 f.

[82] Ueber die englischen Komödianten vgl. Bächtold a. a. O. S. 396 u. Anm. S. 120.

Nachträge.

Zu S. 91. Ich führe hier noch aus dem Anfange des Jahrh. ein zwölfstrophiges Lied an, welches im Jahre 1501 ein gewisser Caspar Jöppel auf Basels Eintritt in den Schweizerbund verfaßt hat. Es ist ein äußerst geringes Machwerk;

es dürfte aber vielleicht doch von Interesse sein, Anfang und Ende, sowie einige der besseren Strophen aus Liliencron (Die histor. Volksl. der Deutschen, Bd. II, S. 458 ff.) wiederzugeben. Sie lauten:

1) Ain newes lied hab ich bedacht
und wie sich der schimpf (Scherz) hat gemacht
von denen von Basel zů singen;
sie haben gebrauchet kraft und macht
und überkomen ain gmain aidgnoßschaft,
es wolt inen nit mißlingen.

6) Gmain aidgnoßen hand sich recht besunnen,
daß sie Basel für ein ort hand gnumen,
den schlüssel hand sie empfangen,
damit sie ir land mögen bschließen,
das tůt manchen Österreicher verdrießen:
sie (die Österr.) haben ir (nach der Stadt) groß verlangen.

2) Sie hand getragen weder spieß noch stangen,
die aidgnoßen hand sie schon empfangen
zů Lucern in der werden stat;
die von Basel waren můtes frei,
sie namen gotes hilf dabei,
mit den aidgnoßen sitzen sie im rat.

10) Basel du vil hohe kron,
du wilt den frumen aidgnoßen beiston,
du hast dich zů inen verbunden;
man wolt dich bei deiner trew nit lon,
die du dem Sundgöw hast geton,
es kompt noch zů gůter stunden.

5) Das möcht man den von Basel übel reden,
Daß sie sich zů den aidgnossen keren,
sie hand den weg gefunden;
die Österreicher wolten irn spot nit lon,
sie wolten gar davon nit ston;
zům crucefix (Schweizerkreuz) sind sie (die Basler) kommen.

12) Der uns das liedlein hat gemacht
und von newem gesungen,
Caspar Jöppel ist er genannt,
er hats (garwol) gesungen uß freiem můt,
als noch mancher fromer aidgnoß tůt
in gemainen aidgnoßen landen.

Ein Schmachlied gegen die Schweizer im Allgemeinen und gegen die Basler im Besondern ist dasjenige über den Zug nach Bellenz vom J. 1503 (Liliencron II, S. 490 ff.); es soll einen Basler Priester zum Verfasser haben (Anz. f. schweiz. Gesch. 1877, S. 308) und beginnt mit den Worten: „Wend ir hören singen." In Strophe 5 heißt es:

Die von Basel ich doch maine,
die teten den sachen nit recht,
daß sie sind abgefallen vom reich
und sind worden schweizerknecht:
ir solt der wirt in (inne) werden,
den sie hand begert,
ir unglück wird sich mehren,
als mancher man begert.

Peter von Offenburg wird genannt (Str. 13):

„Ain burgermeister von Basel,
ain rechte Schweizerků."

Das Lied ist formal besser, als das vorhin genannte; es scheint aber der Gesinnungsausdruck eines tiefverbitterten Menschen zu sein, der in seinem Haß gegen die Schweizer 19 Strophen hindurch nicht genug mit Schimpfwörtern wie „Schweizerků", „Kůschwanz", „Kůstall" um sich werfen kann. — Ueber die Entwicklung des schweiz. histor. Volkslieds überhaupt vgl. übrigens Tobler „Schweiz. Volkslieder" I, S. III ff. und II, S. I ff. (der Bibl. älterer Schriftwerke der deutschen Schweiz IV. u. V. Bd.)

Zu S. 96. Eine andere Basler Sammlung von Volksliedern ist der sogen. Sarasin'sche Sammelband von Liederbogen des XVI. Jahrh. Er enthält außer einigen schweiz. histor. Liedern größtentheils Volkslieder deutschen Ursprungs, meist aus Berner, Basler und Straßburger Pressen.

Zu S. 97. Ueber Johann Brandmüller vgl. Thommen a. a. O. S. 355. Er ist geb. 1533, April 4., in Biberach, studirte in Tübingen, wurde Pfarrer in Therwyl und Allschwyl, endlich bei St. Theodor (um 1562) und in Grenzach. 1582 wurde er Professor für Hebräisch und 1586 Professor für altes Testament. † 7. März 1596. „Er war eine leidenschaftliche und rohe Natur. Sein Schwiegervater Ulrich Iselin kam klagweise beim Rathe wegen schlechter Behandlung ein, und selbst zu Thätlichkeiten gegen seine Frau und seine Kinder ließ er sich hinreißen. Bei der amtlichen Untersuchung wurde er auch in seinem Predigtamt angegriffen, weil er auf der Kanzel gesagt hatte, die Liebe sei in den Predigern erkaltet und es sei in ihnen allen der Teufel." (Thommen.)

Zu S. 98. In Basel hat im Dienste der Reformation auch Luthers Gegner im Abendmahlsstreite, Andreas Bodenstein von Karlstadt, gewirkt (Thommen a. a. O. S. 107). Zwar, „als er 1534 an der Basler Hochschule immatriculirt und Prediger bei St. Peter wurde, hatte er seine Rolle bereits ausgespielt." Luther selbst sagte von ihm: Wenn man Karlstadt gebrauchen will, so lasse man ihn an der Universität zu B. lesen und disputiren; da schadet er dem gemeinen Mann nicht und findet wohl, die ihm antworten werden. 1536 wurde er Dekan der theol. Fakultät, 1537 Rektor. † 24. Dez. 1541. In Basel hat er nur noch zwei Schriften publizirt.

Zu S. 99. Ueber Bernhard Brand vgl. Thommen a. a. O. S. 155 f. 1548 war er Professor institutionum geworden, griff dann nach vierjähriger Wirksamkeit plötzlich zum Schwerte, um dem französischen Könige Heinrich II. zuzuziehen. Noch im selben Jahre kehrte er zurück und wurde 1553 als Landvogt auf Homburg angestellt. In den Mußestunden bis zu dieser Ernennung hat er sein Werk verfaßt; es zerfällt in 3 Theile: 1) bis Christi Geburt, 2) bis 1552, 3) Schweizergeschichte bis 1544. Es ist, wie Thommen sagt, „ein ehrlicher, wenn auch unbeholfener Versuch, alte und älteste Geschichte in eine populäre Darstellung einzukleiden." Von Pantaleon wird Brand auch als Dichter von Dramen genannt; es scheint jedoch nichts von ihm gedruckt worden zu sein.

Zu S. 108 u. Anm. 55. Aus einem Beitrag „zur Lit. des lateinischen Schauspiels des 16. Jahrh." von Hugo Holstein (Zeitschr. f. deutsche Philol. XX, S. 101 ff.) ersehe ich noch, daß Sixt Birck sein Drama „Zorobabel", „vernaculo rhythmo olim Basileae", also schon in Basel deutsch geschrieben hat; gedruckt wurde es erst in Augsburg. „Das Stück spielt am Ende der babylonischen Gefangenschaft. Der König Darius hält zur Feier seines Geburtstages ein großes Hoffest; drei Trabanten veranstalten einen Wettstreit: von ihnen lobt Oenokrates den Wein, Colax die Macht des Königs, Zorobabel, ein frommer Jude, singt das Lob der Frauen und dann das der Wahrheit. Bei der Entscheidung über den Sieg stimmen alle für Zorobabel; er erbittet sich als Preis die Erlaubniß zur Rückkehr seines gefangenen Volkes nach Palästina und zur Wiederherstellung des jüdischen Tempels. Der König ertheilt die Erlaubniß und läßt durch den Herold das Edikt verkünden, wie es Esra I. überliefert ist. Die Chöre der 5 Akte enthalten theils ein Lob der Wahrheit, theils sind es metrische Uebersetzungen der Psalmen 15, 47, 133 und 138." Es ist dies die Geschichte von den vier stärksten Dingen der Welt; außer B. haben dieselbe noch Jos Murer (1575) und Hans Sachs (1556) jeder unabhängig vom andern nach Kap.

III. u. IV. des apokryphischen III. Buches Esra behandelt (s. Bächtold a. a. O. 364). Wenn wir ferner der Nachricht Pantaleons in seinem „Teutscher Nation Heldenbuch", III. Th., (Basel b. Nic. Brylingers Erben 1570, S. 254) glauben dürfen, so hat B. nicht nur die „Susanna" und „Zorobabel", sondern auch die „Comödien von Judith und Josepho beschrieben und diese erstlich zu Basel öffentlich gespielet" und zwar führt P. die „Judith" noch vor der „Susanna" an. Gedruckt wurden die beiden Stücke erst in Augsburg. Eine Analyse des „Joseph" giebt v. Weilen a. a. O.; die „Judith" kenne ich leider nicht. Mein oben, Anm. 60, geltend gemachter Grund von der Ueberhäufung B.'s mit Bestellungen auf Dramen während der ersten Jahre seines Augsburger Aufenthaltes fiele also dahin. Nur der „Ezechias" scheint in Augsburg geschrieben zu sein. Nichtsdestoweniger ist B.'s Plagiat an der „Tragedi" von der Abgötterei aus den andern beiden Gründen für mich eine ausgemachte Sache.— Bircks lateinische Dramen sind „Eva", „Sapientia Salomonis", ferner Uebersetzungen seiner „Susanna" und seiner „Judith". Der „Beel" ist von Martin Ostermincher, der „Zorobabel" von Joh. Entomius, beides Augsburger, Schüler Bircks, übersetzt worden. Diese 6 Dramen stehen in den „Dramata sacra comoediae atque tragoediae aliquot è Veteri Testamento desumptae etc. Basileae ex officina Joannis Oporini Anno Salutis partae MDXLVII Mense Martio." (Exemplar in Zürich.) Am weitesten gewirkt hat in dieser Form B.'s „Susanna"; das Stück ist zu dem gleichnamigen Drama des Berliners Paul Rebhun, des Leonh. Stöckel, Schulmeisters zu Bartfeld in Ungarn und des Tübingers Nicod. Frischlin ausgiebig benützt worden; der letztgenannte kennt auch Rebhuns Werk und ist selbst wieder von Schonäus, von dem Straßburger Israel und dem Herzog Heinr. Julius v. Braunschweig benützt worden. (Vgl. Jacob Minor auf S. XXVIII der Einleitung zu seiner Ausgabe des „Speculum vitae humanae". Halle 1889.)

Zu S. 184. Hayneccius selbst, in seiner Vorrede von 1603 bezeichnet den Arithmetikus Klauber als einen Menschen, „welcher ganz ungescheut und frech, als ob kein Mensch in der Christenheit weder ehe verteutschtes Buch anderswo oder dessen waren Autorem je gesehen oder gekennt, das Buch mit Titeln und Namen, Invention und Gedichten, Reimen nnd andern, Vorrede und allem, ohn was er, das falsum zu verkleiben, für sich daraus und drein geklaubet, zu Basel mit seinem Namen drucken lassen." (Bächtold, a. a. O. S. 341 und Anm. S. 89.)

Hans Kaltschmid,

der Söldnerhauptmann von Kaiserstuhl.

Vortrag von Al. Wind, Pfarrer in Jonen.

Kaiserstuhl liegt an der nordöstlichen Ecke des Kantons Aargau, eingeklemmt in den Kanton Zürich und das Großherzogthum Baden. Seit dem 1. Mai 1294 gehörte Kaiserstuhl, was die niedere Gerichtsbarkeit anbelangt, dem Bischof von Konstanz. Dieser hatte die Stadt und die Burg, „die an der Brugge lit" (Röteln), sammt dem Hof und Kirchensatz zu Thengen um 800 Mark löthiges Silber nebst 110 Mark Silbers und 200 Mütt Kernen von Freiherrn Lüthold von Regensberg gekauft.

Schon vorher hatte der Bischof Zurzach und Klingnau nebst den umliegenden Ortschaften und auf der andern (rechten) Seite des Rheines das Städtchen Thiengen, die Burgen Küssenberg und Wasserstelz, sowie Lienheim erworben. Dieses abgerundete Gebiet hieß man die bischöflich-konstanzischen Aemter. Der Bischof ließ sie durch zwei Obervögte verwalten; der eine wohnte in Klingnau und der andere im Schloß Röteln gegenüber Kaiserstuhl.

Die höhere Gerichtsbarkeit, den Blutbann, besaß vor 1415 Oesterreich und nach der Eroberung des Aargau's besaßen sie die eidgenössischen Stände. Die Grafschaft Baden war eine „gemeine Herrschaft" geworden und im Namen der Eidgenossen regierte zu Baden der Landvogt. So blieb es bis zum Jahre 1798, wo bekanntlich andere Verhältnisse eintraten.

Wenn man vom Großherzogthum Baden her nach Kaiserstuhl kommt, so fällt einem links zunächst der Brücke ein großes Doppelhaus auf, ein Haus von eigenthümlicher, stolzer Bauart. Man nennt es das Amthaus. Gegenwärtig wird darin ganz prosaisch Bier getrunken, denn es ist eine Bierbrauerei. Früher aber, vom 16. bis in's 19. Jahrhundert waltete darin der gestrenge Amtsschaffner von St. Blasien und speicherte dort die Zehnterträgnisse seines Klosters auf, welches in jener Gegend viele Güter besaß. Jetzt noch sieht man auf dem Hause den wohlerhaltenen Wappenschild des Abtes Kaspar von St. Bla-

sien (1563). Unmittelbar aber, bevor der Amtsschaffner von St. Blasien in dieses Haus seinen Einzug hielt, wohnte darin ein Mann, welcher seiner Zeit eine nicht unbedeutende Rolle gespielt hat, nämlich Hans Kaltschmid, Söldnerhauptmann von Kaiserstuhl. Damit wären wir bei dem eigentlichen Gegenstande unseres Vortrages angekommen. Bevor wir aber auf die einzelnen Begebenheiten im Leben dieses Mannes eingehen können, wird es nothwendig sein, einen kurzen Blick auf das Reislaufen und die italienischen Lohnkriege zu werfen.

Durch den Burgunder- und Schwabenkrieg hatten viele Schweizer Freude am Kriegshandwerk bekommen. Weil aber daheim Friede war, so ging man eben dorthin, wo man Krieg führte. Dabei war man nicht wählerisch. Die Hauptsache war das Geld. Wer mehr Geld geben konnte, dem verdingte man seinen Arm, hieß er dann Herzog, König, Kaiser oder Papst.

Zu jener Zeit nun, im Anfang des 16. Jahrhunderts, wurde besonders in der Lombardei Krieg geführt. Die fruchtbare Po-Ebene und das schöne Mailand glichen damals einer vielumworbenen Braut. Ein Vierteljahrhundert lang wogte der Kampf hin und her; man wußte nicht, wer die Braut heimführen werde, die Italiener oder die Franzosen, bis sie schließlich, wie es so oft geht, Einer bekam, an den man am allerwenigsten gedacht, nämlich der Spanier.

Am Ende des 15. Jahrhunderts besaß Ludwig Moro das Herzogthum Mailand. Ludwig XII., König von Frankreich, meinte aber bessere Rechte zu haben und vertrieb den Herzog aus seinem Besitzthum. Bei Novara nahm er ihn durch Verrath der Schweizer gefangen und ließ ihn in Frankreich in einen schauerlichen Kerker werfen, wo er 10 Jahre später starb. Der Sohn des unglücklichen Ludwig Moro war Maximilian. Er wollte das verlorne Herzogthum wieder gewinnen und rüstete sich im Jahre 1512 zum Kriege. Papst Julius II., eine kriegerische Natur, stand auf seiner Seite. Und wirklich gelang es Maximilian, mittelst der schweizerischen Söldnerschaaren, die Franzosen zu vertreiben.

König Ludwig von Frankreich konnte aber die schöne Lombardei nicht vergessen. Er sammelte wieder ein Heer und schloß den Herzog mit seinen Schweizern in Novara ein. Aber den Belagerten kamen aus der Schweiz schnell 6000 Eidgenossen zu Hilfe und besiegten die

Franzosen, so daß diese zum zweiten Male die Lombardei verlassen mußten (1513). Die Franzosen sagten damals, die Schweizer hätten in dieser Schlacht wie „leibhaftige Teufel" gefochten.

Zum dritten Male erschienen die Franzosen unter Franz I., dem ritterlichen Sohne Ludwigs XII. Mit 60,000 Mann rückte er in Italien ein. Er wollte die Schweizer auf seine Seite bringen, aber es gelang ihm nicht; sie blieben dem Herzoge treu. Bei Marignano (1515) kam es zur Schlacht. Es war eine Riesenschlacht. Lange wogte der Kampf hin und her. Die Schweizer waren nahe daran zu siegen; aber den Franzosen kamen am Schlusse der Schlacht noch 16,000 Venetianer zu Hilfe. Dies gab den Ausschlag zu Gunsten der Franzosen. Der französische Feldherr sagte damals: „Schon 18 Schlachten habe ich mitgekämpft; doch alle waren ein Kinderspiel gegen diese Schlacht mit den Schweizern; das war ein Riesenkampf." Aber trotz der schweren Opfer, welche die Franzosen für die Lombardei gebracht, konnten sie die Frucht ihres Erfolges nicht lange genießen. Zehn Jahre nachher (1625) kam es zur entscheidenden Schlacht von Pavia. Die Spanier blieben Sieger. Franz I. wurde gefangen genommen. Das Land blieb nun etwa 200 Jahre lang im Besitze der Spanier.

Nun wollen wir aber zu unserm Hans Kaltschmid zurückkehren. In welchen Beziehungen steht er zu diesen italienischen Lohnkriegen?

Dem Söldnerhauptmann Hans Kaltschmid, der ein kleiner aber „wohlbesetzter" Mann war, begegnen wir zum ersten Male im Jahre 1513. Er wurde beim Landvogt Hans Schiffli in Baden verklagt wegen etlichen ungeschickten Sachen, die er sich bei der „türre mülly" (Dürrmühle) habe zu Schulden kommen lassen. Der Landvogt zog Erkundigungen von Augenzeugen ein und das Urtheil lautete nicht nur günstig für Hans Kaltschmid, sondern es wurde ihm auch vom Landvogt Schiffli das Zeugniß ausgestellt, er sei „ein Musterherr im vergangenen Kriege" gewesen und „hab ehrlich und wohl gehandelt".

Den Hans Kaltschmid treffen wir dann wieder in der großen Schlacht von Marignano (1515). Er war dabei, als die Schweizer zwei Tage lang wie die Löwen kämpften und, da sie der Uebermacht schließlich weichen mußten, ein Viereck bildeten und sich mit Verwundeten, Geschütz und Gepäck in geordneter Weise nach Mailand zurück-

zogen. Ja, unser Hans Kaltschmid muß sich in dieser Riesenschlacht brav gehalten haben; denn nach der Schlacht wurde er durch kaiserliches Brevet zum Hauptmann befördert und ihm ein Jahr später der Auftrag gegeben, eine Söldnerschaar zu werben. Das Geld für diese Werbung wurde ihm nach Zürich geschickt. Der Zürcher Rath aber belegte es mit Beschlag. Hans Kaltschmid klagte bei der Tagsatzung. Diese beschloß, es sei Zürich anheimgegeben, in dieser Sache zu handeln, wie man es für gut finde.

Der Grund, warum das Geld zurückbehalten und der Söldnerhauptmann so spröd behandelt wurde, war folgender: Nach der Schlacht von Marignano war der ewige Friede mit Frankreich geschlossen worden (1516) und in der Schweiz sympathisirte man mit diesem Lande. Allerdings nicht umsonst. Im ewigen Frieden nämlich hatte Frankreich das Veltlin, Lugano, Locarno, Mayenthal und Eschenthal an die Schweiz abgetreten. Dazu waren 200,000 Kronen nach der Schweiz gewandert. Ja, die Urkunden erzählen, daß damals noch viel größere Summen Geldes aus Frankreich nach der Schweiz gekommen. Damit ließ sich schon ein „ewiger Friede" schließen und gute Stimmung machen.

Ein drittes Mal finden wir den Hans Kaltschmid, wie er sich dem Papste, dem kunst- und prachtliebenden Leo X. (1513—1521), dem Verbündeten des Kaisers, zur Verfügung stellt, zuerst ohne Zuzug mitzubringen, bald aber an der Spitze einer Abtheilung. Im Jahre 1518 mußte sich Kaltschmid deßwegen vor der Tagsatzung verantworten. Man muß sich nämlich erinnern, daß die Eidgenossenschaft besonders nach der großen Schlacht bei Marignano strenge Verbote gegen das Reislaufen erlassen.

Im Jahre 1521 sehen wir den Söldnerhauptmann von Kaiserstuhl wieder in Rom am Hofe des Papstes Leo. Er mit drei andern Freihauptleuten und 1500 Schweizern bildeten die Leibwache des Papstes.

Drei Jahre später (1524) wurde Hans Kaltschmid von General Montmorency mit Hauptmann Harder von Schaffhausen und 100 Reisigen aus dem Lager von Abbiategrasso mit wichtigen geheimen Instruktionen nach Luzern und Freiburg geschickt, wo sie über die Lage der Schweizertruppen Bericht erstatten und einige hundert Mann anwerben sollten.

Auch im Jahre 1525 in der entscheidenden Schlacht von Pavia,

wo der König Franz gefangen genommen wurde und die Lombardei für 200 Jahre an Spanien überging, finden wir den Hans Kaltschmid als Mitkämpfenden.

Im Jahre 1529, als der Friede von Cambray geschlossen wurde, in welchem Franz auf seine Ansprüche in Italien verzichten mußte und damit die Kriegsfackel erlosch, da kehrte Hans Kaltschmid in seine Heimath Kaiserstuhl zurück.

Schon vorher hatte Kaltschmid den Rath von Kaiserstuhl beauftragt, seine Interessen daheim zu wahren. Der Rath hatte dies bereitwillig gethan. Unter anderem hatte er auch im Namen des abwesenden Bürgers, dessen Matte am Bächli und das dazu gehörende Stück Reben um die Summe von 116 Gulden verkauft (1528). Diese Bächli-Matte sammt Weinberg finden sich jetzt noch. Sie sind im Badischen gelegen, im hintern Rebberge. Der gegenwärtige Besitzer ist der Kronenwirth E. Buol.

Als nun Hans Kaltschmid zurückkehrte, legte ihm der Rath Rechnung ab und zwar nicht nur über jenes verkaufte Stück Land, sondern über alle seine bürgerlichen und Familienverhältnisse und besonders auch über die eingegangenen päpstlichen und kaiserlichen Werbegelder und was davon jeweilen in seiner Abwesenheit den Soldknechten verabfolgt worden. Kaltschmid fand sich damit wohl befriedigt und stellte im Jahre 1531 dem Rathe mit Unterschrift und Siegel eine Quittung aus.

In dieser Zeit hatte der Name Kaltschmids bereits einen so guten Klang in der Eidgenossenschaft, daß ein gewisser Heinrich Hagg von Schaffhausen den Kredit desselben mißbrauchte und mittelst nachgemachter Schriften und Siegel sich verschiedene Waaren, wie Tuch, Seide, Sammet ꝛc. zu verschaffen wußte. Die Angelegenheit kam vor die Tagsatzung. Diese ließ eine Warnung vor dem Betrüger ergehen und zugleich 1534 einen Arrestbefehl gegen ihn ausstellen.

Im gleichen Jahre 1534 ließ der „from, fürnem und wis" Hans Kaltschmid, wie er in den Urkunden von Kaiserstuhl genannt wird, sich und seine Gemahlin Anna lebenslänglich loskaufen von allen Gemeindesteuern um die Summe von 125 Gulden. Es ist dies immerhin ein Beweis seiner günstigen Vermögensumstände.

Noch müssen wir einer andern Begebenheit aus dieser Zeit Erwähnung thun.

Vor dem zweiten Kappeler-Krieg war in vielen Gemeinden der sogenannten Landvogteien durch den Einfluß und das Drängen Zürichs und Berns die Reformation eingeführt worden. Nach dem zweiten Kappeler-Krieg aber, als Zwingli gefallen war und die innern Kantone wieder das Uebergewicht hatten, kehrten die freien Aemter und die Grafschaft Baden wieder zur alten Lehre zurück. Auch in Kaiserstuhl wurde der wegdekretirte katholische Gottesdienst wieder eingeführt. Auf das Patrociniumsfest (hl. Katharina, 25. November 1531) wurde, in Ermanglung eines entsprechenden Altars, zunächst ein Tisch mit der gehörigen Ausrüstung zur Celebration der h. Messe im Chor der Kirche aufgestellt. In einer der darauffolgenden Nächte aber wurde dieser Tisch sammt Zubehör fortgetragen und man fand ihn außerhalb des Städtchens in der Nähe des Siechenhauses (bei Fisibach). Die über die gemeinen Herrschaften regierenden Orte verlangten Untersuch und Bestrafung. Und wen hatte man im Verdacht? Niemand anders als unsern Hans Kaltschmid. Er wurde vor die Tagherren nach Baden geladen. Er erschien, konnte aber allseitig befriedigende Erklärungen abgeben.

Zum Verständniß des Nachfolgenden ist es nothwendig, wieder einen kurzen Blick auf die allgemeine Geschichte zu werfen.

Franz I. von Frankreich konnte den Verlust der schönen Lombardei nicht vergessen. Zehn Jahre später, als er dieselbe an die Spanier verloren hatte, im Jahre 1535, rüstete er ein Heer und zog gegen Italien. Kaiser Karl nämlich hatte einen Zug nach Afrika unternommen zur Bekämpfung der Seeräuber. Diese Gelegenheit wollte Franz benützen. Doch Karl eilte schleunig zurück, fiel in die Provence ein und belagerte Marseille; er wollte den König im eigenen Lande beschäftigen. Auch in Italien fand Franz seinen Gegner am General Montmorency, welcher ihn mit Erfolg bekämpfte. Die Franzosen nun schickten eilig Boten nach der Schweiz, um Söldnertruppen zu werben. Der französische Gesandte Boisrigault, genannt Dangerant, kam nach Brugg. Dorthin ließ er zwölf Söldnerhauptleute kommen, darunter Hans Kaltschmid, den man für den Oberbefehl ausersehen hatte. Der französische Gesandte schloß nun mit denselben (den 27. Mai 1536) einen Vertrag, nach welchem jeder 500 Soldaten, also im Ganzen 6000, zusammenbringen sollte. Mit diesen sollten sie bis zum 1. Juni nach Lausanne kommen und von dort nach Avignon.

Als Lohn sollte jeder Hauptmann für sich, seinen Lieutenant und seinen Venner (Pannerherr) neunzehnfachen Sold bekommen und auf 100 Mann 20 Uebersölde; dazu 900 Franken für sich, seinen Knecht, seine Verwandten unter dem Fähnlein. Kaltschmid erhielt den Oberbefehl.

Schon vorher hatten die meisten Stände das Werben und Reislaufen verboten. Jetzt erneuerten sie dieses Verbot. Die fünf Stände richteten den 20. Mai den strengen Befehl an den Landvogt von Baden, er solle alle Aufwiegler bestrafen, Jenen, welche fortlaufen, Weib und Kinder nachschicken und die Schuldigen auf Betreten „zu Leib und Leben" richten; wenn er es nicht thue, so werde man ihn selbst belangen. Besonders sollte Hans Kaltschmid eingesperrt und gestraft werden. Doch die Nürnberger hängen keinen, denn sie hätten ihn zuvor. Dieses Sprichwort erfüllte sich auch an unserm Söldnerhauptmann. Bevor noch jenes Mandat in die Hände des Landvogts gelangte, begab sich Hans Kaltschmid nach Brugg an die betreffende Versammlung und kehrte nicht mehr zurück. Er unternahm vielmehr den Zug, wie er verabredet war. Nun wurde aber gemäß dem Tagsatzungsbeschlusse Hab und Gut des Kaltschmid mit Beschlag belegt und sollte dasselbe zu Handen der acht alten Orte veräußert werden. Aber in Kaiserstuhl kaufte sein Haus und seine Felder Niemand. Die Kaiserstuhler hielten treu zu ihrem Mitbürger.

Junker Kornel Schultheß, bischöflich-konstanzischer Obervogt auf Schloß Röteln, legte nun Fürbitte und Bürgschaft ein für Hans Kaltschmid und erlangte soviel, daß dessen Frau als Schaffnerin einstweilen im Hause bleiben durfte. Im darauffolgenden Jahre 1537 wurde die Strafe auf 300 Kronen festgesetzt. Kaltschmid selbst, sowie der französische Gesandte Boisrigault gaben sich alle Mühe, eine Milderung dieser Strafe herbeizuführen, aber es gelang ihnen nicht; im Gegentheil verlangten jetzt die Stände, daß die Güter des Kaltschmid, welche für die Straffumme mit Arrest belegt waren, veräußert werden sollten. Die Tagherren gingen sogar mit dem Gedanken um, das Haus des Kaltschmid niederzureißen „zu einer gedächtnuß". Bei der Jahresrechnung bekam jeder der acht Stände 20 Gulden. Auch Graf Rudolf von Sulz auf dem Schloß Küssenberg und Herr des Klettgau's erhob Ansprüche, nämlich auf jene Güter, welche Kaltschmid auf der badischen Seite des Rheines besaß.

Was that nun Kaltschmid?

Es wurde ihm gestattet, unter freiem Geleite auf der Tagsatzung zu Baden zu erscheinen, und sich dort zu vertheidigen. Dies geschah denn auch. In einer längern Rede setzte er den Tagherren auseinander, wie er den Oberbefehl nicht gesucht, sondern die andern Hauptleute hätten ihm denselben anvertraut und er habe ihn mit Ehren zu Ende geführt. Den zweiten Zug habe er nicht selbst mitgemacht, sondern habe die Hauptmannschaft seinem Lieutenant, dem Hans Junker von Rapperswyl übertragen; indessen habe er sich in Kaiserstuhl aufgehalten und als er da Nachstellungen erfuhr, bei Verwandten im Schwarzwalde. Uebrigens wisse man, daß er sein Leben lang nicht um Gut, sondern um Ehre gekriegt und sich immer wohl gehalten habe.

Diese Worte müssen Eindruck auf die Tagherren gemacht haben; denn man erlaubte ihm, die nicht veräußerten Güter wieder zu beziehen und in der Grafschaft Baden zu wohnen und zu wandeln. Daß ihm aber die bereits veräußerten Güter wieder erstattet worden seien, davon verlautet nichts.

Gewiß Jedem muß da die Schwere der Strafe auffallen, die über Kaltschmid verhängt wurde. Und wirklich, es war eine schwere Strafe, besonders da ja die Sünde des Reislaufens eine allgemeine war und fast Niemand seine Hände in Unschuld waschen konnte. Zu dieser ausnahmsweisen Strenge hatte Folgendes beigetragen: Kaltschmid soll einmal gesagt haben, der König brauche diesen großen Hansen kein Geld mehr zu schicken, wenn er nur ihm Geld gebe, so wolle er ihm Knechte genug zuführen. Ob Hans Kaltschmid diese Worte wirklich gebraucht, ist nicht erwiesen; aber sie wurden ihm zur Last gelegt und daß sie bei den gnädigen Herren und Oberen sehr böses Blut gemacht, ist begreiflich. Ferner muß man bedenken, Hans Kaltschmid war kein gewöhnlicher Reisläufer, sondern er war Hauptmann und Feldherr. Endlich gehörte Kaltschmid den gemeinen Herrschaften an, die ja stets etwas stiefmütterlich behandelt wurden.

Hans Kaltschmid blieb nun nicht mehr in Kaiserstuhl; es drängte ihn hinaus aus seinem Vaterlande. Er starb fern von demselben in den Niederlanden; das Jahr seines Todes ist unbekannt.

Wir kommen zum Schluß. Wir haben in Hans Kaltschmid einen Mann gesehen, der zwar klein war von Statur, aber trotzdem ein energischer Mann und tüchtiger Soldat. Wir sehen ihn bald in Ita-

lien, bald in Luzern und Freiburg, bald in Kaiserstuhl, bald in Frankreich, bald in den Niederlanden; für jene Zeit gewiß ein reich bewegtes Leben, welches von großer Willenskraft zeugt.

Dann sehen wir in ihm einen Mann, der von seinen Mitbürgern in Kaiserstuhl geschätzt und geliebt wird. Sie halten treu zu ihm in Freud und Leid. Endlich sehen wir in Hans Kaltschmid auch einen klugen und gewandten Mann. Oftmals mußte er sich auf der Tagsatzung legitimiren, aber auch jedes Mal gelang es ihm, sein Haupt aus der Schlinge zu ziehen und sich zu rechtfertigen.

Quellen: Archiv Kaiserstuhl; Eidgen. Abschiede; Leu, Helvet. Lexikon; Argovia VIII; E. Bilger, Beitrag zur Beschreibung von Eglisau und Umgebung.

Die Teufelsbesessene von Murg.

Historisch treu erzählt von F. A. Stocker.

Besessene nannten vornehmlich die Juden die in Palästina und Phönizien, besonders aber in Galiläa häufig vorkommende Klasse der epileptisch Kranken, der von gewaltsamer Verkrümmung, von gänzlicher Taubheit, Blindheit, von Wahnsinn, Tobsucht und Melancholie Heimgesuchten. Es ist eine durchgehende Ansicht der alten Welt, daß außerordentliche Zustände und Thätigkeiten des Menschen, welche auf die gewöhnlich zur Erscheinung kommenden Kräfte nicht zurückgeführt werden können, der Einwirkung eines oder mehrerer höherer Geister zugeschrieben werden müssen. Diese Meinung findet sich schon bei Homer, Herodot, Euripides und Spätern, und hat sich zum guten Theil bis tief in's Mittelalter aufrecht erhalten. So wurden noch im 14. und 15. Jahrhundert die sog. dansatores (Tänzer), d. h. von religiöser Tanzwuth Ergriffenen, unter Anrufung des heil. Veit beschworen. Daher kommt der Name Veitstanz. Das gewaltsame innere Unglück, das den jeweiligen Menschen betraf, dem keine Willenskraft des meist urplötzlich Ergriffenen und kein Mittel der gewöhnlichen Heilkunst zu widerstehen vermochte, wurde auf die bösen Geister zugeführt. Zauberformeln und Beschwörungen traten daher an

die Stelle der Heilkunst und die jüdischen Exorzisten (Teufelaustreiber) behaupteten, die nöthigen Formeln, Wunderwurzeln und Steine von König Salomo her zu besitzen. Die guten Geister schienen so, der Idee der Heilung als des natur- und gottesmäßigen Zustandes entsprechend, ihr Amt der Bannung und Vernichtung böser Geister zu vollziehen.

Ehe ich zur Erzählung meiner Geschichte übergehe, will ich zweier Beispiele früherer Jahrhunderte erwähnen. Michael Theodosius Saldt, Stadtpfarrer und Dekan in Crailsheim, einer Stadt im Anspach'schen, hat über den ersten Fall in Ulm 1684 ein dickes Buch von 30 Bogen erscheinen lassen, „in welchem der in achtjährigen Mädchen auf Schlangenart einschleichende, bald auf Händen und Füßen kriechend, bald auf ihrem Leib murmelnd und wispelnd, doch durch Gottes Finger auf und fort und ausgetriebene Mord- und Marderteufel" dargestellt wird.

Agnes Katharina Schleicherin, die Tochter Johann Georg Schleichers, Schulmeister in Wetschgzershausen bei Crailsheim, klagte einmal des Morgens ihrer Mutter, daß etwas über sie hingerauscht wäre, als wenn es in sie hineinschliefen wollte. Man suchte es ihr anfänglich auszureden, allein es ereigneten sich bald Umstände, welche den ungläubigen Eltern den Glauben in die Hand gaben. Das Mädchen bekam das Schluchzen, es fing in seinem Bauche an, auf Art einer Turteltaube zu kurutzen; das Kind fiel auf die Erde, biß sich wund, dann lag es eine Viertelstunde wie todt am Boden. Nun kam der Teufel in's Spiel, er fing aus dem Mädchen an zu reden. Es wurde der Geistliche des Ortes, Johann Bauer, zu Rathe gezogen, dieser verwies das Mädchen an den Stadtpfarrer Saldt nach Crailsheim. Saldt ließ das Mädchen den 28. Oktober 1680 in das Dekanatshaus bringen, wohin er auch die zwei übrigen Geistlichen der Stadt beschieden. Bis zum Januar 1681 wurden die Exerzitien von den Geistlichen mit dem Mädchen betrieben. Da ereignete sich ein Umstand, der auch dem Dümmsten die Augen hätte öffnen können. Es ging nämlich ein großer Spulwurm von dem Mädchen ab und das ganze Possenspiel hatte nach kurzer Zeit ein Ende. Das Mädchen blieb gesund und munter.

Zwar hielt Pfarrer Saldt noch vier Predigten über Hexengeschichten, Beschwörungen und andere Teufeleien, aber das Volk glaubte an das, was es sah.

Eine zweite Geschichte liegt unserem Jahrhunderte näher. Sie zeigt, „wie uns was gestalten Anna Elisabeth Ulrichin — von dem bösen Feind Otoff genannt — besessen und liberirt worden". Mainz 1729.

Ulrich, ein lutherischer Soldat bei dem Salm'schen Kontingente in dem Städtchen Lich, hatte eine Tochter, Maria Anna Elisabeth. Als diese den 20. Dezember 1724 in das eilfte Jahr trat, bekam sie auf einmal Verzuckungen und lästerte Gott und alle Heiligen. Die Eltern wandten sich anfänglich an den Arzt zu Laubach, allein als die Beängstigung des Leibes immer heftiger wurde, so rieth der unwissende Arzt auf Hexerei und empfahl geistliche Mittel. Die Eltern wandten sich nun an die lutherischen Geistlichen zu Lich, die ebenso abergläubisch waren, das Mädchen etwa 12 bis 15 Wochen behandelten, ohne etwas auszurichten. Nun wandte sich der Vater an die katholische Geistlichkeit, an die Cisterzienser Mönche zu Arnsburg bei Mainz. Diese zweifelten denn keineswegs an dem Vorhandensein des Teufels, allein sie gaben vor, nicht eher Herr über den Teufel werden zu können, als bis das Kind katholisch werde, wozu denn auch dasselbe sich willig hergab. Der Vater trat ebenfalls zur katholischen Religion über und wurde von freiwilligen Almosen reichlich unterhalten. Nun konnte die Teufelsbannerei losgehen. Den 12. April 1725 wurde das Kind durch den Weihbischof, Freiherrn von Honeck, an die Jesuiten Bayer und Hartung gewiesen, welche aber nach einer Arbeit von vier Wochen versicherten, daß sie noch am Anfang ihrer Kur seien. Dann kam das Kind vier Wochen zu den Franziskanern nach Wetzlar, ohne Erfolg. Endlich fand man den richtigen Mann, den Dr. Joh. Elias Cornäus. Er bat sich zwei Franziskaner und sechs Weltgeistliche aus, welche den Beschwörungen beizuwohnen hatten. Am 15. Oktober 1725 nahm die Jagd ihren Anfang und dauerte alle Tage fünf Stunden. An Rauchwerk und Weihwasser wär kein Mangel. Am 24. Februar 1726 sagte das Mädchen selbst, daß der Teufel fort sei. Das Nachspiel dauerte indessen noch bis zum 12. März, während dessen täglich allerlei Gebete und Sachen über das Mädchen gesprochen wurden. Endlich wurde die Komödie mit einem feierlichen Te Deum geschlossen.

Es ist kaum glaublich, daß im Jahre 1726 mitten in einer Universitätsstadt vor den Augen so vieler angesehener und zugleich aufgeklärter Männer ein solch plumpes und armseliges Possenspiel von

einem Doktor der Theologie aufgeführt werden konnte. Nun darf es uns nicht wundern, wenn 70 Jahre nachher die gleiche Geschichte sich in unserer Nähe von einem sonst gutgesinnten, aber abergläubischen Pfarrer sich wiederholt.

— — —

Ich meine die Teufelsbesessene von Murg. Ich habe schon von Pfarrer Georg Anton Fischer und seinem Pfarrbuche im ersten Hefte des 6. Bandes dieser Zeitschrift Kenntniß gegeben und es erübrigt mir nur, hier zu melden, daß das Haus der Teufelsbesessenen auf dem Platze stand, wo heute der Bahnhof sich befindet. Es ist nunmehr abgerissen.

Agatha Trönli, so hieß die Besessene, wurde den 5. Oktober 1784 geboren. Ihr Vater hieß Konrad Trönli, ihre Mutter Frau Agatha geb. Strittmatter. Sie hatte noch eine Schwester Maria und einen Bruder Fidel, der 1790 geboren wurde. Die Mutter heirathete nach dem Tode ihres ersten Gatten den Josef Bächle, und wenn von einem Vater in dieser Ezählung die Rede ist, so ist der Stiefvater gemeint. Agatha Trönli wurde, nachdem die Sturm- und Drangperiode bei ihr vorüber war, Näherin und starb 77 Jahre alt, den 12. Juni 1862.

Die Trönli, so erzählt Pfarrer Fischer, eine Jungfrau von etlichen 20 Jahren, aber sehr vollblütig, hatte schon längst vor den geistlichen Sachen, besonders aber dem Almosengeben und dem Uebernachthaben der Fremden in ihrem väterlichen Haus, eine Abneigung und Verdruß verspüren lassen. Man konnte sie nur mit Mühe zur Beichte bringen; schon etliche Male ist sie in der Kirche plötzlich umgefallen und aus dem Beichtstuhl hinaus zu Boden gestürzt, nach einigen Minuten aber war sie wieder völlig gesund. Das Dreikönig-Salz und Weihwasser spie sie mit großem Unwillen wieder aus, immer wurde das Uebel ärger.

Den 27. Februar 1806 wurde ich schon das zweite Mal zu ihr in's Haus berufen. Sie sprang zuweilen auf, raste, tobte und verkehrte die Augen und das Angesicht, knirrschte auf den Zähnen und wollte auf Andere zuschlagen. Der Hals wurde ihr wie ein Milchbecken aufgetrieben.

Am 28. Februar war sie in der heil. Messe; die Eltern glaubten, es wäre Alles wieder gut; am Ende des letzten Evangeliums ließ sie hinten im Glockenhaus ein Geschrei ertönen, sie schlug mit den Armen

aus; die Leute erschracken und Alles lief davon, einige sprangen zum Hochaltar. Sie sprang ihnen nach, blieb aber beim Taufstein stehen und kam zum Verstand. Im Meßgewand stieg ich vom Altar und fragte um die Ursache des jählichen Lärms. Ich hieß sie durch die Sakristei fortführen, sie wollte sich jedoch unter dem Gitter wiedersetzen, „zähnte" mich aus und ging wieder gesund nach Hause.

Den 28. Abends trat das Uebel wiederum ein; ich betete für sie und befahl, daß das Uebel im Namen Jesu sich legen sollte und sogleich ward es besser.

Es ist somit nicht nur daraus, sondern aus den folgenden Zeichen sattsam erwiesen, daß die Agatha Trönlin von bösen Geistern besessen war.

Den 20. März habe ich mit der Agatha in der Kirche die Exorzitien vorgenommen; ich habe dazu Niemand in die Kirche gelassen, als ihre Eltern, den Josef Keller und den Siegrist. Sobald die Agatha in die Nähe der Kirche kam, so sperrte sich der Satan auf das Uebelste und wollte durchaus nicht in die Kirche. Man mußte sie schleifen. Sie wendete sich und drehte sich entsetzlich, sobald sie mich aus der Sakristei treten sah, so fiel sie zu Boden. Ich faßte den Satan, legte ihr die Hand auf und wir beteten bei dem Mutter Gottesaltar drei Vaterunser und das Salve regina. Alsdann führte ich sie zum Hochaltar. Da ging es wiederum sehr übel zu, ihr Gesicht wurde verunstaltet und bläulich, der Hals wie ein Kissen aufgetrieben; wir beteten ein Vater unser und die Litanei aller Heiligen; das brachte etliche Male den Satan zur Ruhe. Er mußte mir nachsprechen. Ich fragte, wie viel Geister in der Kreatur (in Agatha Trönlin) wären. Er wollte mit der Sprache nicht heraus, heulte und machte erstaunliche Veränderungen mit der Zunge, mit Gesicht und Maul; endlich kam die Stimme und sagte: acht, welches alle verstanden. Auf die Frage, wie lange sie schon in der Kreatur wohnten, folgten fürchterliche Krümmungen, ich stand daher von dieser Frage ab. Ich befahl dem Satan, in Gestalt eines schwarzen Rauches auszufahren. Nachdem ich mehrmals den Exorzismus „gebot", so sahen wir alle zwei Male einen Rauch aus dem Munde herausfahren.

Mehreres konnte ich dermalen nicht zu wege bringen; ich entließ sie (die Agatha) nach zwei Stunden. Sobald sie aus der Kirche hinaus kam, fing der Satan an zu jauchzen, schlug die Arme aus und

sprang davon. Der Bruder Fideli eilte ihr nach, sie wollte ihn packen und endlich ist sie wieder nach Hause geführt worden, wo es alsdann weit schlimmer ward als vorher. Sie konnte das Almosengeben nicht leiden, sie wollte die Armen anpacken, sobald sie nur Einen an der Thüre merkte. Wenn sie beten, z. B. den Englischen Gruß oder die Wandlung läuten hörte, so wurde sie geplagt. Sie fing an, auf ihre eigenen Leute loszufahren und welschte ungarische Wörter, tanzte ungarisch; sonst war sie frisch und gesund.

Den 22. März wollte ich die Eltern und sie selbst bewegen, nach Wehr zu dem Herrn Pfarrer zu gehen, um sich daselbst helfen zu lassen; des andern Tages in der Frühe wollte sie nach Wehr, sobald sie das Dorf erblickte, gab es wieder fürchterliche Auftritte. Drei Menschen hatten genug zu thun, sie fortzubringen und da sie sich dem Pfarrhofe näherten, stiegen die Widersetzlichkeiten auf Höchste. Schreckliche Wendungen, Brüllen, Verzerrung des Gesichts und aller Glieder, es war gräulich anzusehen. Sabald der Pfarrer dieses unter der Thüre sah, sagte er: Dieses wären übernatürliche Sachen, er habe keine Erlaubniß, ihr zu helfen.

Sie mußte wieder nach Haus. Sobald die Person Wehr verließ, so jubilirte der Satan. (Wenn vom Satan die Rede ist, ist die Agatha Trönlin gemeint.)

Am allerärgsten zeigte sich ihr übler Zustand in der Char- und Osterwoche. Als die heiligsten Handlungen in der Kirche vor sich gingen, wurde die Agatha Trönlin auf das Uebelste geplagt. Niemand durfte im Hause beten, auch wenn sie nur einen guten Gedanken haben wollte, so wurde sie durch die schrecklichen Konvulsionen gehindert. Am Charfreitag nach dem Gottesdienst hatte sie Gelegenheit gefunden, auszubrechen. Sie sprang neben der Kirche vorbei, spottete zuvor das Sanctissimum, das auf dem Frauenaltar zur Anbetung ausgestellt war, im Vorbeigehen aus, in der obern Wirthsmatte fing sie an zu jauchzen und man mußte sie mit aller Gewalt nach Hause bringen. Bei jedem heiligen Segen und der Auferstehung wüthete der Teufel gräßlich in ihr.

Als die Untermüllerin über Ostern zu Hause kommunizirte, brüllte sie, als ich mit dem Sanctissimum vorüberging, wie ein wildes Vieh, tanzte auf französische Art; kurz, die Eltern konnten es nicht länger bei ihr aushalten.

Jetzt wurde mit dem Doktor Helbling zu Laufenburg gesprochen. Er sah Alles für Krämpfe an und versprach zu helfen. Er schickte eine Mixtur, die aber keine Wirkung machte; er schickte Pillen, die wirkten auch nicht. Er kam selbst, die Person zu sehen. Er fand sie ganz gesund, sie sprach ganz gescheidt mit ihm, als ich aber zur Thüre hinein kam, so waren die Konvulsionen wieder da. Sie hörten auf meinen Befehl auf. Der Arzt wollte gar nichts vom Teufel hören und verlangte, daß man die Person in die Kur nach Laufenburg bringe, was nach acht Tagen geschehen ist.

Während dieser acht Tage haben sich folgende Zeichen an ihr gezeigt: Die Tochter selbst wollte nichts vom Teufel glauben und die Mutter sagte: „Wenn du knieend ein Vaterunser andächtig betest und sich nichts zeigt, so will ich es auch glauben.“ Die Tochter knieete hierauf nieder, betete, aber bei dem Ave Maria fiel sie wie todt zur Erde nieder. Sie konnte mir die Hand nicht küssen(!), kein Vaterunser beten und den heiligsten Namen Jesus nicht aussprechen. Wenn sie in einem Buche beten wollte, so zerriß sie dasselbe.

Sie ging sehr gern nach Laufenburg, aber bei dem heil. Johann von Nepomuk (auf der Brücke) fiel sie zu Boden, schrie wie ein Vieh und man mußte sie auf einer Bahre in das Haus des Chirurgen Fischhaber tragen. Da fing sie auf einmal ganz unnatürlich an zu lachen. Die Mutter hielt ihr ein Amulet vor den Mund, da hörte das Lachen auf.

Sie befand sich nun in Dr. Helbling's Haus, an einem Ort, wo man weder betete, noch sonst etwas Heiliges hörte. Es wurden ihr lauter Possen vorgeplaudert und die Folge davon war, daß die Person ganz ruhig ward und die Konvulsionen aufhörten. Wenn sie aber Nachts beten wollte, so wurde sie wieder geplagt.

Dr. Helbling und der Chirurg Fischhaber sagten, die Agatha sei gesund. Ich besuchte sie mit dem Stadtpfarrer Waitzmann, betete über sie, und sogleich zeigte sich zum Erstaunen des Stadtpfarrers, daß sie die Arme krümmte und die Zunge herausstreckte, die Augen verdrehte, der Hals sich aufblähte und das Gesicht roth wurde. Der Stadtpfarrer aber meinte, es sei pure Verstellung und Bosheit von ihr, er machte ein Eisen glühend heiß und wollte sie damit brennen, um sie abzuschrecken; allein die Konvulsionen hörten doch nicht auf. Er schlug sie mit einer Peitsche, alles umsonst. Da ich darauf bestand, es möchte etwas Uebernatürliches mit der Person sein, so wurde

ich verlacht und als der größte Simpel bezeichnet. Die Agatha Tröndlin aber wurde von dem Stadtpfarrer nach Kaisten zu Pfarrer Gschwind (nachmals in Frick gestorben) geführt, um von ihm ein Zeugniß zu erhalten, daß der Person nichts fehle. Diese beiden Pfarrer beteten über sie und schon wieder zeigten sich Konvulsionen auf das Fürchterlichste, so daß Pfarrer Gschwind kein Zeugniß abgeben konnte.

Nachdem nun alles Doktern vergeblich war und der Arzt selbst bestätigte, daß er ihr nichts mehr geben könne, so wurde der 12. Mai bestimmt, sie wieder nach Hause zu nehmen. Keller, ihr Vater und ihre Mutter gingen mit nach Laufenburg. Sie wurde in die Kirche genommen, ich wollte mit ihr die Probe machen. Die andern sprachen immer mit ihr von eiteln Sachen: wie sie den Athem zurückhalten mußte, das Maul aufsperren und ein Hölzchen zwischen die Zähne nehmen sollte, so legten sich die Konvulsionen wieder. Mir aber war der Muth genommen, die Sache weiter zu treiben, indem der Doktor drohte, die ganze Geschichte als einen gottlosen, ausstudirten Betrug an die Regierung nach Konstanz zu berichten, wodurch ich Verdrießlichkeiten bekommen werde, weil man weder bei der Regierung noch bei der Kuria mehr glaubt, daß es Teufelsbesessene geben könne. Ich müßte gewiß mit der Wahrheit den Kürzern ziehen. Auch sagte er, die Kranke sei eine Onanistin, was aber bei meiner darauffolgenden Untersuchung als falsch erfunden wurde (!!). Der Vater nahm die Tochter nach Hause und zahlte den beiden Aerzten in Laufenburg für ihren Aufenthalt von 2 Tagen weniger als 4 Wochen 20 fl. 2 kr.

Die Agatha war also wieder zu Hause. Nach zwei Tagen wollte ich ihr die Beichte abnehmen, allein sie konnte kein Vaterunser beten, den Namen Jesus nicht aussprechen, und ich mußte ganz davon abstehen. Ich berichtete die ganze Geschichte dem Oberamt zu Säckingen und dem Doktor Gretsch von Nollingen. Aber ich wurde nur ausgelacht, weil das Oberamt und der Doktor dafür hielten, es könne keine Besessenen geben. Der Oberamtmann und der Doktor kamen einmal in Geschäften nach Murg und beehrten mich mit einem Besuche, ich sprach von der Person, gerieth aber deßwegen mit Beiden in heißen Streit.

Den 30. Mai führte ich die Person mit den Eltern zu dem

Kapitular, Chorherr Jakob Breche (Bröchin); wir konnten sie nur mit größter Mühe fortbringen, fast alle zehn Schritte fing sie an sich zu sperren; bald kam ihr das Uebel in die Füße, daß sie nicht mehr gehen konnte, oder sie lief ganz stolz und hoffärtig; bald kam das Uebel in die Arme, die sie verdrehte, bald in die Finger, daß sie aufschreien wollte, bald lief der Hals hoch an und das Gesicht war roth und verunstaltet; wo ein Kruzifix stand, da wollte sie nicht vorbei, wo ein Wasser war, da wollte sie durch dasselbe waten, bei der Brücke unter Ober-Säckingen wollte sie den Vater hinunterziehen. Als sie den Pfarrer von Ober-Säckingen von weitem sah, kamen sehr starke Konvulsionen und sie fiel in den Hof hinein. Ich führte sie meist an der Hand und sobald sie nicht mehr gehen konnte, machte ich ihr das heil. Kreuzzeichen auf die Füße und das Uebel wich auf der Stelle, so auch im Angesicht und in den Fingern.

Bei der Probe bei dem Kapitular-Chorherrn wünschte ich alle Geistlichen und Beamten anwesend zu haben, aber es erschienen nur der Kanzleiverwalter Engelberger und sein Sohn, der Syndikus Kiswider und der Doktor. Von der Geistlichkeit war niemand anwesend als der Herr Kaplan Wirtz. Der Doktor erklärte, daß die Krankheit natürlich und die Person histerisch sei; es könne keine geben und es gebe keine vom Teufel Besessene; ja er sagte mehrmals, ihre Teufel sollten in ihn fahren. Nach langem Streiten ging er im Verdruß mit dem Kanzleiverwalter fort. Die Agatha Tröndlin stand ganz ruhig beim Ofen. Nun wollte ich doch eine Probe mit ihr vornehmen. Ich hieß sie niederknieen, das heilige Kreuz machen und ein Vaterunser beten. Sie fiel zur Erde und schlug den Kopf auf den Boden, stund auf und lief ganz hoffärtig und stolz in dem Zimmer herum, so lange wir beteten. Mit dem Gebet ließ das Uebel nach und sie sagte, es sei ihr recht wohl. Ich ließ sie wieder knieen und gebot ihr, das Uebel solle sich an den Fingern zeigen; es geschah sogleich; es solle sich an den Augen zeigen, die Augen wandten sich hin und her; es solle sich an der Zunge zeigen, sie streckte die Zunge weit heraus. Auf das Gebet ließ Alles nach. Wir Alle sahen wohl ein, daß dies nicht mit natürlichen Dingen zugehen könne, nur der Syndikus blieb ungläubig. Sie konnte das Bildlein nicht küssen, auf dem Jesus am Kreuz abgemalt war. Auf meinen Befehl that sie es und nach wenigen Minuten zerriß sie das Bild. Auf mein Gebot mußte sie solche Stücke

wieder zusammenkleben und küssen. Sie konnte meine Hand nicht küssen; auf meinen Befehl geschah es. Der Chorherr wollte ihr einen geistlichen Trost zusprechen. Schon zeigten sich wieder die Konvulsionen. Alles ging auseinander und die Person konnte ruhig nach Hause gehen.

Zu Hause mußte die Agatha Tröndlin wieder medizinisch behandelt werden, sie nahm während zehn Tagen Mixturen vom Arzte in Säckingen ein, aber nicht der mindeste Effekt wurde verspürt. Indessen war Pfingsten herangekommen und während der Oktave Corporis Christi zeigten sich schreckliche Scenen.

1) Fast jederzeit, so oft Morgens und Abends die Wandlung, der Englische Gruß zu Mittag zum Wettersegen geläutet wurde und Jemand aus dem Hause oder sie selbst beten wollte, so zeigten sich ihre Konvulsionen.

2) Während der Prozession am Fronleichnamstage jauchzte und krähte sie, fing an zu schreien: Alles Beten sei nichts, alles sei hoffärtig und die Ledigen (unverheirathete Leute) seien fast alle von der Unkeuschheit angesteckt.

3) Sie schlug sich selbst mit der Faust an den Kopf, daß sie häufig Blut vergoß; wollte man ihr die Hände halten, so schlug sie den Kopf auf den Boden oder an die Wände.

4) Sie mußte sich oft erbrechen; sie litt den bittersten Hunger, konnte nicht essen; warf das Brod an die Wände und mußte wider ihren Willen den Hühnertrog ausfressen, sogar ausschlecken.

5) Sie sprach von ihren Eltern, wenn sie beteten und vom Pfarrer, er sei ein „Plapperer“. Der Pfarrer thue ihr Alles zu leid; er halte immer bei der großen Frau an.

6) Maria, nannte sie oder vielmehr der Satan, die große Frau.

7) Zuweilen wollte sie beten oder lesen; aber wenn sie eine kurze Zeit gelesen hatte, so zerriß sie das Büchlein. Er (der Satan) treibe sie oft zum Lesen an, damit er Gelegenheit erhalte, ihre Haus- und Gebetbücher zu verzehren. Er hatte schon drei zerstört.

8) Sobald ein Armer kommt, um Almosen zu betteln, so fängt sie an zu wüthen. Einmal fing sie wie ein Postillon an zu schmettern, tanzte, lief hoffärtig, drei Mal hat sie sich in den Bach gestürzt.

9) Sie sagte öfters: Ich bin ein großer Herr, ich fresse keine Erdäpfel mehr.

Ich habe ihr einmal die Traurigkeit und Melancholie durch das heilige Kreuzzeichen vertrieben, ebenso auch das Zahnweh auf der Stelle.

10) Der Satan bläst sie auf einmal auf wie ein Faß, daß sie fast zerbersten mußte. Der Vater befahl dem Satan, im Namen Jesu zu weichen und augenblicklich war die Geschwulst hinweg. Dies ist mehrmals geschehen. Der Satan, der Feind alles Guten, ließ sie nicht einmal einen guten Gedanken hegen, noch viel weniger andächtig beten.

11) Es waren drei ihr befreundete Personen auf Besuch. Einer hatte einen großen Hund bei sich, dem unter der Bank zu fressen gegeben wurde; sie fiel auf die Hundeschüssel los und fraß sie ganz auf.

12) In Gegenwart dieser Freunde fing sie an zu singen, dann zu vespern, wie es in den Städten geschieht, Oktavi Toni mit einigen lateinischen Versen; einmal soll sie eine ganze Vesper mit den Antiphones und Hymnen gesungen haben; aber die Worte konnten oft die Eltern nicht verstehen. Bei dem Beten des Englischen Grußes hörte ich sie zu sich selbst sagen: Du darfst den Englischen Gruß nicht beten, das Beten ist nichts! und schlug sich selbst mit der Faust in's Angesicht und auf den Mund, so daß das Blut hervorquoll.

13) Sie fiel ebenfalls den 22. Juni unter dem Beten ihres Vaters zur Erde, erblaßte, die Augen wurden finster, sie athmete lange nicht mehr, so daß man glauben konnte, sie wäre todt. Sie hörte aber doch ihren Vater Gott um Beistand anrufen und gleich darauf war alles wieder in schönster Ordnung.

14) Ich schickte ihre Mutter nach Säckingen, um ein Büchlein: „Die Theorie oder Gewalt der höllischen Geister". Sie bemerkte dieses Büchlein, sie wollte es haben, da man es ihr aber nicht zeigte, so schrie sie unaufhörlich: „Das keibe Buch, das ketzerische Buch". Fast jeden Tag zeigten sich neue Auftritte. Den 26. Juni stürzte sie sich drei Mal in den Bach und lappte Wasser wie ein Hund.

16) Die Eltern, besonders der Stiefvater Jos. Bächle, von Oberwyl gebürtig, waren sehr fromm; er hatte einen großen Glauben, durch den heiligsten Namen Jesu den Satan zum Reden zu zwingen. Den 25. Juni fühlte er sich besonders gestärkt und stellte folgende Fragen an den Satan:

1) Wie lange bist du in der Kreatur?

Die Antwort erfolgte nur auf wiederholte Befehle: Seit 15 Jahren.

2) Wie bist du in diese Kreatur gekommen?

Durch das Wasser.

3) Wie ist dies geschehen?

In des Yhlisloch (Feldbrunnen hinter der Brennerei am Berg). Da Vater und Mutter mit einander zankten und da die Kreatur nicht gesegnet war, da hatte ich die Gewalt, in sie zu fahren.

4) Wo wirst du weichen müssen?

In Einsiedeln.

5) Wer war der Geistliche, der in dir ist?

Er war Pfarrer zu Eglisau; der Offizier und Er waren beständig beisammen und so auch jetzt wieder.

6) Wegen was ist er verdammt?

Wegen der Unkeuschheit.

7) Halte jetzt eine Predigt über die Unzucht.

Nach langer Widersetzlichkeit fing sie an, aus vollem Halse wider die Unzucht zu reden. Wie viele Leute von dieser angesteckt seien, jung und alt, ledig und geheirathet, mit Gedanken und Worten und Werken. Der Vater mußte sie zuletzt schweigen heißen.

Schon bei zehn Tagen hatte sie Mittags nichts gegessen, obschon sie großen Hunger hatte. Auf das Anrathen der Mutter genoß sie drei Löffel voll, im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit, aber schon bei dem zweiten Mal warf sie den Löffel auf den Boden.

Am 25. Juni wurde sie, nachdem sie sich auf den Tisch gelegt hatte, so hoch erhoben, daß sie auf die Bank hinunterfiel. Nachmittags kroch sie unter die Bank, schloß die Augen, um nur nicht die arme Schneiderin (des Johannsen Lüthy's Wittib), eine stramme Frau, anschauen zu müssen. Die Besessene wollte ihren Bruder, einen Knaben von 18 Jahren, erwürgen; sie sagte, der Bub gehöre ihr, er habe noch nicht recht gebeichtet, worauf er und seine Schwester Marie nach Todtmoos zur Beichte gingen. Die Mutter brachte mit vielem Beschwören von dem Teufel heraus, warum er heute so wüthe? Er bekannte, weil sie so viel Almosen geben, so viel plapperen und dem Pfaff sei er hässig, weil er machen wolle, daß er fort müsse. Der Teufel weinte aus Zorn über den Pfaffen.

Den 29. Juni, am Feste Peter und Paul, hatte der Teufel Ge-

legenheit gefunden, zu Hause fortzukommen. Unter der Opferung im Anfange des Gottesdienstes sprang er in die Kirche. Es entstand eine große Verwirrung. Ich nahm die Person vor den Altar, das Volk mußte drei Vaterunser beten, worauf der Teufel wunderbar pfiff und jauchzte. Ich befahl dem Satan, er solle dem Volke von dem größten Laster predigen. Er predigte von der Hoffart, dieses sei das größte Laster, es regiere in Gedanken, Geberden und in der Kleiderpracht. Ich schickte nun die Person mit dem Vater nach Hause, wo es noch manche Auftritte gab. Sie mußte wieder den Hühnertrog ausschlecken, hoffärtig laufen 2c. Auf den Abend hatte sie wieder ein Gebetbuch zur Hand bekommen und zerrissen.

Den 30. Juni, Nachts um 1 Uhr, fing die Agatha wieder an zu brüllen wie ein Stall voll Vieh, bald wie mehrere Hunde, bald wie Geißen. Nachmittags hatte sie gar keine Ruhe.

Den 1. Juli predigte sie zu Haus, was für ein großes Laster die Unzucht sei, wie man sich in diesem Laster versündige, die Ledigen, die Verheiratheten, die Beamten, die Geistlichen; bei den Geistlichen setzte sie aber hinzu „aber nicht alle". Auf den Abend hüpfte sie wie ein Frosch im Zimmer.

Den 3. Juli gingen Keller und Josef Bächli, ihr Stiefvater, nach Säckingen, dem Amte alles anzuzeigen, was seit drei Wochen mit der Person geschehen sei. Allein sie wurden verlacht und alles für Narrheiten gehalten, der Pfarrer und sie wurden dumme, einfältige Leute geheißen. Auf den Abend fing der Teufel an, den Vater auszulachen, daß er nichts ausgerichtet habe. Das Amt verlangte einen Bericht von Doktor Helbling in Laufenburg, der die Person behandelt hatte.

Am Monatssonntag den 6. Juli zerriß sie unter dem Gottesdienst ihre Kleider, entkleidete sich ganz und wollte während der Prozession zum Fenster hinaus, um Lärm zu machen. Der Vater vermochte sie nur mit aller Gewalt zurückzuhalten.

Den 8. Juli fing sie unter der heiligen Messe immer an zu schreien, fast eine halbe Stunde lang, so daß man glaubte, sie werde sterben. Als man mich holte, kroch sie unter die Bettladen, ich kam und stellte ihr das Schreien. Zu Mittagszeit kam ihr der Hoffartsgeist, sie wollte durchaus alle schönen Kleider anziehen und nicht davon abstehen. Als man mich holte, war sie gleich ruhig.

Nachmittags wälzte sie sich unaufhörlich auf dem Boden und konnte

keinen Athem mehr bekommen, sie sah einer Sterbenden ähnlich. Der Vater hielt sie auf dem Boden in den Armen; ich wurde berufen und brachte sie wieder zum Leben und Verstand.

Den 9. Juli Nachmittags wurde sie wieder von Melancholie geplagt, ich kam zu ihr und nahm ihr dieselbe vom Herzen, konnte sie aber nicht zum Reden bringen. Es kam darauf die Rede auf Einsiedeln. Da wurde der Teufel ganz unruhig. Ich gehe nicht zu dem schwarzen Bilde. Da ich aber darauf bestand, fiel er zur Erde, heulte jämmerlich immerfort und sagte: Auch du Pfaff bist schuld daran.

Im Namen der Gemeinde ging Markus Bäumle zu dem Doktor Gertsch nach Säckingen und erzählte ihm alles, allein er wurde nur ausgelacht und alles der Krankheit zugeschrieben.

Den 12. Juli Nachmittags besuchte ich sie wieder. Die Person war wie todt, ganz abgestorben. Wie sie wieder zu sich kam, war sie ganz roth und blau im Angesicht, sie hatte einen Strick um den Hals und wollte sich erwürgen. Gleich löste ich den Strick auf und ihr wurde wieder wohl. Sie mußte essen, ich gab ihr das Essen mit dem Löffel ein, sie zerstreute aber alles auf den Boden. Da schrieb ich auf ein Papier: Du sollst den Boden küssen! Es geschah, jedoch mit starker Gewalt. Der Teufel sagte anfangs: Ich lasse sie nicht essen, da er aber mußte und ich es ihm vorhielt, so schämte er sich vor allen Anwesenden, daß er unter die Bank sich verkriechen wollte.

Am 13., am Schutzengelsonntag, kamen drei besoffene Kerle zu ihr (die Namen thun nichts zur Sache), sie brachten Wein mit sich, die Agatha mußte auch mit trinken. In solcher Gesellschaft war ihr wohl. Diese Kerls redeten von vielen unanständigen Sachen, worüber der Satan sehr erfreut wurde.

Vierzehn Tage fiel nichts Merkwürdiges vor, als daß die Agatha Trönlin öfters stumm war.

Den 25. Juli 1806 schrieb der Pfarrer an den Regierungsrath und Fiscalis Reininger in Freiburg i. B. und stellte ihm die ganze Sache dar. „Die Geschichte ist zwar nicht neu," sagte er in dem Schreiben, „aber doch in gegenwärtiger Zeit sonderbar, da wie bekannt, fast durchgehends eine gegen dieselbe Stimmung herrschet und dadurch manche zu weit getriebene Sätze der neuen Aufklärung widerlegt werden. Sie bestehet aus zwei Berichten, die ich an das Oberamt Säckingen abgegeben und die von da aus mit einem Gegen-

berichte des Doctor medicinal Gretsch ohne mein Wissen und Willen vermuthlich an die medizinische Fakultät nach Freiburg ist überschickt worden.... Täglich entwickelt sich die Sache besser und ich habe keinen Zweifel, daß die ganze Geschichte nicht werde zu Ehren unserer heiligen Religion und der Priesterwürde ausfallen."

Den 26 gab der Pfarrer noch einen Bericht nach Konstanz durch den Konstanzer Wagen ab.

Der 30. Juli war der Agatha böseſter Tag. Sie tobte fürchterlich, drei Mal wollte sie sich erhenken, einmal in den Bach stürzen. Sie wollte durch das Fenster entfliehen, der Vater mußte sehr mit dem Satan kämpfen und wurde übel im Gesicht und an den Händen zerkratzt. Nachmittags ging die Mutter nach Säckingen, um den Pfarrer zu bitten, ihnen doch zu helfen, denn sie könnten den Satan nicht mehr bemeistern. Ich ging in's Haus und sagte dem Satan alle Schandnamen, er kroch aus Scham unter die Bank und rief darunter hervor: Du Hundspfaff! Er mußte aber hervorkommen und zur Strafe den Boden küssen; er that es. Endlich mußte er eine gute Nacht wünschen, er sperrte sich aber gewaltig. Unter dem Englischen Gruß kamen die Konvulsionen wieder.

Den 31. Juli warf die Agatha das gesegnete Brod zum Fenster hinaus und die Speise zu Boden.

Im Monat August fing sie an entsetzlich zu schreien, sie wollte aus dem Hause, zerbrach der Mutter zwei Häspel, als der Vater Weihwasser auf den Boden spritzte, tanzte sie darum herum, aber nicht auf dem Platze, wo Wasser hingefallen war, er machte einen gesegneten Rauch, die Agatha fiel wie todt nieder. Nachmittags erzählte sie alle Streiche, die sie gemacht hatte und schämte sich. An einem Sonntag gab man ihr einen Wächter, während Vater und Mutter in der Kirche waren. Sie zerriß ihre Kleider und entblößte sich mit den Worten: Ich bin ein Buben-Rölli &c.

Der Vater und Keller mußten auf's Amt Säckingen, wo ihnen angezeigt wurde, daß die Agatha Trönlin nach Freiburg in's Krankenhaus geführt werden müsse. Die Kosten werden theils durch die Gemeinde, theils durch das Land und den Fürsten bestritten. Der Satan fing an zu jubiliren, daß er von dem „Hundspfaffen" wegkomme, der ihm viel zu leid thue.

Den 11. August Nachmittags bekam der Pfarrer folgenden Ver-

weis von der Regierung: „Dem Pfarrer Fischer von Murg aber habe das Oberamt sein ebenso unkluges als in mehrfacher Hinsicht auch ahndungswürdiges Benehmen in dieser Sache nachdrucksamst einstweilen zu vergeben, mit der beigefügten Warnung, daß Er, wenn er sich beigehen lassen sollte, aussichtlich auf diese Geschichte seine Pfarrgenossen in dem von ihm verbreiteten Irrthum zu bestärken, oder sonst was immer für weiteres Aufsehen zu erregen, man sich veranlaßt sehen würde, um so schnellere und ernsthaftere Maßregeln gegen ihn eintreten zu lassen. Auch habe das Oberamt sein Benehmen in der Sache von nun an genau zu beobachten".

„Freiburg, 30. Juli 1806."

Der Pfarrer sagt einfach hiezu: „Wie unverdient dieser Verweis ist, wird jeder Leser selbst einsehen."

Die Agatha Trönlin sollte am Morgen des folgenden Tages abreisen. Ich besuchte sie noch einmal und wünschte ihr Glück auf die Reise. Sie wollte mir die Hand nicht geben und sich nicht bedanken, bis ich dieses dem Satan befahl.

Nach dem Abendläuten war sie hinter dem Tisch, auf einmal stieg ihr der Satan in den Leib, schlug ihr den Kopf zurück und streckte das Maul auf. Es flogen Teufel in den Mund hinein und es gurgelte in den Hals hinunter und sie schloß den Mund. Dieses Maulaufsperren, Hineingehen und Schließen geschah fünf Mal. Nach diesem fing sie an zu wüthen und zu schreien auf ungarisch.

Den 12. August mußte sie auf dem Boden schlafen, in aller Frühe machte der Teufel Lärm zur Abreise; man mußte ihr die schönsten Kleider anziehen. Um 8 Uhr bestieg sie den Wagen mit Jauchzen und mit Freuden. Dann fing sie an über mich zu schimpfen, dieses Schimpfen dauerte fort bis Oeflingen bei Brennet. Bei dem Bade in Säckingen zerriß sie ihre Kleider und warf sie in das Haus hinein. Der Fuhrmann war der Eselsbäuerin Sohn (Kath. Schilling), die Eltern der Agatha mußten ihm täglich 1 fl. geben und ihn frei halten. Vater und Mutter begleiteten die Agatha bis nach Freiburg.

Sobald die Reisenden lutherischen Boden betraten, so wurde die Agatha still, sobald sie aber durch einen katholischen Ort geführt wurden, so litt sie große Konvulsionen und schimpfte auch über einen vorübergehenden Geistlichen.

Als sie in dem Krankenhaus in Freiburg ankam, waren sofort

mehrere Doktoren anwesend, man mußte sie die Treppen hinaufschleppen und mit Mühe brachte man sie in den Saal. Der Vater wurde von den Aerzten gleich abgewiesen und nach Hause geschickt.

Den 16. August erhielt der Pfarrer vom Generalvikar Wessenberg in Konstanz einen Brief, worin er ermahnt wurde, sich in dieser Sache von nun an weder wörtlich noch thunlich einzumischen.

„Ich hielt mich nach Weisung von Konstanz ganz still und es ward in der Pfarrei von der Agatha Trönlin nicht mehr gesprochen; seit ihrer Abreise schien es, als wenn gar jemalen etwas vorgegangen wäre.“

Den 14. September erhielt ich von dem Pfarrdekanatsverweser zu Burg einen Brief mit zitternder Hand geschrieben: Die Regierung habe mich der Seelsorge unfähig erklärt und dringe auf meine Entfernung von der Pfarrei.

Noch den nämlichen Tag erhielt ich von dem Generalvikar von Wessenberg vom 9. September datirt einen Brief, daß ich mich ungehorsam gezeigt, indem der Regierung Belege vorliegen, welche beweisen, daß ich nicht aufhöre, die Person als besessen zu behandeln. Wenn ich mich noch einmal in diese Sache mische, so werde ich von der Pfarrei auf eine Kaplanei amovirt und vielleicht gar aus der Gegend geschafft.

Wie betroffen ich durch dieses Schreiben ward, kann sich Jeder leicht vorstellen; ich wußte mich keiner Sache schuldig. Nun fiel mir ein, daß diese Belege keine andern sein können, als das Rekommandationsschreiben, das ich dem Vater der Person bei der Abreise an den Spitalpfarrer übergeben habe. Dieser Brief war den 10. August geschrieben und den 16. bekam ich die Weisung von Konstanz, mich der Sache nicht mehr anzunehmen.

Ich benachrichtigte hievon den Pfarrdekanatsverweser und ebenso schickte ich ihm eine Vertheidigung an den Generalvikar und legte ihm noch eine Bescheinigung von Stiftsvogt Johann Döbeli bei, daß ich mich seit der Abreise der Trönlin gar nicht mehr der Sache angenommen hätte.

Den 13. Oktober schrieb ich an den Oberamtmann in Säckingen, meine Meinung wäre, die Trönlin ein Jahr in Freiburg im Dienst zu lassen und sollte sie auch ohne Lohn dienen müssen, ich anerbiete demjenigen, der sie in Dienst nimmt, monatlich 1 fl. zu geben. Es

sei zu befürchten, daß wenn die Trönlin zurückgeschickt werde, die leidige Geschichte von vorne anfange. Indessen holten die Eltern ihre Tochter schon den 22. November in Freiburg ab, um sie nach Rohr zu einer befreundeten Familie zu bringen. Von Freiburg wurde geschrieben, daß die Person, ohne nur für einen Kreuzer Medizin zu nehmen, durch Furcht und rauhe Worte wieder gesund gemacht worden sei.

Den 14. Dezember wurde mir von der Regierung von Freiburg ein Schreiben zugeschickt, daß ich mich nicht mehr der Sache annehmen dürfe, bei Verlust der Pfarrei und Bezahlung aller Unkosten.

Zwei Tage darauf kam die Agatha Trönlin nach Waldshut in Diensten zu einem Chirurg, den 5. Februar 1807 traf sie aber schon wieder zu Hause ein. Sie habe, sagte sie, freiwillig den Dienst verlassen, sie könne nicht in einem Hause sein, in dem man nichts Geistliches sehe und höre.

Aber schon nach dem ersten Abend zu Hause trat ihr Zustand wieder ein. Es wurde an das Oberamt nach Säckingen Bericht gemacht über ihre Entfernung von Waldshut und ihren gegenwärtigen Zustand. Das Amt in Säckingen verlangte von dem Magistrat in Waldshut ein Zeugniß, wie sich die Trönlin in Waldshut betragen.

Die Agatha Trönlin war nichts weniger als vorher von ihrem Uebel befreit. Alle Erscheinungen kehrten wieder. Ich habe zwar die Person seit der Abreise noch nie gesehen, werde sie auch nicht besuchen, indessen habe ich von ihren Eltern vernommen, daß sie einmal dem Spitalpfarrer allen Spott angethan, denselben einen dummen, einfältigen Pfaffen gescholten, der sich von ihm (dem Teufel) habe blenden lassen, daß er nie etwas vermerkt habe.

Einmal ergriff sie ein Messer und schlug damit der Mutter in's Angesicht; allein die Mutter nahm keinen Schaden und sagte, sie hätte nichts von dem Messer verspürt. Zu einer andern Zeit hatte sie den Vater angegriffen und im Gesicht beschädigt; sie sagte, daß sie oft einen großen Haß gegen Vater und Mutter verspüre und sie nicht mit den Augen sehen könne; ebenso großen Haß hätte sie gegen den Pfarrer.

Den 9. März kam ein Schreiben von der Regierung von Freiburg, wonach die Trönlin dem Doktor Gertsch in Säckingen zur Kur übergeben werden solle und insofern die Krämpfe innerhalb vier

Wochen nicht weichen, sie ohne Weiteres auf Kosten der Gemeinde in das Krankenspital nach Freiburg abgeführt werden solle.

Den 11. März kam der Oberamtmann und der Doktor nach Murg und verordneten, daß sie in das Schulstüblein gebracht werde. Um 4 Uhr bezog sie das Schulstübli und nahm sofort eine Portion Pillen, welche der Doktor mit sich gebracht hatte, blieb aber stumm bis zum 15., wo sie die ganze Messe hindurch wüthete, sich ein blaues Auge schlug und die Morgensuppe verwüstete. Den 16. war die Agatha noch stumm und konnte nicht essen, sie weinte vor Hunger, Nachmittags besuchte sie der Doktor. Als dieser gewahr wurde, wie sie mit dem Essen umginge, wehrte er ihr dies, aber sie warf ihm den Löffel in's Gesicht und wollte ihm die ganze Suppe zuwerfen. Aber man hielt ihr die Hände. Hierauf wollte sie auf den Doktor los, aber sie wurde zurückgehalten. Darnach setzte sie sich auf den Boden und war wie todt. Auf den Abend plagte sie der Satan fürchterlich, sie gab durch Zeichen zu verstehen, daß ihr der Doktor nicht helfen könnte und der Johann Döbeli, ihr Wächter, sagte: Hier kann allein der Herr Pfarrer helfen! Hierauf schrie sie mehrmals: Nein, nein! Den Eltern blutete das Herz, daß ihre Tochter auf diese Art verhungern sollte. Der Stiefvater Josef Bächle ging zu ihr hin. Sobald sie ihn aber sah, sagte sie gleich: Du Stiefhund! Du und der Pfaffenhund! Man holte für sie eine Suppe aus dem Pfarrhof, da erklärte sie, sie wolle keine Pfaffensuppe.

Den 17. entfloh sie im Hemd und Unterrock, wurde aber bald wieder im Hof unter dem Rathhause gefunden.

Den 19., am Josefstage, wurde die Agatha Trönlin zum zweiten Male nach Freiburg abgeführt. Die Kranke blieb immer stumm, konnte zu Mittag essen, nahm aber Morgens und Abends nichts, selbst von ihrem Bruder Fidel wollte sie nichts annehmen.

Den 3. April erhielt ich von dem Ordinariat durch den Pfarrer von Herthen ein Schreiben, worin mir angezeigt wurde, daß der Herr von Drais neuerdings auf meine Entfernung von der Pfarrei dringe.

Auf das Anrathen der Kurie sowohl, als des Pfarrers von Herthen erließ ich am 28. April an den bischöflichen Deputaten und Dekanatsverweser ein Schreiben, worin ich darthat, daß ich die Agatha Trönlin seit dem 12. Dezember v. J. nur einmal und zwar nur von ferne gesehen und die ganze Sache habe auch sich beruhen lassen.

Schon 25 Jahre stehe ich in der Seelsorge, niemals bin ich in solche Fälle verwickelt worden. Ich handelte nach Vorschriften, Regeln und Grundsätzen. Ich dachte: ab esse ad posse volet consequentia.

Sodann geht der Pfarrer auf seine persönlichen Verhältnisse über, auf seine starke Haushaltung, auf seine vielen Mobilien und Geräthschaften, auf seine angekauften Felder, auf seine Baumzucht, auf seine drei Pfarrhäuser, an die er schon 250 fl. verwendete. „Wer wird mir dies vergüten? Zu den Kriegskontributionen habe ich der Gemeinde und dem Kurator über 1000 fl., sowohl in Geld als in Naturalien angelehnt, die sie mir nicht zurückbezahlen können.

„Welcher Aufruhr, welche Unordnung und Verwirrung würde nicht unter den Pfarrgenossen entstehen, deren ganzes Vertrauen ich besitze, wenn meine jählinge Versetzung bekannt würde? Würde nicht die unglückliche Familie der Agatha Trönlin auf's Aeußerste mißhandelt werden? Die Regierung würde sich nur selbst kompromittiren."

Der Pfarrer schließt, namentlich mit Rücksicht auf den bevorstehenden Kirchenbau, mit seiner Entfernung auf eine schickliche Zeit zuzuwarten.

Das Schreiben hatte so viel Erfolg, daß der Pfarrer an seiner Stelle belassen wurde. Auch hatte er keine Gelegenheit mehr, sich mit der Agatha Trönlin zu befassen, denn dieselbe befand sich vom 19. März 1807 bis 6. Oktober 1809 in Freiburg im Breisgau.

Da sich die bekannten Erscheinungen in schwächerem Grade zeigten als zu Hause, wurde die Agatha als Magd in's Zuchthaus verdungen, besonders da sie wohl nähen und spinnen konnte. Wirklich hatte sie in ihrem Dienste mehr Ruhe. Hie und da wurde sie von dem verzweiflungsvollen Gedanken angefochten, sich selbst zu entleiben. Die Eltern besuchten ihre Tochter in ihrem Dienste und vernahmen mit Wohlgefallen, daß man mit ihr zufrieden sei. Die Tochter aber sagte, daß sie mit Micheli den Dienst verlasse und wieder nach Hause zurückkehren werde. Von den übrigen Dienstboten vernahmen die Eltern, daß sie alle Ausflüchte brauchte, um in die heilige Messe zu gehen. Die Agatha bekannte selbst ihren Eltern, daß sie Morgens und Abends nie bete, weder das Kreuz mache, noch zu irgend etwas Geistlichem Lust habe, hingegen zu eiteln Possen, Hoffart und Lustbarkeiten einen großen Hang empfinde.

Wirklich reiste Agatha Trönlin auf Micheli 1809 von Freiburg

ab und kam nach Hause, von Zuchthausverwalter und Spitalpfarrer mit guten Zeugnissen versehen. Aber den unsaubern Gast hatte sie noch im Leibe. Deßhalb beschlossen die Eltern, mit ihrer Tochter nach Einsiedeln zu gehen, vorgebend, ein Bad in der Schweiz zu besuchen.

Den 9. Oktober reisten die Drei ab. Als sie aber am zweiten Tage gegen Einsiedeln kamen, da fing der Teufel wieder an, sich zu regen. Er verkehrte der Agatha die Füße, daß sie hinter sich stunden und so mußte die Tochter mit Gewalt geschleppt werden. Eine Zeit lang fuhr sie in einem Wagen. Da aber der Wagen einen andern Weg nahm, mußte sie wieder zu Fuß gehen. Da wälzte sie sich auf dem Boden, schrie und lärmte, daß sie nicht zu den Pfaffen gehe. Der Teufel schimpfte über die Mutter Gottes, die er nur das „schwarze Bild", das „schwarze Mareili" nannte.

Als die drei Personen näher zum Dorf kamen, wurde das Gebet der Eltern erhört und der Satan schwieg. Die Eltern bezogen ihr Zimmer, das sie gewöhnlich in ihrem Wirthshause einzunehmen pflegten.

Die Nacht hindurch war der Satan sehr unruhig und ließ erst gegen Morgen die Leute zur Ruhe kommen.

Noch am Vorabend zeigte der Vater im Kloster an, was für einen saubern Gast er hier habe und bat, denselben morgen in's Kloster bringen zu dürfen. Es wurde ihm gestattet. Als es Tag wurde, wollte die Agatha nicht aufstehen, der unkeusche Teufel zerriß ihr alle Bänder an der Brust und am Fürtuch. Sie mußte in die Kirche geschleppt und von mehrern Männern gehalten werden. Fortwährend schrie sie: „Ich gehe nicht zu der großen Frau!" Als der Lärm im Kloster gehört wurde, kam sogleich der P. Exorcist vor das Portal. Er ging der Agatha entgegen, nahm sie bei der Hand und sie ging wie ein Lamm mit ihm in das bestimmte Zimmer. Hier ließ er sie ausruhen und erforschte von den Eltern ihren Zustand und die vorangegangenen Begebenheiten. Die Agatha aber behauptete, man thue ihr Unrecht, wenn man sie für besessen halte; es sei das alles natürlich, die Professoren in Freiburg hätten es ihr genug gesagt. Da sagte der Pater: sie müsse den Glauben haben, daß ein fremdes wirkendes Wesen in ihr wohne, welches sie dazu angetrieben habe. Allein umsonst. Die Tochter wollte es durchaus nicht glauben.

Da antwortete der Pater: Es könne ihr nicht geholfen werden, da sie den Glauben nicht habe, daß ihr Zustand eine Wirkung des bösen Geistes sei, dem sie innerlich widerstehe. Die Eltern wußten ihres Leides kein Ende, da sie bereits wie abgewiesen waren.

Donnerstag den 12. Oktober hatte die Agatha auf das inbrünstige Gebet ihrer Eltern den Glauben an ihren unglücklichen Zustand erlangt und war der Hülfe getrost. Trotz allem Widerstand des Satans brachte man die Agatha in's Kloster. Als die Eltern mit der Tochter in die Kapelle kamen, um das Bildniß Maria's anzuschauen, sagte der Teufel: er wolle die schwarze Marei nicht sehen, er könne sie nicht leiden. Er lief fort, allein die Eltern nöthigten die Tochter, vorher in der Kirche den Englischen Gruß zu beten. Da wurde die Tochter aufgetrieben und ganz verstellt. Der Vater hielt sie in den Armen, da sie niedersinken wollte. Sie sperrte den Mund auf und zeigte eine brandschwarze Zunge eine Viertelelle lang; am Ende der Zunge zeigte sich eine Röthe, die allmälig das Schwarze verdrängte. Da ließ sie einen Schrei aus und fiel in Ohnmacht. Die Zunge war alsdann ganz rein. Das war die erste Ausfahrt des Teufels.

Nachmittags geschah die zweite auf die nämliche Weise in der Kirche, im Beisein mehrerer Personen und ohne Priester. Sie wurde alsdann von dem Pater in's Zimmer genommen. Da geschah die dritte Ausfahrt, aber langsam und beschwerlich. Sie lag da auf dem Boden wie todt, doch konnte sie dem Pater noch ein Zeichen geben, daß sie alles verstanden habe.

Der Exorcist bemerkte sogleich, daß noch mehr Gäste ihren Leib bewohnten. Er befahl in der Stille dem Teufel, daß er dem Vater für die angethane Schmach abbitten müsse; da stund der Teufel auf und sagte: Das thue ich nicht! Allein er mußte gehorchen. Die Agatha fiel also dem Vater um den Hals und bat ihn wegen der angethanen Unbill um Verzeihung.

Nach einigen Minuten ließ er den Teufel auch die Mutter und den Pfarrer von Murg um Verzeihung bitten, was er mit vielem Widerstreben endlich that. Nun mußte sie sich zur Beichte vorbereiten.

Den 13. Oktober wollte sie selbst mit den Eltern in die Messe. Während der Wandlung fühlte sie eine Aufblähung, ihre Brust wurde ganz aufgetrieben, das Angesicht entstaltet, sie fiel dem Vater in die

Arme und schrie aus vollem Halse. Die vierte Ausfahrt eines Teufels geschah. Es wurde in der Kirche Lärm und der Pater Exorcist wurde eilig herbeigerufen, der die Kranke in ein Zimmer führte. In dem Zimmer wurde ebenfalls gebetet und da fuhr der fünfte Teufel durch die schwarze Zunge aus.

Nun sollte die Agatha die heilige Kommunion empfangen. Allein bald zeigte es sich, daß noch mehr böse Geister in ihr waren, die die Oberhand hatten und gegen die der Exorcist nichts ausrichten konnte. Die Agatha hatte wiederum den Glauben verloren. Endlich nach langem Kampfe nahm sie das Sanctissimum mit Ehrerbietung.

Den 14. wurde der sechste böse Geist von dem Exorcisten zum Weichen gebracht, er nahm seine Ausfahrt wie die übrigen durch die schwarze Zunge.

Sie wurde jetzt von dem Exorcisten entlassen, weil ihr Zustand sich so geändert hatte, daß sie ohne Beschwernisse beten konnte und Ruhe hatte. Nachmittags gingen die Eltern, weil es Samstag war, noch einmal in die Kirche, um Gott zu danken. Da wurde ebenfalls eine besessene Person von etwa 20 Stunden weit hergebracht; ihres Uebels wurde sie aber bald erledigt, da sie einen starken Glauben hatte. Bald hierauf sagte die Agatha der Mutter, daß ihr übel werde, sie möchte aufschreien, empfand einen Drang und wirklich wurde sie wie ein Faß aufgetrieben. Es geschah die Ausfahrt des siebenten Teufels.

Die Eltern wußten schon längst, daß acht Teufel in ihrer Tochter wohnten, sie wußten aber nicht, ob schon mehrere Teufel miteinander ausgefahren seien, und da sie nichts Besonderes mehr an ihrer Tochter verspürten und diese den letzten Tag in der Kirche zubringen wollte, so hatten sie gegründete Hoffnung, daß ihre Tochter geheilt sei. Sie reisten von Einsiedeln ab.

Den 17. Oktober kamen alle Drei wieder in Murg an. Noch an dem gleichen Abend um 8 Uhr kam der Vater zu mir, um den erfreulichen Bericht zu vermelden. Die Eltern ersuchten den P. Exorcisten in Einsiedeln, dem Pfarrer in Murg ein Briefchen mitzugeben, was dieser, Philippus Vorsinger ist sein Name, auch in einem lateinischen Schreiben that, worin er die Erscheinungen bestätigte, die ihm von Murg aus berichtet worden waren.

Die Agatha Trönlin wurde von Jedermann als ganz befreit

betrachtet, denn sie konnte jetzt mit Andacht beten, jedem Gottesdienst ohne Beschwerniß beiwohnen, sie beichtete sogar dem Pfarrer und empfing das heilige Abendmahl mit Andern. Aber in den Pfarrhof zu kommen, gestattete ich ihr nicht. Die Eltern bemerkten an ihr noch zu viel Eitelkeit, Freude an hoffärtigen Tändeleien, an lustigen Zusammenkünften und unartigen Reden; sie bemerkten ihr leichtfertiges Kreuzmachen, ihr rasches Forteilen aus der Kirche, ihr Augenverdrehen und so trauten sie der Sache nicht gänzlich.

Bei vier Wochen blieb es so. Die Eltern, die sehr tugendsam und gottesfürchtig waren, ließen sich von ihrem Sohn Fidel auf den Abend von der Mutter Gottes vorlesen, die Agatha hörte zu. Auf einmal verzerrte sie den Mund, ihr Angesicht wurde feuerroth, sie schlug auf den Tisch; der Satan redete aus ihr. Jetzt, sagte er, bin ich wegen der großen Frau genöthigt, euch zu offenbaren. Ich bin noch allein da. Meine sieben Kameraden haben fort müssen, ich aber habe auf Verordnung Gottes(!) noch da bleiben dürfen. Ich bin der achte und der Ungläubige. Bevor ich weichen muß, will ich Euch noch viele Qualen anthun.

Die Eltern geriethen in nicht geringen Schrecken; allein sie ließen den Muth nicht sinken. Alle Drei waren entschlossen, gleich den folgenden Tag nach Einsiedeln zu gehen, bevor dieser neue Ausbruch bekannt würde. Es war sehr schlimme und kalte Witterung. Die Abreise fand nicht statt, indem der Teufel in ihr rumorte wie noch nie. Den neuen Ausbruch bei der Trönlin berichtete ich dem P. Philipp nach Einsiedeln, der in einem weitschweifigen Briefe, diesmal deutsch, antwortete und die Eltern und die Agatha einlud, nochmals nach Einsiedeln zu kommen. Der Brief war vom 4. Januar 1810 datirt.

Aber noch war der Agatha Trönlin Zeit noch nicht gekommen. Einige Monate lang mußte sie noch alle Torturen ausstehen, ja sie wurde von dem Erzbösewicht angetrieben, ein Kind, wo sie solches bekommen könnte, zu erdrosseln, damit sie als Kindsmörderin sollte hingerichtet werden. Sie betheuerte nachher, daß es ihr eine erstaunliche Mühe gekostet habe, diesen großen Anfechtungen zu widerstehen. Zwei Tage vor ihrer Entledigung nahm sie die Flucht und lief auf der Straße nach Ober-Säckingen, wo sie ihre Geschwister wieder einholten und heimbrachten.

Es war am grünen Donnerstag (Coena domini), an welchem

Tage von 12 Uhr bis 1 Uhr Mittags vor dem ausgesetzten hochwürdigen Gut eine Betstunde gehalten wurde. Die Agatha sagte ihren Eltern, sie gehe nicht in die Betstunde. Die Eltern ließen ihr die freie Wahl. Da aber die Stunde heranrückte, bekam sie einen innerlichen Trieb und sagte: Ich will in die Betstunde. Sie ging und stellte sich zu hinterst im Glockenhause an die Thüre. Kaum hatte ich nach dem heiligen Segen das Vorbeten angefangen, als in der Kirche ein Lärm entstand. Ich ließ mich nicht stören und fing den ersten Rosenkranz vom heiligen Sakramente des Altars zu beten an, als das Getümmel immer größer und stärker wurde. Ich betete fort den zweiten Rosenkranz mit Vorlesung der Geheimnisse und zuletzt wurde der feierliche Segen gegeben. Erst nach der Betstunde ließ ich mir den Hergang der Sache erzählen:

Sobald der heilige Segen gespendet wurde, stieg der Teufel der Agatha von dem Unterleib auf die Brust, in den Hals und das Angesicht, das feuerroth wurde, der Hals lief auf wie eine große Geschwulst, die Brust schwoll auf; die Agatha schlug mit beiden Armen Alles auf die Seite, wer ihr nahe treten wollte. Einige Männer hatten den Muth, sie zu halten. Dann fing sie an zu zischen und sagte endlich mit verständlicher Stimme: Ich bin wegen meinem Unglauben an dieses große Geheimniß immer und ewig verdammt. Einige Mal streckte sie die Zunge, die sehr braun war, weit heraus und zog sie wieder zurück. Unterdessen betete die ganze Kirche eifrig. Die Agatha lag auf dem Boden, gleich wie in einer Ohnmacht, trotzdem hatte sie ihr volles Bewußtsein. Am Ende des zweitletzten Rosenkranzes zog sie die Zunge zurück und stund auf. Ganz entkräftet sank sie auf eine Bank. Während dieser Ausstreckung der Zunge muß der Teufel sie gläublich verlassen. Denn sie sagte nachher: Jetzt bin ich frei!

Nach einigen Stunden hatte sie sich ganz erholt und die Agatha war wie neugeboren. Aller Haß gegen ihre Eltern und gegen mich, wie überhaupt gegen alles Geistliche war verschwunden. Sie konnte beichten und das heilige Sakrament des Altars ansehen und aussprechen.

„So endete sich, schließt der Pfarrer seinen langathmigen Bericht, die famose und merkwürdige Geschichte, die in Anfangs des Jahres 1806 ihren Anfang nahm und den 19. April 1810 sich schloß. „Für

mich war sie von nicht geringem Nutzen; der Satan hat sich gezeiget, was er ist, und was er liebt und hoffet."

Die Eltern gingen bald darauf mit der Agatha nach Einsiedeln und statteten da ihren Dank ab. Weil aber die Agatha sich nicht genug bewahrte, so hat ein böser Geist, wie dieser solches selbst gestand, die Macht erhalten, sie zu besitzen, der sie nicht zwar öffentlich, doch heimlich öfters hart quälte. Indessen konnte sie dennoch ihren Geschäften nachgehen. Sie ist 77 Jahre alt geworden und Herr Pfarrer Thoma stellte mir eine alte Frau vor, welche sie noch in ihrer Jugend gut gekannt hat.

Der Chaumont bei Neuenburg.

Der Chaumont und der Chasseral, in der Mitte der im Bogen von Genf bis Basel sich erstreckenden Jurakette, bilden eine nach den Seeen von Neuenburg und Biel so selbständig hervortretende Gebirgsgruppe, daß von deren Höhen der Blick sämmtliche Hauptgipfel des Jura umfassen kann.

Zu ihren Füßen liegen die beiden Seeen sammt dem von Murten; weiter hin dehnt sich in einer Länge von ungefähr 400 Kilometern die Kette der Alpen aus, vom Säntis bis zum Montblanc und Salève. Unstreitig das schönste Stück dieses herrlichen Panoramas bilden die Gruppe der Berner-Alpen, sowie die des Montblanc. Bei klarem Wetter vervollständigen die fernsten Gipfel der Walliserkette, Mont Cervin, Dent Blanche, Weißhorn, die zauberische Pracht dieses Anblicks.

Der Chaumont, dessen Ruf als klimatischer Kurort bereits feststeht, zeichnet sich durch die prächtigen Tannenwälder aus, welche seine Abhänge bedecken, auch durch die Beschaffenheit seines Gipfels, welcher eine etwa 12 Kilometer lange, beinahe flache Ebene bildet, auf der überall schöne Aussichtspunkte und liebliche Spaziergänge

sich darbieten. Mit einem Wort, es ist dies ein köstlicher Sommeraufenthalt für ruhebedürftige Personen, die nach Gebirgsluft und großartigen Naturanschauungen verlangen. Der höhere Chasseral dagegen zeigt einen nackten Grat, dessen Nordseite steil abfällt und von wo man gegen Osten hin einer noch weiter reichenden Aussicht genießt. Als besonders fesselnd ist zu erwähnen der Blick durch die Grède das Tobel (Combe-Grède) auf Villeret im St. Immerthal. Die eine der beiden Gebirgsansichten ergänzt die andere und an den Endpunkten derselben liegen zwei wohlbekannte Fremdenhotels, das große Hotel Magglingen und das Hotel Chaumont. Von Chaumont über den Chasseral sind nach Magglingen 8 Stunden Weg.

Nach dem Chaumont gelangt man:

a. Von Neuenburg aus (Paris, Pontarlier, Lyon):

1) Auf der Landstraße: täglich zweimaliger Postdienst, vom 15. Juni bis 15. September. Preis 2 Fr.

2) Für Fußgänger: durch den Seilerweg Eclus-Plan; von Plan aus entweder durch die Roche de l'Ermitage auf der alten Straße und dem Sentier des Poules (Hühnersteig) in 1½—2 Stunden; oder auf dem Fußweg nach Marion (Tête Plumée), schöner Aussichtspunkt; oder endlich von der Pulvermühle aus, wobei man zwei Krümmungen der Poststraße durchschneidet und zuletzt auf derselben vollends hinaufgeht, in 1½ Stunden.

b. Vom Val de Ruz aus:

1) Ueber Fenin Villars und Fenin, Gebirgsweg für Fußgänger, Entfernung 1½ Stunden (Station Hauts Geneveys, Bahn Besançon-Neuenburg);

2) Ueber Savagnier, sei es auf dem alten Weg (1 Stunde), sei es über la Charrière (2 Stunden).

Vom Chaumont zum Chasseral:

Vom Chaumont-Hotel nach La Danse (2 Stunden), von La Danse nach Chauffart (½ Stunden), von hier längs dem Rand des Berges zum Hotel Chasseral (2 Stunden; im Ganzen 4½ Stunden). Vom Chaumont über La Danse nach Lignières (Gasthaus) und Enges und dem Chaumont de Basset (ein Tag). Angenehmer Spaziergang, großentheils im Wald.

Spaziergänge vom Chaumont aus (Entfernung vom Hotel an berechnet):

1) Tour zum großen Signal (1175 Meter), Rückweg von der Seite des Val de Ruz über den Chaumont Hermitte und den Solitaire (¾ Stunden).

2) Auf die Hochebene des Chaumont gegen Westen bis zu den drei Tannen, von den drei Tannen zum Chaumont Perrin und zurück (2½ bis 3 Stunden).

3) Tour nach Pré Louiset (Morgenansicht), über das blaue Schloß (Château Bleu, erratischer Block), Chaumont Merveilleux, nach Umgehung des östlichen Bergabhanges auf der Seite des Val du Ruz zurückgekehrt, vom Chaumont Coulon aus der Straße folgend (2 Stunden), oder über die Schlucht Combe Conrard, Plane-André und den Solitaire (2 Stunden).

4) Zur „Hölle" (l'Enfer), 30 Minuten vom Hotel über den Chaumont Jeanjaquet; es ist dies eine wirre Masse bemooster Felsen voller Risse und Schründe, auf welchen einige hundertjährige Lindenbäume wachsen, ein geologisches Räthsel.

Näheres ist aus der „Notice sur Chaumont" zu erfahren.

Zum Chasseral geht der Weg:

1) Von Neuenstadt oder Landeron auf dem Fahrweg über Lignières (4 Stunden).

2) Aus dem Val de Ruz über Dombresson, Villiers, Clemezin, Chuffart (3½ Stunden).

3) Von St. Imier her durch la Baillive und la Combe Grède (Combeloch), (3 Stunden).

4) Von Twann (Douanne) aus die Straße durch Lamboing und Diesse nach Nods, von hier ein Fußweg (4 Stunden).

5) Von Magglingen durch die Ebene, Lamboing, Diesse und Nods (4 Stunden).

6) Mit dem Bergwagen von Biel über Orvins, Nods, Lignières zum Chasseral; die Fahrt geschieht zwischen dem Spitzberg und Chasseral oder auch von Orvins nach Lignières über Lamboing.

7) Von Sonvillier nach Schloß d'Erguel, les Pantins und dem Sennhof les Planes, woselbst man oberhalb der Combe Grède wieder den Weg von Saint-Imier erreicht (3½ Stunden).

Sehenswerthe Aussichtsstellen:

Unterwegs zum Chaumont: Tête Plumée, la Roche de l'Ermitage, la Pierre-à-Bot.

Auf dem Chaumont-Berg: Großes Signal, Orientirungstafel, Signal Jeanjaquet, Pré-Louiset, la Crétée und la Combe jenseits des Chaumont Perrin (Blick auf Neuveville, Lignières und Nods). La Dame (Ansicht des Val de Ruz).

Auf dem Chasseral, die Spitze (le Bec) des Chasseral.

Achtet man vom Neuenburger-See her auf die topographische Gestaltung des Chaumont, so fällt Einem ungefähr auf seiner halben Höhe ein horizontaler Strich in's Auge. Dort liegt eine Reihe grüner Thälchen und Hochflächen über einander, von Pierre-à-Bot an, oberhalb der Schluchten des Seyon, bis hinauf zur Hochebene von Magglingen. Nach Süden hin genießt man von mehreren dieser Bergstufen aus hübsche Ansichten, während im Norden der einsame Weg durch Gehölz führt. Die erste dieser Stufen bilden der Crêt des Cassardes und die Roche de l'Ermitage oberhalb Neuenburg. Dahinter liegt der hübsche Weg von Combe à Cervey, welcher nach la Coudre führt. Weiter oben trifft man auch den ebenfalls durch Waldung führenden Weg des Perrolets Saint-Jean, welcher bei der alten Abtei Fontaine-André endigt. Schöne Aussicht. Von hier gelangt man nach la Coudre oder nach Hauterive. Die Tête-Plumée, der die Stadt Neuenburg beherrschende Berg, bildet die interessanteste dieser Stufen; hinter ihr schlängelt sich der Weg de la Chatellenie, welcher sich von der Straße von Fenin bis zum lachenden Voëns-Thal erstreckt, von wo man links nach Enges und zum Sennhof (métairie) Cordel, rechts nach Frochaux, Lignières, Nods, Diesse, Lamboing und Magglingen geht. Nichts Angenehmeres als im Frühjahr oder Sommer den ganzen Tag lang auf diesem Wege durch Waldung zu wandern. Von dem für Archäologen wichtigen Dorfe Cressier kann man am Schloß Cressier vorüber (hübsche Ansicht) nach Frochaux gehen (gutes Wirthshaus), sodann auf der Bec-Straße nach Cornaux oder auch durch das Maley- und Voëns-Thal nach St. Blaise wieder abwärts reisen (2—3 Stunden).

Noch eine Stufe bleibt uns als der schönsten eine zu erwähnen übrig: la Roche de Chatollion.

Der einsame Wanderer, welcher vom Bahnhof in Saint-Blaise her durch die reizende Schlucht la Goulette kommt, sieht sich alsbald von Buchenwaldung umgeben. Nicht lange hernach reckt sich ihm zur Rechten einer Insel ähnlich eine Felsenwand drohend in die Luft;

Das sind die Grandes Roches. Ein Waldpfad durchzieht das Gehölz Meunier und führt ihn an den Fuß einer zweiten Felseninsel, der sich beim Roc endigt. Sich nach links wendend, geht er dieser neuen Wand entlang, bis zum Augenblick, da ein Einschnitt im Felsen den Weg auf die Höhe der Roches de Chatollion gelangen läßt, wo sich seinen Augen plötzlich eine schöne Landschaft und ein herrliches Panorama eröffnen. Manche Archäologen behaupten, an dieser Stelle sei ehemals ein römisches Lager gestanden, was kaum wahrscheinlich ist. Hingegen wäre der Ort für einen Wachtposten vorzüglich gewählt gewesen, der von hier gegen Norden die alte Römerstraße den Chaumont entlang, nach Süden hin die Seeen und die Ziehl überwachen konnte.

Die Gedanken schwingen sich zu jenen uralten Zeiten zurück, da zahlreiche Pfahlbautendörfer die Gestade der Seeen umgaben, und mehr kleine Fahrzeuge deren Spiegel belebten als heutzutage, weil diese Art des Verkehrs noch die leichtere war, und der Blick reißt sich nur zögernd von diesem schönen Landschaftsbilde los.

Die Mahlzeiten der Domherren.

Von **Dr. A. Quiquerez.** †

Es gibt Wahrheiten, die man allgemein für Fabeln erachten würde, wären sie nicht durch Urkunden erwiesen. Was wir hier erzählen, gehört in diese Zahl und es kann das Erzählte unter die Legenden gerechnet werden, weil es alt und wenig bekannt ist. Im Allgemeinen galten die Chorherren und Domherren für gute Esser, was dazu beitrug, ihre Leiber runder zu machen, so daß sie oft in den ohnehin breiten Kirchenstühlen gar nicht Platz hatten. Einer von ihnen, Grandidier, hat die fabelhaften Vorräthe eines Festtages der Domherren von Straßburg aufgezeichnet, ein anderer die ihrer Amtsbrüder in Basel. Ein Abt von Lützel hat ein Kochbuch hinterlassen zum Gebrauche der Küche des Klosters der Cister-

zienser-Mönche, nach welchen die Jünger des heiligen Bernhard in der Nona auf fünf Mahlzeiten per Tag beschränkt waren und der Abbé Grandidier schrieb konfidentiell an Dom Grappin in Betreff der gastronomischen Dispositionen der Elsäßer Klöster am Ende des vorigen Jahrhunderts folgendes: „Sie finden in den Abteien dieser Provinz wenig Wissen, keine Bibliotheken, aber Gutmüthigkeit und guten Wein. (Revue d'Alsace 1855). Der Chronist Wurstisen von Basel bringt in seinen Kollektaneen eine Charte des Bischofs von Basel, Heinrich von Horburg (1180 bis 1190), die die Regeln des Mahles ordnet, das der Propst jedes Jahr zwei Mal, an Ostern und zu Weihnachten, seinen 24 Domherren zu geben hat. Dieses Mahl dauerte jedes Mal vier Tage und war wahrscheinlich nicht nur dazu bestimmt, die zu diesem Zwecke angehäuften Lebensmittel zu vertilgen, sondern auch zu Anderm.

Wir lassen die Speisekarte folgen. Wir sehen, daß darin das Schwein nach dem Gebrauche der Zeit vorherrscht. Für das Festmahl, das in verschiedenen Abtheilungen gegeben wurde, wurde den 24 Gästen folgendes aufgetragen:

Im Ganzen waren es neun Gänge. 1) Schinken, Schweinsfüße und Schweinskopf, mit Salz oder Gallerte zu genießen. 2) Die Eingeweide des Thieres, Leber, Lunge, Herz 2c., auf neun Arten zubereitet; vier Sorten Würste: Magenwurst, Lungenwurst, Bratwurst und eine vierte Art Inductil (Schübling); ferner Zunge, Filets, Kinnbacken, alles gut gepfeffert. 3) Geräuchertes Rindfleisch auf einer Platte Kohl. 4) Fetter und magerer Speck, gut gepfeffert. 5) Schweinsbraten auf dem Rost zubereitet. 6) Ein Wildschweinteiler. 7) Nochmals Speck mit starker Senfsauce. 8) Hirse mit Eiern, Milch oder Schweinsblut zubereitet. 9) Schweinskeulen (Schüfeli) mit Speck gespickt.

Die Festtage der Weihnachten konnten auch auf Fasttage fallen; für diesen Fall hatte der weise Bischof schon vorgesorgt und Fische statt der Schweinskost auf die Tafel verordnet. Salm in Gallerte oder Salzbrühe; mit Senf eingemachte Stockfische; Forellen in saurer Sauce, Hecht mit Pfeffer; gebackene Albelen; in Oel gesottene Salmen oder Salmen in Pfeffer; Waffeln oder Hippen, verschiedene Früchte; drei Pfund gewöhnliches Brod und ein Klosterwecken (panis claustralis). Des Abends aß man eine Brodsuppe, ein halbes Huhn, denn lange

Zeit galt das Huhn für eine Fastenspeise, endlich Backwerk und Früchte.

Um dies alles hinunter zu schwemmen, gewährte der Bischof jedem Chorherrn einen Stauf (staupus, großen Becher) rothen Schiltberger und ein Viertelmaß gewürzten Wein.

Zum Abendessen wurde den Domherren zwei Stauf alten Weines vorgesetzt und noch ein Viertel Klaretwein oder mit Ingwer gewürzten Wein. Nachdem so die Herren die Geburt Christi oder die Auferstehung des Herrn gefeiert hatten, gingen sie schlafen.

Es scheint, daß der kluge Bischof den Schlagfluß nicht vorgesehen hatte oder diese Fälle kamen seltener vor als jetzt, aber auch die Fähigkeit des Vertilgens und Verdauens war zu damaliger Zeit größer als in unsern Tagen. Das wußte der Bischof wohl, sonst hätte er nicht eine so große Menge Fleisch- und Fischwaaren zum Verspeisen vorgeschrieben.

Diese kanonialen Essen waren aber nicht das einzige Privilegium der Dom- und Chorherren von Basel und Straßburg. Ihre Amtsbrüder von Moutier-Grandval und St. Ursanne hatten auch ihre Festzeit, woran man noch einige Anhaltspunkte in ihren Archiven findet.

Der Propst von Grandval, wie diejenigen von Basel und Straßburg werden gehalten, jedem Domherrn am Ostertage im Chore der Kirche zwei Flaschen Wein und zwei Kuchen (Chavons) austheilen zu lassen, während die Kapitularen einen Kantus auf die Auferstehung anstimmten. Das Kapitel von St. Ursanne hatte in seinem Vermögen bedeutende Verluste erlitten, indem der Bischof von Basel ihm und Grandval eine Prärogative nach der andern entzog, sodaß sie die hohe Gerechtigkeit in ihrem Gebiete nicht mehr ausübten. Ueber die Geräthschaften, die zu diesen Zwecken dienten, wuchs Moos im Hofe des Klosters. Man bewilligte den Herren nur noch ihre umfangreichen Waldungen und das Recht, in ihnen jagen zu dürfen und zu fischen im Doubs, der unter ihren Mauern vorbeifloß.

Trotz diesen Verkürzungen und Benachtheiligungen von Seiten des Bischofs galt eine Präbende von St. Ursanne noch so viel, daß mancher Familienvater sich für seinen Jüngsten um sie bewarb. Man hatte die beste Küche, man war Jäger und Fischer zugleich; man war sein eigener Küfer und die fünf Mahlzeiten per Tag waren auch nicht

zu verachten. Man frühstückte um 8 Uhr, man speiste zu Mittag von 11 bis 1 Uhr, man nahm das Vesperbrod um 4 Uhr, aß zu Nacht zwischen 7 Uhr und 9 Uhr und den Nachttrunk nahm man um 10 Uhr. Es war dies Glühwein und leichtes Backwerk, um den Schlaf nicht zu stören und um den andern Tag wieder beginnen zu können. Das hieß man leben um zu essen.

Das Kadettenkorps von Aarau.

In seinem interessanten Buche „Unsere Kadetten, Beiträge zur Geschichte des Kadettenkorps von Aarau", gibt G. Schmidt-Hagnauer (Verlag von Müller u. Komp. in Aarau) eine anziehende Geschichte des Kadettenkorps von Aarau, der wir Folgendes entnehmen:

Die Gründung des Korps geht bis in's Jahr 1789 zurück. Es ist zwar aus Chroniken und Aufzeichnungen des Stadtschreibers Saxer von Aarau erwiesen, daß die Stadt schon um die Mitte des 16. Jahrhunderts mit Spießen und Armbrusten bewaffnete Knaben hatte, welche von Zeit zu Zeit bei Jugendfesten und Besuchen der benachbarten befreundeten Städte ausrückten. Bekannt ist jenes Jugendfest vom Jahre 1551, an welchem die Knaben von Brugg und Bremgarten, sowie die Räthe und Burger von Aarburg, Olten, Zofingen, die Edeln von Hallwyl und die benachbarten Landvögte Theil nahmen. Noch ältere Nachrichten über bewaffnete Knabenschaaren bringt uns der Geschichtschreiber Tschudi beim Empfang des Kaisers Sigismund in Bern im Jahre 1414. Er sagt hierüber: „Und da er nun hereinkam, waren geordnet bei 500 Knaben unter 16 Jahre alt. Denen hat man zubereitet das Reichsbanner, das trug ein michler Knab, und die andern Knab hat jeglicher des Reichs Adler auf Papier in einem Schild gemalet und in einem Schäpeli auf seinem Haupt. Dieselben empfingen des ersten den König und knieeten für ihn nieder allzumal. Das gefiel dem König sehr wohl und er sprach zu den Herren, die mit ihm ritten: „Da wachst uns eine neue Welt!"

Wenn auch diese Nachrichten aus frühern Jahrhunderten, denen noch manche ähnliche Ueberlieferungen sich beifügen ließen, beweisen; wie die alten Eidgenossen schon, diese ruhmbedeckten, siegsgewohnten Krieger, den hohen Werth jugendlicher Waffenübungen und kriegerischer Spiele anerkannten, so läßt sich doch nicht verkennen, daß von eigentlichen organisirten Jugendwehren keine Rede sein kann. Und wer möchte sich wundern, daß im 17. und 18. Jahrhundert, als Nationalgefühl und Volksfreiheit kaum mehr dem Namen nach bekannt waren, die spezifisch republikanische Einrichtung der Jugendwehr keinen Raum fand.

Es war den Bürgern der kleinen aber regsamen Munizipalstadt Aarau vorbehalten, den ersten Schritt zu thun und ihrer Zeit Jahrzehnte vorauseilend, ein militärisch organisirtes Kadettenkorps zu errichten, das mit der gedeihlichen Entwicklung und der zielbewußten Hebung unseres eidgenössischen Wehrwesens Schritt gehalten hat und heute noch, nach 100 Jahren, der Stolz und die Freude jedes Bürgers geworden ist.

Es war den 6. Februar 1789, als der Rath der Stadt Aarau für gut befand, etwa 12 leichte Gewehre aus dem Zeughaus für junge Knaben abnehmen und zurecht machen zu lassen, welches dem alt-Kleinweibel Rothpletz als Trüllmeister zu veranlassen aufgetragen wurde. Am 19. August gleichen Jahres wurde im Spital ein Platz zur Aufbewahrung der Flinten und des Lederzeuges angewiesen. Zur Anschaffung von 50 weitern neuen Gewehren schenkte Vater Meyer die nöthigen Fonds. *

Das Korps zählte von Anfang an 80 Knaben, wovon ungefähr die Hälfte mit wirklichen Gewehren bewaffnet war, die andere Hälfte mit hölzernen. Die Oberleitung wurde dem Oberlieutenant Benedikt Hässig, Wirth zum „Wildenmann" übertragen, dem sodann noch zwei Trüllmeister begegeben wurden. Im November 1790 wurden dann durch den Tambourmajor Hässig noch zwei Tambouren „abgerichtet".

Die Uniform bestand in einem langen, grünen, bis auf die

* Vater Johann Rudolf Meyer von Aarau, geb. 15. Februar 1739, gest. 12. September 1813, war überhaupt ein gemeinnütziger und wohlthätiger Mann. Durch seine Mitwirkung namentlich kam die Kantonsschule zu Stande. Durch ihn entstand der große Meyer'sche Schweizeratlas, entstanden die 136 Volkstrachten der Schweiz in Oel gemalt von Maler Reinhard in Luzern. Viele wohlthätige Anstalten zeugen von seinem Einwirken.

Waden gehenden Rock mit rothen Aufschlägen, kurzen Nankinghosen, weißen Strümpfen, schwarzen Kamaschen und einem dreieckigen Hut mit rothem Pompon.

Im Jahre 1790 versammelte sich in Aarau die helvetische Militärgesellschaft, bei welchem Anlasse das Korps zu deren Ehren unter die Waffen trat und vor deren Augen militärische Evolutionen ausführte, welche zur allgemeinen Befriedigung ausfielen. Die Gesellschaft schenkte dem Korps eine neue Fahne, welche heute noch wohl erhalten ist.

Die Revolutionsstürme scheinen nicht ohne Einwirkung auf das Korps geblieben zu sein, indem dasselbe zum Schutz der Stadt unter die Waffen trat, mit scharfen Patronen versehen wurde, und sogar einige Flintenschüsse mit dem Feinde gewechselt haben soll.

Im Jahre 1802 wurden die Schüler der neugegründeten Kantonsschule dem Korps einverleibt und sind bis heute bei demselben verblieben. Waffen und Munition lieferte die Stadt, die Bekleidung war dagegen Sache jedes Einzelnen.

Im Jahre 1814 fand der erste größere Kadettenzusammenzug in Aarau statt, an welchem die Korps von Brugg, Lenzburg, Zofingen und Zürich Theil nahmen. Am Maienzug-Manöver 1816 nahm eine Abtheilung Kanoniere mit 2 Vierpfünder-Kanonen Theil. Im Jahre 1817 fand wegen der Theuerung kein Maienzug statt, dagegen 1818 und 1819. Der Stadtrath ließ in diesem Jahre die Kanonen neu umgießen und lafettiren. Anno 1822 trennen sich die Kantonsschüler von den übrigen Kadetten und bilden ein eigenes Korps. An die Versammlung der Kulturgesellschaft in Schinznach am 12. September 1822 sandte der Stadtrath das Korps per Schiff auf der Aare ab und ließ die Kadetten dort einige Evolutionen ausführen. Am eidg. Schützenfest anno 1824 paradirte das Korps beim Anfange des Schießens und führte einige Manöver auf dem Schachen aus. Im Jahre 1832 wird eine andere Bekleidung angenommen, die Bärenmütze der Grenadiere wird abgeschafft und ein Tschakko eingeführt. Die Artillerie und die Voltigeure behalten die bisherige Bekleidung und Kopfbedeckung. Die Infanterie (blaue, grüne und gelbe) wird mit neuen Tschakko's versehen. Im Jahre 1833 wird aus den von den Töchtern der Stadt zusammengeschossenen Geldern eine neue Kadettenfahne angeschafft. Nach dem Bericht des Rathsherrn Oelhafen muß das Lager der Kadetten vom 17. bis 19. Juli 1833 recht anmuthig

gewesen sein. Zu dem Kadettenfeste von 1836 rückten die Korps von Brugg, Lenzburg und Zofingen ein und waren die Manöver sehr interessant. Im Jahre 1837 wurde ein neues Reglement für das Korps ausgearbeitet. Schon seit einigen Jahren wurden neben dem Jugendfest zwei Paraden ausgeführt, die jeweilen sehr gelungene Manöver darboten. Anno 1839 wurde das Kadettenfest in Zofingen besucht und war die Aufnahme daselbst sehr herzlich. Theilnahmen ferner die Kadetten von Lenzburg und Brugg. Die Zahl sämmtlicher Kadetten betrug 600. Am 19., 20. und 21. Juli 1842 war ein großes Kadettenfest in Brugg. Aarau, Aarburg, Lenzburg und Zofingen nahmen daran Theil und wurden die Tage festlich begangen. Im Jahre 1843 fand kein Jugendfest statt, weil die Stadt durch den Einsturz der Aarebrücke in schweren Schaden gekommen war. Das Jahr 1844 brachte der Grenadierkompagnie eine neue Kopfbedeckung. Der Bestand des Korps belief sich auf 253 Mann. Zu einer Exkursion am 10. September 1845 wurden die Kadetten von Olten und Aarburg eingeladen. Eine detaillirte Beschreibung des Festes von Lenzburg vom 24. Juli 1846 gibt der „Schweizerbote". An diesem Feste nahmen Theil die Korps von Rheinfelden, Zurzach, Baden, Brugg, Aarau, Reinach, Schöftland, Zofingen, Aarburg und Lenzburg, etwa 1000 Mann. Auf das Fest hin wurde die Anschaffung von Pistongewehren und die Umänderung der Steinschloßgewehre beschlossen. Im Jahre 1849 wurde das Korps dem General Düfour vorgeführt, der große Freude darüber bezeugte. Am 11., 12. und 13. August 1851 fand wieder ein großes Fest in Baden statt, an dem die Korps von Aarau, Baden und Winterthur Theil nahmen und anno 1856 im September ein solches in Zürich, an welchem Aarau mit 273 Kadetten beiwohnte, im Ganzen 2205 Mann mit 9 Geschützen. Im Jahre 1861 wurde das ganze Korps in eine einzige Kompagnie, bestehend aus 3 Pelotons verschmolzen. Die Epauletten wurden abgeschafft, das weiße Lederzeug und die Kopfbedeckung einstweilen noch beibehalten.

Von 1867 an sind keine Protokolle mehr geführt worden, obwohl während dieser Zeit bis 1889 erhebliche Neuerungen, sowohl in der Bewaffnung als Uniformirung durchgeführt wurden.

Das Geschlecht der Fäsch zu Basel.

Aus dem Fäsch'schen Familienbuch.

Von F. A. Stocker.

Das Geschlecht der Fäsch zu Basel ist von jeher zu den ältesten und berühmtesten gezählt worden. Laut den alten Kanzleiverzeichnissen wurden zuerst 1404 die Fäsch erwähnt und dann 1409 bei der Einnahme des Schlosses Istein wird das Geschlecht in's Bürgerrecht aufgenommen. Ihr erster Wohnsitz zu Basel war das alterthümliche Haus neben dem St. Antönier-Hof an der Rheingasse der kleinen Stadt. Am Schlußstein des Hausthürgestells befand sich das Wappen der Fäsch in Stein gehauen und ist nunmehr in der Wohnung des verstorbenen Hrn. E. Fäsch-Kaufmann, St. Leonhardsgraben Nr. 10, zum Neuhof eingemauert.

Die ersten Fäsch betrieben während des ganzen 15. Jahrhunderts den Steinmetzen- und Zieglerberuf; ein Fäsch war ein geschickter Arbeiter an dem viel bewunderten Kirchthurm zu Thann, ein anderer hat am hiesigen Münsterthurm gearbeitet.

Das eigentliche Ansehen des Geschlechts schreibt sich aber erst von dem Goldschmied Rudolf Fäsch her, der 1544 zum Rathsherrn ernannt, 1552 an den König von Frankreich abgesandt wurde und 1563 vom Kaiser Ferdinand I. bei Gelegenheit seiner Anwesenheit in Basel nebst mehreren andern hervorragenden Bürgern mit einem Adelsbriefe beschenkt worden.

Dieser Rathsherr Rudolf Fäsch ist der Stammhalter sämmtlicher jetzt noch existirenden Fäsch in Basel, die sich von ihm her in zwei Hauptlinien theilten. Von dem ältern Sohne Remigius stammt der Kardinal ab und der größere Theil der Fäsch. Remigius wurde ebenfalls Rathsherr, später Bürgermeister und versah 1586 eine Gesandtschaft an den König von Frankreich. Noch angesehener und als der wirkliche Glanzpunkt dieses Geschlechts erscheint dessen Sohn, Bürgermeister Hans Rudolf Fäsch (geb. 1572, gest. 1659), einer der bedeutendsten schweizerischen Staatsmänner seiner Zeit, der mehr als

hundert Gesandtschaften und Konferenzen beigewohnt hat. Er starb als der reichste Mann von Basel und was noch mehr ist, mit dem Ruhme einer der gemeinnützigsten und freigebigsten ihrer Bürger zu sein, wie er dies durch verschiedene Stiftungen kund gegeben.

Vom dritten Sohne des Bürgermeisters Hans Rudolf stammen ab die heute noch lebenden Fäsch von Genf und Rendsburg.

Das Geschlecht Fäsch zählt nach dem Familienbuch über 500 Namen.

Heinzmann und Burkhard Fäsch waren die Ersten dieses Geschlechts, welche 1404 in Basel vorkommen. Es scheint zwar nicht, daß sie Brüder gewesen sind, sondern weit eher nahe Anverwandte. Laut andern Nachrichten zwar waren sie Brüder und Söhne jenes Heinzmann Fäsch, der sich 1386 in der Schlacht bei Sempach ausgezeichnet hatte. Die beiden Fäsch waren bei der Gesellschaft zum Baum (nachher zum Greifen) im mindern Basel gesellschaftsgenössig gewesen.

Im Jahre 1419 wurde Hans Väsch auf der Zunft zum „Bären" eingeschrieben; ob dies ein Abkömmling eines der beiden ersten Fäsch gewesen, ist nicht zu ermitteln. Ferner findet sich, daß im Jahr 1460 Jakob Väsch das Zunftrecht zum „Bären" erneuert hat, er war wahrscheinlich des vorigen Hansen Sohn.

Im Jahr 1438 zeigt ein altes Zunftbuch zu Spinnwettern an, daß Claus oder Cleve Väsch, ein Steinmetz allda, Zunftbruder gewesen sei. Er war derjenige, der am Kirchthurm zu Thann gearbeitet hat. Er hinterließ zwei Söhne, Romey (Remigius) und Merlin und eine Tochter. Romey war im Jahre 1488 als Steinmetz am Fünfergericht, ward 1491 Meister zu Spinnwettern und hat beim Bau des kleinen Münsterthurms mitgewirkt. Merlin war 1494 Sechser zu Spinnwettern, kam darauf in's Gericht und starb 1498.

Romey hinterließ zwei Söhne und zwei Töchter. Von diesen ist nur der zweite Sohn, Paulus, bemerkenswerth; er hatte Anna Hoffmann zur Ehe, sie war des Rathsherrn Jakob Hoffmann zum „Tanz" Schwester; als Parlier (Meistergesell) war er 1503 beim Aufbau des kleinen Münsterthurms angestellt, wo sein Vater Romey Werkmeister war. Er erhielt von seiner Frau zwei Söhne und eine Tochter. Der eine Sohn, Hans Rudolf, schrieb sich von nun an Fäsch und war der schon erwähnte Goldschmied.

Hans Rudolf Fäsch war 1510 geboren, heirathete 1529 die Tochter des Stadtschultheißen Anton Glaser, Namens Anna, und zeugte mit ihr 12 Kinder. (Im Besitz des verstorbenen Herrn E. Fäsch-Kaufmann oder seiner Erben befindet sich noch ein Oelgemälde, welches den Goldschmied Fäsch, mit zehn Kindern am Tische sitzend, darstellt.) Im Jahre 1554 ward er Meister zum „Bären". Er hatte viele Fähigkeiten, war wohl beredt und mehrerer Sprachen kundig; 1552 sandte ihn der Rath mit einigen andern Standesgliedern zu Heinrich II. von Frankreich, der mit seiner Armee im untern Elsaß lag, um anzuhalten, daß er die dem Hause Oesterreich angehörende Markgrafschaft Ober-Elsaß nicht überfallen wolle, daran der Eidgenossenschaft viel gelegen war. Von 1553—1560 war er Landvogt zu Waldenburg, sodann kam er wieder in den Rath und auf seine Bitten erhielt sein Sohn Hans Rudolf die Landvogtei. Zu Anfang des Jahres 1563 sandte ihn der Rath mit noch einigen Abgeordneten zu Kaiser Ferdinand I., bei diesem Anlaß beschenkte ihn der Kaiser, wie schon früher erwähnt wurde, mit einem Adelsbrief. (Das Original des Briefes liegt im Staatsarchiv. Kopien besitzen die Fäsch in Genf und Rendsburg, das Fideikommiß und die Erben des Hrn. E. Fäsch-Kaufmann.)

Nach seines Sohnes Hans Rudolf's Tod wurde er zum Landvogt auf Waldenburg gewählt, er wurde aber bald daselbst krank; wieder nach Basel gebracht, starb er am 2. September 1564 in seinem Hause zum „Fuchs" auf dem Fischmarkt und liegt zu St. Peter begraben. Seine Wittwe lebte noch 15 Jahre und starb 1578 und liegt bei ihrem Eheherrn im Grab.

Von den 12 Kindern heirathete Elisabeth (geb. 1534) den Ezechiel Korger und übernahm mit ihm die Wirthschaft zum „Wildenmann". Sebastian (geb. 1543) war 1584 Fähnrich unter Hauptmann Balthasar Irmy und sodann 1589 unter Johann Spirer auf dem Zuge nach Frankreich, in welchem er gestorben ist. Paulus (geb. 1545) war Fähnrich in der königlichen Garde in Paris und starb daselbst. Ursula (geb. 1552) soll eine der schönsten Jungfrauen in Basel gewesen sein; sie heirathete einen Wittwer Ulrich Coccius, genannt Essig, Dr. und Professor der Theologie und Pfarrer zu St. Peter; da sie 20 Jahre alt war, als sie den 46jährigen Theologen heirathete, mußte sie allerhand Scherzreden über sich ergehen lassen.

Hans Rudolf war der zweite Sohn von Hans Rudolf und Anna Glaser (geb. 1532), ward 1560 Landvogt auf Waldenburg, starb daselbst 1564 und liegt in der Kirche zu Oberdorf begraben.

Von den vier Söhnen und vier Töchtern des Vorigen verdienen nur folgende hervorgehoben zu werden: Sebastian, geb. 1556, ein Goldschmied und Juwelier wie sein Großvater, zog mit seinem Bruder Hans Rudolf auf die Wanderschaft nach Breslau, wo sie 1579 Bürger wurden und sich lange Zeit bei einem Basler, Eucharius Rieher, des Rathsherrn Georg Rieher's Bruder, aufgehalten, der dem Sebastian auch seine Tochter Hedwig zur Frau gab. Er starb 1601.

Sebastian hatte 8 Kinder, der älteste Sohn Sebastian war Goldarbeiter, wie der Vater, der zweitälteste, Johannes, geb. 1582, war Doktor beider Rechte und starb ledig den 10. Januar 1645 als Advokat zu Breslau. Eine auf ihn geprägte Schaumünze beweist, daß er als Gelehrter in Breslau in großem Ansehen gestanden ist. (Haller, schweiz. Münz- und Medaillenkabinet I. S. 125.)

Jeremias, jüngster Sohn und 12. Kind von Landvogt Hans Rudolf und Anna Glaser (geb. 1554) trieb in jüngern Jahren den Goldschmiedeberuf, ward 1613 Meister zum „Bären", 1619 Landvogt auf Homburg und zeugte mit Anna Koch, des Stadtschreibers Tochter, 14 Kinder. Er besaß das Haus zum Effringen an der Schneidergasse.

Jeremias, Sohn von Hans Kaspar, Landvogt zu Homburg (geb. 1634), studirte die Jura, ward kaiserlich geschworner Notar und Sechser zu Rebleuten. Er ließ sich auch als Advokat zu verschiedenen Prozessen gebrauchen und hat sich den nicht sehr ehrenvollen Beinamen „Fluch-Fäsch" erworben.

Remigius, siebentes Kind oder dritter Sohn von Landvogt Hans Rudolf und Anna Glaser, ward geboren am 6. Februar 1541 und starb am 22. Dezember 1610. Er kam schon im 32. Jahre in den kleinen Rath, war 1573 und 1577 Gesandter über's Gebirg (in's Tessin), 1579 besuchte er die Tagsatzung zu Baden; 1585 wurde er mit dem Rathsherrn Jakob Hoffmann an die katholischen Kantone abgesandt, um den Borromäischen Bund zu hintertreiben, ihre Bemühungen waren aber bekanntlich fruchtlos. Im Jahre 1586 war er Mitgesandter zum König Heinrich III. in Frankreich; 1589 ging er mit dem Rathsherrn Jakob Oberriedt nach Bern, um Genf mit

dem Haus Savoyen zu vergleichen. Im Jahre 1594 wurde er Oberstzunftmeister und 1602 Bürgermeister. Als solcher bewohnte er den Reischacher-Hof auf dem Münsterplatz. Er hat sich drei Mal verheirathet. In erster Ehe heirathete er 1562 Anna Wachter von Mülhausen, die ihm das Wirthshaus zur „Krone“ zubrachte. In zweiter Ehe nahm er die Wittwe Rosa Beck, die Tochter des Joh. Jakob Beck, Schaffner zu St. Alban, in dritter Ehe heirathete er 1576 Frau Rosa Irmy, Wittwe von Jakob Rüdin, des Oberstzunftmeisters Sohn und Tochter des Obersten Niklaus Irmy. Er hatte aus zwei Ehen 8 Kinder erzeugt.

Aus der zweiten Ehe mit Rosina Beck ging Johann Jakob, J. U. D. und Professor, geb. am 4. Oktober 1570, gest. am 17. Februar 1652, hervor. Er studirte die Rechte, reiste zum Besuch der Universitäten nach Italien und Frankreich, diente als Dolmetsch bei der durch Bürgermeister Hornlocher zu König Heinrich IV. von Frankreich nach Lyon ausgeführten Gesandtschaftsreise. Er ward bald darauf Doktor beider Rechte und Professor. Während seinen 50 Amtsjahren hat er 230 Doktoren und 35 Licentiaten promovirt. Er war sehr wohlthätig und hat dies durch verschiedene Stiftungen bekundet. Fäsch heirathete 1602 Anna Maria Bauhin, des berühmten Professors Kaspar Bauhin Tochter und zeugte mit ihr 6 Kinder. Er starb 81 Jahre und 4½ Monate alt und liegt im Münster begraben. Theodor Zwinger hielt ihm die Leichenrede.

Johann Jakob, Sohn des vorigen, geb. den 5. August 1610, ward 1634 J. U. D. und 1637 Professor. Er war ein geschickter junger Mann und feiner Jurist, hat sich aber bei der Führung eines Prozesses, den er für den ausgetretenen Storchenwirth Ringler führte, sehr vergangen. Er radirte in seinem Hauptaktenstück ein Wort so geschickt aus, daß der Richter nur aus Zufall darauf verfiel. Er wurde verhaftet, bekannte aber vor dem Gericht der Sieben nichts; wurde daher vom Spalenthurm in den Wasserthurm gelegt und mit Wasser und Brod bewirthet, was ihm nicht sehr gefiel. Fäsch gestand deßhalb seinen Fehler ein und wurde am 18. August 1647 aus Stadt und Land verwiesen. Er ging nach Mülhausen, erlangte aber im folgenden Jahre wieder die Gnade, nach Basel zurückzukehren. Als er von Mülhausen wegritt, wurde er unterwegs von seinem Pferde so übel geschlagen, daß er gleich nach seinem Eintritt in Basel den

19. September 1648 an der Verletzung starb. Er wurde im Münster neben seinem Großvater, dem Bürgermeister Remigius, begraben.

Hans Rudolf ist das dritte Kind von Bürgermeister Remigius Fäsch und Rosa Beck und wurde geboren am 18. Oktober 1572. Er widmete sich anfänglich der Kaufmannschaft und erwarb sich genugsam Kenntnisse der französischen und italienischen Sprache, ließ sich neben seinen besondern Faktoreien und Speditonsgeschäften mit Blasius Pollizari zum Salmen in ein Seidengewerbe ein. Da aber Pollizari 1602 in die niederländischen Kriege zog, führte er die Handlung für sich einzig fort. Indessen vermehrten sich die Condotta-Geschäfte bei ihm täglich mehr, er übertrug daher 1606 das Seidengewerbe dem Niklaus Bischoff und lieh ihm noch den Laden für 60 fl. jährlich; drei Jahre nachher verkaufte er ihm das Haus für 4500 fl. und zog in den Liechtenstein gegenüber der Brodlaube, welches Haus er an der Fallimentsgant von Hans Reyer um 2650 fl., obwohl es nicht ganz ausgebaut war, erkauft hatte. 1621 kaufte er noch Hof und Stallung gegen den Fischmarkt dazu und 1628 das Haus zum Steg um 1160 fl. Er kaufte das Haus zum Effringen an der Schneidergasse und ließ es umbauen; er kaufte das Haus zum schönen Keller, worin eine Buchdruckerei war und das er neu einrichten ließ. Auf dem St. Petersplatz ließ er das von seinen Eltern ererbte Gartenhaus neu aufbauen und zu einer Wohnung einrichten, welches seither zu einem Fideikommiß geworden ist. Er renovirte sein Haus zum Delphin hinter dem Münster und richtete die beiden Häuser zur Klayen auf dem Kornmarkt und das daneben gelegene zum schwarzen Stern am Rindermarkt zu Wohnungen ein. Das adelige Zunfthaus zum Seufzen war ihm ebenfalls an Zahlungsstatt zugefallen, er verkaufte es der Stadt zu einem Ehegerichtsgebäude. So weit seine Liegenschaften.

Was seine Person betrifft, so war er 1606 Sechser zum Bären, 1609—1619 Gerichtsherr der größern Stadt, 1619 Rathsherr, 1621 Gesandter über's Gebirg, zum Herzog von Lothringen nach Nancy und zu den Tagleistungen nach Zürich und wurde auch Dreizehnerherr. Im Jahre 1622 reiste er mit Jakob Burkhardt zu einer Zusammenkunft nach Lindau, wegen Angelegenheiten der drei Bünde mit Oesterreich. Ungesucht erhielt er die höchsten Ehrenstellen. Er wurde 1630 Oberstzunftmeister und 1636 Bürgermeister. Als Oberst-

zunftmeister hatte er sich in der ganzen Schweiz Ehre und Achtung erworben, namentlich dadurch, daß er einen Span zwischen den katholischen Orten und Zürich durch ein Kraftwort löste, wofür ihm Zürich eine goldene Kette von 100 Dublonen an Gewicht schenkte.

Im September 1594 heirathete er die reiche Anna Gebweiler von der Burg Lörrach; diese Ehe war sehr fruchtbar, sie zeugten mit einander 16 Kinder, und seine Nachkommen bestunden bei seinem Absterben aus 131 Personen.

Bürgermeister Fäsch starb am 7. Mai 1659, 86½ Jahre alt und liegt im Münster begraben. Er vergabte 2280 fl. zu gemeinnützigen Zwecken, worunter 300 fl. auf das Haus zum Effringen zu Kleidung armer Schüler in der lateinischen Schule verlegt wurden.

Seine Verlassenschaft wird auf 242,400 fl. angesetzt, eine für die damalige Zeit fürstliche Summe. Darunter figuriren 20,000 fl. an Silber und Silbergeschirr; 5000 fl. an Kleinodien; 28,000 fl. an Häusern; 40,000 fl. an guten Gülten; 60,000 fl. an zweifelhaften Gülten, mehrentheils auf fremde Herren und Fürsten; 89,040 fl. an dem, was seine Kinder zum Voraus vor der Theilung bekommen haben.

Emanuel, das zweite Kind dritter Ehe von Bürgermeister Remigius, heirathete in zweiter Ehe Magdalena Securia Gebweiler, eine Tochter des Junkers Petermann Gebweiler und der Martha von Athenis in Lörrach. Diese Eheleute haben lange Zeit das Weiherhaus Klein-Gundoldingen (das mittlere Gundoldingen) besessen.

Das erste Kind von Bürgermeister Hans Rudolf Fäsch hieß Remigius, geb. am 12. Mai 1595. Remigius studirte Jurisprudenz, machte viele Reisen durch Frankreich und Italien, ward 1630 Professor an der Universität, ferner herzogl. württembergischer und Baden-Durlachscher Rath und ward in verwickelten Sachen und Rechtshändeln von mehreren Fürsten und Herren zu Rath gezogen. Auch ist er der Stifter des Fäsch'schen Museums auf dem Petersplatz. Er unterhielt mit vielen Alterthumsforschern einen interessanten Briefwechsel. Der berühmte Carolus Patinus kam während seines Aufenthalts in Basel mit ihm in genaue Bekanntschaft und holte noch von Padua aus manchmal den Rath des Prof. Fäsch ein. Fäsch starb unverheirathet am 1. März 1667 im Alter von 71 Jahren und 9 Monaten.

Im Stiftungsbrief des Fäsch'schen Museums heißt es (24. Februar 1667): „Sonderbare Verordnung, wie es mit meinem obigen Museo oder Cabinet, darinnen meine Bibliotheca und andere kostbare Sachen, so ich mit großer Mühe, Sorgfalt und Unkosten in 30 und mehr Jahren zusammengelegt habe, gehalten werden solle."

In der ersten Bestimmung verordnete er, daß die gedachte Bibliothek und die übrigen Sachen, wie sie sich in verschiedenen Gemächern auf dem Petersplatz befinden, ungetrennt beisammen bleiben sollen sammt dem Haus, in dem sie aufbewahrt sind.

Für das andere war des Testators Wille, daß sein Bruder, Dr. Christoph dasselbe soll in Verwaltung haben und auf sein Absterben hin, sein Sohn Sebastian ihm in der Verwaltung folgen solle, falls er den Grad eines Dr. juris erlangen sollte. Es mußte immer ein Doktor beider Rechte der Verwalter des Hauses und der Sammlungen sein. Sollte dieser Fall eintreten, das kein Fäsch diesen Grad erhalten würde, so fallen Bibliothek und Kabinet der Universität anheim.

Nun waren Verwalter des Museums:

Dr. jur.	Christoph, des Stifters Bruder	von	1667—1683,
„	Sebastian, dessen Sohn	„	1683—1712,
„	Andreas, Sebastians Sohn	„	1712—1750,
„	Andreas, Andreas Sohn	„	1750—1772.

Letzterer starb 1772 ledigen Standes. Damals fand sich Keiner vom Fäsch'schen Namen, der einen Grad in der Rechtswissenschaft erlangt hatte, als Emanuel, des Lohnherrn Lukas Sohn, der Stadtschreiber in Liestal war, der aber dieses einträgliche Amt nicht niederlegen und in das Haus am Petersplatze ziehen wollte. Er schlug daher seinen Bruder Lukas als Stellvertreter vor. Dagegen erhob aber die Universität, der das Kabinet und die Bibliothek zufiel, im Falle kein Fäsch zur Verwaltung vorhanden war, Ansprüche. Während man sich darob zankte, benützte ein Dritter die Zwischenzeit, um sich als Prätendent für dieses Fideikommiß aufzuwerfen: Prof. Dr. jur. Andreas Weiß, dessen Mutter aus der Familie Fäsch stammte. In Folge der verschiedenen Ansprachen kam die Sache vor den Rath und nach langem Prozessiren lautete das Urtheil dahin, daß der Zeitpunkt noch nicht gekommen sei, wo die Universität das Gut beanspruchen könne, somit verblieb die Besorgung in den Händen der Familie Fäsch.

Deputat Lukas Fäsch gelangte schließlich nach drei Jahren zur Verwaltung des Museums; er besaß dieselbe bis 1799. In den Zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts kam endlich die Fäsch'sche Stiftung an die Universität und das Museum, da nach dem Wortlaute des Testators damals kein Dr. juris in der Familie war. Die Basler Bildergallerie weist theilweise kostbare Gemälde und Handzeichnungen von Holbein auf, die aus dem Fäsch'schen Kabinette stammen: Hans Holbein der jüngere, Doppelbild des Bürgermeisters Meyer zum Hasen &c. Das Kabinet enthielt ferner eine treffliche Sammlung von Kupferstichen und ein kostbares Medaillenkabinet.

Von den übrigen 16 Kindern des Bürgermeisters Hans Rudolf Fäsch erwähnen wir außer dem schon genannten Remigius noch folgende: Johann Jakob, geb. 1598, der sich in Metz und Frankfurt zum Kaufmann ausbildete und nachdem er noch zwei Jahre in Italien gewesen, 1619 in die väterliche Handlung eintrat. Er wurde 1630 Sechser zum Bären, 1637 Gerichtsherr der mindern Stadt. Im Jahr 1625 verehelichte er sich mit Magaretha Ryff, der Tochter des Besitzers von Groß-Gundoldingen. Aus der Ehe, welche nur drei Jahre dauerte, gingen zwei Töchter hervor. Im Jahre 1631 verehelichte er sich zum zweiten Male mit Marie Hagenbach, die ihm sieben Söhne und sechs Töchter gebar. Er starb den 1. Oktober 1677 im Alter von 79 Jahren und 5 Monaten und hinterließ außer den meistens an ihn s. Z. übergegangenen Häusern seines Vaters noch folgende Liegenschaften: das Haus „zum Berner" an der untern Freien Straße, welches er bewohnt hatte; das Haus „zum schwarzen Stern"; eine Salmenwaage bei der Hardt, ferner eine Mahlmühle in Allschwyl nebst verschiedenen dazu gehörenden Matten und Aeckern, und die Kornschütte „zum kalten Keller".

Hans Rudolf und Emanuel, Zwillinge, geb. 24. Mai 1602. Ersterer studirte Jura und reiste viel. Dann beschäftigte er sich einige Zeit mit dem Buchhandel und der Buchdruckerei. Im Jahr 1620 verheirathete er sich mit Katharina Liechtenhan, die Ehe blieb kinderlos. Er wurde Sechser zum Schlüssel und Gerichtsherr, 1652 Landvogt zu Mendrisio, 1654 Stadtgerichtsvogt, welche Stelle er bis zu seinem Tod, am 26. Januar 1672, behielt. Dieselbe wurde nachher aufgehoben, bezw. mit dem Stadtschultheißenamt vereinigt. Sein Zwillingsbruder Emanuel war übel gewachsen und hinkte, was ihn

aber nicht hinderte, ansehnliche Reisen durch Frankreich und Italien als Kaufmann zu unternehmen. Aus seiner 1628 mit Elisabeth Bischoff geschlossenen Ehe entsprossen ein Sohn und zwei Töchter, von welchen Kindern jedoch der Sohn im fünften Jahre und eine Tochter schon im ersten Jahre starb. Er selbst folgte diesen zwei Kindern bald nach, indem er nur 34 Jahre alt, am 17. Juni 1636 verschied. Alle drei liegen beisammen zu St. Peter begraben.

Wernhard, der Stammvater des Kardinals Jos. Fäsch, war geboren den 10. Februar 1605 und starb den 16. Januar 1670. Er war Schaffner zu St. Alban, und Zunftmeister zu Schmieden. Seine erste Ehefrau war Barbara Werenfels, die zweite Salomea Wirth, gewesene Wittwe des Josias Brodtbeck. Aus beiden Ehen gingen im Ganzen 10 Kinder, 5 Söhne und 5 Töchter, hervor.

Jeremias, geb. am 24. November 1606, bereiste in seiner Jugend als Handwerker Italien, Deutschland und die Niederlande und soll unter der sächsischen Leibgarde Lieutenant gewesen sein. Nach seiner Rückkehr heirathete er eine Tochter des Burgundischen Kaufmannes Passavant, der sich der Religion wegen hieher geflüchtet und das Bürgerrecht erworben hatte. Im Jahr 1647 wurde Jeremias Landvogt auf Ramstein, zog sich aber später das Mißtrauen seiner Amtsangehörigen zu, wurde bald nach dem Bauernaufstande 1653 eines Amtsfehlers beschuldigt; er mußte dafür vor dem Rathe Abbitte leisten, erhielt eine Strafe von drei Mark Silber und mußte den Bauern das zu viel abgenommene Soldatengeld wieder zurückgeben. Er starb 1672 im Alter von 66 Jahren.

Albrecht, geb. 1610, begab sich mit 20 Jahren in Kriegsdienste; 1632 war er als schwedischer Cornet vor Nürnberg. Im Jahre 1635 verehelichte er sich mit Margretha Merian. Albrecht Fäsch hatte einen scharfen Verstand, viel Muth und Erfahrenheit, er war Sechser zu Safran und Kriegskommissär im Bauernaufruhr anno 1653. Sodann wurde er an den französischen Hof gesandt, um die Aufrechthaltung der Privilegien, welche die Manufakturartikel der schweizerischen Kaufleute in Frankreich laut frühern Verträgen genossen hatten, zu bewirken, aber trotz seiner Bemühungen war das Resultat nicht so glücklich, wie man gehofft hatte. Er starb ohne Nachkommen am 5. August 1663.

Hans Rudolf, drittes Kind von Jeremias, Landvogt zu Ram-

stein, wurde geboren den 26. Dezember 1630, studirte anfänglich die Theologie, ward S. M. C., dankte aber wegen zu leiser Stimme vom Predigtamt ab, ward 1672 Rathsredner und Rathhausknecht. Kurz vor seinem Absterben ereigneten sich die bekannten burgerlichen Unruhen von 1691, bei welchen den 2. Mai die Bürger bei gesessenem Rath das Rathhaus sperrten und die Rathsherren nicht herausließen, so daß sie bis 2 Uhr im Rathhaus verbleiben mußten und sich vom Rathhausknecht mit Wein und Brod bedienen ließen.

Hans Rudolf, drittes Kind des Vorigen, studirte die Jura, ward 1680 J. U. L., trat im Jahre 1698 in Markgräflich Baden-Durlach'sche Dienste, erstlich als Rath und Agent, nachher als Hofrath. Im Jahre 1715 wurde er vom Markgrafen an den französischen Hof gesandt und gleichzeitig erhielt er Anträge vom Churfürst von Trier und vom Herzög von Württemberg; 1732 war er württembergischer Geheimer Rath und Vizepräsident der Regierung zu Mömpelgard bis 1735, während Mömpelgard noch im Besitz von Württemberg war. Im Jahre 1736 schickte ihn der Herzog von Württemberg wiederum als Minister an den französischen Hof, wo er Anlaß hatte, mit Ritter Schaub, den er von Basel her kannte, seiner Vaterstadt in Bezug auf den Kleinhüninger Lachshandel nützliche Dienste zu leisten. Er blieb bis 1750 am Hofe in Stuttgart. Seinen Lebensabend verbrachte er in Basel, wo er 83 Jahre alt am 21. August 1751 starb.

Johann Rudolf, fünftes Kind von Sensal Jeremias Fäsch, wurde geb. den 6. April 1680. Er zeichnete sich frühzeitig durch seine Talente im Ingenieurfach aus und kam nacheinander in königl. polnische und churfürstlich sächsische Dienste, ward Oberst des Ingenieur-Korps und Ritter des Ordens pour le mérite. Er starb in Dresden den 1. November 1749 in seinem 69. Altersjahre und hat neun Schriften und Werke über das Ingenieur- und Kriegsfach hinterlassen.

Sein Sohn Georg Rudolf (den 7. September 1715 geboren), war sächsischer Generalmajor, Ritter des St. Heinrich-Ordens und Chef des Ingenieurkorps, er starb ohne Kinder und ist zu Possendorf, wohin Klein-Kardorf eingepfarrt ist, begraben. Dort war seine Gattin, die Wittwe Sulzbergerin Erblehen- und Gerichtsfrau. Er hat, gleich seinem Vater, sechs Werke hinterlassen, meist militärischen Inhalts.

Christoph, J. U. D., war geboren am 8. August 1611. Nachdem er bedeutende literarische Reisen gemacht und den Doktorhut erworben, wurde er an der Universität Basel zum Professor der Logik und Geschichte ernannt. Er bewohnte als Verwalter der Fäschischen Sammlung das Haus auf dem Petersplatz. Im Jahre 1643 verehlichte er sich mit Katharina Günzer, die schon zum zweiten Male Wittwe war. Sie gebar ihm drei Söhne und drei Töchter und starb im Jahr 1684, nachdem der Ehegatte ihr nicht ganz ein Jahr vorher im Tode vorausgegangen war.

Sebastian, viertes Kind von Professor Christoph Fäsch, geb. den 6. Juli 1647, studirte Jura und war, wie sein Oheim Remigius, ein großer Liebhaber und Kenner von Alterthümern und Münzen. Er reiste in dieser Absicht in's Ausland und gerieth dadurch mit Gelehrten und berühmten Männern in Bekanntschaft. So kam er mit Patin zusammen. Auf einem Besuche Patin's in Padua wurde Sebastian sofort einhellig zum Mitgliede der Academia Recuperatorium aufgenommen, bei welchem Anlasse er eine Rede in lateinischer und griechischer Sprache hielt und welche das Lob der Republik Venedig zum Gegenstand hatte.

Von da reiste Sebastian Fäsch nach Rom, wo er alte Münzen sammelte. Heimgekehrt nach Basel, nahm er den Doktortitel, ward 1681 Professor Instit. und 1695 Professor Cod. et Juris Feud., Stadt-Syndikus und 1706 Stadtschreiber. Er heirathete, nachdem er mit Juditha Stupanus ein aufgehobenes Eheversprechen mit 100 Reichsthaler Strafe bezahlt hatte, Anna Maria Winkelblech, zeugte mit ihr fünf Töchter und einen Sohn und starb am 27. Mai 1712.

Eine Tochter von ihm, Anna Maria, geb. 1691, heirathete den J. U. L. Emanuel Weiß, Oberschreiber im Spital. Einer ihrer Söhne, der Dr. jur. Andreas Weiß, ist eben der Prätendent zum Fäsch'schen Fideikommiß (s. S. 248).

Andreas, der einzige Sohn des Stadtschreibers Sebastian, geb. den 2. April 1695, studirte die Jura, wurde 1713 Registrator, 1723 Rathssubstitut, 1744 Landvogt auf Farnsburg. Von seinen fünf Kindern, von denen drei Andreas hießen, studirte der letzte Andreas die Rechtswissenschaft, war 1768 Landvogt auf Homburg, wo er 1772 starb. Er war ein geschickter Mann, großer Freund der Landwirtschaft, weßhalb er auf seinem Gute Dietichsperg im obern

Baselbiet viele ökonomische Versuche und Verbesserungen machte. Er war der letzte der Branche, so das Fideikommißhaus auf dem Petersplatz bewohnte. Nach dessen Absterben fiel dasselbe an die Universität.

Sebastian, geb. den 14. März 1613, lernte den Buchhandel und heirathete 1635 Margretha Beck, Tochter des Rathsherrn Beck an der Streitgasse, der in Folge des 30jährigen Krieges hieher gezogen und Bürger geworden war. Im Jahre 1640 verließ Sebastian den Buchhandel, wurde Schaffner im Karthaus und später Sechser zu Weinleuten. Er starb am 30. Juni 1655 und hinterließ einen Sohn und eine Tochter, nachdem ihm schon vorher drei Kinder theils früh gestorben, theils todt geboren wurden.

Hans Rudolf, des vorigen Sohn, geb. den 5. Juli 1644, war St. Bläsischer Amtmann, Rathsherr zu Weinleuten, Dreizehner und später Dreierherr. Er wohnte zum „Silberberg" in Kleinbasel und war dreimal verehlicht. Im Jahr 1697 war er mit Zunftmeister Hans Balthasar Burckhardt, Gesandter nach Schaffhausen in Sachen des Mißvergnügens der dortigen Bürgerschaft gegen ihren Bürgermeister Holländer und dessen Korrespondenz, die er mit dem kaiserlichen Hof geführt haben soll, behufs Rücklosung einiger dem Kanton Schaffhausen auf Wiederlösung verkaufter Ortschaften. Er starb am 24. August 1709.

Johann Rudolf, geb. 1651, ward Wirth zum „Schwanen", lernte die Profession eines Secklers, reiste von 1670—1675 durch ganz Deutschland, Oesterreich, Ungarn, Preußen, Schweden &c., heirathete nach beendigter Wanderschaft 1676 Ursula Falkeisen, die Tochter des infolge seines Bibelprozesses ungerechter Weise enthaupteten Buchhändlers Theodor Falkeisen.

Johann Ludwig, das jüngste Kind des Bürgermeisters Hans Rudolf Fäsch, geb. den 13. September 1619, in einer Frohnfastennacht, war also ein sog. Frohnfastenkind; ob es die Gaben besessen, welche solchen Kindern nach dem Volksglauben zugeschrieben werden, ist in der Familienchronik nicht erwähnt. Fäsch war Besitzer des Fäschischen Gartens auf dem Petersplatz, wo sein Vater eine Wohnung bauen ließ und stiftete dieselbe zu einem Familiensitz für seine Nachkommen. 1674 wurde er Meister zu Spinnwettern. Im Jahre 1641 verehelichte er sich mit Sara Burckhardt, die ihm 13 Kinder gebar. Er hatte verschiedene Deputationen Namens des hiesigen

Standes verrichtet, im Jahr 1676 war er Gesandter zum Ennetbürgischen Syndikat. Zur Errichtung eines Waisenhauses spendete er sowohl bei Lebzeiten als auch im Testament erhebliche Beiträge. Er starb den 28. Juli 1683 im Alter von 63½ Jahren und seine Wittwe folgte ihm am 23. Dezember 1686. Von den hinterlassenen Söhnen kamen drei in den Kleinen Rath.

Johann Ludwig, der jüngste Sohn von Rathsherr Wernhard Fäsch und Margaretha Battir, geb. 12. Februar 1739, ward Magister, hatte aber das besondere Talent, Personen, die er nur flüchtig gesehen, vollkommen ähnlich zu zeichnen, was ihn zur Karrikatur führte. Er ging nach Paris, konnte es aber, trotzdem er bei einem geschickten Maler war, in dieser Kunst nicht weit bringen. Er erwarb sich mehrere Jahre lang seinen Unterhalt durch mit Wasserfarben äußerst treffend gemalte Bildnisse berühmter Schauspieler und Schauspielerinnen der Pariser Theater, wodurch er eine große Berühmtheit erlangte. Das Stück Portrait verkaufte er zu 6 Franken, in Folge dessen er von der Pariser Welt „Le peintre à six francs" betitelt wurde.

Zwei Mal ging er nach London, wo er nicht weniger Beifall fand und den berühmten Schauspieler Garick viele hundert Male in allen seinen verschiedenen Rollen malte. Er war selbst ein großer Schauspielfreund und daher auch seine meisten Stücke Theaterhelden vorstellten. Er prägte sich die Personen, gleichviel ob sie in der Kirche oder an andern öffentlichen Orten waren, so fest in's Gedächtniß, daß er nach seiner Zurückkunft in seine Wohnung deren Bild mit größter Genauigkeit und Aehnlichkeit zeichnen und malen konnte. Er ward in seinem Zimmer im Jahre 1778 todt gefunden, der Schlag hatte ihn ohne Zweifel getroffen.

Johann Rudolf, geb. 20. Oktober 1758, studirte die Jurisprudenz und war zugleich ein geschickter und beredter Sachwalter in Prozessen; 1790 wurde er Rathschreiber, 1796 Stadtschreiber, 1798 Mitglied der provisorischen Nationalversammlung und im gleichen Jahr Mitglied der Verwaltungskammer des Kantons und bezog im Oktober das Fäsch'sche Fideikommiß auf dem Petersplatz. 1802 wurde er Professor an der Universität.

Von den vielen Frauen, die in dieser Aufzählung bemerkenswerth wären, wollen wir nur eine hervorheben, da sie die Großmutter von Peter Ochs ist: Sibilla, das achte Kind von Albrecht Fäsch,

Rathsherrn zu Schmieden, geb. 1654. Sibilla wurde den 30. Dezember 1696 geboren, heirathete Friedrich Ochs, den Kaufmann und starb den 10. Dezember 1780. Sie hatten zwei Kinder, einen Sohn, Albrecht, der die Tochter von Peter His, des berühmten Bankiers in Hamburg, geheirathet hatte. Von diesem sind zwei Kinder: Dr. Peter Ochs, Stadtschreiber, ferner Sibilla Luisa, Ehefrau von Baron de Dietrich, 1790 Maire von Straßburg, Mineninspektor, als Schriftsteller bekannt, den Jakobinern verdächtig gemacht und in Paris guillotinirt.

Johann Jakob, Großsohn von Gerichtsherrn Johann Jakob und Margaretha Ryff, geb. den 30. August 1638, studirte die Jura, machte verschiedene literarische Reisen, hielt sich bei 8 Monaten in Bologna auf, ging das Jahr darauf nach Speyer, um sich beim kaiserlichen Kammergericht in der juristischen Praxis zu üben, studirte darauf in Heidelberg, kam 1666 nach Basel zurück, wo ihm die Rathschreiberstelle angetragen wurde. Im Jahr 1669 wurde er Stadtschreiber und zu verschiedenen Gesandtschaften verwendet. Er bewohnte von 1668 bis 1678 das Haus zum „Lichtenstein". Von seiner Frau Ursula, Tochter des Bürgermeisters Andreas Burkhardt, hatte er 12 Kinder.

Johann Rudolf, fünftes Kind von Wagmeister Emanuel und Kleopha Hummel, geb. den 11. Juni 1715, erlernte die Kaufmannschaft in Mülhausen, reiste 1733 zu seinem Oheim Isak, dem nachherigen Gouverneur von Curaçao, nach Amsterdam, ging 1734 nach Turin zu seinem Bruder Emanuel, reiste durch Frankreich und England und ließ sich schließlich in Amsterdam nieder, wo er vom König von Preußen zu seinem Agenten ernannt wurde, welchen Posten er bei 11 Jahre bekleidete. Er ging 1749 nach Berlin, wo ihm das Departement über die Kommerz- und Fabriksachen bei dem Generaldirektorium der Finanzverwaltung aufgetragen wurde, welches Departement er 27 Jahre führte. Nach Basel zurückgekehrt, verlebte er 10 Jahre hier und starb den 24. April 1785.

Sein einziger Sohn Johann David, geb. 1747, war preußischer geh. Kriegs- und Domainenrath und lebte in Berlin.

Das sechste Kind von Wagmeister Emanuel, Isak, machte Reisen als Kaufmann in der Türkei und in Griechenland, reiste dann, nach etwelchem Aufenthalte in Asterdam, zu seinem Onkel Isak nach Curaçao, etablirte sich dort und heirathete 1743 eine Kreolin, Namens

Elenora Martin; die sämmtlichen Kinder starben frühzeitig, wie auch ihre Mutter. Er betrieb eine große Handelschaft, bereiste Santa Fé, Porto Bello, Carthagena und viele amerikanische Inseln und erwarb sich großen Reichthum, den er aber in Folge verschwenderischer Freigebigkeit wieder verlor; endlich kam er nach Europa zurück und starb 1785 in Kolmar.

Der sechste Sohn von Wagmeister Emanuel, Johannes, wurde 1725 geboren, etablirte sich als Kaufmann in Amsterdam und zog sich dann nach Basel zurück, um den erworbenen Reichthum zu genießen. Er bewohnte den Seidenhof.

Sein Sohn Emanuel, geb. 1753, war Kaufmann und ein äußerst liebenswürdiger und sehr wohl unterrichteter Mann, der 1835 starb. Er war ein Kunst- und Antiquitätenfreund. Namentlich hielt er alles an sich, was von Fäsch'schen Geschlechtern stammte, insbesondere besaß er eine schöne Sammlung Pretiosen, Silbersachen und Fäsch'sche Alterthümer, Portraits und Familienbilder.

Johann Jakob, das zehnte Kind von Wagmeister Emanuel, geb. den 18. Mai 1732, widmete sich anfänglich der Handelschaft, versuchte es einige Zeit mit dem Kriegsdienste, erhielt eine Lieutenantsstelle in seines Bruders Emanuel Kompagnie. Nachdem 1751 das Regiment Hirzel abgedankt und die Offiziere pensionirt worden, ergriff er neuerdings den kaufmännischen Stand und ließ sich in Amsterdam nieder. Im Jahr 1771 kehrte er nach Basel zurück, ward 1780 Rathsherr und stürzte sich in einem Anfall von Schwermuth am 3. August 1796, Morgens zwischen 10 und 11 Uhr vom Seidenhof aus in den Rhein. Sein Körper wurde erst am 23. August bei Klein-Kembs aufgefunden und begraben.

Von den zehn Kindern des Wagmeisters Emanuel und der Kleopha Hummel starben zwei in der Jugend; ein Sohn ertrank im Rhein, die übrigen Söhne wurden alles tüchtige Kaufleute oder Soldaten.

Isak, das zwölfte Kind von Stadtschreiber Johann Jakob und Ursula Burkhardt, geb. den 6. September 1687, lernte die Handelschaft, nahm französischen Sold und wurde Aide-Major unter Marschall de Boufflers in Lille, als diese Stadt durch Prinz Eugen hart belagert und erobert wurde. Prinz Eugen ernannte ihn zu seinem Generaladjutanten. Darauf wurde er Major in einem

holländischen Regiment, das nach dem Utrechter Frieden 1713 wieder abgedankt wurde. Fäsch ging nach Amsterdam zu seinem Bruder Johann Rudolf. In dem 1720 vorgefallenen Mississippi-Geschäft verlor er beinahe sein ganzes Vermögen. Im Jahre 1736 wurde er von den Generalstaaten zum Gouverneur der Insel St. Eustache ernannt, wohin er sich am 17. Dezember mit seinem Sekretär J. G. Hoffmann von Basel verfügte. Auf der Reise dahin geriethen sie unter spanische Freibeuter, welche sie ganz ausplünderten und 14 Tage irreführten. In der neuen Stellung blieb er bis an sein Lebensende (13. Oktober 1758), allgemein beliebt.

Noch zweier Männer wollen wir gedenken, des Johann Jakob Fäsch, Notarius und Dr. juris, geb. den 8. Januar 1778, gest. den 5. April 1852 im 74. Altersjahre. Er wurde im Jahre 1798 zum Kanzlisten auf dem Rathhaus ernannt. Später trat er in das Büreau des Regierungsstatthalters Dr. J. J. Schmid als dritter Schreiber ein. In Folge der französischen Revolution und der Säkularisation des Klosters St. Blasien verlor er die Anwartschaft auf die vom Fürstabt von St. Blasien ihm bereits zugesagte Amtmannsstelle, welche mit der Wohnung im St. Blasierhof in Klein-Basel bei 200 Jahre auf der Fäsch'schen Familie beruht hatte. Im August 1799 wurde er zum Herbergsmeister gewählt, welche Stelle er bis zu seinem Tode, während 53 Jahren bekleidete, wo dann unter Aufhebung der Stelle die Armenherberge aus den viele Jahrhunderte alten Lokalitäten an der Herbergsgasse in die Liegenschaft des Spitals verlegt wurde. Im September 1821 erlangte Fäsch auf der Universität Freiburg den juridischen Doktorgrad und war von 1836 an bis zu seinem Tode Kassier des Fäsch'schen Familienlegates. Aus seinen zwei Ehen gingen 9 Kinder hervor.

Der zweite Mann, dessen wir gedenken wollen, der durch seinen Bienenfleiß es ermöglicht hat, ein so vollständiges Familienbuch, wie es mir vorliegt, zu erstellen, ist Ludwig Eduard Fäsch, geb. den 9. Oktober 1837, Sohn des letzten Herbergmeisters; er widmete sich, wie viele seiner Vorfahren, dem Kaufmannsstande, ging nach vollendeter Lehre nach Frankreich (Roquemaure und Marseille) und übernahm 1862 ein Weingeschäft unter der Firma Dietschy, Fäsch u. Komp. zum Neuhof (St. Leonhardsgraben 10).

Er verehelichte sich 1866 mit Elisabeth Kaufmann, aus welcher Ehe drei Kinder hervorgingen. Ein Hirnschlag machte seinem Leben frühzeitig ein Ende. Er war ein fleißiger und reeller Kaufmann und ein politisch und religiös freisinniger Mann. Seine Erbschaft ist im Besitze vieler Portraits ihrer Ahnen.

Das erwähnte Buch enthält dann noch die Familienbeziehungen der Basler Fäsch zu denen in Genf, Turin, Amsterdam, Kiel, Rendsburg, Dresden, deren Mitglieder sich mit wenigen Ausnahmen dem Handelsstande gewidmet haben. Eine Anzahl widmete sich dem Kriegsdienste, zu dem ein mächtiger Hang in der Familie Fäsch existirte. Die meisten dieser Tapfern, von denen wir nur einige wenige anführen, kamen wieder nach Basel zurück, um hier ihre Pensionen in Ruhe zu genießen.

Der erste derselben war ein tüchtiger und energischer Kriegsmann, Emanuel, Sohn des Gerichtsherrn Johann Jakob Fäsch und der Maria Hagenbach. Er wurde geboren am 21. Oktober 1646, kam 1667 in französische Kriegsdienste, hielt sich tapfer bei den Belagerungen von Douai, Lille, Cambray und Valenciennes und bekam eine Fahne in der Schweizergarde, 1670 kommandirte er eine Kompagnie in dem Birkenfeld'schen Regiment, 1671, als die eidg. Kantone wieder eine Anzahl Truppen an Frankreich bewilligten, erhielt er wieder eine Kompagnie. Bei Seneffe wurde er 1674 schwer verwundet, 1677 kommandirte er in der Schlacht bei Montcassel ein Infanterie-Regiment und verließ 1683 den französischen Kriegsdienst. Im Jahr 1684 wurde ihm vom Kurfürsten von Köln das Hildenheimische Infanterieregiment übergeben, welches er nach Ungarn führte; 1685 war er als Chur-Kölnischer Brigadier bei der Belagerung der Festung Neuhäusel. Nach beendigtem Feldzug kam er wieder in's Vaterland und wurde Sechser zu Schmieden. Im Jahre 1689 deckte er mit den ihm anvertrauten Schweizertruppen die österreichischen Waldstätte gegen die Franzosen und erhielt vom Kaiser Leopold für seine vorsorglichen Anstalten eine goldene Kette zum Geschenk. Während der bürgerlichen Mißhelligkeiten von 1691 in der Stadt hat er die bewaffnete Bürgerschaar, welche sich allerorts gesammelt hatte und die Hutgasse hinunter dem Rathhaus zuzog, durch Abfeuern einer beim Rathhaus postirten Kanone erschreckt und theilweise nach Hause gejagt. Noch lange nachher konnte man das Merkmal dieses Schusses in dem Laden von Daniel Merian,

am Eckhaus zum „Hund", wahrnehmen. Fäsch wurde beerdigt den 20. Januar 1693, erst 46 Jahre alt.

Emanuel, viertes Kind von Wagmeister Emanuel Fäsch, wurde den 21. September 1713 geboren, erlernte in Straßburg die Kaufmannschaft, kam nach Genf und Turin, an welch' letzterem Orte er 1739 Quartiermeister des Schweizerregiments von Diesbach wurde. Im Jahre 1741 trat er als Kapitän-Lieutenant der Kompagnie Linder im Schweizerregiment Hirzel in holländische Dienste und war bei der Belagerung von Tournay. Er zog mit den 6000 Mann Hilfsvölkern, welche Holland nach England sandte, um die schottischen Unruhen zu dämpfen; empfing 1747 eine eigene Kompagnie und hielt mit ihr die scharfe Belagerung von Berg op Zoom aus, ward 1748 Großmajor und zwei Jahre später Oberstlieutenant. 1751 wurde er mit einer lebenslänglichen Pension und dem Titel eines Obersten des Dienstes entlassen. Er starb den 12. April 1780 in dem Fäsch'schen Hause an der Lottergasse.

Johann Jakob, geb. den 15. April 1752, Sohn des Stadtmajors und Deutsch-Ordensschaffners Rudolf Fäsch und der Maria Hagenbach, studirte die Theologie, ward S. C. M., ging dann der französischen Sprache und der Studien wegen nach Lausanne und Genf, wurde darauf Feldprediger bei dem in französischen Diensten stehenden Regiment D'Aubonne; später zum Pfarrer in Gelterkinden gewählt, kehrte er in's Vaterland zurück und widmete sich mit Vorliebe dem Studium der orientalischen Sprachen und Literatur. Er verehelichte sich 1778 mit Katharina Schnell und errichtete eine Pension für junge Knaben, welches kleine Institut guten Fortgang nahm, so daß er beabsichtigte, dasselbe in größerem Maßstabe in Basel fortzuführen. Er nahm die Diakonarstelle zu St. Theodor an, wo er später Pfarrer wurde und starb den 18. Mai 1802.

Emanuels Bruder, Lukas, geb. 8. September 1649, der anfänglich die Rechte studirte, huldigte ebenfalls lieber dem Kriegsgotte. Wir treffen ihn 1674 als Hauptmann des in französischen Diensten stehenden Schweizerregimentes Stuppa, wo er bis 1690 verblieb. Hierauf nach Basel zurückgekehrt, verheirathete er sich mit Elisabetha Schmiedmann, wurde 1691 Sechser zu Webern, 1693 Landvogt und 1712 Oberst eines Regimentes der Landmiliz. Er hatte fünf Söhne und eben so viele Töchter, starb den 3. Februar 1729 und wurde zu St. Peter begraben.

Um die Mitte des 17. Jahrhunderts und gegen Ende desselben treffen wir aber außer diesen genannten Fäsch noch mehrere Glieder dieser Familie in fremden Diensten, so z. B. einen Albrecht, erst Hutmacher, dann Kadett in der Schweizergarde in Paris bei der Kompagnie Stuppa, wo er mehrere Jahre diente. Ferner Felix, geb. 1695, Hauptmann im französischen Schweizerregiment Seedor, welcher 1739 in einem Duell bei St. Quentin fiel. Lukas, geb. 1723, der mit Erfolg den Studien obgelegen und eine schöne wissenschaftliche Laufbahn vor sich hatte, huldigte ebenfalls dem Mars, diente in Spanien und Holland, später zurückgekehrt, widmete er sich den politischen Angelegenheiten des Standes Basel und der Eidgenossenschaft. Er starb 1792 am 2. Mai als Landvogt von Riehen am Schlagfluß und ist dortselbst begraben.

Johann Rudolf, geb. 1711, widmete sich von Jugend auf dem Kriegsdienste, liebte sehr den Zweikampf auf Pistolen, wobei er stets den Platz behauptete; er stand fast in allen Ländern im Kriegsdienste und fiel 1760 bei der Belagerung von Quebek. Sein gleichnamiger Sohn, von Kindsbeinen an als ein wilder Bube geschildert, diente in einer Kompagnie seines Vaters, bis er durch einen unvorsichtigen Flintenschuß eine schwere Verwundung am Arme erlitt, die ihn dienstunfähig machte. Nachher lebte er auf einer Faktorei in Süd-Carolina, sein Todesjahr ist nicht gemeldet.

Johann Rudolf, sechstes Kind des Kaufhausbedienten Andreas, geb. 1718, lernte in Genf die Handlung, kam nach Turin zu seinem Vetter Emanuel Fäsch, der ihm 1741 seine Stelle des Quartiermeisters eines Schweizerregimentes abtrat, trat 1747 als Kapitän-Lieutenant in holländische Dienste, erhielt 1756 eine englische Kompagnie im Regiment Royal America unter Oberst Jacques Prevost, welches Regiment in dem damals zwischen England und Frankreich obwaltenden Kriege nach Amerika eingeschifft wurde. Johann Rudolf Fäsch wohnte den Belagerungen von Cap Breton, Luisbourg, Quebek, Montreal, Martinique und Havanna bei, kam nach hergestelltem Frieden wieder nach England zurück, wo ihm eine lebenslängliche Pension zugesichert wurde. Er begab sich in's Vaterland zurück, heirathete und ließ sich in Mümpelgard nieder, wo er geschätzt und geachtet, namentlich vom dortigen Hofe, den 2. November 1787 starb.

Der Stolz der Familie aber ist der Kardinal Fäsch. Ihm widmet das Fäsch'sche Familienbuch 9 volle, große Folioseiten, wir wollen uns mit einem Auszuge aus seinem Leben und einer Episode aus dem Familienbuche begnügen.

Bürgermeister Johann Rudolf Fäsch's zweiter Sohn war Rathsherr Werner Fäsch, dessen Sohn Albrecht dem Wollwebergewerbe zugethan war. Albrechts Sohn, Namens Werner, sah sich genöthigt, im Auslande seinen Erwerb zu suchen; zuletzt ließ er sich als Weinschenk in seiner Vaterstadt nieder, woselbst er 1751 verstorben ist. Von dessen Kindern waren: 1. Eine Tochter Katharina, an Leonhard Bürgi verheirathet, dessen Nachkommen nun theils ausgestorben, theils nach Amerika ausgewandert sind. 2. Der jüngere Sohn Werner, geb. 1717, gest. 1800, ein Pastetenbäcker, wohnte in einem kleinen Hause an der Streitgasse (zum alten Brunnen, alte Hausnummer 1102, neue 12), in welchem er den Kardinal beherbergt hat. 3. Der ältere Sohn endlich, Franz Fäsch, der Vater des Kardinals, geb. den 2. August 1711 in London. Er mußte, nachdem er sein Glück auf verschiedene Weise versucht, endlich eine Lieutenantsstelle in französischen Diensten nachsuchen, welche ihm auch 1748 im Regiment Boccard zu Theil wurde, in welchem schon viele Fäsch früher eingetreten waren. Dieses Regiment erhielt 1756 mit mehreren andern unter General Castries die Bestimmung, der Republik Genua behilflich zu sein, ihr seit 1729 immer aufrührerisches sog. „Königreich" Korsika wieder zu erobern, welche Unterstützung, da die Genuesen auf die Länge nicht im Stande waren, die französischen Hilfsvölker zu bezahlen, im Jahre 1768 zu einer Abtretung der Insel an Frankreich geführt hat. Auf diesem Feldzuge kam Franz Fäsch, der unterdessen zum Kapitän-Lieutenant vorgerückt war, im folgenden Jahre auch nach der Küstenstadt Ajaccio. Hier fesselten ihn die Reize der geistreichen, schönen Wittwe Ramolini, die aus ihrer erster Ehe eine Tochter Lätitia hatte, die später die Mutter mehrerer gekrönter Häupter geworden ist. Die Wittwe selbst hieß Donna Angela Maria Pietra Santa und stammte aus einer uralten Grafenfamilie. Franz Fäsch legte seine Stelle nieder und ging zum Katholizismus über, um die Wittwe Ramolini heirathen zu können. Aus ihrer Ehe entsproß ein Sohn, geb. den 3. Januar 1763, Namens Josef. Dies war der nachmalige Kardinal, Stiefbruder der Lätitia (geb. 24. August 1750), die mit dem Advokaten Carlo Bonaparte sich verheirathete

und demselben Louis Napoleon Bonaparte gebar. Josef besuchte das Seminar in Aix (Provence) und wurde Priester an der Domkirche zu Ajaccio, an der er bald die reichste Stelle nach Absterben seines Gönners (des Archidiakons Lucian Bonaparte) erhielt. Fäsch verließ aber den geistlichen Stand beim Ausbruch der französischen Revolution, wurde 1795 bei der Alpenarmee unter General Montesquieu Kriegskommissär und bekleidete dieses Amt auch 1796 in Italien. Nachdem sein Neffe Bonaparte 1801 das Konkordat mit Papst Pius VII. geschlossen, kehrte Fäsch zum geistlichen Stande zurück und wurde 1802 zum Erzbischof von Lyon, im folgenden Jahre zum Kardinal, dann zum Großalmosenier des Kaiserreichs, Grafen und Senator erhoben und 1806 vom Fürst-Primas des Rheinbundes, Freiherr von Dalberg, zum Koadjutor und Nachfolger ernannt. Im Jahr 1810 präsidirte er den in Paris zu einem Nationalkonzil versammelten Klerus; die klerikalen Ansichten, die er dabei mit großer Kühnheit festhielt, brachten ihn in Ungnade bei dem Kaiser. Er verlor seine Reichswürde, auch wurde ihm durch die Ernennung des Prinzen Eugen zum Großherzog von Frankfurt die Aussicht auf das Primat genommen. Seitdem lebte Fäsch sehr glänzend in einer Art Verbannung auf seinem Bischofssitze zu Lyon. Bei Annäherung der Oesterreicher 1814 floh er von da mit seiner Schwester Lätitia, der Mutter des Kaisers, nach Rom, wo er vom Papste mit offenen Armen empfangen wurde. Die Rückkehr Napoleons brachte ihn zwar nach Frankreich zurück, und während der Hundert Tage wurde er Pair; allein nach der Schlacht von Waterloo mußte er wieder nach Italien wandern. Der Aufforderung von Seiten der Bourbons, seine bischöflichen Rechte niederzulegen, widerstand er hartnäckig; erst 1825, nachdem ihm ein päpstliches Breve die Ausübung der geistlichen Gerichtsbarkeit untersagt, verzichtete er auf das Amt, nicht aber auf die Würde selbst. Im Jahr 1837 wurde zwar ein Versuch zu seiner Wiedereinsetzung gemacht, derselbe aber von der französischen Regierung verweigert. Mit seiner Schwester lebte er bis zu deren Tode in enger Freundschaft. Er starb den 13. Mai 1839. Seine weltberühmte Gemäldesammlung wurde nach seinem Tode in Rom versteigert. Sein Haupterbe war sein Neffe Josef. Von seinem großen Vermögen kamen 20,000 Fr. (1846) nach Basel in's Fäsch'sche Fideikommiß.

Eine Episode aus dem Leben des Kardinals verdient hier ange-

hängt zu werden. Als in Folge der französischen Revolution Fäsch aus seinen Stellungen verdrängt worden war, erinnerte er sich in seiner verzweiflungsvollen Lage, von seinem verstorbenen Vater gehört zu haben, daß er von Basel stamme, dort wohlhabende Verwandte habe und daß in jener Stadt ein Fond für Arme und Kranke seines Geschlechts existire. Fäsch kam deßhalb im Sommer 1795 nach Basel. Seine ganze Baarschaft belief sich auf kaum zwei Louisd'ors. Er suchte nun sofort den 78jährigen Pastetenbäcker Werner Fäsch an der Streitgasse auf, kam aber bei demselben böse an. Der alte Mann hatte einen Widerwillen gegen seinen Bruder, den verstorbenen Franz Fäsch, gefaßt, daß er den Neffen, der kein Wort deutsch verstund, auf der Stelle abwies. Da nahm sich der junge Kupferschmied Fäsch seiner an, versorgte ihn mit Speis und Trank und gab ihm ein Nachtlager. Josef Fäsch wandte sich nun an die übrige Verwandtschaft, welche ihn wöchentlich ein bis zwei Male bei sich speisen ließ oder ihn auf seinen Spaziergängen frei hielt, ihm auch wohl Geldgeschenke machte. Auf diese Art hatte Josef Fäsch mehrere sehr traurige Monate zugebracht, als er plötzlich von Napoleon im März 1796 die Weisung erhielt, sich nach Paris zu begeben, da ihm das Direktorium die Ambulancen seiner Armee zugetheilt habe. Nun war die Noth zu Ende.

Fäsch war im Ganzen genommen nicht als ein hervorragendes Genie zu betrachten, sondern bloß als ein Mann von Klugheit, von reichem Talent, von einem starken nüchternen Geiste, ein Mann, der seine einflußreiche Stellung in einer der schwierigsten Zeiten, welche die Weltgeschichte kennt, würdig auszufüllen im Stande gewesen ist.

Die Korallenriffe im schweiz. Jura.

Von Prof. F. Zschokke in Basel.

Wenn wir den Juazug von Genf bis Schaffhausen durchwandern, seine aussichtsreichen Gipfel ersteigen und seine schattigen Felsthäler durchstreifen, stoßen wir an zahlreichen Stellen, wo die Pflanzenwelt das nackte Gestein nicht, oder nur dürftig überkleidet, auf die fossilen Ueberreste thierischer Wesen. Bald sind es Muschel- und Schneckengehäuse der mannigfaltigsten Art, bald zierlich aufgewundene Ammonshörner, oder die seltsamen Belemniten, die „Teufelsfinger" des Volksmundes, die unsern Blick fesseln; bald überraschen uns die schönen Stacheln und Schalenbestandtheile von Seeigeln, oder die Trümmer zarter Korallen und Seelilien. Alle diese todten und stummen Steine aber sind für uns beredte Zeugen längst vergangener Zeiten. Sie lehren uns, daß in jenen entlegenen Epochen das Meer fluthete, wo heute festes Land sich erhebt und daß das Material, das die heutigen Juraketten aufbaut, ursprünglich als feiner, schlammiger Niederschlag im Laufe ungemessener Zeiträume im Schoße jenes Ozeans sich aufschichtete. Sie zeigen uns auch, daß reiches thierisches Leben im Jurameer sich entfaltete. Weit über zweitausend Arten von Thieren sind uns allein aus dem schweiz. Jura fossil überliefert worden, wohl nur ein Bruchtheil von dem, was überhaupt die salzige Fluth damals belebte. Aber nicht nur reich an den mannigfaltigsten Thierformen war jenes Meer, einzelne Arten waren auch durch ungeheure Zahlen von Individuen vertreten. Dafür zeugen noch heute die ausgedehnten Bänke von Austern und Kammmuscheln, die Lager von Schneckengehäusen und die Bruchstücke von Seelilien, die an manchen Stellen ganze Gebirgsschichten erfüllen. Die harten Ueberreste von Thieren treten im Jura geradezu gebirgsbildend auf. Im thierischen Körper wird auf wunderbare Weise die im Wasser gelöste mineralische Substanz, die ursprünglich dem Festland entrissen wurde, ausgeschieden. Dauerhafte Gehäuse, Schalen, Skelette werden aus ihr gebildet, und all' diese Hartbestandtheile häufen sich nach dem Tode ihrer Träger auf dem Meeresgrund an,



J. Brunner, Winterthur.

KORALLENBILDUNG OB GRINDEL.

so am Aufbau der festen Erdrinde thätigen Antheil nehmend. Ewiger Wechsel herrscht und ewiger unentschiedener Kampf; was der festen Erde durch tausende von Flüssen entführt wird, fällt ihr wieder zu durch die unermüdliche Arbeit der gebirgsbildenden Organismen.

Und in diesem unermüdlichen Schaffen sind meist die kleinsten und zartesten Baumeister am erfolgreichsten. So haben in der Juraepoche die schwachen Korallenthierchen gerade in unserer Gegend gewaltige Bauten aufgeführt. Das alte Meerbecken, das wir bewohnen, bot ihrem Gedeihen damals ebenso günstige Bedingungen, wie die heutigen tropischen Ozeane. Wo sich heute die waldbekränzten Gebirgsketten des Berner und Solothurner Juras erheben, und wo sich duftige Bergmatten ausdehnen, wogte vor ungezählten Jahrtausenden die Fluth und schlug brandend an die bunten und lebensreichen Korallenriffe, die heute als mächtige, graue Felsbänder die Höhenzüge krönen. Schon viel früher treten übrigens Korallen gebirgsbildend auf. Sie gehören zu den ältesten thierischen Organismen, die uns in den Sedimenten der frühern Ozeane überliefert worden sind. Aus jeder großen geologischen Epoche sind uns Korallenbauten erhalten. Die Geschichte jener Wesen ist deutlich eingeschrieben in die Felsen der Gebirge. In der zweiten Hälfte der Juraperiode aber entfaltet sich das Leben der Riffkorallen zu höchster Blüthe. Europa, damals ein weit zerstreuter Inselkomplex, bot für die Korallenentwicklung die günstigsten Bedingungen. Zahlreiche Riffe Englands, des nördlichen und südöstlichen Frankreichs, der Schweiz, von Süddeutschland und Galizien, der Alpen und der Karpathen stammen aus jener Epoche. Auch die nun folgende Kreidezeit sah noch gewaltige Korallenbauten entstehen. Später ziehen sich die Riffbildner in dem Maße aus unsern Gegenden zurück, als der Erdball sich abkühlt und die gemäßigten Zonen sich bilden. Heute gedeihen Korallenriffe nur noch in einem Gürtel, der sich vom Aequator kaum 30° nach Norden und Süden erstreckt, während geologisch alte Riffe sogar in Spitzbergen und Nowaja Semlja aufgefunden worden sind. Die in unsern kühlern Meeren heute herrschenden Bedingungen gestatten wohl noch das Gedeihen einzelner Korallenstöcke, nicht aber das ganzer Riffe und Bänke.

Zur Zeit der Ablagerung der Schichten, die unser heutiges Juragebirge bilden, bedeckte das Meer einen großen Theil von Europa.

überall Sedimente ablagernd. So darf denn der geographische Begriff des Juras, jenes langen, von Genf bis nach Schaffhausen die Schweiz berührenden Gebirgszuges mit dem geologischen nicht verwechselt werden. Geologisch gehören zur Jurabildung alle Gesteinsschichten, die überhaupt aus jenem alten Ozean abgelagert wurden. So in der Schweiz außer dem geographischen Jura ein großer Theil der Kalkberge, die am Nordrand der Alpen vom Genfersee bis zum Wallensee sich hinziehen. Aus dem Jurameer ragte als Festland, als umfangreiche, durch Buchten und Golfe gegliederte Insel die Centralmasse der Alpen empor. An ihrem Nordrande brach sich das Meer, das bis zum Südrande von Schwarzwald und Vogesen wogte und in dessen Tiefen die Jurasedimente sich bildeten. Die mittlere Schweiz blieb noch lange vom Ozean überdeckt; dort liegen die Jurabildungen tief unter jüngeren Schichten; nur im Jurazug und am Nordrande der Alpen treten sie zu Tage. Festes Land war auch der Schwarzwald. Er griff auf der Strecke von Baselaugst bis gegen Klingnau in die heutige Schweiz hinüber. Die Stelle, wo Basel liegt, war Meeresgrund. Dem Meere entstiegen waren bereits die Vogesen. Doch blieben das Vogesenland und der Kontinent des Schwarzwaldes durch einen breiten, weit über die Niederungen des Elsaß sich erstreckenden Golf getrennt, der sich in der Nähe des heutigen Basels in das helvetische Jurameer öffnete. Es reichte dieser alsatische Busen zur obern Jurazeit noch nördlich bis nach Karlsruhe hinauf. Später allmählig dem Meere entrückt, wurde er lange Zeit von einem niedrigen, Schwarzwald und Vogesen verbindenden Festland eingenommen, das die Wogen der Tertiärmeere später von Neuem überflutheten. Im Westen stand das helvetische Jurameer in unmittelbarem Zusammenhang mit dem großen französischen Ozean; im Osten setzte es sich fort in die Meerestheile, die über Bayern und das südliche und östliche Schwaben sich ausdehnten. Doch zerfiel das schweizerische Meer in zwei topographisch und zoologisch ziemlich scharf geschiedene Theile, indem in der Gegend von Laufenburg eine Meerenge existirte. Dort schob sich der Kontinent des Schwarzwaldes am weitesten nach Süden vor; ihm strebte vom Nordrande der Alpen eine Halbinsel entgegen, die sich vom Wetterhorn bis gegen die Reuß hin verfolgen läßt. Die Laufenburger Meerenge, zur Zeit der jurassischen Korallenbildung sich mehr und mehr

schließend, stellte so nicht nur eine geographische Marke dar, sondern schied den helvetischen Ozean auch in zwei durch eine verschiedene Entwicklung der Lebewelt charakterisirte Theile. Während nun in unseren Gegenden im Schoße des Meeres die Korallen üppig gediehen, und Völker verschollener Schalthiere sich tummelten, wurde das östliche Jurameerbecken durch Hebung mehr und mehr den Fluthen entrückt. Das schwäbisch-osthelvetische Meer wurde kleiner und kleiner; in demselben Maße wuchs der Schwarzwaldkontinent an. Später setzte sich die Hebung von Osten nach Westen fort, langsam und steten Schwankungen unterworfen; endlich entstieg aber auch unser Korallenland bleibend den Meereswogen. Die versteinerten Ueberreste jener untergegangenen Welt gestatten es, uns ein Bild der im jurassischen Ozean zerstreuten Inseln und Festländer vor den Geist zu führen, das im Wesentlichen an die heutigen Eilande der Südsee erinnert. Wie dort entragten zahlreiche Inseln der blauen Fluth, bedeckt von einer an Individuen reichen Pflanzenwelt, die aber aus nur wenigen Arten zusammengesetzt war. Reste von Sagopalmen, von immergrünen Nadelhölzern, von baumartigen Farrenkräutern sind uns hauptsächlich aus jener Juraflora überliefert. Ein Steinkohlenlager, das seinen Ursprung offenbar Landpflanzen verdankt, läßt sich in den jurassischen Schichten von Aigle bis nach Wimmis am Thunersee verfolgen. Es umschließt die angedeuteten Ueberreste. Eine reiche Insektenwelt entfaltete sich auf den Inseln. Große Heuschrecken und mannigfaltige Formen von Käfern tummelten sich auf der Erde; leichtbeschwingte Libellen und die ältesten Schmetterlinge, die wir überhaupt kennen, wiegten sich in der Luft; es fehlten weder Spinnen noch Tausendfüßer. Aus jener Zeit stammen auch die Flugeidechsen, die Pterodactylen; die Vögel sind angekündigt durch den Archaeopteryx, die Säugethiere finden eine schwache Vertretung in einer Anzahl von Beutelratten. An der Küste stellten sich Schwärme von Schildkröten und stark gepanzerte Krokodile ein, um ihre Eier abzulegen, oder um auf Beute zu lauern.

Im Meer aber entfalteten die Korallen ihren Glanz. Alle zu ihrer Entwicklung und Blüthe nöthigen Bedingungen fanden sie vorzüglich in unserer Gegend vereinigt, da wo der alsatische Busen sich öffnete in das helvetische Meer. Hier erstanden die Polypenbauten in all' jener Mannigfaltigkeit und märchenhaften Pracht, die wir

heute noch im stillen und indischen Ozean bewundern. Die so heiklen Riffkorallen fanden offenbar hier im Schoße der warmen jurassischen Fluth den nöthigen festen Untergrund, um sich ansiedeln zu können; das Wasser war rein und klar, frei von Detritus und reich an organischer Nahrung; die Tiefenverhältnisse begünstigten das üppige Wachsthum der Korallenstöcke.

Noch heute können wir in unserer nächsten Umgebung die Bauten verfolgen, die in jenen entlegenen Zeiten von den, durch all' diese trefflichen Lebensbedingungen begünstigten Korallen aufgeführt worden sind. Das Verdienst, uns für diese Verhältnisse die Augen geöffnet und durch unermüdliches Studium den Schleier der Vorzeit gelüftet zu haben, gebührt dem Geologen A. Greßly.

Die Westküste des Schwarzwaldkontinents war umsäumt von einem Küstenriff, genau wie manche tropische Küste noch heute von wenig tiefen, flachen Korallenterrassen umkränzt wird. Draußen aber im freien Ozean wurde aus dem Saumriff ein Wallriff, dessen Spuren uns von Dornach über Gempen und Seewen bis nach Meltigen führen. Weiter westlich treten eigentliche Ringriffe, typische Atolle auf, wie sie die weite Wasserwüste des stillen und indischen Ozeans unterbrechen. So wird der Blauen von drei Riffen umfaßt, die wohl eine Lagune umschlossen. Ein großartiges Atoll erstreckt sich von Grindel und Bärschwil über Delsberg bis zum Mont terrible; im Süden ist es gebildet von den Riffen von Envelier, Moutier, Grandval und Unterdevelier. Es barg eine lange, von Osten nach Westen gestreckte, elliptische Lagune. Ueber acht Stunden lang ist dieser Bau jurassischer Korallen, an Breite von zwei bis vier Stunden schwankend. Von Weitem schon sind die kompakten, grauweißen Felsbänke sichtbar, die seinen Nordrand bilden. Man verläßt Bärschwil, das in lieblichem Thalkessel liegt, steigt über die fruchtbaren, hügeligen Halden des untersten, schwarzen Juras hinan, klettert über die steilen mittlern Juraschichten und gelangt so an den Fuß des eigentlichen Riffes, das in grauen Felszügen den Berg krönt, beim Fringeli, einer Lokalität, die in reicher Fülle die versteinerten Reste der einstigen Bewohner des jurassischen Ozeans birgt. An dieses große Delsberger Ringriff schließt sich im Norden das kleinere Atoll vom Höggerwald, dessen südliche Begrenzung mit der nördlichen des Delsberger Riffs zusammenfällt. Die beiden Lagunen waren durch einen Kanal in

der Nähe von Liesberg verbunden. Gewaltig ist die Entwicklung der Korallenriffe am Mont terrible bei St. Ursanne; sie setzen sich fort bis gegen Pruntrut, um dort am Pont d'Abel in großer Mächtigkeit aufzutreten. Das große Riff von Delsberg hatte eine sehr lange Lebensdauer, beginnt es doch in seinen ersten Vorläufern schon am Anfang der weißen Juraperiode, um sich bis zum Ende der Jurazeit zu erhalten. Ein kleines, aber vollständiges Atoll liegt bei Günzberg in der Nähe von Solothurn. An dasselbe schließt sich unmittelbar die berühmte Solothurner Schildkrötenbank an, wo in einem beschränkten Raum hunderte von Schildkrötenschalen gefunden wurden. Viele sind sehr wohl erhalten. Sie gehören nicht weniger als vierzehn verschiedenen Arten an. Die Untiefen in der Nähe der Günzberger Koralleninsel wurden wohl mit Vorliebe zur Eiablage benutzt und an diesen Brutplätzen wurden zahlreiche alte Exemplare vom feinen Meerschlamm begraben und so der Nachwelt überliefert.

Wenden wir uns vom großen Delsberger Riff gegen Norden, so gelangen wir auf schlammigen Meeresgrund. Dort bildeten sich in den Tiefen von Largue, von Winkel, von Liegsdorf ganze Bänke von Muscheln und Schnecken, heute reiche Fundplätze für den sammelnden Paläontologen. Weiterhin folgen von Neuem Korallenriffe. Von demjenigen von Rädersdorf sagt Greßly selbst, es sei eine der schönsten ihm bekannten Korallenbauten des Juras. Anderthalb Stunden von der Schweizergrenze entfernt, nimmt es zwischen den Dörfern Rädersdorf, Oltigen und Sondersdorf ungefähr eine halbe Quadratstunde Oberfläche ein. Eine mannigfaltige und zarte Thierwelt suchte dort im Korallenwald Schutz und Zuflucht. Dort finden sich Versteinerungen, die man im ganzen Schweizer-Jura umsonst suchen würde. Kolonien zierlicher Seelilien umsäumten das Riff, stachelgeschmückte Seeigel belebten es, dickschalige Austern bildeten starke Bänke vor ihm. Alle diese Wesen einer entschwundenen Zeit sind der Nachwelt in wunderbarer Erhaltung überliefert worden. Jede jurassische Korallenbank weist übrigens in der Regel neben allgemein verbreiteten, gewisse, nur speziell ihr angehörende, typische Thierformen auf, ein Verhältniß, das sich noch heute an den Koralleninseln Polynesiens wiederholt.

Westlich von Pruntrut treten die Riffe mehr und mehr in den Hintergrund. Noch finden wir Korallenbauten am Lac des Brenets,

im Jouxthal, am Mont Risoux, in der Gegend der Perte du Rhône, doch können sie sich in keiner Hinsicht messen mit der gewaltigen Riffbildung im Süden des Elsässergolfs. Umsonst würden wir auch eigentliche Riffe im Jura des Aargaus und von Schaffhausen suchen, d. h. im Süden und Osten des alten Schwarzwaldlandes. Frei von ihnen ist auch der Südwesten Schwabens; erst bei Ulm, Blaubeuren und Urach bilden die Korallen wieder Felsmassen. Daß Frankreich und England jurassische Koralleninseln von großer Ausdehnung aufweisen, haben wir bereits erwähnt. Haben wir übrigens das Recht, von eigentlichen Koralleninseln des Juras zu sprechen? Entstanden schon damals niedrige, ringförmige Eilande auf den vom Meer überströmten Korallenterrassen, oder blieb es bei der Bildung bloßer, den Meeresspiegel nicht überragender Riffe? Wir dürfen mit Grund annehmen, daß wirkliche Inselbildung eintrat. Wie heute der Ozean in blindem Wüthen Bruchstücke aller Art auf den die Meeresoberfläche fast berührenden Korallenbau wirft, bis zuletzt jungfräuliches Land den Fluthen entsteigt, so bildete sich schon damals festes Erdreich. Wellen und Winde trugen Samen und Keime herbei und eine einfache Flora überzog das neugewonnene Festland. So schließt der Korallenkalk des Pfeffingerschlosses und von Schloß Neuenstein ein allerdings schwaches Kohlenlager in sich, das nur aus den Ueberresten von Landpflanzen sich gebildet haben kann. Bei Olten und auf den Riffen von Mont Risoux und von Dorche wurden die eleganten Fiederblätter der Sagopalme gefunden. Es überzog jener Baum wohl die Koralleninseln des Juras, wie die Kokospalme heute noch die Eilande der Südsee bekränzt. Bei Lyon scheint sich ebenfalls eine größere, mit Sagobäumen bewachsene Insel aus den Fluthen erhoben zu haben. Die Fiederblätter werden dort häufig fossil gefunden.

Die Thatsache, daß zur Jurazeit in unserer Gegend die Korallenriffe üppig gediehen, läßt uns manchen Schluß ziehen über die Beschaffenheit des Meeres, das vor Jahrtausenden hier fluthete; denn wie jedes Geschöpf, so sind auch die Korallen an gewisse äußere Verhältnisse gebunden. Erst wenn eine ganze Reihe von Bedingungen zutrifft, können sie riffbildend auftreten. Es muß jener Ozean sehr warm gewesen sein, denn nur wenn die Wassertemperatur nie unter 20 ° herabsinkt, ist Riffbildung möglich. Das Wasser war klar und salzig, denn suspendirte Schlammtheilchen und Süßwasser tödten die

Korallen. Die Lebewelt war offenbar so reich entwickelt, daß die zum üppigen Wachsthum der Korallen nöthige Nahrung nicht fehlte. Die Mächtigkeit der Riffe, die dieselben begleitenden Versteinerungen sowie die Beschaffenheit des Grundes gestatten uns endlich den Schluß, daß der Ozean bei Basel, St. Ursanne, Delle wenig tief war. Sein Grund war eben; flache unterseeische Terrassen folgten dem Festland.

Diesen letzten Schluß können wir noch erweitern und gestützt auf die überall von Genf bis Schaffhausen auftretenden Versteinerungen behaupten, daß jene ganze Meeresstrecke wenig tief war. Miesmuscheln finden sich da fossil, wie sie heute noch im Küstenwasser unserer Meere in ganzen Bänken und Stöcken sich ansiedeln, Napfschnecken, die an den Felsen des Ufers ihre Nahrung und Wohnung finden, ein buntes Gemenge der verschiedensten Thiere, alle der Seichtwasserzone entstammend. Weiter vom damaligen Festland entfernt stellen sich Ueberreste von Bewohnern größerer Tiefen ein, doch waren auch die heutigen Kantone Schaffhausen, Aargau, Basel offenbar von einem nicht sehr tiefen Meer bedeckt. Ganz anders am Nordrand der Alpeninsel, da verkündet uns alles ein tiefes Meer: die bedeutende Mächtigkeit der dortigen jurassischen Schichten und ihre Armuth an Versteinerungen. Ueber die Natur des die ebene Schweiz zur Jurazeit bedeckenden Meerestheiles sind wir nicht aufgeklärt, da die ihm entstammenden Sedimente tief unter jüngern Ablagerungen liegen.

Auch die Bildung von Muschelbänken wurde von den in unserer Umgebung damals herrschenden Meeresverhältnissen begünstigt. Hartschalige Austern, zierliche Exogyren und Astarten bildeten auf seichtem und schlammigem Grund ganze Kolonien. Bereits sind die Ansammlungen von Liegsdorf, Winkel und Largue im Elsaß erwähnt worden. Reich an Formen und in wunderbarer Erhaltung treten uns besonders die ehemaligen Bewohner der Muschelbank von Liesberg entgegen.

An andern Orten trugen die Strömungen die Hartgebilde der zu Grunde gegangenen Bewohner des Meeres oft aus weiten Entfernungen zusammen. Gerollte und abgeschwemmte Schalen von Muscheln und Schnecken, Bruchstücke von Korallen und Echinodermengehäusen wurden da zusammengespült und durch den bindenden Kalkcement des Meerwassers allmälig zu festen Bänken verkittet, die heute noch sprechen von den Strömungsverhältnissen des Jurameers.

Eine nähere und eingehendere Prüfung der jurassischen Korallen-

riffe erlaubt uns, ein Bild zu entwerfen über ihre Zusammensetzung und das Leben, das sich in jenen entlegenen Epochen auf ihnen entfaltete. Was kein leibliches Auge je erblickt, ersteht so in wunderbarer Farben- und Formenpracht und in mannigfaltigster Bewegung vor unserm geistigen Auge. Gegen das Ende der Jurazeit entfalteten sich die Korallenriffe am üppigsten; da entstanden jene gewaltigen Bauten, die uns heute bei jeder Wanderung durch den Berner-Jura als mächtige, stundenweit sich hinziehende, weißgraue Felswände begleiten. Die innere Struktur des Korallenstocks ist zwar meist zerstört, oft hat sich sogar die ganze Masse zu kompaktem, grauem Fels verwandelt, oft aber auch tritt uns wenigstens das äußere Bild der Koralle noch vollkommen erhalten entgegen. Jeden Kelch, der ein Polypenthierchen barg, können wir noch unterscheiden, ganze Zweige mit ihren Streifen und Rinnen, mit ihren mannigfachen Aestchen und Verzierungen lesen wir am Grunde des fossilen Riffs auf.

Die Farbe dieser versteinerten Korallen ist meist ein reines Weiß, oft wird sie aber röthlich oder grau. Die Vorläufer der Riffe waren in den meisten Fällen schlammbewohnende Muscheln, deren Schalen mit der sie umschließenden Sandmasse später eine feste Unterlage für die auf ihnen kräftig emporwachsenden Polypenstöcke bildeten. Nicht selten liegen — wie in der Umgebung von Pruntrut — die Riffe in mehreren Schichten übereinander, von einander getrennt durch korallenleere Kalkbänder. Offenbar haben öftere Wechsel der Lebensbedingungen im Jurameer stattgefunden; bald blühten die Korallen auf, bald beeinträchtigten ungünstige Verhältnisse ihre Entwicklung.

Doch denken wir uns nun auf die Höhen des Juras selbst versetzt. Wir stehen auf der lieblichen Berghalde des Fringeli ob Bärschwil, oder ziehen mit der fröhlichen Schaar von Basler Studenten, die alljährlich im Maien jene Stelle besucht, längs des grauen und todten Riffs gegen Delsberg hin. Jede Windung des Weges bietet uns einen neuen Blick in das blühende Thal; wir wandern bald im Schatten stattlicher Buchen, bald über sonnenbeschienene Bergweiden, die im vollen Schmucke der Frühlingsblumen liegen, tausendfach umschwärmt und durchtönt vom Heer der Insekten. Da mahnt die die graue, zerklüftete Felswand an längst verflossene Tage; hinter dem lebensvollen Bild des keimenden und sprossenden Frühlings taucht ein anderes, ernsteres vor unserm geistigen Auge auf. Es verschwinden

die duftenden Bergmatten und Jurawälder, die aus dem Thale klingenden Kirchenglocken verstummen, wo stille Dörfchen an die Halden sich schmiegen, wogt wieder die blaue Fluth; sie stürmt in brandendem Gischt heran, um sich am Rande des Korallenriffs zu zerschellen, das heute als graue Felsmauer in unserm Rücken sich erhebt. Mächtig tönt der Schall der Brandung über das weite Meer hin, ein gewaltiger, nie verstummender Akkord.

Am Riff aber erblüht neues Leben, fremdartig, farben- und formenprächtig, wie noch heute an den Atollen der fernen, tropischen Südsee. Tausende von Korallenthierchen entfalten ihre bunten Kelche; wo die Wogen am stärksten anprallen, gedeihen auch jene zarten Wesen am besten. Sternkorallen dehnen ihre belebten Rasen aus, Mäandrinen bilden wunderbar geschlungene Massive, weitverzweigte Madreporen und Oculinen schlingen ein phantastisches Astwerk. Alles strahlt und glänzt in buntester Zauberpracht. Wie ein unterseeischer Wundergarten blüht das Riff, durchwirkt von grünen Rasenplätzen, durchzogen von sandigen Wegen, bald zu lauschigen Grotten hinführend, bald in hohem Buschwerk sich verlierend.

Daß am Außenrand des Riffes vom Fringeli die Brandung sich mächtig brach, beweist der Wall von Trümmern, von Muscheln- und Schneckenschalen, die oft von fernher hergerollt wurden, von abgerissenen Aesten des Korallengebäudes, zertrümmerten Ammoniten, kurz von mannigfachem Detritus, der sich an seinem Fuß anhäufte. Hier, wie überhaupt an der dem freien Meer zugekehrten Fläche des Riffes, setzte sich ein buntes Volk von thierischen Wesen fest, die, wie die Korallen selbst, bewegtes Wasser und fortwährenden Wogenprall liebten. Ganze Wälder zierlicher, gestielter Seelilien umsäumten den Korallenbau und ließen sich von den brandenden Wellen wiegen. Ihre Wurzelstöcke, ihre Stielglieder und geschlossenen Kelche sind jetzt noch am Fuße des Riffes zerstreut. In den Lücken der Korallenstöcke setzten sich röhrenbauende Würmer fest, der anprallenden Fluth Widerstand bietend. Eine ganze Welt von stachelgeschmückten Seeigeln, mit solidem Gehäuse der Zertrümmerung trotzend, belebte das buntfarbige Riff. Festschalige Austern wagten sich bis zum Außenrand, während zartere Formen die natürlichen Höhlungen der Korallenbank aufsuchten, oder sich künstliche Gänge in derselben bohrten. Andere suchten Schutz hinter Korallenzweigen oder mächtigen Seelilienstöcken, oder

senkten sich ein in den Sand und Schlamm des Grundes. Gestielte Terebrateln, Kamm- und Feilenmuscheln mit biegsamen Schalen bevölkerten das bunte Riff; dazwischen krochen farbenprächtige Meerschnecken mit hartem, reich verziertem Gehäuse, vom angeschwemmten Tang sich nährend, oder räuberisch schwächere Wesen überfallend. Krebse stellten sich ein, die immer kampfbereiten Strauchritter der Riffe. Seltener wurden die mehr auf offener See schwimmenden, tintenfischartigen Wesen, die Ammoniten, die Nautiliden und Schwärme von Belemniten an's Riff's getrieben, um dort zu stranden. Auch Ueberreste von Fischen kommen nicht häufig vor.

Da draußen am Riffrand lebte eine kräftige Thierwelt, versehen mit dicken, widerstandsfähigen Schalen, geschmückt mit Stacheln und Höckern und mit allerlei Streifen. Von dem einstigen Dasein dieser reichen und lebenskräftigen Fauna sprechen die versteinerten Ueberreste, die wir am Fuße des längst den Fluthen entrückten Riffes sammeln. Tobte am Außenrand des Jurariffs ein nie rastender Kampf mit den Wogen, an dem nur die stärksten und kräftigsten Thiere sich betheiligen konnten, so bot dagegen die eingeschlossene, friedliche Lagune, wie heute noch auf den Koralleninseln der Südsee, den zartesten und schwächsten Thierformen Schutz und günstige Entwicklungsbedingungen. Da finden sich heute noch die am besten erhaltenen Reste jener mannigfaltigen Lebewelt. Viele Exemplare sind fast unverändert, wie wenn der Ozean erst vor wenigen Stunden, nicht aber vor ungemessenen Jahrtausenden sie beherbergt hätte. Die Muschelschalen haben ihre Verzierungen, die Seeigel ihre Stachelbekleidung bewahrt; die kleinsten Einzelheiten der Struktur sind noch erkennbar. Vollkommene, an ihrem ursprünglichen Wohnort noch festsitzende Korallenstöcke überraschen dort den Forscher. Die zerbrechlichsten Seelilien, die zartesten Würmer, die durchsichtigsten und elegantesten Schnecken und Muscheln fanden dort ihre Heimath und wurden im feinen Schlamme der Lagune fast unverändert der Nachwelt überliefert, während am freien Außenrande des Riffes alles zerschlagen, abgeschliffen, zertrümmert, zerkleinert wurde.

So verrathen uns die Ueberreste einer längst begrabenen Schöpfung die Lebensverhältnisse weit zurückliegender Erdperioden. Sie führen eine gewaltige Sprache. Sie sprechen von einer entschwundenen Welt, von ihrer Blüthe, ihrem Kampf, ihrem Untergang. Laut und

vernehmlich ist ihre Stimme; die stummen Steine werden zu beredten Zeugen vergangener Tage. Und wir träumen uns zurück, die grüne Berghalde des Fringeli entschwindet unserm Blick und die Vorwelt enthüllt sich vor unsern staunenden Augen. Die blauende Salzfluth umspielt uns wieder. Drüben erhebt sich aus dem weißen Wellensaum das Festland des Schwarzwaldes und der Vogesen, von Palmen und immergrünen Nadelhölzern bekränzt. Aus ferner Weite grüßen die verschwimmenden Umrisse der Alpeninsel. Weit öffnet sich vor uns der elsässische Golf, an seinem Eingang von der Riffreihe, dem Werke der rastlosen Korallen durchsetzt. An ihnen brechen sich die Wellenkämme, zu weißem Gischt zerschellend. Mächtige Dammriffe bauen sich auf, und Atoll reiht sich an Atoll. Tausende von farbigen Kelchen entfalten sich, im bunten Geäst kriechen stachelbewehrte Seeigel umher, und im tiefern, sanfter bewegten Wasser wiegen sich auf schlanken Stielen zierliche Seelilien; das Heer der farbigen Muscheln und Schnecken ersteht aus vieltausendjährigem Grabe. Drinnen aber in der stillen Lagune wachsen die Fächer der zartesten Korallen, an ihnen klettern langarmige Seesterne empor und zerbrechliche Terebrateln öffnen die glashelle Schale. Alles lebt und bewegt sich im warmen Meer, alles prangt von bunten Farben und der Ozean schlägt an den Fels und singt sein altes Lied, wie wenn die blaue Fluth hier ewig geherrscht und als ob sie ewig hier herrschen sollte.

Doch unser Traum zerrinnt; aus der Tiefe des Thales grüßen die Abendglocken, wir liegen auf duftiger Bergmatte, lang dehnen sich vor uns des Jura's Züge von ihren Wäldern umkränzt. Kalt und grau liegt hinter uns das todte Riff. Aus der Tiefe dringt das Geräusch des bewegten menschlichen Lebens und die scheidende Sonne vergoldet die Thürme der Stadt.

Und könnte unser Blick vorwärts dringen in die Räume der Zukunft, so würden andere Bilder vor uns auftauchen, die friedliche Berghalde würde von neuem vergehen und der Menschen Geräusch verklingen; denn mit gewaltiger Stimme rufen uns jene einfachen Wesen, jene Korallenthierchen zu: daß alles ist wandelnd und wechselnd, daß auch das scheinbar Ruhende sich bewegt.

Der Untergang des Bisthums Basel.

Von Reinhold Günther.

Uebereinstimmend lauten die Berichte dahin, daß die Trennung der amerikanischen Kolonien vom englischen Mutterlande gar keinen, die holländischen und brabanter Unruhen nur geringen Eindruck auf die öffentliche Meinung in der schweizerischen Eidgenossenschaft der XIII Orte und ihrer zugewandten Länder hervorgebracht hätten.

Diese Verhältnisse ändern sich jedoch mit der Mitte des Jahres 1789. Kaum waren die ersten Nachrichten von den Vorgängen in Paris bekannt geworden, so machte sich auch schon eine scharfe, bis dahin gänzlich unbekannte Parteigruppirung in der, Jahrzente hindurch von größeren politischen Strömungen unberührten Schweiz geltend.

Zwischen den, extremen Anschauungen huldigenden Richtungen der demokratisch-revolutionären „Patrioten" und den aristokratisch-konservativen „Oligarchen", stand zwar vorläufig noch eine Mittelpartei, die „Neutralen", deren Grundsätze Mäßigung und Versöhnlichkeit athmeten. Gegen das Ende der die helvetische Republik einleitenden Zeitperiode ward sie jedoch als zu unentschlossen und schwächlich von dem rollenden Stein der Revolution zur Seite gedrängt, fast völlig vernichtet.

Die ersten Erfolge der neuen Staatsordnung in Frankreich fanden auch bei den jüngeren Aristokraten einen sympathischen Anklang. Müller von Friedberg in St. Gallen, der spätere Restaurator Haller in Bern, sowie z. B. auch Escher in Zürich begrüßten in Wort und Schrift das Vorgehen der Franzosen, deren Encyklopädisten ihnen schon lange auf das Genaueste bekannt waren. Immerhin machen sich in dieser Beziehung doch nur einige wenige der theilweise hoch gebildeten Städtebewohner bekannt, der weitaus größere Theil der Schweizer, vor Allem aber die sogenannten demokratischen Länder-Kantone, neben Freiburg, Bern, Luzern und Solothurn konnten sich nie mit einer etwaigen Aenderung der Dinge befreunden. — Mit

dem königlichen Frankreich hatten sie seit Jahrhunderten in den innigsten Beziehungen gestanden; das modern konstitutionelle Frankreich, wie die nachfolgende Republik, existirten in gewisser Hinsicht niemals für sie.

Ganz ähnlich verhält es sich mit den Zugewandten, von denen der Bischof von Basel, die Städte Biel und Genf — gleichsam zur Warnung der unvorbereitenden Eidgenossenschaft — die ersten schweizerischen Opfer der fränkischen Eroberungspolitik werden sollten.

I.

1790—1793.

Seit 1782 regierte als Bischof von Basel in Pruntrut Herr Joseph von Roggenbach, ein breisgauischer Edelmann. Gänzlich in den Händen seiner Hofkamarilla, ward er von einer volksfeindlichen That zur andern gedrängt und lud also gründlichen Haß auf seine Person.

Das Land litt unter einer überaus schlechten Finanzwirthschaft, der Wildschaden ruhte schwer auf dem Bauer. Dazu kam, daß das Straßenwesen völlig vernachlässigt und die Salzpreise zu hohe Beträge erreichten.

Schon 1785 hatte man den Fürsten um einen Ständetag gebeten, zwei Jahre später das Gesuch vergebens erneuert. Persönlich mochte es der Bischof mit seinen geplagten Unterthanen gut meinen, seine Schwäche gegenüber den Höflingen ließ ihn nicht die Ausübung der verbrieften Volksrechte erlauben.

Nun brach die Revolution mit voller Kraft in dem Nachbarlande aus, das schon längst begehrliche Blicke aus das Bisthum geworfen hatte. In Paris entstand im Sommer 1790 aus den vertriebenen Welschschweizern der Club helvétique, welcher es von der Geburtsstunde an als seine wichtigste Aufgabe erachtete, die Regierungen des Vaterlandes zu stürzen. Flugschriften tauchten überall auf und gerade in den Jurabergen fanden sie am meisten Anklang, eben deßhalb, weil hier jenes materielle Glück fehlte, dessen sich z. B. die bernischen Landschaften erfreuten.

Die „Patrioten" fühlten sich bald so sicher in Pruntrut, daß hier im August 1790 eine revolutionär gesinnte Vereinigung sich aufthat. — Schon vorher aber, am 20. Juli, war die Bürgerschaft der Residenz zusammengetreten, um ein Deputirtenkomite zu ernennen,

das alsbald die Beschwerdehefte (Cahiers des doléances) nach fränkischem Muster zusammenstellte.

Aber nicht nur von dieser Seite erlitt das Ansehen des Fürstbischofs einen schweren Stoß; seine Freunde, voran der in Basel wohnende Vicomte de Mirabeau — ein Bruder des berühmten Parlamentariers — unternahmen es im Sinne der beginnenden Emigration, größere Unruhen in den französisch sprechenden Thalschaften hervorzurufen, um derart sich einen Mittelpunkt für die Gegenrevolution zu schaffen.

Am 20. September wendete sich Roggenbach an die Geheimen Räthe von Basel, um ihnen die „bewegliche Thatsache" der Bürgerversammlung mitzutheilen und ihre Unterstützung zu erbitten. Basel ermahnte ihn unter dem 28. zur Milde und bat, sich im Weitern an den Kaiser und den Stand Bern zu Handen der Eidgenossenschaft wenden zu wollen.

So gelangte der Bischof an seinen Oberherrn, den Kaiser Leopold II., der ihm zur Unterdrückung aller Aufstandsversuche militärische Hülfe zusagte. Schon am 31. Januar 1791 bat der bedrängte Fürst um Erlaubniß, die Kriegsvölker über Basler Gebiet passiren lassen zu dürfen. Den Bünden gemäß verwies ihn der Ort an die Tagsatzung, aber nun mischte sich der kaiserliche Resident von Tassara in die Angelegenheit. Am 6. Hornung theilte er den Geheimen Räthen kurz mit, daß die Truppen von Freiburg i. B. her schon auf dem Marsche seien und daß er für 1—2 Kompagnien den Durchzug nach Pruntrut verlangen müsse. Der Rath schrieb schnell in seiner sichtlichen Verlegenheit an Zürich, Bern, Luzern und Solothurn: „Wie unangenehm ein solches Ansuchen in unserer gegenwärtigen, ohnedies verdrießlichen Lage für uns sein mußte, kann Euer tit. Einsicht unmöglich entgehen," und bat um Mittheilung dessen, was zu thun für nothwendig erachtet würde. Während man diese Anfrage dem Residenten ebenfalls zukommen ließ, schrieb der Bischof in „äußerster Bestürzung": „Die Sache ist würklich so weit gekommen, daß in Ermangelung dieser schleunigen Hülf, uns kein anderer Ausweg zu ergreifen übrig bleibt, als Land und Leut zu verlassen."

Trotz dieses Verzweiflungsrufes ging die interkantonale Korrespondenz ihren langsamen Schritt weiter, während sich Basel zugleich an den Kaiser und Ludwig XVI. wendete. Beiden vermittelte man

das bisher Geschehene und erklärte, daß man jedweden Durchmarsch fremder Völker verwehren müsse, könne doch sonst König Friedrich Wilhelm II. von Preußen das Gleiche für Neuchatel fordern. Der Stand ging in seinen Vorsichtsmaßregeln noch weiter. Als man erfuhr, daß Mirabeau mit 300 Kavalleristen zu den Kaiserlichen habe stoßen wollen, wurde durch Stichentscheid vom 12. Hornung — mit der Stimme des damaligen Stadtschreibers Peter Ochs! — die Entfernung der Emigrirten aus Stadt und Land beschlossen.

Der Graf von Affry, Oberst der Schweizergarde, Kommandant am Oberrhein, verdankte alle diese Maßnahmen auf das Wärmste und warnte zugleich, zu große Gastfreundschaft den Emigrirten zuzugestehen. — Unterdessen langte auch die Antwort Ludwigs durch die Vermittlung des Ambassadors Verac an Basel, worin die Hoffnung ausgesprochen ward, daß der Kaiser günstige Entschlüsse treffen werde.

Dagegen hatte dieser, wohl unter dem Einflusse des außerordentlichen bischöflichen Gesandten, des Domherrn Glairens von Arlesheim erklärt, er könne eine Neutralitätsverletzung darin nicht erblicken, wenn seine Völker einen Marsch von etwa zwei Stunden über das Standesgebiet ausführten. Ja, nach dem Wortlaute des westphälischen Friedens sei Basel sogar verpflichtet, eine Intervention zu Gunsten des Fürsten nicht zu hintertreiben.

Der stets nachgiebige Vorort Zürich rieth ebenfalls an, jetzt den Durchzug zu gestatten und demgemäß willigte der Große Rath am 15. März ein, weil auch Affry sich mit einem derartigen Entschlusse zufrieden gab. — Am 18. März, kamen 3 Kompagnien Kaiserliche vom Gemminger-Regiment mit einem Zuge Kavallerie, sowie 1 Geschütz (7 Offiziere und 415 Mann, denen einen Monat später noch 100 Mann folgten) von Rheinfelden und Augst heran und zogen bei den Mauern vorbei auf Reinach. — Damit aber war der erste Schlag gegen eine strenge Neutralitätswahrung geschehen und ein gefährliches Präjudiz geschaffen.

Blicken wir unterdessen uns nach den Vorgängen in Pruntrut um. An der Spitze der dortigen revolutionären Bewegung stand der Hofrath Rengger von der Leime, ein Neffe des berüchtigten Bischofs Gobel von Paris, der einst Kanzler des Ländchens gewesen war und im Augenblicke den letzten Ausgangspunkt aller Umsturzversuche in demselben bildete.

Rengger war natürlich heftig gegen eine Berufung der Oesterreicher aufgetreten und war dann, als dies zur Thatsache wurde, unter Protest in Begleit seiner hauptsächlichsten Anhänger zu Custine geflohen. Dort soll er kühl empfangen worden sein und wirklich verließ er bald das Lager. Am 19. April schon sehen wir ihn in der Nationalversammlung, die Besetzung des strategisch wichtigen Landes von ihr fordernd. Vorläufig erreichte er jedoch Nichts in Paris, während in Pruntrut Massenverhaftungen vorgenommen wurden und unter dem Drucke einer scharfen Militärpolizei die Landstände für die Erledigung unwichtiger Traktanden eine Einladung erhielten.

Rengger blieb nicht müßig. In Verbindung mit dem Schweizerklub organisirte er zwei kleinere Putsche, die in Pruntrut am 30. Mai und in Saint Légier am 11. Juni zum Ausbruch kamen — aber von dem Landvolk selbst unterdrückt wurden. Zugleich entschloß sich Frankreich für eine Grenzbesetzung und ließ durch den Sekretär der Ambassade aus Solothurn nach Unzufriedenen spioniren.

So verfloß das Jahr, bis der 30. April von 1792 die Kriegserklärung und damit den Rückzug der Oesterreicher aus dem vorgeschobenen Lande brachte.

Während Custine ohne weitere Anzeige * einzog, floh der Bischof nach Biel, das sogleich an Bern, Freiburg und Solothurn Meldung von dem Vorgefallenen sandte. Die Stadt bat den der Schweiz stets günstig gesinnten Barthélemy, er möge einen Befehl an Custine senden, daß das sogen. Pannergebiet (Erguel und Moutier-Grandval) als neutraler Schweizerboden zu respektiren sei. Dann besetzte die Miliz Pierrepertuis, Ferrière und Cernil, um diese Punkte so lange zu halten, bis Hülfe von Bern und Solothurn herankommen könne.

Im Bisthum selbst, wohin Rengger zurückgekehrt war, entstand die größte Verwirrung. Einerseits hielt nämlich die fürstliche Garde das Residenzschloß noch immer besetzt, andererseits versuchten die Revolutionäre sich mit List oder Gewalt des wichtigen Punktes zu bemächtigen. Custine ward bald zur Rheinarmee abberufen und an seine Stelle trat ein Jakobiner, der General Ferrières. Unter seinen

* Als Vorwand diente der Vertrag von 1780, wonach sowohl das Bisthum als auch Frankreich nicht leiden wollten: „que leurs ennemis réciproques s'établissent sur leurs terres et à ne leurs accorder aucun passage pour aller molester leur allié.“

Auspizien setzte man die Komödie eines Maifestes in Szene, das am 24. des Wonnemonds auf einer Wiese bei Boncourt stattfand.

Als Zeichen der Zeit mag auch erwähnt werden, daß die in Frauenfeld residirende Tagsatzung feierlichst die Aufnahme des Bisthums in den eidgenössischen Neutralitätskreis aussprach — zu dieser Stunde, da die Franzosen Miene machten, auch den Paß von Pierrepertuis zu besetzen. Freilich schob Ferrières noch einstweilen die Maßnahme auf; denn zunächst sollten Konventskommissäre die weiteren Schritte an Ort und Stelle berathen.

Sehr höflich baten die Pariser Abgesandten um eine Unterredung mit den Bieler Abgeordneten, als welche Bürgermeister Moser und der Dr. med. Neuhaus als Stadtschreiber* bestellt wurden. Am 27. August trafen Carnot, der Großvater des jetzigen Präsidenten der französischen Republik, Prieur, Ritter, Coustard und Ferrières in Delsberg ein, woselbst Moser und Neuhaus schon anwesend waren. Zwar zeigten sich Erstere in Hinsicht auf die Neutralität und ihre lässige Wahrung nicht allzu befriedigt, immerhin ward dem General bedeutet, nicht in die Thäler Erguel und Moutier-Grandval einzurücken. So schrieben sie z. B.: „Les précautions qu'aurait pu prendre le Général Ferrières, étoient uniquement fondées sur la crainte, que le Peuple helvétique ne pût s'opposer efficacement au passage par son territoire, des troupes ennemies de la France, — — — mais, nous Députés — — avons requis du Général F. qu'il prit toutes les mesures pour que la nation ne puisse concevoir aucune inquiétude sur la proposition de nos troupes. En conséquence nous lui avons ordonné et ordonnons de ne porter aucune de celles qui sont à ces ordres sur le territoire de louables Cantons, Etats confédérés et combourgeois de la Suisse etc."

Bern erhielt Nachricht von dem glücklichen Ausgang der Verhandlungen, der vorsichtige Stand zögerte jedoch nicht, weitere Schutzmaßregeln zu treffen; Pierrepertuis blieb mit 40 Mann und 2 Geschützen besetzt. Auf der außerordentlichen Tagsatzung in Aarau (September) eröffnete Frisching seinen Instruktionen gemäß, daß es im Uebrigen Biel die Verantwortung überlassen werde. Im Ganzen

* Neuhaus war ehemals Professor der Medizin in Nantes gewesen, kannte also die franz. Verhältnisse sehr genau.

war Bern durchaus nicht zufrieden, daß Biel die Abmachung von Delsberg angenommen und im Verein mit Solothurn und Luzern bat es sogar, diesen Vertrag nicht zu ratifiziren. Die Konferenz beschränkte sich jedoch darauf, der „Stadt nachdrücklich zu empfehlen, mit Anwendung aller ihrer Kräfte die Pässe sicher zu stellen.“

Im Bisthum ging die Revolution, unter dem Schutze der französischen Waffen, ruhig weiter. Nachdem die Patrioten am 6. September das Schloß von Pruntrut endlich in Besitz genommen hatten, ging Rengger nach Paris, um hier mit den leitenden Persönlichkeiten und seinem Oheim das Weitere zu berathen. Alles ging ihm nach Wunsch, die eben gegründete Republik sandte an Ferrières Stelle, der noch zu maßvoll erschien, den General Demars, eine Kreatur Marats. Dieser pflanzte den Freiheitsbaum und eröffnete am 17. Dezember die „Assemblée constituante des états libres de Rauracie“, deren erste Handlung es war, sich feierlich vom Bischof und dem Reiche loszusagen.

Darauf begann Gobel das Erguel in den Kreis seiner Umtriebe zu ziehen und unter Führung des energischen Maire Liomins von Villaret nahm die Revolution in jakobinischem Sinne dort derart überhand, daß sich der Bischof selbst in Biel nicht mehr sicher fühlte, sondern nach Konstanz abreiste.

Biel schwebte in großer Sorge wegen des Erguels, dessen Bewohner zwar im Allgemeinen mit der Revolution nicht sympathisirten, dessen Mititärorganisation aber völlig vernachlässigt war. Schon 1790 hatten einige innere Konflikte stattgefunden, sie waren damals freilich beigelegt worden, nun aber drohte völliger Abfall. Bürgermeister Moser ging deßhalb nach Bern, während zugleich dem Vorort geschrieben ward, daß das Thal gleich Biel selbst, durch die Bemühungen der fränkischen Kommissärs nicht unschwer in den Bereich der Revolution gezogen werden könne.

Zürich fand die Bitte um Vermittlung begründet, hielt es jedoch für unmöglich, „mit offenbarer Gewalt dem dermaligen unaufhaltsamen Strome zu begegnen.“ So wendete es sich auch nur an die Stände mit dem Vorschlage, gemeinsam an Barthélemy mit der Note zu gelangen, daß die einzelnen Glieder des Freistaates in ihren Rechten zu achten seien und die erklärte Neutralität nicht mehr verletzt werden dürfe. Biel ließ im Erguel eine Proklamation anschlagen und sendete

als Sicherheitskommissäre die Venner Haas, Stadtschreiber Neuhaus und Kommandant Schaltenbrand in das Thal. Diese fanden schon überall die aufrührerische Schrift Lionins („Situation politique du Pays d'Erguel") vor, die zur Abordnung von Deputirten nach Pruntrut aufforderte, eine Einladung, der wirklich 12 Gemeinden mit 60 Boten folgten. Auf einiges Drängen hin ließ sich der Maire aber herbei, zu Handen des Bieler Großen Rathes zu erklären: man wolle sich unter der Bedingung enger an die Stadt anschließen, daß die Grundsätze der Freiheit und Gleichheit auf den Schild erhoben würden.

Nun trat Bern für seine kleinere Bundesgenossin auf den Plan. Während Sperrmaßregeln nach der Seite des Thales hin eingerichtet wurden, wirkte man zugleich auf Barthélemy ein, der am 31. Januar 1793 die Abberufung Demars melden konnte. — Jetzt gab das Erguel schnell nach, besonders auch deßhalb, weil es mit der Rauracischen Republik ebenfalls schnell zu Ende ging.

Am 15. Februar ward nämlich die Assemblée aufgelöst und vier Tage später stellte Ritter von Gléresse im Jakobinerklub von Pruntrut den Antrag, Rauracien mit Frankreich zu vereinigen. — Ersichtlich handelte der Mann nur nach dem Befehle der Konventskommissäre Laurent und Monnot; denn nach einer überflüssigen Erklärung, daß man stets die Rechte auch des kleinsten Freistaates achten werde, ward Rauracien schon am 8. März * mit Frankreich als „Departement du Mont Terrible" vereinigt.

Da die Franken nicht übel Lust zeigten, auch das Erguel in ihre Gewalt zu bringen, so folgte noch eine längere diplomatische Korrespondenz der Stände mit Barthélemy, worauf der Convent dann am 7. April dekretirte: „Das Erguel und Münsterthal sollen fernerhin der Vortheile der helvetischen Neutralität theilhaftig sein."

II.

1796—1798.

Ueber drei Jahre blieb das Erguel und Münsterthal in Ruhe und sich selbst überlassen; denn die Beamten des neuen Bischofs Baron

* Des Wohlklangs wegen machte man in Paris aus dem Mont Teri bei Pruntrut einen Mont Terrible.

Xavier de Neveu, hatten im Ländchen wenig mehr zu sagen. Im Sommer 1796 dachte man ernstlich an eine Vereinigung mit Biel. Die Stadt aber, die von den Annexionsgelüsten des Direktoriums sichere Kenntniß hatte, beschloß zunächst einen Gesandten nach Paris zu senden, um die Absichten der dortigen Machthaber zu ergründen. Der Stadtschreiber Neuhaus wurde mit der Aufgabe betraut und ging am 22. August über Basel, woselbst ihm Barthélemy noch einige Anweisungen bezüglich des Verkehrs mit den einflußreichsten Personen gab. Neuhaus benutzte seine Reise, um der heimathlichen Regierung eine Schilderung der Zustände auf dem platten Lande Frankreichs zu geben, Briefe, die von höchstem kulturhistorischen Interesse sind und uns den Stadtschreiber als scharf beobachtenden Mann erkennen lassen. Der Aufenthalt in Paris endlich ließ Neuhaus keinen Zweifel, daß das Direktorium um seiner Existenz willen Krieg führen und revolutioniren müsse und so eine Umwälzung der Regierungsform in der Schweiz durch französische Bajonette zu den unausbleiblichen Ereignissen gehöre.

Damit aber, daß er diese Ansicht hegte, befand er sich im Gegensatze zu dem Berner außerordentlichen Gesandten, dem Großrath und Oberst Franz Rudolf von Weiß. Ein natürlicher aber anerkannter Sohn eines Berner Patriziers, hatte Weiß in Preußen gedient und galt in Bern als eine Art Genie, der jedenfalls der geeignetste Mann sei für Unterhandlungen mit der französischen Republik, die seine Sympathien voll und ganz genoß. Später bewies sich der Oberst (im Januar 1798) als Kommandant im Waadtland als ein völlig unbrauchbarer, verworrener Kopf, der die Franken durch schwülstige Proklamationen zu verdrängen gedachte.

Weiß hatte von seinem Stande den Auftrag erhalten, von dem Direktorium zu erlangen, „daß das Bisthum Basel, wenn man es dem Bischof nicht zurückgeben wolle, doch wenigstens nicht von der Schweiz getrennt würde, und daß man namentlich die Landschaft Erguel, wo nicht das Münsterthal, mit Biel vereinigen solle." Der Berner hielt in Paris schöngeistige Gespräche in den Salons, unterstützte jedoch den unermüdlichen Neuhaus in keiner Weise, so daß dieser sich bald überzeugte, daß Moutier-Grandval nicht zu retten sei. Am 11. Oktober wendete er sich mit einer Note an Lacroix, den Minister des Auswärtigen, worin er bat: „es möge dem Direktorium

gefallen, seine Zustimmung zu einer provisorischen Vereinigung des Erguels mit Biel und zwar unter Vorbehalt der Bestätigung bei bevorstehenden Friedensschlüssen zu geben." Trotz einer persönlichen Audienz konnte er nichts Anderes erhalten als ein einfaches Rekreditiv, d. d. 21. Brumaire (12. November), mit dem er dann die Rückreise antrat. Und dennoch meldete Biel an Zürich unter dem 26. Dezember: „Wir, Unsere Stadt und kleine Botmäßigkeit aber, haben die bestimmte Anerkennung eidgenössischer Indepenbenz und Freistaats, so mündlich und schriftlich vom Minister und Directorio, durch die Karten dieses als Abgeordneten eines freien Staats und das auch mitgebrachte Recreditive mit allgemeinen Versicherungen erhalten, daß wir einstweilen, was Uns betrift, beruhigt seyn können." *

Herr von Weiß kehrte erst im Januar 1797 heim; er rieth seiner Regierung zu einer Uebereinkunft mit dem Direktorium, ein Vorschlag, den Bern jedoch nicht annahm.

Unterdessen waren die Ergueler ebenfalls für die Sache der Freiheit und Gleichheit gewonnen. Bern wie Biel geriethen in große Besorgniß, als Pruntrut um die Mitte des Jahres mit Truppen stark besetzt ward, und nur ein Schreiben Bacher's beruhigte sie um Etwas. — Dann kam der Staatsstreich vom 18. Fructidor; Barthélemy, der Freund der Schweiz, ward deportirt, die Geschäfte in der Schweiz leitete faktisch die Kreatur Reubells, der Kommissär Mengaud. An ihn sandte Biel den getreuen Neuhaus, der aber nur höhnische Antworten erhielt und im November erfuhr man gar, daß Mengaud selbst in's Erguel gereist sei, um die Revolution vorzubereiten. Am 14. beauftragte das Direktorium dem General Gouvion de St. Cyr, den Einmarsch in das Thal zu leiten, man wollte jetzt offen mit dem brüchig gewordenen Neutralitätsprinzip aufräumen.

Am 13. Dezember ward dem Vorort die Note zugestellt, daß „la prévôté de Moutier-Grandval, le pays d'Erguel, la mairie d'Orvin etc. étaient de tous les temps les dépendances du ci-devant évêché de Bâle et l'occupation de tous les susdits pays

* M(artin) U(steri) sagt dazu (in Posselt; Europ. Annal. 1807 II. 3 p. 150 Anm.): „Die etwas unverständliche Sprache kann doch wohl nichts Anderes sagen wollen, als daß die gutmüthige Regierung der Stadt Biel die diplomatische Fremdenkarte, welche ihr Abgeordneter zu Paris nach bekannter Sitte erhielt und in der er Gesandter eines unabhängigen Freistaats genannt war, für eine sehr beruhigende Anerkennung ihrer Unabhängigkeit ansah."

va avoir lieu sous peu de jours, de manière cependant à ne porter aucune atteinte à la neutralité helvétique; la république française se réserve formellement tous ses droits et actions sur tous les immeubles et meubles appartenants au ci-devant évêché de Bâle sur la rive gauche du Rhin."

Solothurn erfuhr sehr bald von den ersten Bewegungen der 89. Halbbrigade, die unter Gouvion de St. Cyr stand. Wenige Stunden nach dem Einmarsche wendete sich dieser übrigens an Bern, mit der höflichen Bitte um Gewährung eines Passirscheines für das Tessenberggebiet. — Die bernische Regierung war schon so schwach gesinnt, ihm die Erlaubniß für diese Verletzung der Neutralität umgehend zu gewähren.

Am 14. hatte sich Biel an Bern gewendet und die Mittheilung gemacht, daß Moser die Fürsprache von Peter Ochs in Basel hinsichtlich des Unvermeidlichen nachgesucht habe. Auch sei der Bürgermeister — ohne Kenntniß der Bewegungen St. Cyr's — an Mengaud gelangt, der im Gegensatze zu seinem Kollegen Bacher über die nächste Zukunft nur ausweichende Reden habe. Bald sollte man in Bern direkte Nachrichten besitzen; denn unter dem 18. Christmond bat Bacher den Stand: „de mettre provisoirement sous le séquestre les maisons etc. du ci-devant évêché de Bâle. Zur gleichen Zeit schlossen Oberst Stettler, der Kommandant der Berner-Truppen in Nidau und Oberst Peter Glutz von Solothurn mit dem Bataillonschef Fontenay d'Arsonval eine Uebereinkunft, durch die einzelne Militärs frei auf beiden Territorien verkehren durften.

In schlechtem Einklange zu dieser friedlichen Abmachung stand die Thatsache, daß Gouvion von Sonceboz aus dekretirte, der Citoyen Bresson sei Maire von Biel. Die bedrängte, in ihrer Selbständigkeit bedrohte Stadt bat um Aufschub bis zur Ankunft der Nachrichten von Paris, doch der General berief sich auf erhaltene Befehle. — Noch trug man sich mit der Hoffnung, daß Neuhans durch persönliche Vorstellung beim Direktorium die Stadt vor der Annexion retten könne. So erhielt der Stadtschreiber den Auftrag: „1) Alles anzuwenden, um die Rechte Biels im Erguel und die Stellung zur Eidgenossenschaft zu wahren. 2) Vielleicht durch Tauschvertrag die Verhältnisse in jener Landschaft so zu ordnen, daß die Sache sowohl von der Stadt wie der Eidgenossenschaft gebilligt werden könne."

Ueber Basel, woselbst Mengaud als nunmehriger Chargé d'affaires residirte, ging der Gesandte — ohne die geringste Hoffnung für einen Erfolg erhalten zu haben — am Neujahrstage 1798 nach Paris, wohin ihm ein Kreditiv der außerordentlichen Tagsatzung von Aarau nachgesendet wurde. In der Metropole sprach er zunächst bei Ochs vor, der ihn in sonderbarer, fast unhöflicher Weise empfing und ihm erklärte, Nichts für Biel thun zu können.

Wenige Tage darauf ward Neuhaus verhaftet und in der schmählichsten Weise als Untersuchungsgefangener behandelt, dann aber Ende Januar freigelassen. Noch einmal suchte er den Basler Oberstzunftmeister auf, „der ihn nun mit äußerster Höflichkeit empfing" und ein strahlendes joviales Gesicht zeigte. Er vertheidigte die Verhaftnahme „als eine weise Maßregel der Regierung; dadurch habe sie die Anmaßungen und Machinationen der Stadt Biel bestrafen und den anderen eidgen. Ständen zu verstehen geben wollen, daß keine besonderen Gesandten mehr empfangen und keine Reklamationen von einzelnen Kantonen mehr angenommen würden, es sei denn, daß man dieselben durch ihn, den vom Direktorium selbst bezeichneten Gesandten, vorbringen ließe."

Mit der Erkenntniß, daß man sich an Ochs hätte wenden sollen und von dem Geschicke der Ausweisung betroffen, kehrte Neuhaus am 29. nach Biel zurück.

Hier war das Direktorium in der summarischsten Weise vorgegangen! — Noch am 4. Januar hatte Mengaud proklamirt, Niemand würde Schaden an Besitz und Glauben erleiden; während aber die bischöflichen Güter auch auf eidgen. Boden mit Beschlag belegt wurden, rückten am 6. Februar Franzosen ohne Weiteres in Biel ein. Liomin, der mit ihnen gekommen, erklärte dieselben als „die Befreier", als „Brüder". — Folgenden Tages ward die Stadt mit Frankreich vereinigt — die Selbständigkeit für das kleine Gemeinwesen war auf immer verloren.

Man ist vielleicht versucht zu fragen, unter welchem Vorwande das geschehen ist? Schauenburg erklärt es uns — vom militärischen Gesichtspunkte aus; Frankreich mußte für die kommenden Feldzüge Jurapässe voll und ganz im Besitze haben.

Das war der Anfang vom Ende der alten Eidgenossenschaft,

nicht jener zwar, die Murten und Novara durchgefochten hatte, sondern einer verknöcherten Verbindung von aristokratischen Kantonen ohne Saft und Kraft.

Aber aus diesem Absterben erstand die neue Schweiz, das Staatsgebäude, das sicher den kommenden Stürmen in's Auge schauen kann.

Zur Geschichte der Gemeinde Birsfelden.

Nach Aufzeichnungen mehrerer Freunde.

Von **Gottlieb Linder**, Pfarrer.

I. Bis 1832.

Der Name des Ortes ist sehr leicht abzuleiten: Das Feld an der Birs. — Der Grund und Boden, worauf das Dorf steht, ist angeschwemmtes Land von Rhein und Birs. In einer Tiefe von 50—60 Fuß finden sich Nagelfluhfelsen (vom Rheingeschiebe herrührend). Auf dieser Schicht liegt in der Ortschaft selber Birsgeröll, längs des Rheines hin Kieselsteine und Kieselsand. Humus hat sich erst in jüngerer Zeit, namentlich auf dem erstern, gebildet.

Zur Zeit, da die Hunnen in's Land einbrachen, war wohl der größere Theil Birsfeldens mit Wald (der Hard) bedeckt, der Rest eine traurige, mit spärlichen Dornen bewachsene Wüstenei.

Im Mittelalter endlich scheint der Anbau dieses sonst prächtig und eben gelegenen Feldes begonnen zu haben. Das älteste Dokument, das sich auf Birsfelden bezieht, stammt aus dem Jahre 1227, 27. Mai und ist zu Muttenz im „Hofe" des Grafen von Homburg errichtet worden. Urkundenbuch von Baselland, pag. 20, 15 ff. Weil der erste urbarisirte Boden am Rheinufer lag, wurde das Gut „Klein Rheinfelden", oder kurzweg das „Rheinfeldeli" (villula Rinveldelin) genannt. Nach obigem Schriftstück bestand damals Klein-Rheinfelden aus zwei Güterkomplexen. Der erste betrug 103 Jucharten und gehörte dem

benachbarten Kloster zu St. Alban (Basel) als Erblehen aus der Hand des obigen Grafen. Der Zins betrug jährlich 13 Schilling und einige Zehnten. Der zweite 120 Jucharten große Komplex gehörte noch dem Grafen selbst. Im Jahre 1227 nun verlieh der „Meier" (Statthalter des Grafen) von Muttenz, Namens Marquard, beide Güter dem Ritter „Peter vom Thurm". Nach diesem besaßen Klein-Rheinfelden als Erblehen die Herren von Ratberg aus Basel, 1284—1451. Dann die Roten (1451 Hans Rot). Außer in der Urkunde von 1227 kommt im „Urkundenbuch von Baselland" der Name Kleinrheinfelden in folgenden Jahren und in folgender Weise vor: 1) pag. 75, 4 und 5: Anno 1274 sind als Zeugen genannt: Wenschart de minori Rinvelden und Rudolfus Unwert de minori Rinvelden. 2) pag. 853, 35: Anno 1444: item ein juchart ackers zem hoff, stoßet an den weg, der do got zu der brugg ze Kleinen Rinfelden. (Hans Thüring Münch von Münchenstein stiftet mit etlichen Gütern in der Kirche zu Muttenz eine Frühmesse.) 3) pag. 891, 24 ff.: Anno 1451, August 19: Hans Rote Ritter verkauft dem Kloster St. Alban in Basel die beßerunge des hofes genant zu Kleynen Rinfelden enhet der Birse gelegen, da das selbe wasser in den Ryne louffet, mit allen sinen zugehorungen und rechtungen, mit ackern, matten, holtze, velden, wunne, weyde, wasserlouffe, wege und nit wege, mit Zinsen, nemlich acht schillinge gelts, so midr die erwirdigen geistlichen herren der prior und der convent zu den Augustinern jerlich geben haben von den vachen daselbs, und darzu die vierdhalbe mannwerg matten in dem banne zu Muttentz gelegen, da von Cunrat Huglin der rebknecht jerlich gyt dru phunt pheninge und zwei hüner gelts, gyt Hanns Hertzbrecher jerlich von den hursten by der steyngruben zu dem Rotenhuse, und allen andern nutzen und zugehorden, wie die genempt und wo die gelegen, die zu demselben hofe Kleynen Rinfelden gehörende sint in allem dem rechten, als ich und myn vordern die von dem benanten gotzhus umb eynen jerlichen Zinse funff vierntzel gelts nemlich zwo rocken, zwo dinckeln und eyne habern von der eygenschafft ze geben zu lehen inngehept — um 400 Rhein. Gulden.

Im Jahre 1674 wird Kleinrheinfelden mit der Hagnau an Hans Heinrich Gerler? verkauft um 1350 Pfund. Von den Beständern des Erblehens wurden dem Kloster zu St. Alban an jährlichem Zins gegeben: 2 Vierntzel Roggen, 2 Vierntzel Dinkel, 1 Vierntzel Hafer.

Die Heerstraße über die Birs führte bis in's 15. Jahrhundert über die Brücke von St. Jakob. Wer von Basel aus nach Klein-Rheinfelden wollte, mußte in einem Kahne über die Birs setzen. Erst 1384 wurde eine nothdürftige Brücke erstellt und im 15. Jahrhundert wird endlich auch eine Landstraße genannt. In den Schriften des Klosters zu St. Alban wird das Birsfeld folgendermaßen beschrieben:

(Anfang des XIV. Jahrhunderts.) Das Feld zwischen der Hard, Rhein und Birs, mit beiden Seiten der Birs, sammt der Hagnau; item von der Birs an, da sie in den Rhein lauft und in den Rhein ein Spieß lang. — Der Propst zu St. Alban ließ dazumal eine Auskündung ergehen, daß, wer das Feld bauen wollte, ihm jährlich von der Jucharte drei kleine Sester Dünkel oder Hafer Zins bezahlen solle. Auf solche Art sind wahrscheinlich diese rauhen Aecker bis zu den Zeiten der Reformation angebaut und der Zins zur Verbesserung der Einkünfte des Klosterpflegers verordnet worden. — Es pflegte aber der angrenzende Bauersmann um diese Zeit gleich als mit seinen eigenen Gütern in dem Birsfelde zu schalten, also daß sich die Obrigkeit genöthigt sah, den 30. April 1530 folgenden Befehl ergehen zu lassen:

„Daß nu fürhin niemands, er sy jöh Burger, Hindersäß oder usserhalb zu Muttenz, Münchenstein oder anderstwo gesässen, unserm Gotteshus zu St. Alban in sin Eigenthum so das Rhinfeld genannt wird, nit fahren, darin nützit mehr bauen solle, er hab denn zuvor das Feld, so ein Jeder zu bauen begehrt, von den Pflegeren um einen Jahrzins zu Lehen empfangen."

Im Jahr 1674 ward der größte Theil dieser Gegend verkauft, worauf das jetzige Gut des Birsfeldes und die dazu gehörigen Matten angelegt, die Aecker aber hin und wider, theils Bürgern, theils den Unterthanen von Muttenz käuflich hingegeben wurden und ist nachher das Gotteshaus St. Alban zu den übrigen Gotteshäusern in die Verwaltung der geistlichen Güter gezogen worden.

Das Gut Klein-Rheinfelden, kurzweg „der Hof" genannt, besteht heute noch und mißt noch ungefähr 70 Jucharten. Es liegt etwa 1000′ oberhalb der Birsmündung, ganz nahe am Rhein und es existirte daselbst bis gegen die Sechziger Jahre eine einfache Handfähre zur Vermittlung des Personenverkehrs mit dem jenseitigen baslerischen und badischen Rheinufer. Daß die Gebäulichkeiten im Mittelalter

und durch das Kloster erstellt worden sind, sieht man auf den ersten Blick. Um das Ganze zieht sich eine noch theilweise gut erhaltene Ringmauer mit Eckthürmchen, in welchen sich Schießscharten befinden. Zwei gewaltige Gitterthore verschlossen die sich gegenüberliegenden Ein- und Ausgänge. Auf der Westseite steht das schönere Wohnhaus mit Dachzinnen, in welchem zur Sommerszeit wohl die Mönche ihren Landaufenthalt genossen haben mögen und etwa auch der Pfleger wohnte. Dabei, gegen die Mitte des Hofes hin, steht eine Remise und ein Waschhaus, dessen oberer Theil noch heute einen Thurm vorstellt und an welchem sich eine Sonnenuhr befindet. Der südöstliche Winkel wird von einem geräumigen Bauernhaus eingenommen. In der nordöstlichen Ecke stehen die geräumigen Stallungen und Scheunen, alle unter einem Dache, je mit zwei Ausgängen versehen. Mitten im Hofe, an der Ecke eines großen, freien Platzes befindet sich der große Ziehbrunnen, der wohl als Muster für alle andern Brunnen des Ortes gedient hat. Links und rechts vom Herrenhaus dehnen sich zwei von Mauern umzogene Gemüsegärten aus. In dem südlichen Gartentheile breitet ein uralter, sehenswerther Eibenbaum seine Aeste zu einem netten Gartenhäuschen aus. Der gegenwärtige Besitzer des Hofes ist Ludwig Schneider-Schneider von Langenbruck. Die Familie Schneider ist schon im dritten Gliede Besitzerin des Gutes. Vom „Hofe" aus führt ein mit Obstbäumen besetzter, schnurgerader Weg durch das Gut in's Dorf und auf die Landstraße.

* * *

In einem Spruchbrief des baslerischen Bischofs Heinrich zwischen dem Kloster zu St. Alban und dem Herrn von Froburg, gegeben zu Basel in der St. Leonhardskirche im Jahr 1221 heißt es wörtlich: „Daß das gestärkte Eigenthum zu bed Seiten des Wassers der Birs von der Brücken bei St. Jakob an bis in den Rhein, dem gemeldten Kloster St. Alban von rechter Eigenschaft mit allem Erdreich, Aeckern, Matten, Waiden, Fischenzen, Wasserflüssen, Wegen, gebauen und ungebauen zugehöre rc. und daß die Müller zu St. Alban nach Nothwendigkeit ihrer Mühlen, dem genannten Gotteshaus St. Alban mit vollem Rechte zugehörig, im Namen desselben Gotteshauses mögen, dörfen und sollen ohne Männiglichs Widersprechen, das Wasser der Birs zum Theil oder gar von der Steingruben genannt Gypsgruben unter Münchenstein richten und fließen machen." Graf Herrmann

von Homberg, der die Briefschaften des Gotteshauses St. Alban durchgesehen, sagt in seinem Bericht: „Daß wir, noch die Unsrigen kein Recht oder Gewalt haben, denselben Herren und ihrem Gotteshus in solchen Sachen Intrag noch Irrung zu thun und daß solch' Wasser der Birs mit sampt Fischenzen und andern Rechtungen daran, zu beiden Seiten von der Birsbruck ab zu kleinen Rheinfelden und in ihrem Begriff, Zwing und Bann bis in den Rhein gelegen Ihnen zugehört und daß Sie und die Ihren wohl mögen dasselb Wasser der Birs überwuchern, kehren, leiten und einfassen, inwendig der weißen Fluh unter Münchenstein an der Birs gelegen, ganz, halb oder zum Theil, hoch und nieder, soviel und dick ihnen das Noth ist, und sie deß bedörfen; und daß die Holzflößer denn nicht dardurch sollten fahren, anders, denn des Samstags zur Vesperzeit wider ihren Willen bei Pön &c.

Gegeben zu Basel am St. Margrethen-Abend 1301, vidimirt den 8. März 1432."

Bei der Birsbrücke nach dem Rheine zu steht jetzt noch das Wacht- oder Fischerhäuschen, das im Jahr 1689 erbaut worden.

In das Jahr 1348 fällt wegen des Zolls der Birsbrücke ein Vertrag, in welchem festgesetzt ist, daß die Burger von Liestal keinen Zoll, die Ausburger aber Zoll bezahlen müssen. „Führt ein Bürger von Liestal sein eigen Gut, oder das Gut seines Mitburgers, es sig umsonst oder um den Lohn, so ist er vom Zoll befreit, führt er aber das Gut eines Ausburgers oder Fremden, das soll er verzollen. Die Juden zu Liestal, sie seyen ingesessen oder Ausburger, sollen den Zoll bezahlen; wenn auch die Brugg abgienge, so soll doch der Zoll an der „Vare" bezahlt werden." Im Jahr 1302, heißt es in einer Vergabung, „verleyht Hug zur Sunnen in St. Jakob dem Siechmann der Birsbrugg ein Holz (einen Theil der Hard), lit in dem Banne des Dorfes Muttenz, jährgelichs um 5 ß. Im Jahr 1305 verkauft Herr Walter von Ramstein, Ritter, den guten Lüten, die an der Birsebrugg gesessen sind, bi Basel, einen Acker um 3 Pfund Pfennig.

Mit Muttenz kam's Birsfeld 1460 gänzlich an den Stand Basel und mit ihm 1501 in den Bund der Eidgenossen. Auch die Hagnau (an der Birs) war um jene Zeit schon ein Hof. Im Jahr 1531 verkauft Hans Rudolf Harder, Schaffner des Klosters St. Alban, an

Georg Bislämmli, den Birsmeister, das liegende Gut Hagenow, enthalb der Birse, im Muttenzer Bann gelegen, um 389 Pfund. (Jetzt kostete es 100,000 Fr.) Birsmeister nannte man die Verwalter oder Pfleger des Gotteshauses St. Jakob und des Siechenhauses.

Wann die Birsbrücke bei Birsfelden erbaut worden, kann nicht genau angegeben werden. Im Jahr 1446 wird die Brücke zu St. Jakob die alte genannt, somit könnte die untere neue damals schon bestanden haben. Die erste Meldung von der Brücke geschieht in einer Erzählung von Streitigkeiten, 1497, indem der Graf zu Thierstein, Herr zu Pfeffingen und Vogt der Herrschaft Rheinfelden, über die niedere Birsbrücke geritten sei und allda sammt seinem Diener einige Fischgarne (Bähren) vom Nasenfange weggenommen habe. Der erste Abriß der Brücke stammt vom Jahr 1657 und zeigt eine hölzerne Brücke an, „so vom Birshäuslein bis an das ähnere Gestade führet" und 13 Joche hat. Das Gestade war damals noch nicht so viel erhöhet und erstreckten sich die Joche bis weit in das Land hinein, weil denselben nach damaliger Bauart kein Widerlager gegeben wurde. Um Material zu ersparen, wurde deßhalb zu wiederholten Malen an der Brücke abgekürzt. Doch hatte dieselbe um das Jahr 1720 noch 7 Joche und eine Länge von gegen 300 Fuß. Im Jahre 1739 wurde eine steinerne Brücke erbaut. Zum Neubau derselben wurden verschiedene Pläne eingegeben, wovon einer mit drei, ein anderer (um 40,000 fl.) mit zwei Bogen. Ein fremder Baumeister, der aber die Tücken der Birs nicht kannte, übernahm nun den Bau nach den Wünschen des Basler Rathes. Weil dessen Brücke gar hoch zu liegen kam, wurden gegen dieselbe hin trockene Mauern aufgeführt und aufgefüllt; diese stürzten aber bald ein und mußten durch neue ersetzt werden. Ein großes Wasser bereitete aber der schlecht gebauten, aber schön roth angestrichenen und ausgefugten Brücke im Jahre 1744 einen schmählichen Untergang. Merkwürdig dabei ist, daß kurz vor Einsturz der Brücke die Berner Landkutsche dieselbe passirt und ein Kaufmann von St. Gallen, von der Straßburger Messe heimkehrend, mit genauer Noth mit seinem Pferde das Birsfelder Ufer erreichte. Als er seine Reise weiter fortsetzte, begegneten ihm in der Hard etliche Kutschen mit Basler Abgeordneten (worunter Herr Oberzunftmeister Johann Rudolf Fäsch, der diesen Bau ziemlich fördern geholfen), welche von der Liestaler Huldigung nach Hause kehren wollten, denen er anzeigte: „daß die

Brücke von dem großen Wasser hinweg genommen worden.“ Ein Ueberreiter, der zur Vergewisserung abgesandt wurde, mußte die Aussage des Kaufmanns bestätigen, weßhalb die Herren in größter Bestürzung umkehrten und auf der Landschaft übernachten mußten. Des andern Tages sahen sie sich gezwungen, da die obern Birsbrücken auch nicht gangbar waren, ihren Heimweg über Rheinfelden zu nehmen. Bis die Brücke wieder gangbar war, vermittelte vorübergehend eine Bockbrücke den Verkehr über die Birs.

Birsfelden hat viele Heereszüge mitansehen müssen. Im dreißigjährigen Kriege hatte sich das kaiserliche Heer unter dem Herzog von Feria und General von Altringer der österreichischen Waldstätte bemächtigt. Von Rheinfelden zog das Heer im November 1633 gegen 26,000 Mann stark mit viel grobem Geschütz über die Birsbrücke, wobei der „Hof“ die Plünderung erdulden mußte. Am 13. August 1672 überschritt der Graf von Fürstenberg mit 900 Mann Kavallerie die Birs vom St. Albanthor her dem FricktHale zu. Im Jahr 1791 mußte Basel auf Ansuchen des Wiener Hofes den kaiserlich österreichischen Truppen den Durchzug gestatten; die Basler Milizen begleiteten dieselben bis nach Reinach; die Oesterreicher konnten aber in dem vom Bischof abgefallenen Lande nichts ausrichten und kehrten unverrichteter Sache wieder zurück. Im Dezember 1797 fuhr Napoleon über die Birsbrücke an den Kongreß nach Rastatt. Nach der Einnahme von Hüningen zogen 1813 die Alliirten von Basel her denselben Weg durch den Kanton und endlich war im August 1833, nachdem schon 1830 die „Stänzler“ (Basler Standestruppen) in Liestal gewesen waren und den Freiheitsbaum niedergelegt hatten, den Trümmern des Basler Auszuges auf seinem Rückzuge hinter die bergenden Mauern der Stadt die Birsbrücke kaum breit genug. Ein Theil derselben war schon abgedeckt, denn einige Landschäftler hatten es auf die Erbeutung der Kanonen abgesehen. Sie mußten aber vor der großen Anzahl der Basler Kanoniere entweichen.

Merkwürdig ist, daß in der Birsfelden gehörenden Strecke der Birs so viele „Nasen“ gefangen werden, wie sonst nirgends. Im Jahr 1794 war die Ausbeute so reich, daß man einer ähnlichen sich nicht leicht erinnern konnte. Der Geldbetrag für die verkauften Fische stieg auf 1704 Pfund, wovon die Hälfte laut Verordnung der Regierung, als Eigenthümerin der Fischenzen, die andere dagegen den Fischern zufiel.

Nach der Meinung der letztern würde der Fang noch ergiebiger gewesen sein, wenn nicht etwa 60,000 Stück durchgefallen wären. Den Nachtheil schob man auf das Flößen des Holzes, dessen Geruch den Fischen widerwärtig gewesen. An der großen Ausbeute des genannten Jahres seien die feindlichen Kriegsheere schuld gewesen, welche an beiden Ufern des Rheins den Anwohnern das Fischen untersagten. Seither war die Ausbeute wohl auch noch beträchtlich, aber nie mehr, mit Ausnahme eines einzigen Jahres, so groß. Einmal in den vergangenen Fünfziger Jahren konnte man die Nasen mit Händen und auch mit Rechen herausholen. Da aber kein Absatz vorhanden war, düngte man mit den Fischen die Kartoffelfelder.

Um nun wieder zur Geschichte des Dorfes Birsfelden zurückzukommen, so sei erwähnt, daß nach der Reformation das Birsfeld aus vier Höfen bestand, nebst der Hagnau das innere Birsfeld bei der Brücke, das äußere, der Hof, endlich das mittlere mit zwei Höfen (Scholer, Plattner und Kilcher) unterhalb des Wirthshauses zum „Ochsen". Birsfeld, Hagnau, nebst St. Jakob, den drei Gundoldingen und Brügligen gehörten in den Gerichtszwang Basel. Nach der Aufhebung des Klosters St. Alban wurden die Birsfelder Höfe an Privatleute, meistens Basler Bürger, verkauft. Erwähnenswerth ist der Verkauf des Hofes am Rheine an zwei Berner Bauern. Bis 1808 bestand in der ganzen Eidgenossenschaft ein freies Zugrecht, nämlich so, daß Bürger des einen Kantons sich auch Liegenschaften in einem andern erwerben konnten. Basel aber hob dieses Zugrecht auf und so wurde auch ein gewisser Gisin zu Muttenz angegangen, das Gut zu kaufen und zwar um den gleichen Preis, den die Berner geboten. Gisin sagte zu und erhielt den Hof zugefertigt. Darauf klagten die Berner zuerst bei der Basler Regierung und als diese sie abwies, bei der Tagsatzung. Diese hob den Beschluß der Basler Regierung auf. Als nun aber Gisin nicht zum Rücktritt zu bewegen war, entschädigten die Basler die beiden andern Käufer mit je 100 Dublonen.

In früherer Zeit, da Basels Bürgerschaft noch kleiner war, bezog jeder Bürger aus der Hard sein Gabholz. Das dem Rheine nahe gelegene wurde einfach in den Strom geworfen und bei der alten Rheinbrücke wieder aufgefischt. Eigenthümlich ist das Verhältniß mit der Hard. Grund und Boden gehört den drei Gemeinden Pratteln, Muttenz und Birsfelden (früher bestand auch ein Waidrecht), das Holz aber den Bürgern der Stadt Basel.

II. Bis 1873.

Im Jahre 1832 wurde auf der Tagsatzung zu Zürich der Kanton Basel in die Kantone Baselstadt und Baselland getrennt; damit kam Birsfeld zur Landschaft. Alsobald wurde bei der Birsbrücke ein Grenzposten und zugleich ein Weggeld- und Zollbüreau mit dem üblichen Schlagbaum errichtet.* Da das kleine Wirthshaus (früher zur „Sonne") zum „Bären" nicht mehr genügte, erbaute der unternehmende Jakob Schneider-Weber vor seinem Hofe das Gasthaus zur „Brücke", für sich aber noch ein eigenes Oekonomiegebäude. (Besitzer der Brücke war: Vögtlin und ist jetzt: Plattner.) So erhoben sich nach und nach neue Häuser. Mancher unternehmungslustige Mann baute ein Haus nach dem andern und konnte alle gut verkaufen. Denn auf einmal kam Verkehr in den jungen Ort. Die Fuhrleute zogen vor, hier über Nacht zu bleiben, statt in Basel, des frühzeitigen Thorschlusses und späten Oeffnens, sowie der billigen Preise wegen. Zudem erhielten sie von den Wirthen billige Miethpferde für den alten Hardstich. Solcher Pferde waren immer gegen 50 zur Verfügung. Die Güterwagen standen oft in zwei Reihen, einer hinter dem andern, von der Birsbrücke bis zu oberst in's Dorf. Der leichte Gewinn lockte nun natürlich eine Menge Leute an, so daß die Bevölkerung rasch wuchs. Doch auch mancher zog dahin, der mit der Gerechtigkeit und den Vorgesetzten seines Heimathlandes auf gespanntem Fuße stand. Die Zahl der Wirthshäuser war in den Vierziger und Anfangs der Fünfziger Jahre so groß, daß sie erst in den letzten Jahren bei der stark vermehrten Einwohnerzahl wieder erreicht wurde. Auf einmal fiel ein starker Reif auf die so prächtig aufknospende Dorfblüthe. In den Jahren 1853 und 1854 wurde, mit Umgehung der alten steilen Landstraße gegen die Hard, von der Regierung von Baselland eine geradere und weniger steile Straße auf den Hardhügel erstellt. Landjäger Salfinger führte diese Arbeit mit Sträflingen aus. Auf einmal waren die vielen Miethpferde überflüssig und eine bedeutende Verdienstquelle war versiegt. Aber es sollte noch schlimmer kommen. Durch den Bau der Centralbahn (1854 und 1855) verlor die Landstraße den ganzen Transitverkehr

* Mittheilung des damaligen Baudirektors, resp. Straßeninspektors über die „Romänewage": „Ist accordiert worden und verfertigt um 3000 Fr. von Hrn. Walniger u. Compagnie in Straßburg, garantiert 300 Centner zu wägen, von Straßburg zu liefern und aufzustellen in seinen Kosten und zwei Jahr 800 Fr. darauf stehen lassen per Fehler, die daran vorkommen."

für die innere Schweiz und das Ausland; die Folge davon war, daß die meisten Wirthschaften zu Grunde gingen. Die Häuserpreise alle sanken um die Hälfte und mancher Einwohner hatte ein schönes Vermögen an denselben eingebüßt. Nach der Grenzbesetzung von 1856/57 mit ihrer erdrückenden Einquartierung erholte sich indeß das Birsfeld wieder von dem genannten schweren Schlage, indem viele Baselbieter Posamenter einwanderten. Die Basler Fabrikanten zogen ihre Landstühle mehr zurück und errichteten dafür in der Stadt große Fabriken, um selber die Geschäfte überwachen zu können. Das Gesetz, daß kein fremder Fallite in Basels Mauern wohnen dürfe, verwies diese Leute, die doch auch leben und verdienen mußten, in die Außergemeinden, und Birsfelden bekam einen zahlreichen Antheil dieser Bescheerung. Namentlich in der ersten Hälfte der Siebziger Jahre wanderten die Baselbieter stark nach Birsfelden aus, so kamen z. B. 1874 von Häfelfingen mehrere Familien mit nicht weniger als 17 schulpflichtigen Kindern dahin. — Seit die Posamenterei oder überhaupt die Seidenindustrie so darnieder liegt, nahm die Zahl der Arbeiter in Birsfelden bedeutend ab; dafür kam aber Ersatz, so namentlich Angestellte vom Rangirbahnhof auf dem Wolf und dem Centralbahnhof, die auch meistens solidere Zahler sind, als erstere.

Weniger Ziffern bedarf es, um die Zunahme der Bevölkerung des Dorfes festzustellen. Birsfeld zählte kurz vor der Trennung von Stadt und Land

1832	18	Seelen, dann
1840	400	"
1846	600	"
1850	900	"
1860	1431	"
1870	1874	"
1880	3370	"
1888	3598	"

Erster Lehrer in Birsfelden: Xaver Gschwind von Therwyl, vom 1. November 1846 an, begann mit 70 Kindern in einer Wohnstube hinter dem „Rößli". 1851 Erbauung des ersten Schulhauses. Fernere Lehrer: Samuel Hunziker von Kulm, Johannes Leupin von Muttenz, Reinhard Maurer von Liestal, Jakob Fischer aus Aargau, Theodor Grimm von Lausen, J. Kohl-Buser von Läufelfingen u. s. w.

III. Von 1866 bis 1887.

Sonntags den 14. Oktober 1866, Nachmittags 2 Uhr, wurde die neue Kirche in Birsfelden eingeweiht. Festprediger war Hr. Pfarrer J. J. Oeri in Lausen. Text: Ephes. 2, 19—22. Die Predigt ist gedruckt. Am 11. Oktober 1866 sodann trat der auf Vorschlag des ehrwürdigen bisherigen Pfarrers der Gesammtgemeinde, des Herrn Pfarrer Joh. Schmid-Linder in Muttenz von dem Herrn Kirchendirektor Emil Frey als Vikar für Birsfelden berufene Herr Gottlieb Linder, Sohn des im Jahr 1842 als Pfarrer von Muttenz und Birsfelden verstorbenen Herrn Emanuel Linder-Mesmer, sein Amt an, indem er seine erste Predigt in der Kirche hielt über Matth. 5., 6. (Einige Jahre vorher hatte derselbe zum ersten Mal in Birsfelden gepredigt, im Schulhause an einem Bettage über 1 Thess. 5., 18.)

Am Weihnachtsfeste 1866 wurde in den Kirche zu Birsfelden zum ersten Mal das hl. Abendmahl gefeiert und zwar von 78 Kommunikanten. Die Abendmahlsgefäße waren auf den 23. Dezember angekommen, nämlich: 2 Becher, 1 Kanne mit der Aufschrift: „Liebesgabe von Frauen und Jungfrauen Basels an die Gemeinde Birsfelden"; 1 Patena und 1 Taufbecken, vom Frauenverein in Basel geschenkt. Bald darauf schenkte auch Fräulein Marie Legrand zur „Sandgrube" in Basel einen vergoldeten Kelch, bestimmt zu reformirten Hauskommunionen in Birsfelden; derselbe wurde auf dem Altar aufgestellt am Charfreitag (19. April) 1867.

Nun begann die Gemeinde festere Gestalt zu gewinnen, indem zum geordneten Gottesdienst, Schul- und Armenwesen, auch die Erhebung zur selbständigen Kirchgemeinde sich vollzog. Montag und Dienstag den 15. und 16. April 1867 nahm der Landrath den Gesetzesvorschlag betreffend Errichtung einer Pfarrei in Birsfelden an, und beschloß, ihn dem Volke vorzulegen. Zu diesem Beschlusse hatte namentlich auch der Hinblick auf die von Birsfelden kurz vorher erlittene schwere Typhusepidemie mitgewirkt, sowie die Erklärung des seit 1842 auch Birsfelden versehenden, betagten Geistlichen von Muttenz, daß er einen Vikar wünsche. Sonntag den 16. Mai 1867 wurde dann das Gesetz über Errichtung einer reformirten Pfarrei in Birsfelden (nebst andern Vorlagen) mit 4102 gegen 1050 Stimmen durch Referendum angenommen. Birsfelden selbst stimmte dabei mit 139 Ja gegen 4 Nein.

Sonntag den 30. Mai 1867 wurde sodann in Folge des neuen Gesetzes zur Pfarrwahl geschritten und auf dem Wege der Berufung wurde mit 73 von 74 Stimmen (1 Stimme verworfen) zum Pfarrer der Kirchgemeinde Birsfelden ernannt: Hr. Gottlieb Linder von Basel, V. D. M., bisheriger Vikar in Birsfelden.

Am Sonntag den 14. November 1868 wurde der Birsfelder Kirchenstreit mit den Katholiken zu beidseitiger Zufriedenheit unter Herrn Regierungsrath E. Frey dahin erledigt, daß die Katholiken auf allen Besitzanspruch auf die Kirche verzichten gegen 3000 Fr., die ihnen die Reformirten in Terminen zu zahlen haben. Dabei behalten die Katholiken das Recht der Kirchenbenützung bei Begräbnissen und Hochzeiten. Dies wurde erstmals benützt von Hrn. Vikar Hegglin bei Anlaß des Begräbnisses der Frau Meyrat, Januar 1870.

Im Sommer 1869 beschloß die katholische Bevölkerung von Birsfelden und Umgebung den Bau einer Kapelle bei der Hardt, wozu Hr. Jakob Kilcher den Bauplatz geschenkt hatte. Die Baumeister Härle und Peyer übernahmen die Ausführung des Baues, mit dem auch ein Pfarrhausbau verbunden wurde. Am 27. September 1869 fand die Grundsteinlegung der katholischen Kapelle statt, wobei der dazu auch eingeladene reformirte Pfarrer Linder bei den 3 Hammerschlägen den Spruch that: „In necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus caritas.“ (Im Nothwendigen Einigkeit, im Umstrittenen Freiheit, in Allem die Liebe.)

Am 10. Januar 1870 starb Hr. Heinrich Bueß-Wilkens, Landrath und Präsident der Einwohnerkommission und der Armenpflege Birsfelden und wurde unter zahlreicher Betheiligung (148 Männer) am 13. Januar beerdigt. An seine Stelle wurde später als Landrath erwählt Hr. Jakob Lavater-Gisin, Sohn, von Muttenz; als Präsident der Einwohnerkommission bei der Erneuerungswahl Hr. Martin Erzberger-Schneider, Maler, von Liestal.

Am 30. Juni 1871: Beschluß der Trennung Birsfeldens von Muttenz und Wunsch, eine selbständige politische Gemeinde Birsfelden zu sein. Dafür stimmen 118 von 134 Stimmen. Am 1. Dezember 1872 wurde der für Birsfelden bestimmte Gemeindebann mit großer Mehrheit von Birsfelden angenommen.

Nachdem am 14. Dezember 1873 eine von der Gemeinde ernannte Siebzehnerkommission über den Bau eines neuen Schulhauses

verhandelt hatte, folgten sich die Ereignisse rasch: 8. Februar 1874: Beschluß einen vierten Lehrer anzustellen; 1. März neuer Schulhausbau definitiv beschlossen (Aktien zu 3 %), 2. März wurde das Fundament zum Schulhaus gegraben. 16. Juni: Aufrichtung des Schulhauses und Aufrichtmahl der Behörden und Arbeiter im „Bären“, 21. Juni: Wahl des Lehrers Heinrich Bertschinger, 12. Juli: seine Einführung (Text: Ephes. 3, 14—21), 18. Oktober 1874: Einweihung des neuen Schulhauses. (Text: 1 Tim. 2., 4). Zug durch's Dorf zur Kirche, dann zum alten und zum neuen Schulhaus, Uebergabe des Schlüssels an den Gemeindepräsidenten Hrn. Erzberger, der öffnet mit den Worten: „Im Namen Gottes und des Friedens!“ Besichtigung des Hauses; inzwischen Bewirthung der Schuljugend. Abendessen der Erwachsenen mit den Ehrengästen im Bürkli'schen Saal. Die Wände des Saales waren mit Inschriften geziert, welche die schnelle Entwicklung Birsfeldens zeigten (z. B. 1830: Kein Lehrer, 3 Kinder; 1846: 1 Lehrer, 70 Kinder u. s. w.). Am 16. August 1874 wurde auch sofort eine Besoldungserhöhung für die Lehrer beschlossen.

Herr Armeninspektor und Ständerath Birmann in Liestal hat für Kirchenbau, Schulhausbau, Armenpflege und die allgemeinen Interessen Birsfeldens sehr viel gethan.

Ein Mann, der sich um Birsfeldens Entwicklung, Kirche und Schule sehr verdient gemacht hat, hat noch die ersten Anfänge zum Schulhausbau erlebt, aber seine reiche Erfahrung mußte bei der Ausführung des Werkes sehr vermißt werden, nämlich: Hr. Joachim Bornhauser-Ott, Schreinermeister und Präsident der Kirchenbaukommission, ein sehr thätiger Mann, der sich selbst emporgearbeitet hat, nachdem er ohne eigne Mittel von seiner Heimath Weinfelden, Thurgau, nach Birsfelden gekommen war und dann Bürger von Basel wurde. Er starb am 17. Dezember 1873 und wurde unter großer Betheiligung von In- und Auswärtigen begraben. Er hatte vor seinem Tode noch ein Legat von 200 Fr. gemacht zur Beschaffung von Lehrmitteln für arme Kinder.

Am 31. Dezember wählt die Kirchgemeinde in Folge Wegzugs des Hrn. Pfarrer Linder nach Riehen einstimmig zum Pfarrer Hrn. Chr. Friedrich Eppler, bisher Pfarrer in Waldenburg.

2. September 1881. Die gewaltig angeschwollene Birs reißt die

Birsbrücke fort. Längere Zeit wird der Verkehr mit der Stadt Basel durch einen Nachen vermittelt. Dann Bau einer soliden neuen Brücke.

Am 7. März 1885 Ausbruch der sog. „Blattern" oder Pocken in Birsfelden. Fortan allerlei Hilfleistungen, Barackenbau, große Kosten, Steigen der Epidemie u. dgl. bis 20. September 1885 (Bettag), wo Schluß des Blatternspitals. Im Ganzen waren an den Blattern erkrankt 114 Personen, gestorben 19, nämlich 6 Erwachsene und 13 Kinder. Aerztlich wurde konstatirt, daß von den Geimpften Keines in den Blatternspital hat verbracht werden müssen. Die Gesammtkosten, die vor der Hand aus der Armenkasse genommen wurden, beliefen sich auf 12,648 Fr. 78 Cts. (darunter der Barackenbau mit 2528 Fr. 06), wozu im Jahr 1886 nachträglich noch kamen 412 Fr. 90, Der Staat vergütete daran 5539 Fr. 35 Cts. und überließ Mobiliar und Baracke der Armenkasse unter der Bedingung, daß die Baracke zwei Jahre lang ihrem Zwecke nicht dürfe entfremdet und also auch nicht dürfe verkauft werden. Der Erlös habe später in die Armenkasse zu fallen. Der freiwillige Einzug in der Gemeinde hatte 614 Fr. 26 Cts. betragen. Die letzte Blatternkranke, Frau Weißkopf, die zugleich mit drei Kindern verpflegt worden, wurde erst am 14. November entlassen und ein nachträglicher vereinzelter Fall kam am 21. Dezember zum Abschluß.

3. Oktober 1886. Außerordentlich große Betheiligung bei dem Begräbniß des Herrn Lehrer Xaver Gschwind, seit 40. Jahren als der erste Lehrer der Gemeinde thätig gewesen. Zu seinem Begräbniß läuten die Glocken der protestantischen und die der katholischen Kirche gemeinsam, reden der katholische Priester und der protestantische Pfarrer Worte herzlicher Trauer und Dankbarkeit.

25. März 1887. Gemeinschaftliche Sitzung wegen des Begräbnisses von Hrn. Präsident Erzberger. Er ist der erste Todte, der mit dem nun fertigen Leichenwagen zu Grabe geführt wird. Er hatte für denselben noch lebhaft geredet in einer Gemeindeversammlung im Oktober vorigen Jahres.

27. März 1887, Nachmittags 4 Uhr, Begräbniß des Herrn Gemeindepräsidenten Martin Erzberger von Liestal. Ueberaus große Betheiligung.

Das Landkapitel Frick- und Sißgau.

Das Bisthum Basel bestand vor der Reformation aus zwölf Landkapiteln, wovon zwei: das Siß- und Frickgau einen beträchtlichen Theil Rauraciens ausmachten. Frickgau mag wohl seinen Namen von der ehemaligen Grafschaft Briggow entlehnt haben, dessen Wappen, nämlich die drei homburgischen Lindenblätter, zu den Füßen der Mutter des Herrn, es noch in seinem Kapitels-Siegel führt.

Es zählte vormals 34 Pfarreien: Leuggern, Mandach, Rain, Mettau, Gansingen, Sulz mit der Mutterkirche Rheinsulz, Laufenburg mit der Filialkirche Kaisten, Frick, Hornussen, Elfingen, Herznach, Bötzberg, Mönenthal, Umikon, Schinznach, Thalheim, Gowenstein (Auenstein), Kilchberg, Wölfliswyl, Oltingen, Wittnau, Genglisbach (Erlinsbach), Velten (Veltheim), Kienberg, Oeschgen, Eicken, Stein, Niedermumpf, Obermumpf, Zuzgen, Schupfart, Wegenstetten, Rothenfluh und Buus.

Diejenigen Pfarreien, welche im Gebiete Bern's lagen, trennten sich 1526 von der katholischen Kirche; eben so alle im Gebiete von Basel und des Kapitels Sißgau gelegenen, mit Ausnahme der Pfarreien Kaiseraugst, Magden, Rheinfelden, Möhlin und Zeiningen, die politisch dem vorderösterreichischen Landtheile Frickthal angehörten.

Bald nach dieser kirchlichen Trennung vereinten sich die in beiden Kapiteln der alten Lehre treu gebliebenen Pfarreien, errichteten zusammen ein neues Kapitel und nannten es „Frick- und Sißgau".

Das Kollegiatstift Rheinfelden trat dem unirten Kapitel nicht bei; obwohl es noch im Jahre 1617 von demselben aus dem Grunde zum Beitritte aufgefordert worden, weil es vor der Reformation laut bischöflichem Marchregister zum Kapitel Sißgau gehört haben soll. Die bischöfliche Kurie zu Altkirch erklärte es dann durch schiedrichterlichen Spruch (1618) von diesem Verbande frei.

Kienberg schloß sich mehrerer Bequemlichkeit wegen 1650 dem solothurnischen Kapitel Buchsgau an.

Gegenwärtig besteht das Kapitel Frick- und Sißgau aus 24 Pfarreien und 6 Kaplaneien.

Laufenburg hatte früher vier Kaplaneien: drei städtische, die aber wegen geringer Fundation und übler Verwaltung bis auf eine zusammenschmolzen; dann die reichlich dotirte Mandacher'sche Familienkaplanei, welche bei der Vertheilung der Kirchengüter zwischen badisch und schweizerisch Laufenburg wider alles Recht gleichfalls die Hälfte ihres Einkommens verlor.

Kaisten wurde 1688 von Laufenburg, Olsberg 1786 von Kaiseraugst getrennt und später zu selbständigen Pfarreien erhoben.

Ittenthal sonderte sich 1812 von Kaisten und errichtete eine Lokalkaplanei mit allen Pfarrpflichten.

In Frick stiftete 1813 Fräulein von Mantelin eine wohlbegabte Kaplanei.

In Zeihen führte Karl Häfelin, Pfarrer zu Herznach, aus Beiträgen frommer Wohlthäter und mit eigenhändigen Opfern eine ansehnliche Kirche und Priesterwohnung auf.

Seit 1816 werden zur seelsorglichen Aushilfe in den vier Kapitels-Regiunkeln von der Landesregierung vier Priester aufgestellt und aus dem fricktalischen Religionsfonde besoldet, nachdem die beiden Kapuzinerklöster zu Rheinfelden und Laufenburg, dieses 1654, jenes 1660 gegründet, im Jahre 1803 aufgehoben worden.

Vor der Vereinigung des Frickthals mit dem Aargau übte das fürstliche Damenstift in Säckingen das Ernennungsrecht aus in Laufenburg, Sulz, Mettau, Gansingen, Hornussen, Niedermumpf, Obermumpf, Zuzgen, Schupfart, Stein und Wegenstetten.

Leuggern und dessen Kaplanei wurden von dem Kommandeur des Malteser Ordens daselbst, Möhlin, Frick und seine alte Kaplanei vom Kommandeur in Beuggen, Magden von dem Damenstifte in Olsberg, Kaiseraugst und Zeiningen von dem baselschen Domkapitel, Kaisten von dem Pfarr-Rektor in Laufenburg und Oeschgen von dem Baron von Schönau vergeben.

Das Patronatrecht auf alle diese Pfründen, sowie auf Olsberg und Ittenthal fiel der Kantonsregierung zu. Sie wählt auch aus zwei von dem Kollegiatstifte in Rheinfelden vorgeschlagenen Kandidaten einen Pfarrer nach Wölfliswyl.

Herznach und Eiken wurden von dem Kollegiatstifte in Rhein-

felden, die Mantelinsche Kaplanei in Frick vom Kapitelsvorstande, die Mandacherische in Laufenburg vom Bischofe und die dortige städtische Kaplanei vom Stadtrath besetzt.

Wittnau erhielt seinen Pfarrer aus dem Benediktiner-Kloster zu Mariastein. Sonst stand dieser Pfarrei bis 1704 auch ein Weltgeistlicher vor; weßwegen die Wahl eines Mönchs zum dortigen Pfarrer vom Landkapitel lang streitig gemacht und endlich nur mit der Beschränkung angenommen worden, daß der Gewählte ein vorderösterreichischer Unterthan (mithin jetzt ein Frickthaler oder wenigstens ein Aargauer) sein soll. Seit das Kloster Mariastein aufgehoben ist, gehört die Pfarrwahl dem Staate Aargau.

Schon vor vielen Jahrhunderten bildete der Klerus des Frickgaus einen brüderlichen Verein, den er confraterniam (confraternitatem) nannte. Er kam oft zusammen, wählte seine Würdeträger, besprach sich über Pfarrangelegenheiten und hielt einen feierlichen Gottesdienst zum Andenken und zur Seelenruhe verstorbener Mitbrüder, Jahrzeitstifter und Wohlthäter des Kapitels. Die früheste uns bekannt gewordene Versammlung für diesen Zweck wurde 1214 zu Veltheim gehalten. Einige Verhandlungen und Beschlüsse, welche später in solchen Zusammenkünften geschehen, sind bemerkenswerth.

So ward 1642 und 1649, als Thomas Heinrich, bischöflicher Generalvikar, den Vorsitz führte, die Aufforderung gemacht, daß zukünftig kein Pfarrer mehr nach Luzern um Ehedispense schreiben, sondern sich hiefür an das Generalvikariat wenden solle, welches diese Sache unentgeltlich besorgen werde; daß das Volk von der Kanzel aus vor abergläubischen Segnungen gewarnt und dieselben den Pfarrern streng untersagt seien; daß keine Prozessionen zum Nachtheile des pfarrlichen Gottesdienstes gehalten werden sollen.

Im Jahre 1654 wurde unter dem Vorsitz des Generalvikars Florian Rieden angeordnet, an allen Sonntagen und Feiertagen der Jugend fleißigen Religionsunterricht zu ertheilen und die Predigt nicht mehr nach dem Offertorium, sondern nach dem Evangelium der Messe vorzutragen. Gleiche Aufmunterungen zum fleißigen Volksunterrichte und zur Abschaffung manchen Mißbrauches geschahen in andern Kapitelsversammlungen, denen wieder oftmal ein Generalvikar beiwohnte; wie 1671 Balthasar Frey, 1692 Ignaz Beuret, 1698 Heinrich Schnorf, 1703 Christoph Hauß von Stein 2c.

Es fehlte auch in keiner Zeit an solchen Kapitularen, die sich entweder durch Wissenschaftlichkeit, oder Amtseifer, oder fromme Stiftungen auszeichneten und ein ehrenhaftes Andenken hinterließen; wie Johann von Baldeck, Leutpiester zu Kilchberg, der 1130 Kapitels-Dekan gewesen, nachher Chorherr zu Beromünster geworden, ein doppeltes Mannesalter, weit über hundert Jahre hinaus, erreichte, in seinem höchsten Alter noch frische Haare und Zähne erhielt und in Beromünster begraben liegt, wo noch im Jahre 1700 seine Grabschrift zu lesen war. (Satzungen des Landkapitels Frick- und Sißgau.) Dann Johann Keser, 1214 Rektor zu Veltheim; Johann Kienburger, 1350 Rektor zu Hornussen; Konrad Zehnder, 1487 Dekan und Leutpriester zu Schinznach; Johann Geltinger, etwa um das Jahr 1500 Leutpriester zu Oltingen und viele andere, welche dem Kapitel ansehnliche Stiftungen machten.

Die Pfarrer Martin Petri in Augst, Johann Zimmermann in Zeiningen, Wilhelm Lächer in Wegenstetten, Leonhard Rys in Eicken, Jakob Schilling in Kaisten, Klemens Schaubinger in Stein und mehrere, die zur Pestzeit 1611 und 1628 furchtlos ihr Leben für ihre Heerde wagten und pflichtgetreu hingaben; Andreas Wunderlin, Dekan und Pfarrer in Laufenburg und Johann Uldarich Zeller, Kaplan daselbst, welche von einem schwedischen General unschuldig zum Tode verurtheilt und auf dem Marktplatze in Laufenburg am 18. Februar 1638 enthauptet worden, weil sie im Verdacht standen, durch die Beicht von der Flucht des kriegsgefangenen römischen Fürsten Sabelli (Duca di Savellio) gewußt, vielleicht auch zu derselben geholfen zu haben und bei allen Martern der Folter standhaft darauf beharrten, über die Flucht keine Auskunft geben zu können; Melchior Gropp, 1649 Dekan und Pfarrer in Herznach, der all sein Vermögen zur Erbauung des Kapuzinerklosters in Laufenburg vergabte.

Adam Renk, 1684 Pfarrer und Kammerer in Kaiseraugst, der die dortige Pfründe durch eine Stiftung verbesserte und die schöne Kapelle in badisch Wallbach erbaute. Fridolin Wild, 1692 Pfarrer und Dekan in Laufenburg, dessen fleißiger Hand ein Manuskript: „Chronologie des Kapitels Frick- und Sißgau" verdankt wird. Christoph Hauß von Stein, der 1725 als Weihbischof von Basel gestorben. Die Armuth zwang diesen edeln Mann, unter die päpstliche Schweizergarde zu treten, als er schon bis zu den hl. Weihungen vorgerückt

war. Da er aber einmal im Saale eines theologischen Kollegiums Wache stand und in sehr gutem Latein den Einwurf eines Opponenten, der alle seine Gegner zum Schweigen gebracht, halblaut vor sich hermurmelnd widerlegte, bemerkte dies ein anwesender Kardinal, beorderte ihn in das Kollegium der Propaganda und Innozenz XII. ertheilte ihm, noch mehr seiner Tugenden als seiner Wissenschaften wegen, ein Kanonikat an der Basler Domkirche, wo er von Würde zu Würde stieg.

Von manch andern trefflichen Männern, die im vorigen Jahrhundert zur Zierde der Priesterschaft im Kapitelskreise lebten und wirkten, geschehe hier nur noch eine billige Erinnerung an Josef Ringler, 1748 Pfarrer und Dekan in Laufenburg, den selbst Karl VI., der römische Kaiser, hochschätzte und mit ihm in wichtigen Angelegenheiten korrespondirte, und an Fr. Joseph Meier, 1772 ebenfalls Pfarrer und Kammerer in Laufenburg, durch dessen fromme Freigebigkeit die Pfarrkirche daselbst ihren schönsten Schmuck erhielt.

Unter den Laien, welche dem Kapitel Schenkungen für Gebete und Meßobliegenheiten gemacht, zeichnen sich besonders aus: Leopold III., Herzog von Oesterreich, Graf von Habsburg, der 1386 zu Sempach gefallen und in Königsfelden begraben liegt; Elisabeth, Gräfin von Linningen, Abtissin zu Königsfelden; viele Edle von Falkenstein, von Rinach, von Müllinen, von Wessenberg, von Hallwyl, von Schönau, von Homburg, von Grünenberg &c., viele Bürger aus Brugg, Schinznach, Lenzburg, Laufenburg, Säckingen, Frick und fast allen Orten im vormaligen Umfange des Kapitels.

Es hatte das Kapitel Frickgau auch von jeher seine Statuten, d. h. gewisse Satzungen, Herkömmlichkeiten und Privilegien, die zum Nutzen und Frommen des Klerus und der ihm anvertrauten Heerde dienen sollten. Die von Bischof Johann II. im Jahre 1356 genehmigten sind die vorgefundenen ältesten, berufen sich jedoch auf weit frühere. Manche der nachfolgenden Bischöfe bestätigten und vermehrten sie mit neuen Vorschriften und Privilegien; besonders Humbert um das Jahr 1400, Friedrich II. zu Rhin 1437, der während des Konzils zu Basel den bischöflichen Stuhl bestieg. Am ausführlichsten erscheinen dieselben unter der Benennung: Constitutiones im Jahr 1412 und im Jahr 1613 als: Statuta sive Sanctiones et Decreta

specialia Capituli Frickgaudiae neu errichtet und von Bischof Wilhelm bestätigt.

Die von Johann Konrad verfaßten und sanktionirten führen die Aufschrift: Statuta d. C. Frickgaudiae, renovata, emendata tempori accomodata, typis edita Bruntruti 1706. Und wahrhaft, der Inhalt straft auch die Aufschrift nicht Lügen, denn es sind wirklich diese Statuten in Vergleichung mit den frühern um Vieles verbessert und den Zeitbedürfnissen angemessener aufgestellt worden.

So erkannten also schon vor einem und mehr Jahrhunderten die frommen Vorfahren den beständigen Wechsel des Zeitgeistes, und die Nothwendigkeit mit demselben in allem Bessern voranzuschreiten; wo sie anders ihren hohen Beruf pflichttreu, mit Würde und Segen erfüllen und nicht — qua fruges consumero nati — geistesstumpf und talentlos umherwandeln wollten.

Der Klerus des Frickgaus hat in dieser Zeit nicht mit geschlossenen Augen gelebt. Er hat die bedeutungsvollen Erscheinungen im Religiösen sowohl, als im Politischen mit angesehen; von ihren Wirkungen auf ihre Ursachen geschlossen; so die herrschenden Gebrechen und Bedürfnisse der Zeit kennen gelernt und dadurch die feste Ueberzeugung gewonnen, daß ein jedes Gebäude — geistiges, wie materielles — welches Menschen aufgeführt, zu seiner längern Erhaltung schon bald und dann stets wieder einer sorgfältigen Ausbesserung und endlich einer gänzlichen Umgestaltung bedürfe, wenn es zum segensreichen Gebrauche und nicht zum Nachtheile dastehen und der Gefahr entgehen soll, aus Alter und Schwäche zusammenzustürzen.

Amanz Greßly.

Von Chr. Tarnuzzer.

Amanz Greßly, geb. 1814 in der Gemeinde Bärschwyl im solothurnischen Jura, ein unermüdlicher Petrefaktensammler und genialer Geologe, der über die Entstehung seiner von ihm glühend geliebten Juraberge Unvergängliches hinterlassen hat.

Das Hauptverdienst seines Lebens besteht in der Entdeckung des Gesetzes vom Facieswechsel der Schichten: die veränderte Gesteinsbeschaffenheit einer Schichte mit den veränderten organischen Einflüssen vergleichend, fand er, daß dieser Wechsel eine Folge der Bedingungen sei, welche auf dem alten Meeresgrunde für den Absatz der Schichten und die Entwicklung des organischen Lebens sich geltend gemacht. Als Greßly an den Gestaden des Mittelmeeres auch für die Gegenwart Gleiches fand und die lebenden Meeresthiere ihm ähnliche oder gleiche Verbreitung aufwiesen, wie ihre versteinerten Ahnen im Jura, war der glücklichste Moment seines Lebens gekommen. Viele Leiden waren ihm sonst beschieden; Schatten des Irrsinns trübten mehr als ein Mal seinen Geist; an diesem Unglück seines Lebens hatte der Umstand, daß Greßly seine berühmte Sammlung verlor, stark mitgearbeitet. Agassiz hatte, nach Amerika reisend, Greßly's sämmtliche Schätze mitgenommen. (Vergleiche hierüber Buonanomi's und Walkmeister's Biographie). Der Arme starb 1865 in der Irrenheilanstalt Waldau bei Bern.

I. In der Sammlung.

Die Wunder einst'ger Welten, heil'ger Raum,
Drängst du mir jetzt im schönen Bild zusammen;
Die Gegenwart scheint deutlicher mir kaum.

Ein blüh'ndes, tausendfält'ges Leben wacht
Um mich auf, wenn sie reden, die Versteinten,
Die ich gegraben aus der Felsen Nacht;

Die ich erlöst von ihren Dauerketten,
Darin die Zeit im Berg sie hielt gefangen,
Und die der Wissenschaft ich mußte retten.

Einst todesstumm, sind sie von nun an Zeugen,
Beredte, mächt'ge, für's vergang'ne Große,
Vor deren Wahrheit Jeder sich muß beugen.

Wenn ich sie liebend prüfe im Gemach,
So tauchen Küsten vor mir auf und Meere
Und längst versunk'ne Zeiten werden wach.

Die Fluthen wechseln, junge Länder kommen
Und strahlen in der Schönheit Morgenschimmer;
Ein neues Leben ist der Welt entglommen.

Doch herrlich immer wirkt die ew'ge Kraft:
Den Meeresgrund trägt sie zu jener Höhe,
Wo heut' uns Berge winken, riesenhaft.

O Heimathberge, meiner Sinnen Weide,
Dies Alles gabt ihr mir und decktet gütig
Mir dunkle Schatten weg in manchem Leide!

Wie könnt' ich Fremdem noch die Kräfte weih'n,
Die, wenn sie sanken, ihr mir neu gegeben?
Verbunden ewig bleibt mit euch mein Sein.

Es haben eure Zeugen mir verkündet
Die Zeit, darinnen ihr zuerst erschienen,
Den Ort, wo ihr euch fester dann gegründet;

Wie ihr in kühner Hebung hier gelebt
Und dort euch senktet, Meere zu begrüßen,
Die sehnend, jugendlich herangestrebt.

Auch mußte meinem Geist sich offenbaren,
Wann euch zuletzt ergriff das mächt'ge Drängen,
Bis Gipfel droben, wo sie jetzt sind, waren.

Zur Zeit des großen Aufersteh'ns geschah's,
Als sich die Wunder zeigten stolzer Alpen,
Cordillieren und Himalaya's.

O sei mir, theures Heimathland, gesegnet,
Wo ich mit Steinen einst gespielt und heut'
Der Mann der Wahrheit seines Traums begegnet!

Es liegen Schätze um mich her; es spricht
Das Felsenthier, weil ich's dazu gezwungen,
Und länger schweigt das ganze Bergland nicht.

Erzählet weiter von den fernen Zeiten,
Ihr Starren, wie ihr jung und warm gewesen,
Mein Herz ist treu und wird euch sanft geleiten.

Der Hirte will sich fromm zur Heerde halten,
Ich lebe mit der meinen frohe Tage
Und wünsche keines andern Guts zu walten.

II. Am Mittelmeere.

Das Meer! das Meer! die Alpen flammen prächtig
In Abendgluth zum Himmel auf, wie sie
Glaubt' keine Welt ich kühn und zaubermächtig.

Heut, wo mein Blick durch blaue Wasser schweift
Und in der Ferne mir in süßem Lieben
Des Meers und Himmels neue Freude reift,

Fühl' ich es wieder walten grenzenlos
Und zwischen Werden und Vergeh'n verkleinert
Zum Stäubchen mich in der Allmutter Schooß.

Doch nicht verlieren will ich mich; geworden
Ist längst ein Werk, deß' Wahrheit einzig ich
Beschwören kann an dieses Ufers Borden.

Ich hörte wohl daheim das Urmeer rauschen,
Bald mächtig branden, bald in stiller Bucht
Die Wellen mit dem Winde Grüße tauschen;

Ich sah sein Leben, heut' dem Aug' versteint,
Den Wogen trotzend, oder auch entstammend
Den Tiefen, die kein Sonnenstrahl bescheint.

Doch was die todten Reste neidisch mir
Verborgen unter starren Felsenkrusten,
Was mir verriegelt blieb, das wird mir hier.

Euch Wellen d'rum, ihr blauen, ewigjungen,
Möcht' ich um euer Leben jetzt befragen,
Um sein Gesetz und seine Wandelungen.

Das Netz geworfen hier am Strandesbogen,
An Klippen dort, und dann der Schatz der Tiefen
An's süße, brüderliche Licht gezogen!

O seht! ein tausendfältig Leben deckt
Dem Aug' sich auf, ein blüh'ndes dieser Zone,
Ein and'res ward in jener aufgeweckt.

Du bist mir fremd nicht, erste Meeresgrenze,
Mit deinen Schnecken, Muscheln mancher Art,
Seetulpen in dem Alter mancher Lenze.

Der Grund, darauf sie bau'n, ist eitel Sand
Auf Schlamm und Thon ach! liegen ihre Güter,
Wie die der Ahnen aus dem Juraland.

Dort von der Brandung tiefer aus den Fluthen
Bringt mir das Glück Korallen, reich und glänzend,
Bald blendend weiß, bald roth wie Rosengluthen.

Im Schmuck der Schönheit pranget jeder Stein,
Der Rasen trieft von Lust und Jugendfrische,
Ein Farbenteppich, welklos, ewig rein.

Wer flüchtet denn aus diesem Haus so eilig?
Dem Herrn von Wassertropf, von Ulvenheim
Dem Grafen Cyclop's, Fräulein Winkelweilig,

War mein Besuch, so denk' ich, nicht genehm;
Die arme Syllis müßt' vor Schrecken sterben,
Wenn nicht der Doktor Acoëtes käm'.

Sie sind so glücklich noch; doch freudenlos,
Eracht' ich euer Leben, Felsenhäusler,
Bohrmuscheln ihr, in Höhlen worden groß.

Weit besser ist es, in dem Wellenbrecher
Dort über'm Damm Seeigelheld zu sein,
Ein Waffenträger und ein tücht'ger Stecher......

So kommen sie, die Züge mir zu weisen,
Des Meeres lebenskundige Geschlechter,
Die zahllos fast, mir schon Vertraute heißen.

Ich weiß von dieser Völker Wohngebieten
Der Breite nach im Meer und nach der Tiefe,
Und längst zerstört sind ihre Wundermythen.

Doch was die Gegenwart mir da gezeigt,
Ist nicht verschieden von dem Urweltsbilde
Der Heimath, d'rin der Berg zum Himmel steigt.

Ich hab's den Felsenthieren abgelauscht
Und hab's im Geiste treu hieher getragen,
O Meer, das heut' zum letzten Mal mir rauscht!

Und taufen mit dem Wasser deiner Fluth,
Der heil'gen, will ich's noch, daß in ihm rinne
Ganz wie in deinem Bilde Lebensgluth.

Seid Zeugen mir, du laute Donnerstimme,
Ihr mächt'gen Winde und ihr Sturmeswogen,
Die hier abstürzen im gewalt'gen Grimme!

O wie sich's regt! Es ist nicht länger Schein,
Die Sterne trogen nicht, mein Herz ist Wonne
Und neues Glück wird mir die Heimath sein.

III. Das Verhängniß.

Allmächt'ger Himmel! könnt' im neuen Lichte,
Das freundlich mir am blauen Meer geworden,
Ich nochmals seh'n das Felsenthier, das schlichte,

Das tausendfach ich einst besaß im Schrein
Und in der Noth von trüben Jahren mehrte,
Mein einz'ger Lebenstrost, mein ganzes Sein.

Umsonst o Herz! für immer sind dahin,
Die Lieblinge dir waren in der Jugend
Und Früchte nach der Mannestage Müh'n.

Zur Freude And'rer bracht' ich meine Schätze
Dort in die Jurastadt am schönen See,
Daß sich des Wissens Durst an ihnen letze.

Ihr stummes Leben trat in blüh'ndes Reis;
Wenn es erschöpft schien, durft' es reich noch heißen
Und würdig immer manches Forschers Fleiß.

Was große Männer Wahres ihm entnommen,
Sah ich entzückt ein Gut der Jugend werden —
Mög's fürder denn der ganzen Menschheit frommen!

Mich aber hat das Unglück dann erfaßt:
Ein Schlag ward meiner Seele, so vernichtend,
Wie kaum der Blitz ist, der dort niederrast.

Ins Haus, das meine letzten Güter barg,
Trat ich, in ihrer Mitte zu vergessen,
Wie mir mein Lebensglück gemessen karg.

Ich fand sie nicht! .... in öde Leere starrt' ich,
Ein Schwergekränkter, stürzt' ich schluchzend nieder,
Und lang' in der Verzweiflung Nacht verharrt' ich;

Nicht Heilung hoffend für des Herzens Riß
Und keinem Lichte glaubend, das noch könnte
Erhellen mir die trübe Finsterniß.

So war er denn zum Räuber noch geworden,
Der mich als Freund gegrüßt, der meine Schätze,
Von mir gesammelt an des Urmeer's Borden,

Hier nützen durfte in der Wissenshalle!
Die neue Welt flicht für ihn Ruhmeskronen,
Mir aber nahm er meine Güter alle.

Ich seh' mein Dasein als verloren an
Und kann, ich fühl's, der bangen Nacht nicht wehren,
Seit mir das letzte Hoffen jäh zerrann.

Das Rettungstau liegt hier zerfetzt, zerstückt
Und Schlünde dräu'n, vor denen mir es schaudert,
Die schwerlich je mein Geist noch überbrückt.

Was wollt ihr denn von mir, ihr Spukgestalten,
Was stürmt ihr auf den Armen ein, Dämonen?
Hinweg, hinweg mit eurem finstern Walten!

Ich kannt' euch früher schon im bösen Traum
Und hab' euch schnell dann wieder abgeschüttelt;
Heut' wollt ihr meines ganzen Hirnes Raum.

Die Berge rollen vor mir her; es lacht
Und ächzt und redet Worte, wahnestrunken,
Und Alles sinkt in düst're, schwarze Nacht.

* * *

Und sie schwand wieder. Aus der Fesselhülle
Heraus trat der gedrückte Geist und wuchs
Zu früh'rer Frische und zur alten Fülle.

Noch sah er durch die dunklen Bergesmassen,
Als wären sie Krystall; an Felsen schwebend
Sucht' er die Urweltstrümmer zu erfassen;

Die Urweltstrümmer, reich und kühn und groß,
Bis neu die Nacht ihn aufnahm, d'rin dem Müden
Der Tröster Tod das stumme Leben schloß.

Der Versuch der Stadt Bern

das Frickthal und die vier Waldstädte zu gewinnen.

Von Pfarrer Dr. **Karl Schröter.** †

Zu verschiedenen Malen hatte Bern seit der Eroberung des Aargaus versucht, die vier Waldstädte am Rhein, das Frickthal und den südlichen Schwarzwald seinem Gebiete beizufügen. Allein im alten Zürcherkriege, wo es, im Verein mit den Städten Solothurn und Basel bereits Rheinfelden in Eid und Bündniß aufgenommen und Laufenburg nach harter Belagerung zur Uebergabe genöthigt hatte, als auch, zwanzig Jahre später, im Waldshuterkriege, wurde die Absicht Berns durch den Neid und die Eifersucht der übrigen eidgen. Stände vereitelt. Die Gesinnung der Frick- und Rheinthalischen Bevölkerung war, nachdem Rheinfelden im Jahr 1448 durch den Gewaltstreich wieder zum Hause Oesterreich gekommen und die eidgenössisch gesinnte Einwohnerschaft vertrieben war, eine dem österreichischen Regentenhaus treu ergebene. Darum vereinigten sich, als Erzherzog Sigismund im Jahre 1463 die vier Waldstädte, das Frickthal und den Hauensteinischen Schwarzwald der Stadt Basel verpfänden wollte, diese Land- und Ortschaften, um gegen eine solche Veräußerung zu protestiren. „Wir wolln getrewe undertonen des loblichen Hawses Osterich verbliben," äußerten sich die Abgeordneten bei einer Versammlung in Rheinfelden. Von dieser Zeit an gründet sich die Vereinigung der vier Waldstädte und der Grafschaft Hauenstein, welche durch Jahrhunderte sich, in Freud und Leid, als eine treue und biedere bewährte. Die Ergebenheit, welche diese Landschaften ihrem Fürsten bewiesen,

wurde schlecht belohnt; der Erzherzog brauchte Geld, und so wurden sie, statt an Basel oder an die Eidgenossen, an den Herzog von Burgund verpfändet. Die Erlösung aus dieser drückenden Pfandschaft, wozu das Land selbst mit Kräften mitwirkte, machte die Vereinigung fester, die Gesinnung für das Fürstenhaus noch ergebener. Deßhalb weigerten sich die vier Waldstädte, als nach dem ewigen Frieden zwischen dem Erzherzog Sigismund und den Eidgenossen im Jahre 1474 dieselben den Frieden beschwören und den Eidgenossen „Oeffnung" (freien Durchzug und Verkehr) gewähren sollten, diese Friedensbestimmung anzuerkennen. Der Erzherzog gab endlich ihrer Standhaftigkeit nach. Die Durchführung der Reformation in den umliegenden Gebieten Berns und Basels mußte die Abneigung gegen die Orte vermehren. Wiederum drohte die Gefahr der Lostrennung von Oesterreich, als nach dem Tode des Herzogs Bernhard von Sachsen-Weimar der General v. Erlach, ein Berner, Gouverneur der von den Franzosen besetzten Vorlande wurde. Doch der Abzug dieser Truppen (1650) stellte zur Freude der Einwohner den alten Zustand wieder her.

Wie groß aber war der Schrecken, da im Jahre 1737, wie ein Blitzstrahl vom heitern Himmel, die Kunde von Wien kam: Der kaiserliche Hof stehe mit der Stadt Bern in Unterhandlung über den Verkauf des Frickthals!

Die anhaltenden Kriege hatten die Finanzen, sowie die Armee Kaiser Karls VI. geschwächt; das Land war durch die übermäßigen Einquartierungen, Steuern, Kontributionen u. s. w. so ausgeraubt, daß die Regierung nicht zu neuen Steuern ihre Zuflucht nehmen durfte.* Ein anderes Mittel mußte ausfindig gemacht werden, und

---

* Die österreichischen Vorlande hatten sich von den Drangsalen des Krieges zwischen Oesterreich und Frankreich (1684—1697) noch nicht erholt, als der spanische Erfolgekrieg denselben neue Wunden schlug. Französische und österreichische Truppen lagen im Lande und beiden mußten ungeheure Kriegssteuern an Geld und Naturalien bezahlt werden. So bezahlte Rheinfelden während 8 Jahren an Holz, Fourage, Pferden 2c. den Betrag von 112,027 fl. 18 kr. Dazu kamen erst noch die Geldsteuern, welche auch nach Beendigung des Krieges fortdauerten. Neben den beständigen Einquartierungen und Naturallieferungen entrichteten die vorderösterreichischen Landstände im Jahre 1730 eine Kriegssteuer von 18,000 fl.; im Jahr 1735 von 80,000 fl. (daran traf es jede Waldstadt 941 fl., die Herrschaft Rheinfelden 2810 fl.); in demselben Jahre wieder 160,000 fl. Man kann nicht begreifen, woher die armen, verschuldeten, von den Leiden des Krieges so lange Zeit heimgesuchten Orte das Geld auftreiben konnten, welches prompt, bei Vermeidung strenger Militärexekution entrichtet werden mußte!

das beste schien ein Anlehen gegen Verpfändung von Land. Daher ließ der kaiserliche Hof am 28. Februar 1728 durch den bernischen Offizier Lentulus, der in kaiserlichen Diensten war, der Regierung von Bern ein Anerbieten in Betreff eines Darlehens von 1 bis 1½ Millionen machen; dafür sollte das Frickthal verpfändet werden. Bern zeigte sich nicht gesonnen auf ein Darlehen einzugehen; es wünschte lieber einen Verkauf und so zog sich die Unterhandlung, die ganz geheim geführt wurde, in die Länge.

Durch Pater Marquard Herrgott, Großkellner in St. Blasien, der sowohl durch seine historischen Studien, als auch durch seine politische Wirksamkeit in den vorderösterreichischen Staaten sich einen verdienten Namen erworben hat, kam die Nachricht von diesen Unterhandlungen in das Frickthal. Die Waldstädte, der Dekan des Frickthalischen Landkapitels, das Stift Rheinfelden, sowie das Kloster Olsberg gaben sich alle Mühe, dies Unternehmen zu hintertreiben. Auf die begründete Einwendung von Rheinfelden, daß nach den Privilegien, welche das österreichische Haus bei der Uebernahme der Stadt vom Reich geben mußte, die Stadt niemals verpfändet werden dürfe, erwiederte die Regierung: dies hindere nicht, daß die Gefälle, Zölle rc., welche von Stadt und Herrschaft Rheinfelden fallen, in Pfand gegeben werden können. Neben andern Mitteln, womit man zu wirken suchte, wurden auch der Beichtvater des Kaisers und der Kaiserin und der päpstliche Nuntius in Wien dringendst ersucht, den Sinn der kaiserlichen Majestäten umzuändern, damit das katholische Frickthal nicht in die Hände der calvinistischen Berner gelange. Hauptagitator war Pater Herrgott, der persönlich mit dem Kaiser und den Ministern über diese Angelegenheit sich besprach und zugleich den vorderösterreichischen Landständen die Sache an's Herz legte. Durch sein Bemühen geschah nun, daß die breisgauischen Landstände und das Frickthal sich, unter der Form eines Darlehens, von der Gefahr einer Verpfändung eines Landestheiles an Bern loskauften. Zur nähern Beleuchtung dieser Angelegenheit dienen nachfolgende Aktenstücke:

1) Brief des Pater Marquard Herrgott an den Bürgermeister Schlichtig in Laufenburg, vom 7. Dezember 1738.

„In der neulich bemerckhten wichtig und gefährlichen materie wegen verpfändung des Frickhthals und deren 4 Waldstädte an löbl. Canton Bern, hat sich inmittels nachfolgendes zugetragen; daß, nach-

deme ich durch einen schriftl. auffatz einerseiths dargethan, waſ für üblefte Folgerungen sothane verpfändung nach sich ziehen müeßte, andererseiths aber, wie ohne solche verpfändung die geldmittel aufzuborgen wären, dieser mein auffatz auch durch guetten canal zu Ihro Kayserl. Mayest=.Händen immediate gelanget, allerhöchst dieselbe dero nunmehro würkhlich ernännten Bankalitäts Präsidenten Baron von Brandau zu sich beruefen und ihm anbefohlen, über widerhohlten auffatz in conferenz zu tretthen, und meine wenigkeith mit einzuberuefen, und zeithlich wissen zue kännen, ob das mit Bern angefangene negotium fortzusetzen, oder aber gesicherte hoffnung vorhanden seye anderwerths hinlängliche geldmittel aufzubringen. Wie nun zufolg dieses allerhöchsten befehls besagter Hr. Baron v. Brandau mich gestern umb 4 uhr nachmittag zu sich einberuefen lassen. Ich aber wegen einem mir zugestossenen Gallfluß von hauſ nicht ausgehen konnte; also hat widerhohlter Hr. Baron v. Brandau kein bedenckhen getragen gestern abendts mich selbsten in meiner behausung zu besuchen, und die vorbedithene allerhöchste willensmainung mir mit mehrerm zu eröffnen.

Die hierüber gepflogene unterredung roullirte haubtsächlich auf diese punkten, benanthlich: 1mo. Daſ erschöpfte ærarium müsse sich zeitlich vorsehung thuen die Armée wiederumb herzustellen undt zuerhalten. 2do. Daſ offertum von Bern seye sehr namhaft, benantlich von anderthalb millionen, doch wollen Ihro Kayserl. Maj. lieber sehen, daſ die verpfändung ihrer Lande an Österreich. oder Reichs Stände mit einer kleinern anticipation als nicht an die Eidgnossschaft geschehete. 3tio. Nachdeme der canton Bern an das Fricktthal und Waldstädte schon mehrmahlen gesetzet, und dise an sich pfandtsweyſ zu bringen gesucht, so wäre zu bedenckhen, daß wann nicht dermal einstens eine gemässene einsicht effective vorgekhert wurdte, gehörte Landereyen über kurtz oder lang widerhohlten canton Bern eingeraumet werden müsten.

Nach langer und sachen erwägung wuste nichts besseres vorzuschlagen als daſ mann sich an die unterthanen derer 4 Waldstädte sambt Fricktthal selbst, oder aber an Sr. Bischöfl. Gdn. v. Basel wenden sollte, damit ein oder anderer theil geldter aufborgen und Ihro Kayſ. May. auf dero Tyrolische Saltzgefälle in subsidium et hypothecam des Fricktthals sambt Waldstädten anticipieren solte.

Habe dahero übernomben, nicht allein gegenwärtigen vorschlag Hlöbl. HH. Ständen mit diser post zu überschreiben, sondern auch den hier anwesenden Bischof-Baslischen Deputirten Hr. Dr. Krüpler d. behörige hievon Sr. Bischöfl. Gdn. zu Brundrut einberichten zu lassen. Daß vorträglichste wäre freylich dises, daß sambentliche 4 Waldstädte mit Fricktal sich erklärten eine anticipation von 3 biß 4 mahl hundert tausend gulden zuthuen die rückhbezahlung aber sambt interesse sich auf der Ober-Rhein-Viertlischen und Schweizerischen salzdebit versicheren liessen, mit der ausdruckhlichen stipulation, daß in ansehung solcher anticipation sye Waldstädte auf keine weiß auch keine zeithen von dem Erzhauß weder verpfändet — villweniger alieniert werden kännten. Wenn nur gedachte 3 biß 4 mahl hundert tausend gulden besagter massen anticipiert wurdten, so zweifelte nicht Jhro Kays. May. wurdten das Bernischen offertum ausschlagen, und thätten ipso facto die weithere gefährlichkeiten für jetz undt das khünftige verschwinden. Gleichwie zumahlen der Tyrolische Saltzdebit in dem Oberen Rheinviertl und der sämbtlichen Schweiz von sehr großer erträgnus ist; also wirdt solcher nicht allein zulänglich, sondern überflüssig seyn zu widerbezahlung der anticipation sambt interesse in stipulierenden jahrs-fristen, von darumben dann auch löbl Waldstädte mit Fricktal bey denen Eydgenossen leicht credit finden werden zu aufbringung gehörter anticipation.

Weilen aber alles dises in temporis periculo versieret in erwägung der einerseiths der canton Bern auf den Fortgang ihrer negotiation sehr heftig treibet, andererseiths aber der hiesige Hof sich der anticipationen zeithlich gesichert wissen will.

Alß ist höchst an der Zeith, daß die betreffende löbl. Städte ohne saumbnus zusamen tretten undt mir über dise materie eine vorweisliche vernehmung einschickhen wollen; wohin dann dise schwehre Landsanligenheith nochmahlens de meliori recommandiere, ich aber verharre mit höflichster meiner empfehlung

Euer HochEdlgestreng und gehorsamer Diener:

P. Marquard Herrgott."

2) Aus dem Schreiben des Kollegiatstiftes in Rheinfelden an P. Tönnemann, Beichtvater des Kaisers:

„Wir wollen nun nit melden, was schon anderwertig mit mehreren

und wehmüthigst vorgestellt worden, wie allerschmerzlichist es denen dißorthigen aller underthänigsten treugehorsahmsten Ständen und underthanen es fallen müßte, wan sie, als der urälteste Rest des Habspurg. Patrimonii, noch durch so vil Jahrhundert mit Aufsetzung gutts und blut's bewehrten Treu von dem allermildesten Erzhaus von Oesterreich umb leicht zerrinnendes gelt sollte abgesöndert und hingelassen werden ꝛc."

„Es ist augenscheinlich, das die Berner dises Land nit wegen des Landes suchen, dann umb so großen Pfand- oder Kaufschilling, den selbige dem Vernehmen nach anerbiethen sollen, würde sie kaum ein halbes pro cento oder nit so vil aus dem Land beziehen können: Sondern es scheint, das selbige vilmehr den situm loci zu introducirung ihrer Manufacturen, Commercien und Navigation beherzigen, und mittelst dero introducirung dem Landmann ein reichlicher zufließendes stucklein brodt verschaffen und annebens mittelst einführung verschiedener ihrer sect zugethanener handwerkher und künstler, absonderlich aber der Predicanten, und für diese erbauende neue Kirche dem gemein Mann einen breitern und der verderbten Natur angenehmen lebensweg mit tausenderley schmeichlereyen zeigen werden: da es dann nit fehlen kann, das man solchen weg truppenweis und allgemeiniglich folge und also dem ewigen verderben zu eyle ꝛc."

3) Aus dem Schreiben des päpstl. Nuntius in Wien an den Dekan des Kapitels Frick- und Sißgau vom 11. Januar 1738.

„plurima agitavi cum Patre nostro Marquardo, cujus indefessi labores maximam profecto laudem merentur. quantum certe in me erit, contendam omnibus viribus, ne nostrorum hostium fraudes exitum sorciantur, saltem nobis vitio non vertetur vel minimum negligentiae nota. Interim et lacrymis et precibus enixissime deum efflagitemus, ut non tradat bestiis animos confidentes sibi etc."

4) Aus einer Vorstellung der Landschaften Möhlinbach und Frickthal an den Gubernator in Insbruck aus dem Jahr 1760. *

* Seit der Mitte des 16. Jahrhunderts wurden die Rechte und Gewohnheiten beider Landschaften immer mehr geschmälert, neue Gesetze, Satzungen und Beamte von der Regierung eingeführt, wovon das alte Landrecht, an welchem das Volk mit Hartnäckigkeit hing, nichts enthielt. Als nun die Regierung den Landschaften Möhlinbach, Frick und Rheinthal einen Landeskassier aufstellte, erfolgte diese Vorstellung.

Bayerische Staatsbibliothek München

„Da ... sowohl unsere als deren in Gott ruhende Vorvordern allerunterthanigste Treu .... dergestalt geäußert, daß, unerachtet wir mit der Schweiz angränzen, — und — verkauft werden sollten — und theils schon verkauft gewesen, wir uns zu verschiedenen Malen und Zeiten aus unserm eigenen Geld redimirt und ausgekauft, nur damit wir unter dem allerhöchsten und allergnädigsten Schutz des Erzhauses Oesterreich unsere alte Freiheit genießen, und alles fremden Ueberdrangs entledigt bleiben könnten" ꝛc.

In dem darauf folgenden österreichischen Erbfolgekrieg besetzte ein französisches Heer wiederum das Fricktzhal (1744). Schon längst hatte der französische Gesandte in der Schweiz seine Regierung auf die Nothwendigkeit der Abtretung dieses Landtheiles an die Schweiz hingewiesen, nicht einem einzelnen Kantone, sondern allen insgemein. Natürlich hatte Frankreich sein strategisches Interesse im Auge. Darum schrieb auch der Gesandte Courteille d. J. 1747 dem Minister: die Erwerbung des Fricktzhales vom diesseitigen Rheinufer,* welches allein in unserm Interesse liegt, den Schweizern zufallen zu lassen, kann ein Geschäft von 2 oder 3 Millionen sein. Bern, Basel und Solothurn haben oft gesucht, einzeln und ohne Wissen der Andern deßwegen mit dem Wiener Hof zu unterhandeln; allein da dieses die Absichten, die wir hiebei für eine Sicherstellung unserer Grenze haben, nur sehr unvollständig erfüllen würde, so müßte man bei den allgemeinen Friedensunterhandlungen die Königin von Ungarn** zu einer unentgeltlichen Abtretung dieses Ländchens an die Eidgenossenschaft vermögen können." ***

Was dieser französische Staatsmann angerathen, wurde zwar nicht damals, aber ein halbes Jahrhundert später erfüllt!

* Der Gesandte zählt das Rheinthal auch zum Fricktzhale. Der Rhein sollte, nach seiner Ansicht, die Grenze bilden.

** Maria Theresia, welche er nicht als Kaiserin anerkennt.

*** Monnard, Gesch. der Eidg. I. 667.

Bayerische Staatsbibliothek München

[illegible]
[illegible]

H.R. SAUERLÄNDER'S BUCHBINDEREI AARAU

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Stocker, F. A.

Vom Jura zum Schwarzwald

Bd.: 2.

Aarau 1887 - 1889

Germ.sp. 245 n-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11610111-3